ERINNERUNGEN AN MERKWÜRDIGE GEGENSTÄNDE UND BEGEBENHEITEN: ERZÄHLUNGEN, ...

Heinrich Urbani, Eduard Breier, Guido Polz, Wendelin Hugo Landt, J. Ohéral

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ÖNB
+Z59415701

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Erinnerungen

an

merkwürdige Gegenstände und Begebenheiten,

verbunden mit

Novellen, Humoresken, Sagen,

und

einem zeitgemäßen Feuilleton,

nebst beigefügten

Portraits, Stein- und Holzstichen, Karten, Planen, Musikalien und Mode-Bildern.

Herausgegeben

von

Carl Wilhelm Medau.

Redigirt

von

Eduard Breier.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

Prag. 1848.

Druck und Verlag von C. W. Medau und Comp. in Prag.

224.755-C.1-1
22.-48

Digitized by Google

Digitized by Google

Zum neuen Jahr.

Das Jahr hat sein Ende erreicht!

Wir stehen an dem Rain eines neuen Zeitabschnittes und blicken vorwärts, und unser Herz beginnt in Erwartung zu schlagen, denn trotz unserem Forscherblicke vermögen wir nicht den Schleier der Zukunft zu durchschauen; wir wissen wol, daß sie kommt, allein nicht, was sie bringt.

Ja, ein neues Jahr beginnt!

Als der Mensch den ihm von der unermeßlichen Ewigkeit für sein Erdenwallen zugestandenen, unendlich kleinen Theil ansah, da faßte ein Schauer sein Herz, das bange Gefühl seiner Nichtigkeit beschlich ihn, er wollte sich dem quälenden Gedanken entwinden, und zerschnitt den ohnedies so kleinen Theil in noch kleinere Stückchen, um sich rühmen zu können, er habe funfzig, sechszig oder achtzig Jahre — so nannte er diese Abschnitte — gelebt, gehandelt. Und so oft nun ein solches Jahr herum ist und ein neues Jahr heranrückt, so freut sich der Mensch und lacht dabei in's Fäustchen, daß er der Ewigkeit wieder ein Theilchen abgerungen; der Thor, er vergißt, daß der Reiche Tausende vergeuden kann, während dem Armen der Verlust jedes Pfennigs empfindlich ist.

Und dennoch freuen sie sich und kommen einander mit einem Mundvoll Wünsche entgegen, und ich weiß gewiß, hätte der Schöpfer dem Menschen ein Geweih auf die Stirn gesetzt, an dessen Enden man seine neuen Jahre zählen könnte, der Mensch würde sich nicht freuen; er würde schneiden, feilen an dem verrätherischen Horn, so wie er jetzt schmiert und salbt an dem grauen Haare.

Wünschen, Wünsche!

Wozu bedarf der Mensch der fremden Wünsche? — Ist nicht jedes Herz mit eigenen Wünschen vollgepropft, lagert nicht in jedem Busen ein Heer von Wünschen? Wird nicht mit dem Keime des Lebens der Keim der Wünsche in das junge Blut gesenkt? Seht hin, wie sie kämpfen und ringen in der menschlichen Brust, an der Stelle des einen wurzelt schon der andere fest, Wünsche lösen Wünsche ab, neue Wünsche, neue Mühen, und fort währt der Kampf, bis endlich der Mensch mit allen seinen unerreichten Wünschen von dem Grabe umfangen wird. Gute Nacht, Welt, gute Nacht, ihr heißen Wünsche, habt ihr den Lebenden zu Tode gejagt, so mästet euch jetzt an seinem Leichname fett.

Ich habe einmal ein sinniges Märlein von einer Schlange gelesen, welche eine goldene Krone auf dem Haupte trug. Wenn ich mir die Zeit als eine solche Schlange denke, welche uns immerdar umringt, so ist das goldige Haupt der Neujahrstag, das heißt, er war es einst, weil man damals für falsche Wünsche echtes Gold bekam; jetzt freilich ist man schon etwas klüger geworden, der Kopf der Schlange hat seinen goldigen Schimmer verloren, nur der Schweif hat seine alte freudige Beweglichkeit behalten; dieser Schweif ist aber der Sylvesterabend.

Wir haben gegen alle fremden Wünsche eine papierene Schutzmauer aufgeführt, dies sind die Enthebungskarten! — Es kostet nur ein Geringes und man erspart sich die Zeit, dem Andern eine Lüge, und thut noch ein mildes Werk an der Armuth! — Welch' eine unbezahlbare Erfindung: drei Herzen mit einem Schlage!

Ja, wir haben gegen fremde Wünsche uns verwahrt, aber wer schützt uns vor den eigenen?

Legen wir die Hand an jene Stelle, wo das Herz schlägt, und gestehen wir uns aufrichtig: „was kostet uns das ganze Jahr die Erfüllung unserer eigenen Wünsche?"

Gold — Ruhe — Zufriedenheit — oft auch Gesundheit, Manchem sogar das Leben!

Und entspringen diese Wünsche aus dem Bedürfnisse des Lebens? sind sie nothwendig? tragen sie zum allgemeinen Wohl oder Nutzen, oder zu unserer eigenen Veredlung etwas bei? sind sie beglückend — erhebend

Nichts, nichts von dem Allen; sie sind oft ungeberdige, ungezogene Kinder des Uebermuthes; sie sind schlagfertige Söldner unseres verweichlichten Herzens, sie sind Mißgeburten unserer erhitzten Phantasie, sie sind leidenlahme Gefährten unseres Egoismus, sie sind mit einem Worte oft brandmarkende Schandflecke der menschlichen Gesellschaft!! — Und für diese Wünsche haben wir noch keine Enthebungskarten erfunden. Diese Wunsche dürfen das ganze Jahr hindurch schalten und walten; diese Wünsche stürzen heute ein unschuldiges Mädchen in's Verderben, und vergeuden morgen einen Schatz am Spieltische; diese Wünsche bauen heute Häuser bis in die Wolken, und zertreten morgen die Ernte des Landmannes beim fröhlichen Jagen; diese Wünsche greifen heute lasterhaft nach dem Gute des Einen, und brechen dem Andern morgen auf dem Rennplatze das Genick!!

Und für diese Wünsche haben wir noch keine Enthebungskarten erfunden?

Ja, ja, der Mensch ist sein eigener größter Feind; er wahrt sich nur immer vor Andern, und vergißt sich vor sich selbst zu schützen. Unsere Eigenliebe geht so weit, daß wir gar nicht daran denken, daß auch wir selbst uns Böses zufügen können.

Und nun nähert sich das Jahr seinem Schluße, ein neues rückt heran, und eine Geisterstimme ruft uns zu: „Halt, hier ist ein Jahr zu Ende, mache Deine Rechnung, forsche nach den Wünschen, nach den befriedigten und unerfüllten; untersuche, was Du gewirkt, wie Du gehandelt, und dann siehe nach dem Reste!"

Und der Mensch horcht bange dem Geisterrufe, angstvoll sieht er die Tage schwinden, aber noch immer zögert er, mit sich selbst abzuschließen; er weicht sich aus wie ein böser Schuldner, und verschiebt die Rechnung von Stunde zu Stunde, und es naht der letzte Tag des Jahres und er hat noch immer nicht begonnen, und es naht der letzte Abend des Jahres und er säumt noch immer; da aber erfaßt ihn Angst und Bangen, die Zeit ist fast schon zu kurz geworden, er aber thut noch immer nichts, sondern eilt zum fröhlichen Gelage, um seine Grillen zu verscheuchen, sein Gedächtniß zu betäuben und sich Vergessenheit zu ertrinken; jetzt — jetzt geht mit dem zwölften Glockenschlage das alte Jahr zu Grabe, das neue rauscht heran, und der Mensch taumelt auf und nimmt die alte Rechnung mit in's neue Jahr.

Umkreise uns nur lustig, du nie ruhende Zeit, du saugst dem Schwamme gleich Alles in dich ein, und kannst nie gesättigt werden; du bist die ewig dauernde, heimliche Vehme, denn deinem Auge entgeht Nichts, deinem Arme entkommt Nichts, du dringst überall ein; keine Stelle bleibt dir verborgen, keine Mauer ist dir stark genug, kein Ort zu heilig, kein Stand zu niedrig, keiner zu hoch; was dichte Schleier vor den Vätern einst verhüllt, das offenbarst du den Kindeskindern; vor deinen Schöppenstuhl muß sich Alles und Jedes stellen; nur einmal darfst du an die Pforte klopfen und dein Wille muß geschehen. Wir aber, die winzigen Zeitmesser — wir, die wir es nicht ertragen konnten, daß Du in einem unendlich großen Kreise uns umringst — wir wollen uns freuen, wenn jene kleinen Abschnittchen wiederkehren, wir wollen dem neuen Jahre unsere Arme öffnen, wollen ihm Becher entgegenschwingen, wollen ihm zujubeln und entgegensingen, weil — weil es politischer ist, den unbekannten Gast, der uns ebenso Gutes als Böses bringen kann, mit Freundlichkeit zu empfangen, als ihm traurig oder gar mürrisch entgegen zu gehen.

E. Breier.

Zacharias Amſelpfiff's Abenteuer,

oder:

Reminiscenzen aus dem Leben eines Lumpenſammlers.

Von Fr. Ludojaſky.

Das Leben iſt luſtig! das iſt wol eine Möglichkeit bei vielen Hunderttauſend Menſchenkindern; aber bis zur Wahrſcheinlichkeit kommt's ſo leicht nicht. Manchem hängt das Schickſal als centnerſchwerer Zopf im Nacken und erinnert ihn auf höchſt unangenehme Weiſe, daß er nicht zu üppig werden ſoll. Durchwandern wir Paläſte und Hütten und — überall finden wir Schickſalszöpfe. Ja, wenn man ſie abſchneiden könnte! Jetzt bin ich faſt fünfzig Jahre, und indem ich die Erinnerungen niederſchreibe, erkenne ich erſt vollkommen, wie mein ganzes Schickſal bis jetzt ein Zopf geweſen, der mit jedem Jahre an Alter und Weisheit, nein, das Letztere wäre eine Lüge, an Alter und Größe zugenommen hat; ich bewundere mit anhaltender Genugthuung die mir innewohnende Kraft der Exiſtenz, daß ich beſagten Appendix fünfzig Jahre hinter mir herſchleppen konnte, ohne einen Bedienten zu beſitzen, welcher ihn zu meiner Erleichterung mir nachgetragen hätte und Schiller's Worte:

„Da ſtellt ſich kein And'rer für ihn ein,
Er ſelbſt kämpft für ſich ganz allein."

paſſen ſo herrlich auf mich, daß ich ſchon zuweilen in dem Aberglauben ſchwebte, dieſer große Dichter ſei in dem Moment, als er dieſe Wahrheit niederſchrieb, von einem mir ähnlichen Phantaſiegebilde heimgeſucht worden. Sei dem, wie ihm wolle! Ich bin ſtolz auf meinen Zopf, der jedenfalls nach meinem dereinſtigen Heimgange in effigie die Anerkennung irgend eines Alterthumsvereines erringen und ſo ein Plätzchen des Ruhmes ſich eingeräumt ſehen wird, damit die Nachwelt den Muth eines Mannes bewundere, der nicht erlag unter der Centnerlaſt eines ſolchen Anhängſels, das zwar unſichtbar, aber deſto fühlbarer ihn tagtäglich in's Genick ſchlug.

Mein Vater war Lumpenſammler, ein wundervoller Stand, wenn man bedenkt, welche Abtödtung dazu gehört, um das aufzuheben, was andere Leute weggeworfen haben. Ja, wahrhaftig, es iſt eine großartige Selbſtverläugnung und ein noch großartigeres Bewußtſein, ſich zu erniedrigen in den Augen der Welt und doch, wenn man es im rechten Lichte betrachtet, über der Welt zu ſtehen, indem der Lumpenſammler der eigentliche Hebel alles Deſſen iſt, was in der Welt Herrliches, aber auch Unſinniges geſchrieben und gedruckt wird, denn der Urſtoff iſt doch eigentlich nur Lumperei, das Papier, das Kind derſelben, erzeugt unter den zärtlichſten Eindrücken der Lumpenſtampfe und der bis in's Ä getriebenen Zerkurſchung der Ueberreſte ehemaliger Hemden und dergleichen Nothwendigkeiten der civiliſirten Menſchen. Gewiß eine begeiſternde Amalgamation, aus der ſich die merkwürdigſten Schlußfolgen entwickeln laſſen. Wer nur halbwegs fünf geſunde Sinne hat, wird es begreiflich finden, daß z. B. Prozeſſe nicht aufhören können, ſo lange die Welt ſteht, denn nehmen wir die Unzahl Advokaten, Rechtspraktikanten und wie die Braven alle heißen, die ſich von der Streit- und Habſucht ihrer Nebenmenſchen recht gemächlich ernähren, ſo wirft doch durchſchnittlich Jahr für Jahr Jeder derſelben ein Hemde, das zu nichts mehr taugt, in den Lumpenkaſten. Der prozeßſüchtige Geiſt, die zahlloſen Fiſſemadente, wie man ſprichwörtlich ſagt, die Armee von Pfiffen, Kniffen und Widerſprüchen haben ſich gleichſam in beſagte Advokatenhemden hineingeſchwitzt, ſich eingebürgert in das an Alter und Zerriſſenheit immer mehr ſich hervorthuende Linnengewebe; der Lumpenkaſten nimmt es mit allen dieſen Eigenſchaften ausgeſtattet auf, die Stampfe zertheilt ſämmtliche Lumpen zu einem Brei, der nun von den innewohnenden leidenſchaftlichen Ausſchwitzungen der ehemaligen Beſitzer gleichſam ätheriſch durchſchwängert wird. Hat Einer nun ſo ein Buch Papier im Hauſe, iſt es ja kein Wunder, wenn er von den Ausdünſtungen desſelben angeſteckt wird, und fügt es der Zufall gar, daß bei den unter der Stampfe Ach und Weh' ſeufzenden Lumpen beſonders viel Eigenthümlichkeiten von Rechtspraktikanten ſich befanden, dann iſt es ja gar nicht anders möglich, als daß der nachherige Beſitzer des daraus entſtandenen Papiers eingenommen wird von den ſich aus denſelben entwickelnden Dünſten.

Mit dem Unſinn hat's die nämliche Bewandtniß; die Dummheit ſteigt ſtets zu Kopfe und benebelt, ſie iſt der ſchlimmſte Rauſch, der die Sonderbarkeit an ſich hat, daß der Katzenjammer, wie man die Nachwehen des Rauſches im gemeinen Leben benennt, nicht den Eigenthümer, ſondern deſſen Mitmenſchen allein beläſtigt, ein Vortheil, den die Dummheit vor allen andern Eigenſchaften voraus hat. Alſo mein Vater war Lumpenſammler und ich der Sprößling ſeiner Liebe, das heißt, ſeiner Ehe mit einer tugendſamen Höckerin, welche ich meine Mutter zu nennen das Vergnügen hatte, deren Andenken aber in meinem Gedächtniß ſo weit erloſchen iſt, daß ich mich nur auf die zahlloſen Prügel beſinnen kann, die ſie mir aus wahrer Herzensgüte jedesmal, wenn ſie einen Rauſch hatte, was in der Woche fünfmal und des Sonntags als Zugabe geſchah, zukommen ließ. Dieſes tief in mein phyſiſches und moraliſches Weſen eingedrungene Andenken iſt trotz dem nicht im Stande, ihr theures Bild vor meine Seele zurückzuzaubern; ich kann mich nicht deutlich mehr erinnern, wie ſie ausſah, ob ihr Geſicht ſolch' einen kräftigen Ausdruck wie ihre Hand hatte.

Lebhaft aber ſteht das Bild meines immer nüchternen Vaters, der ſich Zacharias Amſelpfiff nannte, vor mir, er theilte zwar nicht die handgreiflichen Zärtlichkeitsergüſſe mit mir, mit denen meine gute Mutter mich in unnennbarem Herzensdrange überſchüttete, indeß ich habe Urſache zu glauben, daß er mittelbar eben ſo ſehr wie ich dieſen Ausſtrömungen des innigſten Einverſtändniſſes ausgeſetzt war. Mein Vater war faſt in allen Beziehungen des Lebens Philoſoph und es iſt unumgänglich nothwendig, dieſes Umſtandes zu erwähnen, da dies natürliche Beiſpiel doch eigentlich die Grundlage meiner ganzen Denkungsweiſe und der Anlaß zu den mannigfaltigen und ſeltſamen Situationen

meiner ſpätern Carriere geworden iſt. Mein Vater ſtand wahrhaft über dem gewöhnlichen Menſchentroß, er lachte zu Allem, was geſchah.

Die Welt iſt zu lumpig, es wäre eine Dummheit, wenn man ſich über alle Lumpereien ärgern wollte, ſagte er in der Regel, wenn irgend etwas Unangenehmes vorfiel, und ich erinnere mich noch mit Wehmuth und ſtiller Rührung des unvergeßlichen Troſtes, den er mir eines Tages ertheilte, als ich ihm klagte, die Mutter habe mich wieder einmal jämmerlich durchgebläut.

Sei nicht dumm, Junge, ſagte er, was machſt Du für ein Aufhebens um eine Tracht Prügel! Laß Dir das zum Troſt gereichen, daß die Hand, welche Dich ſchlägt, ſich nur ſelber echauffirt, und wenn ſie zu ſchlagen aufhört, auch die Prügel zu Ende ſind.

Aber der Eindruck, Vater, ich habe Schwielen — die Mutter hat eine Hand wie ein Scheit Holz, antwortete ich.

Der Eindruck kommt vom Ausdruck, mein Sohn, die Mutter liebt die Gleichniſſe nicht, ſie iſt ein höchſt reelles Weſen, das nie an Nervenverſtimmung leidet; Prügel ſind alſo bei ihr ein Zeichen von Geſundheit.

Jeder wird mir beiſtimmen, daß in dieſem Troſte etwas unausſprechlich Logiſches und zugleich ein wahrhaft rührender Beweis von der zärtlichen Fürſorge meines Vaters für das Wohl meiner Mutter lag. Unter tauſend Vätern findet ſich vielleicht kaum ein einziger, der ſeinen Sohn ſo zu tröſten vermag und in der That, ich beachtete von nun an die Logik als den Grundpfeiler des Lebens, ertrug die zärtlichen Handbewegungen meiner Mutter, die ſie mir auf zwei ganz extreme Punkte meiner körperlichen Erſcheinung, auf die Backen des Geſichts und auf die des unnennbaren Theils meiner rückſichtsvollen Kehrſeite, ertheilte, mit einem ſtoiſchen Gleichmuth, wartete jedesmal mit Sehnſucht auf den letzten Schlag und jubelte dann ſtill vergnügt, wenn ich dieſen letzten weg hatte und die Mutter ganz athemlos ſich von der Anſtrengung dieſer Gerberei niederſetzen mußte. Dann keuchte ſie und ich triumphirte ganz heimlich, denn gewöhnlich war nur der Centralpunkt meiner Kehrſeite echauffirt von den ſtarken Eindrücken, die Leiterin und Austheilerin derſelben aber in ihren eigenen wohlthätigen Beſtrebungen bis zum Abſchnappen erſchöpft.

Ich will dem Leſer, weil ich ein ſehr wahrheitsliebender Mann bin, durchaus nicht läugnen, daß ich in der That in meinen jugendlichen Anfängen eine recht wilde, nichtswürdige Range war, oder wie die werthe Nachbarſchaft ſich im Ariom ausdrückte „Teufels Vorlauf.“ Dieſes wundervolle und ſo ganz richtig meine jugendlichen Streiche bezeichnende Prädikat, blieb mir ſo lange, als ich das Vergnügen hatte, unter dieſer werthen Nachbarſchaft zu hauſen. Ich kann mir recht gut den Zuſtand eines Nomaden vorſtellen, denn bis zum zwölften Jahre meines Lebens genoß ich dies Glück, halb wild zu ſein. Vater ging ſeinem Gewerbe nach, Lumpen aufzuſuchen; Mutter ſaß von frühem Morgen mit ihrem Aepfel- und Birnkram an der Marktecke als ſtereotype Figur; ich war frei, wie die Luft und bildete mich in dieſer Unbeſchränktheit meines Willens zur vollkommenſten Straßenbrut aus, worüber Niemand, als ich ſelber, die größte Freude hatte. Mit meinem Schulunterricht war nicht viel los, unſer Lehrer, früher ein ehrlicher Böttchermeiſter, der ſich vortrefflich auf's Faßbinden und Daubenſchneiden verſtand, und den man merkwürdigerweiſe auf ſeine alten Tage — warum? weiß ich nicht — auf dieſe Art zu einem Ruheſtande verholfen, ſchien jedesmal ſehr betrübt zu werden, wenn er mich in die Schule kommen ſah. Um ihn dieſer Betrübniß zu entreißen, that ich ihm ſo ſelten als möglich den Zwang an, mich zu ſehen, was im Sommer ſich ſehr wohl thun ließ, im Winter aber mit dem beſten Willen nicht anging, denn die Schulſtube hatte wenigſtens die gute Eigenſchaft, daß ſie warm war, was im Winter jedenfalls ein Vorzug iſt. Dieſe Winterzeiten waren daher die einzigen Ruhepunkte in meinem jugendlichen Nomadenleben, wo die Civiliſation mir, ſo zu ſagen, an den Puls fühlte. In den Stunden, wo der ehrliche Böttchermeiſter ſeine Weisheit uns gleichſam eintrichterte und zuweilen in Momenten der Aufregung bewies, daß Einmal Eins nicht Zwei, ſondern nur Eins ſei, was Viele meiner Geſpielen nicht klar begreifen konnten, gewann ich ſo viel Bildung, daß ich leſen, ſchreiben und rechnen lernte ohne ſonderliche Mühſeligkeit. Mein guter alter Lehrer zeichnete mich auch dafür mit folgenden feierlichen Worten aus: „Junge, Du biſt ein geborener Galgenſtrick; aber es kann ſein und es iſt gar nicht unmöglich, daß Du trotzdem es weiter bringſt, als dieſe übrigen guten Kinder.“

Auf dieſen Ausſpruch war ich ſehr ſtolz, es war die erſte Anregung meines bisher ungeweckten Ehrgefühls und in meinen Gedanken, ſo bunt ſie mir damals auch durch den Kopf ſchwirrten und auf nichts als auf Teufeleien gerichtet waren, ſchien es hell zu werden. Weiter bringen als die guten Kinder? Hm, das möchte ich wol gerne, aber wie das anfangen? Galgenſtrick blieb ich immer, Vater Kuhnert, ſo hieß der Lehrer, der mich ſo tief ergründete, hatte es herausgefunden, daß ich von Geburt aus dies Prädikat verdiente — das Compliment beſaß nicht viel Schmeichelhaftes für mich; aber es kümmerte mich auch weiter nicht ſehr. Mit einem Wort, der ehrliche alte Mann, der in ſeiner früheren Carriere ſo manchen Reifen umgeſchlagen haben mochte, in ſeinem Alter, wahrſcheinlich der Praxis wegen, auf die Fingerſpitzen der Jungen ſchlug, hatte auch in meiner Seele eine Saite angeſchlagen, die lange nachtönte. In dieſer großen Zeit ſtarb meine Mutter. Glaubwürdigen Zeugen nach, die mir ſpäter davon erzählten, ſoll ſie bei lebendigem Leibe von innen heraus verbrannt ſein, was auch gar nicht unmöglich erſcheinen wird, wenn ich dem Leſer vertraue, daß ſie in der letzten Zeit ihres irdiſchen Daſeins zu einem hohen Grad von Vollkommenheit in ihrer Gewohnheit Branntwein zu trinken, gelangt war, indem ſie nämlich ſtets das Einfache liebend, alle complicirten Deſtillationen allmälig verabſcheute und zum reinen Spiritus überging. Sie fand ihr Ende an einem hölliſch kalten Winterabende an der Marktecke, wo ſie ihr halbes Leben hindurchgeſeſſen hatte, und gewährte ſo dem Publikum in dieſer ihrer ſchrecklichen Todesart ein gewiß ſeltenes Schauſpiel, da ihr die Flammen aus dem Munde ſchlugen. Ich bekam ſie ſeit dem Mittag desſelben Tages nicht mehr zu ſehen; ob ſie auf dem Markte ganz zu Kohlen verbrannt, oder von dort in's Spital gebracht und von da aus begraben wurde, weiß ich nicht — für mich war ſie verſchwunden — und ich grämte mich nicht ſehr, denn mit ihr war auch die Hand verſchwunden, die jederzeit prügelfertig für mich geweſen.

Indeß Vatern ſchien dieſe ſchnelle und ungewöhnliche

Todesart der Mutter ſehr zu verdüſtern; einige Tage lang ſprach er gar nicht und erging ſich in ſehr trübſeligen Träumereien. Ob die Liebe zu der in Feuer Aufgegangenen ſo heftig geweſen, daß ihr unerwarteter Tod ihn ſo tief beugte, oder ob es vielleicht eine andere Urſache war, die ihn niederdrückte, war mir damals noch nicht klar, indeß er ſelbſt riß mich bald aus dieſem Zweifel, denn nach einigen Tagen ſagte er mir: Junge, Morgen gehſt Du mit mir auf den Lumpenſemmel, ich werde Dich ausbilden!

Aha! alſo meine Zukunft hatte ihn ſo ſehr beſchäftiget. Im Ganzen war mir das ſehr recht, denn erſtens lernte ich den Umfang und Betrieb des unſcheinbaren und doch ſo nützlichen Geſchäftes meines Vaters kennen, war Tag für Tag auf der Straße und mußte doch auf alle Fälle von ihm zu eſſen bekommen. Dieſe ſüße Pflicht hatte er bis jetzt gar nicht erfüllen können, weil bei uns kein Familientiſch ſtattfand. Vater befand ſich des Mittags gewöhnlich in einem weit von unſerer Wohnung gelegenen Stadttheile, Mutter an der Marktecke und ich verfügte mich regelmäßig zu Mittage zu der Letzteren, wo ich entweder mit einer Brodſuppe oder mit einem ellenlangen Kaffee und einem Stücke Brod traktirt wurde. Daß nebenbei von mütterlicher Hand dieſem Mittagstiſche einige Ohrfeigen und Rippenſtöße beigefügt wurden, war freilich odiös; indeſſen wer das commodum genießen will, muß das incommodum, gleichſam als Knochenzulage beim Fleiſcheinkauf betrachten. Mir blieb übrigens auch gar keine Wahl, wenn ich nicht hungern wollte. Um recht aufrichtig zu ſein, will ich auch nicht verſchweigen, daß ich in dieſen jungen Jahren, wo andere Knaben in Fülle der Sorgloſigkeit und im Bewußtſein eines geſättigten Magens ſich fröhlich der Kinderluſt in die Arme werfen, an manchem ſchönen Tage bettelte, um meinen Hunger zu ſtillen. Indem ich dieſes Umſtandes erwähne, deute ich zu gleicher Zeit eine Eigenſchaft mit an, welche ich mir dadurch erworben, nämlich eine gewiſſe, ſelten trügende Art Phyſiognomien-Kenntniß. Niemand wird wol beſtreiten, daß der Bettler, wenn er nicht gerade durch das Unglück, blind zu ſein, Anderen Mitleid und Erbarmen einflößt, darauf angewieſen iſt, die Mienen der Vorübergehenden zu ſtudiren und auf ſolche Weiſe den herauszufinden, in deſſen Geſichte eine gewiſſe Gutmüthigkeit ausgeprägt iſt. Das gibt mit der Zeit einen ſehr ſicheren Blick; man lernt Menſchen von außen beurtheilen, ohne mit ihnen in nähere Berührung zu kommen. Dieſer treffende Blick wird zuletzt reine Geſchäftsſache, bei der ſich Mancher ſehr wohl befindet. In Spanien ſoll es Mode ſein, zu Pferde die Leute anzubetteln, bei uns in Deutſchland ſind die Bettler von Profeſſion doch noch nicht zu dieſem Fortſchritte gelangt, das Geſchäft wird noch im alten Schlendrian, das heißt zu Fuße abgemacht. Ich, natürlich als Barfüßler, konnte keine Neuerung aufbringen, und dachte auch gar nicht im Entfernteſten daran; aber ich begriff ſehr ſchnell, daß der Vortheil für mich größer ſei, wenn ich durch Mimik etwas beitrüge, meinen kleinen Erwerb zu ſteigern, und Dank meinem Ingenio und der Fähigkeit, meinem Geſichte verſchiedene Ausdrücke zu geben; ich ſtand mich ſehr gut dabei. Natürlich blieb dieſe Induſtrie für Vater ſowol als Mutter ein Geheimniß. Ich glaube zwar nicht, daß Erſterer mich durchgebläut haben würde, denn ihm zum Ruhme muß ich es nachſagen, er betrachtete mich als ſein Fleiſch und Blut, und ſchien in dem feſten Glauben zu ſtehen, er prügle ſich ſelber, wenn er eine ſolche Exekution an mir vollziehen ſollte. Dieſer väterliche Wahn hat ihn mir unendlich theuer gemacht; der Kontraſt zwiſchen ihm und der ſeligen Mutter war zu auffallend, um mir zu entgehen. Er immer nüchtern, ſie immer berauſcht; er ſanft, immer lachend, ſie eine perſonificirte Megäre; er nie mich ſchlagend, ſie gerade in derlei Manöver eine Erholung findend. Ach, wahrhaftig, ich liebte den guten Vater Zacharias Amſelpfiff zärtlich, und jetzt, wo ich fünfzig Jahre hinter mir habe, ſteht noch ſein Bild ſo lebhaft vor meiner Seele, daß ich ſein Porträt auf's Täuſchendſte auf die Leinwand werfen wollte, wenn ich nämlich die Kunſt zu Malen verſtünde. Er war eine große knochige Geſtalt, welche, in einer Uniform ſteckend und in der Fronte eines Regiments, dem Feinde Achtung abgezwungen haben würde. Im Spätherbſte ſeines Lebens hatte er die friedensreiche und ruhmwürdige Verbindung mit meiner Mutter geſchloſſen, ohne daß ich ſagen könnte, welche Motive ihn dazu getrieben; ſein Haar war alſo, da er in den Sechszigen ſtand, ziemlich grau, was ihm ein gewiſſes ehrenwerthes Anſehen gab. Schade um ihn, daß er nicht auf einer höheren Stufe ſtand, mit ſeiner Philoſophie würde er in den verwickeltſten Lagen des Lebens etwas Tüchtiges geleiſtet haben, indem ihn nichts aus der Faſſung zu bringen vermochte. Er wußte alſo nichts von der Bettel-Induſtrie ſeines einzigen Sohnes, den er als ein Geſchenk des Himmels betrachtete. Gewiß, es wäre auch Schade geweſen, wenn von dieſem trefflichen Vater der Nachwelt kein Sprößling erhalten worden wäre, und jedenfalls iſt meine Geburt auch das größte Verdienſt meiner Mutter. Daß ich der Letzteren nichts von meiner Bettel-Induſtrie vertraute, lag in der Einſicht, daß ihr Höckerſtolz dadurch ſehr empfindlich beleidigt und ihre ſtets mich ergreifende Hand ſchwer dafür auf meinen Aeußerlichkeiten gelaſtet haben würde; doch ich ſchreite zu der Schilderung meiner erſten Thätigkeit auf einer ernſten Lebensbahn.

Der Tag war angebrochen; mein Vater machte ſeinen Lumpenkaſten zurecht, band ihn auf den Schubkarren feſt, und an den letzteren einen großen Strick, eine Vorrichtung, deren Grund ich leicht errieth, ich ſollte ziehen.

Mein Junge, — mein Vater redete mich nie mit meinem Taufnamen, der auch der Seine war, an, — mein Junge, ſagte er, das iſt heute ein ſehr feierlicher Tag, oder, wenn Du es lieber haſt, ein Tag zum Todtlachen, ganz wie Du willſt, mein Junge, ich lege Niemanden Zwang an. Feierlich in der Beziehung, daß Du heute zum erſten Male in Deinem Leben, unter meiner Aufſicht, eine ernſthaftere Beſchäftigung beginnſt, bisher warſt Du ein Galgenſtrick.

Dieſe Uebereinſtimmung der Anſichten zwiſchen meinem Vater und meinem alten Lehrer, dem emeritirten Böttchermeiſter, traf mich wunderbar, Beide mußten mich alſo ziemlich genau durchſchaut und den Kern des Pudels in mir entdeckt haben — ich beugte mich demnach gläubig vor ihrer Anſicht, ſtellte das Bewußtſein, ein Galgenſtrick geweſen zu ſein, in mir feſt. Und jetzt ſollte ich dies wohlerworbene Prädikat aufgeben, ohne zu wiſſen, ob ich auf ein Anderes mit eben ſo vielem Rechte je Anſpruch machen könnte. Das betrübte mich ſehr. Vielleicht hatte mein Vater eine Ahnung dieſes herzdurchſchneidenden Kummers in mir, er fuhr in ſeiner gehaltvollen Rede fort, wie folgt: Laß Dich das nicht

betrüben, mein Junge, wenn ich ſage, Du warſt bisher ein Galgenſtrick, ich weiß nicht, ob Dir ſchon jemand Anders dieſe aufrichtige Meinung erklärt hat; aber —

Ach ja, Herr Kuhnert, der Schulmeiſter, antwortete ich, ihn unterbrechend.

Wirklich? fragte mein Vater — nun, das iſt mir ſehr lieb, Du ſiehſt alſo, daß ich von keiner Täuſchung befangen bin, mein Junge; aber gräme Dich nicht darüber. Das Bewußtſein, einen Sohn zu haben, der als Galgenſtrick ſchon bei Anderen Anerkennung gefunden hat, iſt für mein Vatergefühl ein großer Troſt, denn aus einem Jungen, der ein Galgenſtrick iſt, kann immer mehr werden, als aus Einem, der als Waſſerſuppe, oder Schlafmütze betrachtet wird. Es gibt auch verſchiedene Arten von Galgenſtricken, Du gehörſt zu den Guten, ſchlechte Streiche haſt Du noch nie begangen, Du haſt ein zu gutes Herz dazu. Alſo keinen Gram darüber, mein Junge. Ich habe Dich Deine Kindheit genießen laſſen ohne große Einſchränkung, erſtens weil ich keine Zeit dazu hatte, Dich zu bewachen, und zweitens weil Mutter es vorzog, Dich allabendlich durchzubläuen; eine Entſchädigung muß der Menſch für ſo viele Prügel haben. Doch nun auf den heutigen Tag zu kommen. Er iſt auch zum Todtlachen — ich nehme Dich mit auf den Lumpenſammel, Du ſollſt da aufleſen, was Andere weggeworfen haben, Du fängſt mithin im Thale Deine Lebenspilgerfahrt an, und ich will hoffen, daß Du mit der Zeit auf den Berg, das heißt, in die Höhe kommſt und zu der Einſicht gelangſt, wie in der Welt doch von A bis Z Alles nur Lumperei iſt, und natürlich auch in Lumpen ſich auflöſ't. So, mein Junge, dieſe Standrede vergiß nicht, lache über alle Lumperei und bleibe wo möglich ein ehrlicher Kerl!

Nach dieſer Anſprache, welche mein unvergeßlicher Vater in einem Zuſtande von unterdrückter Rührung ſeines zärtlichen Herzens gehalten hatte, umarmte er mich und führte mich dann hinaus in den Hof, wo der Schubkarren ſtand. Hier hängte er mir das an dem Strick, welcher zum Ziehen beſtimmt war, befindliche Kuppelband über die Schultern und auf die Worte: Vorwärts, mein Junge! die er in einem ſchwer nachzuahmenden Tone zwiſchen Befehl und väterlichem Wohlwollen rief, zog ich den Karren an. Die Fahrt war luſtig, der Karren leicht, ich ſprang wie ein junges Böcklein vor demſelben her, und ein Leierkaſtenmann orgelte an der Straße mit gemüthlicher Behaglichkeit das gute alte Lied:

Ueber die Beſchwerden dieſes Lebens
Schwatzt oft mancher dumme Schnack.

Die Firma „Lumpenſammler Zacharias Amſelpfiff und Sohn" — war ſomit vollſtändig gemacht — ich der Kompagnon meines unübertrefflichen Vaters.

Ehe ich den Leſern eine Schilderung unſeres Kompagniegeſchäftes mache, ich kann dreiſt ſagen: „Kompagnie — Geſchäft," indem der Vater und ich gleichen Fond dazu beſaßen, das heißt: — gar nichts — denn was Jeder an Lumpen fand, von der Straße auflas oder aus dem Kehrichthaufen, galt als Prozent und zugleich als Dividende unſeres Kapitals, nämlich unſerer Mühe, dies Geſchäft zu betreiben — ſcheint es mir nothwendig, zu erwähnen, daß wir zu den Aermſten der ganzen Stadt gehörten. Die unſelige Gewohnheit der Mutter, ſich in gebrauntem Waſſer zu vertiefen, ließ durchaus keinen Sonnenblick eines rothen Groſchens in unſerer Häuslichkeit oder Wirthſchaft aufkommen. Vaters kümmerlicher Verdienſt reichte kaum hin, das Nothwendigſte für unſere Exiſtenz zu erſchwingen, und es wird Niemand befremden, daß ich das Urbild eines von oben bis unten zerriſſenen, lumpigen Jungens in meiner äußern Erſcheinung darſtellte. Mein Koſtüm war in der That eine merkwürdige Vereinigung von Flecken aller Art, wie ſie gerade der Zufall dem Vater, der das ehrenwerthe Amt eines Koſtümiers bei und an mir verwaltete, in die Hand führte. Von einer Farbenwahl war natürlich nicht die Rede, und ſo glich ich vollkommen einer ſchmutzigen, verſchoſſenen Muſterkarte eines Tuchhändlers, oder auch der Parodie eines buntſcheckigen Harlekins. Dieſes Koſtüm hatte im Winter einen gewiſſen Werth, inſofern immer ein Lappen auf dem andern ſaß, und ſolchergeſtalt einſchließlich des Schmutzes, der innen und auswendig d'ran haftete, einen Harniſch bildete, der die Kälte gewiſſermaßen abhielt. Meine erſte, nähere Begegnung mit civiliſirten — ich meine, gebildeten, feinfühlenden — Menſchen wird dem Leſer gewiß die Ueberzeugung geben, wie merkwürdig ich in meiner Kleidung ausgeſehen haben muß. Die Anweiſungen, die mir mein guter, unvergeßlicher Vater ertheilte, um mich in den Beſitz von Lumpen und Lümpchen zu ſetzen, waren im Ganzen höchſt einfach, und die ganze Vorrichtung, die zu der Gewinnung dieſer Ueberreſte ehemaliger Herrlichkeit nöthig war, beſtand in einem Stäbchen mit einem kleinen Haken. Wir durchſtöberten mit dieſem kunſtloſen Inſtrumente die Kehrichthaufen, die am Morgen gewöhnlich in den Düngergruben der Häuſer obenauf geſchüttet waren. Dieſe Beſchäftigung war ſehr widerlich und ich eckelte mich anfänglich bedeutend, indeſſen die Gewohnheit ſtumpft ab und ich brachte es bald zu einer gewiſſen Gewandtheit. Mancher Tag war ſo glücklich, daß wir den Kaſten unſeres Schubkarrens beinahe ganz voll hatten. Durch dieſe eben nicht ſehr appetitliche Quelle unſeres Lebensunterhaltes kam ich auch zu der Erfahrung, wo Vater die merkwürdig bunten Flecken aller Art, die mein Koſtüm, welches urſprünglich aus einer groben, grauleinwandenen Jacke, Beinkleidern und dergleichen beſtand, und im Laufe der Zeit ſo dick verpanzert wurde, herbekommen hatte. Sie entſtammten den tiefen und einſichtsvollen Forſchungen, welche er Tag für Tag in den Kehrichthaufen gehalten. — Vater lebte gar nicht ſo ſchlecht, wenigſtens hatte er nicht nothwendig zu hungern, wenn der Mittag kam; denn er wußte ſich in Wirthſchaften und Hôtels bei dem Küchenperſonale angenehm zu machen, und man war barmherzig genug, dem alten grauhaarigen Manne, deſſen Armuth ſo ſichtbar in die Augen fiel, zuweilen den Abbub von den Speiſen zu ſchenken, die alle zuſammen in einen Topf geſchüttet ein merkwürdiges, aber öfters gar nicht unſchmackhaftes Gemengſel gaben. Suppe, Gemüſe, Fleiſchſtückchen, Mehlſpeiſe, Fiſche, Kompot, Alles dies bildete ein Chaos, aus dem der weisheitsvollſte Naturforſcher nicht hätte klug werden können. Mein guter Vater hatte die Klugheit walten laſſen, ſchon einige Tage zuvor, ehe ich zur Kompagnieſchaft bei ſeinem aktienloſen Geſchäft gezogen wurde, ſeinen freundlichen Gönnern in den verſchiedenen Küchen unter den Fuß zu geben, daß ich, als ſein hoffnungsvoller Sohn, ihn auf ſeinen Entdeckungsfahrten baldigſt begleiten würde, und da er ſtets heiter und nie grämlich war,

Digitized by Google

ihm als echtem Philoſophen immer das Lachen auf den Lippen ſaß, ſo hatte er die Herzen der Küchenregenten bis herab zum niedrigſten Unterthan in dieſer ſo vorzüglichen Region ſchon im Voraus für mich gewonnen. Mit großer Heiterkeit erinnere ich mich der Präſentation meiner Perſon unter Leitung meines Vaters in den verſchiedenen Küchen. Man wollte ſich halb todt lachen, als man meiner anſichtig wurde; ich lachte natürlich mit, was wol weniger in der Anſtekkung auf die Lachmuskeln liegen mochte, als in dem angenehm erregten Kitzel meiner Geruchsnerven. Ach, wie deliat roch es!

Ich ſchnupperte nach dem pikanten, einſchmeichelnden Dufte wie ein vom Aſthma Beklommener nach Luft. — Ein wundervoll zuſammengeflickter Junge! — ein prächtiges Exemplar! — ein wahrer Schmetterling! — lachte man, und die Folge dieſer Zufriedenheitsäußerungen brachten bezüglich des Topfes Eſſen, welches man uns dann verabreichte, eine außerordentliche, bis dahin noch nie gefühlte Genugthuung für meinen Magen. Dieſe Präſentation meiner Perſönlichkeit nannte mein guter Vater großartig: „In die vornehme Welt einführen", — jeden Mittag ſpeiſ'ten wir auf dieſe Manier in zwei verſchiedenen Gaſthäuſern, und da wir das Glück hatten, Großſtädter zu ſein, ſo genoßen wir auch den unbeſchreiblichen Vortheil eines täglichen Wechſels der Reſtaurationen, deren es einige Hundert bei uns gibt. Erſt im Verlaufe von zwei Monaten begannen wir wieder die Reihe derſelben von vorn, und mein Vater ſagte mir: Sieh', mein Junge, man muß ſtets klug handeln; kämen wir öfter, würde man unſer überdrüßig werden, wir fielen den Leuten zur Laſt; aber ſo ſpeiſen wir des Jahres ſechs- oder achtmal in einem Hôtel, und man freut ſich, uns wieder zu ſehen, man gibt uns bereitwillig, und das iſt die Hauptſache; in der That er hatte Recht, er war ein Menſchenkenner und unter ſeiner Leitung gelangte ich zu der gewiß höchſt nützlichen Kenntniß des Unterſchiedes in der Kochkunſt.

Vater, da gehen wir nicht mehr hin, das Eſſen war miſerabel, die Leute ſollten ſich ſchämen, ſo ſchlecht zu kochen, ſagte ich, wähleriſch geworden, ſchon nach einigen Monaten, wenn mir die olla potrida, welche für uns in dem oder jenem Wirthshauſe zuſammengebraut worden war, nicht ſchmeckte.

Hm, haſt nicht Unrecht, mein Junge, bemerkte mein Vater d'rauf, die Leute thun mir Leid, ſtehen ſich ſelbſt im Licht, man kann mit gutem Gewiſſen ihre Küche nicht empfehlen — thun mir wahrhaftig leid, ſind ſonſt gute Leute.

Der Leſer wird daraus erſehen, wie leicht der Uebermuth in dem Herzen des Armen Platz nimmt, wenn deſſen Magen in gleicher Parallele mit einer gefüllten Wurſt ſteht. Dies war bei uns Beiden der Fall. Anfangs mit den dankbarſten Gefühlen von der Welt nahm ich dieſe zuſammengeſchütteten Speiſen zu mir, ich hatte bis zu dieſem wichtigen Abſchnitte meines Lebens derlei nicht gekoſtet; Fleiſch war, bis auf den Genuß einiger durch meine Bettel-Induſtrie dann und wann erworbenen Blut- oder Leberwürſte vom kleinſten Kaliber, ein unbekannter Gegenſtand für mich geblieben, und nun, nach wenigen Monaten fand ich ſchon bedeutende Unterſchiede in dieſem Rumfort'ſchen Gemengſel heraus. Indeß trotz dieſer Hochnäſigkeit, die ich im Wohlgefühle eines nicht hungrigen Magens aufzuſtecken begann, ging unſer nicht zu ſauberes Geſchäft ſeinen ruhigen Gang fort. Wir glichen den in der Tiefe des Meeres lebenden Geſchöpfen, die nicht berührt werden von den über die Oberfläche der Welle hinſtreifenden Stürmen; die Leidenſchaften, welche wie Giftſtoffe unter den Menſchen gähren und Glück und Frieden verſchlingen, blieben uns fern; ein Tag war des andern getreuer Sohn und Nachfolger, und wer bekümmerte ſich wol auch um ein Paar ſolcher armſeligen Kreaturen, wie die Kompagnons „Amſelpfiff, Vater und Sohn" waren, welche Tag für Tag den Abraum durchwühlten, den Andere von ſich entfernten? — Gewiß, es war ein recht glückliches Stillleben — freilich nicht in dem romantiſchen Schatten träumeriſcher Parkanlagen, die eine kleine, behagliche Hütte von der Annäherung der Außenwelt abſchließen, ſondern in dunklen und dumpfen Höfen, am Rande mephitiſche Gerüche ausſtrömender Düngergruben hingebracht, und ſpäter in des Lebens buntem Wechſelſpiele, wenn es recht trübe um mich ausſah und die Wellen des Mißgeſchickes über mich zuſammenzuſtürzen drohten, ſehnte ich mich wol öfters nach dem ſtillen, unſcheinbaren Gewerbe zurück, das ich in Gemeinſchaft mit meinem theuren, philoſophiſch geſinnten Vater betrieben.

Der Sommer war verfloſſen und der Winter im Anzuge. Als Junge von dreizehn Jahren kümmert man ſich nicht um das väterliche Einnahmbudget, wenn man nur lebt und nicht hungert. Ob Vaters oder vielmehr unſer Geſchäft ſeit meiner Theilnahme beſſer rentirte, mehr abwarf, weiß ich nicht; die Finanzen hatte mein Vater ausſchließlich über oder unter ſich, und darüber beobachtete er ein tiefes Stillſchweigen. Indeß dem Anſcheine nach waren wir nicht auf die Stufe des ſichtbaren Fortſchrittes gelangt, denn Vater begann eines ſchönen Abendes bei dem zweideutigen Lichte einer Funſel (kleinen Blechlampe) die Kehrſeite meiner Unausſprechlichen zu reſtauriren, während ich mich den ſüßen Umarmungen des Traumgottes ſorgenlos hingab. — Mit größter Selbſtanerkennung ſeiner Verdienſte um mein Exterieur, übergab mir Vater am Morgen dieſe Bekleidung meines Untermenſchen mit den Worten: Du wirſt zuletzt noch ein wahrer Modeteufel werden, mein Junge!

Ich war damals viel zu flüchtig und leichtſinnig, um die Reſtauration in Augenſchein zu nehmen, welche mein würdiger Vater, mit Aufopferung einiger Stunden an meinen unentbehrlichſten Kleidungsſtücken vorgenommen hatte; ich zog es an, und ein ſublimes Gefühl überzeugte mich, daß ich neu verbödet war, was mir eine große Freude gewährte, indem der rauhe Herbſtwind bereits kältend durch verſchiedene Offenherzigkeiten meinen zarten Leib höchſt unangenehm berührt hatte. In der wohlthätigen Empfindung dieſer äußerlichen rückſichtsvollen Wiedergeburt ſpannte ich mich alſo vor Vaters Schubkarren und ſtolzirte in muthwilligen Courbette, wie ein munteres Rößlein durch die Straßen, ſeelenvergnügt, daß ich gewahrte, wie die Leute auf dem Trottoir zu beiden Seiten der Häuſerreihen lachten und ſich an der brauſenden Luſt meiner mobilen Jungenſchaft zu ergötzen ſchienen. In der That war dieſer Tag ein ſehr heiterer, Jedermann ſchien an mir Vergnügen zu finden, Alle ſahen mir nach, wenn ich aus einem Hauſe in das andere gehend, mich als Vorſpann des Karrens auf der Straße ſehen ließ. Aber was mir auffiel und ich gar nicht überſehen konnte, war, daß mein guter Vater mitten in den über mich lachenden Menſchen mißgeſtimmt erſchien, ein Umſtand, der mich allmälig zu befremden anfing.

Warum lachen denn die Leute? fragte ich ihn.

Weiß nicht, brummte er zur Antwort und fügte nach einer Weile mehr zu ſich ſelbſt, als zu mir ſprechend hinzu: 's iſt nun einmal nicht zu ändern, wer kann dafür?

Es mußte alſo hinter der durch mein Erſcheinen erregten Lachluſt bei den Leuten ein Grund verborgen liegen, den der Vater wohl kannte. Indeſſen:

Es iſt nichts ſo fein geſponnen,
Alles kommt an's Licht der Sonnen,

und ſo ſollte auch mir das Räthſel noch am ſelben Tage gelöſ't werden.

Es war am Nachmittage, als der Vater ſagte: Mein Junge, es wird ſehr gut ſein, wenn Du den Korb nimmſt und die paar letzten Häuſer vor'm Thore noch unterſuchſt, während ich hier dieſe Häuſerreihe übernehme, dann machen wir den Feierabend. Vielleicht haben die Leute draußen auch einige Lümpchen liegen, die ſie Dir ſchenken, wenn Du ſie darum anſprichſt.

Dieſer Weiſung zufolge nahm ich das deckelloſe Körbchen und marſchirte durch's Thor, was eben nicht weit war, da wir uns gerade auf deſſen Straße befanden. Auf dieſer Seite außerhalb der Stadt war ich noch gar nicht geweſen. Aus dem Thore getreten ſah ich einige große, koloſſale Gebäude zur linken Hand der Straße.

Nun, wenn es da d'rin keine Lumpen gibt, ſo hört Alles auf — ſagte ich zu mir ſelbſt während des Hinblickes auf die ſchönen und von großen Gärten umgebenen Häuſer, welche letztere ſogar Balkone mit Geländer hatten, alſo von noblen Leuten, jedenfalls der ſchönen Ausſicht und der freien Luft wegen, bewohnt ſein mußten. In dem dem Thore zunächſt gelegenen Hauſe machte ich ſchlechte Geſchäfte; der Gärtner oder Bedienter, ich weiß nicht was er für ein Berangter war, jagte mich ohneweiters fort — wahrſcheinlich hielt mich der grobe Menſch für einen Spitzbuben en miniature. — Dir ſoll der Teufel die Kerze halten, Du Galgenſtrick! — Mit dieſem vollkommen verſtändlichen Ausdrucke ſeiner Herzensmeinung ſchien auch eine thätliche Inſinuation nicht weit entfernt zu ſein, und ich zog mich rückwärts vorſichtig zurück. Aber der Menſch hatte mich „Galgenſtrick" genannt. Hm, wie ſeltſam ſich doch die Anſichten über einen und denſelben Gegenſtand vereinigen, dachte ich bei mir ſelbſt und fand eine Art Troſt in dieſer verblümten Aeußerung; denn ich muß geſtehen, daß ich zuweilen eine gewiſſe Sehnſucht nach meiner frühern Freiheit fühlte, in der ich mir eben dieſes Prädikat erworben. Den ganzen Tag bei einem Geſchäfte, wie das unſere, angeſpannt zu ſein, konnte einem Burſchen von meinem Alter durchaus nicht zuſagen; aber was war zu machen? — ich mußte. Unter ſo trübſeligen Gedanken begab ich mich ſchüchtern in das nächſte Gebäude; ich mußte wieder durch einen Garten. Hier fand ich beſſeren Empfang, das heißt, man jagte mich nicht fort. Ein alter Mann fragte, was ich wollte? ich erklärte ihm mein Begehr.

Na, da ſuche meinethalben — war die Antwort — hier hinein geht's in den Hof.

Alſo angewieſen gelangte ich in den Hof; das Reſultat meiner Forſchungen war aber miſerabel, ich fand kein Lümpchen, das nur ſo groß wie der kleine Finger geweſen wäre. Das verſtimmte mich und ich faßte den Entſchluß, im Hauſe ſelbſt um ein paar Lumpen bitten zu gehen. Darauf war ich einſtudirt und die Miſerabilität meines Koſtüms, vielleicht auch die Uebung, die ich in der Mimik bei der Bettel-Induſtrie erworben und welche das Mitleid für mich erregt hatte, war öfter ſchon ein ſo guter Fürſprecher geweſen, daß ich ſogar von Leuten, wo ich es gar nicht erwartete, mit einigen Lumpen beſchenkt wurde. Ich ging demnach in's Haus. Im Erdgeſchoße war Alles verſchloſſen, daher ſtieg ich die erſte Etage hinauf. Ei, wie prachtig war das Haus im Innern! — Das Treppengeländer von glänzend polirtem Meſſing, es lagen Teppiche auf dem Flur, ich getraute mich kaum aufzutreten, denn es ſah ja faſt aus, als ob ich, der anerkannte Galgenſtrick, auf lauter Blumen träte. Ich klopfte ſehr demüthig an eine Thüre, Niemand hörte; ich wiederholte das Pochen, endlich rief eine tiefe Baßſtimme „Herein!" — Ich zitterte an Händen und Füßen, denn eine ſolche Baßſtimme, wie dieſe, kann einem ſchon Angſt machen. Sollte ich es denn wagen, einzutreten? — indem ich ſo unſchlüſſig außen ſtand, brach ein wahres Donnerwetter von Flüchen in dem Innern des Zimmers los; mir fiel's förmlich in die Füße, ich konnte nicht von dannen, ſo gerne ich auch wollte. Unter dieſem Jammer, der mir eiskalt durch alle Glieder rieſelte, hörte ich raſch kräftige Schritte nach der Thüre kommen, dieſe wurde aufgeriſſen, ein ziemlich korpulenter Herr mit einem mächtigen, rothbraunen Schnurrbarte und ein paar Augen im Kopfe, die mich ſchier in den Grund bohren zu wollen ſchienen, fuhr er mich barſch an: Was ſoll's? Was will die Bettelbrut?

Reden mußte ich, dieſer Gewaltige ſah ganz darnach aus, als wenn er à la Goliath ruhmlichen Andenkens, Kinder zum Frühſtücke verſchlänge.

Ich wollte um einige Lumpen gebeten haben, guter Herr! ſagte ich ſtotternd vor Angſt.

Lumpen?! rief der Herr. — Dich ſollen gleich dreitauſend Legionen Teufel aus dem Hauſe bringen, Schurke!

Ich retirirte rückwärts; dieſe Vorſicht war hier beſonders nöthig, denn mit dieſem Nabukadnezar war nicht zu ſpaſſen, da ich zu meinem größten Schrecken eine Reitpeitſche in ſeiner Hand bemerkte. Indem ich auf dieſe Weiſe mit meiner Kehrſeite an den Rand der Treppe gelangte, erſcholl plötzlich ein ungeheures Gelächter hinter meinem Rücken von unten herauf. In der Angſt guckte ich mich um; ein beinahe faſt eben ſo korpulenter Herr, aber ohne Schnurrbart und im Frack mit gelben blanken Knöpfen, kam die Treppe herauf und hielt ſich die Seiten vor Lachen. Ich war zwiſchen zwei Feuern, wußte gar nicht, was geſchehen war, und fiel in meiner Angſt vor dem Schnurrbärtigen, der die Reitgärte mit einem gewiſſen verdächtigen avec gegen mich gehoben hatte, auf die Knie nieder.

Ach Gott, guter Herr, ſchlagen Sie mich nicht, ich will in meinem ganzen Leben nicht wieder herkommen! ſchrie ich.

Ha, ha, ha! ſtöhnte der Herr tiefer unter mir — das bringt mich um — ich kann nicht mehr lachen — kriege Seitenſtechen.

Aber was lachſt Du denn, Präſident? rief der Schnurrbärtige ärgerlich.

Ha, ha, ha! ſieh' den Kerl an — prachtvoll, auf Ehre!

Dieſe Scene, die mich ganz konfus machte, denn nun wußte ich erſt recht nicht, woran ich war, ob ich Prügel bekommen oder blos ausgelacht werden ſollte, wurde durch das Hinzukommen mehrer Perſonen vervollſtändiget; wenn

ich dieſe Bezeichnung für das wahrhaft kanibaliſche Gelächter nehmen darf, das ſich auf der Treppe erhob.

Zu allen Teufeln, was lacht Ihr denn? rief der Schnurrbärtige noch ärgerlicher gemacht — ſoll ich es denn nicht erfahren?

Ja doch, ja doch — lachte der befrackte Herr. Dreh' Dir 'mal dieſen prächtigen Kerl um, und Du lachſt mit uns, General!

Herr des Lebens, der Eine Präſident, der Andere General, und ich als Lumpenpuppe ſo in der Mitte von Beiden! — Das traf mich wie ein Schlagfluß. Ich wußte zwar noch nicht genau, welche hohe Chargen General und Präſident ſind, aber ſo viel hatte ich doch ſchon gehört, daß Generäle und Präſidenten gewiß ſehr vornehme Leute wären. Ehe ich noch über die grelle Verſchiedenheit der Stände nachſinnen konnte, fühlte ich mich, beim Kragen gepackt, aufgehoben und umgedreht, wie man ungefähr mit einem Pudel, Pinſcher oder Spitz thun würde.

Der Leſer, hoffe ich, wird jedenfalls ſo einſichtsvoll ſein, mir beizuſtimmen, daß ich in einer ganz unbeſchreiblichen Lage in dieſem merk- und denkwürdigen Momente mich befand. Ich ſelbſt war in demſelben nicht ganz im Beſitze meiner fünf Sinne, das geſtehe ich. Und dieſe mich bis auf den letzten Blutstropfen indignirende Scene war nicht etwa mit dem Schwenkungsprozeß, der mit mir vorgenommen wurde, beendet, im Gegentheile, ſie entwickelte ſich jetzt erſt recht, und zwar auf eine bewunderungswürdige Weiſe.

Alle tauſend Legionen Teufel! rief der General plötzlich, indem er mich mit der Kehrſeite nach ſeiner Fronte zu feſthielt — was hat der Schwerenöther auf dem Hintertheile? — Das raſende Gelächter, der auf der Treppe ſtehenden Perſonen ſteigerte ſich orkanmäßig, ich bebte an allen Gliedern. Vater hatte mir einen unendlich großen Leinwandfleck auf den Zentralpunkt meiner Unausſprechbaren in verſchwiegener Abendſtunde aufgenäht, einen ſteifen, rauhen Leinwandfleck, den ich mit Bewunderung befühlt hatte, und den glückliche Einfall des Vaters, durch den ich zu einer Art Fahrleder, wie die Bergleute zu tragen pflegen, ſonach gekommen zu ſein ſchien, im Stillen pries.

Halt' 'mal, halt' mal! ſchrie der General plötzlich wieder — ſteh' Schurke, oder ich — Himmel, Tod und Hölle! — das iſt die Großmama! —

Jetzt war's aus mit mir, ich verſtand von allem Dem, was nun vorging, rein nichts, ich war dümmer als ein Schaf beim Wetterleuchten. — In Verzweiflung riß ich mich los von der gewaltigen Fauſt des ſchnurrbärtigen Nabukadnezars und wollte die Treppe hinab entfliehen.

Haltet ihn feſt, haltet ihn feſt! ſchrie der General ganz wüthend — die Beſtie hat die Großmama hinten d'rauf.

Ein ſtämmiger Bedienter packte mich, und ſo war ich aus dem Regen in die Traufe gekommen, denn dieſer Grobſack ſchüttelte mich ganz erbärmlich zuſammen, als wäre ich der ärgſte Verbrecher. Der Präſident war aber ein Menſch, der ſich mein erbarmte, denn ich begann jämmerlich zu flennen. Laß' Er den armen Jungen los, Baſtian, befahl er — Er dreht ihm ja den Hals ab.

Euer Gnaden, der Herr Präſident werden verzeihen, dieſe Art Galgenſtricke kennt man ſchon, ſie lungern nur in den Häuſern herum, um zu ſehen, wo ſie bei Gelegenheit was kripſen können, ſagte der unverſchämte Menſch darauf.

Da riß mir der Geduldsfaden, oder vielmehr die Angſt ſprengte die Feſſel, in welche die Furcht meine Zunge geſchlagen hatte. Das iſt nicht wahr, guter Herr, ich kripſe nicht, ich habe noch nie in meinem Leben gekripſ't, wenn ich auch ein Galgenſtrick bin; aber der Vater ſagt, ich wäre von der guten Art Galgenſtricke! — Dieſe Entgegnung machte Senſation.

Laß' Er ihn los, Baſtian! ſprach eine ſanfte Stimme, die einem blutjungen und wunderhübſchen Mädchen angehörte — er thut ja dem armen Jungen weh.

Die ſanfte, liebreiche Stimme tönte mir wie Engelsmelodie in's Ohr, ſo lieblich hatte ich noch gar Niemand ſprechen hören; das war auch ganz natürlich, denn bisher hatte ich blos Umgang mit ſogenannten Küchendragonern, wie man die Frauenzimmer nennt, welche blos am Herde und vor der Kochmaſchine vegetiren, und deren Stimme längſt im heißen Brodel der Braten und Ragout-Dämpfe den Schmelz oder das Metall aus der Kehle verloren haben. Mir wurde wunderbar gut zu Muthe, alle meine Dummejungenangſt verſchwand plötzlich, als wüßte ich nun poſitiv, daß mir kein Leides mehr in der Nähe einer ſo lieblichen Fürſprecherin geſchehen könnte. — Ich ſah ſie an, ach, wie hübſch ſah ſie aus, obgleich ſie nur einfach gekleidet war. — Ein kurzes, weißes Kleidchen, das mit der Farbe friſch gewaſchenen Schnee's wetteifern konnte, ein paar weite, weiße Pantalons, die die kleinen zierlichen Füßchen halb bedeckten, ein himmelblauer Seidenſhawl über die rechte Schulter hängend, und an der linken Hüfte in eine Roſe geknüpft, von der die Zipfel mit langen, weißen Franſen an der Seite herabfielen, ein wunderliebliches Geſichtchen von blonden Locken umrahmt, die ſich auf den blendend weißen Schultern wiegten, und bei jedem Athemzuge, der das elaſtiſche Fleiſch hob und wieder ſinken ließ, gleichſam lebendig wurden. Der Anblick dieſes reizenden Weſens, das in meinem Alter zu ſein ſchien, verzauberte mich förmlich — ich glaube, der Grobſack von Bedienten hätte mir in dieſem Augenblick einen Finger abſchneiden können, ich würde es nicht gefühlt haben. Indeß dieſe tragikomiſche Scene löſ'te ſich jetzt etwas. Licht der Aufklärung fiel in dieſe verwickelte Situation, ich erfuhr, um was es ſich handelte. Ich wage es kaum dem Leſer zu verrathen, daß mein guter, unvergeßlicher Vater dieſen ſchrecklichen Eclat herbeigeführt hatte, aber wie ſich von ſelbſt verſteht, blos aus Liebe zu mir.

Kerl, wer hat Dir das Bild hinten auf die Hoſe genäht? fragte der General wüthend.

Ein Bild? entgegnete ich erſchrocken — guter Herr, was denn für ein Bild, wo denn?

Hier Schlingel!

Ein Schmitz mit der Reitpeitſche auf den obſturſten Theil meiner Unausſprechbaren und zugleich meiner Kehrſeite überzeugte mich, daß er das Leinwandſtück meine, welches Vater noch geſtern Abends ſpät aufgeflickt hatte. Jetzt hätte ich bald gelacht, daß der vornehme Herr den Leinenfleck für ein Bild anſah — das war doch gewiß zu komiſch.

Das iſt kein Bild, guter Herr, ſagte ich berichtigend, das iſt vom Vater ein Leinwandſtück, weil —

Zum Ausreden kam ich nicht, der General war rein des Guckguck vor Zorn.

Welch' ein Skandal! rief er; trägt ſo eine Lumpen-

range das Bild unſerer Großmama auf dem deſpektirlichſten Theile ſeiner Außenſeite zur Schau! das iſt eine Blame für die ganze Familie!

Jetzt mußte ich erzählen, wie ich zu dem Leinwandfleck gekommen ſei; es wurde der Grobſack von Bedienten nach dem Vater geſchickt, der in einer kleinen Stunde mit demſelben erſchien. Nun erfolgte die Löſung des Räthſels. Auf einem freien Platze, mitten in der Stadt, hatte der Vater geſtern Abends, wie ich ſchon zu Hauſe und er noch einmal weggegangen war, das Stück Leinwand gefunden, brachte es mit nach Hauſe, ſehr erfreut, mir mit dieſem Fund eine neue und durch die Umſtände höchſt nothwendig gewordene Verbödung geben zu können. Obwol er das Leinwandſtück betrachtete und darauf das Bruſtbild einer Frau mit altmodiſcher Friſur ſah, ſo glaubte er doch keineswegs, daß es zu irgend etwas anders, als zur Reſtauration meiner Unausſprechbaren tauglich ſein könne, denn wenn es etwas werth wäre, würde es in einem Rahmen ſein und nicht ſo auf der Straße liegen. Uebrigens war es auch etwas defekt, ein Grund mehr, der ihn in ſeiner Anſicht von der Werthloſigkeit ſeines Fundes beſtärkte. Ermüdet von dem Tagewerke ſetzte ſich der Gute bei dem ſchwachen Schein der wehmüthigen Funſel hin, und panzerte es auf den leidenden Theil der Außenſeite meiner untern Menſchheit. Heute Morgen erſt, als ich wie gewöhnlich à la Pferd vor dem Schubkarren hertrottirte, bemerkte er den Bock, den er geſchoſſen, und der nun freilich, wenigſtens für dieſen Tag, nicht mehr zu ändern war. Anſtatt die unbemalte Seite nach Außen aufzunähen, hatte er ſie nach Innen gekehrt, und ich war unbewußt und zwar auf eine höchſt unanſtändige Weiſe der Träger eines Bildes aus der ehrwürdigen Rococo-Zeit. Darum lachten auch alle Leute und deswegen war auch der Vater ſo verſtimmt, und ſeine Worte: „'s iſt nun einmal nicht zu ändern", die ich freilich nicht zu deuten wußte, bezogen ſich auf dieſen argen und ſchmählichen Mißgriff. Der Zufall, der immer ſeine Hand im Spiele hat, wenn irgend etwas Großes, oder eine koloſſale Dummheit geſchieht, führte jetzt gerade, um das Ganze aufzuklären, einen jungen Mann herbei, der, wie es ſchien, ſich in großer Verlegenheit befand. Es war der Maler. Der General hatte ihm das alte Bruſtbild der Großmama am geſtrigen Tage übergeben, um es zu reſtauriren, da es durch die Zeit bedeutend gelitten hatte.

So wie ich hörte, war das theure Familienbild über hundert Jahre alt, und es iſt mit Gewißheit zu behaupten, daß der Maler, deſſen Pinſel es ſeine Entſtehung dankte, jedenfalls keine Ahnung hatte, zu welchem ſeltſamen Schilde es dereinſt gebraucht werden ſollte. Doch weiter. Der junge Künſtler, dem dies Alterthum vom General anvertraut worden war, hatte es von dem Rahmen genommen, da dieſer alt und morſch geweſen, und es gegen Abend auf einen Tiſch am Fenſter ſeiner Wohnung gelegt, am andern Morgen ſollte es auf einen neuen, bereits von ihm beſtellten Rahmen gezogen werden. Aber wer beſchreibt ſeinen Schreck, als er nun im Beſitze dieſer neuen Faſſung vergeblich das Bild ſucht, und endlich, da die Fenſter des Zimmers über Nacht offen geblieben, auf die Vermuthung geräth, daß irgend ein Zugwind es hinausgeweht haben könne. In der That war auch am verwichenen Abende ein heftig wehender Wind. Vergebens forſchte der ſich in Verzweiflung befindende Künſtler überall nach dem ſpurlos verſchwundenen Porträt und kam nun ganz niedergeſchlagen zu dem General, um ihm dieſen Verluſt anzukündigen.

Na, geben Sie ſich zufrieden, ſagte der General mit einer Art Humor zu ihm. Betrachten Sie einmal dies Bild. Dreh' Dich um, Junge!

Dieſem Befehl im Kommandotone leiſtete ich ſchnelle Folge, denn vor dieſem Schnurrbärtigen hatte ich Heidenreſpekt. — Wenn ein Blitz aus heiterem Aetherblau herabfährt und zu unſeren Füßen ſich in den Boden wühlt, kann man kaum mehr erſchrecken, als der Maler bei dem deſpektirlichen Anblicke, den der obſturſte Theil meiner Kehrſeite präſentirte. Er hatte nur einen einzigen Laut dafür; aber dieſer war ein vollkommenes Gemiſch von Schreck, Unwillen, Wuth, Wehmuth, Bewunderung und Indignation. Indeß die Auflöſung dieſes wunderbaren Räthſels erweckte allgemeine Heiterkeit, ſelbſt der bärbeißige General lachte. Und man hatte die vollkommenſte Urſache zu lachen. Erſtens fällt ſo Etwas, wie dieſe ſeltſame Geſchichte nicht alle Tage vor; zweitens war es ja ein wahres Glück, daß Vater den Lappen verkehrt aufgenäht hatte, und ich gerade in dieſes Haus kam; wer hätte ohne das Verſehen des Vaters wol je ahnen können, daß ich in meiner Unſchuld eine geheime und obendrein lebendige Bildergalerie ſei? — Keine Seele. Der General gab Befehl, daß das ehrwürdige Bild der Großmama ſeiner vornehmen, adeligen Familie, von dem unwürdigen Orte, den es bis jetzt zum Skandale geziert, entfernt werde, und ich mußte mich natürlich dazu bequemen. Der Präſident, ein höchſt jovialer Mann, dem, ſo lieb er auch die hochſelige Großmama haben mochte, die Geſchichte doch enormen Spaß gemacht hatte, und der, wenn er mich nur anſah, ſchon lachen mußte, ſagte: Es wäre unrecht, wenn wir auf dies merkwürdige, lächerliche Ereigniß ſo ſchnell vergeſſen ſollten; ich ſchlage vor, daß wir uns dieſes armen Jungens, der ſo viele Angſt wegen eines theuren Mitgliedes unſerer Familie ausgeſtanden hat, erbarmen und ihn in unſer Haus nehmen, damit er zum Menſchen wird.

Ach ja, Onkelchen! ſagte das wunderſchöne Mädchen mit den blonden Locken, indem es ſich zärtlich, wie eine Epheuranke an den ſtarken Ulmenſtamm, an den Arm des Präſidenten anhing und mit den herrlichen, blauen Augen ihn bittend anſah — erbarme Dich des armen Knabens! mein Gott, wie er gezittert hat, und wie dürftig und ſchlecht er gekleidet iſt. Und denke doch nur, gutes Onkelchen, iſt das nicht eine Fügung, daß der arme Knabe, damit uns das Bild der Großmama nicht verloren gehe, zu uns in's Haus kommen mußte?

Ja, mein' Seel'! rief der General mit ſeiner Baßſtimme — Viktoria hat Recht, der Kerl ſoll bei mir bleiben — das iſt eine Fügung.

Mein Vater wurde gefragt, ob er es zufrieden ſei?

I nun, beim Lumpenſammeln wird mir der Junge nicht fett, ſagte er; wenn die Herrſchaften Luſt haben, ſchlecht vom Herzen iſt er nicht, ſonſt aber im Ganzen ein Galgenſtrick.

Dieſe väterliche Empfehlung erweckte wegen ihrer Eigenthümlichkeit abermals allgemeine Heiterkeit. Der General ſchien außerordentlich erfreut von dieſer väterlichen Wahrheitsliebe; die wunderhübſche Viktoria gab dem ſchnurrbärtigen Herrn, der, wie ich jetzt aus ihrem Munde hörte, auch ein Onkel war, einen Kuß für die Zuſtimmung in Betreff

meiner Perſon, und ich — nun ich — ich will aufrichtig ſein. Obwol ich, ſprichwörtlich zu reden, vor dem Generale hölliſche Kamaſchen hatte, ſo ward dies Gefühl doch nicht im Stande, die Freude zu unterdrücken, welche ich bei dem Gedanken empfand, daß ich in der Nähe dieſes Engelkindes leben ſollte; ich, der geborene Galgenſtrick, wie der einſichtsvolle Böttchermeiſter, mein alter Schulmeiſter, ſehr treffend mich anerkannt hatte.

In dieſem Geſtändniſſe mag der Leſer zu der Einſicht gelangen, daß die Liebe ein allmächtiges Gefühl iſt, welches ſogar in dem Herzen eines dummen Jungen, wie ich doch war, Wurzel ſchlug. Mein guter Vater ſagte zu mir, ehe er das Haus verließ: Na, Junge, mache mir und der Bildung, die ich Dir beigebracht habe, Ehre; führe Dich gut auf und wirf keine Lumpen weg, denn die Welt iſt von A bis Z lumpig; weiter ſage ich Dir nichts, lebe wohl und beſuche mich!

Ich ſchließe dieſen Abſchnitt mit der Verſicherung, daß ich an dieſem Abende die förmliche Kur noch durchzumachen hatte, die manchem Pudel wiederfährt, wenn ſeine weiße Wolle in's Aſchgraue ſchimmert.

Die geringfügigſten Urſachen, Dinge, die von Niemand, als nur im geringſten erheblich betrachtet, die nicht einmal von den einſichtsvollſten Leuten länger im Gedanken behalten werden, als der ſchnell verflüchtende Eindruck, den ſie machten, Zeit verlangt, bringen nicht ſelten die erſtaunlichſten, kaum für möglich gehaltenen Wirkungen hervor. Die Weltgeſchichte liefert ſeit Jahrtauſenden die bewunderungswürdigſten Argumente in dieſer Beziehung. Ich bin nicht ſo eitel, um mich auch als ein Stück Weltgeſchichte bewundern zu laſſen; aber wenn ich ſo bedenke, daß Vaters Verſehen das Fundament zu meiner ferneren Carriere gelegt, daß mir mein Heil ſo zu ſagen von hinten aufging, dann möchte ich wol manchmal behaupten, auch ich, der Sohn eines Lumpenſammlers, ſei, freilich im Diminutiv genommen, eine ganze Menſchheit, die von dem und jenem Schickſale geſchopfbeutelt worden iſt. Alles habe ich dem Bilde auf dem obſturſten Theil meiner rückſichtsvollen Kehrſeite zu danken, und in mancher verzweifelten Situation meines ſpäteren Lebens, die der Leſer natürlich erfahren wird, denn ich bin ein viel zu aufrichtiges Gemüth, um hinterliſtig zu ſchweigen, wo es Offenheit gilt, habe ich mit gepreßter Stimme ausgerufen: das Bild! das Bild! — O, warum hat mir der Großvater die Großmama verkehrt aufgenäht! — Indeß es wäre undankbar von mir, wenn ich nur derlei mißlichen Reminiscenzen Raum geben wollte in meinem Gedächtniſſe, nein, ich habe auch viele Stunden in meinem Leben gehabt, wo Vaters Verkehrtheit mir zur innigſten Genugthuung wurde. Doch ich fahre fort in meiner Erzählung.

Die Pudelmanövres waren glücklich unter Leitung meines Gönners Baſtian durchgemacht, das heißt, ich war gereiniget worden von dem Scheitel bis zur Sohle. Der Umſtand, daß der General ſchon früher einen Burſchen von meiner Größe, den Sohn eines von ihm begünſtigten Unteroffiziers zu ſich als Diener aufgenommen, der aber vom kalten, unerbittlichen Tode in der Blüthe dahingerafft worden, war für mich ſehr begünſtigend, ich ward der natürliche Erbe dieſes Verblichenen, und wurde eitel wie ein Pfau, als ich mich am andern Morgen in dem Koſtüm eines, jugendlichen Jokeis im Spiegel bewundern konnte. Ich ſah prächtig aus — auf Gewiſſen! So überraſcht wurde ich von meiner äußeren Erſcheinung, daß ich dem Spiegelbilde meiner Perſon ein tiefes Kompliment machte. Es lag etwas Ehrfurchtvolles in dieſer Verneigung, wenn man ſie vom Standpunkt der Philoſophie aus betrachtet. Ich war ein ganz anderer Menſch geworden, die Metamorphoſe, die mit mir vorgegangen, war zu meinem Vortheile ausgefallen. Ich ſagte zu mir ſelber: Ich hätte gar nicht geglaubt, daß ich ſo ein hübſcher Kerl wäre. Schade, daß Vater Zacharias nicht gegenwärtig iſt! — Nachdem ich mich abermals unter Baſtian's Leitung toilettiſirt hatte, wobei der Gute mir einige verſchwiegene Rippenſtöße aus purer Freundſchaft beibrachte, weil ich unbekannt in Gamaſchen-Angelegenheiten den linken auf den rechten Fuß zog, ward ich von ihm zum Herrn General gebracht. Baſtian iſt jetzt ſchon verſchiedene Jahre im Lande der beſſeren Träume, ich glaube wenigſtens, daß er hier auf Erden zuweilen ſehr ſchlecht geträumt hatte, denn er war ein durchaus maſſiver, grober Kerl bei jeder Gelegenheit, immer grämlich, und wo es anging mit der Fauſt nachhelfend, was ich zuweilen mit auffallender Verwunderung verſpürte. Baſtian war ein ſehr altes Möbel in des Generals Hauſe, hatte ſich ſo ziemlich konſervirt, denn für ſeine Jahre, er hatte in den Fünfzigen nicht mehr viel zu ſuchen, zeigte er noch ſehr bedeutende Rüſtigkeit; von einer Entfärbung ſeiner Haare war noch gar keine Rede, ſie waren, wie ſeine Launen, unbeſtimmt, dunkel, ſchwankend zwiſchen Schwarz und Braun. Auf mich hatte er einen ganz beſondern Pick, ich glaube, er trug mir es nach, daß er mich bei meinem erſten Auftritte in dieſem vornehmen Hauſe nicht nach Herzensluſt hatte ſchopfbeuteln können, vielleicht hätte ihn dieſe kleine Bewegung zu meinen Gunſten geſtimmt; aber der Präſident und die ſchöne Viktoria waren ihm hindernd in den Weg getreten, das konnte der Gute nicht vergeſſen. Alſo Baſtian brachte mich in ein Zimmer, in welchem die ganze Familie beim Frühſtücke ſaß. Mein erſter Blick fiel — auf Viktoria, ich hatte in dieſer Nacht ja ſogar von ihr geträumt.

Lieber Leſer, lächle nicht, daß ein ſo blutarmes Menſchenkind, wie ich, ein Geſchöpf, das erſt gleichſam durch die hinterlaſſene Garderobe eines in's Elyſium abgegangenen Jokeis zum reputirlichen Menſchen gemacht wurde, ſeine Augen auf einen ſo lieblichen Engel zu werfen wagte, wie Viktoria war. Denke, daß ich auf ganz gleicher Stufe mit dem Blinden ſtand, der keine Farbe zu unterſcheiden weiß, immer in Finſterniß lebt, und nun plötzlich durch ein Wunder den vollen Gebrauch ſeiner Augen erhält, Licht ſieht, den Himmel mit ſeinem zahlloſen Sternenheere, die ſo magnetiſch ſein Auge feſſeln, daß er es nicht mehr abwenden kann von dieſer wundervollen Schöpfung, und immer hinaufſtarrt, nach dieſen zahlloſen ſchwimmenden und leuchtenden Welten. Gewiß, auch mir waren die Augen aufgegangen; bisher hatte ich nichts geſehen, nichts empfunden; Viktoria erſt war der Stern, den ich erkannte, der mich anzog. Der Schlaf in dieſer verwichenen Nacht hatte ihre zarten, weißen Wangen gleichſam mit einem Anfluge von Morgenröthe überhaucht, und wie ſie mich ſah, ſo verändert, und zum civiliſirten Menſchen geworden, lächelte ſie; aber nicht ſpöttiſch, — nein, das war der Abglanz einer recht herzlichen Freude, eines Wohlwollens, das wie ein

ſanfter beruhigender Ton meine ganze Seele durchdrang und mich heiter, ja glücklich machte. Als mich der Präſident ſah, lachte er, und der General, welcher mir geſtern wie ein grimmiger Löwe erſchienen war, lachte mit. Das war mir ſehr lieb, denn ich hatte ſchreckliche Furcht vor ihm.

Na, komm' Er 'mal her, Burſche — wie ſieht er denn aus?

Der General muſterte mich mit militäriſcher Kennermiene von oben bis unten. Das war ein Augenblick voll Verlegenheit für mich, ich ſtand ganz nahe bei ihm und konnte jede Bewegung ſeiner Augäpfel ſehen.

Na, Er macht ſich — die Knöpfe muß Er ſtets blank halten, Uniform immer proper ſein, Baſtian wird's ihm zeigen, wie das zu machen iſt. Wie alt iſt Er?

Dreizehn Jahr.

So, wie heißt Er?

Zacharias Amſelpfiff, guter Herr.

Mein Name ſchien allgemeine Heiterkeit zu erwecken; man lachte herzlich.

Ein pompöſer Kerl! rief der Präſident — durch und durch komiſch, ſelbſt der Name.

Mein guter Vater heißt ſo, bemerkte ich, denn mir that es wehe, des Vaters Namen verlacht zu ſehen.

Nun freilich, da muß er gerade ſo heißen, das iſt in der Regel, geht andern Leuten auch nicht anders, bemerkte der General gleichſam begütigend, was mir außerordentlich wohl that.

Wie verkennt man doch beim erſten Begegnen oft die Menſchen. Dieſer General, der mir geſtern ſo viele Furcht eingeflößt hatte, vor dem ich in der Angſt meines Herzens auf die Knie gefallen war, fühlte, daß es mich ſchmerzte, meines armen Vaters Namen verlacht zu ſehen, und er — lachte nicht, er ſtand mir bei. Dieſer Moment war hinreichend, mich ihm dankbar zu machen und er — liebte mich ſeit dieſem Augenblicke, ich fühlte es bei allen Gelegenheiten heraus, daß ich ſein Wohlwollen beſaß. Er war ein ſüßer Kern in einer rauhen Schale, das militäriſche Leben und die Feldzüge, welche er mit durchgemacht, hatten ihm den Stempel des Martialiſchen aufgedrückt, jenen ſchnell entflammten, die Worte nicht diplomatiſch abwägenden Zorn, die Barſchheit, die man in der Regel bei Männern findet, welche kräftigen, energiſchen Geiſtes ſind, deren Gewohnheit es iſt, mitten durch den geraden, wenn auch den rauheſten Weg zu gehen, ohne ſich um das Urtheil anderer Leute zu kümmern.

Na, geb' Er Acht, wie Baſtian Alles macht; hört Er? redete der General — Er wird kein Dummkopf ſein, glaub' ich. Leſen, ſchreiben und rechnen hat Er in der Schule gelernt, und darin muß Er in Stunden, wo Er nichts zu thun hat, ſich wacker exerzieren; ich werde Ihn unter's Kommando nehmen, und wenn Er ein tüchtiger Kerl iſt, kann Er es noch 'mal zu was Ordentlichem bringen. Soll mich freuen, wenn Er einſchlägt. Ich werde Ihn ſchon dreſſiren; erſt muß Er gehorchen lernen auf's Wort, das iſt das Fundament von Allem. Ein Kerl, der nichts vom Gehorchen weiß, iſt jederzeit ein mauvais sujet. So — jetzt ſtelle Er ſich dahin, wo Baſtian ſteht, und paß' Er auf. Kehrt, marſch!

Ob ich nach militäriſcher Regel „Kehrt" gemacht habe, zweifle ich; denn ich verſtand nichts von derſelben — aber der Herr gab mir, was man ſo einen Dreher nennt, einen Schwung, der mich im Nu zu Baſtian hin beförderte, in deſſen griesgrämigem Geſichte Schadenfreude leuchtete, als er mich dergeſtalt expedirt ſah.

Es wäre lächerlich, wollte ich aus dieſen Reminiscenzen meines verwichenen Lebens ein Tagebuch machen und Alles im Detail ſchildern. Genug, daß der Leſer weiß, Zacharias Amſelpfiff's Sohn iſt jetzt auf eine zwar niedrige, aber gegen ſeinen früheren Stand auf der unterſten Stufe der europäiſchen civiliſirten Menſchheit doch ſehr erhabene Leiterſproſſe gekommen, hat ſonach das Manöver eines Laubfroſches durchgemacht, der bei Beginn des beſſeren Wetters ſich aus ſeinem Bodenſchlamm erhebt, und Niemand wird läugnen, daß für mich das Wetter beſſer geworden, und ich mithin das größte Recht habe, mich in die Kathegorie mit einem Laubfroſche zu ſetzen. Ich war alſo in das Haus der Familie der Freiherren von Steinacher aufgenommen, und es iſt wol am Orte, einige Worte über dieſe Familie zu ſagen.

Der General und der Präſident, beide Brüder, waren die einzigen männlichen Mitglieder der Ur-ur-urenkelſchaft des Freiherrn Timotheus von Steinacher, eines Mannes, der im ſiebenzehnten Jahrhunderte, in den ſo traurigen dreißigjährigen Kriegszeiten, dem Lande durch ſeine Kenntniſſe und ſeine Wohlthätigkeit viel Nutzen gebracht und dafür eine Zierde des Adels genannt und von dem Volke verehrt wurde. Die Familie beſaß damals anſehnliche Güter, indeß der Strom der Zeit, die Drangſale der Kriege des achtzehnten Jahrhundertes, jedenfalls auch die in demſelben Säkulum überhandnehmende Ueppigkeit und Hoffart, mit der der Adel ſich prunkvoll und wetteifernd auszuzeichnen ſuchte, bei jeder Gelegenheit das vermehrte Eindringen des leichtſinnigen, franzöſiſchen Elements, hatte auch die Nachkommen des Freiherrn Timotheus ergriffen, und gegen Anfang des jetzigen Jahrhunderts beſaß die Familie nur noch zwei Rittergüter — immer eine ſchöne Sache — aber im Vergleiche gegen den frühern Stand ihres Reichthums, ein höchſt bedauernswerthes Reſultat. Zu dieſen beiden Gütern fanden ſich drei leibliche Erben nach dem Tode des letzten Beſitzers — drei Brüder, der General, der Präſident und der dritte, Viktoria's Vater.

Die patriotiſchen Anſtrengungen der ſchweren Zeit unter der Franzoſenherrſchaft und eines Theiles auch die Geldklemme zwang dieſe drei, eins der Güter zu verkaufen, und ſo war dieſe ehemals ſo reiche Familie auf ein einziges Beſitzthum reduzirt. Indeß machte Jeder eine Carriere. Der General hatte ſich durch Muth, Unerſchrockenheit und perſönliche Tapferkeit in verzweifelten Momenten bis zu ſeiner jetzigen Charge aufgeſchwungen, und da er, obwol ſeiner Jahre wegen nicht dienſtunfähig, doch hinſichtlich ſeiner Wunden, den Abſchied nehmen mußte, hatte er dies Haus gekauft, welches geräumig und bequem und dicht an der Stadt gelegen, ihm als ein annehmbarerer Aufenthalt wie das alte Herrenſchloß auf dem Familiengute erſchien, denn in der Einſamkeit ländlichen Stillebens wäre dieſer Sohn des Mars vor Langweile geſtorben; hier jedoch war er immer in ſeinem Elemente, die bedeutende Anzahl des in der Reſidenz garniſonirenden Militärs bot ihm jederzeit Gelegenheit, ſich bei ſeinen ehemaligen Kriegsgenoſſen, oder dieſe bei ſich zu ſehen.

Der Präſident wohnte mit ſeiner Familie im Hauſe des Generals, und Viktoria lebte unter der Obhut der Präſidentin, einer außerordentlich ſtolzen Dame, die mich in den erſten Tagen meines Aufenthaltes bei dem General kaum mit einem halben Seitenblick betrachtete. Der Präſident ein ſeelenguter Mann, der gar zu gern lachte, und heiter war, ſtand bedeutend unter ihrem Einfluſſe. Sie beherrſchte ſämmtliche Seelen im Hauſe, ihre Mienen waren ſtreng, oft finſter, ein unerträglicher Dünkel lag in dem verächtlichen Blick, den ſie auf Leute warf, die bürgerlicher, oder wie ich, gar keiner Abkunft waren; denn Jeder wird mir beipflichten, daß ein Lumpenſammler nur Anſprüche auf einen lumpigen, aber nie auf einen noblen Charakter und mithin auch auf keine Beachtung machen kann. Die gnädige Frau praktizirte dies im vollkommenſten Maßſtabe; auch Baſtian, der mich bei jedem Anlaſſe chikanirte, wurde von ihr mit Verachtung, als niedrige Bedientenſeele, betrachtet, was — ich läugne es nicht — mich zuweilen ſehr ließelte, „bête," dieſes leicht verſtändliche Prädikat flog ihm von ihren Lippen oft an den Kopf, und der alte griesgrämige Kerl hing dann das Maul wie ein knurriger Hund.

Der General war Witwer, hatte auch keine Sehnſucht wieder zu heiraten. Wie ich ſpäter hörte, hatte er mit ſeiner verſtorbenen Gemalin die erſte Hälfte des dreißigjährigen Kriegsdrama's aufgeführt während der Dauer ſeines Eheſtandes; eine große Urſache zur Abneigung gegen eine zweite Verbindung. Aber auch dieſer gewaltige Nabukadnezar entging dem Scepter der gnädigen Frau Präſidentin nicht, was zuweilen zu ſehr poſſierlichen Scenen Anlaß gab. Sie kalt, ſtreng, ſtolz, nie lachend; der General aufflammend, wie eine Pulvertonne, alle Legionen Teufel zuſammenwetternd, daß man es bis in's Parterre herab hörte: — das waren zwei Extreme, die wie Stahl und Stein an einander Funken ſprühten und mitten inne der Präſident, dieſer wahliche, lachluſtige Mann in tauſend Verlegenheit — wirklich, das gab oft ſpaßhafte Situationen.

Die Präſidentin war Mutter zweier Kinder, ein Junker von ungefähr fünfzehn Jahr Alters und ein Fräulein in den Jahren Viktoria's; aber Beide waren ganz anders, als dieſe Letztere — auf ihnen ruhte ſichtbar der ſtolze Geiſt ihrer Mutter. Leopold, ſo hieß der fünfzehnjährige Sohn des Präſidenten, der ſich den Staatswiſſenſchaften widmen ſollte, war übermüthig, höchſt launenhaft; Malvina, ſeine Schweſter, ſpielte ſchon jetzt die vornehme, ſich über Alles piquirende, mit den reizbarſten Nerven ausgeſtattete Dame, worin ſie an der gnädigen Mama das vollkommenſte Ebenbild hatte. Dieſe kleine und gegen Viktoria's Schönheit faſt häßlich erſcheinende Perſonage beſaß noch viel weniger natürliches Gefühl, als ihr Bruder Leopold, Alles in ihrem Benehmen war geſchraubt, künſtlich, erzwungen, eine ſtereotype Lüge, die mit jedem Jahre zunahm an Alter, Ausbildung und Heuchelei. Baſtian ſchien ganz darauf dreſſirt, die Malicen dieſer beiden Schößlinge der Präſidentin mit ſtummer Unterthänigkeit zu ertragen, obwol er bei dem General Diener war und nicht bei Präſidents. Aber im Familien-Zirkel galt er als Individuum, dem Jeder befehlen konnte. Friedrich, der eigentliche Bediente bei Präſidents, wurde dagegen nie von dem General kommandirt zu irgend einer Verrichtung, der Aermſte hatte von der Gnädigen hinlänglich zu ertragen, und war ein ſtiller, ſchweigſamer, muthloſer Menſch, der nie einen Widerſpruch wagte und ſich auch gar nicht weiter fortzufinden ſchien.

Der Glanzſtern dieſes Familienkreiſes war und blieb Viktoria, ſie war nicht nur ein Engel in ihrer äußeren Erſcheinung ſondern auch in allem ihren Thun und Laſſen, und ich war keine drei Tage im Hauſe, als ich es ſchon begriffen hatte, daß ſie die Gegenfüßlerin der gnädigen Frau Präſidentin war, ein Segensengel, deſſen milder, freundlicher Blick die von dem herben Weſen der ſtolzen Gnädigen Verletzten wieder aufrichtete. Ihre Gewalt war eine ſanfte, die tief in's Herz drang und beſchwichtigte; ich machte bald die Entdeckung, daß der Präſident ſeine eigenen Kinder weit weniger liebte, als Viktoria, ihr Weſen ſtimmte mehr zu dem ſeinen, als das ſeiner Gemalin. Eben ſo übte Viktoria, dies liebenswürdige, reizend-kindliche Weſen eine Gewalt über meinen Herrn. Es ſah merkwürdig aus, wenn dieſer Nabukadnezar in ſeinem Armſtuhle ſaß, den einen Ellbogen auf die Lehne geſtützt und mit dem Arme dies lieblich-ſchöne Mädchen umfangend, während ſein braunes Geſicht mit dem fürchterlichen Schnurrbarte an dem ſchlanken, weißen Halſe Viktoria's ruhte. Das war ein verſöhnendes, mildes Bild. Hätte Viktoria Flügel an den ſchönen weißen Schultern gehabt, wahrhaftig jeder Maler hätte ſie als Engel malen können, und meinen Nabukadnezar als Erzvater, und das Bild würde Senſation bei Jedermann gemacht haben. Viktoria war eine Waiſe und — arm, wenn man die Schönheit nicht als ein Kapital betrachten will, das über alle Güter dieſer Erde geht. Ja, Viktoria war ſehr ſchön; aber auch ſehr arm, ſie lebte von der Gnade ihrer Verwandten. Ihr Vater hatte, verleitet durch eine friedloſe Ehe, ſich dem Spiele ergeben, und endlich ganz von dieſer unſeligen Leidenſchaft beherrſcht und zu Grunde gerichtet, ſeinem Leben ein Ende durch einen Piſtolenſchuß gemacht. Er hinterließ ſeiner Gattin und ſeinem einzigen Kinde nichts als den ſchrecklichen Gedanken, die Angehörigen eines Selbſtmörders und ganz arm zu ſein. Das Letztere war für Viktoria's Mutter, die den Verluſt ihres unglücklichen Gatten durchaus nicht vom Herzen betrauerte, denn die Mißſtimmung zwiſchen Beiden hatte gegenſeitig jedes Gefühl von Theilnahme aneinander vernichtet, der größte Gram, dem ſie auch bald darauf erlag, und ſo kam Viktoria als vater- und mutterloſe Waiſe zu ihren Verwandten. Der General und der Präſident liebten ſie ſehr, der letztere mußte zwar aus Rückſichten gegen ſeine Gemalin und ſeine beiden eigenen Kinder die Zuneigung für die arme Waiſe verbergen; indeß das Auge der Präſidentin war ſcharf genug, um herauszufinden, daß dies liebliche Weſen durch die rührende Unſchuld und Herzlichkeit ein gewaltiger Dorn für ihr eigen Fleiſch und Blut ſei, da dasſelbe, der Leſer wird verſtehen, daß ich Präſidents Kinder Leopold und Malvina meine, nichts von den ſchönen Eigenſchaften beſaß, welche Viktoria ſo beſonders auszeichneten, in vieler Beziehung ſogar das ſtrikte Gegentheil bot, was dem väterlichen Herzen des ſo gemüthlichen Präſidenten doch nicht entgehen konnte. Daß Viktoria unter ſolchen Umſtänden keine beneidenswerthen Roſentage bei ihren Verwandten lebte, war gewiß; die Präſidentin war ihr abgeneigt, und Leopold und Malvine waren es nicht minder, da ſie erwachſen genug waren, um die Vorzüge ihrer ſchönen Couſine einzuſehen. In Gegenwart des Prä-

ſidenten und vorzüglich des Generals vermied es die Präſidentin, Viktoria zu chikaniren, zu verletzen; aber wenn Beide nicht zugegen waren, dann fiel es nicht ſelten vor, daß Viktoria harte Worte empfing, und man ihr vorwarf, wie ſie nur aus Gnade und Barmherzigkeit, des Namens willen, den ſie führe, hier im Hauſe aufgenommen worden ſei. Eine ſolche Scene fiel wenige Tage nach meiner Aufnahme vor; die Präſidentin enthüllte dabei ihren ſchlimmen Charakter ohne Rückſicht; Malvine, ihr Töchterchen, wies die boshafteſte Schadenfreude, und ließ auch einige ſehr verletzende Bemerkungen fallen; Leopold ſprach ſogar von Bettelprinzeſſin, wie er Viktoria nannte, und dieſe ſchwieg, duldete; aber ihr Geſicht drückte tiefes Weh aus. Ihr Blick fiel zufällig auf mich und ich konnte eine unwillkürlich ſich in's Auge drängenden Thräne nicht unterdrücken, es ſchmerzte mich tief, dieſes liebliche ſanfte Weſen ſo gekränkt zu ſehen, das Weſen, welches ſich meiner angenommen. War ſie denn, ihren Namen und ihren Verwandtſchaftsgrad zu der Familie Steinacher abgerechnet, viel beſſer daran, als ich? Der vornehme Arme iſt bei weitem unglücklicher, als der geborne Proletarier. Aber ſie ſchien das Zeichen des Schmerzes, des Mitgefühls in meinen Augen geſehen zu haben; ich empfing einen innigen, dankbaren Blick, und ſeit dieſem Moment gehörte ich mit ganzem Herzen Viktoria. Sie wurde geſcholten, ich diente außer dem General, den ich trotz ſeiner Bärbeißigkeit als einen durch und durch braven Mann kennen lernte, ſämmtlichen andern Familiengliedern als Hannswurſt. Das Unglück, denn als Hannswurſt den Leuten zu dienen, gehört gewiß unter die Kathegorie des Unglücks, verbindet weit dauerhafter und enger die Betroffenen.

Eine Woche ſpäter nach meiner Metamorphoſe, als Wiedergeburt eines zum Frieden einer beſſern Welt abgerufenen Jokeis, erhielt ich des Sonntags Erlaubniß, meinen Vater zu beſuchen. Wie hatte ich mich herausgeputzt! ich war beſonders ſtolz auf meine grauen Gamaſchen und die blanken Knöpfe des blauen Fracks mit carmoiſinrothem Kragen und der breiten goldenen Treſſe um den glänzenden Hut. So ausgerüſtet kam ich zum Vater und blieb, in der Vorausſetzung, daß er mich in gerechtem Erſtaunen, was für ein Wunderthier, denn ich trug nun auch Handſchuhe, aus ſeinem Einzigen geworden, bewundern werde, unter der Thüre ſtehen. Wie hatte ich mich getäuſcht! Mein Vater lachte ſo übermäßig, daß er ſich den Leib hielt; ich war ſehr indignirt von dieſem Empfange.

Bajazzo! rief der Vater — mein Seel', ein vollkommener Bajazzo iſt aus dem Jungen geworden!

O bitte ſehr, von Bajazzo iſt keine Rede, wenn man bei einem General iſt, ſagte ich im Tone der tiefſten Verletzung, die mir ſolchergeſtalt von väterlicher Seite angethan worden war.'

Dummer Junge, brummte Vater — ich glaube, Du nimmſt es krumm, daß ich Dich für'n Maikäfer im Winter anſehe?

Die väterlichen Beleidigungen ſteigerten ſich ſichtlich, erſt Bajazzo, dann dummer Junge und zuletzt gar Maikäfer — ich wurde zur Salzſäule, das hatte ich nicht erwartet.

Wenn Dich Deine Mutter ſähe, ich glaube, ſie prügelte Dich vor Entzücken durch, lachte Vater wieder, da er mein Erſtarren bemerken mochte — und mach' die Bude zu, 's iſt kalt draußen. Ich glaube gar, der dumme Junge flennt! —

Ach ja, ich flennte. Im Bewußtſein meines Werthes, wenigſtens war doch die Kleidung, die ich jetzt trug, hundertmal mehr werth, als mein früherer Lumpenhabit, der bezüglich ſeiner Flicken eine treue, wenn auch lumpige Nachahmung eines Harlekinkleides genannt werden mußte, rollten mir einige Thränen großen Mißvergnügens über die Wangen, ich war aus meinen Himmeln geſtürzt; aber dieſe Spuren der Zerknirſchung ſchienen das väterliche Herz zu rühren; er kam auf mich zu, zog die Thüre an, daß ich in der Stube ſtand, welche er mit großer Anerkennung „Bude" genannnt hatte, dann faßte er mich an der Hand und fragte: Biſt ſchon hochmüthig geworden, Zacharieſel?

Ne, aber ich bin kein Maikäfer, antwortete ich.

Gewiß nicht, mein Junge, ſtimmte Vater zärtlich bei — als mein Fleiſch und Blut kannſt Du auch gar kein Maikäfer ſein; aber laß' gut ſein — ich lache gern, hab' ſeit der Zeit nicht mehr gelacht, als Du bei dem alten Haudegen von General biſt.

Gab es ein einfacheres, ſchmuckloſeres und auch rührenderes Geſtändniß der Vaterliebe, als dieſe letztere Rede?

Nein, das iſt nicht gut möglich und Firma „Zacharias Amſelpfiff und Sohn" war alſo vollkommen wieder ausgeſöhnt. Der Vater gab mir ſehr weiſe Lehren und eröffnete mir dann, daß auch er Hoffnung habe, eine andere Carriere zu beginnen, nämlich Lampenputzer beim Hoftheater zu werden. Ein guter Freund aus alter Zeit habe ihn zu dieſem fetten Poſten rekommandirt. Indem wir noch zuſammen ſaßen, klopfte es, und ein langer Mann trat ein, purzelte aber gleich auf die Naſe, weil er nicht darauf achtete, daß der bretterne Fußboden unſerer, oder vielmehr Vaters Stube nicht bis an die Schwelle der Thüre reichte, mithin ein kleiner Zwieſpalt zwiſchen beiden den Eintretenden nöthigte einen etwas größeren Schritt zu machen. Dieſer Gute, der mit einer koloſſalen Zerknirſchung liegen blieb, ward das Opfer meiner Lachluſt. Sein Sturz, ohne daß er nur eine Sylbe vorher geſagt hätte, wer er ſei, was er wolle, war zu poſſierlich. Vater hob ihn auf und ſprach in größter Unbefangenheit zu ihm: Nehmen Sie nicht übel, daß Sie bei mir auf die Naſe gefallen ſind, beſter Herr — wie heißen Sie denn eigentlich?

Dieſe väterliche Dummheit reizte mich auf's Neue zum Lachen und der Geſtürzte warf mir einen fürchterlichen Blick zu, der mich verſtummen machte. Er kündigte ſich als ein Geſandter der Hoftheater-Intendenz an und brachte die Anſtellung als Lampenputzer für Vatern. Iſt das Euer Junge? fragte er dann auf mich deutend.

Ja, beſter Herr, mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.

So? na, and're Leute wol nicht. Adieu!

Er verſchwand, nicht im Dunkel der Nacht, wol aber mit einem wahren Bocksſprunge, den er, nachdem er die Thüre aufgeſtoßen, über die Schwelle machte.

Mein Junge, das war ungeheuer dumm von Dir, daß Du über die Niederlage dieſes langen Ausrufungszeichens lachteſt — ſagte Vater verweiſend — merke Dir das, Sohn meiner Liebe, laß' jeden Menſchen thun und laſſen, was er will, ohne Dich zu moquiren. Mancher ſucht eine Ehre darin, zu falliren, na, da laß' ihn. Jeder fällt, wie er

kann, das geht Dich nichts an und macht Dir nur Feinde, wenn Du's Maul darüber aufreißest. Im Gegentheile denke stets an unser Kompagniegeschäft, mein Junge, und hebe jeden Lumpen auf, wo Du ihn auch finden magst, das macht Dir Freunde!

In dieser Lehre lag eine große Weisheit, die ich später erst erkannte, es war so zu sagen eine lumpige Lehre, aus der ich, wie der Leser erfahren wird, papierene Folge hervorgehen sah. Durch mein dummes Gelächter hatte ich mir einen Feind zugezogen, der mich von der Stunde an wie ein Gespenst verfolgte. Indeß das sah ich erst später ein. Für jetzt vergaßen wir auf den Langen, der hier eine Niederlage aufgeschlagen, und es nur seiner außerordentlichen Magerkeit dankte, daß er sich nicht braun und blau bei dem Purzelbaume schlug, indem er als ein leichter Körper auch nur leicht hinflog. Vater war bei der Aussicht auf die fette Stelle eines Theaterlampenputzers sehr heiter, er sagte zu mir: Mein Junge, wir können es noch weit bringen, unser Glück steigt unerwartet, die Revenüen schnellen zum Siedepunkt, die Firma „Amselpfiff und Sohn" ist auf der Bahn des Fortschrittes — gut, schreiten wir fort, Du mit dem kolorirten Kragen und ich mit der Oellampe. Nur Muth, Sohn meiner Liebe, auch wir sind in Arkadien geboren.

Diese erhabene Zusprache encouragirte mich außerordentlich und ich sah mich schon im Geiste als was Rechtes und wäre gewiß in diesen süßen Träumerei versunken geblieben, wenn mich Bastian, der griesgrämige Kerl, nicht noch am selben Abend tüchtig geschopfbeutelt hätte, weil ich ihm auf's Beste seiner Hühneraugen getreten war. Dieser verblümte Ausbruch feindlicher Gesinnung brachte mich schnell in die Wirklichkeit zurück; mein Hochmuth zerriß wie Zwirnsfaden. Ach, in späteren Jahren ärgerte ich mich am meisten über mich selbst, daß ich mir derlei Kleinigkeiten zu Herzen nahm.

Ich schließe diesen Abschnitt, in dem ich dem Leser einen Begriff von dem ersten Anfang meiner Herrlichkeit und dem unerwarteten Glücksschwung gegeben habe, durch den mein unvergeßlicher Vater zu der Höhe eines Hoftheater-Lampenputzers gehoben worden war. Die Firma „Amselpfiff und Sohn" schwebte bereits in Morgenrothsdunst einer brillanten Zukunft.

In diesem Abschnitte will ich blos zwei Hauptmomente eines Jokeilebens erwähnen, das Schicksal hat mir stets einen Zopf gemacht, wie ich im Eingange meiner Reminiscenzen schon mittheilte. Bei dem General mußte man auf Socken gehen, der schnurrbärtige Herr war zu sehr empfindlich und die Legionen Teufel, die er stets überkomplet hatte, so schnell locker, daß er sie mit wahrer Wollust über Einen losfahren ließ — ich hatte eine grimmige Furcht vor ihm. Jedenfalls hätte er mich zum Teufel gejagt, im ersten halben Jahre schon, wenn nicht Viktoria, mein guter Engel gewesen wäre. Ich verstand seine Befehle öfters verkehrt oder Bastian, dieser griesgrämige Kerl, machte mich geflissentlich irre in der Bestellung der Aufträge, die mir der General ertheilt hatte. Diese Bosheit klebte Bastian so an, daß ich später auf die Vermuthung gekommen bin, er habe sich einige Stunden der Nachtruhe abgebrochen, um nur für jeden neuwerdenden Tag etwas auszusinnen, was mir Verdruß machen könnte. Indeß kann ich auch sagen, daß ich in den fünf Jahren, als ich in diesem Hause war, auch wieder recht glückliche Stunden genoß — glückliche, will viel bedeuten; aber gewiß, sie waren es im vollsten Maße. Freilich in den Schleier des Geheimnisses vor den Späheraugen der Welt gehüllt, aber eben deswegen um so herrlicher, denn das stille, verschwiegene Glück ist ja stets dasjenige, was tief in der Seele wurzelt. Leidensgefährten, wenn auch von verschiedenem Stande, schließen sich gern an einander an, die Vorurtheile, welche die Rangstellungen sonst in den Gemüthern erweckt und wach erhält, verschwinden entweder gänzlich oder sie verlieren theilweise ihre Uebermacht bei den Genossen ähnlicher Schicksale.

Ich habe erwähnt, daß Viktoria eine arme Waise war, und daß die Präsidentin ihre gnädige Tante, selten eine Gelegenheit vorübergehen ließ, wo sie ihr dieses beklagenswerthen Umstandes wegen nicht eine Kränkung oder Verletzung ihres Gefühles bereitet hätte. Es lag so in der Art dieser Gnädigen, Arme aber mit offenbaren Vorzügen Ausgestattete gern zu demüthigen. Eines Abends fand ich, weder der General noch Präsidents waren zu Hause, den Garten durchstreifend, Viktoria in einer der entferntesten Lauben. Ich erschrack, denn ich wußte nicht, daß sie zurückgeblieben sei. Ein um den Kopf geschlungenes Tuch deutete an, daß sie sich nicht wohl fühle und dies auch der Grund ihres Zubausebleibens sein müsse. Sie bemerkte mich anfänglich nicht, den Kopf in die hohle linke Hand gestützt, saß sie ganz still; ich wagte es weder vor- noch rückwärts zu treten, um sie nicht zu stören, und ich gestehe es, um sie einmal so recht lange und innig anschauen zu können, denn bisher hatte ich dies wol, aber immer nur verstohlen gekonnt und auch nie mit ihr gesprochen. Nach einer langen Weile der tiefsten Stille richtete sie sich auf, sie hatte geweint, denn sie trocknete ihre schönen Augen mit dem Tuche. Das ergriff mich so, daß ich unwillkürlich einen Laut des Mitleids ausstieß. Jetzt sah sie nach mir, sie schien sehr überrascht. Ich fühlte, daß es an mir sei, mich zu entschuldigen.

Seien Sie nicht böse auf mich, gutes gnädiges Fräulein — sagte ich leise und schüchtern — ich wollte vorbeigehen und sah Sie — da blieb ich stehen, und — ich stockte. — Fehlt Ihnen vielleicht etwas, kann ich Ihnen vielleicht helfen? — sagen Sie es nur, ich thue Alles für Sie. Ach lieber Gott, Sie haben geweint, das ist recht traurig. Und ich glaube — mir schoßen Thränen in die Augen.

Du bist ein guter Junge, sprach Viktoria, mit einem Tone, dem man es anhörte, daß es ihr wohl that, eine theilnehmende Seele zu finden — aber laß' es Niemand im Hause merken, daß Du mich bedauerst, das könnte mir und Dir recht viel Böses bringen.

Darf ich denn das nicht? fragte ich schüchtern.

Nein, wenn's die gnädige Tante erführe, würde sie nur spotten, sie ist sehr bös.

Ich wollte antworten, aber die Stimme des alten Gärtners erscholl in der Nähe und Viktoria erschrack,

Dem Alten, der seinem Arbeiter einige Anordnungen ertheilte, war nicht mehr auszuweichen, er mußte mich sehen, wenn ich den Eingang der Laube verließ.

Tritt herein, stelle Dich hier in die Ecke, sagte Viktoria zu mir.

Ich gehorchte. Der Alte ging mit dem Arbeiter vorüber, guckte herein, und ſagte ſein freundliches „Schönen guten Abend, Frölen Viktorie!“ da er nur ſie allein ſah und ging ruhig weiter.

Darf ich denn nicht mit Ihnen ſprechen, gnädiges Fräulein? fragte ich nach einer langen Weile ganz verblüfft.

Warum? entgegnete ſie.

Weil ich mich vor'm alten Joachim verſtecken mußte.

Ich will nicht, daß um meinetwillen Jemand von der Tante gehaßt werden ſoll, deswegen wünſchte ich nicht, daß Dich der alte Joachim ſehen ſollte; denn vielleicht hätte er davon geſprochen, daß er Dich hier geſehen, ſagte ſie und fügte nach kurzer Pauſe hinzu: Und für Dich iſt es eine Wohlthat in dieſem Hauſe zu ſein.

Sie ſtand auf, nickte freundlich, und verließ die Laube.

Ich blieb lange in meiner Ecke ſtehen zwiſchen den grünen Blättern und Ranken und fühlte mich etwas perpler. War denn das Stolz von Viktoria, daß ſie mit ſo einem armen Kerl wie ich war, nicht ſprechen wollte und ſich ſolcher Unterhaltung und Theilnahme ſchämte? Je länger ich darüber nachdachte, eine deſto veränderte Anſicht wurde in mir klar. Ich rief die ganze kurze Scene mit ihr in mein Gedächtniß zurück, und das Ergebniß derſelben durchwärmte mich gleichſam. Viktoria wollte nicht, daß ich den Haß der Präſidentin auf mich zöge, es wurde mir einleuchtend, daß ſich die Aermſte unter dem Schutze dieſer Verwandten ſehr unglücklich fühlte; aber der Edelmuth, der Wille, jede Unannehmlichkeit von mir fern zu halten, rührte mich, die Ueberzeugung, daß ſie es gut mit mir meine, that mir ungemein wohl, und von dieſer Stunde an ſtellte ich es mir zur Aufgabe, den geringſten Anlaß, wo ich ihr vielleicht eine Freude machen könnte, zu ergreifen. Ich wurde nun auf Alles, was Viktoria betraf, aufmerkſam und freute mich ſtets auf die Stunde, wo ſie bei meinem General war; das ſchienen auch ihre vergnügteſten zu ſein. So entſtand allmälig eine vermehrte Annäherung zwiſchen uns. Der General ließ mich reiten lernen, Pferde waren ſeine Paſſion, mithin war es natürlich, daß ſeine Umgebung nicht ungeſchickt in dieſer edlen Kunſt ſein durfte. Unter ſolchen Uebungen, denn es machte dem Herrn auch Spaß, mir von Baſtian, meinem Intimus von der verkehrten Seite, Fechtunterricht geben zu laſſen, die einzigen Momente, wo Baſtian ſich ſehr heiter zeigte, inſofern er dabei Gelegenheit fand, mir dann und wann eins auszuwiſchen, mußte ich bei guter, nahrhafter Koſt erſtarken und gewandten Leibes werden, wie ſich von ſelber verſteht. Ich bildete mich zu meinem Vortheile aus, der General ſchien mich allmälig lieber zu gewinnen, vielleicht war dieſe Gunſt ein Ausdruck des Einfluſſes, den Viktoria auf ihn ausübte. So war der zweite Winter wieder gekommen, ich jetzt ein tüchtiger Junge von fünfzehn Jahren, machte mich ganz nett in meiner Livree. Vatern ging's auch gut, wie wär's auch möglich geweſen, daß er bei Oel ein ſchlechtes Leben geführt hätte. Je ſtattlicher ich mich herausmachte, deſto mehr fühlte ich, wie Baſtian mir abgeneigter wurde, ſo daß er mich immer mit dem Blicke einer Spinne betrachtete, die einer ſummenden Fliege auflauert. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich in dieſer Zeit, ſo jung ich auch noch war, ſchon ſo viel Courage beſaß, um gegen Baſtian das Rauhe herauszukehren und mich gegen ſeine immerwährenden Angriffe zu vertheidigen, was ſogar bis vor den General gebracht wurde, der indeß zu Baſtian's größtem Erſtaunen zu ihm ſagte: Er iſt ein Eſel, Baſtian, weiß Er das? Der Burſche hat Recht, wenn er Ihm in die Flanke fällt; warum haranguirt Er ihn? — künftig laſſe Er das ſein, wenn Er nichts einſtecken will. Schäm' Er ſich, alter Kerl — ich glaube, der Rekrut iſt geſcheidter und hat mehr Courage, als er jemals gehabt hat.

Dieſe Standrede voll Choral ſtieß dem Faß den Boden aus, jetzt war Baſtian mein erklärteſter Feind; indeß ich kümmerte mich wenig um ihn, denn ich ſtützte mich jetzt auf die Gunſt des Generals. Für was ich eine große Leidenſchaft hatte, das war das Theater in den Wintermonaten. Der General und Präſidents hatten eine Loge, und nur wenige Abende verfehlte der Erſtere, wobei ihm Viktoria ſtets Geſellſchaft leiſtete, die Opernaufführungen, niemals aber die, in denen Ballet getanzt wurde. Das war für den martialiſchen Herrn ein wahrer haut gôut, ein förmliches Labſal. Die Pracht dabei entzückte ihn und die Gelenkigkeit, Grazie und Anmuth der Tänzerinnen ſchienen förmlich nervenumſtimmend auf ihn einzuwirken. Nach ſolch' einer Balletvorſtellung war gewöhnlich einige Tage ſehr gut' Wetter bei ihm und das war eigentlich die einzige und beſte Wirkung der ganzen Tanzgeſchichte. Baſtian und ich mußten ihn regelmäßig in's Theater begleiten, einer um den andern, zuweilen auch Beide zuſammen.

Der Leſer wird ſich des Langen erinnern, der bei Vatern in die „Bude“ fiel. Dieſer Lange war in dieſem Winter durch des Schickſals und der hohen Hoftheaterintendanz-Fügung Logenſchließer im erſten Range geworden und ich hatte mithin das Vergnügen ſehr oft, ihn von Angeſicht zu Angeſichte zu ſehen; eine wahrhaft konfiszirte Seele, dürr wie Span. Daß er mich ſehr liebte, konnte mir nicht entgehen, denn er ſchielte mich ſtets von der Seite an. Indeß Baſtian wurde ſehr bald mit ihm bekannt und vertraut. Ich war nicht ſo dumm, um nicht zu merken, daß zuweilen von mir die Rede ſei, das ſah ich an den ſchielenden Seitenblicken des Langen. Was mochten die ausheckeln? daß Baſtian in der Gewogenheit des Logenſchließers von Woche zu Woche ſtieg, wurde mir klar, denn der Letztere ließ ihn öfterer in den Hintergrund einer Proſceniumsloge treten, von wo aus Baſtian ungeſehen, Alles, was ſich auf der Bühne begab, ſehen konnte. Mir wurde dieſer Vorzug nicht zu Theil, indeß ich wußte mich zu entſchädigen. Der Corridor des erſten Ranges führte vermittelſt einer Treppe herab auf die Bühne, man kannte mich bereits durch Vatern daſelbſt und ſo wurde es mir bequem genug, aus irgend einer Couliſſe auf die Bühne zu gucken. Ein Ballet „die Sylphide“ war bereits zehnmal wiederholt worden, und der General, unſer Herr, wäre auch bei der hundertſten Repetition Stammgaſt geweſen; er ſchwärmte, wie ein Jüngling, für die Sylphide, das hörte ich zu Hauſe bei der Tafel, wenn er alle Legionen Teufel herbeicitirte, um damit zu bekräftigen, daß es nichts Reizenderes als eben dieſes Ballet gäbe. In der That hatte er nicht ſo ganz Unrecht, denn das Haus ſchallte immer und immer bei der Aufführung von Applaus, als wenn's zuſammenbrechen ſollte. Eine Menge kleiner Engel in duftigen Wolken ſchwebten in mehren Scenen aus den Suffitten herab und ſtreuten Blumen. Ich konnte mir gar nicht erklären, wie das zugehe, und

entſchloß mich hinter dies Geheimniß zu kommen. Mit Präſidents Diener, dem niedergeſchlagenen Friedrich, ſtand ich mich ſehr gut, das heißt, wie man ſich überhaupt mit einem Menſchen, der keine Kraft zu einem Widerſtande, noch zu einem Entſchluſſe hat, ſtehen kann. Ich redete mit ihm von den ſchwebenden Engeln in der Sylphide, Friedrich hörte mir mit Verwunderung zu, wie er immer ſehr verwunderungsvoll war, wenn Etwas über ſeinen Horizont ging.

Das müſſen wir wiſſen, wie die in der Luft angemacht ſind, ſagte ich zu ihm — heute geht die ganze Herrſchaft in's Theater und Sie gehen mit mir hinunter auf die Bühne, Friedrich, wir wollen doch das Ding wegkriegen, nicht wahr?

Friedrich bejahte und ich bemerkte, daß Baſtian eingetreten war, und meinen Entſchluß gehört hatte. Ich machte mir nichts d'raus. Am Abende fuhren der General und Präſidents in's Theater, die Loge war ganz voll. Der Erſtere liebte es, die ganze Dienerſchaft, welche aus uns Dreien beſtand, überall, wo die Familie in pleno ſich zeigte, mitzunehmen, gleichſam als Staffage des Bildes, deſſen Hauptpunkte er und Präſidents natürlich ausmachten. Baſtian hatte nichts Eiligeres zu thun, als mit dem Logenſchließer zu reden, was? weiß ich nicht; aber ſie ſahen mich an, das merkte ich — indeß ich kümmerte mich nicht viel darum. Im zweiten Akt kamen die ſchwebenden Engel vor, ich ſchlüpfte mit Friedrich die Treppe hinunter auf die Bühne und das Terrain kennend, drangen wir mehre Couliſſen tief nach dem Hintergrund. Die Maſchiniſten waren dort, da eine Gardine (Proſpect) die tanzenden Perſonen von der Tiefe des Hintergrundes trennte, welche erſt bei der nächſten Verwandlung gebraucht wurde, beſchäftigt, eine Menge Kinder, als Engel koſtümirt, in Flugwerk einzuhängen, was vermittelſt eines ſtarken Hakens an einem Seil bewerkſtelligt wurde. Durch die von oben und den Seiten zuſammenſtoßenden Wolken ward dieſer Apparat natürlich ſo künſtlich verhüllt, daß es dem Publikum die Täuſchung gewährte, als ſchwebten dieſe kleinen niedlichen geſchminkten Weſen von einer leichten durchſichtig-ſcheinenden Wolkenhülle umduftet in freier Luft. Friedrich hatte keine Courage, weiter als bis an die Couliſſe vorzudringen; aber ich, erhaben auf dieſem Terrain, wo mein unvergeßlicher Vater die Aufklärung beſorgte, ſchritt kecklich weiter und ſprach mit Dem und Jenem; ſah ſehr ernſthaft zu, wie Alles gemacht wurde. Plötzlich ertönte das Klingelzeichen, Alles flüchtet nach den Couliſſen, ich mit — eine ſanfte wundervolle Muſik ertönt im Hintergrund, das Engelgeſchwader ſchwebt vor. Ich fühle mich unwillkürlich am Frackſchoß emporgehoben, ich will mich umſehen, wer den dummen Spaß mit dem Jokei eines Generals ſich erlaubt, keine Seele ſteht hinter mir, das ſehe ich noch, jetzt aber hört für mich die Weltgeſchichte auf, die Erhebung meiner Perſon läßt nicht nach, unter meinen Füßen habe ich keinen Boden mehr, ich ſchwebe wie ſämmtliche Engel, nur tiefer als dieſe, hänge gleichſam wie gekreuzigt in meinem Frack, deſſen Schoß ſich mir in's Genick hinaufgezogen hat, mitten in der Luft — plötzlich bricht ein ungeheurer Lichtſtrom in meine Augen, ich ſchwebe zappelnd wie ein Gründling an der Angelſchnur mitten auf der Bühne unter der Genienſchaar — ein ungeheures Gelächter rauſcht mir wie Sturm entgegen, das Publikum ſchreit Hurrah, ſo etwas kommt nicht alle Tage vor. Mir vergehen die Sinne, ich höre und ſehe nicht mehr, aber ich zapple noch. Als ich zu mir ſelber komme — eine höchſt miſerable Viſite nach ſolchem Zuſtand — höre ich mich von allen Seiten mit unverblümten Redensarten überſchüttet, die Bühne iſt voll von Menſchen aller Art, geſchminkte und ungeſchminkte — ich bin das Opfer einer ſchändlichen Bosheit geworden und dabei mehr todt, als lebendig, wie man ſich denken kann. Die Livree des Generals hat Jedermann erkannt; aber den, der dieſes ſchändliche Bubenſtück verübte, welches dieſe Livree dem allgemeinen Gelächter preisgab und zugleich das wunderſchöne Ballet mit einem ſo unerwarteten Knalleffekt plötzlich endete, kennt Niemand, dieſer Nichtswürdige iſt in den Schleier des Geheimniſſes gehüllt. Mein unvergeßlicher Vater hat ſich Bahn zu mir gebrochen, er drückt mich rückſichtslos an ſein zärtliches Herz — ah, im Schreck hat er Alles vergeſſen, Alles überſehen. Sein Koſtüm, getränkt von Oel und Lampenſchmutz, ſalbt mich vollkommen ein in dieſer ungewöhnlichen Stunde, ich gleiche einem in ſtarke Berührung mit Fett gekommenen Bogen Löſchpapier. — Ich breche dieſe traurige Reminiscenz hier ab und berichte nur, daß ich an dieſem Abend nicht zu meinem Herrn General zurückkehrte, ich war ſehr angegriffen und fürchtete durch meinen Herrn begriffen zu werden. Am andern Morgen wandelte ich an der Seite meines unvergeßlichen Vaters zu dem General, in welcher Zerknirſchung, mag ich nicht ſchildern. Jetzt liegen dreißig Jahre im Raume der Zeit ſeit damals und heute; aber ich denke noch mit Schauder an jene Begebenheit — die feindſeligſte Bosheit hatte mich in die Höhe gebracht. Nur Viktoria's Bitten ſtimmten den wüthenden General zu einer Verzeihung für mich, ſie brachte ihn zu der Ueberzeugung, daß ich doch eigentlich ganz unſchuldig und nur der leidende Theil ſei; mein Vater beſtärkte das, indem er ſagte: Gnädiger Herr General, gehängt werden kann Jedermann, da braucht man keinen dummen Jungen dazu, wie mein Zacharias iſt. Ich begreife überhaupt nicht, warum man gerade meinen Jungen gewählt hat. Jeder Andere hätt's auch verrichtet. Dieſe Dummheit meines unvergeßlichen Vaters zündete wie ein Blitz bei dem General die gute Laune an, er mußte darüber lachen. Seit der Zeit hieß man mich im Hauſe „den baumelnden Genius" und ich erfuhr ſpäter, daß ich in jenem merkwürdigen Moment einen außerordentlich lächerlichen und jämmerlichen Anblick dem zahlreich verſammelten Publikum gewährt hatte, ja daß die öffentlichen Blätter meine „ſchwebende Pein" in ellenlangen Artikeln beſprochen und natürlich ihre Witze darüber losgelaſſen hätten. Baſtian lächelte ſeit jenem auffallenden Ereigniß ſeltener; aber ich ſpürte, daß er im Stillen um ſo grimmiger auf mich ſei. Dieſen boshaften griesgrämigen Kerl habe ich im ſtärkſten Verdachte, daß er und der bewußte Lange mehr um meine unfreiwillige Erhöhung gewußt haben, daß vielleicht Baſtian die Hoffnung darauf ſetzte, mich auf dieſe eklatante Weiſe aus dem Hauſe zu bringen und das Mißlingen dieſes Planes ihm nun einen noch tiefern Groll in ſeinem gallſüchtigen Herzen anregte. Die gnädige Frau Präſidentin ſagte blos: Pfui! bête! als ſie mich am andern Tage ſah und gerade ihr Drängen in den General, mich als die Zielſcheibe des Spottes der ganzen Stadt, als das Werkzeug,

wodurch ſeine Livree dem allgemeinen Gelächter preisgegeben worden ſei, aus dem Hauſe zu jagen, brachte die entgegengeſetzte Wirkung bei demſelben hervor. Wer ſich zu lachen unterſteht, dem jage ich eine Kugel durch den Kopf, ſagte der General trotzig — mir ſoll Niemand kommen! alle Legionen Teufel ſollen Jedem die Kerze halten! Der Junge bleibt, ich gebe andere Livree — abgemacht! sela!

Der Sieg war erkämpft zu meinen Gunſten, zwei Tage ſpäter ſtacken Baſtian und ich in anderer Livree; aber die Präſidentin und ihre Sprößlinge hegten für mich eine offenbare Verachtung, der Junker nannte mich einen Schandfleck für ſeine Familie, Fräulein Malvine blies über die Lippen, wenn ich zufällig in ihre Nähe kam, als müßte ſie Staub wegblaſen. Der Präſident, der nicht laut zu lachen wagte, wenn er meiner anſichtig wurde, lachte doch ſtets, wenn ich ihm in den Weg kam und ſeine ſtolze Frau Gemahlin oder ſeine liebenswürdigen Kinder nicht zugegen waren. Dann fragte er mich manchmal ſo im Huſch: Na, wird er nicht bald wieder ſich aufhängen laſſen, baumelnder Genius?

Die Zeit iſt ein wahrer Wunderbalſam für Alles, was nur auf Erden geſchehen mag. Das Schlimmſte, was man einem Menſchen anthun kann, iſt, wenn man ihm die Zeit raubt, das heißt, man ihn ſo lange in Dummheit gefeſſelt hält, daß ihm zuletzt keine Zeit mehr bleibt, geſcheidt zu werden. In dieſem Abſchnitt präſentire ich mich dem Leſer als angehender neunzehnjähriger Jüngling, aber immer noch in Livree. Im Laufe der Jahre war die Geſchichte vom baumelnden Genius verklungen, alt geworden, obwol der Stand der Dinge ſo ziemlich derſelbe geblieben. Der General hatte gerade noch ſo viel wie früher mit allen Legionen Teufeln zu thun; Baſtian war der nämliche boshafte, griesgrämige Kerl, wie ehedem und ich ihm ein lebendiger, ſtets wachſamer Dorn im Auge, den er nicht herausbringen konnte; Friedrich von Präſidents blieb ſtereotyp der niedergedrückte, melancholiſche Schächer. Indeß etwas war doch anders geworden; ich war ohne Ruhm zu melden, ein recht netter Kerl und hätte ich nicht doppeltfarbiges Tuch getragen, würde ich Epoche gemacht haben bei der Damenwelt.

Mein unvergeßlicher Vater ſchien öfters in Zwieſpalt mit ſich zu gerathen, ob ich denn auch wirklich Fleiſch von ſeinem Fleiſche, Blut von ſeinem Blute ſei? Nach der Knochenlage zu ſchließen, ſtellte ſich für ihn ein unbezweifeltes Reſultat heraus, ich gehörte offenbar zur Race der Amſelpfiff's, welche ſchon in nebelgrauer Vorzeit ein vorherrſchender Typus des Amalekitervolkes geweſen, wie geſchichtlich zu beweiſen iſt, indem bei dem größten Theile beſagter Amalekiter nach Naturforſcher-Ergebniſſen die Knochen das Beſte an der ganzen Geſellſchaft waren und die zeitlichen Umſtände ſie nicht ſehr zu Fleiſche kommen ließen, welches merkwürdige Naturſpiel auch noch heutigen Tages zur größten Genugthuung der Jetztwelt an dreiviertel Theil geſammter Menſchheit, die ſonach Alle in die Klaſſe der Amſelpfiff's gehören, zu beobachten iſt. Aber was mehr als dieſe wundervoll hergeleitete Genealogie den Leſer ergreifen wird, iſt die Erklärung, daß Viktoria ſo lieblich und reizend geworden war, daß nur ein Blick dazu genügte, um ſich in ſie zu verlieben. Und mir war dies herrliche anmuthige Weſen gewogen — mir dem armen Kerl! Das war gewiß ein troſtvolles Bewußtſein, welches alle Legionen Teufel, die mein General in ſeiner bärbeißigen Laune, wenn ihn ſeine Schußwunden ſehr ſchmerzten, über mich herab- oder vielmehr heraufbeſchwor, gänzlich in die Flucht ſchlug.

Mit jedem Jahre mehrte ſich der Präſidentin häßliche feindſelige Abneigung gegen ſie und wurde immer ſichtbarer. Es hatte ſchon einige recht unangenehme Auftritte zwiſchen der Gnädigen und meinem General gegeben, der natürlich Viktoria in Schutz nahm; aber was half das Alles? Die Präſidentin war eine Macht, mit der ſich nicht ſpaßen ließ und genau betrachtet, hatte ſie auch triftigen Grund, Viktoria zu verfolgen. Sie befolgte darin blos eine ſeit Erſchaffung der Welt geltende Maxime, Diejenigen zu haſſen, welche uns gefährlich ſind, und Viktoria war das im höchſten Grad, denn die jungen Herren, welche zu Beſuch kamen bei Präſidents und ſich in immer größerer Anzahl einfanden, waren taktlos genug, Viktoria die Cour zu machen, während Malvine vor Aerger und Neid faſt zerplatzte, denn die Artigkeiten, die man nothgedrungen, um nicht ganz zu verſtoßen, an Malvine richtete, waren eigentlich blos Ausbängeſchilder, um zu täuſchen. Doch die Gnädige war nicht ſo leicht zu betrügen, Fräulein Malvine viel zu geſcheidt, um dieſe Spiegelfechtereien bald zu durchſchauen und die Erſtere faßte den Entſchluß, den Knoten mit einem Streiche durchzuhauen. Viktoria mußte entfernt werden, ich wurde durch Zufall Ohrenzeuge dieſer Verhandlung, welche zwiſchen der Gnädigen und ihrem Gemal deshalb ſtattfand und ich bebte am ganzen Leibe, als ich hörte, daß ſie, für die ich durch's Feuer mit Freuden gegangen wäre, das Opfer eines ſchändlichen Planes werden ſollte.

Seit einem Jahre ungefähr hatte ſich ein ziemlich alter Baron von Kerwing mit Namen bei der Präſidentin in große Gunſt geſetzt und war zum täglichen Beſucher des Hauſes geworden. Dieſer Baron glich auf's Haar einem verwelkten Staudenſalatblatt, der Typus eines abgelebten, zu viel gelebten Menſchen, deſſen Knochen mürbe, deſſen Fleiſch ohne Elaſtizität und Wärme, deſſen Haut ein kraft- und ſaftloſes Glaceleder. Die Zunge war das Beſte an dieſem Baron, deſſen Firmament — ich meine ſein Haupt — eine planeten- oder haareloſe Bahn wies. Und ſüß war dieſer Gute, ſehr ſüß, als ob er aus der längſtentſchwundenen Schäferzeit ſtammte und ein Rococo-Ueberbleibſel ſei. Die vollendeteſte Schönheit dieſes Mannes war ein großes Vermögen, das er zwar nicht erworben, vielmehr ererbt hatte, denn es wäre die größte und zugleich plumpeſte Schmeichelei, einem Manne dieſer Art die Fähigkeit zuzutrauen, daß er ſich ſein Brod verdienen kann. Der Herr Baron that Viktoria die Ehre an, ſie ſchön zu finden und die Gnädige fand darin einen ſchmeichelhaften Anhaltspunkt, eine Mariage zuſammenzukarten. Viktoria mußte das erfahren, das war meine Schuldigkeit, ſie war meine Fürſprecherin geweſen und ich läugne es nicht, in mir regte ſich plötzlich ein höchſt ſonderbares Gefühl, gleichſam wie eine Angſt. Viktoria unglücklich! dies liebliche, reizende Weſen angeſchmiedet an dieſen abgelebten Baron — ich ſchauderte bei dem Gedanken.

Einige Tage ſpäter, nachdem ich Ohrenzeuge dieſer Uebereinkunft zwiſchen ihm und der gnädigen Präſidentin geworden, fand ich Gelegenheit, Viktoria allein zu ſprechen. Der Garten war ihr Lieblingsaufenthalt, wenigſtens war es

der Ort, wo ſie keine Kränkung erlitt, denn Präſidents befanden ſich blos dann in demſelben, wenn ſie Geſellſchaft hatten. Während der General nach gehaltener Mittagstafel ein Schläfchen machte, der Präſident ſich auf gleiche Weiſe inwendig beſah, die Gnädige ſich in ihr innerſtes Gemach zurückzog, Fräulein Malvine ſich am Piano in himmelnde Verzückung verſetzte, während andere Leute dabei den ſchnödeſten und ſchneidendſten Eindruck im Trommelfell verſpürten, Junker Leopold den Goldfuchs durch die Straßen courbettiren ließ, um Fenſterpromenade zu machen, promenirte Viktoria allein in dem ſchattigen Theile des Gartens, es war dies ihre einzige freie Stunde. Ich wußte das und ſtahl mich an den Wänden des Gartens hin, um ein Verſteck zu ſuchen, von wo aus ich Viktoria ausfindig machen konnte, ohne geſehen zu werden. Das viel- und breitblättrige Strauchwerk verdeckte mich und ſo gelangte ich glücklich nach dem ſchattigen Theile, der das Allerlei eines Parkes im Kleinen darſtellte und in der That höchſt angenehm war.

Ich ſah Viktoria ein Buch in der Hand unter einer Baumgruppe hin- und herwandeln. Sie pflegte die weiße Kleidung vor allen andern Farben zu lieben, vielleicht war das eine Neigung, die mit ihrem ganzen Weſen und der Klarheit ihrer Seele übereinſtimmte. Sie erſchrack, als ſie die Sträucher rauſchen hörte, wenigſtens bemerkte ich, daß ſie ſich haſtig umdrehte, indeß als ſie mich erkannte, wurde ſie ſchnell wieder ruhig, ja ſie ſchien ſogar über die Anwandlung einer Furcht, die ſie überkommen, zu lächeln.

Verlangt Onkelchen nach mir? fragte ſie mich.

Nein, Fräulein Viktoria, ſagte ich — nehmen Sie nicht übel, daß ich Sie hier aufſuche; aber —

Iſt denn etwas geſchehen? entgegnete ſie ängſtlich mich unterbrechend.

Ach, Fräulein Viktoria, es ſoll erſt etwas geſchehen und ich kann nicht ſchweigen, ſelbſt wenn's mein Leben koſten ſollte, denn es betrifft Sie.

Mich? fragte Viktoria mit einem ganz eigenthümlichen Tone, indem ſie mich wohlwollend anſah — nun ſo ſage es mir, Zacharias — es mus etwas ſehr Schlimmes ſein.

Ach ja, ach ja, Fräulein Viktoria, mehr als ſehr ſchlimm, antwortete ich und erzählte nun Alles, was ich gehört.

Sie erbleichte, aus dieſem ſchönen edlen Antlitz wich ſcheinbar der Schimmer des Lebens. Eine Pauſe folgte, ich zitterte vor Angſt, ſie neigte ſich mit dem Kopfe nach einem Baumſtamm und in dem Wahn, meine Nachricht habe ſie bis zur Ohnmacht erſchreckt, ſprang ich raſch herbei, um ſie zu unterſtützen, und ergriff ihre Hand. Um Gotteswillen, Fräulein Viktoria, Sie werden ohnmächtig; rief ich leiſe.

Nein, ſagte ſie — fürchte das nicht, ich bin ſo ſehr daran gewöhnt, daß mir von meinen Verwandten nur Schlimmes kommt, daß ich nicht ſo leicht mehr erſchrecke über etwas Neues.

Das iſt ſehr traurig! ſprach ich — wenn ich ihnen nur helfen könnte!

Du guter Menſch! biſt der Einzige, der mir wohl will, ſagte ſie — der Onkel General iſt ſehr gut; aber die Tante beherrſcht ihn wie den Präſidenten, ſie ermüdet ihn durch Streitworte und aus Aerger läßt er dann das Ungerade gerade ſein. Ich habe keinen Freund in dieſem Hauſe, ich bin ſehr arm!

Ach, ſagen Sie das nicht, Fräulein Viktoria, antwortete ich — Sie thun mir Unrecht, ich bin freilich nur Bedienter beim Herrn General; aber ſehen Sie, wenn ich wüßte, daß ich Ihnen beiſtehen könnte — ich meine nur ſo — da könnten Sie feſt auf mich rechnen. Heirathen Sie den Herrn Baron Kerwing ja nicht, das wär' ein großes Unglück für Sie.

Nein! nie! ſagte ſie mit feſter Stimme — er iſt mir abſcheulich. Man rechnet auf meine Armuth, auf meine Hilfloſigkeit und wird mich zu dem Schritte zwingen wollen; aber ich will lieber mein Brod mit meiner Hände Arbeit verdienen, als hier nachgeben.

Warum bin ich nicht reich! rief ich — ich wollte Ihnen Alles geben, damit Sie Niemand zwingen könnte! — Ich fühlte einen Druck ihrer Hand, die ich noch immer ganz in Vergeſſenheit in der meinen hielt, ich erſchrack über die von mir begangene Unziemlichkeit und wollte ihre Hand loslaſſen, ſie hielt die meine feſt.

Warum erſchrickſt Du denn? daß Du mich an der Hand gehalten haſt? fragte ſie mit unbeſchreiblicher Güte in Ton und Blick.

Ja, Fräulein Viktoria, deswegen! entgegnete ich — als Bedienter ſchickt ſich das für mich nicht.

Aber als guter Menſch, als Freund eines armen Mädchens, das ſonſt keinen Freund hat, der es ſo aufrichtig meint, wie Du es mit mir, ſchickt es ſich, ſagte ſie und fügte nach einer Pauſe hinzu: ja, ja, mein guter Zacharias, der Name und der Geburtsrang macht nicht glücklich, ich habe oft die armen Mädchen beneidet, die Tag für Tag arbeiten müſſen, um ſich ernähren und kleiden zu können, ſie ſind frei gegen mich und eben deswegen ſehr glücklich.

Ihre ſchönen Augen füllten ſich mit Thränen. Vornehm und arm ſein, iſt das größte Unglück! ſprach ſie leiſe, dann nach einer langen Pauſe ſagte ſie: Geh' jetzt, Zacharias, verlaſſe mich, es möchte Dir und mir von Nachtheil ſein, wenn man Dich hier überraſchte.

Das iſt wahr, Fräulein Viktoria, ſtimmte ich bei — wenn ich Ihnen, was es auch ſein mag, zu Dienſten ſein kann, ſo befehlen Sie ganz über mich. Sie nickte, ich wagte es ihre ſchöne weiße Hand zu küſſen, die ſie mir nicht entzog und verließ ſie.

Welche Gefühle waren in mir aufgeregt, meine Bruſt ſchien zu enge zu ſein, um ſie einzuſchließen vor den Augen der Welt, meine Stirn wurde heiß und die Gedanken drehten ſich ſo flüchtig, ſo bunt durcheinander, wie die kleinen ſchnurrenden Kreiſel, mit denen die Kinder ſpielen. Welche Güte, welche Zuneigung hatte mir die ſchöne Viktoria bezeugt! ſie hatte mich ihren Freund genannt.

Wenn der Leſer ſich einen jungen kräftigen Menſchen von noch nicht ganz neunzehn Jahren vorſtellt, ſo wird ihm der Zuſtand, in dem ich mich befand, gewiß erklärlich ſein — ich fühlte mich glücklich, ich vergaß in dieſer Empfindung Alles um mich her, wurde förmlich duſelig von dem Gedanken, daß dies liebliche anmuthige Weſen mich nicht als einen ſo Niedrigſtehenden verachtete und — ich geſtehe es, ich knüpfte an dies Bewußtſein die Hoffnung einer noch größeren Zuneigung zu mir. Aber wie gewöhnlich das Schickſal mir in meinen ſchönſten Glücksmomenten einen

Zopf anhing und mich gleichſam aus dem Traume wach ſchopfbeutelte, ſo geſchah es auch jetzt.

Da es hoher Sommer war, brannte die Nachmittagsſonne förmlich glühend auf meinen Kopf nieder, den ich ohnehin voll von tauſenderlei Gedanken trug. Der General ſchlief noch, im Hauſe war Alles ſtill, die Sieſte hielt die Herrſchaften gefeſſelt, nur Fräulein Malvine concertirte in ihrem Zimmer und wer jemals die ſchöne Gelegenheit gehabt hat, der Nachbar eines angehenden Geigenſpielers zu ſein, für den bedarf es keiner Erläuterung, auf welche Weiſe das Fräulein die Ohren ihrer Nebenmenſchen tyranniſirte. Der beſte Gedanke, den Präſidents Friedrich je in ſeinem einſylbigen Leben wol gehabt hat, lag in dem Ausſpruch, den er mir einmal, als wir uns während ſolch' einer Mittagsruhe an die Hausthüre verfügt hatten, geheimnißvoll zuflüſterte: Die Fröſche aus unſerm Teiche da hat die Malvine auf'm Gewiſſen, die ſind an ihrem Geklimper caput gegangen. Und Friedrich war ein Menſch, der förmlich auf Disharmonien dreſſirt war. Um mich dem Sonnenbrand und der eben ſo verderblichen Muſik des Fräuleins zu entziehen, bog ich ſeitwärts ein nach einer ganz von Gebüſch und hohen Bäumen umgebenen und ein tiefes Dunkel gewährenden Grotte, wo der General gewöhnlich ſeine lange Meerſchaumene nach eingenommenem Kaffee zu rauchen pflegte. Ganz geblendet von den Sonnenſtrahlen trete ich ein, vor mir Nacht; ich werfe mich mit der Lokalität ganz vertraut auf die weichgepolſterte breite Ruhebank, auf der mein Herr ſich gewöhnlich pflegt; aber dieſer Moment iſt höchſt unglückſelig für mich.

Er verdammter Schurke! ruft eine männliche Stimme, in der ich den Junker Leopold erkenne — einige Ohrfeigen folgen unmittelbar. Ich Aermſter habe mich ahnungslos wie ein Lamm auf zwei Schöße geworfen, auf den des Junkers und — ich ſchäme mich faſt der Wahrheit — auf den Lottchen's, der hübſchen rothbäckigen Kammerjungfer der gnädigen Frau Präſidentin. Genug, mit Vehemenz hatte ich mich niedergeworfen und mit einer ungleich ſtärkern Vehemenz wurde ich abgeworfen, ſo daß ich im ſelben Augenblick auf dem ſandigen Boden lag. Wenn man ſo aus ſeinen Himmeln geſtürzt wird, da hört Alles auf. Der Junker ließ mich nicht lange erſt zur Beſinnung kommen, ſondern packte mich beim Kragen, ertheilte mir einige handgreifliche telegraphiſche Auskunftsmittel und ſchleuderte mich dann mit einem tüchtigen Schwung hinaus in's Weite, das heißt in's nächſte Geſträuch. Das ging Alles ſo wundervoll ſchnell, daß ich ganz erſtaunt über dieſe Eilfertigkeit war, als ich etwas zur Beſinnung kam. Du grundgütiger Himmel! dachte ich bei mir — dieſe Uebereilungsſucht wird dem Junker einmal ſchlecht bekommen, wenn er an einen Andern geräth.

Ich raffte mich auf, beſeitigte einige Dornen, die, vergnügt über die ſo ſchmeichelhafte Bekanntſchaft mit mir, ſich in meine Hände verirrt hatten und zog mich collé nach dem Hauſe. Ich grübelte vergebens über die Urſache nach, welche der Junker gehabt haben mochte, ſich ſo ſtandeswidrig mit der Kammerjungfer ſeiner gnädigen Mama in die kühle ſchattige Laube zu verbergen, erſt mehre Wochen nachher löſ'te ſich mir dies ſehr ſchwierige Räthſel zu meinem größten Erſtaunen. Lottchen verlor nämlich im Garten ein Buch, ich war der glückliche Finder, der Titel „Ueber den Umgang mit Menſchen, von Knigge." Jetzt brauchte ich nicht mehr zu grübeln, ich wußte Alles — der Junker hatte ſich von Lottchen einige Kapitel aus dieſem intereſſanten Werke erklären laſſen und ich hatte Beide in dieſen eben ſo nützlichen wie unſchuldigen Unterweiſungen geſtört — ich konnte mich alſo über die Manier der mir gewordenen Weiterbeförderung durchaus nicht wundern und gelangte zu der Ueberzeugung, daß es allen Leuten ſo gehen muß, die dem Lichte entfliehen und ſich in Finſterniß begeben wollen. Aus dem Dunkel zum Licht, aber nicht aus dem Lichte in's Dunkel. — Verkehrtes und Widernatürliches ſtraft ſich ſtets ſelbſt. Seitdem war Junker Leopold eben kein Specialfreund von mir. Doch genug von dieſem mir angehangenen Schickſalszopf. Im Hauſe ſelbſt begaben ſich jetzt Dinge, welche meine Aufmerkſamkeit ſehr rege hielten. Sie betrafen nämlich Viktoria. Der abgelebte Baron von Kerwing begann unter dem Schutze ſeiner gnädigen Freundin, der Frau Präſidentin, ſeine Angriffe auf Viktoria. Es kann gar nichts Lächerlicheres geben, als wenn ein Mann, der einem Handſchuh von Waſchleder gleicht, welcher durch die Länge ſeines Daſeins ganz mürbe geworden iſt, ſüß wird und ſich in verliebten Seufzern aufzulöſen ſcheint. Dem Baron ſpielte die Liebe ſchlecht mit und machte ihn wahrhaftig zum Geſpötte. Um dieſelbe Zeit geſtalteten ſich auch zwiſchen der Präſidentin und meinem Generale ſchwere Aergerniſſe, welche blos um des Barons willen, den der General in einer Aufwallung von zorniger Laune, „Käſefabrikant" ſeines abgelebten welken Aeußeren wegen zu nennen pflegte, herkamen. Der General war ſehr ärgerlich über das Projekt, die friſche Ranke, Viktoria nämlich, an den alten ſchon halbverdorrten Stamm, den Baron, zu binden und deshalb trat auch eine gewaltige Spannung zwiſchen beiden Familienparten ein. Am traurigſten befand ſich Viktoria dabei, bei Präſidents ſah ſie um ihrer unverholenen Abneigung gegen Kerwing willen nur finſtere Geſichter, hörte tief verletzende Aeußerungen, ſah ſich von der ſchmählichen Liebe eines alten Wüſtlings, der keinen Vorzug als ein großes Vermögen beſaß, täglich verfolgt und gequält — der General hielt ſich von Allen abgeſchloſſen, ſämmtliche Legionen Teufel waren vom Bandel los, wie man zu ſagen pflegt und dazu kam noch unglücklicherweiſe die periodiſche Erneuerung der Schmerzen in ſeinen Wunden, die wol geheilt, aber öfters, gewöhnlich bei Witterungswechſel, förmlich ſich's auf's Neue entzündeten. Dabei hatte ich natürlich ſehr ſchlechte Tage, Baſtian zog ſich klugerweiſe bei der Gelegenheit zurück, um auf mich die Legionen Teufel des Herrn Generals niederſauſen zu laſſen. Aber weniger um mich bekümmert, hatte ich nur Aufmerkſamkeit auf Viktoria. Ihr ſchönes ſeelenvolles Antlitz war vor Kummer bleich geworden und jeder Tag, an dem ich ſie ſah, diente zum Beweis, wie ſehr ſie ſich unglücklich fühlte.

Eines Tages, der General hatte ſich kaum zum Frühſtück, das er ſeit der Familienſpaltung allein einnahm, geſetzt, trat Viktoria in ſein Zimmer. Sie war ſehr aufgeregt und glich in dieſem Zuſtande einem leidenden Engel. Als der General ſie ſah, wies er alle Zeichen der größten Verlegenheit, vor einer feuer- und todſpeienden Batterie würde er jedenfalls ein anderes Geſicht gemacht haben. Ich hatte ihm den Thee präſentirt und war eben beſchäftigt, die lange Türkenpfeife durch den Spirituszünder in Brand zu ſetzen, alſo war ich gegenwärtig. Viktoria ſchritt auf

ihn zu, kniete vor ihm nieder, ſchlang ihre Arme um ſeine Knie, blickte ihn eine Weile lang mit ſo traurigen Augen an, daß ich vor Verwirrung und Angſt um ſie den brennenden Spirituszünder ſtatt auf den Pfeifenkopf zu halten, in den geſtickten Pantoffel des Generals ſteckte, ohne es zu merken.

Was iſt denn? rief der General ſich der Verwirrung entreißend — iſt denn ein Unglück geſchehen?

Mich allein trifft das Unglück, antwortete Viktoria mit einer von Thränen erſtickten Stimme — ich habe keinen Freund, der mich rettet!

Hm, Hm, brummte der General — Aerger gehabt? was war denn los?

Jetzt entwarf Viktoria eine Schilderung ihres Unglücks, daß ich mich gewaltſam ermannen mußte, um nicht mit zu weinen; die Präſidentin hatte auf Entſcheidung gedrungen und ihr die Alternative geſtellt, daß ſie im Fall der Nichtannahme der guten Partie mit dem Baron Kerwing aus dem Hauſe müſſe. — Ich verachte dieſen Mann, ſagte ſie — und auf ihre Seele, Onkel, werfe ich den Vorwurf meines Unglücks. Sie haben mich, eine arme Waiſe, die Tochter ihres Bruders verlaſſen, mich geopfert, um nur der Tante nicht entgegen zu treten. Sie iſt meine größte Feindin, die mein Unglück will.

Das brachte den General außer Faſſung, indem es zugleich ſeine männliche Ehre angriff. Er polterte ganz erſchrecklich; aber was nützte das? Er konnte es doch nicht läugnen, daß Viktoria vollkommen Recht hatte. Geopfert! geopfert! was das für ein Ausdruck iſt! rief er — wer denkt denn daran? ich kümmere mich den Teufel um die Heiratsgeſchichten, das iſt Weiberſache, blos Weiberſache — ich menge mich nicht hinein. Der Baron iſt reich, ich weiß nichts Schlechtes von ihm; aber wenn Du nicht ſeine Frau werden willſt — tauſend Legionen Teufel! was ſtinkt denn ſo verbrannt?

Herr des Lebens, ich fiel faſt zu Boden vor Schreck, der unglückſelige Pantoffel glimmte und ſtrömte einen verrätheriſchen Dunſt aus. Das fehlte gerade noch, um den General in eine wahre Tollwuth zu verſetzen. Der erſte Ausbruch derſelben bethätigte ſich durch einen ſehr gelungenen Wurf mit ſeiner Pfeife, welche er in der Hand hielt und die mich, ihr Ziel, auf's Vollſtändigſte traf. Ich retirirte zur Thüre hinaus; aber wenn Unglück ſein ſoll, kommt's mit Haufen. Ganz blind vor Schreck riß ich die eben eintretende Präſidentin mit um, ſo daß ſie über die Schwelle zurückſtolperte und wäre nicht der Präſident glücklicherweiſe hintennach gekommen, um ſie und mich aufzufangen, hätten wir in beſter Kompagnie einen Purzelbaum die Treppe hinab gemacht. Heute noch bewundere ich die ſchnelle Faſſungskraft der Gnädigen in dem eben erwähnten großartigen Momente, ein paar treffende Ohrfeigen ſind das Andenken, was mir von jenem merkwürdigen Zuſammenſtoß geblieben iſt; aber von welcher Qualität dieſelben geweſen, wird dem Leſer klar, wenn ich ihm eröffne, daß ich verſchiedene Tage hinter einander einem Poſaunenengel glich, die Hand der Gnädigen lag ſchwer auf mir. Eine raſche Flucht hinunter ſollte mich jeder weitern Auseinanderſetzung dieſes verwickelten Falles entziehen; aber die Wetterwolke hatte ſich noch nicht genügſam über mich entladet. Junker Leopold und Baſtian kamen die Treppe herauf. Beide hatten das Attentat der Gnädigen auf mein Geſicht geſehen und die damit harmonirenden ſchmeichelhaften Ausdrücke gehört, von denen beſagte Thätlichkeiten begleitet worden waren und Beide fanden darin einen wahrhaft ermunternden Grund, die Fortſetzung dieſer höchſt unangenehmen Scene zu übernehmen. Die ritterliche Kraft des Junkers bewies mir auf's bündigſte, daß er über „den Umgang mit Menſchen" hinreichend aufgeklärt ſei, Baſtian übte ſich in Vertraulichkeiten gegen meine Perſon, die ein Anderer mit dem Prädikat „grob" benennen würde und ſo durch die Schule der verſchiedenſten und zugleich verſtändlichſten Prüfungen gejagt, fand ich mich eine halbe Viertelſtunde ſpäter im Garten, um mich zu reſtauriren. Selbſt die ungemeſſenſten Wünſche eines leibeigenen Ruſſen, der bei einer Tracht Prügel ſich noch ganz wohl fühlt, weil die Gewohnheit etwas abſtumpft für äußerliche Berührungen, wären befriedigt geweſen, wenn er das empfangen hätte, was man mir ſo ungefordert hatte zukommen laſſen und ich fand mich alſo in der Lage, über „die Beſchwerden dieſes Lebens" gehörig nachzudenken. Nichts ärgerte mich mehr, als daß Viktoria, vor der ich ſehr gern im roſenrothen Lichte geſtrahlt hätte, dieſes meines Schickſals Augenzeugin geworden war und ich geſtehe es, ich hatte die ganze Menſchheit in dieſem Hauſe recht herzlich ſatt und ſehnte mich aus dieſer ſchlagfertigen Umgebung. Zugleich ärgerte ich mich über den Herrn General außerordentlich. Ein Machtwort von ihm und Viktoria wäre gewiß frei von der ominöſen Bewerbung des Barons geworden; aber freilich er hatte viel zu viel Reſpekt vor der gnädigen Schwägerin. Trotz ſeinem Schelten und ſeinen tauſend Legionen Teufeln ſtand er eben ſo gut wie der Herr Bruder Präſident unter ihrem Scepter, wenn auch die Anſicht, die er als Gehorchender bot, eine gänzlich verſchiedene von der des Letzteren war.

Mehre Tage durfte ich dem General gar nicht zu nahe kommen, der glimmende Pantoffel hatte mir ſeine Gunſt entzogen. Das fiel mir nicht auf, es war zu natürlich; indeß es gab auch etwas Unnatürliches im Hauſe, über das ich gar nicht mich beruhigen konnte. Viktoria hatte eingewilligt, die Gemalin des Barons zu werden. Was war da geſchehen? freie Wahl? Unmöglich! Gezwungen alſo — das ſchnitt mir durch die Seele. Ich hatte öfter Gelegenheit, ſie zu ſehen und erkannte wohl, daß ſie ein Opfer der Umſtände ſei. Es entging mir nicht, daß Viktoria mich oft anſah, als wollte ſie in meiner Seele leſen; aber ich wußte dieſen forſchenden und doch wieder vertrauensvollen Blick nicht zu deuten. Unter der Familie beſtand jetzt Einigkeit, die Präſidentin ſchien nun Viktoria ordentlich lieb zu haben, Fräulein Malvine war ſehr zärtlich gegen ſie, Junker Leopold machte höchſt gelungene Witze in dieſer Zeit der Harmonie, welche, ich ſah es an dem Antlitz Viktoria's, deren Verachtung hervorriefen. Der Präſident war ganz glücklich über die wundervolle Einigkeit in der Familie und vorzüglich über die gute Laune der Gnädigen, er lachte viel und der Baron ſpielte die Rolle eines Liebhabers à la Rococo — das war Alles höchſt merkwürdig anzuſehen und mein General gab die Schattenſeite zu dieſem Lichtbilde, er war mehr als je brummkieſelig und ſah ſo ſauer zuweilen d'rein, als ſäße er in einem Neſſelſtrauche. Die Dinge hatten alſo eine ganz beſondere Geſtalt angenommen. Der beſtimmte Vermälungstag rückte näher

und näher, Viktoria ſah gar nicht wie ein bräutliches Mädchen aus, man ſah es ihr an, daß ſie einen tiefen Gram verſchloſſen trage. Es fehlten noch zwei Wochen bis zur Hochzeit, als mir an einem ſchönen Nachmittage Viktoria im Vorbeigehen ein kleines Zettelchen in die Hand drückte. Ich war ganz erſtaunt und erſtaunte noch mehr, als ich, ſo wie ich mich nur unbeobachtet dünkte, ein paar auf dem Zettel von ihr geſchriebene Zeilen las. Ich erwarte Dich heute Abend, wenn Alles zur Ruhe iſt, am Baſſin, ich vertraue Dir.

Das Baſſin war im entlegendſten Theil des Gartens und wer ſich pünktlich einfand, war ich, voller Erwartung, was das Ergebniß ſein würde. Die Nacht war halb dunkel, Alles ſchlief im Hauſe, alſo war das Abenteuer ohne Wagniß vor Verrath zu beſtehen. Viktoria erwartete mich bereits. Sowol von ihrer als meiner Seite waltete eine lange Pauſe des Schweigens, in der That war unſer Zuſammentreffen ein höchſt delikates, ich wußte gar nicht, was ich ſagen ſollte, ich glaube, ich zitterte ſogar, ganz allein mitten in der Nacht unter den flüſternden Bäumen mit Viktoria zu ſein.

Endlich hob ſie an: Zacharias, Dir vertraue ich, ich halte Dich für einen guten Menſchen, der ein armes Mädchen, welches man in's Unglück ſtürzen will, nicht verlaſſen wird.

Ach, Fräulein Viktoria, kann ich Ihnen denn wirklich helfen? fragte ich.

Du kannſt es, Zacharias, indem Du mir behilflich biſt, dieſem Hauſe zu entfliehen.

Ich ſtieß einen Laut der Ueberraſchung aus.

Du erſchrickſt? Ich glaube es, aber ich will und muß entfliehen, wenn mich der Gram nicht tödten ſoll. Meine Nachgiebigkeit täuſcht Alle, man hält mich für ein Opfer, das willenlos ſich aller Qual unterwirft. Ich fordere nichts von Dir, als daß Du mir die Kleidung eines bürgerlichen Mädchens verſchaffſt, um meinen Vorſatz auszuführen. Ich habe Niemand im Hauſe, dem ich mich ſo offen vertrauen dürfte, als Dir — Du verräthſt mich nicht, ich weiß es.

Nein, weiß Gott nicht, Fräulein Viktoria! rief ich — ich will Alles thun, was Sie von mir verlangen, wenn ich Sie nur glücklich werden ſehen könnte.

Du guter Menſch! ſagte ſie.

Ach, ich möchte auch fort von hier; aber wie ſoll ich das machen? wo ſoll ich hin?

Viktoria ſchwieg, ich äußerte den Wunſch nicht zum zweiten Male, aus Furcht ihr zu mißfallen. Endlich hob ſie an: Zacharias, ich gehe planlos in die Welt, ich habe Niemand, den ich kenne, Alle ſind mir fremd; aber gewiß wird kein Fremder ſo unbarmherzig gegen ein armes Mädchen ſein, wie es meine nächſten Verwandten gegen mich ſind. Ich will meinen Namen vergeſſen und mit meiner Hände Arbeit mein Brod verdienen, es wird mir ſchwer werden; aber ich muß — mein Gott, man zwingt mich zu dieſem Schritt, indem man mich an einen Mann ſchmieden will, den ich verabſcheue.

Aber allein können ſie doch nicht in die Welt gehen, Fräulein Viktoria? fragte ich.

Mit tiefem Seufzen antwortete ſie: Ich muß, Zacharias — wer ſollte mich begleiten?

Faſt unverſtändlich antwortete ich: Ich, wenn Sie nicht böſe darüber ſein wollen, Fräulein Viktoria! — Wieder folgte eine Pauſe. Warum willſt Du hier Alles verlaſſen? fragte ſie.

Soll ich Sie denn allein gehen laſſen? wäre das nicht eine große Schlechtigkeit von mir? Ach, Fräulein Viktoria, wer ſollte Sie denn ſchützen, wenn Ihnen ein Unglück begegnete? Nein, ich verliere nichts, wenn ich auch hier fortgehe; aber ſo allein laſſe ich Sie nicht, ich will Ihr Diener ſein.

Laß mich nachdenken, antwortete ſie und fügte dann hinzu: Mein Himmel, eine Nothwendigkeit entſpringt aus der andern; aber ich muß.

Dieſe Zuſammenkunft bewies mir, daß Viktoria ein wahrhaftes Vertrauen zu mir beſaß und dies Bewußtſein machte mir große Freude. Ich träumte von nichts als Flucht, befand mich immer in Wäldern und unter Räubern, daß ich ganz konfus geworden wäre, wenn dieſer Zuſtand lange gedauert hätte. Zwei Tage vor der Hochzeit war Alles in Stand zur Flucht geſetzt, ich hatte eine einfache bürgerliche Kleidung für Viktoria beſorgt. Sie fand an dieſem Tage Gelegenheit, mir im Vorübergehen die Worte zuzuflüſtern: Heute Nacht am Baſſin. — Mir ſchlug das Herz bei Anhörung dieſer Worte, es galt ja eine That, die in dem Leben der ſchönen Viktoria mit einem Male einen Wechſel herbeiführen mußte, mit dem nicht nur ihre Vergangenheit und ihre Anſprüche zugleich vernichtet waren, ſondern auch ein ganz anderes Daſein für ſie begann, ſie auf eine fremde Lebensbahn führte, deren Ende in tiefer Verhüllung verborgen lag. Aber wie es auch kommen mochte, ich war an ſie gefeſſelt, ich hätte ſie um keinen Preis verlaſſen. Unſere Flucht war ſo romanhaft, daß ich jetzt, dreißig Jahre ſpäter, trotz dem, daß etwas Reines und Ungewöhnliches, gleichſam ein heiligender Unſchuldsſchimmer über meine Neigung zu Viktoria und dieſer zu mir lag, doch lächeln muß. Wie glücklich iſt der Menſch in ſeiner erſten Liebe! Würde dieſe heilige und alle edlen Gefühle erweckende Regung in jeder Menſchenbruſt gepflegt, nie durch Bosheit zerſtört, wahrlich, es müßte ſich ein weſentlicher Einfluß auf die Veredlung der Sitten herausſtellen, denn in der erſten Liebe gleicht der Menſch einem jungen Baum, den eine geſchickte Hand nach Gefallen ziehen kann, in dieſer heiligen Regung iſt er jeder Ausbildung fähig.

Die Nacht war niedergeſunken.

Der Neumond mit ſeinem fahlen Scheine ſtahl ſich durch das Baumgezweige, eine milde Luft wehte vom Weſten her, das eintönige Plätſchern des Baſſins klang wie eine Stimme durch die Nachtruhe hindurch. Viktoria harrte mein am Baſſin, ich trug ein Bündel Kleider. Wir ſprachen kein Wort; aber Viktoria nahm das Bündel und entfernte ſich in die nahe kleine Eremitage, wo ſie ſich ankleidete und ihre einfache Nachtkleidung zurückließ. Dann nach einer Viertelſtunde kam ſie wieder, ſie hatte ein Päckchen unterm Arm, das ſie mir gab. Sie ſtand vor mir; wir ſchwiegen Beide. Endlich brach ſich ein Thränenſtrom aus Viktoria's ſchönen Augen Bahn. Ach, ſagte ſie leiſe und ſchmerzlich — ich muß fort! Dann reichte ſie mir die Hand und ſprach tief bewegt: Komm, Zacharias, es muß ſein!

So führte ich ſie fort. Der Mond ſchien uns nachzulauſchen, er ſtahl ſich durch das über uns ſich ausbreitende Reich der Baumblätter, der etwas ſtärker wehende

Nachthauch raſchelte neben uns her wie Geleit der Geiſterwelt unſerer Schritte Laut zu verbergen, wir hatten bald das Ende des Gartens erreicht, wo uns eine Pforte, zu welcher ich mir den Schlüſſel verſchafft, den Ausgang aus dem Garten eröffnete. Während ich ſie wieder hinter uns zuſchloß, lehnte Viktoria an der Mauer, ihre Kraft ſchien zu weichen, ſie verhüllte ihr Geſicht mit beiden Händen, ich wagte nicht, den tiefen Schmerz zu ſtören, der ſie ergriffen hatte. Sie zog das Umſchlagetuch wie eine Kapuze über den Kopf, reichte mir die Hand und wir ſchritten weiter. Aus einem Fenſter des Steinacher'ſchen Hauſes klang uns Muſik nach; Fräulein Malvine phantaſirte noch auf dem Pianoforte. Viktoria wendete ſich noch einmal um und ließ ihren Blick auf dem Hauſe haften, dann ging's raſch weiter, bis wir den Wagen erreicht hatten, den ich am Tage beſtellt. Wir ſetzten uns ſchweigend ein und fort ging's im raſchen Trab der Grenze zu. Während dieſer Fahrt wechſelten wir kein Wort. Jedes von uns hatte zu denken. Jeder Umſchwung der Räder brachte uns ja weiter und als der Morgen anbrach, die erſten Morgenrothsſtrahlen aus dem tiefen Dämmergrau des Oſtens herauftauchten, glänzende Boten eines jungen ſieggekrönten Tages, war jede Rückkehr unmöglich, wir zu weit entfernt von dem Ort, dem wir entflohen. Auch ich hatte etwas zurückgelaſſen, an das ich mit Kummer dachte, meinen guten, unvergeßlichen Vater Lampenputzer. Ich hörte ihn bei der Nachricht von meiner Flucht ausrufen: In was für Lumpereien ſtürzt ſich der Junge! — ach die Lumperei ſollte erſt losgehen, die Zukunft hatte mir noch manchen Schopfbeutel zugedacht. Wer kann ſeinem Schickſal entgehen!

Das eben iſt das Großartige im Menſchenleben, daß Niemand ſagen kann, Morgen bin ich auf der oder der Stufe des Glücks, daß Niemand weiß, ob, wenn er die Nachtmütze über die Ohren zieht, nicht dadurch die Weltgeſchichte einen ganz andern Umſchwung erhält — kleine Urſachen, große Wirkungen; aber eben das iſt die Allmacht eines Gottes, die Hoffart der Menſchen dagegen bringt jederzeit das Gegentheil, große Urſachen, kleine Wirkungen hervor.

Bis jetzt habe ich mich dem Leſer als zartfühlender Bedienter vorgeſtellt. Daß ich Viktoria liebte, bedarf keiner Auseinanderſetzung; aber daß eben dieſe meine Liebe durch den ſie betreffenden Gegenſtand ſelbſt gehoben und geläutert wurde, daß ſie eine wirkliche Ergebung war, wie man ſie ſelten ohne den Beigeſchmack von Eigennutz findet, iſt gewiß heutzutage eine Seltenheit und trägt das Gepräge des Romanhaften. Der Wagen hatte uns eine Viertelſtunde vor der Grenze abgeſetzt und wir pilgerten nun mit einander im Morgenlichte weiter — ich muß bemerken, daß ich auch nicht mehr die Livree des Generals trug, ſondern ohne die Abzeichnung, zur dienenden Klaſſe zu gehören, jetzt an Viktoria's Seite hinſchritt. Wir beobachteten Beide tiefes Schweigen, der fremde Eindruck, der uns überall umgab und das Bewußtſein, von Allem entfernt zu ſein, was bisher zu unſerer Lebensgewohnheit gehörte, verſetzte uns Beide in eine wahrhaft feierliche Stimmung und dazu war der Morgen ſo wunderſchön, glänzende Diamanten ſchienen bei jedem unſerer Schritte aus den weichen bethauten Gräſern emporzuſchnellen; die junge glühende Sonne ſtreute ihre reinen blendenden Lichter ringsumher mit verſchwenderiſcher Pracht; eine friſche Morgenluft erquickte Körper und Seele, ſo daß die Nachwehen einer ſchlafloſen, mit Empfindungen mancherlei Art durchwachten Nacht, welche ſich gewöhnlich in einer vermehrten Geſichtsbläſſe und phyſiſcher Abſpannung kund thun, ſchnell verſcheucht wurden.

Als wir zwei Stunden ſo zurückgelegt hatten, empfand Viktoria Müdigkeit, es war eine zu große und zu ungewöhnliche Anſtrengung für ſie. Wir ſetzten uns auf einen mäßigen Hügel, welcher die Gegend beherrſchte — Alles war uns hier fremd, wir befanden uns jenſeits der Grenze. Viktoria faltete die Hände, als ſie von dem Hügel aus der jungen Sonne in's Antlitz ſah, Thränen rollten über ihre Wangen, ſie ergriff meine Hand. Zacharias, ſagte ſie mit bebender Stimme — der Rangunterſchied zwiſchen uns liegt jetzt fern, ich betrachte Dich als einen guten Menſchen, der ein armes Mädchen nicht verlaſſen wird.

So wahr Gott lebt, Fräulein Viktoria, das können Sie auch mit beſter Zuverſicht, ich laſſe mein Blut für Sie! rief ich.

Sie ſah mich an, ein leichtes ſchnell verſchwebendes Lächeln umſpielte auf einen Moment ihre Mundwinkel. — Du ſiehſt ein, fuhr ſie dann fort — welch' ein großes Vertrauen ich zu Dir hege, denn ich habe mich in Deinen Schutz begeben; es war nicht Leichtſinn, der mich forttrieb, es war Zwang, der Haß meiner Tante wollte mein Unglück, ich mußte demſelben entfliehen. Mit dem Schritte, den ich in dieſer Nacht über die Schwelle der Gartenpforte that, durch die ich in's Freie trat, ließ ich Alles zurück, wornach Tauſende geizen — ich bin kein adeliches Fräulein mehr, ſondern ein armes Bürgermädchen, das ſein Leben durch Arbeit verdienen will. Nenne mich nicht mehr Fräulein Viktoria, gib mir einen einfachen Namen, nenne mich Marie; dieſer ſchöne engelreine Name wurde mir als zweiter in der Taufe beigelegt, ich will ihn von jetzt an führen. Ich habe keine Reichthümer gerettet, nur das mitgenommen, was mein rechtliches Eigenthum iſt, meine Sparkaſſe. Vielleicht bin ich im Beſitz von zweihundert Thalern, ich weiß es nicht genau, weil ich die einzelnen goldenen Schauſtücke, die ich zu Feſtzeiten zum Geſchenk erhalten, ihrem Werth nach nicht kenne. Mit dieſem kleinen Kapital gelingt es mir vielleicht, eine lange Zeit auszukommen und damit etwas zu beginnen. Du bleibſt bei mir, Zacharias, ich bedarf auch ferner Deines Schutzes — gewiß, Gott wird uns weiter helfen, er beſchützt ja alle guten Menſchen. Glaubſt Du nicht auch?

Ja, Marie, ſtimmte ich bei — das wird er gewiß thun; aber es wird mir recht ſchwer, Sie nicht mehr Fräulein Viktoria zu nennen.

Nun, verſuche es nur, Zacharias; es geht gewiß, Du mußt Dich daran gewöhnen. Jetzt wollen wir ruhen, dann weiter gehen.

Die Ermattung, welche die ungewöhnliche Anſtrengung des zwei Stunden langen Marſches bei ihr bewirkte, ließ ſie bald in einen tiefen Schlummer ſinken. Von dem auf dem Hügel ſtehenden und uns zur Lehne dienenden Baum, der ſeine Aeſte weit über uns hinbreitete gleich einem gaſtlichen Dache, glitt ihr Kopf ab und ſank auf meine Bruſt. Ich hätte mir eher die Finger erſtarren laſſen, als ſie durch eine Bewegung aus dieſem ſüßen Schlummer zu reißen. Wenn ich auch hundert Jahre alt und mein Gedächtniß ſchwach wie das eines Kindes würde, nie könnte der Ein-

druck des Anblicks der ſchlafenden Viktoria ſich in demſelben verwiſchen. Dieſes ſchöne reine Antlitz mit geſchloſſenen Augen ruhte vertrauungsvoll an meiner Bruſt! O, es war ein Bild, das ſelbſt ein rohes Gemüth zur unwillkürlichen Ehrfurcht anregen mußte; ich befand mich in einer wahrhaft andächtigen Stimmung. Jetzt freilich lächle ich über die Befangenheit unſerer Weltanſichten, damals war es anders, ich lächelte nicht, ich glaubte, ich vertraute. Ich war nie in der Lage geweſen, Erfahrungen für das Leben einzuſammeln; ich wußte gar nicht einmal, daß Legitimationspapiere eine unerläßliche Nothwendigkeit für Menſchen ſind, welche ſich aus einem Lande in das andere begeben. In dem Anblick des ſchönen Antlitzes Viktoria's ging jeder klare, unſere Zukunft betreffende Gedanke unter. Die weniger reizende bürgerliche Kleidung, die ich ihr verſchafft hatte, gab ihrer Schönheit gleichſam einen dunklen Grund, auf dem dieſe nur um ſo klarer hervortrat.

Eine Stunde lang hatte Viktoria an meiner Bruſt geſchlafen, als ſie erwachte, brachen wir auf. Ich trug das Päckchen, welches ihre Sparkaſſe und etwas Wäſche für ſie enthielt. So erreichten wir bis zum Abend eine ziemlich große Stadt, in welcher Jahrmarkt gehalten wurde.

Die Menſchenmenge fluthete durch die Straßen und es wurde uns ſchwer, ein Unterkommen zu finden; indeß gelang es uns doch, in einem vor dem andern Ende des Ortes gelegenen Gaſthof ein Plätzchen zu erhalten. Auf die Frage der dicken Wirthin: wer ſind wir denn eigentlich? gab ich zur Antwort, daß wir Geſchwiſter wären, die nach P.... auf Beſuch zu einem unſerer Verwandten wollten. Das genügte der Frau und ſie wies uns zur Nacht ein Kämmerchen an. Viktoria erröthete, als ſie in dieſem kleinen Raume zwei Lagerſtellen erblickte. Als wir allein waren, ſagte ich zu ihr: Schlafen Sie ruhig, Marie, ich werde vor der Thüre ſchon ein Plätzchen finden, wo ich ruhen und zugleich Sie bewachen kann.

Sie erwiederte etwas darauf mit leiſer ſchmerzlicher Stimme; ſie fühlte jetzt, welche Verlegenheiten ſich noch für die Zukunft für uns herausſtellen würden und das trieb ihr Scham auf die Wangen. Ich nahm die wollene Decke und ein Strohkiſſen, wünſchte Viktoria eine gute Nacht und bettete mich vor der Thüre.

Ich bin nicht ſo hoffärtig, um zu behaupten, daß mein Lagerplatz unter die brillanten gehört habe; es lag ſich ſogar etwas ſehr hart auf dem Boden; aber die Ermüdung drückte mir, nachdem ich mich in die wollene Decke eingewickelt hatte, bald die Augen zu. Bis jetzt war die Reiſe ſehr gut von Statten gegangen, ohne Störung, ohne Kummer; aber man ſoll den Tag nicht vor'm Abend loben, das Ende nicht gleich beim Anfang. Es war noch nicht einmal Mitternacht, als ich durch ein furchtbares Fluchen und Schimpfen geſtört wurde. Man prügelte ſich auf der Treppe. Ich konnte mich kaum aus dem Schlafe finden und wie ich es ſo weit glücklich gebracht hatte, fühlte ich auch zugleich ziemlich derbe Fußtritte auf meinem werthen Leichnam; es tappte Jemand an der Thüre herum und ehe ich es mich verſah, hatte der Unbekannte den Drücker gefunden, die Thüre geöffnet, und ſie weit aufſtoſſend, eilte er hinein. Wie mein General ſchrie ich: Tauſend Legionen Teufel! von wegen den Fußtritten, die mir faſt die Schienbeine ruinirten und des unerwarteten Einbruchs in die Kammer, wo Viktoria ſchlief. Das war Alles in ſtockfinſterer Dunkelheit geſchehen, durch die geöffnete Thüre fiel nun ein wenig Licht herein, da die Nacht durch Mond und Sterne etwas erhellt war. ein baumlanger Kerl befand ſich in der Kammer. Trotz meiner faſt zu Brei getretenen Schienbeine ſprang ich auf und warf mich auf dieſen ungebetenen Beſuch; Viktoria ſchrie laut vor Schreck auf. Schlaf und Schmerz auf meinen Beinen, erſterer, weil ich ganz in Duſel war und durch Viktoria's Angſtſchrei in eine totale Verwirrung gerieth, machten mich gegen den Unbekannten höchſt ungefährlich. Der Menſch hatte furchtbare Kräfte und eine ganz auffallende Hinneigung zum Fenſter, denn mit ſeinen eiſernen Armen ſchleppte er mich zu dem Letzteren, ſo ſehr ich mich auch ſträubte, ſtieß es auf, wenigſtens bewies mir das Geklirr der Scheiben, daß dies Manöver auf eine höchſt gewaltſame Weiſe von ihm in Ausführung gebracht worden war und faſt gleichzeitig fühlte ich mich bis zur Höhe des Fenſterbrettes gehoben; meine Füße verloren den Boden, im nächſten Moment beſchrieb mein Körper eine ſchiefe Linie mitten durch die Nachtluft außerhalb des Fenſters, das heißt, der unbekannte Gönner ließ mich einen Purzelbaum kopfüber machen — ein unterhalb des Hauſes vorbeifließender Kanal nahm mich auf und die Erfriſchung, welche mir ſo unfreiwillig zu Theil wurde, vollendete den Duſel, in den mich dies ganze Ereigniß gebracht hatte — mein Gedächtniß ging mit meinem Leichnam unter. Jedenfalls hätte ich in dieſem ſchrecklichen Moment der vollſtändigſten Abkühlung den Beſchluß meiner Lebenserinnerungen feiern können, wenn nicht der unbekannte Gönner ſelbſt dieſen ungewöhnlichen Weg aus dem Hauſe in's Freie zu kommen verſucht hätte. Das war meine Rettung, der noch nicht erſtickte Lebensinſtinkt in mir trieb mich dazu, meine Hände feſt um die Füße des neben mir in's Waſſer Fallenden zu klammern, und bekanntlich ſind die letzten Zuckungen eines in Todesnoth ſich Befindenden ſo krampfhaft und polypenartig, daß man ſelbſt nach erfolgtem Tode des Individuums kaum im Stande iſt, die von derſelben feſt in Händen gehaltenen Gegenſtände dieſen zu entreißen. Ich war nicht um ein Haar von dieſem alten Erfahrungsſatze abgewichen und mein unbekannter Bader oder Schwimm-Meiſter, wie ich ihn nennen muß, war genöthigt, wollte er nicht ſelber den naſſen Tod verkoſten, alle ſeine Kräfte anzuſtrengen, um ſich und mich, ſein feindſeliges Bleigewicht, an's Ufer zu bugſiren. Indeß dies Exercitium ſchien ſeine Kräfte erſchöpft, die Kälte des Waſſers einen höchſt unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, dazu kam noch, daß er ſich bei dem genialen Saltomortale, den er zuerſt mich gleichſam zur Probe hatte machen laſſen, den Fuß ſehr arg verſtaucht hatte, indem er auf einen Stein auf dem Grunde des Kanals geſprungen war, was er im Waſſer ſelbſt nicht einmal gefühlt hatte.

Unter andern Umſtänden würde ich gewiß wieder in den Kanal von ihm zurückgeſtoſſen worden ſein; jetzt aber machte ſich die Sache anders. Er bedurfte meiner Hilfe, da er nicht auftreten und auch nicht fort konnte, indem im Hauſe, das wir auf ſo erniedrigende Weiſe ſpringend verlaſſen hatten, Licht an dem Fenſter erſchien, welches uns zum Ausgange diente. Mein Schwimmlehrer hielt mir den Mund zu und raunte im gebrochenen Deutſch mir in's Ohr: Schweik Sie oder der Teufel ſoll Sie oln! — Der Gute

hatte die beſte Manier, um mich nicht in die Klauen des Letzteren kommen zu laſſen, indem ſeine Hand ſo ſchwer und gewichtig auf meinem Munde lag, daß ich, kaum von der Waſſerpartie zur Beſinnung gekommen, nur mit Mühe Athem ſchöpfen konnte.

Während dem ich ſo im Bann der Schweigefreiheit ſchmachtete, hörte ich von d'rüben her Aeußerungen, die mir bewieſen, wie ſehr der Menſch im Irrthum gefangen ſein kann. Ich hörte ungefähr folgende Reden:

Der Kerl iſt zum Fenſter hinaus, hat ſich erſäuft.

Schade, daß wir den Schlingel nicht lebendig gekriegt haben, das hätte 'n ſchönes Trinkgeld abgeworfen.

Na, da kriegen wir ihn todt, das iſt auch Etwas.

Halt' 'mal — hört Ihr nichts? 's iſt mir, als ob's im Waſſer plätſcherte. — Eine kurze Pauſe, dann ſagte Einer:

Du biſt wol verrückt, Paul? In dem Kanal iſt ſchon Mancher erſoffen, der gar nicht hat erſaufen wollen — der Kerl wird keine Ausnahme machen.

Aber hinunter ſehen müſſen wir, wenn wir ihn vielleicht noch herausangeln und zum Leben bringen könnten — 's iſt wegen des Fanggeldes.

Verſteht ſich, verſteht ſich.

Wir hörten nichts mehr, die Leute verſchwanden vom Fenſter, der Lichtſchein desgleichen. Was war aus Viktoria geworden? Wer war der Unbekannte, der mich in's Verderben geſtoßen und auch zugleich par Ordre du Mufti mein Retter geworden? Es läßt ſich in einem ſo durchnäßten Zuſtande, wie der, in dem ich mich befand, ſehr ſchlecht Reflexionen anſtellen, dazu gehört mehr als Abtödtung des fleiſchlichen Theils, ich zitterte am ganzen Leibe wie Eſpenlaub, die Nacht kalt und das Bad kalt, die Kleider triefend, wahrhaftig, ich wunderte mich noch, daß ich nicht ein gelindes kaltes Fieberchen davon getragen. Wenn ſchon mein phyſiſcher Zuſtand einen behaglichen Spaziergang meiner Gedanken unterſagte, ſo war zum Ueberfluß mein unbekannter Gönner ganz der Mann, meinen Ideen eine außerordentliche Richtung zu geben. Indem er mir immer noch ſeine Hand wie ein Vorlegeſchloß auf dem Mund gedrückt hielt, fragte er mich:

Wolle Sie ſein gemak todt, Mosje? Wenn Sie nit wolle, ſchüttle Sie mit Ire Kopp. — Solch' eine Frage greift zum Herzen, wie Jeder mir beiſtimmen wird. Obwol ich an allen Gliedern vor Kälte bebte, ſo hatte ich immer noch hölliſchen Reſpekt vor dem todt gemacht werden, mit ſolch' einer abſcheulichen Propoſition kann man ſeinen beſten Freund erzürnen.

Ich ſchüttelte alſo heftig mit dem Kopfe.

Bon! ſagte der Unbekannte — kenne Sie das? — Er zeigte mir ein Meſſer in beſtem Zuſtande, das heißt, trotz des ſchwachen Mondenſcheines funkelte es vor meinen Augen, ein neuer Schreck — der Menſch war ja ein förmlicher Rinaldo-Rinaldini. Wenn Sie das kenne, nicke Sie.

Ich nickte ſtark und anhaltend.

Bon! Sie ſein mon Pferd, verſteen Sie? Ick mick ſetzen werde auf Ire Schulter und Sie mick werden tragen dortin, wo ick Inen ſag. Macke Sie keine Cabriol, ſonſt ſchneid ick Inen ab Ire Als, ick abe ier die Meſſer in meine And. Macke Sie, Mosje, — vite! Die Filous ſoll'n aben der Nack ſeen.

Dieſe Vertraulichkeit mit Wort und Meſſer war ſo rührend, daß ich gleichſam in eine Art Ehrfurcht gegen den Sprecher verſetzt wurde, es blieb mir auch keine Wahl weiter, das Meſſer... das verdammte Meſſer wie der Gute den Dolch zu nennen beliebte, wirkte abſchreckend auf meine Nerven. Wenn ich ſchon durch den Sprung in den Kanal, durch die plötzliche, beinahe tödtliche Erfriſchung dermaßen zerknirſcht und vernichtet mich fühlte, ſo vollendete der in meine Augen glänzende Stahl dieſen willen- und widerſtandsunfähigen Zuſtand noch mehr, mein Muth war mit der Todtenkälte, die mich förmlich beutelte, gänzlich verloren. Mein unbekannter Schwimmlehrer ſchien ein Mann des Entſchluſſes zu ſein, der wahrſcheinlich durch verſchiedene ähnliche Hetzjagden, mit denen ihn ſein Schickſal überraſcht hatte, zu einer gewiſſen Ausbildung von Energie in großen drohenden Gefahren gelangt war; ohne Umſtände ſchwang er ſich auf meinen Nacken, die Beine über meine Schulter hängend, griff mit der einen Hand in meine naſſen Haare, die er feſt hielt, mit der Andern ließ er „die Meſſer" abermals vor meinen Augen ſpielen, um einen günſtigen Eindruck auf mich hervorzubringen, was ihm auch vollkommen gelang.

Macken Sie Cabriol, ſteck ick Sie todt, Mosje, ſagte er leiſe — trag Sie mick lang an die Canal fort — avance!

Vielleicht hat der Leſer einiges Mitgefühl für meinen traurigen Zuſtand, ich war zum Pferd geworden, das lammfromm ſeinen Reiter trug. Naß bis auf die Haut, zitternd vor Kälte, muth- und willenlos, zuweilen nach dem Stahl blinzelnd, den mein Beſitzer ſo recht meinem Blicke zu inſinuiren wußte, trabte ich den Weg am Kanal hin, mich ganz dem Befehl des Gewaltigen unterwerfend. Welch' ein Wechſel in meinem Leben! Begleiter, Beſchützer und Wächter eines Engels, glücklich in dieſem ſchönen Bewußtſein und ſchwelgend in heimlichen Hoffnungen und nun — Pferd! Kann Jemand noch ärger vom Schickſal geſchopfbeutelt worden ſein? ich glaube es nicht, ſolche Metamorphoſen kommen gewiß alle tauſend Jahre nur einmal zum Vorſchein. Der Weg am Kanal, den ich auf Befehl meines Beſitzers hintrabte, führte nicht etwa in's Freie, im Gegentheil mitten in die Stadt hinein und war, weil die Nacht jede Thätigkeit verſcheucht hatte, öde; die Häuſer, an denen ich hintrabte, ſchienen ausgeſtorben der Bruder des Todes, der Schlaf, hielt ihre Bewohner unter ſeinem magiſchen Scepter gebannt. — Endlich bogen wir in ein ſchmales Gäßchen ein, in dem es ganz dunkel war und nachdem dieſer ſchauerliche Hohlweg hinter uns lag, befanden wir uns auf einer breiten Straße mit mächtigen ſcheinbar in die Nachtwolken hinaufragenden Häuſerreihen. Ich keuchte ſchrecklich unter der Laſt meines Reiters und ſein Zuflüſtern: Aben Sie Courage, Mosje, wir ſein gleick zu Aus — begleitet von einem aufmunternden Funkeln ſeines Meſſers vor meinen Augen gab mir in ſo weit eine gewiſſe Anſpannung der Kräfte, daß ich eben ſo ſchwitzend wie ich vorher gefroren hatte, endlich am letzten Hauſe der Straße anlangte, welches unſer Ziel war.

(Schluß folgt.)

Der Löwe von Luzern.

(Mit einer Lithographie.)

Wenn man von Zürich nach Luzern reis't und die letztere Stadt beinahe erreicht hat, so muß man noch an einer mit Tannen, Eichen und Buchen bewaldeten Anhöhe vorüber, die sich von der Südseite als eine ungeheure, senkrecht abgeschnittene Granitfläche darstellt, an deren Fuß sich alle von der Höhe herabkommenden Gewässer in ein halbkreisförmiges Becken sammeln. In angemessener Höhe hat man über seinem Spiegel eine flache, aber breite und tiefe Wölbung in den Felsen hineingearbeitet, den das Gehölz auf der einen Seite umschließt.

In diesem Felsen nun, hinter dem Kreuzmatthügel in dem Pfyferischen Garten befindet sich ein sehenswerthes Denkmal, das nach einem Modell des berühmten Thorwaldsen von dem Konstanzer Bildhauer Lukas Ahorn ausgearbeitet wurde. Es stellt einen 29 Fuß langen und 18 Fuß hohen sterbenden Löwen dar, welcher im Rücken von einem Pfeile verwundet, mit hingestreckten Gliedern, die linke Vordertatze herunterhängend, in die Platte der Felswand ausgehauen ist. Die rechte Vordertatze des königlichen Thieres hält zerbrochene Lanzen und einen mit Lilien geschmückten Schild fest. In seinem Gesichte liegt ein tiefer Ausdruck des Schmerzes; man sieht, das herrliche Thier stirbt in der Verzweiflung über seine Niederlage. Ueber demselben stehen die Worte in lateinischer Sprache: „Der Treue und Tapferkeit der Schweizer!" Die Unterschrift am Fuße bezieht sich auf jene 26 Offiziere und 760 Soldaten der heldenmüthigen Schweizergarde, welche bei dem Angriff auf die Tuillerien, am 10. August 1792, das Opfer ihrer unerschütterlichen, Ludwig XVI. gelobten Treue wurden.

Schon in den älteren Zeiten hatten sich die von Frankreich für den Kriegsdienst angeworbenen Schweizer dem Hofe stets so ergeben gezeigt, daß es die Sitte der französischen Könige ward, sich stets einiger Schweizer-Regimenter als Leibgarden zu bedienen. Als im Jahre 1790 der wüthende Pöbel von Paris die Tuillerien stürmte, standen 900 Schweizer nebst zwei Bataillonen Nationalgarde unter dem Gewehr und zur Vertheidigung der königlichen Residenz bereit. Voller Unruhe sahen Ludwig XVI. und seine Gemalin die wüthenden Volkshaufen nahen; der König besuchte selbst die Posten und seine Treuen riefen ihm ein donnerndes Hoch zu. Dieses Geschrei wurde sogleich von einem anderen der Aufrührer mit den wildesten Schmähungen beantwortet. Mehre Sansculoten wagten es, mit gezückten Dolchen auf die geheiligte Person des Monarchen vorzudringen, er kehrte blaß, wie eine Leiche, von seinen Schweizern begleitet, in das Schloß zurück und begab sich dann mit seiner Familie in die Nationalversammlung. Um zehn Uhr Morgens begann ein blutiges Gefecht mit den Garden, da diese den Rebellen unter Westermann's Anführung den Eingang in den Hof des Schlosses wehrten. Da wurde das Thor mit Kanonenschüssen gesprengt. „Legt die Waffen nieder!" rief der 100,000 Köpfe starke und dreißig Kanonen mit sich führende Pöbel den nur 700 Mann starken Schweizerwachen zu. Diese gaben, durch die Ermordung von sechs ihrer gefangenen Kameraden wüthend gemacht, die Antwort mit einer Gewehrsalve. Einige von den Rebellen fielen, die Anderen flüchteten und der Königshof wurde frei. Aber bald kehrte der Haufe noch stürmischer zurück und fiel nun über die Wachen her, welche inzwischen von der Nationalgarde verlassen worden waren. Zweihundert Schweizer wurden auf dem Wege nach der National-Versammlung theils getödtet, theils entkleidet und entwaffnet; achtzig andere fielen bei der Vertheidigung der Schloßtreppe, nachdem sie vierhundert ihrer Gegner erlegt hatten; die übrigen wurden im Schlosse selbst, im Garten der Tuillerien und in der benachbarten Straße Lochello, wohin sie sich zurückgezogen hatten, niedergemetzelt. Die rothe Uniform, die sie trugen, entdeckte sie dem Pöbel sogleich, wohin sie sich auch begeben mochten. Die Wuth des Volkes gegen die Schweizer war so groß, daß es alle, mit einem rothen Kleidungsstücke versehenen Personen, die es antraf, niedermachte. Sobald die Garden aus dem Wege geräumt waren, ging das fürchterlichste Blutbad über die sämmtliche Dienerschaft des Königs, vom Hofherrn bis zum Küchenjungen an.

Niemand wurde verschont, der sich noch nicht aus dem Palaste gerettet hatte.

Zum Gedächtniß dieses Tages, des für die Schweizer so verhängnißvollen 10. Augusts, wird in einer dem Luzerner Löwen benachbarten, mit Fahnen und Waffen geschmückten Kapelle jährlich ein feierliches Todtenamt gehalten. Auf einer Gondel kann man sich den besseren Standpunkt zur Beschauung des Monuments wählen.

Der Thurm des Ezzelin in Padua.

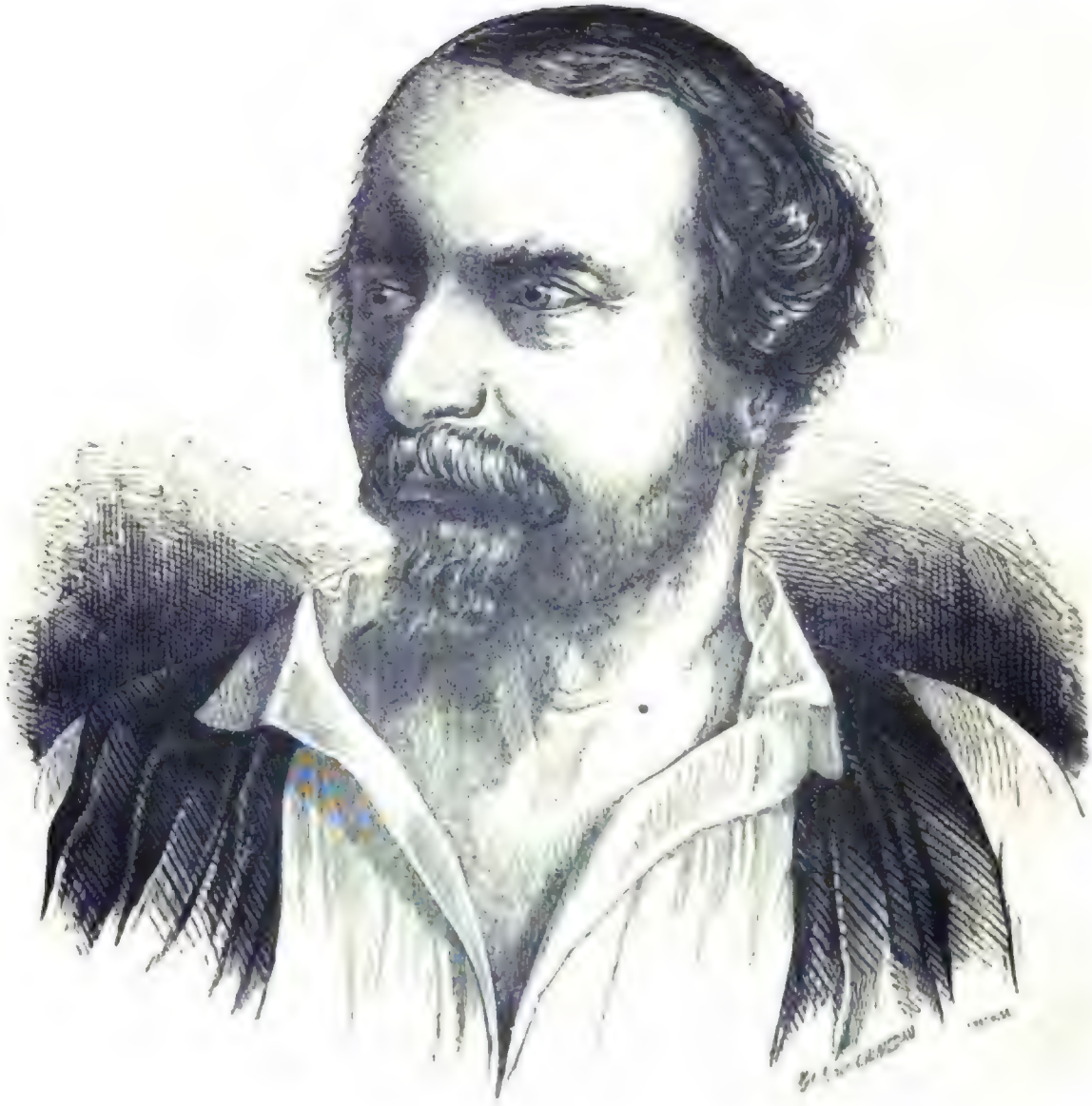
(Mit einer Lithographie.)

Padua — einst das gelehrte genannt — die Geburtsstadt des heil. Antonius von Padua, ist heutzutage nur noch ein weitläufiges Denkmal seiner früheren Größe. Finstere, lange, einsame, von beiden Seiten mit Lauben (Porticos) umgebene Gassen geben dieser Stadt noch heute das melancholische Ansehen, das sie vielleicht zu den schrecklichen Zeiten des furchtbaren Wütherichs Ezzelin (1250) gehabt haben mag. Von ihrem einstigen Ruhme sind nur noch Ruinen übrig; noch steht das großartige von Sansovino aufgeführte Prachtgebäude der ehemals so gefeierten Universität del Bò, aber von ihren berühmten Gelehrten ist nichts mehr geblieben, als die steinernen Wappen derselben im Hofe der Universität. Unter den zahllosen Kirchen ragt die der heil. Justina ernst und erhaben, groß und edel gebaut hervor; ihre Halle ist 450 Fuß lang, mit einem herrlichen musivischen Marmorpflaster versehen; das 108 Fuß hohe Gewölbe wird von einer einfachen jonischen Säulenordnung getragen; zu jeder Seite stehen sechs Kapellen; ohne Chor, Kanzel, Beichtstühle und Grabmäler erregt diese schöne und reinlich ausgeschmückte Halle schon durch ihre

Lucerner Löwe.

Digitized by Google

Digitized by Google



CICERUACCHIO.

Einheit und Erhabenheit allein, einen unbeſchreiblichen Eindruck. In ihrer Nähe liegt der Prato della Valle, der ehemalige Campus Martius, jetzt ein öffentlicher Spaziergang, bei welchem man zugleich das Pantheon in Augenſchein nehmen kann. Bewunderungswerth ſind Sanſovino's Marmorbasreliefs in der Kapelle des heil. Antonius und Mantegna's Gemälde in einer wenig beſuchten Kirche. Außerdem verdienen der 300 Fuß lange und 100 Fuß breite Salone, dieſer größte aller Säle, und die Sternwarte beſichtigt zu werden, von deren Obſervations-Balcon man die unbegränzte Ausſicht über ganz Ober-Italien, von Venedig bis an die Apenninen, hat. Dieſe Sternwarte iſt es eben, welche den Namen: „Der Thurm des Ezzelin" führt, denn jener Tyrann hat einſt in ihr gehauſ't, der blutdürſtigſte Wütherich des Mittelalters. Bekanntlich war er das Haupt der Ghibellinen und Friedrich's II. Bundesgenoß, der ihm, in Anerkenntniß ſeiner Dienſte während des Krieges in der Lombardei, die Stadt Padua als Lehn gab. Jetzt fing Ezzelin, der ſonſt die herrlichſten Eigenſchaften des Geiſtes beſaß, zu plündern und zu morden an, trotz der Warnung und dem Bann des Papſtes (1252). Nach und nach unterwarf er ſich das ganze nordöſtliche Italien und verfuhr dort eben ſo grauſam, wie in ſeiner Reſidenz Padua, wo er Tauſende Unſchuldiger in die Kerker werfen, verſchmachten oder hinrichten ließ und die Kirchen und Klöſter ihrer Zierden beraubte. Endlich ſtanden, nachdem bereits vergebens ein Kreuzzug gegen ihn veranſtaltet worden, ſeine früheren Verbündeten, Boſo und Palaricini, ſo wie der Markgraf von Eſte wider ihn auf und von dieſen wurde er nach einem hartnäckigen Gefecht bei Caſſano am 11. September 1259 gefangen genommen. Im Kerker verſchmähte er alle Nahrung, riß den Verband von ſeiner in dem Treffen erhaltenen Wunde und ſtarb am 27. September desſelben Jahres, worauf er in Socino begraben wurde.

Feuilleton.

Erſtürmung Mexiko's.

(Mit einer xylographirten Abbildung.)

Am 13. September machten die Amerikaner eine Demonſtration gegen Chapultepec und die Mühle von El Rey, aber die mexikaniſchen Generale waren vorbereitet, ſie zu empfangen. In der Vorausſicht eines Waffenſtillſtandbruches hatte Santa-Ana ſeit mehren Tagen, ohne Verdacht zu erregen, Waffen, Schießbedarf und Lebensmittel in die Feſtung Chapultepec bringen laſſen. Die Bürger von Mexiko führten unter ihren Mänteln und auf ihren Mauleſeln eine große Menge Pulver, Kugeln und Vorräthe herbei, ohne auch nur ein einziges Mal entdeckt zu werden; ſo groß war das Sicherheitsgefühl und das Vertrauen der Amerikaner. General Scott war nicht wenig erſtaunt, bei dem Angriffe auf Chapultepec einen ſo hartnäckigen Widerſtand zu finden.

Dieſer Platz liegt zwiſchen Tacubaya und der Hauptſtadt, von erſterem einen Kanonenſchuß weit, von letzterer drei engliſche Meilen entfernt. Er liegt hoch auf einem, die weite Ebene beherrſchenden Hügel, von welchem herab die mexikaniſchen Soldaten jede Bewegung des Feindes beobachten konnten. Der Hügel beherrſcht zugleich die Heerſtraße von Tabucayo nach Mexiko, welche am Fuße hinläuft, und man kann ihn nur auf einem gewundenen Pflaſterwege erſteigen, welcher nach einer Wendung um eine gewiſſe Ecke dem vollen Feuer der Feſtungsgeſchütze ausgeſetzt iſt. Als die Amerikaner den Hügel hinanſtiegen, warf ein furchtbarer Kugel- und Kartätſchenſturm ſie mit ſchwerem Verluſte wieder zurück; zum zweiten Male rückten ſie vor und zum zweiten Male wurden ſie abgeſchlagen. Die Mexikaner fochten mit verzweifelter Tapferkeit; auch der Feind ſchlug ſich tapfer; ſeine Leute ſchienen eben ſo viele Teufel, welche ohne Vernichtung zu beſiegen unmöglich war. Er machte einen dritten und letzten Angriff mit friſchen Kräften und ſchwerem Geſchütz, und die tapfern Mexikaner, welche ihren Kartätſchenvorrath erſchöpft hatten, ſahen ſich genöthigt, die Feſtung zu räumen, welche der Feind alsbald in Beſitz nahm. Die mexikaniſchen Soldaten zogen ſich auf die Stadt zurück, wurden aber von einer feindlichen Reiterabtheilung abgeſchnitten, und etwa Tauſend von ihnen geriethen in Gefangenſchaft, aus welcher ſie jedoch bald wieder frei gelaſſen wurden, da der Feind nicht Leute genug zur Bewachung hatte. Dieſer eröffnete dann ſeine Batterien auf die Mühle El Rey dicht bei Chapultepec, welche nach hartnäckigem Kampfe und unter großem Verluſte der Amerikaner geräumt werden mußte.

Die beiden Gefechte währten über neun Stunden. Die Mexikaner hatten ungefähr 300 Todte und Verwundete, während der Feind über 400 Mann einbüßte. Da ein Angriff auf die Stadt unvermeidlich ſchien, ſo ließ Santa-Ana während des Gefechtes eine Anzahl von Laufgräben quer über die Heerſtraße ziehen und dieſelben mit Waſſer füllen. Am Morgen des 14., vor Tagesanbruch, begann der Feind mit einem Theile ſeiner Truppen den Marſch auf die Stadt. Die Belagerten, hinter den Bögen der Aquädukte und verſchiedenen in der Eile aufgeworfenen Bruſtwehren aufgeſtellt, machten ihm in Verbindung mit den Laufgräben, über welche er erſt Brücken zu werfen hatte, ſo viel zu ſchaffen, daß er erſt ſpät Nachmittags vor den Thoren anlangte. Hier machte er Halt und verſuchte die Stadt zu bombardiren, welches er bis zum Abend und den ganzen folgenden Tag fortſetzte, unermeßlichen Schaden anrichtend. Hier und da wurden ganze Häuſergruppen zerſtört und eine große Menge Männer, Weiber und Kinder getödtet und verwundet. — Die Scene war furchtbar. Ein ununterbrochener betäubender Donner erfüllte das Ohr; eine einzige Rauchwolke umhüllte das Auge; hier und da brachen Flammen hervor, und zwiſchendurch hörte man das Schreien der Verwundeten und Sterbenden. Aber die Stadt leiſtete den hundert und aber hundert fliegenden Bomben tapferen Widerſtand: ſie bot dem blutdürſtigen Yankee Trotz und überzeugte ihn, daß ſeine Mörſer die mexikaniſche Hauptſtadt nicht zu zwingen vermochten.

Der Feind änderte demnach ſeinen Plan und entſchloß ſich, in die Stadt einzudringen. Die Straßen waren mit Sandſäcken verrammelt, und Alles, was Waffen tragen konnte, war auf den Dächern, oder auf den Fenſtern, um Wurfgeſchoſſe und Steine auf die Köpfe der Eindringenden hinabzuſchleudern. Ehe dieſe noch die Thore paſſirt hatten, merkte General Scott die Schwierigkeit ſeiner Lage. Ein wahrer Schauer von Kugeln und Steinen regnete auf ſeine Truppen herab. Viele wurden getödtet, noch mehre verwundet; dennoch rückte er vorwärts, bis er die Mündung zweier Straßen erreicht hatte, welche unmittelbar nach der Plazza führen. Da er gegen die unſichtbaren Soldaten der Mexikaner nichts ausrichten konnte und ſeine Leute ſchnell verlor, beſetzte er das Kloſter San Iſidoro, welches hinten in den Mittelpunkt eines Häuſercarrés führt und ließ ſogleich durch ſeine Sapeurs einen Weg mitten durch die Häuſer hauen, wobei ganze Gebäude in die Luft geſprengt wurden. Auf dieſe Weiſe drang er nach mehren Stunden bis auf die andere Seite der Straße und erreichte endlich mit ſchwerem Verluſte den Hauptplatz. Als er Letzteren betrat, ward aus dem Palaſte und der Kathedrale, welche von mexikaniſchen Truppen beſetzt waren, ein heftiges Feuer auf ihn eröffnet, worauf er ſeine Truppen auf der Plazza auseinander faltete und jene beiden Gebäude zu bombardiren begann. Ueber hundert Schüſſe wurden beiden gefeuert, welche große Verwüſtung anrichteten und eine Menge Menſchen tödteten oder verwundeten. Da aller fernere Widerſtand nutzlos erſchien, ſtellten die Mexikaner das Feuern ein, und am 15. September war der Feind in ihrer Hauptſtadt. Viele der Belagerten wurden bei dem Sprengen der Häuſer, viele während des Bombardements und noch mehr durch die in der Stadt herrſchende Verwirrung getödtet.

Alles in Allem kann man den Verluſt auf mexikaniſcher Seite an Getödteten, Verwundeten und Fehlenden auf nicht weniger als 4000 anſchlagen, unter denen viele Weiber und Kinder ſind, während die Amerikaner mehr als 1000 Mann verloren.

Album für Damen.

Der geiſtreiche Lasker reflektirt in einem größeren Aufſatze: „Weibliche Köpfe“ über den Kopfputz der Damen auf folgende Weiſe: „Der Kopfputz iſt das Aushängeſchild des weiblichen Geſchmackes, der Verräther der Neigungen, der Schwächer weiblicher Herzen. Die nicht Zeit hat, ihre Haare in Ordnung zu bringen hat ſicher auch nicht Zeit, ihre Wirthſchafts-Angelegenheiten zu ordnen; ſpäte Federn in den Haaren verrathen, daß man nicht früh genug aus den Federn komme. — Feſtanliegende, glatte Haare deuten auf häusliche Anſpruchsloſigkeit, künſtlich verwickelte, ſorgfältig um's Haupt gewundene Flechten auf weniger Wirthlichkeit, als auf Sinn für weibliche Handarbeiten, wie zum Beiſpiel künſtliche Stickerei und Aehnliches. — Kurze, feſte Locken ſind den proſaiſchen Frauen eigen, welche von früheſter Jugend an etwas Großmütterliches an ſich haben, und ſind ſie nur vorgebunden, ſo kann man auf phlegmatiſche Behaglichkeit ſchließen. — Loſe herunterhängende, die Stirn beſchattende Locken ſchmücken das Haupt einer Schwärmerin, eines poetiſchen Gemüthes, einer Verliebten. — Zarte, weiche, auch ſchmachtende Seelen lieben einzelne Löckchen hinter den Ohren. — Zwei kleine Locken an den Seiten, oder eine feſtanliegende in der Mitte der Stirn, ſind Kennzeichen eines kalten, ſpröden, auch eines prätiöſen Gemüthes. Ein Strauß am Hinterkopfe hinabwallender Locken läßt bald die heitere Schelmin, den luſtigen Wildfang erkennen. — Auf beiden Seiten des Kopfes ungleiche Locken und außerdem den Haarputz in alle Spielereien hineintändelnd, trägt die Koquette, — die Haare weit nach oben hinaufgekämmt, den Zopf nach der

Mitte des Kopfes zu, ungeflochten zusammengerollt, das Mannweib — nach dem modernen Kunstausdrucke — die sich emancipirende Frau.

Kleine Erzählungen.

Einige Histörchen vom alten Blücher.

Von Friedr. Beck.

Wie der alte Marschall Vorwärts mit der Catalani um die Wette singt und mehr Applaus erhält, als die berühmte Primadonna.

Ich weiß nicht mehr, ob sich nachstehender Schwank zu Paris oder Aachen begab; begeben aber hat sich Alles, so wie ich's erzähle, denn ich erzähle es meinem wackern Freunde, dem dicken Kommissionsrath von Rostock nach und in Wien selbst dürfte noch Mancher sich an den seltsamen Wettstreit des nordischen Paukegens und der italienischen Nachtigall erinnern. Für solche Leser und Leserinnen aber, die unsern alten, längst in Gott ruhenden Helden nicht persönlich kannten, muß ich vorausschicken, daß Blücher ein großer Freund der Musik war, ohne eigentlich musikalisch gebildet, und was man so „Kenner" nennt, zu sein; doch verstand er, wie überall, wo er sich für Etwas interessirte, das Ding ganz gut und ließ sich durchaus kein X für ein U machen. Er hatte seine Lieblingsstücke, die ihn, so oft er sie hörte, elektrisirten, und er gab dann sein großes Wohlgefallen daran auf eine Weise zu erkennen, indem er sich den Schnurrbart strich, die Mütze schief rückte, keck um sich schaute und, wo er rauchen durfte, den Rauch stärker ausblies, als in der Regel.

Wer seine Lieblingsstücke komponirt hatte, wußte er gewiß nicht zu sagen, es waren nicht wenige von Mozart darunter, besonders aus dessen „Zauberflöte."

Nun entweder zu Paris oder zu Aachen war's, wo bei einer großen Fête, bei der alle hohen Alliirten zugegen waren, die Signora Catalani sich hören ließ.

Signora Angelika war damals gerade eine eben so schöne Frau, als sie eine große Sängerin war — kein Wunder, daß sie ihre Bewunderer unter den höchsten und allerhöchsten Häuptern zählte. Der galante, für Frauen-Schönheiten so empfängliche Kaiser Alexander stand zur Zeit an der Spitze der Catalani-Enthusiasten. Aber Signora Angelika war ein kapriciöses Weib, und nicht der schöne, männlich blühende Alexander, sondern unser alter Marschall Vorwärts war ihr erklärter Liebling, dem sie eine so zarte Aufmerksamkeit, wie keinem andern Mann, bewies. Marschall Vorwärts ließ sich das vortrefflich gefallen, da er gar zu gern noch für einen großen Näscher und Weiberjäger galt — besaß er doch eine junge hübsche, geistreiche Frau (seine zweite oder dritte).

Die Catalani sang ihre fünf bis sechs Pieçen, welche sie noch dreizehn Jahre später in dem kleinen Flensburg an der äußersten Spitze Nordholsteins hören ließ, bevor sie sich zur Ruhe setzte, und daß sie großen Beifall von der glänzenden Versammlung erhielt, versteht sich natürlich von selbst. Nebst ihrem großen „God save the King" (von welchem sie beiläufig überzeugt war, daß es nur von Händel komponirt sein könne), sang sie auch besonders gerne Variationen über Papageno's „Klinget, Glöckchen, klinget!" und Marschall Vorwärts war entzückt über den Vortrag dieser ihm so lieben Melodie. Er sagte ihr das und forderte sie auf, noch was vom Papageno zu singen.

Die Catalani gerieth darüber natürlich in nicht geringe Verlegenheit und sah sich endlich genöthigt, dem alten Helden zu gestehen, daß sie vom Papageno nichts mehr einstudirt habe.

„Ich kann es Ihnen lehren," versetzte Blücher, „ich kann Alles singen!"

„Was?" rief Alexander, der dies gehört hatte, „was, Blücher kann singen? da muß er uns Etwas zum Besten geben."

„Na, warum denn nicht!" versetzte Blücher, stellte sich in Positur und begann mit seiner knurrigen Stimme jämmerlich falsch; denn für's Selbst-Singen hatte er kein Ohr — aber doch erkennbar:

„Der Vogelfänger bin ich ja,
Stets lustig, heisa, hopsasa!"

Man hat mir erzählt, daß der gute, selige Kaiser Franz dem Gesange des alten Vorwärts mit sichtlicher Rührung gelauscht habe, der ernste König von Preußen lächelte still vor sich hin, Alexander aber lachte herzlich und gab das Zeichen zum Applaus, der dann auch in reichlichem Maße erfolgte, und Marschall Vorwärts ermuntert durch diesen Beifall, gab noch:

„Ein Mägdlein oder Weibchen
Wünscht Papageno sich!"

so wie:

„Vivat, Bachus, Bachus lebe!
Bachus ist ein braver Mann!"

und endlich gar:

„Jung'n Kochsalat — jungen Kochsalat!
Un jrüne Peterfillje,
Un jrüne Peterfillje,
Mit zarte Eier d'rin!"*)

zum Besten.

Diese letzte Nummer soll förmlichen Lind-Jubel erregt haben, wenigstens sagte mir die Catalani lachend selber: „Mit dem alten Blücher konnte ich's nicht aufnehmen! Er hat mich richtig damals geschlagen und wurde mehr applaudirt als ich."

Wie Feldmarschall Vorwärts in London einen Puff macht.

Blücher's Reise nach London war ein Triumphzug, das Volk begrüßte ihn überall mit Jubel, und wenn die Ungarn den Klavierspieler Liszt mit einem Ehrensäbel umgürtet, so wurde bekanntlich Blücher in England zum Doktor der Rechte gemacht, was allen Denen höchst komisch vorkommen muß, die seinen glühenden Haß, welchen er gegen alle Advokaten hegte**), kannten.

Viel hatte jedoch Blücher von den englischen Damen auszustehen! Jede verlangte nämlich „eine greise Locke seines Heldenhauptes", dieses Heldenhaupt besaß aber im buchstäblichen Sinne weniger Haare mehr als der ganze Marschall Vorwärts — Schulden, und Blücher wäre in zwei Tagen so kahl wie ein Chinese gewesen, hätte er alle Anforderungen um „ein einziges kleines Löckchen" befriedigen wollen.

Mit den Locken war es wirklich schon alle! Knapp ab hatten die englischen Damen ihm das Haupthaar beschnitten, um ihre Albums mit seinen Locken zu zieren. Endlich prätendirte eine sehr hochstehende Dame sogar einige Haare aus seinem Schnurrbart.

Blücher sonst sehr derb, gerieth hier in große Verlegenheit, denn seine Ritterlichkeit ließ es nicht zu, einer Dame eine abschlägige Antwort zu geben. — Ein sehr hochstehender Herr erbarmte sich seiner und rieth ihm, der Dame anstatt der Haare aus seinem Schnurrbarte, ein Uniform-Stück, was er in der Schlacht getragen, zu senden, und bezeichnete ihm sogar dasselbe. — Blücher lachte zwar, schickte aber arglos, ohne eine Idee zu haben, wie falsch er berathen sei, der Dame ein paar alte, graue, mit rothen Bandstreifen besetzte — Unaussprechliche. — Seit dieser Zeit hatte er Ruhe; aber die englischen Schönen erröthneten, so oft nur sein Name fortan genannt wurde. W. Ztschrft.

Ciceronacchio.

(Mit einer xylographirten Abbildung.)

Dieser Name, der jetzt in den römischen Staaten eine bedeutende Rolle spielt, gehört einem Manne an, welcher Anfangs als gemeiner Fuhrmann sein Brod erwarb, später allmälig durch einsichtsvolle Thätigkeit, durch den Handel mit Wein, Getreide und Bauholz ein beträchtliches Vermögen gewann und gegenwärtig eine Stelle einnimmt, die ihm Achtung und Stimme verleiht. Die Mittel, durch welche der ehemalige Fuhrmann sich zu solcher Bedeutung schwang, sind eine einfache, natürliche, schlagende Beredsamkeit nebst einer oft bewährten Wohlthätigkeit, die, ihm die Herzen gewinnt, und sich am Glänzendsten während der Ueberschwemmung des vorigen Jahres gegen seine ärmeren und von dem Unglück heimgesuchten Landsleute erwiesen hat. Sein wahrer Name ist Angelo Brunetti und Ciceronacchio eigentlich nichts weiter als ein Spitzname, den ihm, wie man erzählt, in der

*) Nach der Melodie des Dessauer Marsches.

**) Die Advokaten sollen nämlich bei verschiedenen Gelegenheiten in früherer Zeit dem guten Blücher arg mitgespielt haben.

Kindheit ſeine Mutter beilegte. Dieſe pflegte nämlich öfters auf den Knaben mit den Worten hinzudeuten: Guardate che Cicero vacchio diviene questo mio Angelo! (Seht einmal, was mein Angelo dort für ein Poſaunenengel ſein wird!); denn mit jenem Worte pflegt man nicht ſelten in Italien einen Menſchen mit einem vollen, breiten und rothbäckigen Geſichte zu bezeichnen. Cicero vacchio ſchätzt indeſſen ſeinen Spottnamen ſehr hoch; er hat es gern, wenn er damit gerufen wird und iſt ſo wenig ſtolz auf die Vorzüge, die ihm Vermögen und Verdienſt von allen Seiten zu Theil werden laſſen, daß er noch immer mit Vorliebe die Kleidung ſeines früheren Standes, die ſogenannte Camisciola (eine Weſte von Sammt) trägt.

Erfindungen.

Papier aus alten Seilen. Alte, abgenutzte, getheerte Seile, die in Kohlengruben gebraucht worden ſind und insgemein als werthlos gelten, weiß ein gewiſſer Mr. Fourdrinier wieder zu Ehren und Werth zu bringen. Derſelbe verwandelt nämlich dieſe ſchmutzige und anſcheinend unbleichbare Subſtanz in eine Art Seidenpapier, welches ſich durch treffliche Beſchaffenheit, Glätte und zarte Farbe auszeichnet; ein Ries dieſes Papiers wiegt ſammt der Emballage nur 2½ Pfund. Dreht man einen Bogen davon in Form eines Strickes zuſammen, ſo vermag derſelbe gegen hundert Pfund Gewicht zu tragen.

Reſervage auf Wollenwaaren. Dieſe neue Erfindung erfüllt einen ſchon lange gehegten Wunſch, indem ſie geſtattet, weiße oder andere farbige Muſter auf Wollenzeugen durch eine Schutzpappe zu erhalten, und ebenſo die Saalleiſten zu färbender Tücher vor dem Annehmen der Farbe zu ſichern, wodurch es möglich wird, den im Stück gefärbten Tüchern das Anſehen der in der Wolle gefärbten zu geben. Man kann ſelbſt in ſauern Bädern färben, und nach dem Färben die Pappe ſehr leicht wieder entfernen. Muſter und Bedingung der Mittheilung bei C. Leuchs und Comp. in Nürnberg.

Humoriſtiſche Bagatellen.

Ein Wohlthäter der Menſchheit. Ein Franzoſe, Herr Plouviez, meint, daß das Kochſalz nicht allein als Gewürz, ſondern auch als Nahrungsmittel für arme Leute dienen könne. Möchte doch die franzöſiſche Regierung zur Erprobung der Sache zuerſt einen Verſuch mit Hrn. Plouviez ſelbſt machen. Da bekanntlich der ſogenannte Pöckel (Häringslake) einen bedeutenden Gehalt von Kochſalz hat, ſo könnte man ja den Entdecker einige Wochen lang damit füttern, er würde dann die beſte Auskunft über die praktiſche Ausführbarkeit geben können. Die Sache hätte noch eine gute Seite. Das Sprüchwort ſagt ja, man ſolle ſeine Freunde unter Denen ſuchen, mit welchen man ſchon einen Scheffel Salz verzehrt habe. — Durch den geſteigerten Gebrauch dieſes Materials würde nun die Auswahl ſehr vergrößert, und ſomit „der große Wurf, eines Freundes Freund zu ſein," wie der Dichter ſagt, ſehr erleichtert werden. Herr Plouviez ſorgt alſo zugleich für den Magen und das Herz des Menſchen, wenn auch immerhin die Milz ſchlecht dabei wegkäme. Großer Mann, gegen Dich müſſen Kolumbus, Drake, Franklin, Berthold Schwarz, ja ſelbſt der Erfinder der neuen Prügelmaſchine zurückſtehen!

Jagdzeitung.

Für Jagdliebhaber, die von Zeit zu Zeit ſich mit Jägerlatein beſchäftigen, dürfte nachſtehende Geſchichte, wie man ſie ſich in Pommern erzählt, von Intereſſe ſein: „Wiſſen Sie, wie man in Nordamerika die Haſen fängt? — Man fängt die Haſen in Nordamerika im Winter zur Nachtzeit; es muß aber ſehr kalt ſein. Man nimmt eine Laterne, thut ein brennendes Licht hinein, und geht damit hinaus auf ein Feld, wo es viele Haſen gibt. Dort ſetzt man die Laterne auf den Boden und verſteckt ſich hinter einen Buſch. Die Haſen, die das Licht ſehen, denken bei ſich: „Schock Schwerenoth, wo kommt denn die Laterne her?" und ſchleichen neugierig näher. Sie ſetzen ſich im Kreiſe umher und gucken in das Licht. Von dem unverwandten Hinſehen gehen ihnen bald die Augen über; die Thränen laufen auf den Boden herab, und ſie frieren feſt. Wenn ſie feſtgefroren ſind, tritt man vor, bricht ſie ab und ſteckt ſie in die Jagdtaſche."

Das Denkmal des Generals Washington.

(Mit zwei Lylographien.)

Am 19. Oktober 1847 fand in New-York eine impoſante Feierlichkeit Statt, nämlich die Grundſteinlegung zu einem Denkmale des Generals Washington. Schon vor einiger Zeit hatte ſich ein Comité gebildet mit der Abſicht, dieſem berühmten Heros der nordamerikaniſchen Freiheit ein würdiges Monument zu errichten. Nachdem von allen Seiten zahlreiche Beiträge eingegangen waren, beſtimmte die Stadt als Terrain der Errichtung Hamilton-Square und am 4. Juli n. J. nahm M. Polk im Namen des Comités den bezeichneten Platz feierlich in Beſitz. Hierauf erfuhr derſelbe die nöthigen Vorrichtungen und die Geſellſchaft ſetzte den Jahrestag der Capitulation des Lord Cornwallis zu Yorktown als den Termin zur Grundſteinlegung feſt.

Schon am frühen Morgen dieſes Tages wogten dichte Volksmaſſen durch die Straßen; um 10 Uhr fand eine große Truppenſchau im Park Statt und alsbald ſetzte ſich der ganze Feſtzug in Bewegung, welchem außer ſämmtlichen Behörden New-Yorks und den Mitgliedern des Comités, die fremden Geſandten und Konſule, ſo wie der Präſident und Vicepräſident der Freiſtaaten durch ihre Gegenwart verherrlichten. Gegen 30,000 Zuſchauer umringten den Platz. Es nahte ſich ein prächtiger, mit ſechs weißen Pferden

bespannter Wagen, welcher den Tempel der Freiheit darstellte und die Büste Washington's trug. Dreizehn weißgekleidete Mädchen, die Zahl der anfänglichen dreizehn Staaten vertretend, umgaben die Statue. Der amerikanische Adler schwebte über dem aus verschiedenen Fahnen gebildeten Himmel des Wagens. Auf dem Platze war eine Rednerbühne errichtet, über dieser flatterte eine halbzerrissene Fahne, das erste Feldzeichen, welches Washington in New-York aufpflanzen ließ. Es trägt folgende Inschrift: „Diese Fahne, die erste, welche auf General Washington's Befehl am 25. November 1783 in New-York aufgepflanzt wurde, schaut heute noch so stolz wie vor sechszig Jahren in die Luft." Um den Grundstein, einen mehre Centner schweren, von New-Yorks Damen mit Blumen geschmückten Granitblock standen Kanonen, welche Washington bei Princeton und Monmouth von den Engländern erbeutet hatte. Eine Höhlung in der Mitte des Steins war bestimmt, eine bleierne mit mehren Münzen, der Incorporations-Akte des Comités, den Tagesblättern und andern Dokumenten gefüllte Kapsel aufzunehmen und wurde später mit einer Marmortafel geschlossen, welch. eine lange dem Andenken des Tages gewidmete Inschrift enthielt. Als der Wagen sich dem Steine nahete, begann die Feierlichkeit durch eine Artilleriesalve; der Doktor Vermilye sandte ein kurzes Gebet zum Höchsten, und der Gouverneur Young vollzog sodann die Grundsteinlegung. Mit Reden und Gesängen zu Ehren Washington's wurde das Fest beschlossen, als bereits der Abend anbrach.

Länder- und Völkerkunde.

Die Ansiedler von Kalifornien. Im fernsten Westen Nordamerikas bereiten sich große Dinge vor; namentlich Kalifornien wird dereinst eine Hauptrolle spielen. Zu den deutschen Ansiedlern gehört ein am Oberrhein wohlbekannter und schon öfter erwähnter Mann: Kapitän Stutter, der vor einem Decennium seine Schweizerheimat verließ und sich zunächst in Missouri ansiedelte. Von dort zog er mit einigen Deutschen und Amerikanern über das Felsengebirge im Jahre 1839 nach Kalifornien. Die mexikanische Regierung gab ihm eine Strecke trefflichen Landes in einer Lage, wie sie nicht günstiger sein kann. In die schöne Bai von San Francisco, welche den sichersten Hafen der Welt bildet, strömt der San Sacramento ein, der eine Strecke oberhalb seiner Mündung den Rio de los Americanos aufnimmt. An diesem liegen die Ländereien Sutter's, der eine Wüstenei in einen blühenden Garten umgeschaffen hat, die Indianer ganz in der zweckmäßigsten Weise der Jesuiten zur Arbeit zu bewegen weiß und sich vortrefflich auf das Colonisiren versteht. Anfangs waren die Indianer ihm feindlich gesinnt und machten ihm viel zu schaffen; aber mit Geduld, Gemessenheit und Ausdauer, Eigenschaften, durch welche die Jesuiten einst in Südamerika so Großes erreichten, kam auch er zum Ziele. Jetzt hat Sutter die Insassen der Dörfer rings um seine Ansiedelung zu arbeitsamen Menschen umgeschaffen. Sie haben seine Felder mit Zäunen umhegt und mit Gräben umzogen, sie bewässern die Fluren, hüten das Vieh, säen Weizen, pflanzen Gemüse, helfen beim Häuserbau und werden von ihm für ihre Arbeit mit gutem Beispiele und amerikanischen Manufakturwaaren bezahlt. Die Weiber und Mädchen hält er zum Spinnen an und alle Indianer bekommen Unterricht. Sutter selbst wohnt in einer Art Burg oder Citadelle, die er aus Backsteinen erbaut hat und die so geräumig ist, daß sie tausend Mann Besatzung fassen könnte. Die zwölf Kanonen derselben hat er von den Russen gekauft, als diese ihre Niederlassung Roß aufgaben und völlig räumten. So hauste Sutter wie ein Patriarch unter den Indianern. Die Zahl der mit ihm herüber gekommenen Weißen, meist Deutsche, betrug etwa dreißig Köpfe, hat sich aber seitdem

beträchtlich vermehrt, wie denn jenes „Neu-Helvetien“ jetzt schon ein volkreicher Distrikt geworden ist. Sutter hat es verstanden, in den bürgerlichen Unruhen, die auch Kalifornien heimsuchten, zu laviren und sich mit den mexikanischen Statthaltern in's beste Einvernehmen zu stellen. Jetzt, da das Land amerikanisch geworden, ist er dieser Mühe überhoben und kann ungestört seinen Handel treiben, der sich vom San Francisco-Hafen nach den Sandwichs-Inseln und nach Fort Vancouver in Oregon ausgedehnt hat; denn auch Schiffe besitzt dieser unternehmende Mann, der vielleicht jetzt schon der reichste Gutsbesitzer am stillen Ocean ist. Wir wissen, wie leichtfertig oft neue Gegenden im Interesse eigennütziger Spekulanten angepriesen werden; was aber Sutter betrifft, so spricht besonders für ihn das ehrenvolle Zeugniß eines Mannes wie Fremont, der ihn auf seiner für die Wissenschaft so ergiebigen Reise am Rio de los Americanos besucht hat und als Augenzeuge berichtet. Von seinem lehrreichen Werke sind auf Anordnung des Repräsentantenhauses zu Washington nicht weniger als 10,000 Exemplare gedruckt und vertheilt worden, wie denn überhaupt gemeinnützige Bücher in diesem praktischen Lande eine weite Verbreitung finden.

Aus Fremont's Reise nach Kalifornien kann man recht anschaulich das Heroenalter der nordamerikanischen Ansiedelungen im fernen Westen kennen lernen. So erzählt der New-Yorker daraus: Im April 1844 befand sich Fremont unter 116° 23′ 28″ Länge und 35° 13′ 8″ Breite im Gebirge. Plötzlich vernimmt er den Kriegsruf, wie die Indianer ihn erheben, wenn sie von einer siegreichen Unternehmung heimkehren. Gleich nachher sieht er zwei seiner Begleiter, Corson und Godey, die eine Koppel Pferde vor sich hertreiben. Diese gehörten einem Spanier, Fuentes, der nebst seinen Gefährten von Indianern überfallen worden war und kaum Zeit gefunden hatte, sich zu retten, während seine Familie skalpirt wurde. Nur einem zehnjährigen Knaben gelang es, mit ihm zu flüchten. Unterwegs traf der Hilflose auf Fremont's Expedition, welcher er sich anschloß. Die beiden obengenannten Amerikaner beschlossen, ihn an den Indianern zu rächen und was die Hauptsache war, diesen die Beute abzujagen. Sie folgten dem Pfade, welchen Fuentes ihnen angedeutet hatte und schlugen sich beim Mondschein in's Gebirge, wo sie etwas ruhten. Bei Tagesanbruch ritten sie weiter und entdeckten endlich einen Engpaß. Sie wagten sich hinein und sahen die dem Spanier abgenommenen Pferde in einem Thalkessel grasen. Im Hintergrunde standen vier indianische Wigwams. Sie banden ihre Rosse an und schlichen sich bis in die Nähe der Anderen, wurden aber dann von den Indianern entdeckt; doch den Muth verloren sie nicht, erhoben vielmehr den Schlachtruf, und die zwei Männer drangen gegen eine Anzahl Indianer an, von denen sie mit einem Pfeilregen empfangen wurden. Ihre guten Buchsen waren jedoch wirksamer als die Pfeile, jeder Schuß traf seinen Mann. Die Indianer flohen, und den Gefallenen wurde die Kopfhaut abgezogen; aber einer der Verwundeten, dem sie zwei Kugeln in den Leib gejagt hatten, sprang auf, machte einen Angriff und heulte fürchterlich, während seine Mutter aus der Nähe schalt und schrie. Das Schauspiel war so gräßlich, daß es selbst diese wettergereitschten Hinterwäldler ergriff; sie schlugen den Indianer todt und wurden nun Herren der Wahlstätte. Als sie dieselbe näher betrachteten, fanden sie, daß die indianischen Räuber große Vorbereitungen zu einem festlichen Gelage getroffen hatten, für welche sie zahlreiche Gäste erwarteten. Die amerikanische Einöde hat ihre Räuber ebensowol wie die Sahara; und die rothen Wegelagerer haben es ganz besonders auf die Pferde abgesehen, deren Fleisch ihnen für einen Leckerbissen gilt. Corson und Godey fanden zwei geschlachtete Pferde, am Feuer standen viele mit Fleisch gefüllte irdene Töpfe, und in der Nähe lagen in mehren Körben etwa sechzig Paar Mokassins (indianische Stiefel). Von der Gemüthsruhe oder der Unempfindlichkeit der Indianer mag es zeugen, daß ein gefangener Knabe gleich nach dem Mordauftritte sich ruhig auf einen Pferdekopf setzte und munter frühstückte! Die beiden Hinterwäldler nahmen ihre Beute und kehrten um. Sie hatten, als sie wieder auf Fremont's Lagerplatze ankamen, fünfzig Wegstunden in dreißig Stunden Zeit gemacht. Bedenkt man Ort, Zeit und Charakter des ganzen Wagnisses, so erscheint dasselbe so kühn und außerordentlich, wie kaum ein anderes. Zwei Männer verfolgen mitten in einer Wüstenei, die ihnen völlig unbekannt ist, bei Nacht durch Engpässe und Gebirgsschluchten eine Horde Indianer, von der sie nie etwas gesehen haben, entdecken den Lagerplatz, zählen den Feind nicht, sondern gehen auf ihn los und schlagen ihn in die Flucht. Und weshalb? Um sich mit den Wüstenräubern zu messen und zwei arme Teufel zu rächen, die sie nie gesehen haben! Corson ist ein Amerikaner aus Missouri, Godey ein in St. Louis geborener Franzose. Gegen Leute solchen Schlages, und die Vereinigten Staaten zählen deren im Westen Tausende, können freilich die Mexikaner das Feld nicht halten.

Scherz und Laune.

Gewohnheiten. Viele Gelehrte sind nicht fähig, ihre geistigen Kräfte zu gebrauchen, ohne sich physisch auf irgend eine Weise zu beschäftigen. Pitt konnte am besten denken, wenn er in seinem Zimmer auf- und abging. Sheridan, wenn er in eine Anzahl brennender Lichter starrte. Fox nach dem fröhlichen Verkehr mit seinen Freunden. Gibbon bei vollkommen stiller Mittagszeit. Byron während der Nacht. Einige können nicht studiren, ohne an den Nägeln zu kauen. Allein das **non plus ultra** aller Gewohnheitsnarren dürfte ein englischer, in jüngster Zeit sehr en vogue gekommener dramatischer Schriftsteller sein, der zu einem Arzt kam, um ihn wegen seines mehr und mehr ausfallenden Haupthaares um Rath zu fragen. Lange war es mir unmöglich (erzählt der Arzt), den Grund dieses Haarausgebens zu entdecken, bis ich ihn eines Tages in seinem Arbeitszimmer aufsuchte, gerade als er an einem seiner Werke schrieb, und zu meinem nicht geringen Staunen bemerkte, daß sich mein Patient von Zeit zu Zeit ein Haar ausrupfte. Jetzt war mir das Ausfallen der Haare erklärlich — allein es kostete nicht wenig Mühe, den Dichter von dieser Gewohnheit zu befreien.

Ein Pariser Gastwirth hat eine merkwürdige Erfindung gemacht. Er hält sich Sänften, mit denen Abends Diejenigen, die dessen bedürftig sind, sanft nach Hause geführt werden. — Der Mann soll gute Geschäfte machen.

Auf der letzten Leipziger Michaelismesse ließ sich ein Mann für Geld sehen, welchem fortwährend die Haare zu Berge stehen. Diese wunderbare Eigenschaft, meinte der Dorfbarbier, soll sich ausgebildet haben zu der Zeit, als dieser Mann bei einigen europäischen Finanzmännern in Diensten gestanden.

Die letzten Frauendorfer Blätter enthielten folgende Anzeige: „An D...ft. Sie, wenn Sie mir die Beißzange und die Baumsäge nicht bald zurückbringen, so weiß ich, was ich thue. Brauchen Sie eine Beißzange, so haben Sie ja Ihre Frau u. s. w.“

Vor Kurzem stand in Paris ein braver Normann vor dem Friedensrichter und schwur Angesichts seines Gläubigers eine Schuldforderung ab. Als dieser den Sitzungssaal verließ, richtete er an den Meineidigen einige Worte, die nicht wie Komplimente klangen. Der Normann versetzte mit sanfter Stimme: „Lieber Himmel! zwischen mir und Ihnen unter vier Augen läugne ich ja durchaus nicht meine Schuld; aber wozu braucht denn der Friedensrichter von unsern Angelegenheiten zu wissen?“

Die Hoffnung ist nicht ungegründet, daß uns in Kurzem das Vergnügen des Pferdefleischessens zu Theil werden wird. — Es soll gar nicht übel sein so ein Roßschlägel-Braten, versichern Jene — die noch kein Pferdefleisch gekostet haben. Welch' eine schöne Zukunft eröffnet sich unseren emeritirten Schindmähren, die bisher blos zum Mühlentreten, Schiffziehen, Menschenüberfahren u. dgl. verdammt waren. Wahrlich unser Jahrhundert ist das Jahrhundert des Heißhungers; es frißt Alles weg, was ihm nur unter die Zähne kommt. In Siebenbürgen Heuschrecken; in China Schwalbennester; in Sibirien Bärenunschlitt; in Lappland Fischthran; in Indien Klapperschlangen; in Deutschland werden Frösche oder Gelehrte festgegessen, und die Menschen leben dabei bis zur Todesstunde. Warum sollten wir nicht unsere Pferde verzehren? — Die Fuhrwerke mögen von Lokomotiven befördert werden — zuletzt kömmt wol noch eine Zeit, wo wir sogar die Lokomotive verzehren werden.

Die erste Streitschrift, die der berühmte Arzt Sauvages auf den Catheder brachte, handelte von der Frage: „Kann die Liebe durch Mittel aus dem Pflanzenreich geheilt werden?“

Unterthänigstes Promemoria eines trottoirwandelnden Schriftstellers an die liebenswürdigsten Verfasserinnen der Reifröcke in Angelegenheit niederli-

cher Preß-Freiheit und des Umſichgreifens männlicher Beſchränktheit!! „In der ganzen gebildeten Welt, meine genialen Modedichterinnen lebt gewiß Niemand, der Ihre Verdienſte um Ihre oft wunderbare Ausgleichung körperlicher Differenzen bei dem ſchönen Geſchlechte ſo zu würdigen weiß, wie ich; Sie werden ſobald keinen Menſchen finden, welcher durch Ihre künſtleriſchen Schöpfungen ſo leicht hingeriſſen werden kann und der Ihr echt patriotiſches Verdienſt um die Ausbreitung des ſchönen Geſchlechtes ſo gern anerkennt wie ich; aber Alles hat ſeine Grenzen, nur die Ewigkeit iſt grenzenlos und in neueſter Zeit ſcheinen es auch die Reifröcke zu ſein. Quousque tandem, meine liebenswürdigſten Damen, wohin ſoll das führen?

Sie erfreuen ſich in der Gegend der ſanften Herzen der unbeſchränkteſten Preßfreiheit, benützen Sie dieſe nach Gutdünken, aber hegen Sie nicht die Abſicht, die Ausbreitung auch nach unten hin in's Endloſe zu treiben, berückſichtigen Sie den Raum und die daraus entſpringende männliche Beſchränktheit!

O glauben Sie mir ſicher, meine Liebenswürdigſten, ich bin ein gewaltiger Verehrer der Reifröcke, man darf ſie nur anblicken und man erkennt die künſtliche Ausprägung, ein einziger Faltenwurf verrathet oft ihr ſchönes Daſein; aber es gibt Augenblicke im menſchlichen Leben, wo man ſich ſelbſt näher iſt, als dem Reifrocke, und ſolche Augenblicke haben dieſes unterthänigſte Promemoria hervorgerufen.

Erlauben Sie mir, eine kleine mathematiſche Betrachtung anzuſtellen. Der Durchmeſſer eines gewöhnlichen Reifrockes beträgt meiſtens zwei und einen halben Schuh, daher iſt der Umfang, wenn wir das einfachſte Verhältniß nehmen, ſieben und einen halben Schuh. Da aber der Reifrock einer der Unteren aus dem Volke iſt, ſo erfreut er ſich der Bedrückungen einiger Oberen, und wenn man hierzu noch die Aufgeblaſenheit der äußerſten Hülle rechnet, ſo dürfte der Durchmeſſer auf beinahe drei Schuhe und der Umfang auf neun zu ſtehen kommen.

Denken Sie ſich nun ein mehrtägiges Regenwetter, mithin in den Vorſtädten außen kothige Straßen mit Trottoirs für die Fußgänger, deren manche ebenfalls kaum drei Schuhe betragen; denken Sie ſich ferner, Sie hätten einen ſehr eiligen Gang, und vor Ihnen her mit bedächtigem Schritt ein ſolcher Reifrock tritt, oder denken Sie ſich gar zwei ſolcher Reifröcke in einem engen Stadtgäßchen engverbrüdert wie Kaſtor und Pollux nebeneinander herwandeln, und Sie müßten, wie geſagt, an ihnen vorüber, was bleibt Ihnen Anderes zu thun übrig, als ſich im erſten Falle durch Dick und Dünn zu wühlen, und im letzteren vielleicht gar einen Umweg durch eine andere Gaſſe zu nehmen?

Ich will mich der Aufzählung aller anderweitigen Nachtheile der allzubreiten Reifröcke enthalten, und wünſche nur, daß mein unterthänigſtes Promemoria berückſichtiget werden möge; denn, wäre dies nicht der Fall, ſo dürfte es vielleicht dahin kommen, daß man der Bequemlichkeit der Fußgänger halber, mindeſtens in der inneren Stadt, oder bei ſchlechtem Wetter das Tragen der Reifröcke, ebenſo wie z. B. das Spalten des Holzes vor den Häuſern, zu verbieten gezwungen ſein würde."

Zum Modebilde Nr. 1.

1. Armeniſcher Mantel, bis über die Knie herabfallend, von Sammt, Prinzeſſinatlas oder ottomaniſchem Sammt, mit ſchwarzer Spitzengarnitur verſehen. Man gibt dieſelbe Form auch kürzeren Mänteln von Merino oder Tuch und galonnirt ſie dann mit Seide oder Sammt. Hut von Atlas mit mehren Agraffen, welche zur Seite an einem Bande befeſtigt werden.

2. Ruſſiſcher Mantel von grünem Sammt, kleinen Aermeln, einer bis an den Hals hinaufgehenden und an den Schultern befeſtigten Pelerine. Man garnirt ihn mit einer leichten und gefälligen Paſamentir-Arbeit und beſetzt ihn mit langen dichten Franſen. Hut von weißem Atlas mit einer weißen, von einer Seite herabfallenden Feder.

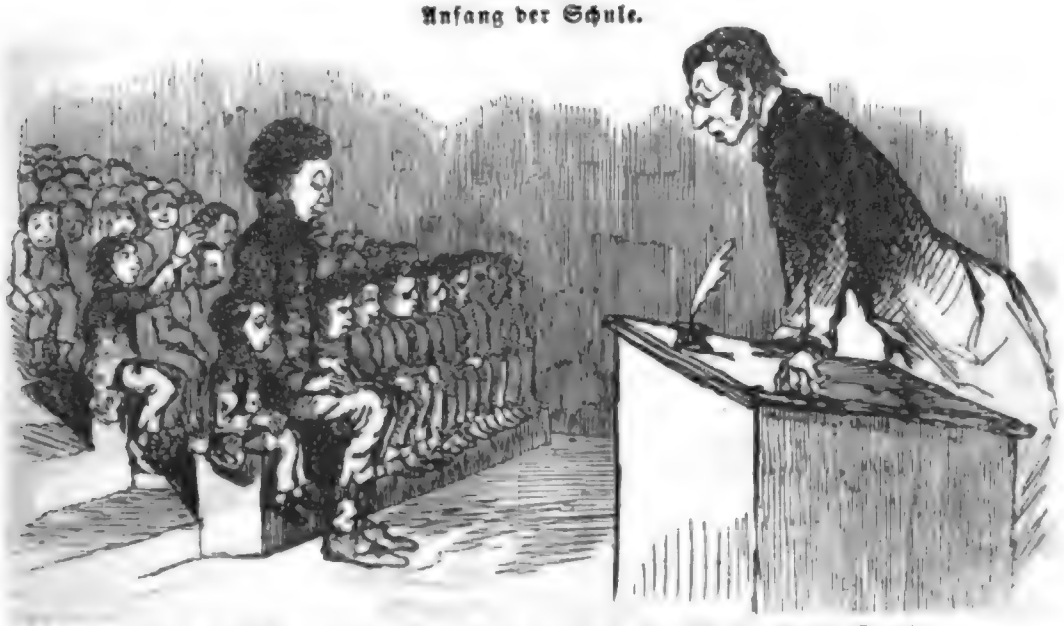
3. Neuer Rock ohne alle Theilenbezeichnung; großkarirte Beinkleider; Weſte von Piqué; Cravatte von dunkelviolettem Atlas.

Bilder-Magazin.

Illuſtrirte Scenen aus der Schule.

Nro. I.

Anfang der Schule.



Und er zählt die Häupter ſeiner Lieben und ſieh', ihm fehlt kein theures Haupt.

Nro. II.

„Fiat iustitia, aut pereat mundus," das heißt zu Deutsch: „Gerechtigkeit muß sind!"

Nro. III.

Mein Sohn, Du bist ein sehr merkwürdiges Schaf aber Du mußt Dich noch zu veredeln trachten.

Nro. IV.

Wie der Sohn des Herrn Verwalters zum Examen geht.

Nro. V.

Keine Ruh' bei Tag und Nacht.

Anfang.

Wie der Hutschenbergerische Universalerbe anfängt in die Schule zu gehen.

Nach zehn Jahren.

Nro. VI.

Wie der Hutschenbergerische Universalerbe aufhört in die Schule zu gehen.

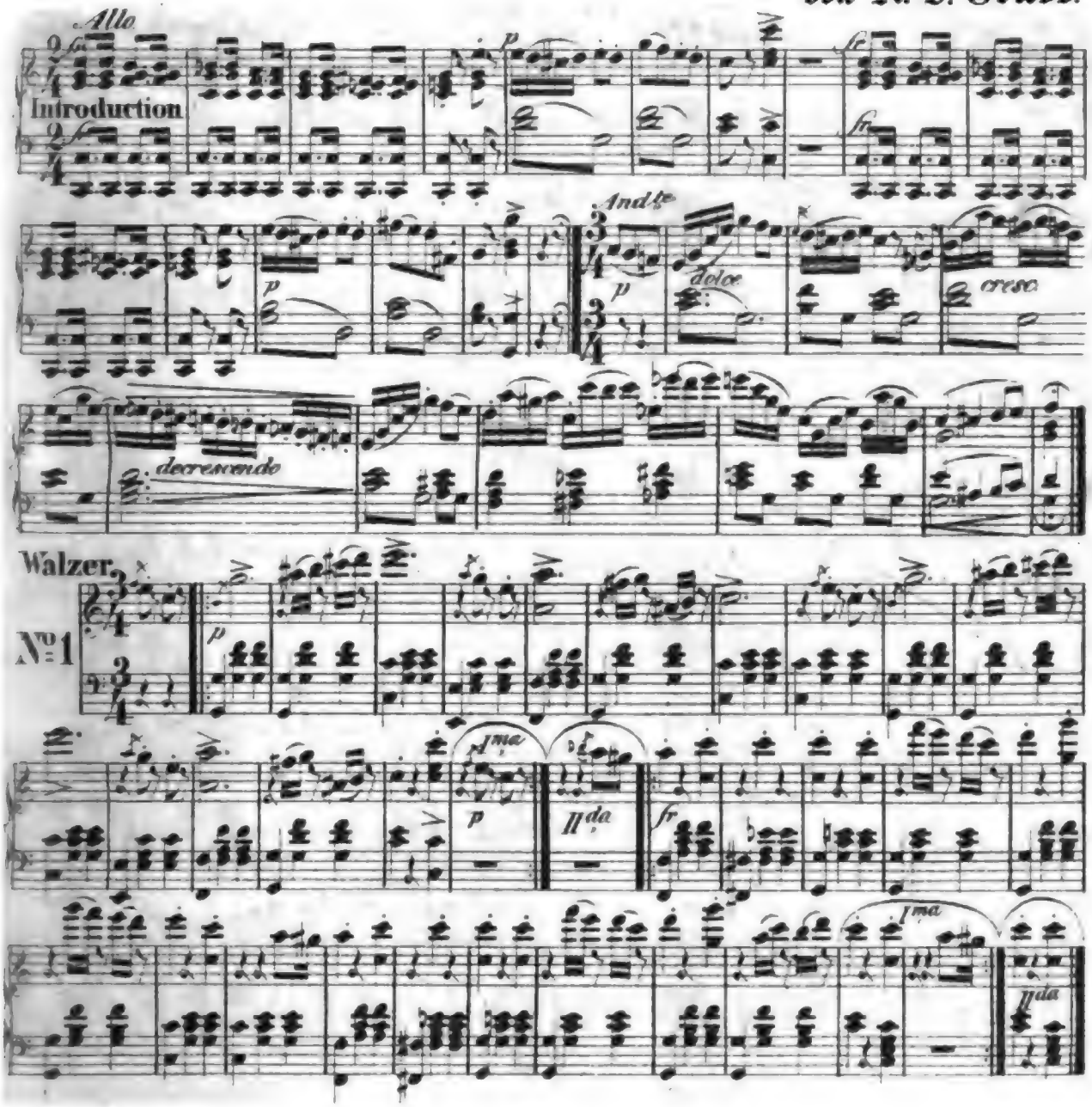
1848–№ 1.

Digitized by Google

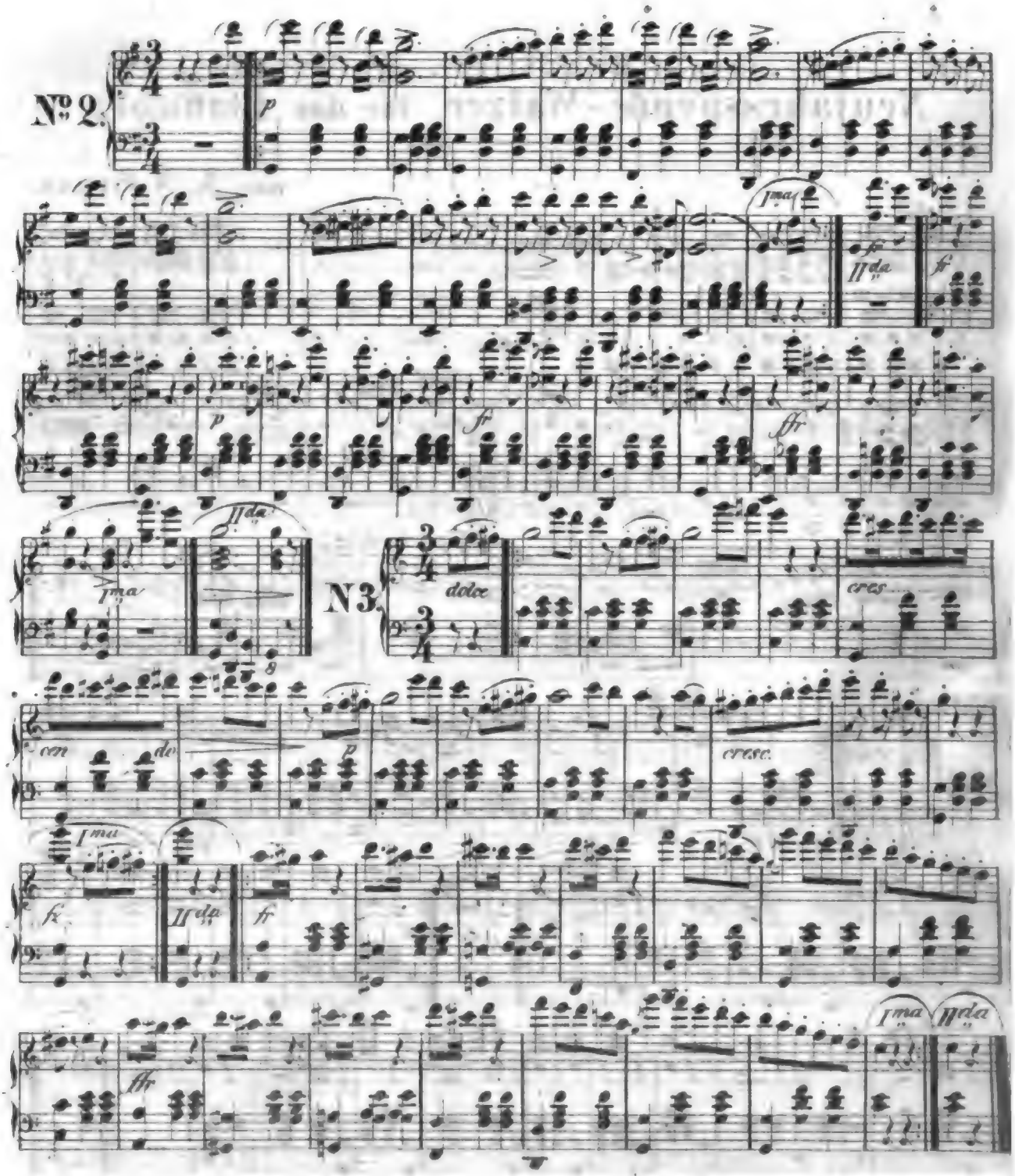
Digitized by Google

Neujahrsspende-Walzer für das Pianoforte

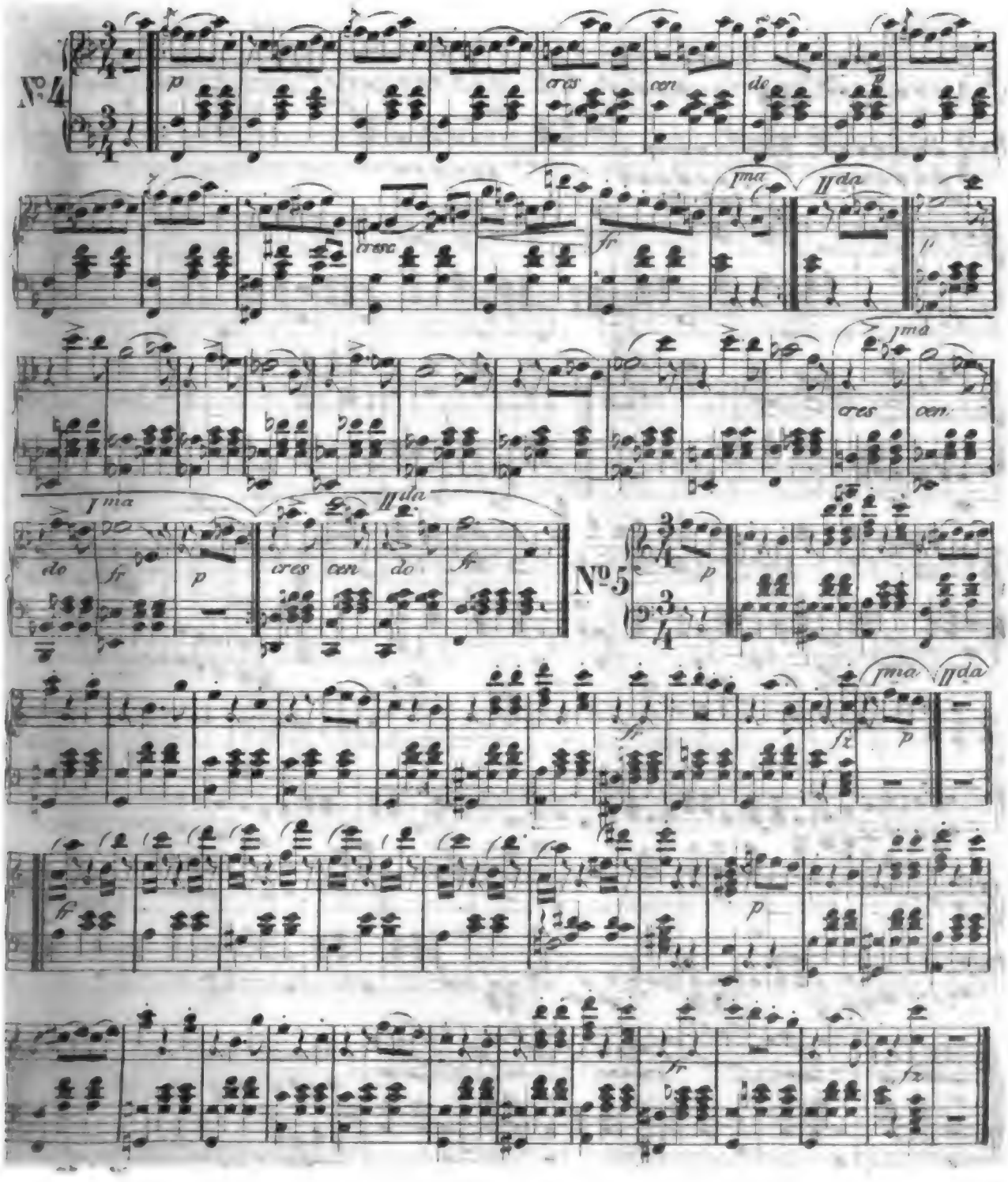
von A. J. Gruss.



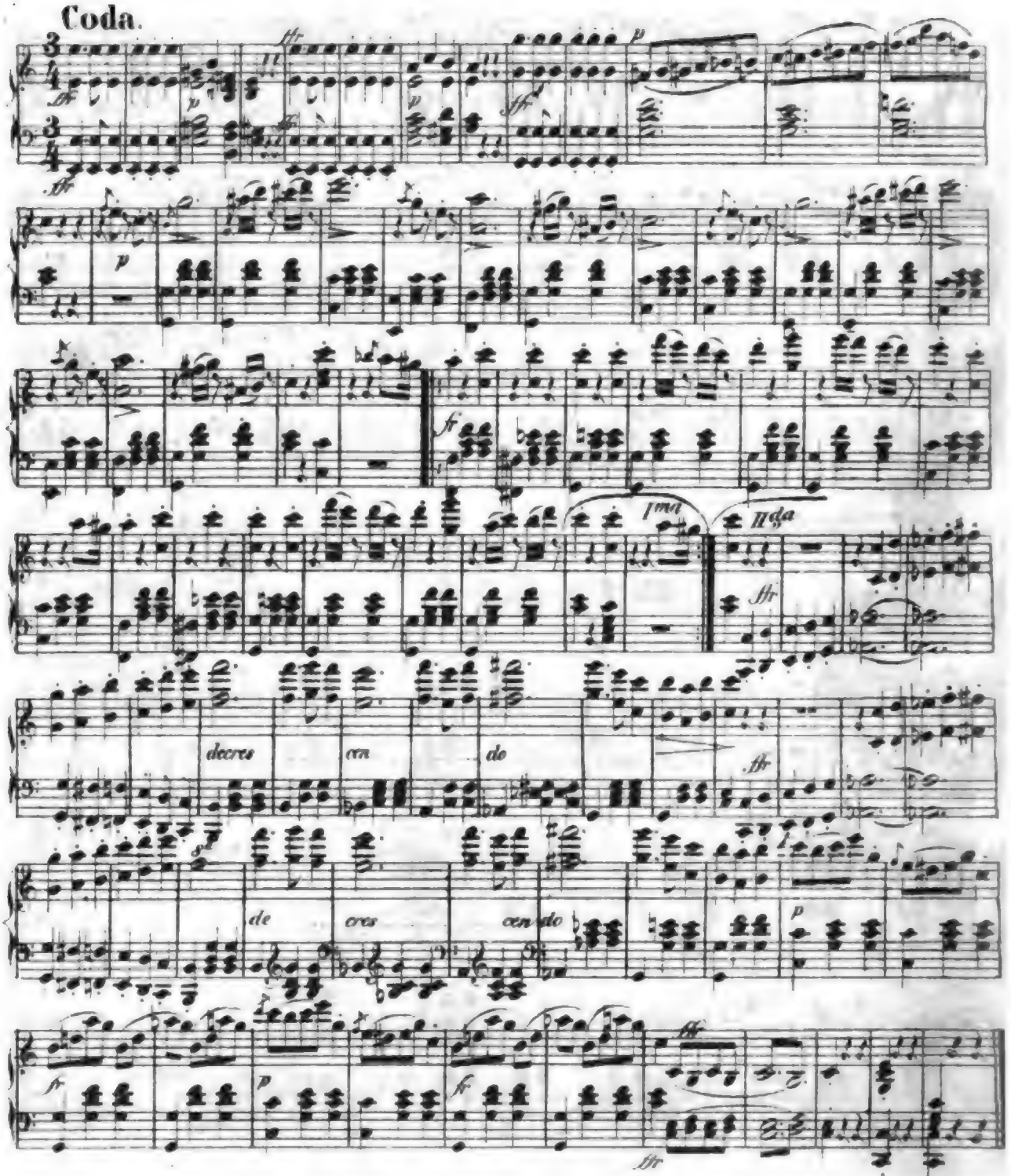
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google


Coda.
decres cen do
de cres cen do

Zacharias Amſelpfiff's Abenteuer,

oder:

Reminiscenzen aus dem Leben eines Lumpenſammlers.

Von Fr. Lubojatzky.

(Schluß.)

Dieſe Nacht war der Wendepunkt meines Geſchickes. Mein unbekannter Gönner zog die Klingel und einige Zeit darauf wurden Schritte im Innern hörbar, ein ſoldatiſch ausſehender Mann öffnete und ſchien über die ſich ſeinen Augen darſtellende merkwürdige Cavalcade zu erſtaunen. Da ich, wenn auch nicht viel, doch etwas Franzöſiſch in des Generals Hauſe gelernt hatte, verſtand ich recht gut, daß der Oeffnende ſeine höchſte Verwunderung über die eigenthümliche Reiterei ausdrückte. Taisez vous, Dominique! befahl mein Schwimmlehrer und mir freundlichſt mit dem Fuße einen ſanften Rippenſtoß gebend, deutete er mir an, in den Hausflur zu treten. Dominik ſchloß zu, ich ward genöthigt, meinen Beſitzer die Treppe hinaufzutragen in ein Zimmer, wo mehre Perſonen beiderlei Geſchlechts ſich befanden. Nachdem ich ihn abgeſetzt, fiel ich erſchöpft auf den Boden hin — die Wirkung des Er- und Durchlebten erfolgte jetzt bei mir, ich wurde ohnmächtig.

Als ich wieder zur Beſinnung kam, befand ich mich in einem kleinen Stübchen, in einem Bette liegend. Der aromatiſche Geruch eines ſtarken Kaffee's lüftete wohlthätig den Nebel, der mich noch umfangen hielt und einige Taſſen nervenaufregenden Trankes brachten mich bald in eine behaglichere Stimmung. Dominik hatte den barmherzigen Samaritaner an mir bethätigt und obgleich wir uns nur ſchwer verſtändigen konnten, da er des Deutſchen noch weit weniger mächtig war als ſein Herr, deſſen Reitpferd ich vorgeſtellt hatte, ſo erfuhr ich doch ſo viel, als ich für's Erſte zu wiſſen brauchte, nämlich, daß ſein Herr auf Reiſen in Deutſchland ſei und viele Feinde habe, die ihn verfolgten. Auf Dominik's Fragen erzählte ich, daß ich hier ein gänzlich Fremder wäre und da ich wohl merkte, daß es mit der Reiſeluſt und den vielen Feinden ſeines Herrn doch ganz eigenthümliche Bewandtniß haben mußte, alſo etwas Geheimnißvolles dabei im Spiele war, was man nicht Jedem gern auf die Naſe band, ſo nahm ich keinen Anſtand, auch mich Dominik zu entdecken, indem ich in bittere Klagen über das Ereigniß dieſer Nacht ausbrach, das mich bis zum Pferdedienſt gebracht und von Viktoria getrennt hatte. Ich war ſehr erboſ't über dieſe Geſchichte; Dominik hörte mich ſehr ruhig an, dann ſagte er in ſeinem gebrochenen Deutſch: Was iſt zu macken? Mamſell wird lieken in Bett und Mosje lieken auch in Bett — ſlafe Sie ruik, Mosje — morken ſeen Sie der Mamſell wieder.

Mit dieſen Worten verließ er mich, ſchloß außerhalb die Thüre zu — die wohlthätige Wärme, welche der ſtarke Kaffee in meine Adern gebracht hatte, rief meine Phantaſie, die mit dem Sturz in's Waſſer ſehr abgekühlt war, wieder zu neuem Leben; ich dachte an Viktoria und ſchlief über dieſen Gedanken ein. Als ich aufwachte, war es bereits Mittag, es war kein Wunder, daß ich mich dem Schlummer nicht entreißen konnte, wenn man bedenkt, daß ich zwei Nächte durch im Ganzen höchſtens zwei Stunden und noch obend'rein auf der Schwelle liegend geſchlafen hatte. An mir war ja eine ganze Welt voll Ereigniſſe vorübergegangen in dieſer kurzen Zeit! Dominik brachte mir Eſſen, delikates Eſſen und dieſer Troſt half mir ſichtbar auf. Ich wollte nun fort, aber Dominik erklärte mir, daß meine Kleider noch durchnäßt wären und dieſer einfache Umſtand mich zwänge, hier auszuhalten. Schlimmeres konnte mir nicht paſſiren, ich gerieth faſt außer mir. Dominik ſah das mit einer wahrhaften Seelenruhe mit an und ſagte: Sie ſick echaufir, nix tauken das, Mosje. Sein Sie ruik — ick werd fraken in der Otel nach der Mamſell Viktoire.

Wer die Henne nicht haben kann, muß ſich mit dem Ei begnügen; — dies alte Sprichwort bewährte ſich bei mir in dieſem Falle, ich mußte das Anerbieten Dominik's annehmen, ob ich wollte oder nicht, denn das hätte wie Argwohn ausgeſehen, wenn ich mich geſträubt hätte und Dominik war, obwol er barbariſch wie ein chineſiſcher Nußknacker ausſah, doch ein ſeelensguter Mann — wenigſtens zeigte ſich dies in der Pflege, die er mir hatte angedeihen laſſen — mir, einem ganz Fremden, den kein anderes Verdienſt empfahl, als daß er als Reitpferd ſich hier präſentirt hatte. Ich blieb alſo allein, während Dominik auf Entdeckung in meinem Intereſſe ausging. Die Sorge und Angſt um Viktoria ruhte nun etwas; aber jetzt ſtieg in mir der Drang auf, zu wiſſen, wo ich mich aufhielt. Dominik war eine dienende Seele, das war klar und eben ſo klar, daß er von ganz anderm Caliber war, als die gewöhnlichen Bedienten, die in der Flegelei und Hoffart ihren Nebenmenſchen 47 vorgeben und doch noch die Partie gewinnen. Dominik beſaß die vollkommene äußere Erſcheinung eines alten Napoleon'ſchen Gardiſten, eine gedrungene große ſtramme Figur mit einem Ausdruck von Bravour und Kraft und dabei eine wahrhaft verſöhnende Gutmüthigkeit, etwas wohlthuend Biederes, Herzliches; man konnte ihm vertrauen, wenn man ſein ehrliches Auge geſehen hatte. Ich hatte mich von dem Erlebniß dieſer verwichenen Nacht nun erholt und befand mich phyſiſch im beſten Zuſtande, denn ich hatte gegeſſen und zwar delikat gegeſſen; ein vollkommener Grund, daß ich nun meinen Gedanken eine ausgedehnte Audienz gewährte, denn es iſt eine von keiner Zeit umzuſtoßende Wahrheit, daß der Magen das Fundament aller großen Begebenheiten iſt. Die Verzweiflung eines Hungernden bringt oft Thaten hervor, über welche man ſtaunt; aber dieſe Thaten entbehren Alles, was den Sinnen ſchmeichelt, was man ſchön, erhaben nennt, auf einem hungrigen Magen iſt nie ein fröhliches Gemüth gepfropft, nur ein voller gibt das rechte Feuer, in dem man die Stimmung eines ſich frei entfaltenden, gleichſam in Luſt und Jubel aufblühenden Geiſtes empfindet und in derſelben thätig iſt. Ich fühlte bald, wie thöricht es ſei, mich nutzlos

mit Vermuthungen über meinen Aufenthalt zu quälen, das mußte ſich erſt ſpäter erklären. Unterdeß fiel mir mein General mit ſeinen Legionen Teufel ein und ich geſtehe, ich bekam eine Art Fieberſchütteln, wenn ich an die Möglichkeit dachte, ihm in die Hände zu fallen.

Alles in der Welt, nur das nicht! ſagte ich ängſtlich zu mir. Der Gedanke an meinen guten unvergeßlichen Vater machte mich wehmüthig. Wie leicht konnten ihm während des Putzens der Lampendochte auf dieſe einige ſublime Thränen fallen und das Unglück war fertig, die Aufklärung der Bühne war geliefert, die Kunſt verſank in Dämmerung und mein guter unvergeßlicher Vater wurde vielleicht gar ſeines fetten Poſtens entlaſſen. Dieſe Möglichkeit verdüſterte mich ungemein. Und was hatte ich erſt erlebt? Ach, das Bild iſt an Allem Schuld! ſagte ich zu mir — warum hat Vater mir das Bild verkehrt aufgenäht! — Dieſe Großmama der Steinacher'ſchen Familie iſt durch's ganze Leben mein Geſpenſt geblieben, hätte Vater ſie nicht verkehrt auf den delikateſten Theil meiner Unausſprechlichen geflickt, würde ich jedenfalls eine ganz andere Carriere gemacht haben.

Nach einigen Stunden kam Dominik zurück: Mosje der Mamſell Viktoire iſt nix da, ſagt er ... aben ſick mitkenommen der Polizei.

Was? ſchrie ich — die Polizei hat ...

Mitkenommen der Mamſell Viktoire, oui! ſtimmte Dominik bei .. — ick aben kefrakt der Wirtmadame nak der jung Mamſell, abe ſie mir das kefakt.

Ich war wie vom Donner gerührt, Viktoria in der Gewalt der Polizei — dann war auch ihre Freiheit verloren und man führte ſie nach dem Hauſe ihrer Familie zurück. Das war ein Schlag, der mich gänzlich aus aller Faſſung brachte; ich brach in einen Strom von Thränen aus und warf mich auf's Bett nieder. Dominik war gutmüthig genug, über mein Unglück und die Verzweiflung, die mich erfaßte, nicht zu lachen — der brave Mann mochte ſchon viel des Unglücks geſehen haben. Pauvre diable! war der Mamſell Dein Keliebte! iſt traurig das ſer.

Theilnahme iſt der Balſam, der den Schmerz aller Wunden lindert, Dominik's Zuſprache that mir ſo wohl, daß ich ihm ohne Rückhalt Alles entdeckte. Er ſtrich über ſein gefurchtes Geſicht und über den grauen Schnurrbart. — Sacre pleu parbleu! murmelte er — was werd ſick nun macken, der Mosje? Der Mamſell iſt perdu für Sie.

Ja und wer iſt die Veranlaſſung dieſes Unglücks? rief ich unmuthig.

Niemand als der Herr, den ich dieſe Nacht auf meinen Schultern hieher tragen mußte; er iſt der Mörder meines Glückes, wie er mich aus dem Fenſter in den Kanal geſtürzt hat, ſo hat er auch Viktoria in's Verderben geſtürzt.

Eine ſtarke Schelle wurde gezogen, der Ton klang wie Glockenſchlag im Hauſe wieder, Dominik verließ mich und ich blieb allein mit meinem Kummer zurück. Ich hatte nur den Verluſt Viktoria's vor Augen, daß ich ſelbſt in einer ſehr mißlichen Lage ſei, ohne Ausſicht, ohne eine Beſtimmung, ja ohne einen Buchſtaben von Legitimation, was das Haupthinderniß für mein Fortkommen war, daran dachte ich mit keiner Sylbe. Nach einer Weile kam Dominik zurück und brachte mir Kleidung. Mosje ſoll kommen zu dem Errn Vicomte, kleide Sie ſick an, Mosje, ſagte er ... ick aben kefakt Alles dem Errn Vicomte und iſt ſick ſer leid, daß Mosje ſo malheureux geworden ſein.

Vom Leidthun habe ich nichts, entgegnete ich — das hilft Viktorien gar nichts. — Ich kleidete mich an und wurde zu dem Herrn Vicomte geführt. Dieſer lag in einem Salon auf einem Ruhebette, eine Dame ſaß bei ihm — durch die herabgelaſſenen Jalouſinen war ein Dämmerlicht in dem Salon verbreitet; aber ſo viel ich im Ueberblick bemerken konnte, herrſchte hier Glanz, ich war alſo im Bereich der Nobleſſe. Dominik ſtellte mich vor. Nach Beendigung dieſer Präſentation lachte der Herr Vicomte laut auf; aber es war kein höhniſches Lachen, im Gegentheil es war etwas Herzliches darin. Er reichte mir die Hand und ſagte: Ah, pauvre garcon, ſein Sie geweſen mein Pferd, der mir hat porte aus die Aenden der Gensdarmes!

Die Dame, welche am Ruhebette ſaß, ſprach ein weit beſſeres Deutſch und ſie nahm das Wort. Ich mußte ihr von Viktoria erzählen. Frauen haben in der Regel einen ſcharfen Blick, der vorzüglich leicht die Zuſtände des Herzens durchdringt. Aus meinem Eifer, mit dem ich von Viktoria ſprach, entnahm ſie jedenfalls, daß, obwol bis jetzt die vertrauensvolle Zuneigung zwiſchen ihr und mir durchaus in den Schranken der Sittſamkeit ſich gehalten hatte und wenn auch dem Scheine, doch nicht der That nach, ein ſchlimmes Urtheil über unſer gemeinſchaftliches Entweichen aus dem Hauſe des Generals gefällt werden konnte und gewiß auch wurde, doch keine andere Verirrung uns belaſtete und dies Verhältniß ein reines von Viktoria's Seite auf Vertrauen, von der meinen auf eine wahrhafte Hingebung gegründetes geblieben ſei, welches nur durch den Zwang der Umſtände hervorgerufen, und in unſerer beiderſeitigen Unerfahrenheit und Unſchuld einen Entſchuldigungsgrund finden durfte. Meine ſchlichte Erzählung ſchien einen ſehr guten Eindruck auf die Dame zu machen. Das unangenehme Ereigniß, welches meinen Sohn zwang, durch einen coup der Verzweiflung ſich zu retten, hat vielleicht das Gute, daß es Fräulein Viktoria von einer Unbeſonnenheit, die ſie durch dieſe Flucht begangen, zurück in die Bahn führt, welche ihre Geburt ihr angewieſen, hob ſie an: Es iſt eine Verirrung geweſen, die ſich noch gut machen läßt, welche auszugleichen das Schickſal ſelbſt übernommen hat. Der Stern darf nie aus ſeinem Kreiſe weichen, eben ſo Derjenige nicht, dem Geburt und Rang eine gewiſſe Bahn vorgezeichnet haben. Oft erſcheint uns das, was ſpäter zu unſerem Glücke dient, anfänglich als das größte Uebel, welches wir nicht ertragen zu können glauben. Indeß, es iſt geſchehen, wie es gerade geſchehen iſt und nun nicht mehr zu ändern; aber dies Geſchehene legt uns gewiſſermaßen die Pflicht auf, uns Ihrer anzunehmen, da mein Sohn die Urſache iſt, die Sie in die Lage eines Hilfloſen verſetzt hat. Zurück können Sie nicht wieder, das iſt unmöglich, ich biete Ihnen die Stelle eines Dieners in unſerm Hauſe an, wir werden bald zurück nach Paris gehen.

Was blieb mir übrig, als dies gütige Anerbieten anzunehmen, denn die Dame hatte vollkommen Recht, ich war ein Hilfloſer und zurück konnte ich nicht mehr aus einleuchtenden Gründen. Der Kummer um Viktoria preßte mir das Herz gewaltig; was für ein Schickſal hatte dieſe Aermſte! Ach, dieſer Gedanke betrübte mich ſehr. — Ich war alſo Diener bei dem Herrn Vicomte von St. Aurilaire. Daß

ich ſchon eine vollgiltige Probe meiner Dienſtfähigkeit abgelegt, mußte bei dem Herrn gewiß eine bedeutende Empfehlung ſein, für mich wenigſtens war er jederzeit ein Gegenſtand, der mich in einer gewiſſen Furcht erhielt, obwol er ein ſehr gütiger Herr war, wie ich der Wahrheit gemäß nicht anders ſagen kann; aber das Manöver, mich in der Nacht und ohne alle Urſache einen Sprung durch's Fenſter in den Kanal machen zu laſſen, ging mir ſo leicht nicht aus dem Gedächtniß. Ueber die Urſache, welche ihn zwang, Viktoria's Schlafkammer für einen paſſenden Weg zu ſeiner Rettung zu erwählen und überhaupt, was ihn einen ſo wahrhaft vornehmen Herrn bewog, einen ſo unſcheinbaren Gaſthof zu beſuchen und warum er von Gensd'armen verfolgt wurde, blieb mir für jetzt dunkel, erſt ſpäter erfuhr ich das Geheimniß. Nach einigen Tagen ging ich in der Abendſtunde in den Gaſthof, wo wir eingekehrt waren. Die Wirthin, die ich glücklicherweiſe allein traf, überſchüttete mich mit den heftigſten Vorwürfen und nannte mich einen Landſtreicher, den ſie augenblicklich der Polizei anzeigen wolle und müſſe. Dieſen Sturm auszuhalten, gehörte eine wahre Selbſtverläugnung dazu, indeß, da es mir darum zu thun war, über Viktoria's Schickſal etwas Genaues zu wiſſen, mußte ich nothgedrungen die Grobheiten der guten Frau einſtecken. Erſt als ſie erſchöpft war von der Anſtrengung, ſich auszuſprechen, gewann ich ein wenig Terrain, die Frau war, obwol ſehr aufgeregt von all' den Fatalitäten, die ſie wegen dem Ereigniß jener Nacht erlitten und wodurch ihr Haus ſogar unter polizeiliche Aufſicht geſtellt worden war, doch von Herzen nicht bös, und da ich dieſe ſchwache Seite glücklich bei ihr zu faſſen wußte, ſo wurde ſie gelaſſener, ruhiger; ich erzählte ihr von Viktoria, die Worte floßen mir dabei vom Munde, denn ſie waren nicht gekünſtelt, ſondern natürlich und Mitgefühl erregend.

Ich erfuhr, daß an jenem Abend, als Viktoria und ich in ihrem Hauſe übernachteten, drei Fremde angekommen wären mit eigenen Pferden und Wagen. Vorher ſei ſchon einigemale ein großer ſtarker Mann bei ihr geweſen und habe auf einige Tage für dieſe Fremden einige Zimmer beſtellt, er habe ſich die Lokalitäten des Hauſes genau beſehen und ihr einige Louisd'or im Voraus darauf gegeben. In der Schilderung des Louisd'orſpenders erkannte ich meinen jetzigen Herrn, den Vicomte. Die Frau ſagte, das Ding ſei ihr ganz kurios vorgekommen, indeß die Goldſtücke hätten jede Sorge beruhigt. Als nun die drei Fremden eingetroffen, habe ſich auch Abends ſpät, der große ſtarke Mann eingefunden und ſei mit den drei Herren auf dem größten von ihm für ſie beſtellten Zimmer geweſen. Plötzlich ſei Gensd'armerie und Polizei in's Haus gedrungen und habe, ohne ihr nur die Urſache anzugeben, warum? Hausunterſuchung gehalten. Für Räuber könnte ſie die Fremden unmöglich halten, denn ſie wären ſo noble Leute geweſen, daß ſie in den zwanzig Jahren, wo ſie ihren Gaſthof beſitze, noch nie ſo vornehme Perſonen in demſelben aufgenommen zu haben ſich erinnern könne. Es ſei Spektakel geworden, die Fremden hätten ſich löwenmüthig vertheidigt, hätten aber der Uebermacht erliegen müſſen, nur der große ſtarke Mann habe ſich gerettet, auf welche Art, wiſſe man nicht; man habe erſt geglaubt, er ſei, da die Schlafkammer Viktoria's und deren Fenſter offen geweſen, in den Kanal hinabgeſprungen und auch Viktoria habe dies beſtätigt, aber da man trotz allen Suchens keinen Leichnam im Waſſer gefunden, habe man die Ueberzeugung gefaßt, er müſſe einen andern Weg zu ſeiner Rettung gefunden haben.

Ich fand es für nöthig, das Dunkel, in dem die gute Frau ſchwebte aufzuklären, verſchwieg aber, wie ſich von ſelber verſteht, daß ich mit dem Herrn näher bekannt worden ſei, indem ich nur erwähnte, daß er mich hinausgeſtürzt habe und ich im Wahn, meine Flucht mit Viktoria ſei verrathen und man ſei uns nachgeeilt, habe es nicht gewagt mich bis jetzt ſehen zu laſſen. Das ſchien der guten Frau glaubbar und ſie theilte mir nun mit, daß der Herr Polizeipräſident ſelbſt zugegen geweſen und Viktoria mit größtem Erſtaunen erkannt habe. Dieſe ſei ihm zu Füßen gefallen mit der Bitte, ſie nicht nach Hauſe abzuliefern; aber das ſei Alles vergeblich geweſen, er hätte ſie noch in der nämlichen Nacht in ſein Haus führen laſſen und ſie, die Wirthin, wiſſe nichts mehr von ihr. Ich erkundigte mich nach dem Namen des Polizeipräſidenten und ſiehe da, hörte einen ganz bekannten, den ich oftmals beim General gemeldet hatte. Jetzt wußte ich Alles, um über Viktoria's Schickſal außer Zweifel zu ſein. Ha, dieſer Polizeipräſident — mußte ihn das Schickſal gerade an jenen Abend in Thätigkeit ſetzen, um Viktoria's Flucht zu hindern! Ich war ſehr niedergeſchlagen.

Zwei Wochen ſpäter reiſ'te der Vicomte nach Paris. Dominik und ich begleiteten ihn.

Iſt es denn nicht ein Spektakel, daß ein Menſch, der bei Nacht durchgeht ohne eigentlich zu wiſſen, wohin, ſich nolens volens nach Paris verſetzt ſieht? Und wer war daran Schuld? Vater mit ſeinem verkehrt aufgenähten Bilde der Steinacher'ſchen Großmama. Ich befand mich nun in Paris, in der großen Weltſtadt, die mehr Sinne als Köpfe, mehr Schein als Wahrheit hat. Ja, lieber Leſer, ich glaube, ich bin vom Schickſal zu lauter Abenteuern eigenthümlicher Art beſtimmt, ein verkörpertes Griffbret einer Bratſche, auf der es dem Schickſal zuweilen beliebt hat, ganz beſondere Melodien aufzuſpielen; ich wundere mich ſelber, daß ich trotzdem noch lebe, denn was ich in Paris durchgemacht habe, das geht wahrhaftig über's Bohnenlied, von dem bekanntlich blos 999 Verſe exiſtiren, an denen aber ein Menſchenleben zu Grunde geht, wenn der Beſitzer desſelben beſagte Anzahl Verſe ſingend exekutiren ſoll. Doch ich will dem Gang der Ereigniſſe nicht vorgreifen, und weiter erzählen. Die Reiſe nach Paris zerſtreute meinen Gram um Viktoria in etwas — ach ja, ich fühlte es recht klar, daß meine Neigung zu Viktoria tiefer lag, als ich vielleicht ſelbſt geglaubt hatte. Meine Heiterkeit war geſtört; wenn ich an die ſchöne und unglückliche Viktoria dachte, traten mir die Thränen in die Augen. Dominik ſagte oft unterwegs zu mir: „Moſje Zacharie, ſein Sie Weib oder Mann? Sacre pleu parbleu, man muß vergeſſen Alles. Wäre Sie geweſen mit dem groß Kaiſer in Moskau, hätten Sie gelernt mehr, was malheur iſt — diable m'em porte, il etoit ſchrecklich.

Dominik war der echte Typus eines Kaiſergardiſten; ehrwürdig, ein vollkommener Mann, der mancher ſpielenden Batterie in's blitzende Auge geſehen und in Schlachtendonner ergraut war. Der Vicomte war jung, ein Drei-

ſiger, aber eine coloſſale Figur und doch gewandt dabei, es war etwas Edles, Schönes in allen ſeinen Bewegungen und Dominik's Stellung zu ihm mehr die eines alten erprobten Freundes als Dieners. Der Vicomte lachte oder lächelte wenigſtens, wenn er meiner anſichtig wurde; die Reiterpartie ſchien ihm in gutem Andenken geblieben zu ſein.

In der That ſchien Paris ganz geeignet, auf mich und mein kummervolles Gemüth einen ſehr wohlthätigen Einfluß zu üben. Alles war neu, pikant, die Eindrücke ſich gleichſam überſtürzend, das Leben ein Zuſammenfluß des bunteſten Wechſels, die Menſchen ganz anders wie bei uns, ihre Naturen hatten etwas Queckſilberartiges, das nicht erſt lange nach der ſogenannten pointe des Momentes ſuchte, ſondern ſich ohne Umſtände derſelben bemächtigte, um bald darauf wieder ſie mit dem Intereſſe eines andern Gegenſtandes zu vertauſchen, der ſie plötzlich alarmirte. Der Vicomte beſaß in der Straße Saint Dominique, welche die Esplanade vor dem Invaliden-Hôtel in ihrer Breite durchſchneidet und Jeden, der ſie von Anfang bis Ende zu durchgehen hat, in eine gelinde Verzweiflung bringt, da dieſe Dominikoſtraße ſchier ohne Aufhören ſcheint, ein prachtvolles Hôtel mit großem Garten. Seine Gemalin eine ſchöne ſchlanke Dame, empfing ihn, desgleichen ſeine Geſchwiſter, zwei jüngere Herren als er und zwei junge Damen. Dieſen Empfang ſah ich mit an und weiß nicht wie es kam, mir ſchien er mehr ceremoniös zu ſein, als herzlich. Dann warf man ein Auge auf Dominik, den man übrigens ſchon zu kennen ſchien. Dieſer Blick fiel mir beſonders auf, er war verächtlich meſſend, höhniſch geringſchätzend. Der alte Gardiſt indeß blieb nicht gern ſchuldig, wie es ſchien, er blitzte ſie mit ſeinen dunkelgrauen Augen an, als wollte er ſie zermalmen, ſeine Mundwinkel zogen ſich etwas in die Höhe, wodurch ſein halbſchimmliger Schnauzer eine Bewegung machte, als wenn er ſich aufwärts ſträuben wollte. Dabei legte Dominik die Hand militäriſch ſalutirend an ſeine Reiſemütze. Dem Vicomte mochte der von ſeinen Verwandten auf den alten Dominik fallende mißliebige Blick nicht entgangen ſein; um vielleicht ein Feuer im Keime zu erſticken und dem alten Soldaten eine gewiſſe Achtung, die man ihm hier ſo offenbar zu verſagen ſchien, zu verſchaffen, ſagte er laut, indem er ihm mit der Hand auf die Schulter klopfte: Nun, mein Braver, wir ſind zu Hauſe; aber es bleibt unter uns gerade ſo, wie es bisher geweſen, Du wirſt ſtets um meine Perſon ſein, damit wir uns immer ſehen und von den ruhmwürdigen Feldzügen mit einander ſprechen können, die wir unter dem großen Kaiſer durchgemacht haben als brave Franzoſen. Wir ſind zu Hauſe, wack'rer Dominik und wollen fröhlich ſein, wenn es möglich iſt. — Dieſen letzten Satz hob der Vicomte ganz auffallend im Ton und der alte Dominik antwortete mit einem ironiſchen Lächeln, indem er ſeine Augen flüchtig über die Familienglieder des Vicomte ſtreifen ließ: Ah, mon colonel! Wo iſt das Leben ſüßer als in der Seinen Mitte?

Dieſe Anſpielung Dominik's, dem alten berühmten Gardenmarſch entnommen, während deſſen Melodie ſo mancher brave Gardiſt mitten in ſeiner Familie, das heißt, unter ſeinen Kameraden den blutigen Tod der Ehre auf den Schlachtfeldern Europa's ſtarb, ſchien auf die Familie des Vicomte einen ſehr fatalen Eindruck zu machen, den man indeß zu verbergen ſtrebte. Ja, einer der jungen Herren wendete ſich ſogar weg und ſpuckte aus. Ich war diejenige Perſon, welche dem ganzen Auftritt eine andere Wendung geben ſollte, was eigentlich unter ſothanen Umſtänden ein Glück war. Aus dem Portal des Hauſes ſprang ein außerordentlich großer zottiger Hund mit ſilberglänzendem Halsband wie toll die Stufen mit einem Satz herab und rannte auf den Vicomte zu. Dieſes Ungeheuer, mit dem ich in der Folge ſehr vertraut wurde, beſaß ſo wenig Lebensart, daß es mich, der ich mit dem Hut in der Hand ehrerbietig unweit Dominik ſtand und Alles mit Verwunderung betrachtete, mit einem Ruck zu Boden rannte. Da ich noch nicht mit den zärtlichen Gefühlen dieſes zottigen Cerberus bekannt war, ſo fing ich in der Meinung, er habe es auf mich und meinen Ruin abgeſehen, ungeheuer zu ſchreien an, indem ich zugleich dabei auf der Erde liegend mein Geſicht auf dieſelbe drückte, um nicht von beſagtem zottigen Vierfüßler an dieſem edelſten Theile gleichſam der Firma meiner körperlichen Erſcheinung ſchimpfirt zu werden. Ein lautes Gelächter der Anweſenden unterbrach mein Jammergeſchrei — ich hatte mich ſehr gut empfohlen bei Allen; meine moraliſche Niederlage endete dieſe etwas ominöſe Empfang- und Wiederſehensſcene mit einer Heiterkeit, die ſich Aller bemächtigte; da ich durchaus keine Berührung des Zottigen empfand und das Gelächter mich gewaltig frappirte, ſo wagte ich es ſchüchtern den Kopf etwas aufzurichten. Die erſte Beruhigung, welche mir zu Theil wurde, war der Anblick des gewaltigen Hundes, der auf den Hinterfüßen ſtehend, meinem Herrn, dem Vicomte, die Vorderfüße auf die Bruſt angelehnt hatte und vor Wiederſehensfreude ganz außer ſich war, welche Zärtlichkeit der Herr Vicomte durch ſchmeichelhaftes Streicheln ſeines großen zottigen Kopfes erwiederte. Alſo keine Gefahr für mein Fleiſch und Blut, nichts als eine bedeutende Blamage, mit der mich mein Schickſal gleichſam in dieſe noble Geſellſchaft eingeführt hatte. Ich hörte ſehr bekannte Bezeichnungen, die mich an die Lieblingsausdrücke der gnädigen Frau Präſidentin lebhaft erinnerten. Einer der jungen Herren fragte auf mich deutend: Wer dieſes bete ſei? — Der Vicomte ſchien es für nöthig zu erachten, ſeiner Familie eine Definition meiner Perſönlichkeit zu geben, man lachte über den deutſchen Tölpel und ignorirte mich dann. Caſtor, der zottige Umreißer, nahm gleichfalls keine Notiz von mir, ſondern wendete ſich zu Dominik, welcher eben ſo wie der Vicomte Liebkoſungen von ihm empfing und dieſelben auch erwiederte. So hätte ich denn alſo mein Entrée in Paris geſchildert; ſehr glänzend war es nicht, im Gegentheil hatte es einen gewiſſen Beigeſchmack von Demüthigung. — Deutſchland wur durch mich höchſt unwürdig repräſentirt worden, und wenn Andere nicht mehr thun konnten oder gethan hätten, dem Vaterlande eine Hochachtung zu verſchaffen, ſo wäre es in den Augen dieſer mit Spott ſo ſchnell bei der Hand ſeienden franzöſiſchen Nation ganz verloren geweſen.

Ich komme bei dieſer für mich einen tief einſchneidenden Vorwurf machenden Aufrichtigkeit auf einen Punkt, der für meine Abenteuer eine Art hiſtoriſch-politiſchen Hintergrund bildet. Die Zeit meiner Ankunft in Paris fiel in jene Epoche, wo Napoleon auf der Inſel Elba im ſtillen Nachdenken über ſeine glorreiche Vergangenheit lebte und für die Zukunft ebenfalls ganz in der Stille neue Eroberungs-

pläne entwarf. Das war eine sehr große Zeit und gewährte den Parisern ein ganz besonderes Vergnügen, wie man es gerade nimmt. Die Bourbonen saßen wieder oben auf und das alte Regime versäumte nichts, um diese wundervollen Flitterwochen ganz zu genießen. Der Löwe des Tages oder des Jahrhunderts lag an einer Kette, die ihn gerade nur so weit spazieren ließ, als der Umfang der Insel Elba war; die Wellen des Mittelmeeres schienen die trefflichsten und zugleich natürlichsten Barrikaden zu sein, die ihn vom französischen Boden trennten. Man kann sich, ohne besondere Phantasie zu besitzen, leicht denken, daß die für Napoleon schwärmenden Enthusiasten, welche den Glanz, die Siege und vorzüglich die gute Beute, die ihnen unter dem Kaiser auf so mancherlei Weise zugekommen war, nicht vergessen konnten und sich gezwungen von den gerade waltenden Umständen nun unter die alte neue Regierung beugen mußten, in einen höchst schlechten Geruch bei derselben standen und man sich wenig kümmerte, ob sie für Frankreichs Ruhm auf den Schlachtfeldern geblutet hatten; genug man haßte alle Bonapartisten oder kaiserlich Gesinnte auf's Gründlichste und vergab zu deren größtem Mißvergnügen und Groll Ehrenämter und einträgliche Stellen an Leute, welche theils als Emigrirte im Ausland gelebt und mit Ludwig XVIII. nach Frankreich zurückgekehrt waren, oder den Mantel geschickt nach dem Winde zu hängen wußten. Dies war eine Unklugheit, die sich, wenn das Glück später nicht den Waffen der Alliirten gelächelt hätte, durch Nimmerwiederkehr der alten Bourbonen gerächt haben würde, man hätte die Gelegenheit wahrnehmen sollen, Napoleon moralisch zu vernichten, indem man seine Anhänger durch Auszeichnungen an das Princip der Legitimität fesselte und solchergestalt ihm seine besten Kräfte entriß, — doch man unterließ es und demüthigte dagegen auf jegliche Weise die Anhänger und Enthusiasten des Kaiserthums. Zu den Letzteren gehörte mein Herr, der Vicomte von Aurilaire, zum größten Aergerniß seiner durchaus legitimistisch gesinnten Familie. Man hoffte ihn jetzt, da man ihn in den hohen Kreisen der Faubourg Saint Germain hatte, dahin zu bearbeiten, daß er seinen Enthusiasmus für den Kaiser abschwören sollte. Seine Mutter, die gütige Dame, welche sich meiner angenommen, wie der Leser weiß, nährte ganz dieselben Gesinnungen, wie ihre Familie — ich erfuhr das später von Dominik, der in diesem altadelichen Hause sehr scheel angesehen wurde, ungefähr wie im Reiche der Guten ein Lasterhafter. Sie hatte Paris verlassen, um ihren Sohn, den sie sehr liebte und welcher sich im Ausland aufhielt, auf den Weg der Gesinnungsänderung zu bringen. Er hatte ihr so weit nachgegeben, daß er nach Paris ging, sie voll der schönsten Hoffnungen für das Gelingen ihres Werkes, wenigstens glaubte sie, daß die schlüpfrigen Parquets der Faubourg Saint Germain und der gleichfalls schlüpfrige Boden in den Tuillerien ihn zu einem Abfall von seinem Idol bringen und der Legitimisten-Partei zuwenden würde, machte die Tour nach Wien, wo damals der Congreß den Glanz der Berühmtheiten aller europäischen Staaten versammelt hielt und Talleyrand, dieser Mann des günstigen Augenblicks, unter den verhandelnden Diplomaten eine hohe Stelle als Nestor der französischen Diplomatie behauptete. — Des Vicomte Mutter war mit diesem außerordentlichen Manne verwandt, indem sie aus der dritten Linie der Talleyrand's, aus dem gräflichen Hause der Talleyrand-Perigord's stammte. — Alle Mitglieder dieses zum höchsten französischen Adel gehörenden Geschlechtes hatten dieselbe Politik wie ihr Chef, der berühmte Diplomat, befolgt, von dem gesunkenen kaiserlichen Stern sich abgewendet und dem alten wieder eingesetzten Regime gehuldigt, dem sie im Herzen eigentlich immer angehört hatten: desto mehr mußte es nun ihr Wunsch sein, den Vicomte einen Nahverwandten auf ihre Seite zu bringen. Ihre Bemühungen waren bis jetzt an dem Starrsinn und an der Bewunderung desselben für den Ex-Kaiser gescheitert. Da er sich nun in Paris befand, so glaubte man natürlich, ihn in der Schlinge zu haben. Seine Gemahlin, eine sanfte, etwas blasse, aber um dieses leidenden Ausdrucks willen sehr anziehende Dame, liebte ihn sehr und da diese zärtliche Neigung von ihm erwiedert wurde, so glaubte man das treffendste Mittel darin gefunden zu haben, den Vicomte auf einen andern Weg zu bringen.

Ich bekam mit Dominik ein Zimmer und es schien dem alten Kaisergardisten besonders Spaß zu machen, mit mir zusammen spazieren zu gehen, es schmeichelte seiner Heimatsliebe, daß ich Alles bewunderte. In der That contrastirt das Pariser Leben auch auffallend gegen unser deutsches, die Leute geniren sich dort weniger, sie wogen durch einander, Jeder seinem Geschmack folgend und sich doch ohne Bedenklichkeit dem leisesten Anstoß hingebend, der vielleicht eine Gemeinsache betrifft. Das Leben dort ist ein öffentliches, man bringt seine Leidenschaften ohne große Verhüllungen zu Markte und man hat immer Gelegenheit, auf den Straßen, öffentlichen Plätzen, bei Gelegenheitsfesten die nackte Menschheit, das heißt, die Leute ohne das Streben, ihre Gedanken und Neigungen zu verbergen, sich dem Enthusiasmus oder dem Zornausbruch ungescheut hinzugeben, zu beobachten. Das war natürlich für mich sehr anziehend. Eines Tages, wir waren vielleicht zwei Wochen in Paris, sagte Dominik zu mir: Mosje Zacharie, Sie werd bald macken une Carriere.

Wie das, Mosje Dominik?

Sie werden avancer bei Monsieur le Vicomte, man suckt los zu werden der alte Dominik, weil Monsieur le Vicomte kut ist ihm und kroßer Freund von dem alten Dominik — versteen Sie? man spielt eine Intrigue.

Eine Intrigue gegen Sie, Mosje Dominik, warum das?

Ah, sacre dieu, der alte Soldat Dominik ist im Wege, aben Sie nock nix gemerket? Monsieur le Vicomte ist imporé pour l'empereur; mais er soll affen l'empereur, sein Familie will aben das.

Aber, Mosje Dominik — was geht mich das an?

Attendes! Sie sein Deutscher — Deutscher muß affen den Kaiser, warum? weil er kesiekt hat über der Deutschland; ainsi man will Monsieur le Vicomte entzieen von jeder Umgang mit mir — comprenez?

Ja, Mosje Dominik; aber ich begreife immer noch nicht —

Ah, Sie sein Dumkopp, Mosje Zacharie — sacre pleu, wie kann man sein so kroßer Esel.

Mit dieser wundervollen Ausrufung brach Dominik das Gespräch plötzlich ab, er war sehr verstimmt und ich hatte zu viel Respekt vor dem alten würdigen Krieger, um

ihn über die angedeutete Eſelſchaft meiner Perſon um nähere Erklärung zu bitten. Ich kann es beſchwören, daß ich aus den Reden des alten Kaiſergardiſten durchaus nicht klug geworden war, und daß es mir herzlich leid that, ihn ſich von mir abwenden zu ſehen. Indeß einige Wochen ſpäter ereignete ſich wirklich beſagtes Avancement und zwar auf folgende Art.

Conſtant, der jüngſte Bruder des Herrn Vicomte, welcher unter uns geſagt, die größtmöglichſte Aehnlichkeit mit einer Zierpuppe hatte, war ein ſolcher Feind Dominik's, daß er oft ſich ſo weit vergaß, dieſen alten ehrwürdigen Krieger in ſeinen Manieren zu verſpotten. Es war ihm, wie ich ſpäter wohl einſah, nicht blos darum zu thun, Dominik in Zorn zu bringen, ſondern ihn zu einer Handlung des Zornes zu reizen, welche ihn aus der unmittelbaren Nähe des Vicomte als unpaſſend verweiſen mußte. Dominik ertrug dieſe offenbaren Kränkungen immer mit einem wenigſtens äußerlich ſtoiſchen Gleichmuth, obwol ich oft bemerkte, daß über ſein gefurchtes Geſicht eine Zorngluth aufflammte und ſein Schnauzer ſich zitternd bewegte. Eines Tages, die Tafel war im Salon ſervirt, die Bedienten harrten des Eintritts der Familie. Conſtant kam trällernd in den Salon. Dominik hatte ſich an ein Fenſter geſtellt, die Arme über die Bruſt verſchränkt. Durch eine Erkältung in Zugluft war einer ſeiner Backen etwas geſchwollen und geröthet. Conſtant ging an ihm vorbei und trat ihm vielleicht nicht ohne Abſicht auf die Fußzehen. Der alte Gardiſt fuhr wie ein Blitz auf und ein kerniger Fluch flog dem Grafen auf den Hals.

Was? Schurke! Du unterſtehſt Dich grob zu ſein? rief Conſtant zornig — auf was pochſt Du? he? daß Du ein Helfershelfer der Räuberbanden geweſen biſt, mit welchen der korſiſche Satan geſengt, verwüſtet und geplündert hat?

Dominik wurde ganz bleich, er hatte dem Tod ſo oft in's Antlitz geſehen unter Kugelregen — aber gewiß war niemals ſolch' eine Leichenfarbe über ſein martialiſches Geſicht gezogen, als jetzt — die Sprache verſagte ihm faſt. Räuberbanden? ſtammelte er einen Schritt zurücktretend.

Ja! rief Conſtant übermüthig — Mordbanden, Brigants, die man alle aufhängen ſollte. Und zu den, dieſen Auftritt mit beiwohnenden Bedienten wendete er ſich und ſagte: Ah, ſeht dies Schwein! er hat Tabak im Munde — pfui! — Er ſpuckte vor Dominik aus. Dieſe Beleidigung überſtieg bei dem alten Soldaten alle Grenzen und Rückſichten, außer ſich faßte er den jungen Zierbengel bei der Bruſt, und ſchüttelte ihn. Conſtant, der ſich auf dem beſten Wege zu ſeinem Ziele ſah, nämlich den alten braven Soldaten zu einem Eclat zu treiben, gab ihm eine derbe Ohrfeige. Dies war das Signal zum Ausbruche der größten Wuth bei Dominik. Ohne Zaudern hob er den Grafen wie einen Ball in die Höhe und kutſchirte mit ihm linksum zum Fenſter. — Conſtant ſchrie erbärmlich und ſpielte in dieſem Moment eine höchſt ergötzliche Figur, das Bild eines Nürnberger Zappel- oder Gelenkmannes. Die Bedienten waren ganz conſternirt, ich weiß nicht, ob ſie den alten Dominik liebten, wenigſtens aber fürchteten ſie ihn und wagten vor Erſtaunen, daß er als Plebejer ſo wenig Umſtände mit dem Bruder des Herrn Vicomte machte, gar keinen Angriff, den erſteren von ihm zu befreien. Die Fenſterflügel waren offen und einen Augenblick ſpäter machte Conſtant gewiß zu ſeinem größten Erſtaunen die Reiſe hinaus. Glücklicherweiſe war der Salon parterre und der Herr Graf flogen wie ein geſchoſſener Stoßvogel in's Geſträuch, das außerhalb der Salonfenſter eine niedrige Hecke bildete. In demſelben lag er auf dem Bauche. Das war Alles ſo ſchnell gegangen, daß man ohne Uebertreibung ſagen konnte, es war in einem Umſehen geſchehen. Wir ſtanden Alle wie verdonnert, der Schreck lag Jedem in den Beinen und wir bemerkten nicht einmal, daß Emil, der zweite Bruder des Vicomte, mit Mademoiſelle Virginie, ſeiner Schweſter, im Nu eingetreten war und Beide, wie lebloſe Bildſäulen fern an der Thüre ſtehend, die außerordentliche ſchnelle Luftfahrt ihrer brüderlichen Liebe mit anſtarrten — die Ueberraſchung dieſes kaum je für möglich gehaltenen Attentats feſſelte ihre Sprachorgane, die ſonſt in ſehr gutem Zuſtande ſich befanden. Unwillkürlich brachte ich die eben erlebte Scene mit meinem eigenen Schickſal, das heißt mit der durch die Gnade und Körperkraft des Herrn Vicomte mir bereiteten Luftfahrt in Gedanken in Verbindung — es war zwiſchen Beiden nur der einzige Unterſchied, daß ich dieſen merkwürdigen Schwung zur Mitternachtszeit, alſo im Düſtern erhielt und zugleich zu einem höchſt eindrucksvollen Bade befördert wurde, während der Graf es als einen Vorzug, der auch ſeinem Range gebührte, betrachten konnte, bei Sonnenbeleuchtung ſo wunderbar befördert zu werden und noch obend'rein der grünen Natur in die Arme zu fliegen. Ich zog aus dieſem Vergleich unſerer beiderſeitigen Luftfahrten den logiſchen Schluß, daß jedenfalls bei den Kaiſerſoldaten dergleichen Manövre ein gangbares Beförderungsmittel ſein müßten.

Graf Emil und Mademoiſelle Virginie erhoben ein furchtbares Geſchrei, die Letztere flüchtete, als ob ihr der Kopf brenne, zurück — Dominik wendete ſich um, lehnte ſich mit dem Rücken an's Fenſterkreuz an, ſchlug die Arme wieder kreuzweis verſchränkt über die Bruſt und wartete mit Ruhe der kommenden Dinge, die auch gar nicht lange auf ſich warten ließen, denn der Herr Vicomte trat raſch mit ſeiner Gemalin am Arme ein, gefolgt von Mademoiſelle Virginie und Mademoiſelle Blanche, ſeinen beiden Schweſtern, einige Herren und Damen, die zum Diner geladen waren, kamen in großer Eile nach. Was iſt geſchehen? rief der Vicomte.

Graf Emil detaillirte in Schnelligkeit das merkwürdige Ereigniß, während außerhalb des Salons einige Bedienten den Expedierten aufhoben und von der unangenehmen Zuneigung verſchiedener Dornen zu befreien ſuchten.

Das hat Dominik gethan? rief der Vicomte — iſt das wahr? Antwort, Dominik!

Der alte Soldat hatte ſich beim Eintritt des Vicomte in eine militäriſche Stellung gerichtet — jetzt marſchirte er einige Schritte auf denſelben zu und ſalutirend ſagte er: Ja, mein Obriſt, ich, der alte Dominik hat es gethan. Sacre dieu, iſt ein alter Kaiſergardiſt ein Hund, den man prügeln darf nach Belieben? Der Hund hat keine Ehre! aber ein Soldat — oh, mein Obriſt, der geringſte Soldat des Kaiſerthumes hat ſo viel Ehre im Leibe, als das ganze jetzige Regime zuſammengenommen. Parbleu, wer den Donner der Kanonen bei den Pyramiden gehört hat und wie zum Tanze auf die Mameluken losging, wer mit dem Kaiſer

in Moskau einzog und bei Leipzig mit in den Reihen der Braven focht, denen der Ruhm über das Leben ging, der iſt ein Mann, ein Soldat, der Repräſentant einer tapfern Nation. — Und nun erzählte Dominik was geſchehen war, er vermochte vor Zorn kaum ſeine rauhe Stimme zu zügeln. — Ich bin überflüſſig hier, wohlan, ich gehe — es gibt noch ein Aſyl für alte Soldaten, wo man ihnen keine Schmach aufbürdet. Ich habe Ihnen in Rußland und bei Leipzig das Leben gerettet, mein Obriſt — ah, was will das ſagen? es war nur meine Pflicht — ich verlange keinen Dank dafür; aber Eins muß ich Ihnen noch ſagen, hier in Gegenwart Aller. Hüten Sie ſich vor Verräthern und nichtswürdigen Intriguanten, man belauſcht Ihr Thun auf Schritt und Tritt — ſein Sie vorſichtig. Und nun Adieu, mein Obriſt ... hier wurde die Stimme des alten Gardiſten weich, bebend — der alte Dominik geht, man wird in dieſem Hauſe darüber froh ſein, ich weiß es; aber Sie — ah, weg mit der Rührung — es lebe der Kaiſer!

Im Sturmſchritt marſchirte der alte Dominik aus dem Salon, draußen hörte man ihn noch rufen: Es lebe der Kaiſer! — Es war eine ganz eigenthümliche Scene, deren Eindruck, freilich der verſchiedenſten Art, auf allen Geſichtern zu leſen war. Der Vicomte war tief ergriffen, man ſah es ihm an, er ſchwieg, er rief Dominik nicht zurück; aber ſein Auge überblitzte alle Anweſenden. Conſtant kam herein, er wollte, Verwünſchungen über Dominik herausſprudelnd, den Vicomte von Allem, was geſchehen war, unterrichten; indeß ein finſterer Blick des Letzteren und ein gebietendes, verächtliches „Pfui!“ machte den Luftfahrer verſtummen. Dies Diner war ſehr ſtill, man wagte kaum zu flüſtern, eine bedeutende Mißſtimmung beherrſchte Alle — der Vicomte ſprach kein Wort. Es war recht ängſtlich und mir war um den alten braven Dominik, obwol er von meiner Eſelſchaft vollkommen überzeugt zu ſein ſchien, leid und gewiß empfand der Herr Vicomte ein ganz gleiches Gefühl, denn ſo ernſt und finſter hatte ich ihn nie geſehen. Als er ſich erhob und die Geſellſchaft mit ihm, machte er derſelben eine Verbeugung und entfernte ſich raſch, an der Thüre wendete er ſich und rief: Zacharie!

Ich ſchritt ihm nach. Auf ſeinem Zimmer angekommen, ging er in langen Schritten auf und ab, ſtrich zuweilen mit der Hand über die Stirn, blieb zuweilen plötzlich ſtehen, als wolle er ſeine Gedanken feſthalten; aber dieſe mochten nicht zu der angenehmſten Art gehören, denn er ſtampfte bei dieſen Umſtänden öfters zornig mit dem Fuße, brummte vor ſich hin und lief wieder hin und her. Ich ſah natürlich dieſen Evolutionen mit größter Verwunderung und mit Angſt zu. Endlich ſetzte er ſich nieder, ſchrieb flüchtig einige Zeilen auf ein Blatt, das er in ein Couvert ſchob und mit Oblate ſchloß — aus ſeiner Chatoulle nahm er eine Rolle mit 20 Napoleonsd'or und ſie mir übergebend mit dem Billet, ſagte er kurz: An Dominik — raſch! — Ich eilte. Der alte Gardiſt packte ſeinen Torniſter, er war jederzeit marſchfertig. Die Goldrolle warf er verächtlich auf den Tiſch, als ob es Bleiknöpfe geweſen wären; aber das Billet entfaltete er raſch. Sein von Aerger und Groll finſteres Geſicht erheiterte ſich im Augenblick beim Leſen. Ah, le brave colonel! murmelte er vor ſich hin, mit einem Ausdruck von Rührung und barg das Billet auf ſeiner Bruſt. Dann wendete er ſich zu mir: Mosje Zacharie, Sie werden ſein die Kammerdiener bei Monsieur le Vicomte — abe Sie lieb ce brave — wir werden uns ſeen wieder. Adieu, Mosje Zacharie!

Als ich forteilte, hörte ich ihn noch im Zimmer rufen: Vive l'empereur! vive mon brave colonel!

Dieſer Vorfall ſchien unter der Familie des Herrn Vicomte eine bedeutende Störung gemacht zu haben, wenigſtens puſirte die Mißſtimmung, das gedrückte Weſen gegenſeitig fort. Graf Conſtant ſchien ſich ſeiner unerwarteten Beförderung durch Dominik doch zu ſchämen, wenigſtens war ſein Benehmen etwas gemäßigter, weniger hochtrabend, er ſchien die Wahrheit des Sprichwortes: Wer Dornen angreift, ſticht ſich — vollkommen eingeſehen zu haben, mithin war beſagte Fenſterpromenade doch zu Etwas gut, ſie dämpfte ſeinen Uebermuth. Auch zwiſchen dem Vicomte und ſeiner Gemalin Adelaide ſchien eine Spannung zu walten — Dominik war aus dem Hauſe verſchwunden, ich zum größten Aerger der andern Lakaien bei dem Vicomte an Stelle des würdigen alten Soldaten gelangt, er hatte mich zu ſeinem valet de chambre gemacht, eine große Auszeichnung für mich, die auf ein ganz beſonderes Vertrauen zu mir hindeutete. Jedenfalls hatte Dominik dabei ſeine Hand im Spiele, wenigſtens merkte ich bald, daß zwiſchen dem Vicomte und ihm eine geheime und innige Verbindung fort beſtand, ich bekam zuweilen Billets an ganz unbedeutende Perſonen zu beſorgen, die mir der Vicomte bei Verluſt ſeiner Gnade auf die Seele ſo zu ſagen, band, ja er ſelbſt gab mir ein ſeidenes Täſchchen an einer Schnur, welches ich verborgen unter meinen Kleidern auf bloßer Bruſt am Halſe hängend als zierliches practicables Brief-Felleiſen tragen mußte.

Zacharie, ſagte der Vicomte zu mir, als er mir eines Abends, ehe er in die große Oper fuhr, ein ſolches Billet eingehändigt hatte — Sie gehen heute, ohne Jemand zur Begleitung mitzunehmen, nach dem cirque olympique, ein Bekannter von früher wird Sie in der Galerie des dritten Ranges anreden und Ihnen die Worte „Moskau und Elba“ zuflüſtern. Sie geben ihm das Billet, das Weitere arrangirt er — Sie ſind deshalb an keine Stunde wegen dem Nachhauſekommen gebunden. Sein Sie treu, Zacharie — die Deutſchen haben das Lob dieſer Cardinaltugend, es iſt Ihr Glück, ſage ich Ihnen, ſie verbinden ſich hohe Freunde dadurch.

Mir wurde ſeelenangſt bei dieſer Vertraulichkeit des Vicomte, dieſe Gnade konnte mir viel eher noch den Hals brechen, als mein Glück ſein, denn ich ahnte wenigſtens, daß ich hier auf einem höchſt gefährlichen Boden herumſpazieren ſollte, am Rande eines Kraters, der unter mir zuſammenbrechen konnte, ohne daß eine Möglichkeit vorhanden war, mich zu retten. Ich hatte nämlich ganz ohne meinen Willen, nur durch den Zufall geleitet, eine Unterredung zwiſchen der Gemalin des Vicomte, des Grafen Conſtant und einem ältlichen Herrn mit dick gepuderter Perücke und ellenlangen Spitzenmanſchetten an den Händen, den ſie den Herrn Baron d'Orvillier nannten, mit angehört. Hier war die Rede davon, daß man vermuthe, der Vicomte ſei an der Spitze eines heimlichen Complots, welches mit dem Ex-Kaiſer auf Elba in Verbindung ſtehe. Ja, wie erforſchen wir das, Madame? rief der mit der dick gepuderten Perücke mit ſchnarrender Stimme — wenn das

uns klar würde! ein Verrath vielleicht das Geheimniß löſ'te, der Vicomte von der Gnade Sr. Majeſtät des Königs abhängig würde, dann dürfte man auf ſeine Bekehrung von dem Irrwege hoffen und hätte noch obend'rein das Verdienſt, ein infames Complot zerſtört und ſeine geringeren Theilnehmer, Leute aus der Canaille, die jetzt nicht beachtet werden, wie es auch gar nicht anders ſein kann, der Gerechtigkeit überliefert zu haben.

Der dick Gepuderte ſchien etwas während dieſer Rede von Sinnen gekommen zu ſein, da er vergaß, daß Madame Adelaide zugegen war. Dieſe brachte ihn ſehr ſchnell zur Vernunft und vielleicht auch zur Reue über dieſe außerordentliche Dummheit, die er ausgeſprochen. Mein Herr Baron, ſagte ſie — Sie ſcheinen zu vergeſſen, daß Sie von dem Vicomte, meinem Gemale, ſprechen. Der Vicomte iſt abweſend und daher meine Pflicht, jeder Beſchimpfung, die ſeiner Ehre, die auch die meine iſt, widerfährt, entgegenzutreten. So ſehr ich auch bedaure, daß mein Gemal ſo enthuſiaſtiſch für den Exilirten auf Elba eingenommen iſt und das jetzige Regime als dem Wohle Frankreichs nicht zuträglich beachtet, ſo ſehr muß ich auch dagegen proteſtiren, daß der Vicomte je einem infamen Complot beitreten, ſich mit Leuten aus der Canaille vereinen könnte, wie Sie ſich auszudrücken beliebten. Er iſt mein Gemahl, vergeſſen Sie das nie, Herr Baron — ein Mann wie er kann ſich nie ſo tief herabwürdigen, ich bin ſtolz, ſeine Frau zu ſein.

Ein Geräuſch ſchien anzudeuten, daß ſie ſich von ihrem Sitze erhob. In der Entgegnung, die der Gepuderte herſtammelte und die ſehr zerknirſcht und verworren klang, deutete er auf Dominik hin, der, ein Menſch aus der Volkshefe, des Vicomte Gunſt und Vertrauen beſeſſen habe. Graf Conſtant, der jedenfalls bei Erwähnung von des alten Kaiſergardiſten Namen ein Gallenfieberchen bei ſich nicht unterdrücken konnte, ſtimmte ſehr heftig dem Baron bei.

Meine Ehre erheiſcht, daß ich Ihnen, meine Herren, Gelegenheit gebe, ſich ohne meine Gegenwart in der Uebereinſtimmung Ihrer Anſichten zu vervollkommnen, entgegnete Madame Adelaide mit etwas gehobener Stimme — ich will nicht die Rolle einer Angeberin übernehmen, was ich mußte, bliebe ich noch länger in Ihrer Geſellſchaft, da Sie es darauf angelegt zu haben ſcheinen, meinen Gemal in meinen Augen zu erniedrigen. Sagen Sie das Alles ihm unter die Augen und Sie handeln als Männer, die dem Gegner die Stirn bieten. Was den alten Soldaten Dominik betrifft, ſo glaube ich, iſt er, trotz ſeiner verkehrten Neigung zu dem Uſurpator, mehr werth, als Alle die, welche es nur dann wagen, gegen den Feind zu kämpfen, wenn — derſelbe fern iſt. Dominik iſt meines Gemals zweimaliger Lebensretter, meine Dankbarkeit gehört ihm — er iſt ein braver Mann. Adieu!

Das leichte Rauſchen eines ſeidenen Gewandes beſtätigte, daß ſich Madame Adelaide ſchnell entfernte. Wahrhaftig, ich hätte dieſer wahrhaft adelichen Dame die Hand küſſen mögen vor Freude, daß ſie die Beiden ſo gehörig angelanzelt hatte — gewiß, ſie war eine ſehr brave Frau. Der Baron ſchien auf's Aeußerſte frappirt durch dieſe Zurechtweiſung.

Ah, Madame iſt auf dem beſten Wege Napoleoniſtin zu werden! rief er zerknirſcht.

Sagen Sie lieber, eine Närrin, die verrückt aus Liebe wird, entgegnete Conſtant ſehr ärgerlich — kommen Sie, Baron, man muß eine Intrigue anſpinnen, um ...

Ach ja, eine Intrigue! fiel der Baron ihm in's Wort — das iſt mein Terrain, ich verſtehe mich auf Intriguen — das iſt ein prächtiger Gedanke! ſehr gut, ſehr gut! — dieſe beiden Ehrenmänner ſpazierten mit einander fort. Alſo eine Intrigue ſollte angeſponnen werden, natürlich gegen den Vicomte, gegen wen anders? Ich war recht aufgebracht über dieſe Schlechtigkeit und ärgerte mich, daß die Beiden den Ort ſo ſchnell verließen; wären ſie geblieben, würde ich von der ganzen Geſchichte unterrichtet geworden ſein und dann gute Nacht, Intrigue — die hätten ſich wundern ſollen. Im Anfang faßte ich den Entſchluß, dem Herrn Vicomte Alles, was ich gehört hatte zu berichten; indeß ich verwarf bald wieder dieſen Vorſatz, indem ich zu mir ſagte: Ein Denunciant iſt immer ein miſerabler Menſch und eine ſolche Denuntiation könnte viel Spektakel in der Familie des Herrn Vicomte anſtiften. — Aber ich nahm mir vor, gehörig auf Alles aufzupaſſen. Merkwürdig genug, wies ſich ſchon am nächſtfolgenden Tage eine auffallende Veränderung des Benehmens des Grafen Conſtant gegen mich; auch Emil, der andere Bruder nahm ſich dies, wie es ſchien, zum Muſter. Der Uebermuth, die Verachtung, welche gegen untergeordnete Perſonen dieſen beiden Herren eingefleiſcht war, wich plötzlich einer gewiſſen Herablaſſung und Leutſeligkeit gegen meine Perſon, man ſchien ſich beſonnen zu haben, daß ich ein Deutſcher ſei; man bewunderte auf einmal das ſchlechte Franzöſiſch, das ich ſprach, über welches man ſich ein paar Tage vorher noch ſchmählich mokirt hatte, man ſchien ſogar an den deutſchen Sitten und Gebräuchen großes Intereſſe zu finden und nöthigte mich, zu erzählen; man klopfte mich auf die Schultern und ſagte, ich ſei ein bon garçon. Das Alles kam mir ſehr verdächtig vor, indeß dagegen war nichts zu thun, und ich mußte äußerlich noch ſehr vergnügt und entzückt erſcheinen, überall die große gnädige Aufmerkſamkeit, die man mir dem deutſchen Tölpel, wie man ſich früher ſchmeichelhafterweiſe auszudrücken beliebt hatte, nun erwies.

Doch, ich gehe nun zu der Ausführung meines Auftrags, den mir der Herr Vicomte ertheilte, über. Ich befand mich im Cirque olympique und ſaß groß und breit in der Gallerie des dritten Ranges. Wäre mein Auftrag nicht geweſen und ich nur allein Zuſchauer hier, nicht als Pflichterfüllender, ich hätte mich ganz ausgezeichnet amüſirt. Solchen Spektakel und Glanz hatte ich mein Lebtag noch nicht geſehen, man führte eine Pantomime auf, deren Namen ich vergeſſen habe, da ich in Eile nicht einmal die Affiche am Eingang des Cirkus geleſen hatte. Welche Menge Menſchen und prächtige, auf's Erſtaunlichſte dreſſirte Roſſe, welcher Pulverdampf und Pöllerdonner — ich dachte alle Minuten, das Haus müſſe zuſammenfallen unter dem Heidenlärm. Wer keine Schlacht geſehen, der konnte ſich hier bei der Darſtellung dieſer berühmten Franconi'ſchen Kunſtreitergeſellſchaft eine ſehr deutliche Vorſtellung machen und das Publikum, in Maſſe verſammelt, applaudirte ſo wüthend, daß ich faſt gar nichts mehr hörte als Schießen, Trompetengeſchmetter, Trommeln und Händeklatſchen. Von Jemanden aber, der mir das Looſungswort „Moskau und Elba" zugeflüſtert hätte, war noch gar keine Spur zu hören und

zu ſehen. Mir wurde Angſt, das Billet in dem Seidentäſchchen auf meiner Bruſt brannte mich faſt, denn ich beſorgte ſehr, es im Gedränge des Volkes zu verlieren. Die Darſtellung der Pantomime war beendet, man wogte aus dem Cirkus lärmend und tobend, die Pariſer ſind jederzeit auf's Allegro geſtimmt. Ich hielt mich zur Nachhut und war faſt der Letzte, der die Galerie verließ. Als ich aus der ſchmalen Thür trat, fühlte ich plötzlich etwas Haariges an meinem rechten Ohre, wollte mich umwenden, da flüſterte es mir zu „Moskau und Elba.“

Das ging wie ein Schlag durch meine Glieder, ich ſehe um — Dominik ſteht vor mir und legte den Finger an ſeinen Mund zum Zeichen des Schweigens. Wir gingen hintereinander die Treppen herunter, Dominik, ohne ſich nach mir umzuſehen, immer voraus. So marſchirten wir gewiß eine halbe Stunde lang durch die Straßen und Gaſſen, bis wir endlich vor einem, ſo viel ich im Nachtdüſter bemerken konnte, ſehr unanſehnlichen Hauſe hielten. Ein dreimaliges Klingeln von Dominik und wir wurden eingelaſſen.

Die Thüre war durch einen Mechanismus aus dem Obergeſchoß zu öffnen, daher keine Menſchenſeele in der ſtockfinſtern Flur zu ſpüren. Mir wurde nachgerade etwas Angſt, ich hielt mich an Dominik's Rock an und im Gänſemarſch hinter demſelben hertretend, gelangte ich endlich, nachdem Dominik eine zweite Thüre geöffnet, aus dem ziemlich langen Flur in einen Hofraum. Jetzt ſchöpfte ich wieder einigen Muth, ich ſah über mir den Nachthimmel, neben mir zwei hohe Brandmauern, vor mir erhob ſich ein einſtöckiges Gebäude, deſſen Ober- wie Unterestage ſparſam erleuchtet war, der Hofraum war ziemlich breit und von mehren Bäumen beſtanden, die ihre Aeſte, ſo viel ich in dem wenigen Lichtſchein bemerken konnte, der aus den Fenſtern des Hintergebäudes auf ſie fiel, in einander verſchlungen hatten und ſo ein breites Laubdach bildeten. Ich folgte Dominik in das Obergeſchoß hinauf. Ein faſt eben ſo alter Soldat als Dominik ſaß hier in einem ſchmalen Vorhaus auf einem Schemel. Dominik wechſelte einige Worte mit ihm, dann öffnete er eine Thüre und trat mit mir in eine ſehr dürftig ausſehende Stube, in welcher wir warteten, während dem der Mann aus dem Vorhaus, welcher uns ein ſparſam leuchtendes Lämpchen hingeſetzt hatte, in ein anſtoßendes, und wie ich beim Thüröffnen bemerkte, hell erleuchtetes Gemach ging. Als er wieder herauskam, gab mir Dominik einen Wink und ich folgte ihm nun in das beſſer erleuchtete Zimmer. Hier fanden wir mehre Männer uns gegenüber, lauter Schnurrbärte, denen man das Martialiſche gleich anſah. Daß dieſe Leute nicht blos auf Roſen geſchlafen in ihrem Leben, ſah ich an den tief gebräunten Geſichtern und den mancherlei Schrammen, welche bei Einigen wie Nähte über Stirn, Wangen und Kinn liefen.

Mosje Zackarie geben Sie das Billet, welches Sie in dem ſeidenen Täſchchen auf Ihrer Bruſt tragen, dieſem Herrn, ſagte Dominik, indem er auf einen in der Geſellſchaft deutete. Ohne Sträuben gehorchte ich dieſer Weiſung. Man fixirte mich ſcharf, ſo daß mir bange wurde unter den prüfenden Blicken. Nachdem der ziemlich alte Schnurrbart das Billet des Vicomte geleſen, gab er es ſeinem Nachbar, der es eben ſo machte, bis es wieder an den Erſten zurückkam. Während dieſer Zeit herrſchte tiefe Stille, dann unterhielt man ſich leiſe und mit immer ſteigender Aufregung; ich hörte wol Manches, aber nichts Zuſammenhängendes, da ich in der franzöſiſchen Sprachkenntniß noch lange nicht ſo weit war, um das ſchnell und flüchtig Geſprochene eben ſo ſchnell verſtehen zu können.

Dominik ſtand neben mir wie in Parade. Endlich verſtummte das lebhafte und leiſe Geflüſter und der alte Schnurrbart wendete ſich zu mir. Wiſſen Sie, um was es ſich handelt? war ſeine Frage.

Nein!

Wolan, Sie müſſen es erfahren, denn es iſt nothwendig zur Sicherheit des Herrn Vicomte.

Iſt er in Gefahr? fragte ich ängſtlich.

Ein Mann, der den Ruhm liebt und Frankreichs Glanz will, iſt bei jetziger Zeit ſtets in Gefahr, war die mit bitterem Ton gegebene Entgegnung. Wir halten Sie nicht für ſo albern, daß Sie nicht aus Allem hätten entnehmen ſollen, wie der Herr Vicomte ein treuer Anhänger des Kaiſers iſt, fuhr er fort — und daß ſeine Familie gerade das Gegentheil ſeiner Geſinnungen beweiſ't; daher iſt er auch ſtets von Verräthern umgeben. Seine Wirkſamkeit, da er vermöge ſeiner Geburt in den höchſten Kreiſen Zutritt hat, iſt für unſer Unternehmen höchſt wichtig und er bedarf daher eines Menſchen in ſeiner Nähe, der ihm gänzlich treu iſt und auf Alles aufmerkt, was in ſeinem Hauſe verhandelt wird. Seine Empfehlung und die Dominik's ſchildert Sie als einen ſolchen treuen Diener — Sie ſind ein Deutſcher, die Deutſchen haben den Ruhm der Treue — der Vicomte und wir vertrauen Ihnen. Man wird Ihnen von Seiten der Familie, da er Sie zum Kammerdiener gemacht hat, welcher ſtets um ihn iſt, Schlingen legen auf alle Art und Weiſe, um Sie zum Verrath zu ſtempeln — ſeien Sie vorſichtig. Es bieten ſich Ihnen zweierlei Ausſichten, merken Sie wohl auf. Die Treue wird durch Gold und Ehre belohnt, der Kaiſer weiß kaiſerlich zu vergelten, der Verrath erringt dagegen einen Strick, das heißt, man henkt Sie an die nächſte Laterne. Die Wahl wird Ihnen nicht ſchwer ſein, glaube ich.

Dieſe verwünſchte Propoſition, die mich eiskalt machte, redete der Schnurrbart mit ſolcher Ruhe, als wäre das etwas ganz Alltägliches. Man wartete übrigens gar nicht ab, ob ich damit zufrieden war oder nicht, ſondern man ſprach wieder lebhaft und leiſe unter einander. Und dieſer Dominik, auf den ich ſo wundergroße Stücke gehalten, ſtand ohne Bewegung wie eine Meilenſäule neben mir — ſolch' eine Soldatennatur iſt doch etwas Schreckliches. Auf ein Zeichen wurde wieder Ruhe und einer der Schnurrbärte ſchrieb eine Antwort an den Vicomte, die man couvertirte, mit Oblate ſchloß und ſie mir eigenhändig in das ſeidene Täſchchen ſteckte. Dieſen Ring tragen Sie fortan, ſagte dann der Propoſitionsmacher, indem er mir einen kleinen Reif übergab — am kleinen Finger der linken Hand. Ihr Leben hängt daran. An dem Tage, wo er nicht mehr an Ihrem Finger ſein wird, hilft Ihnen kein Satan von der Laterne los — vergeſſen Sie das nicht. Adieu! Schweigen und Treue, oder man henkt Sie auf.

Dominik drehte mich wie eine Schachfigur um, gab mir einen kleinen Stoß, ich ſtolperte in das kleinere Nebengemach zurück, hinter mir fiel die Thüre. Ich wollte reden, wollte gegen das Alles depreciren. Den Teufel auch —

aufhenken, am Laternenpfahl baumeln wie eine Quaſte! das ging mir doch über den Spaß, deswegen bin ich nicht nach Paris gekommen, das konnte ich in Deutſchland von meiner Landsmannſchaft unter möglichſter Ceremonie haben, wenn mich der Kitzel darnach geſtochen hätte.

Taisez! gebot Dominik. O! dieſes Taisez! dieſes Maulhalten in ſolchen verwickelten Fällen und miſerablen Ausſichten kann einen Menſchen um den Verſtand bringen. Dominik gab mir das Geleite, er brachte mich aus dem Hauſe und da ich gar nicht wußte, in welchem Theil des ungeheuren Paris ich mich befand, führte er mich auf einen freien Platz, den ich ſpäter als Place des Victoires wieder erkannte, rief einen Fiaker herbei und befahl ihm, mich nach der Rue de Greuelle zu kutſchiren.

Moſje Zackarie, ſagte er leiſe und deutſch zu mir — alte Sie der Maul ja — es iſt nix kut von Allem zu ſprecken. Sie ſein apresent für der Kaiſer Napoleon le grand, und wenn Sie ſein klug und brav, iſt es kut pour vous.

Nach dieſen mir leiſe zugeraunten Worten flog die Wagenthüre hinter mir zu und es ging raſch fort. Ich geſtehe, ich war ſehr verblüfft von dieſem Erlebniß. Jetzt war ich in einem Umſehen zum Verſchwörer gegen die Bourbonen geworden und ein Napoleoniſt, aber Alles par ordre du mufti. Als Trumpf war mir die wundervolle Ausſicht auf die Laterne geſetzt, mehr konnte ich nicht verlangen. Ich hatte eine ſchreckliche Angſt in mir, das Bewußtſein, ein politiſcher Conſpirationär zu ſein, war ſehr angreifend für meine Seelenruhe. In ſpäter Nacht kam der Vicomte nach Haus und ich übergab ihm das Billet. Er war ſehr gütig und händigte mir einige Napoleonsd'or ein.

Ich habe Vertrauen zu Ihnen, Zacharie, ſagte er — Sie werden mir gewiß nie Anlaß zu einem Zweifel an Ihrer Ehrlichkeit geben und Ihr Glück für die Zukunft iſt, ſo wie ſich die Angelegenheiten Frankreichs ändern, meine Sache. Seien Sie treu und verſchwiegen. Unter keinen Umſtänden laſſen Sie irgend Jemanden in mein Arbeitskabinet — wachen Sie darüber.

Alſo abgemacht! man gewöhnt ſich an Alles, ſo ging es mir auch. Nach einigen Tagen kam ich mir wie ein eingefleiſchter Napoleoniſt vor und glaubte ganz beſtimmt, ich ſei von Kindesbeinen an ein wüthender Verſchwörer. Aber aufrichtig geſagt, ich hatte bei der ganzen Verſchwörung nichts zu thun als nachzugrübeln, in was denn eigentlich beſagte Conſpiration beſtehe, denn keine Menſchenſeele theilte mir etwas darüber mit, ich blieb immer im Dunkeln. Die Bedienten im Hauſe machten mir unendlich mehr Aerger, als die ganze Verſchwörungsgeſchichte, bei der ich eigentlich das fünfte Rad am Wagen war. Dieſe Kerls waren wahre Satans, wo ſie mir einen Poſſen ſpielen konnten, thaten ſie es; indeß da ich des Vicomte vollkommenſte Protektion genoß, konnten ſie mir nicht weſentlich ſchaden. Einen neuen und zwar ſehr reſpektabeln Freund hatte ich auch gewonnen, nämlich Caſtor, den zottigen Liebling meines Herrn. Auf dieſe Freundſchaft war ſchon etwas zu geben, inſofern Caſtor als Begleiter meiner Perſon Jedermann Reſpekt einflößte. Wie geſagt, dieſes Vierfüßlers Zuneigung beſaß ich im höchſten Grade und ſuchte mir dieſelbe durch verſchiedene Leckerbiſſen, die ich ihm bei jeder Gelegenheit reichte, zu erhalten. Es mangelte mir alſo nichts in Paris und was mir mangelte, fand ich auch ſehr bald. Da ich öfters ganz unbeſchäftigt war, ſo lag es auch in der Natur der Sache, daß ich an die Vergangenheit zuweilen zurückdachte. Viktoria, dieſes ſchöne reizende Mädchen vergaß ich nicht, es war meine erſte Neigung geweſen, und wenn auch dies Gefühl unter der Feſſel des Standesunterſchiedes und der größten Ehrerbietung gleichſam ſtumm geblieben war, ſo hatte es doch ſo tiefe Wurzeln geſchlagen, daß die Erinnerung daran mich jedesmal mit einer tiefen Wehmuth heimſuchte. Welches Schickſal mochte ſie getroffen haben! Ah, wenn ich darüber nachdachte, traten mir die Thränen in die Augen. Vielleicht war es eben dieſer heilige Schmerz um Viktoria, der mir ein Mädchen, welches Madame Adele Kammerjungfer war und wirklich [illegible] Aehnlichkeit mit Viktoria beſaß, überhaupt wenn [illegible] weiß gekleidet ging, beſonders angenehm machte. Gemach, Mademoiſelle Louiſon und ich wurden bald bekannter mit einander. Die Liebe iſt für mich, wenigſtens bin ich in ſpätern Jahren zu dieſer Ueberzeugung gekommen, jederzeit eine ganz eigenthümliche Karbatſche des Schickſals geweſen. Dieſe Mademoiſelle Louiſon — doch ich ſchließe dieſen Abſchnitt meiner Erinnerungen, um meine Liebes- und Leidensgeſchichte in einen eigenen Rahmen zu bringen. Die Schopfbeutelei, mit welcher mich das Schickſal ſtets beglückte, verdient auch einen neuen Abſchnitt.

Obwol ich von der Würde der Männer, da ich das Vergnügen habe, ſelbſt ein Mann zu ſein, vollkommen überzeugt bin, ſo muß ich doch der Wahrheit die Ehre geben und geſtehen, daß die Männer mit wenig Ausnahmen ganz ſolche Windfahnen ſind, wie die Weiber. Manche zärtliche Witwe rauft ſich am Sarge des verblichenen Gatten die Haare und glaubt keinen Tag mehr leben zu können; fragt man ein Jahr ſpäter „die arme Frau iſt wol bald nachher geſtorben?“ — da heißt's gewöhnlich: „Die? Gott behüte, die heiratet ja den oder den.“ Der Verſtand ſteht Einem ſtill, wie bei Joſua's Gebet die Sonne, man glaubt das gar nicht; aber es iſt wahr und mit den Männern iſt es um kein Härchen beſſer. Ich bin keiner der Schlechteſten oder Leichtſinnigſten und habe es doch um kein Jota anders gemacht. Dieſe Louiſon mit ihrer großen Aehnlichkeit Viktoria's nahm mich allmälig ſo gefangen, daß ich ſogar von ihr träumte. Man denke ſich eine wunderliebliche Griſette, die es gerade zu auf mich angelegt hatte und die franzöſiſche Liebenswürdigkeit, das ewig Heitere, Tändelnde, da mußte ja meine deutſche Ehrlichkeit ganz confus werden. Louiſon ſchien mich ſehr hübſch zu finden, das ſchmeichelte mir, aus Artigkeit und um der Wahrheit meiner Gefühle einen giltigen Ausdruck zu geben, fand ich ſie noch tauſendmal hübſcher. Ein von Liebe und Seligkeit ſchwärmender Bediente iſt das wunderbarſte und zugleich das nichtsnutzigſte Geſchöpf in der ganzen Welt. Seinem Herrn taugt er am allerwenigſten, ich habe den unumſtößlichſten Beweis geſtellt von dieſer traurigen Wahrheit. Im Hauſe des Vicomte, meines Herrn, ſchien allmälig ein Friede eingezogen zu ſein, unter deſſen Flut die ganze Familie ſich verſammelte. Madame Adele ein Stern der haute volée in der Faubourg Saint Germain liebte den Vicomte, ihren Gemal, ſo zärtlich, daß ſie, wenn auch ſeine Anſichten und ſeine Neigung für den Kaiſer den Meinungen der legitimiſtiſchen Partei, der ſie angehörte, ſchnurſtracks entgegenliefen, doch darüber

hinwegſah oder vielleicht auch gar, ihre Anſichten den ſeinigen unterordnete, am Ende die Letzteren aus Liebe zu ihm zu den ihren machte.

Madame Adele war eine ſehr ſchöne liebenswürdige Dame und ſchien es gern zu ſehen, daß ich Louiſon den Hof machte. Seit jenem Skandal zwiſchen Graf Conſtant und dem alten Dominik war, wie ich ſchon bemerkt habe, Ruhe im Hauſe. Der Vicomte war täglich in Geſellſchaft und es war ſchon öfterer geſchehen, daß er mit ſeiner Gemalin nach den Tuillerien zur Aſſemblée bei der Herzogin von Angouleme fuhr. Nun hätte man meinen ſollen, er habe ſonach umgeſattelt, das heißt, die legitimiſtiſche Partei ergriffen und den Bonapartes entſagt; aber dem war nicht ſo. Das wußte Niemand beſſer als ich, denn die Billets, die ich dann und wann in dem Seidentäſchchen auf der Bruſt colportiren mußte, waren der deutlichſte Beleg, daß der Herr Vicomte immer noch zu den kaiſerlich Geſinnten gehörte und nur die Farbe, aber nicht das Herz verändert hatte. In der That hatte er ein ſeltſames Vertrauen zu mir. Die Miſſionen, zu denen er mich verwendete und bei welchen ich, wie ſchon früher bemerkt, eine Automatenrolle ſpielte, da ich weder wußte, was ich von dem Vicomte brachte, noch was ich an denſelben zu bringen hatte, denn man gab mir Alles ſchriftlich, mußten das ſtrengſte Geheimniß bleiben. Mir traute er alſo ſo viel Ehrlichkeit zu, daß ich nie einen ſchlechten Gebrauch von meiner Mitkenntniß der Perſon machen würde.

Eines Abends, es war Februar und ein höchſt miſerables Schneewetter, fuhr der Vicomte mit ſeiner Gemalin nach den Tuillerien zum Hofball. Ehe er noch zum Wagen hinabging, ſagte er zu mir: Zacharie, Sie werden gegen zehn Uhr in der Glasgalerie erſcheinen, legen Sie die Livrée eines meiner Lakeien an. Mit dem, was Sie dann von mir empfangen, eilen Sie in einem Fiacre nach dem Boulevard des Italiens in die Reſtauration Richemond's und übergeben Sie es Mosje Richemond.

Dieſer Auftrag war mir etwas unangenehm, da ich mich ſchon auf dieſen freien Abend gefreut hatte, ganz ungeſtört mit Mademoiſelle Louiſon zu ſein. Ah, dieſer Abend ſollte mir auf ganz andere Weiſe noch verbittert werden. Als der Vicomte mit ſeiner Gemalin fortgefahren war, ſuchte ich Louiſon, ſie war nirgends zu finden. Das ärgerte mich raſend, meine ganze Freude war zum Henker — wo konnte denn Louiſon ſtecken? Fragen mochte ich nicht, die Brut hätte mich ausgelacht, alſo verbiß ich meinen Aerger und zog mich auf meine Stube zurück. Aber weiß der Gukguk, ich hatte keine Ruhe, ich ſchwitzte ſchier, denn die Eiferſucht, dieſe Liebesgeißel ſtachelte mich nicht wenig — Louiſon war ſehr hübſch und Andere hatten gewiß eben ſo gute Augen wie ich. Voll dieſer beängſtigenden Gedanken marſchirte ich wieder durch die herrſchaftlichen Zimmer. Ich trat an ein Fenſter und ſah in den Garten. Das Treibhaus, wo der Vicomte und Familie öfters umgeben von dem üppigen Blättergrün und den buntfarbigſten Blüten fremdländiſcher Gewächſe zu diniren pflegte, war wie gewöhnlich erleuchtet, da es gleichſam, indem ſtets eine laue Frühlingstemperatur daſelbſt herrſchte, als Verſammlungsſalon diente. Ich bemerkte bewegliche Schatten an den Fenſtern — hm, ſollten das die Gärtnerburſchen ſein? Der Gedanke, ob Louiſon vielleicht dort wäre, wurde ſo lebhaft, daß ich ohne Säumen die kleine Treppe, welche aus des Vicomte Zimmern in die Vorhalle zum Treibhaus führte, hinunterſtieg. Von außen konnte Niemand in das Letztere gelangen, da die Thüren feſtgeſchloſſen waren. Richtig, die Flügelthür zum Treibhauſe war nicht geſchloſſen, nur angelehnt — ich trat alſo ein. Auf dem Kronleuchter brannten nur zwei Lampen; aber ſie warfen immer noch genug Licht in den ganzen Raum — ich ſah Niemand. Gewiß, ich hatte mich getäuſcht und wollte wieder zurück; aber halt — da höre ich etwas flüſtern, etwas kichern. Das war eine Frauenſtimme. Eiskalt und brühſiedend warm wurde mir zugleich — wenn Louiſon...? ich wagte den ſchändlichen Gedanken gar nicht auszudenken. Fortgehen — jetzt, wo ich flüſtern hörte? um keinen Preis. Ich mußte wiſſen, wer hier flüſterte? O, ich bin ein kluger Kopf! auf den Zehen ſchlich ich mich lang hin, das Kichern kam aus einer Ecke des Salons — dort war aus ausländiſchen Rankengewächſen eine künſtliche Laube gezogen in der der Herr Vicomte auf einem bequemen Sopha zuweilen ein Stündchen der Ruhe hielt. Orangenbäumchen mit goldgelben Früchten ſtanden in Kübeln in einem Halbkreis um dieſe Laube, ein wundervoller Blumenflor breitete ſich terraſſenartig wieder um den Halbkreis. Je näher ich kam, deſto deutlicher wurde das Flüſtern und das Kichern, ich unterſchied zwei Stimmen, die eine grunzend in tiefen gedrückten Tönen, die andere — Schade, daß mein General nicht da war, der würde alle Legionen Teufel herbei commandirt haben — die andere Stimme erkannte ich, es war die Louiſon's. Hätte ich am Rand eines Abgrunds geſtanden, ich wäre ſicherlich hineingefallen, ſolch' ein Schwindel überkam mich. Ha, dieſe kleine franzöſiſche Schlange! aber jetzt überlief mich auch ein ſchrecklicher Zorn, ich mußte wiſſen, wer mein Nebenbuhler ſei. Ich ſchleiche näher, man flüſtert, man grunzt, man kichert fort, ohne auf das Kniſtern zu hören, welches meine Schritte, ſo leiſe ſie auch ſein mögen, verurſachen. So komme ich bis zum Eingang der Laube in die nur der halbmatte Schein der einen auf dem Kronleuchter brennenden Lampe fällt. Ha, Tod und Hölle! Auf dem Sopha des Vicomte ſitzt Louiſon, umſchlungen von — dem affröſen Perückenkopf, dem Baron d'Orvillier, deſſen weiß gepudertes Haupt wie Mondlicht im düſtern Hintergrund der Laube leuchtet. Erſt ſtehe ich erſtarrt, dumm von dem Anblick, mein Herz iſt geknickt, wie ein Regenſchirm; aber wie mir die Beſinnung kommt, da wettere ich los — was? weiß ich ſelber nicht mehr; mein Mund ſtrömt über von entſchiedenen Bitterkeiten, ich bin grob, ſehr grob, ungeheuer grob, wie ein echtdeutſcher Flegel. Dieſer Angriff wie ein Blitz aus heiterem Himmel ganz unvermuthet kommend, erſtarrt den Mann der Perücke aufs Aeußerſte; meine Schmeicheleien, die ich ihm ſage halb deutſch, halb franzöſiſch, wie ſie mir gerade in den Mund geriethen, vollenden die Ueberraſchung. Aber als ich mich ausgeſprochen, die gewaltige Flut meiner Beredtſamkeit, dem naturgemäßen Fall der Ebbe oder vielmehr der Erſchöpfung erlag, ſchien dem Gepuderten der Kamm zu ſchwellen. Mit einem „mille chiens!" ſprang er auf, daß der Puder weit um ihn herſtäubte, als würde ein Mehlſack ſeines Inhalts erleichtert; der goldene Knopf ſeines bequaſteten Bambus flimmerte über ſeinem Haupte — es lag zu deutlich am Tage, daß dieſer Baron der Intelligenz eine der

wichtigſten Fragen der Schöpfungsgeſchichte, die Hauptfrage mit und an mir mit Gründlichkeit erörtern wollte. Was? mich wegen der Ungetreuen und in deren Beiſein abprügeln laſſen? dazu hatte ich keine Luſt, ich war moraliſch ſchon genug geſchlagen. Alſo nahm ich Reißaus; aber das Schickſal hatte mir eine Schopfbeutelei zugedacht. Blind vor Wuth renn' ich fort, in der Haſt bleibt mein Frackſchooß an einem Haken in einem Baumkübel hängen, ein gewaltiger Ruck befreit mich zwar, aber auch der Kübel mit ſeinem Baume wankt und fühlt ein magnetiſches Verlangen, mich zu begleiten, er fällt mir nach, von der innigen Berührung mit demſelben außer Gleis gebracht und faſt ſinnlos ſtolpere ich in ein Blumenrondell hinein und liege mitten unter Nelken und Narciſſen, Roſen und Levkoi. Gewiß, ich glich jetzt vollkommen einer ausgeriſſenen Winterlevkoi. Ich mag eine ſchöne Zeit gelegen haben, ganz bewußtlos, natürlich von Schmerz und Schreck. Der Gärtner, welcher die Lampen löſchen wollte, fand mich und brachte mich zu Verſtande. Verſchiedene Blumen hatten meine Niederlage mitgemacht, der Baum lag etwas ſeitwärts von mir mitten im Gange. Der Gepuderte und Louiſon waren rein verſchwunden. Ueber mein Abenteuer ſchwieg ich, der Mann war gutmüthig genug, mich noch obendrein zu bedauern. Ich hatte Angſt, daß der Herr Vicomte den Schaden bemerken und ſehr erzürnt ſein würde. Der ſeelensgute Mann beruhigte mich darüber, indem er auf einige Breter voll Blumen wies, von denen er die ſchadhaft gewordenen ergänzen wolle. Dieſe menſchlich-gärtneriſch-franzöſiſche Großmuth rührte mich ebenſo, wie mich meine Schulter ſchmerzte, auf welche der Baum gefallen war. Mit dem zerriſſenſten Gemüth von der Welt verfügte ich mich auf mein Zimmer. Im Innern voll Zorn und Schmerz, rieb ich mich von außen mit Eau de Cologne ein, um die völlig taub-geſchlagene Schulter nur in etwas zu reſtauriren. Louiſon! Louiſon! wenn ich dieſer Falſchen gedachte, hätte ich aus der Haut fahren mögen. Die ſehe ich gewiß nicht wieder an, die nicht! ſagte ich grimmig zu mir. Es war gegen neun Uhr, ich mußte fort, um, wie der Herr befohlen, um zehn Uhr in der Glasgalerie der Tuillerien zu ſein. Erſt als ich die ungeheure lange und langweilige Rue du Bac paſſirt, mich Angeſichts des Pont Royal befand und vom jenſeitigen Seineufer die Tuillerien wie ein langes, den ganzen Quai du Louvre einnehmendes Ungeheuer in der dunklen Winternacht ſich durch ein noch weit tieferes Dunkel abzeichneten, aus dem hier und da ein Licht, wie ein feuriges Auge funkelte, erinnerte ich mich an den Befehl des Vicomte, die Livree eines ſeiner Lakaien anzulegen, denn als Kammerdiener, zu welcher Auszeichnung ich ſeit Dominik's Abſchied avancirt war, trug ich ein einfaches ſchwarzes Kleid, ganz wie jeder andere freie Menſch. Der Fehler war nicht mehr zu beſſern, da die Zeit zu kurz und ich auch gar nicht einmal in der Stimmung mich befand, um viel auf die fernere Gunſt oder Ungunſt des Herrn Vicomte zu geben, denn jetzt hatte ich Paris bis an den Hals ſatt und es wäre mir gleichgiltig geweſen, wenn ich Morgen ſchon aus Vicomtes Dienſt verabſchiedet worden wäre, ſo desperat war ich.

Die Glasgalerie wußte ich nicht, das war ein ſehr übler Umſtand, es blieb mir daher nichts anderes übrig, als zu fragen. Aber das war hier in den Tuillerien eine Kunſt, die Lakaien rannten flüchtig, wie vom Wirbelwind getrieben, hin und her, wie beim babyloniſchen Thurmbau. Endlich erwiſchte ich einen, der mich berichtete. Dieſer Weiſung zufolge, ſtieg ich eine Treppe hinan und ging einen langen Corridor, der höchſtens ſo breit war, daß drei eben nicht zu corpulente Perſonen neben einander ſchreiten konnten. Ich mußte den Weg, den mir der Mann geſagt hatte, verfehlt haben, denn auf dieſem Corridor begegnete ich auch keinen Menſchen, das wahr ſehr fatal. Ich wollte ſchon umkehren, als ich vor mir eine Erweiterung des Corridors bemerkte — richtig hier wurde derſelbe von einem andern durchkreuzt. Meine fünf Sinne hatte ich an dieſem Abend nicht complet beiſammen, das war die Urſache aller der Verwirrungen, die mich noch treffen ſollten. Ueberlegend, was unter ſo mißlichen Umſtänden zu thun ſei, lehnte ich mich in meinen Mantel gehüllt, den Hut in's Geſicht gedrückt an die eine Ecke der Corridormündung — plötzlich hörte ich Schritte — ich war froh aus dem Zweifel herauszukommen, denn der Kommende ſchritt ſo eilig herbei, daß ſich mit Gewißheit daraus ſchließen ließ, er ſei hier bekannt. Ein uniformirter Hofmann kam auf mich zu — ich trat ihm einen Schritt entgegen.

Mein Herr! ſagte ich.

Ah, Sie ſind es! gut, ſehr gut — die Looſung, wenn's gefällig iſt.

Was war das? Kannte der mich und woher? aber kennen mußte er mich doch, hatte mich vielleicht beim Herrn Vicomte geſehen, ohne daß ich mich auf ihn erinnern konnte. Nach der Looſung fragte er — aha, die Looſung der Freunde meines Herrn war „Moskau und Elba" und da er jedenfalls ein Freund des Vicomte war, ſo nahm ich keinen Anſtand, ihm leiſe dieſe beiden in der Weltgeſchichte ſo bedeutungsvollen Worte zuzuflüſtern.

Gut, kommen Sie — man erwartet Sie mit Sehnſucht.

Ich glaubte erſt um zehn Uhr, mein Herr?

Die Ungewißheit macht die Stunden zu Tagen.

Er ſchritt unverweilt nach dieſen mir unerklärlichen Worten voran denſelben Corridor entlang, den er gekommen war. Alſo der Vicomte wartete ſchon auf mich? hm, das wunderte mich; aber große Herren haben Launen und ſo folgte ich meinem Führer dicht auf dem Fuße. Wir kommen bald in einen andern breiten Gang und nachdem wir noch ein paar dergleichen durchſchritten waren, wobei ich Gott dankte, dieſen Führer gefunden zu haben, denn ein Fremder hätte ſich in dieſem Labyrinth von Kreuz- und Quergängen ſicher verlaufen. Endlich ſtanden wir vor einer Thüre ſtill, der Mann ſchloß auf, trat mit mir ein, ſchloß wieder zu, führte mich durch ein paar Zimmer und ſagte: „Warten Sie hier, ich werde Sie melden." — Da ſtand ich nun mutterſeelen allein, das Zimmer war wie die übrigen, die wir durchſchritten hatten, äußerſt nobel decorirt und möblirt und gleichfalls von einer alabaſternen Hängelampe, die einen wahrhaft milchartigen Mondſchimmer über jeden Gegenſtand breitete, erhellt. Das war Alles ſo ſonderbar, ſo auffallend, daß mir förmlich bange wurde. Ich wagte mich kaum umzuſehen, denn es ſtanden mehre lebensgroße Figuren, wie ich glaubte von Gyps, an den Wänden und das weiße Lampenlicht machte dieſe Statuen ordentlich geſpenſtig. Endlich wurde ich aus dieſer peinlichen Situation erlöſ't. Der uniformirte Herr kam wieder und ich

mußte ihm folgen, es ging noch durch drei oder vier Gemächer, dann kamen wir in eins, in welchem keine Möbel, als einige bequeme Armſtühle mit goldgeſtickten Lilien ſich wieſen, die Wände ringsum beſtanden aus bis zu der Decke aufſteigenden ſchmalen Teraſſen voll der ſchönſten Blumen. Dies Zimmer, welches vollkommen einem Miniaturgewächshaus glich, duftete von den lieblichſten Wohlgerüchen. Erfrieren konnte Niemand, denn der Boden war mit dicken Decken belegt, die jeden Laut eines Schrittes einſogen und eine höchſt angenehme Temperatur, ſo recht frühlingsmäßig, machte dieſen wahrhaft reizenden Ort zu einem kleinen Vorgeſchmack des Himmels. Wir blieben hier ſtehen und warteten. Nach wenig Augenblicken wurden ſchlürfende ſchwere Schritte hörbar, die Thür öffnete ſich und von zwei Perſonen unterſtützt, trat ein alter ſehr umfangreicher Herr ein, welcher des Gebrauchs ſeiner Beine gänzlich beraubt ſchien. Er trug ſchwarzſammtene Stiefel bis an die Knie herauf, eine Art blauen Leibrock mit einem liegenden rothen Kragen und ganz altmodiſchen hängenden goldenen Epauletten. Seine Führer waren eben ſo altmodiſch coſtümirt und ſämmtliches Perſonal ſchien abgelebt, verwelkt, einer längſt verſchwundenen Zeit angehörend. Der alte, dicke und ſchwerfällige Herr wurde in einem der Armſtühle niedergelaſſen und die Anſtrengung, die ihm dieſe Bewegung machte, drückte ſich in einem tiefen Stöhnen aus. Mir wurde bange, ich wußte gar nicht, woran ich war — was ſollte denn das Alles? wer waren dieſe Herren? Du großer Gott, ich war wie verrathen und verkauft. Hätte ich nur meinen Mantel, den ich auf Weiſung meines Führers in einem der vordern Zimmer gelaſſen, gehabt, ich wäre ſicherlich ausgeriſſen. Die beiden Perſonen, die den alten Herrn geführt hatten, zogen ſich in das Zimmer zurück, aus dem ſie mit ihm gekommen waren, offenbar waren das dienſtthuende Seelen. Jetzt blieben alſo außer dem alten Herrn und meiner Wenigkeit noch drei Herren in dem Blumenzimmer.

Sire, ſagte mein Führer ehrerbietig näher tretend, hier iſt der junge Menſch den uns Marquis de la Feronays als einen treuen zuverläſſigen Vertrauten empfohlen hat.

Sire!... mich traf eine Art Schlagfluß — der corpulente, ſchwerfällige und des Gebrauches ſeiner Beine beraubte Herr war alſo die Majeſtät von Frankreich, Ludwig der Achtzehnte! Ich betrachte es jetzt noch als ein Wunder, daß ich nicht augenblicklich umfiel vor Schreck. Es folgte eine Pauſe, ich zitterte an allen Gliedern wie Eſpenlaub, zum Reden hatte ich gar keine Courage ich konnte kaum die Zähne auseinander kriegen. Ach wie gutmüthig ſah dieſer König aus! der that gewiß wiſſentlich Niemand ein Leid.

Laſſen Sie ihn näher treten! antwortete er.

Mein Führer gab mir einen Wink, ich näherte mich bebend. Und wie ich dieſem alten, gütigen Herrn in's Auge ſah, das ſo freundlich auf mir ruhte, da kam mir der feſte Entſchluß, ihm Alles zu geſtehen, — um keinen Preis der Welt mochte ich ihn betrügen und als eine ganz andere Perſon erſcheinen, als die ich war. Voll dieſes Vorſatzes fiel ich auf die Knie nieder und ſtammelte: Sire...

Schweigen Sie, junger Mann, keine Acclamationen in Gegenwart der Majeſtät des Königs, ſagte mein Führer halblaut. So mußte es kommen, nun durfte ich auch nicht einmal reden und den ganzen Irrthum aufklären — jetzt wurde ich völlig perpler und blieb auf den Knien liegen. — Er meint es gut, bemerkte die Majeſtät, und fügte lächelnd bei: Er wird noch nicht viel mit Königen umgegangen ſein.

Dieſe ſcherzhafte Bemerkung ſchien bei den Anweſenden große Heiterkeit zu erwecken, über jedes Geſicht ſchwebte ein Lächeln. Dann hob der König an: Junger Mann, der Marquis de la Feronays bürgt für Ihre Treue und Wir glauben ihm, da er ſelbſt im Unglück, welches Unſer königliches Haus getroffen, mit felſenfeſter Treue an Uns gehangen. Sie kennen Ihre Miſſion, Ihr Weg führt Sie nach Elba — Sie dienen Unſerem Rechte als Werkzeug, dasſelbe zu bewahren. Man ſagt, der Uſurpator beabſichtige einen Streich, Wir halten dies Gerücht für ein Hirngeſpinnſt, obwol Wir alle Urſachen haben, an ſeine Tollheit zu glauben und leider von einigen Männern umgeben ſind, welche ihm anhängen. Der König machte eine Pauſe, dann ſtrich er mit der Hand über die Stirn, als wollte er einen unangenehmen Gedanken verwiſchen und wendete ſich mit dem Kopf nach einem der beiden Herrn, die ihm zur Seite ſtanden. Ah, dieſer Vicomte von Saint Aurilaire betrübt mich tief durch ſeine Falſchheit! rief er halblaut.

Sire, man muß ihn entlarven, war die Antwort.

Der König nickte ſtumm und ſchien wahrhaft ſchmerzlich berührt. Die Rede war von meinem Herrn, jetzt wurde mir noch tauſendmal mehr Angſt — der Vicomte ſchien ſchlecht, ſehr ſchlecht hier angeſchrieben. In meiner großen Verwirrung wurde ich noch dümmer, ich glaubte, es ſei an mir, dem König eine beſſere Anſicht von dem Vicomte beizubringen; ich hob alſo an: Sire...

Mein Führer ließ mich wieder nicht zu Worte kommen, diesmal gab er mir einen kleinen Rippenſtoß und ſagte: Schweigen Sie doch. Man ſpricht nie in Gegenwart eines Königs, wenn man nicht beſonders dazu aufgefordert wird.

Da hatte ich es, ich mußte ſchweigen. Der König wendete ſich zu mir: Der heilige Ludwig, Unſer glorreicher Ahnherr, begleite Sie, junger Mann. Wir wiſſen dankbar zu ſein für die Dienſte, die man Uns leiſtet. Empfangen Sie die nöthigen Papiere und ſein Sie auf Alles, was den Uſurpator betrifft, aufmerkſam. Beſonders ſuchen Sie das Complot zu erforſchen, welches zwiſchen Elba und Paris ſeine Fäden ſpinnt. Geben Sie ihm die Papiere, Marigny.

Ich empfing aus den Händen des Hofherrn, der ſo kurzweg von Entlarven geſprochen und wahrſcheinlich ein recht zärtlicher Freund meines Vicomte war, ein Päckchen Papiere.

Gehen Sie mit Gott!

Nach dieſen letzten Worten machte der König eine Handbewegung, einer der Hofherren ging zur Thür, die Lakaien traten ein und mit einem freundlichen Blicke auf mich ließ ſich die Majeſtät abführen. Ich wollte wieder einen Verſuch machen, zu Worte zu kommen, mein Führer aber war ſehr ärgerlich, ein Wink in meine rechte Seite überzeugte mich, daß er die Schweigefreiheit über Alles ſchätzte. Wie von einem Rauſche ganz konfus, folgte ich ihm durch die Zimmer. Bei der Thüre des Letzten blieb er ſtehen, öffnete ſie und indem er mich hinausließ, raunte er mir zu: Gewöhnen Sie ſich das viel Reden ab — Schweigen iſt eine Kunſt, die Gold bringt.

Nach dieſer freundlichen Mahnung fiel die Thür hinter mir zu und ich ſtand allein. Von der Glasgalerie war jetzt keine Rede mehr, die war rein vergeſſen. Mit einer wahren

Todesangſt in Leib und Seele rannte ich aus einem Corridor in den andern, ich ſchwitzte am ganzen Leibe, denn der Gedanke, daß ich hier auf einem ſehr gefährlichen Boden ſei, machte mich faſt ſinnlos. Endlich gewann ich die Haupttreppe und kam in's Freie. Erſt zu Hauſe angelangt, — Louiſon und ihre Untreue war mir ganz aus den Gedanken gekommen — hielt ich Rath mit mir, was jetzt zu thun ſei?

Es mochte kurz nach Mitternacht ſein, als der Vicomte zu Hauſe kam und ich war noch eben ſo uneins mit mir, was ich zu beginnen habe. Indeß der Vicomte beſaß ganz die Manier, mich ſchnell in's Klare zu bringen. Ich hatte ihn bis jetzt nur gütig geſehen, abgerechnet die Expedition, die er mit mir in den Kanal gemacht — nun aber fand ich ihn ganz anders. Er war ſo zornig, daß er mich an der Bruſt gefaßt an die Tapetenwand preßte, daß ich glaubte, die Seele ſollte mir ausfahren. Im Schreck bekannte ich Alles, er horchte hoch auf, ich mußte ihm die Papiere überliefern, damit er ſich nur überzeugte, daß ich Wahrheit ſprach. Ich ſelbſt hatte mir noch gar nicht einmal die Zeit genommen, in die Papiere zu ſehen. Er überflog ſie, es waren mehre Billets — dann ging er an ſeine Chatoulle, nahm eine Rolle Gold und drückte ſie mir in die Hand. Armer Zacharie, Sie haben viel Angſt ausgeſtanden; aber Sie ſind ein Sohn des Glückes — ſchweigen Sie gegen Jedermann von dieſem glücklichen Zufall und nähern Sie ſich nie den Tuillerien. Ich bin Ihnen ſehr dankbar, gehen Sie ſchlafen. — Dabei klopfte er mich auf die Backen und entließ mich — hiemit ſchloſſen die Ereigniſſe dieſes merkwürdigen Abends. Daß ſie ſtarken Eindruck auf mich machten, liegt am Tage, die Erinnerung daran beſchäftigte mich dergeſtalt, daß ich erſt gegen Morgen einſchlief und gegen Mittag nach ſehr ſchweren, unruhigen Träumen erſt erwachte. Dieſe Träume waren mir doppelt unangenehm, weil ſich in denſelben nicht nur die Ereigniſſe dieſes Abends außerordentlich lebhaft wiederholten, ſondern auch — ich hoffe, daß der Leſer mit mir fühlen wird — ich mich an einem Laternenpfahl baumeln ſah. Dieſe Empfindung war eine wahrhaft ſchreckliche und ich ſo feſt im Glauben daran, daß ich mich nur mit Mühe dem Gedanken, daß Alles Wahrheit ſei, entreißen konnte. Unter andern Umſtänden würde der Herr Vicomte mich hart angelaſſen haben, indeß heute lächelte er blos, er war ſehr gnädig. Wer war ich denn jetzt eigentlich? ein Doppelverſchwörer, ein Menſchenkind, das jedenfalls gehenkt wurde von einer oder der anderen Partei, wenn es ihr ſchief ging. Das war eine tröſtliche Ausſicht für mich, bei der mich die Gänſehaut überlief. Um dieſen Zuſtand der Angſt, der Verwirrung noch zu erhöhen, kam mir am andern Tag der puderſtäubende Baron d'Orvillier in den Weg. Mein Herz kochte vor Zorn, als ich ihn ſah. Dem Vicomte hatte ich von dem Erlebniß im Gewächshaus kein Wörtchen geſagt, mithin war ich auch genöthigt, jetzt beim Anſichtigwerden des Barons in Gegenwart des Vicomte durchaus von meinem Groll nichts merken zu laſſen — das war eine harte Nuß. Zu meinem noch größeren Aerger warf mir dieſer lebendige Puderkaſten Blicke zu, die hart an der Grenze der Zärtlichkeit hinſtrichen. Im Laufe dieſes Tages, — Louiſon hatte ich noch gar nicht geſehen, ich mochte auch gar nicht ſie ſehen, mein Herz explodirte von Gift und Galle, wenn ich nur an die Treuloſe dachte und dieſer weißhäuptige Baron, der wie ein Tanzmeiſter aus der Rococozeit einherſtolzirte, war mir ein wahrer Dorn im Auge — fand der Letztere Gelegenheit, als er an mir vorbeiging, mir zuzuflüſtern und zugleich ein kleines Billet in meine Hand zu ſchieben. Leſen Sie mein Freund! raunte er mir in franzöſiſcher Sprache zu.

Ich erſchrack nicht wenig. Was? wollte mich dieſe Antike aus entſchwundenem Jahrhundert etwa fordern? Alle Hagel! das hätte gerade noch zur Vollendung gefehlt. O, wäre ich im Pfefferlande oder beſſer noch er, dieſer wandelnde Puderbeutel. Erſt ſpät Abends konnte ich das Billet leſen. Welche Ueberraſchung! Hätte ich nicht beim Leſen auf dem Rand meines Bettes geſeſſen, ich wäre umgefallen vor Erſtaunen. Der gepuderte Baron theilte mir ein Geheimniß mit, das ich freilich nicht geahnt hatte. Er war — Louiſon's Vater. Unter keinen Umſtänden, ſchrieb er, hätte ich dies Geheimniß irgend Jemand vertraut, vor der Welt darf ich Louiſon nicht als mein Kind anerkennen, mein Rang legt mir Rückſichten auf, denen ich mich unterwerfen muß; aber meinem Vaterherzen iſt ſie theuer. Nur ihre Bitte, ihre Thränen haben mich dazu bewogen, Ihnen dies Geheimniß, das Niemand hier im Hauſe kennt, zu eröffnen; Louiſon liebt Sie und fühlt ſich unglücklich, bei Ihnen in Verdacht einer Treuloſigkeit zu ſtehen. Beruhigen Sie ſie und ſchweigen Sie über das Ihnen hier Mitgetheilte.

Ah, jetzt bekam das Ding eine ganz andere Anſicht. Für einen Papa ging der bepuderte Baron ganz vortrefflich, zum Liebhaber war er doch ein paar Jährchen zu alt. Ich machte mir ſchmähliche Vorwürfe. Wie konnte ich nur ſo eſelsdumm ſein und denken, daß ein ſo hübſches junges Mädchen ſich in einen ſo alten Mann vernarren werde! Ich hatte viel wieder gut zu machen, eigentlich verdiente ich ſo ein Uebermaß von Liebe, wie Louiſon ſie mir bezeigte, gar nicht. Sie, die heimliche Tochter eines öffentlichen Barons und liebte mich, den Sohn eines Lumpenſammlers, den Amſelpfiff'ſchen Sprößling ſo fabelhaft. — Das war zu viel Auszeichnung für mich! Schade, daß es heute Abend ſchon zu ſpät war, ich wäre zu Louiſon geeilt, ihr zu Füßen geſtürzt und hätte für mich Verzeihung erfleht. Das geſchah am andern Tage und die Verſöhnung — o die Liebe iſt barmherzig — ward geſchloſſen. Wie lieblich war Louiſon! ach die Sanftmuth ſelbſt. Jetzt gab es ein geheimes Dreiblatt im Hauſe, der Baron, Louiſon und ich. Den Baron hatte ich mir gar nicht ſo gutmüthig gedacht, als ich ihn jetzt fand. Wahrhaftig, er war ein höchſt braver Mann, ich bemerkte mit Vergnügen, daß er mir immer gewogener wurde. Er ließ im Geſpräch ſo unabſichtlich fallen, daß, da er keine legitimen Kinder beſäße, Louiſon ein Bedeutendes von ihm erben werde — ah, das war ein ſchöner Gedanke von ihm.

Lieber Leſer! ich weiß nicht, ob Du je ſolch' ein Liebesgeheimniß gehabt haſt; aber ich verſichere Dich bei dem Bilde der Steinacher'ſchen Großmama, das Vater mir verkehrt aufgenäht hatte, ich lebte im ſiebenten Himmel, eine Louiſon, ſchlank wie eine Grazie und noch dazu eine heimliche Tochter zur Geliebten, einen gepuderten Baron mit einem unvernünftigen Vermögen zum Freund und geheimen Schwiegerpapa in spo zu haben; dies Bewußtſein iſt wie Queckſilber, das durch den ganzen Körper rollt.

Der Februar eilte mit Riesenschritten seinem Ende zu. So wenig ich auch durch meine Liebschaft mit Louison Zeit behielt, auf die Dinge im Hause Aufmerksamkeit zu haben, so war es doch nicht möglich, daß mir eine wahrhaft auffallende Unruhe, eine ganz merkwürdige Aufregung unter der Familie des Vicomte entgehen konnte. — Der Vicomte hatte mich zu keiner geheimen Mission seit meinem Abenteuer in den Tuillerien mehr gebraucht; er vermied jeden Auftrag, der mich außerhalb des Hauses führen konnte, natürlich, er fürchtete, daß eine zufällige Begegnung mit Jemand aus den Tuillerien zur Spur dienen könne, in wessen Hand das Päckchen Papiere gerathen sei. Der Vicomte saß oft stundenlang zur Nachtzeit und arbeitete. Daß die Verschwörung ihren richtigen Fortgang hatte, entnahm ich aus den mir werdenden Befehlen in einigen Nächten, an der kleinen Gartenpforte auf Dominik zu warten und ihn unbemerkt über eine geheime Treppe in des Vicomte Zimmer zu führen. Ich schwieg natürlich gegen Jedermann darüber, es betraf ja meine eigene Haut. In den letzten Februartagen hatte sich allmälig eine immer größere Zahl von dem höchsten Adel der Faubourg Saint Germain eingefunden, diese Assemblées waren nichts als geheime Schlingen gegen den Vicomte. Eines Tages sagte mir Louison: Ah, es steht unserem Hause ein schwerer Schlag bevor.

Warum denn? fragte ich erschreckend.

Sie trat mir ganz nahe und flüsterte. Man ist dem Herrn Vicomte auf der Spur, der Chef eines Complots gegen Se. Majestät den König zu sein.

Ach, Herr Gott! rief ich ganz bleich.

Du weißt auch darum? fragte sie — ah, wie gut ist es, daß ich Dich warnen kann!

Indem diese wenigen Worte zwischen uns gewechselt wurden, nahte sich der Baron, Louison's Vater, in großer Eile und sagte, ohne mich scheinbar gar nicht zu bemerken, zu Louison: Mein Kind, so eben ist ein Courier von Cannes mit der entsetzlichen, fast kaum glaubbaren Nachricht eingetroffen, daß Bonaparte, der Exkaiser, am 26. Februar Elba auf einer Brigg verlassen und am 1. März zu Cannes den französischen Boden betreten habe. Es ist also ein Complot vorhanden, das ihn von allen Vorgängen hier in Paris und in Wien unterrichtet hat, das mit ihm conspirirt. Heute Nacht sollen des Vicomte sämmtliche Papiere in Beschlag genommen werden — ha, wie retten wir ihn!

Diese Nachricht war ein Donnerschlag für mich. Wenn sie den Vicomte festnahmen, war ich gewiß nicht weit von gleichem Schicksale entfernt. Ach, hätte ich jetzt aus der Haut fahren können! Louison mochte meine Angst, meine Verwirrung sehen, sie fiel mir um den Hals, sie beschwor mich, mein Leben zu retten — von dieser Liebe wurde ich ordentlich windelweich gerührt.

Unglücklicher! Sie haben Theil an diesem Bonapartistischen Complot genommen? rief der Baron sehr erschrocken.

Ach, grundgütiger Himmel, 's ist noch weit schlimmer ... ich bin ein Doppelverschwörer, ich bin auf alle beiden Parteien destillirt, ich bin kaiserlich und königlich zugleich .... das bricht mir das Genick! jammerte ich ganz verzweifelt.

Der Baron drang in mich, er beschwor mich bei Louison's Liebe, ihm Alles zu gestehen; er stellte mir vor, wie unglücklich die so gütige Gemalin des Herrn Vicomte werden würde, wenn man hier nicht handelnd eingreife, um den schuldigen Vicomte zu retten, und wie sehr man die ganze Sache in ein undurchdringliches Geheimniß hüllen müsse, damit Niemand eine Möglichkeit gegeben werde, dieser Rettung feindselig entgegen zu treten. Diese eindringlichen Reden des Barons lockerten meine ganze Seele auf, Louison's Anblick, welche wie vom tiefsten Schmerz gefoltert die schönen Augen verhüllte und schluchzte, vollendeten die Ueberzeugung vollständig — ich bekannte Alles!

Der Baron schien von meinem Geständniß consternirt, indeß er faßte sich sehr bald. Mein Freund, sagte er zu mir — der Vicomte muß gerettet werden. Denken Sie, wenn man heute Nacht seine Schriften in Beschlag nimmt, ist er auf immer verloren. Der Verblendete! Es bleibt uns kein anderes Mittel, als der Untersuchungscommission zuvorzukommen. Warnen dürfen wir ihn nicht, er ist unbesonnen genug, seine Schuld noch mehr zu vergrößern. Sein Arbeitszimmer, birgt gefährliche Dokumente, ich weiß es. Wir retten sein Leben, wir wollen die schuldlose Madame Adelaide vor einem furchtbaren Schicksal, ja Sie retten sich selbst vor einer ungeheuren Verantwortung, die Ihnen den Kopf kosten würde, Zacharie.

Hätte man mich von allen Seiten mit Haselschwuppen gebläubt, würde ich jedenfalls noch einen Funken Energie mehr entwickelt haben, als jetzt, ich war vollkommen geistig und leiblich pulverisirt. In einer kleinen Viertelstunde hatte der Baron mich so weit gebracht, daß ich ihm versprach, während der Herr im Gewächshause bei seiner Gemalin saß, welches nach dem Souper gewöhnlich Abends eilf Uhr zu sein pflegte, ihn in das Arbeitskabinet des Ersteren zu führen.

Louison fiel mir vor Freude um den Hals, daß ich nicht säumte, den Herrn, Madame Adeleide und mich zu retten durch diese nothwendige Handlung. Man pflegt zu sagen, wer den ersten Schritt zum Verbrechen gethan, dem wird der Zweite leichter. Von dem Zweiten kann ich, dem Himmel sei Dank, nichts sagen; aber dieser erste Schritt machte mir so viel zu schaffen, daß ich den ganzen Tag über ein Fieber hatte und vor Angst die Zähne nicht still halten konnte. Der Vicomte mochte das bemerken. Sind Sie krank, Zacharie? fragte er gütig.

Ach, das hätte bald der Sache eine ganz andere Wendung gegeben, diese Güte zerknirschte mich, — wäre nicht im nämlichen Moment Madame Adeleide und hinter ihr Louison eingetreten, welche Letztere ein Stickzeug ihrer Gebieterin trug, ich hätte Alles bekannt. Aber Louison — das war die Schlange in meinem Paradiese — ich sah sie und ich schwieg, ich stammelte etwas von Unwohlsein. Die Gegenwart seiner schönen Gemalin zog des Vicomte Aufmerksamkeit schnell von mir ab.

Der Wind weht von der Seine her und trägt die melancholischen Glockenschläge der St. Pierrekirche in der Dominiquestraße, welche wir bewohnen, durch das ganze Viertel.

Die Stundenglocke des Invaliden-Hôtels, sonstihre mettalene Zunge zum Stundensange laut über alle Glockentöne ertönen lassend, antwortet jetzt nur mit undeutlichem geisterhaftem Echo, der Wind von der Seite weht all' ihre Sangeskraft über das Straßengewirr des linken Stromufers.

Eine Blendlaterne in der Hand folgt mir der Baron

und Louiſon in das Arbeitskabinet des Vicomte — Louiſon iſt geſchickt wie ein Schloſſer, ſie hat ein Bund Dietriche und öffnet das Pult, an dem der Herr zu ſchreiben pflegt — ich bin ſo außer mir, daß ich eigentlich gar kein klares Bewußtſein habe. Ah, da Papiere! ruft der Baron leiſe, er will ſie zuſammenraffen, er ſtößt an das Pult — in dieſem Augenblick knallen drei Schüſſe zu gleicher Zeit los, ich falle vor Schreck um, ich höre und ſehe nichts mehr.

Schurke, Du haſt uns verrathen! donnert mir der Baron zu und ſeine Fauſt verwickelt ſich auf's unangenehmſte in meine Haare, das macht mich wieder vollkommen munter.

Caſtor bellt entſetzlich, Lärm auf der geheimen Treppe, die aus dem Gewächshaus zu des Vicomte Zimmern führt. Diebe! Diebe! ſchreit man. In der Verzweiflung habe ich mich mit Aufopferung eines Büſchels Haare aus des Barons Fauſt losgeriſſen; ich ſtürze fort, blind, planlos vor Entſetzen — am Schoß meines Rockes hängt der Baron wie ein Vampyr, Louiſon an dem ſeinen. Die Selbſtſchüſſe haben Wunder gethan, wir ſind zur fliegenden Jagd geworden. Niemand hält uns auf der Haupttreppe auf, Alles war über die geheime Treppe nach dem Schauplatz dieſes nächtlichen Werkes hinaufgeeilt. So viel Beſinnung hatte ich, daß mir die Ueberzeugung vorſchwebte, in dieſem Hauſe ſei meines Bleibens nicht länger. Ich ſtürze durch den Garten nach der kleinen Pforte, durch die ich eine halbe Stunde vorher den Baron hereingelaſſen, ſie war blos von innen zu verriegeln, nicht von außen aufzuſchließen. Ich reiße den Riegel zurück, ſpringe hinaus.

Haltet den Schurken! ruft der Baron, der mich nicht losgelaſſen hat — er iſt ein Verräther! Kaum ſind dieſe Worte heraus, fühle ich mich auch von allen Seiten gepackt, man drückt mir mit ſolcher Gewalt die Kehle zu, daß ein Laut eine Unmöglichkeit iſt und vor meinen Ohren es wie ein Meer rauſcht. Was mit mir geſchieht, weiß ich nicht mehr genau; aber in dem ſcharfen Zugwind einer Brücke werde ich wieder meiner Sinne mächtig, ich ſehe die Laternenlichter zu beiden Seiten vor mir — die Nacht iſt dunkel, mein Mund iſt feſt mit einem Tuche zugebunden — unten rauſcht die Seine, eben ſo pechſchwarz wie die Nacht am Firmament. Herr des Himmels, wenn man mich dahinunter befördert! dieſer Gedanke friert mir das Blut in den Adern zu Eiszapfen — was ſoll und wird mit mir geſchehen? Man ruht mit mir.

Expediren wir ihn, ſagt Einer.

Ja, da iſt eine Laterne, der das Licht ausgeht — der Andere.

Voll Entſetzen über dieſe verfluchte Expedition ſträube ich mich, das Tuch rutſcht, ich ſchreie: Louiſon! Hilfe! wo iſt Dein Papa, der Herr Baron?

Dieſer Gepuderte — o verruchtes Andenken dieſer Perſonage — tritt heran, er iſt ein Teufel, Göthe's Mephiſto ein herziger Goldjunge gegen ihn. Louiſon iſt meine Maitreſſe, deutſcher Eſel! ſagt er.

Ich höre noch ein Gelächter, eine Schlinge fliegt um meinen Hals... ich erſticke... die Laternenlichter tanzen vor mir... Funken... Nacht... ich habe aufgehört zu ſein, zu fühlen, zu denken.

Ich zweifle ſehr ſtark, daß der Leſer je in ähnlicher Situation geweſen iſt, als die meine es war. Aufgehangen werden iſt keine Kunſt, dazu kann der Rechtſchaffenſte kommen, wie mein Beiſpiel beweiſ't; aber aufgehangen werden und noch Memoiren ſchreiben, das macht ſobald Keiner nach — das iſt auch mein Stolz. Erwarte der Leſer nicht etwa, daß ich von wundervollen Erinnerungen aus dem Paradieſe ſchwärmen werde, bewahre! ein Perpendikel wie ich vorſtellte, beſitzt keine ſolche und in dem Luftſtrom einer Seinebrücke zu ſchweben, verweht den klarſten Gedanken. —

In der Morgue im öffentlichen Leichenſchauhauſe von Paris kam ich wieder zur Beſinnung. Die Morgue iſt dazu beſtimmt, die Körper aller in und um Paris Verunglückten, aufgefundenen Selbſtmördern oder Ermordeten aufzunehmen. Zu der letzten Klaſſe gehörte ich. Die Leichname aller dieſer Unglücklichen werden hier ausgeſtellt, ſie liegen auf Pritſchen ausgeſtreckt und über jedem Körper hängt ſeine Kleidung, in der man ihn hieher gebracht. Die Geſellſchaft, in der ich mich befand, war wahrhaft polizeiwidrig. Zu meiner Rechten lag ein kleines ſchmächtiges Männlein, welches ſich eine Kugel durch den Kopf gejagt hatte, ein wahrhaft ſcheußlicher Anblick; auf der andern Seite präſentirte ſich der Körper eines jungen Weibes, deſſen lange braune Haare naß glänzten und wie ein dunkler Schleier ihren Leichnam, über den ſie hinlagen, locker verhüllten. Ein Kind lag an ihrer Seite, von ihren Haaren halb mit bedeckt und von dem ſteifen Arm feſt an ihr kaltes nicht mehr ſchlagendes Herz gedrückt — gewiß dieſe Aermſte, dieſe Mutter hatte ihr Elend in einem Kanal oder in der Seine geendet. Ich war erwacht, — wie? weiß ich ſelber nicht, ein Uebergang vom Tode zum Leben blieb mir gänzlich unbewußt; aber ich ſah, was ich ſchilderte und Entſetzen, Todtenkälte zogen mir einen Starrkrampf zu, der mich in dem vorigen Zuſtand, nur mit dem Unterſchiede, zurückverſetzte, daß mir jetzt ein dunkles Bewußtſein, ungefähr wie ein Nachtgrau, vor dem Geiſte blieb, ein Glied regen konnte ich gar nicht, — mein Körper war völlig erſtarrt zu Eis. Vom Gehör war mir eine Spur geblieben. — Diejenigen, welche aus ihrer Familie ein Individuum vermiſſen, eilen nach der Morgue und feiern hier faſt in der Regel ein trauriges Wiederſehen — ich hörte Geräuſch, fühlte mich aufgehoben, zwiſchen zwei Bretter gelegt und die ſchwankende Bewegung, die ich empfand, verdeutlichte mir die Gewißheit, daß man mich in einem Kaſten forttrug. Die Angſt lebendig begraben zu werden, denn dieſes Forttragen war höchſt verdächtig, entfeſſelte nicht meinen Körper vom Starrkrampf, ſelbſt die Zunge lag unter dieſem eiſernen Bande, keine Muskel konnte ich bewegen. Nie in meinem Leben, wenn ich auch ein Millioneſer werden könnte, möchte ich einen ſolchen Zuſtand nochmals durchmachen. Schiller hat ganz Recht, wenn er ſagt:

„Der Menſch verſuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen,
Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.“

Endlich ſetzte man das Etui, in welchem ich ohne Lebenszeichen lag, nieder, darauf wurde Alles ruhig. Ein fürchterlicher Schmerz an meinem Halſe, der faſt plötzlich eintrat, brach die eiſerne Feſſel des Starrkrampfes — ha, ich konnte mich bewegen. — Wäre es an der Zeit geweſen, den Schamhaften zu ſpielen, ſo hätte ich hier die trefflichſte Gelegenheit gehabt, wo ich mich auch anfühlte, wurde

ich von einer troſtloſen Nacktheit meiner Perſon überzeugt. Dieſe Gewißheit war ſehr niederſchlagend. Indeß mit jedem Augenblick mehrte ſich die Gefahr des Erſtickens, ich klopfte und ſchrie in dem Kaſten, kein Ohr hörte mich, ich mußte Anſtrengungen machen, ich ſtemmte mich mit aller bei mir wiederkehrenden Kraft gegen die Seitenwände, ſie knackten, ein Beweis, daß, wenn ich ſo lange Kraft behielt, als dazu nöthig war, nun eins oder das andere dieſer ganz eigenthümlich riechenden Bretter aus den Fugen zu ſprengen, ich aus aller Gefahr befreit wäre. Das war eine wahre Herkules-Aufgabe, und hätte nicht der Tod des Erſtickens mir ſchon im Genick geſeſſen, eine Angſt, die meine ſchwachen Kräfte zur Verzweiflung ſteigerte, ich würde es nicht vollbracht haben. Mit einem praſſelnden Tone löſ't ſich endlich das linke Seitenbrett aus ſeiner Fuge, es klaffte ein wenig auf, eine andere, ich will eben nicht behaupten, delikate Luft konnte ich nun athmen. Ich war nicht begraben, das gab mir Muth zu weiterem Verſuchen. Vielleicht eine halbe Stunde arbeitete ich raſtlos, dann hatte ich das Brett ſo weit ſeitwärts von der Fuge gedrängt, daß ich mich mit Mühe durch den Spalt zwängen konnte. Dieſe Arbeit hatte mich ſo ſehr angegriffen, daß ich ganz ohnmächtig auf dem kalten Fußboden eines kleinen Saales lag. Als ich mich endlich wieder erholt, erhob ich mich. Es hätte wahrhaftig nicht viel gefehlt und ich wäre jetzt, nachdem ich gewiß das Möglichſte geleiſtet und den Tod mit allen ſeinen Fatalitäten hinter mir hatte, in allem Ernſt und zwar vor Schreck geſtorben.

Du grundgütiger Himmel, wo war ich hingerathen? In die Mordkammer eines modernen Blaubarts. Hier hingen Arme, Beine, Köpfe und dergleichen nützliche und unentbehrliche Requiſiten menſchlicher Körper an den Wänden wie bei meinem General eine glänzende Waffengarnitur — wahrhaftig, hier ſchien eine förmliche Menſchenſchlächterei zu ſein. In der Mitte ſtand eine breite, ganz weiß geſcheuerte Tafel, an zwei Wänden noch ein paar kleinere. Auch mehre Gerippe präſentirten ſich hier. Einem derſelben hatte man ein ungeheueres breites und langes weißes Tuch umgehangen, alſo auch noch Ironie nach dem Tode. Hier mußte eine vollkommene Mordbande hauſen. Ich brüllte fürchterlich, ich verſuchte die großen Fenſterflügel zu öffnen — ja dazu gehörte eine Leiter, dieſe Fenſter hatten ungeheure Flügeln. Ich ſah zum Fenſter hinunter — da hinabſpringen war auch gar nicht möglich, ein ſpitziges Lanzengitter ſtarrte in halber Höhe vom Boden herauf, jedenfalls hätte ich mich da angeſpießt. Ich ſank ganz zerknirſcht auf die weiße Tafel hin, der Froſt, der mit meinen Gliedern klapperte, wurde ſo unerträglich, daß ich mich überwand, dem Gerippe das weiße Tuch abzunehmen. In dieſer extemporirten Enveloppe ſetzte ich mich mitten auf die Tafel, zuſammengekauert, um mich etwas zu erwärmen. Da ich durch die hohen Flügelfenſter den Himmel ſehen konnte, ſo kam ich zu der Ueberzeugung, daß es die Morgenſtunden ſein müßten. Der Schmerz an meinem Hals ſteigerte ſich furchtbar, ſo oft ich mit der Hand daran fühlte, ſo oft fand ich auch eine immer ſtärkere Anſchwellung, ſo daß ich zuletzt nur unter Winſeln Athem ſchöpfen konnte. So heftig auch dieſe zunehmenden Schmerzen waren, denn ich konnte zuletzt nicht mehr den Kopf erheben, ſondern mußte ihn auf die Bruſt hängen laſſen, da mein Genick wie durch einen Axtſchlag gebrochen ſchien, ſo war doch mein geiſtiger Theil auf dem Damme, das heißt, er war erinnerungsfähig oder kräftig. Alles was geſchehen, trat mir lebhaft vor die Seele, ein Ungeheuer von einem gepuderten Schwiegervater in spo und eine Sirene von Kammerjungfer, hatten mich zum Werkzeug einer ſchändlichen Intrigue gegen den Vicomte, meinen Herrn, gemißbraucht, ſie hatten auf meine deutſche ehrliche Tölpelhaftigkeit vertraut und ſich auch nicht betrogen. O! jetzt! in dieſer ſchrecklichen Stunde trat mir das vom Vater verkehrt aufgenähte Bild der Steinacher'ſchen Großmama recht lebhaft vor die Augen. Vater hatte mich unbeſonnenerweiſe durch dieſe väterliche Dummheit, freilich ohne daß er es ahnte, in eine Carierre gebracht, welche jetzt beinahe mit dem Tod als Quaſte eines Laternenpfahls geendet hätte, wenn nicht der Zufall geſcheidter geweſen wäre, als die, welche mich aufgehenkt hatten.

So in verworrenen Bildern die Vergangenheit an mir vorüberſtreichen laſſend, verſtrich auch natürlich die Zeit, ich hockte noch immer auf der Tafel in dieſer blaubärtigen Mordkammer, gequält von den furchtbarſten Halsſchmerzen, welchen Theil des Oberkörpers ich ſchon gar nicht mehr bewegen konnte. Ach, was ſollte aus mir werden!

Endlich drang Geräuſch von Schritten in mein Ohr, ich blieb ſitzen, mir fehlte die Kraft mich zu bewegen, ich war bis auf's 1z heruntergebracht. Man klappert außen mit Schlüſſel — man öffnet, ein Kerl mit einer Zipfelmütze, weißer Schürze wie ein Paſtetenbäckergehilfe tritt ein — ganz ſtarr bleibt er an der Thür ſtehen, meine zuſammengekauerte Perſonage betrachtend — ſchreien kann ich nicht, mein Hals iſt dick verſchwollen, ich knurre blos. Dies Knurren bringt den Weißen dermaßen in Angſt, daß er brüllend als ſtäcke er am Spieße, davon ſtürzt. Weit konnte er nicht in ſeiner Haſt und Entſetzen gekommen ſein, denn ich hörte einen Fall draußen und gleich darauf, eine tiefe rauhe Stimme in größtem Aerger fragend: Seid Ihr verrückt geworden, Barcole? — kennt Ihr mich nicht mehr, Euren Herrn, den Doktor Grandhomme, daß Ihr mich über den Haufen rennt?

Beſagter Weißer alſo hieß Barcole — dieſer ſtammelte ganz confus von einem Geſpenſt, das er geſehen. Alſo dahin hat ich es gebracht, daß man mich bei Lebzeiten ſchon für ein Geſpenſt anſah.

Eſel! antwortete Doktor Grandhomme — ich werde ihn aus dem Hauſe jagen, es gibt gar keine Geſpenſter — Eſel! —

Natürlich ſpannte dieſer merkwürdige Vorgang außerhalb meine faſt erlöſchenden Geiſteskräfte.

Der Doktor, eine lange dürre, in einem grauen ihm viel zu weiten und alſo ſeinen magern Körper umſchlotternden, bis auf die Waden herabreichenden Rock, trat auf die Schwelle der Thüre — er blieb eben ſo erſtarrt bei meinem Anblicke, wie vorher ſein dienſtbarer Geiſt Barcole — ich knurrte kläglich und verſuchte mit meinen Händen eine bittende Bewegung zu machen. Dem Doktor ſchien Angſt zu werden. Barcole! rief er — Barcole!

Ja, Barcole hatte ſich fiſſirt. Verfluchter Kerl! verfluchter Kerl! läßt mich jetzt allein — abſcheulicher Kerl! brummte der Doktor.

Mit der ungeheuerſten Anſtrengung preßte ich die Worte heraus: Hilfe ... Hilfe! ... ich ... bin ... nicht ... todt! —

Ein langes „Hm" des Doktors folgte. Nicht todt? sagte er zu sich halblaut — das wäre merkwürdig, das kann man gar nicht glauben.

Zum größten Glück fielen seine Augen auf den Kasten, in dem man mich hiehergetragen, er sah das ziemlich weit abklappende Seitenbrett.

Ah, was ist das? fragte er laut — sollte dieser Cadaver wirklich kein todter sein? Nun näherte er sich mir, er zog mir den weißen extemporirten Burnus herunter.

Schade, man hat ihn oder er hat sich schlecht aufgehangen! brummte er sehr unwirsch.

Du grundgütiger Himmel! wie mir dabei zu Muthe wurde, glaubt Niemand. Dieser alte Mann mit Brille, eingefallenen Wangen und einer ungeheueren Platte, war sehr ärgerlich darüber, daß die Niederträchtigen, welche an mir eine solche Missethat vollbracht, ihr Henkergewerbe nicht besser verstanden hatten. Bei dieser trostlosen Aussicht, denn auf Barmherzigkeit war hier dem Anschein nach, nicht zu rechnen, faltete ich flehend die Hände.

Hm, verstehe schon, was das sagen will, brummte Doktor Grandhomme — verstehe! Nun, man muß da helfen so gut es geht — gewiß man muß helfen — ha, der Hals ist stark entzündet, — wollen sehen, ob man dem Brand zuvorkommen kann — unmäßig geschwollen — ja, ja! nun wartet hier... komme bald wieder.

Bei diesen Worten hatte er mich untersucht am Halse, wobei er als schlimmes Zeichen immer mit dem Kopfe schüttelte, nun entfernte er sich.

Also ich sollte Hilfe finden! ich hatte kaum Muth, diesen Gedanken zu denken. Nach einer Viertelstunde ungefähr kam Doktor Grandhomme zurück, er hielt Barcole beim Genick wie einen Hund am Halsband. — Esel, sagte er zu ihm, ihn neben sich herschleppend — lebendige Gespenster gibt es nicht und todte kann es nicht geben — also gibt es gar keine Gespenster. Versteht Ihr das, Esel?

Barcole winselte gar jämmerlich! Ach ja, Herr Doktor, ach ja!

Unter dieser Erklärung und Zustimmung hatte Doktor Grandhomme den armen Barcole bis an die Tafel gezogen. Jetzt packt Ihr ihn hier an, Barcole, befahl er, indem er mich in das große weiße Tuch einhüllte, — ich trage ihn hier am Kopfe. Vorwärts Barcole!

Ich will nicht behaupten, daß dieser Transport meines Leichnams sehr sanft und rücksichtsvoll geschehen sei, indeß man legte mich endlich auf eine Matratze und der Doktor untersuchte mich jetzt gründlich. Mein Hals schien ihm nicht sehr zu gefallen, er schüttelte viel mit dem Kopfe. Warme Umschläge wurden nun angewendet und... ich breche die Schilderung meiner Rettung durch Doktor Grandhomme ab, weil es dem Leser zu viel zumuthen hieße, ihn mit einer langsamen Genesungsgeschichte zu unterhalten.

Ein Vierteljahr später war ich durch die Kunst des Doktors wieder hergestellt und befand mich bei dem schönsten und gesegnetsten Appetit.

Doktor Grandhomme war ein grundgelehrter Arzt, der sich in der letztern Zeit, das heißt einige Jahre vorher, ehe ich als Gespenst in seinem anatomischen Saal debutirte, vorzüglich dem Studium der Seelenkrankheiten zugewendet hatte und als Irrenarzt in Paris Aufsehen machte, ohne das Letztere zu wollen, denn er war wirklich ein schlichter, allen Hochmuth hassender Mann, der nur seiner Wissenschaft lebte, dabei etwas sehr ungeselliger Natur, dem sein anatomischer Saal lieber als die Salons der Vornehmen war. Dr. Grandhomme besaß an der Barriere d'Annay ein Krankenhaus größtentheils für Wahnsinnige, er hatte den Grundbesitz eines großen Stück Landes an sich gebracht und die nothwendigen Gebäude errichtet, ein sehr umfangreicher Garten befand sich dabei. Da seine tiefe Kenntniß der Heilkunde ihn vorzüglich zu einem lehrenden Arzte geschickt machte, hatte er auch einen anatomischen Saal, den ich als blaubärtige Mordkammer angesehen, angelegt und empfing aus der Morgue die nicht verstümmelten Körper der Verunglückten zum Studium für seine Scholaren. Unter dieser Rubrik war auch ich hier angelangt. Ich glaube überzeugt zu sein, daß die Leichenwächter der Morgue mit Doktor Grandhomme, der sonst ein grundbraver Mann war, eine ganz heimliche Uebereinkunft in Bezug auf gut geformte Cadaver getroffen hatten, so einen kleinen Handel, der beide Theile zufrieden stellte, die Ersteren bezüglich der Garderobe des Verhandelten und des Trinkgeldes, das sie für denselben erhielten, den andern Theil rein im Interesse der Wissenschaft und seiner Scholaren. Ich war hier, das war genug für mich und gesund, kräftig wie sonst, mehr konnte ich nicht verlangen. Unter der Zeit hatte sich am politischen Horizonte gar Manches verändert.

Napoleon's Adler breiteten wieder ihre Schwingen aus und die Heere der Verbündeten standen kampfgerüstet gegen ihn, — ach, die Politik hatte mich bis in's Irrenhaus gebracht, ich war eben so schlecht gegen die Legitimisten, als gegen die Napoleoniden gestimmt, denn was die eine Partei mir drohend vorausgeweisagt, hatte die andere buchstäblich erfüllt, das heißt, man hatte mich gehenkt. Doktor Grandhomme gehörte gar keiner Partei an, es war ihm ganz gleichgiltig, wer regierte, er bekümmerte sich darum nicht im Geringsten, seine Kranken waren seine Welt. Als ich wieder so weit hergestellt war, vertrieb ich mir die Langeweile dadurch, daß ich die Krankenwärter unterstützte und in diesem Dienst für die leidende Menschheit es zu einer gewissen Virtuosität brachte, wenn man die Kenntniß in Behandlung der Kranken so nennen kann. Alles Andere hätte der Doktor übersehen, weil außer der Praxis nichts in der Welt für ihn Interesse hatte; aber ein angeborenes Krankenwärtertalent, wie ich es hier bekundete, erweckte seine ganze Aufmerksamkeit. Und obend'rein war ich noch jung, nicht gebrechlich, Eigenschaften, die meinen Werth besonders erhöhten, in seinen Augen.

Eines Abends ließ er mich in sein Zimmer rufen. Hier sah es sehr bunt aus, Bücher, Papiere, Medicinbüchsen, Destillirkolben, große mächtige Flaschen, Kräuterhaufen lagen und standen überall herum, man konnte kaum treten. Er selbst saß in einem Lehnstuhle vor einem Tisch, auf dem ein gewaltiger Foliant aufgeschlagen lag von einer höchst einfachen Schirmlampe erleuchtet, außer dem brannte in der Tiefe dieses Arbeitskabinets auf einem Tisch ein Unschlittlicht. Doktor Grandhomme war Witwer durch lange Jahre schon und sein einziger Sohn, ein junger hoffnungsvoller Mann von 22 Jahren, den er sehr liebte, hatte durch eine unglückliche Liebschaft zum Wahnsinn getrieben, woran er auch starb, ihn zu dem besondern Studium der Geisteskrankheiten veranlaßt. Dieses ernste Studium, vereint mit

dem Schmerz des zärtlichſten Vaterherzens um den Verluſt des Einzigen, gab von der Zeit an dem Doktor die Richtung, welche ihn gänzlich von der Welt abzog und zum Einſiedler in ſeiner ſtark in Anſpruch genommenen Krankenanſtalt machte, die Außenwelt ging ihn gar nichts an, ſie exiſtirte nicht für ihn, eben ſo nahm er außer der Anſtalt keinen Kranken an und in derſelben ward bezüglich der Pflege und Obhut für die Patienten durchaus kein Unterſchied des Ranges von ihm geduldet. Reich und Arm glich ſich hier aus, denn der Reiche war ja arm, da ihm das koſtbarſte Gut, die Geſundheit fehlte — der einzige Vorzug, den Doktor Grandhomme dem Reichthum wiederfahren ließ, beſtand darin, daß die Reichen tüchtig bezahlen mußten, damit die Armen gepflegt werden konnten. Der Doktor hatte bis jetzt gar keine Notiz von meinem früheren Leben genommen, mich nie gefragt, wie ich eigentlich zu der auffallenden Standeserhöhung am Laternenpfahl gekommen ſei, die Wärter hatten ihm geſagt, da ſie mich neugierig um meinen Namen gefragt, ich hieße Zacharie. Mehr hatte er nicht zu wiſſen verlangt. Jetzt befragte er mich über meinen Lebenslauf und da ich hier durchaus keine Urſache hatte, hinterm Berge zu halten, ſo kramte ich meine traurige Hiſtorie von der ungetreuen und intriguanten Louiſon und ihres gepuderten ſchwarzherzigen Pſeudo-Vaters mit aller Offenherzigkeit aus.

Seid kein Eſel, verliebt Euch nicht mehr, ſagte der Doktor kurz und rauh und nach einer Weile, in der er ſtarr auf das vor ihm ſtehende Lampenlicht geblickt hatte, fügte er halblaut und mit ganz eigenthümlichem Ausdruck hinzu: Liebe macht wahnſinnig.

Er dachte dabei gewiß an ſeinen früh verblichenen Sohn.

Vier Jahre war ich als angeſtellter Krankenwärter in Doktor Grandhomme's Krankenanſtalt. Ich hatte mich ſehr leicht dazu entſchloſſen, denn ich hatte ja eigentlich gar keine Ausſicht in der Welt, was ſollte ich denn unternehmen? In Paris konnte ich nicht bleiben, denn da ein Vierteljahr nach der Probehenkerei meiner Perſon Napoleon's Sturz noch nicht erfolgt war, ſo drohte mir die Gefahr als Quaſi-Verräther an dem Vicomte d' Aurilaire von den zur ſelben Zeit in Paris herrſchenden Bonapartiſten mit vollkommenſter Ceremonie und nach allen Regeln der freien Kunſt in's Jenſeits ſpedirt zu werden. Einige Monate ſpäter waren durch die Bajonette der Heere der Alliirten die Bourbonen wieder im Schwunge und dasſelbe Prognoſtikon der Jenſeits-Spedition ſtand von ihrer Partei mir bevor, denn Leute wie mein gepuderter Exſchwiegerpapa gehen nicht ſo leicht bei ſchlechten Zeiten zu Grunde, weil ſie „weit davon, gut für den Schuß" ſtets in Gedanken haben und ſich jederzeit bei Gefahren ſchnell im Voraus zu ſalviren wiſſen. Nach Deutſchland zurück konnte ich gar nicht, denn dazu fehlte es mir am Beſten; alſo ich blieb Krankenwärter, Doktor Grandhomme gewann mich immer lieber, ich wurde ſogar von ihm zu einigen Arbeiten in ſeinem Laboratorium gezogen, errang dadurch eine recht hübſche Kenntniß der Kräuter, da Doktor Grandhomme meine Wißbegierde gern befriedigte und zugleich, da ſein Vertrauen zu mir ſich täglich mehrte und ich ihn in Gefolge ſeiner Scholaren als bevorzugter Krankenwärter, was mir einigen Haß meiner Kameraden zuzog, durch die Krankenſäle begleiten durfte, eine Art Ueberſicht der verſchiedenen Kennzeichen der mannigfaltigen Krankheiten und auch deren Behandlungsweiſe, ohne jedoch eine tiefere durchbildete Kenntniß des Körperſyſtems zu erlangen und mehr als Oberflächliches, obgleich höchſt Nützliches, mir anzueignen.

Ich gehe über dieſe, obwol in höchſt ſegensvoller Thätigkeit verbrachten vier Jahre meines Lebens raſch hinweg. Was kann dem Leſer daran liegen, Schilderungen der täglich ſich wiederholenden Einförmigkeit eines Krankenwärters und der wahrhaft traurigen Scenen zu leſen, die unumgänglich in einer ſolchen Anſtalt vorkommen? — Doktor Grandhomme hat ſeit der Zeit, als er die Letztere errichtet, mehre junge Aerzte tüchtig durch eine ſeltene, von ſeinen Lehren beſonders nützlich gemachte Praxis herangebildet, die geſchickt genug waren, ſelbſt die ſchwierigſten Krankheitsfälle mit entſchiedenem Glück zu behandeln.

Eines Tages ſagte der Doktor zu mir: Zacharie, wir reiſen. Packt Eure Sachen. — Er war nicht gewohnt viel zu ſprechen und ſo war mir der Befehl genug, obwol ich mich nicht wenig verwunderte, daß der alte Herr noch Reiſeluſt bekommen und beſonders, daß er mich zu ſeiner Begleitung auserſehen, mich alſo aus meiner für die Anſtalt nützlichen Stellung riß. Der junge Doktor Pelaugrie, dem ich meine Verwunderung darüber äußerte, erklärte mir, daß Doktor Grandhomme der Wiſſenſchaft durch dieſe in ſeinem Leben gewiß letzte Reiſe nützen und die Irrenhäuſer in Deutſchland beſuchen wolle, um Erfahrungen für die Heilkunde zu ſammeln. Das war eine große Aufopferung für einen ſo alten, von Gram und raſtloſer Thätigkeit geſchwächten, mürben Körper, wie der des Doktors.

Eine Woche ſpäter verließen wir Paris per Poſt, Doktor Grandhomme behielt mich ſtets an ſeiner Seite, weil ſeine Schwäche ihm Jemand, auf den er ſich verlaſſen konnte, nöthig machte und weil ich der deutſchen Sprache als geborener Deutſcher vollkommen mächtig, ihm über Manches doch Rede zu ſtehen verſtand, da ich das Franzöſiſche eben ſo geläufig wie Deutſch ſprach.

Ich war alſo wieder im Vaterlande, es war ein eigenthümlich ſchönes Gefühl, es kamen mir Thränen in die Augen, als ich mit dem Doktor über die Mainzer Schiffbrücke fuhr und der ehrwürdige Vater Rhein, deſſen Wellen zwiſchen Rebenhügeln, blühenden Dörfern, mächtigen Städten, alten zerfallenen Burgen aus längſt entſchwundener Zeit und großartigen wunderbar aufgethürmten Felſenmaſſen dahin rollen, tief unter uns einher rauſchte mit ſeiner blau-grünlichen Flut. Ich gedachte meines alten Vaters und an die ſchöne unglückliche Viktoria. Alles ſtand lebhaft vor mir wie damals, als es geſchehen und doch waren faſt ſechs Jahre ſeit der Zeit entflohen — ich ein anderer nützlicher Menſch geworden und total verändert. Wer ſollte in mir den kleinen Lumpenſammler und Compagnon der väterlichen Firma „Zacharias Amſelpfiff"; wer den Bedienten des Generals von Steinacher wieder erkennen? Der jugendliche, blühend-geſunde Teint meines Geſichts hatte ſich in ein männliches Braun verwandelt, über dem ein etwas krankhafter gelblicher Anflug, die Folgewirkung meines vierjährigen Dienſtes als Krankenwärter, zu liegen ſchien. Ein dunkler nach franzöſiſcher Mode gepflegter Schnurr- und Backenbart umnachtete mein Geſicht und verdunkelte es ſcheinbar. Man konnte mich eben ſo gut für

einen Provencalen, als einen durch die Einwirkung der verſchiedenſten Klimawechſel etwas verwitterten Reiſenden aus fernen Zonen halten. Meine Manieren waren durch den langen Aufenthalt in Paris und durch die faſt gänzliche Abgeſchloſſenheit von deutſchen Landsleuten gänzlich franzöſirt und ſelbſt die Pariſer Polizei hatte mich durch Doktor Grandhomme's Schuld zu einem Sohn der großen Nation gemacht, indem ſie nach dem Atteſt des Doktors in meinem Paſſe meinen Namen in „Zacharie Anſeilvive" umgewandelt. Unter welchen ganz andern Ausſichten kam ich auf deutſchem Boden an! Sehr anſtändig gekleidet und ein kleines Vermögen von 1600 Frcs. bei mir, das Reſultat meiner vierjährigen Dienſte bei Doktor Grandhomme — meiſtentheils das Reſultat der Geſchenke von Leuten, die kranke Individuen aus ihren Familien zur Heilung und Pflege in die Anſtalt des Doktors gegeben und denſelben die möglichſte Aufmerkſamkeit in Behandlung gewidmet wiſſen wollten, oder auch Kranke als Geneſene aus der Anſtalt zurückempfingen. Die Liebe und die Dankbarkeit ſpenden gern und ſo machten dieſe kleinen Geſchenke allmälig ein hübſches Sümmchen aus. Ueber drei Monate lebten wir bereits in Deutſchland und natürlich wie es auch der Zweck der Reiſe war, meiſt in Kranken- und vorzüglich Irrenhäuſern, welche Letztere des guten Doktors einzige Paſſion waren. Ein Mann hoch in die Siebenzig hat ſelten noch Sympathien für die Genüſſe des Lebens. Doktor Grandhomme hatte nur die einzige Aufgabe noch, die Wiſſenſchaft durch Erfahrungen zu bereichern. Die Einrichtung der deutſchen Anſtalten für die armen Irren ſchienen dem Doktor nicht ſehr zu gefallen, da in den meiſten derſelben ein gewiſſes finſteres barbariſches Etwas in der Behandlung gegen die Kranken der Humanität, mit der Doktor Grandhomme dieſe Armen zu behandeln pflegte, ſchnurſtracks entgegen ſtand. Seit einigen Tagen als wir im vierten Monat bereits in Deutſchland waren, begann Doktor Grandhomme zu kränkeln, die Reiſeſtrapatzen wirkten zu heftig auf den mürben Körper ein.

Zacharie, ſagte er zu mir — da iſt eine Adreſſe, bringt mich dahin — ich muß Ruhe haben, es iſt doch zu viel für mich geweſen. — Auf der Karte ſtand: Dr. med. Philippe Reſſus in Koburg.

Sie kennen den Herrn, Herr Doktor?

Ja, Zacharie, er iſt ein guter Mann, hat zwei Jahre unter meiner Leitung praktizirt, als ich mein Krankenhaus gründete. Ich glaube es wird ihm Freude machen, mich wieder zu ſehen, er iſt ein tüchtiger Arzt geworden.

Mit Extrapoſtpferden gings am nächſten Morgen nach dem zwölf Meilen entfernten Koburg, der Doktor konnte es gar nicht erwarten, hin zu kommen, er wies eine wahrhaft kindiſche Angſt und Haſt, die mich um ihn ſehr beſorgt machte, zumal, da bei ſeinem ruhigen Charakter dieſe einen auffallenden Contraſt bot.

Ach, wie langſam die deutſchen Pferde laufen! ſagte er einige Male halblaut.

Endlich waren wir am Ziele; aber nein, im Poſthauſe erfuhren wir, Doktor Reſſus bewohne eine von hier drei Stunden entlegene Villa, die man das Köppſchloß nannte. — Doktor Grandhomme ſeufzte tief — welche ungeheure Anſtrengung für dieſen kranken ehrwürdigen Greis, noch drei Stunden weit zu fahren.

Ich muß Ruhe haben, wir müſſen hin, ſagte er — ach, wenn ich nicht mehr nach Paris zu meinen Kranken zurückkäme! — Der Gedanke ſchien ihn zu durchſchauern und mich ſtimmte er ſehr trübe. Abends in der ſiebenten Stunde kamen wir in der Villa bei Doktor Reſſius an, der mit ſeiner Gattin und ſeinen zwei Kindern dieſelbe bewohnte. Die Aufnahme war die Beſte, die nur Hochachtung, Dankbarkeit und Freundſchaft zwiſchen zwei edlen Männern gewähren kann. Doktor Reſſius hatte ſich der vielen Anſtrengungen ſeiner Praxis ſeiner eigenen Geſundheit willen auf die paar Sommermonate Juli und Auguſt entzogen; das Köppſchloß lag einſam auf dem Vorſprung eines mäßigen Berges, ein recht trauliches Aſyl der Ruhe für Denker; die geſchickte Hand eines Gärtners hatte auf dieſer Höhe einen ziemlich geräumigen parkartigen Garten hervorgezaubert, die Ausſicht aus den Fenſtern war reizend.

Am Morgen nach unſerer Ankunft ſchien mein Doktor wieder aufzuleben, obwol ſein Geſicht ſehr blaß war. Doktor Reſſius ſagte zu mir im Laufe dieſes Tages:

Ihr braver Herr muß mehre Wochen lang hier bleiben, wenn er ſich wieder erholen will, er iſt zu ſehr angegriffen.

Ich ſchlief in Doktor Grandhomme's Schlafkabinet mit aus Vorſorge. Indeß da er ſehr zeitig ſeiner Schwäche wegen des Abends zu Bett ging, ſo erhielt ich die Erlaubniß, am offenen Fenſter ſeines Zimmers die ſchönen Abende genießen zu können; er durfte nur die Klingel berühren, ſo mußte ich's hören, denn das Zimmer ſtieß an's Kabinet. Da er aus Mattigkeit die Stunden vor Mitternacht gewöhnlich feſt ſchlief, ſo dehnte ich die mir gewordene Erlaubniß öfters bis gegen Mitternacht aus, die wilde romantiſche Gegend ruhend unter dem Friedenshauche der Nacht, verklärt im Silberlichte des Mondes — das geheimnißvolle Flüſtern der Bäume, durch die der leiſe Luftſtrom wehte, das wunderbar ſtille Walten des ſchwimmenden Sternenheeres, das wie zahlloſe Liebesaugen des ewigen Schöpfers gleichſam die ſchlummernde Erde beſchützte — Alles das war ſo erhaben, ſo göttlich, daß die roheſte Seele ſich gewiß des ſüßen Gefühls einer wunderbaren Ahnung nicht hätte erwähren können. Des Doktors Zimmer hatte die Ausſicht auf den Garten und ſeitwärts auf die Gegend.

Einige Abend nach unſerer Ankunft hatte ich auch lange am Fenſter die friſche Nachtluft genoſſen; da Alles in der Natur zu ſchlafen ſchien, konnte ich ſogar die Stundenglocke des ein bedeutend Stück Wegs vom Fuße des Berges, auf dem das Köppſchloß ſich erhob, gelegenen Dorfes hören. Sie ſchlug Eilf. Faſt unmittelbar folgte dem letzten leiſe in mein Ohr klingenden Schlage ein tiefes Aufſeufzen. Ich erſchrack gewaltig. Es drang aus dem Garten herauf und doch war Niemand in demſelben, denn die Familie des Beſitzers hatte ihn ſchon um zehn Uhr verlaſſen. Ich war ſo beſtürzt, daß ich mich ängſtlich an's Fenſterkreuz anhielt. Ich hörte weiter nichts und wollte mich eben über meine thörichte Furcht ſelbſt ausſpotten, als ich zu meinem Schrecken in den Baumgang der unten mit der Front unſerer Fenſter parallel lief, langſam, geräuſchlos eine weiße Geſtalt hinwandeln und im tiefern Dunkel der Baumgruppen verſchwinden ſah. Jetzt bekam ich erſt Angſt, das war ein Geſpenſt, ein Ritterfräulein aus uralter Zeit; die Sache war auch ganz natürlich, das Köppſchloß konnte eine alte

Räuberburg geweſen ſein und ein Fluch einen unglücklichen Geiſt an die jetzt freilich moderniſirte Scholle gefeſſelt halten, bis ihn Jemand erlöſ'te. Indeß war mir doch ſehr unwohl bei dem Bewußtſein, in einem Hauſe zu ſein, wo es ſpuckte — vor Geiſtern hatte ich hölliſche Manſchetten, die Menſchen ſind ſo ſpuckig genug gegen ihren Nächſten — eine Geſpenſtergeſellſchaft fehlte gerade noch. Da ich bei dieſem Gedanken ein wenig Anwandlung von Fieberkälte fühlte, ſchloß ich das Fenſter und ſchlich leiſe in's Kabinet, wo Doktor Grandhomme recht ſanft ruhte. Meine Einbildungskraft war ſehr aufgeregt und nach langem Wachen ſchlief ich endlich ein, um — von nichts als Geſpenſtern zu träumen. Am andern Morgen ſuchte ich mit dem Bedienten des Doktors Reffius zuſammenzukommen, um mich über die Vergangenheit des Köppſchloſſes zu erkundigen. Richtig, es war, wie ich vermuthet hatte — eine der furchtbarſten Räuberburgen und Schrecken der Gegend geweſen. Auf meine Frage, ob es hier vielleicht ſpucke? lachte mich der grobe Kerl aus.

O ja, wenn unſer Doktor den Rapps kriegt, ſpuckt's immer — gab er mir zur Antwort.

Ich hätte den flämiſchen Patron, der in Geſpenſterſachen ein totaler Ignorant war, gern aus dem Traume geholfen, indeß er wurde gerufen, es unterblieb alſo. Ich war über den Spuck in Richtigkeit, mehr brauchte es nicht!

Mein Herr ſchien ſich unter der ſorgſamen Pflege ſeines Freundes recht hübſch zu erholen; wir hegten die Hoffnung, bald fort zu reiſen, und zwar ſtracks nach Paris zurück. Vierzehn Tage waren ſeit unſerer Ankunft ſchon verfloſſen, vom Spuck hatte ſich nichts mehr merken laſſen — des Doktors Gabriel, ſo hieß der in Spuckangelegenheiten ſo unwiſſende Bediente, konnte am Ende doch recht haben und was ich geſehen zu haben glaubte, war nichts, als eine Fiktion meiner Phantaſie geweſen. Ich lag noch wie vor am Fenſter und erfreute mich der wundervollen Nächte, die für mich, der ich faſt den ganzen Tag an meines kränklichen Herrn Seite gefeſſelt mich befand, eine wahre Erquickung waren. Eine Gewitternacht in dieſer bergreichen Gegend mußte ein großartiges Schauſpiel ſein und es ſtand bevor; denn die Auguſttage waren außerordentlich heiß, faſt ſo lange wir uns hier befanden, hatte es keinen Tropfen geregnet, ſelten ein Wölkchen am Himmel ſich gezeigt; aber jetzt hatten ſich ſchon an einigen Morgen dichte ſchwere Nebelwolken vor der Sonne hingewälzt und man hoffte auf die baldige Erſcheinung eines Gewitters. Doktor Grandhomme lag ſchlummernd, von der außerordentlichen Schwüle des geſunkenen, nicht einmal ſonnenklaren Tages, ſchwer bedrückt im Kabinet, ich am geöffneten Fenſter des Zimmers. Eine dunkle Wand von Wetterwolken ſtand im Oſten, ein hell violeter Schein, Reflexionen der untergegangenen Sonne zitterte darüber hin. Eine tiefe ſchauerliche Stille lag, über die Erde gebreitet, kein Blatt rührte ſich, die dunklen von Buſchwerk beſtandenen umliegenden Berge ſchienen in Eins mit der Wolkennacht verſchmolzen, ihre Conturen verſchwommen in den Grund des furchtbaren Nachtbildes. Endlich ſtahl ſich ein Blitz aus der ſchwarzen Maſſe, dann wieder Einer — die finſtere Erde ſchien ein Abgrund zu ſein, der von ihnen auf Momente in Brand geſetzt wurde. Nun erhob ſich von Fern Geräuſch, Säuſeln, das in ſtarkes Brauſen überging und wie Meeresrauſchen näher kam, der Wirbelwind entfaltete ſeine Schwingen und raſ'te als flüchtiger Verkünder des nun dicht hinter ihm heranſtürmenden Donners über Berg und Thal. Ja der Donner grollte, aber immer noch leiſe. — Ha, wenn Doktor Grandhomme fort ſchliefe und ich hier am Fenſter Zeuge der Entwicklung des prächtigen Schauſpiels ſein könnte! dachte ich.

Faſt gleichzeitig brüllte ein kurzer aber ſtarker Donner über dem Köppſchloß — es waren mehre Gewitter, die zuſammen ſtießen, deren Wolkenlaſten der Wirbelwind gegen einander ſchleuderte. Faſt unmittelbar auf den Donnerſchlag folgte aus dem Schlafkabinet ein Schrei, ich eilte nach der Thüre, um Doktor Grandhomme beizuſtehen, der über den Donner gewiß erſchrocken war. Mitten in der Thüre begegnet mir eine weiße Geſtalt, die von einem zufällig gleichzeitig aus den ſchwarzen Wolken niederfahrenden Blitze beleuchtet wird. Ein geiſterhaftes Antlitz ſtarrt mich an, die Geſtalt ſchwebt an mir vorüber — mir vergehen faſt die Sinne vor Schreck, ich taumle zurück auf einen Stuhl. — —

Raſche Donnerſchläge, die über dem Köppſchloß brüllen als gälte es, daſſelbe in Grund ſeines Fundaments zu vernichten, bringen mich zur Beſinnung. Furcht und Grauſen theilten ſich in gleiche Gewalten in meiner Seele, jetzt will ich zu Doktor Grandhomme, um nur in die Nähe eines Menſchen zu kommen. Indem ich mich vom Stuhle aufraffe, — die Blitze glühen an der Zimmerwand — tritt Doktor Reffius mit Licht in der Hand ein.

Sie ſind hier außen? fragte er erſtaunt — ſchläft Ihr Herr?

Ich weiß es nicht, antworte ich ſtammelnd.

Sie wiſſen es nicht? Sie zittern ja? Mein Gott, was iſt denn geſchehen? — Das weiße Geſpenſt... Ah, Sie ſind kindiſch, bei uns gibt es keine Geſpenſter, unterbricht er mich und tritt ins Kabinet.

Doktor Grandhomme lag mit dem Kopfe zu Füßen des Bettes, ſeine Stellung bewies, daß eine ganz beſondere Urſache ihn in dieſe verkehrte Lage gebracht haben müſſe, er war ohnmächtig. Doktor Reffius brachte ihn zum Bewußtſein zurück. Es dauerte lange, ehe der ehrwürdige Mann ſich ſo weit erholt hat, um eine Aufklärung geben zu können. Der Schreck hat ſich ſeiner ganz bemächtigt, er zitterte beſtändig und ſeine Worte ſind faſt unverſtändlich. Seine Erzählung beſteht im Folgenden: Von dem heftigen Donnerſchlage aufgeweckt, erblickt er eine weiße Geſtalt an ſeinem Bett ſitzen, den Arm auf den Nachttiſch, der das Nachtlämpchen trägt, geſtützt, die Stirn in die Hand gedrückt. Sie erhebt ſich und verläßt das Cabinet.

Ich ſterbe bald, das war mein Todesengel! ſagt Doktor Grandhomme.

Mein Himmel! ſollte es möglich ſein, daß?... ruft der Beſitzer des Köppſchloſſes. — ich habe hier eine reiche adeliche Dame, welche leider wahnſinnig iſt, unter meiner Pflege, um mit der Heilung ihrer traurigen Geiſteskrankheit einen Verſuch zu machen, den ich aber als unmöglich aufgeben muß und ihren Gemal in den nächſten Tagen erwarte, um ſie ihm wieder zu übergeben. Ich habe Ihnen, mein würdiger Freund, mit Abſicht nichts davon mitgetheilt, weil Sie ſelbſt krank waren und ich wol vermuthen konnte, daß Ihr Geiſt dann eifrig ſich angeſtrengt haben würde, um ein Mittel zur Heilung für die Unglückliche aufzufinden, eine ſolche geiſtige Thätigkeit aber das erſte und größte

Hinderniß für Ihre eigene Herſtellung ſein müſſe. Die Unglückliche, die ich fern von Ihnen hielt, muß Mittel gefunden haben, ihre beiden Wärterinnen zu täuſchen und ſich aus ihren Zimmern zu entfernen.

Ich erzählte nun, daß ich dieſe Geſtalt, welche, während ich am Fenſter geſtanden, hinter meinem Rücken in's Kabinet geſchlüpft ſein mußte, ſchon früher einmal ſeufzend bei Nacht im Garten bemerkt habe. —

Am andern Morgen zeigte es ſich leider, daß der Schreck das morſche Körpergebäude meines ehrwürdigen Herrn zu hart angegriffen, er verließ ſein Lager nicht mehr. —

Zacharie, Ihr ſeid der Erbe des Geldes, was ich bei mir führe, Ihr war't immer ein guter Menſch ſo lange ich Euch kenne, ſagte er — ruft meinen Freund Reffius zu mir.

Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten und küßte ſeine zitternde Hand, er war ja mein Wohlthäter geweſen bis auf dieſe Stunde. — Weint doch nicht, Zacharie, über mich — wenn Ihr es aber wollt, weint über meine armen Kranken, ich glaube, ſie verlieren mich doch nicht gern. Geht jetzt zu dem Doktor. —

Eine halbe Stunde ſpäter ritt Gabriel mit einem Briefe fort an einen Advokaten in Koburg. Fünf Stunden ſpäter kamen mit Extrapoſt mehre Herren des Gerichtes und verließen am Abend wieder das Köppſchloß. Doktor Grandhomme's letzter Wille war gerichtlich abgefaßt — der folgende Abend fand dieſen Wohlthäter der Menſchheit als Leiche, die tiefgefurchten Wangen ſchienen vom Tod freundlich geglättet worden zu ſein — ſein Ende war ſanft geweſen, er entſchlummerte ſchmerzlos aus einem Daſein, wo er raſtlos gewirkt hatte. Es iſt wahr, der Doktor führte einige tauſend Frcs. bei ſich, die nun mein waren; aber ich hätte gern mein eigenes Erſpartes mit hingegeben, wenn ich ihn zum Leben hätte erwecken können.

Ehe er noch begraben wurde — Doktor Reffius hatte in ſeinem Garten ein Plätzchen zu ſeiner Ruheſtatt ausgeſucht — hörte ich eines Morgens das Rollen eines Wagens im Hofe, eine Reiſecquipage fuhr ein. Zwei Herren und eine bürgerlich gekleidete Frau mit einem ungefähr zweijährigen Kinde ſtiegen aus, zwei Bediente, die hinten aufgeſeſſen, halfen Allen heraus; Doktor Reffius empfing die Herren und führte ſie in's Schloß. — Das ſind gewiß die Fremden, welche die Wahnſinnige abholen, die an meines Herrn Tod ſchuld iſt! ſagte ich zu mir mit einem ſehr bittern Gefühle.

Ich ging in den Garten, denn ich bedurfte wahrlich der Erholung, ich war ſehr aufgeregt.

Der Gärtner kam mir entgegen. Sie, Herr Zacharie, gehen Sie nicht weiter, ſagte er — die wahnſinnige Dame iſt, Gott weiß wie, aus ihrem Zimmer entkommen und hat ſich dort hinten in die große Laube geſetzt, ſingt immer vor ſich hin. Ich muß es dem Herrn melden, der wird ſchön erſchrecken — gehen Sie ja nicht weiter — die Art beißt gleich. — Wie ein Blitz war der ängſtliche Mann weg. Vom Beißen war gar keine Rede, das wußte ich beſſer. Es zog mich ordentlich hin ohne meinen Willen. So nahte ich mich leiſe der Laube, warum wußte ich ſelbſt nicht. Ich hörte ſingen, eine ſanfte melancholiſche Stimme, die mir durch's Herz ſchnitt, die ich ſchon einmal gehört haben mußte, denn ſie weckte einen wunderbaren Anklang in meiner Seele. Der Geſang fiel zuweilen bis zum Geflüſter herab, dann erhob er ſich in mächtiger Schwingung wie zum klaren Wirbel der fröhlichen Lerche, es war ſchauerlich. Wie viel Unglück mußte auf dem Geiſte dieſer Aermſten gelaſtet haben! Indem ich noch ſo daſtand ganz ergriffen von dem wehmüthigen Tönen, trat die unglückliche Sängerin mit einer auffallenden Haſt plötzlich aus der Laube und ſtand vor mir, ihr Auge ruhte auf meiner Geſtalt, als frappire ſie der unvermuthete Anblick. Großer Gott, dieſes ſchöne wahnſinnige Weib mit dem edlen bleichen Geſichte, mit den wirr ſie umhüllenden Locken, deren Blond wie ein Rahmen von glänzendem Mahagony die edlen Formen des Antlitzes umgab, war — Viktoria! Ja, hier gab es keine Täuſchung, ſie war es, der Wahnſinn hatte wol den friſchen zarten Hauch ihrer erſten Jugend verwiſcht, aber noch nicht die edlen Formen und Züge zerſtört. Dieſe Erkennungsſcene durchſchauerte mich dermaßen, daß ich faſt in die Knie geſunken wäre vor Schmerz, vor Entſetzen.

Ach, Du biſt der Engel der Verkündigung, ſagte ſie mit der klagenden ſanften Stimme zu mir — ich weiß es, Du kommſt mich fortzuführen ... ach wie gern folge ich Dir!

Viktoria! rief ich übermannt von dem peinlichſten Schmerze.

Pſt! nicht ſo laut, daß die böſen Menſchen Dich nicht hören, fuhr ſie leiſe und geheimnißvoll fort — mir haben ſie mein Kind geſtohlen, mein kleines hübſches Knäblein ... ſie haben auch mein Herz zerſchnitten ... ich habe ſeit der Zeit kein Herz mehr .... einen Stein, nichts als einen Stein, der mir die Bruſt zerdrückt. — Sie ließ einen Augenblick Pauſe eintreten, in der ich ganz unfähig war, den ſchmerzlichen Eindruck zu bekämpfen, den ihr Anblick und vor Allem ihre wirren Reden auf mich machte. Nun komm! ... komm! wir müſſen fort! Ihre Hand ergriff mich. Wenn Du bei mir biſt, habe ich nichts zu fürchten ... Du führſt mich zu meinem kleinen hübſchen Knäblein.

Starkes raſch nahendes Geräuſch unterbrach die Folge dieſer Scene. Viktoria's ſanfte bleiche Züge, der Ausdruck tiefer Schwermuth und einer unbeſchreiblichen Milde verwandelten ſich zu einer ſcheinbaren Erſtarrung, ihre Sinne ſchienen ſich auf das Geräuſch zu richten, dieſe Spannung theilte ſich ihrer ganzen Geſtalt mit, ſie ſchien größer zu werden. Plötzlich faßte ſie mich krampfhaft. Komm! ... komm! rief ſie, und als ich mich beſtrebte, ſie zurückzuhalten, brach ſie in den Vorwurf aus: Wie? Du willſt mich tödten laſſen, wie ſie mein Kind getödtet haben? und ſich heftig von mir losreißend, entfloh ſie wie ein Pfeil zwiſchen die Baumgruppen hin. Die Erſchütterung, die dieſe Begegnung durch mein ganzes Weſen bewirkte, hatte mich dermaßen betäubt, daß ich gar nicht daran dachte, mich zu entfernen, den Kommenden auszuweichen.

Mit Doktor Reffius kam ein alter und junger Herr, der Erſtere führte einen hübſchen zweijährigen Knaben an der Hand. Welche Ueberraſchung! In dem alten Herrn erkannte ich den Baron von Kerwing und in ſeiner Begleitung den Junker Leopold von Steinacher. Beide hatten ſich wenig verändert, der Baron war immer noch wie früher ein Recept gegen die Liebe, der Junker trug noch ganz das Gepräge des affröſen Weſens, welches ihn früher ſo ſehr auszeichnete. Er war indeſſen nicht mehr ſo vollbackig, möglich, daß das viele Studium über „Knigges-Umgang mit

Menſchen" dazu beigetragen hatte, ihm eine gewiſſe Bläſſe gegeben. Mich erkannten ſie nicht, wie hätten ſie auch nur eine Ahnung haben ſollen, hier auf dem Köppſchloß einen ſolchen Bekannten wie mich, zu finden.

Haben Sie die Dame geſehen, Mosje Zacharie? fragte der Doktor.

Ja!

Wo?

Dort!

Gut, wir müſſen ſie ſuchen, wendete ſich der Doktor zu ſeinen Begleitern — folgen Sie mir, meine Herren. Sie eilten fort.

Ich ſtand lange, lange noch an derſelben Stelle, wo mich die unglückliche Viktoria verlaſſen hatte, der Betäubung, die ſich meiner bemächtigt, folgte ein Rückblick in die Vergangenheit, wo Viktoria und ich dem Steinacher'ſchen Hauſe entflohen. War der Baron ihr Gemal geworden? hatte ſie dem Zwange unterlegen? Ach, ich glaubte dieſe Vermuthung als Gewißheit annehmen zu können. Man hatte einen Engel in Feſſeln geſchmiedet, deren Druck er endlich unterlegen, es war ein ſtiller geiſtiger Mord an einer edlen Seele.

Bald kam das Köppſchloß in Aufruhr, man fand Viktoria nicht. Alles, was nur Füße hatte, mußte auf, um ihre Spur zu entdecken, die ganze Gegend wurde ausgeſucht, jede Nachforſchung war vergebens. Der Abend ſank nieder, die Nacht verhinderte jede weitere Mühe — Viktoria war ſpurlos verſchwunden. Baron Kerwing war außer ſich, er liebte ſie wirklich, ſie war ſeine Gemalin geworden, nachdem man ſie von der mit mir begonnenen Flucht in's Steinacher'ſche Haus zurückgebracht hatte. Ach, es blieb ihr keine Wahl, wenn ſie nicht der Schande preisgegeben ſein wollte, der Schande, mit einem Diener, einem gemeinen Menſchen, entflohen zu ſein. Seit jener Zeit bemächtigte ſich ihrer eine Schwermuth, die immer mehr Raum in ihrem Geiſte gewann, der Baron that Alles, um ſie zu erheitern. Gewiß ſein Entſchluß, ſie zu ſeiner Gemalin zu nehmen, nachdem ſie einen ſo verzweiflungsvollen Schritt, wie die Flucht, unternommen, war eine edle That, denn dadurch errettete er die Aermſte von den ihrer im Steinacher'ſchen Hauſe wartenden Mißhandlungen von Seiten der Präſidentin und ihrer würdigen Sprößlinge. Die Geburt eines Knaben, desſelben, den der Baron jetzt bei ſich hatte, wurde der Anſtoß, daß Viktoria's Schwermuth in offenbaren Irrſinn überging und man ihr das neugeborene Kind wegnehmen mußte, um für das Letztere nicht eine finſtere Stunde und ſchlimme That der Mutter befürchten zu müſſen. Dieſe Vorſichtsmaßregel gab dem Wahnſinn der Unglücklichen die eigentliche vollkommene Ausprägung.

In des andern Morgens Frühe ſollte mein guter, ehrwürdiger Doktor Graudhomme begraben werden, eine ſehr ſtille Beerdigung, denn was von Leuten nicht nöthig war, um den Sarg zu tragen, war hinaus in die Gegend, um Viktoria aufzuſuchen. Auch Junker Leopold gehörte zu denſelben. Niemand als Doktor Reffius und ich folgten dem von dem Gärtner, ſeinem Burſchen und zwei Handarbeitern getragenen Sarge. Und der Morgen war ſo ſchön, ſo wunderbar, die zeitige Frühſonne fiel auf die zahlloſen Thautropfen, die an den Baum- und Strauchblättern perlten, daß es ſchien, als trügen wir den braven Menſchenfreund im Sarge unter einer Ehrenpforte von Diamanten, Rubinen und Smaragden hin zum letzten Ruheorte. Und die Vöglein in den Zweigen ſangen lieblich, als gälte es des Schlummernden Ehre zu verkünden. Es war Alles ſo ſchön und doch ſo traurig, ſo tief in die Seele ſchneidend, daß der Doktor und ich recht aus des Herzensgrunde heraus weinten. So kamen wir an das friſch aufgeworfene Grab, man ſetzte den Sarg nieder.

Was iſt denn das? die Zweige ſind ja zerſtört mit denen wir es geſtern Morgen überdeckten? fragte der Gärtner.

Dies Räthſel löſ'te ſich ſchnell und ſchauerlich, als wir Alle näher traten. D'runten auf dem Boden des Grabes lag — Viktoria regungslos, todt — hier im Schooße der treuen Mutter-Erde hatte ſie ein Aſyl gefunden. Der Lage ihres Körpers nach mußte ſie hineingefallen und dieſer Umſtand der Anlaß ihres Todes geworden ſein — wer konnte darüber entſcheiden?

So ſtand ich an zwei Leichen, die ich mit reinem Herzen im Leben geliebt und verehrt hatte.

Andreas Eberhard Rauber.

(Hiſtoriſche Skizze mit einer Xylographie.)

Wer von unſern Leſern hat nicht ſchon von dem Manne gehört, der durch ſeine außerordentliche Körperſtärke und durch ſeinen übermäßig langen Bart unſterblich geworden iſt? Wir meinen nämlich den ehrenwerthen Herrn Andreas Eberhard Rauber, welcher ein Zeitgenoß des Kaiſers Maximilian II. war und nebſt andern Gütern die Schloſſer Weinegg und Petronell unweit Preßburg in Beſitz hatte.

Dieſer ritterliche Herr befand ſich von Jugend auf im Gefolge des Kaiſers, begleitete denſelben auf weiten Reiſen in fremde Länder und machte ſich in ſo hohem Grade verdient, daß ſein hoher Gönner ihn nicht nur zum Hofkriegsrath ernannte, ſondern ihm auch eine entfernte Verwandte zur Gemalin gab. Obwol ſeine Figur nicht höher als drei Ellen war, ſo konnte er doch vermöge ſeiner wunderbaren Stärke den größten Gegner bezwingen. Es war ihm ein Leichtes, ein neugeſchmiedetes Hufeiſen auseinanderzureißen; wie gewichtig aber ſeine Schläge geweſen ſein müſſen, kann man aus folgender Begebenheit entnehmen.

An dem Hofe hielt ſich ein getaufter Jude von rieſenmäßiger Größe und Körperkraft auf. Mit dieſem ließ ſich der Ritter, zufolge des Wunſches ſeines Gebieters in einen Wettkampf ein, erhielt jedoch von ſeinem Gegner, welcher den Angriff machen ſollte, einen ſo derben Schlag mit der geballten Fauſt, daß er zu Boden ſank und mehre Tage lang das Bett hüten mußte. Als er ſich wieder erholt hatte begann der Kampf auf's Neue; Rauber ergriff den Bart ſeines Gegners wand denſelben zwei Mal um die linke Hand und ſchlug mit der Rechten ſo hart darauf, daß er nicht allein den Bart ſondern auch den Kinnbacken ſeines Gegenkämpfers in der Hand behielt. Letzterer verlor ſein

Leben, während jener den Sieg gewann. — Ein ähnlicher Sieg errang ihm den Beſitz ſeiner erſten, oben bereits erwähnten Gemalin. Sie hieß Helena von Scharfegg, und zeichnete ſich in gleichem Grade durch Schönheit und Sittſamkeit aus. Unter ihren zahlreichen Verehrern ſtrebte außer unſerem Rauber noch ein anderer Mann von ungewöhnlicher Stärke, ein vornehmer ſpaniſcher Herr, um die Hand des Fräuleins. Um nun dieſen Bewerbungen ein Ende zu machen, beſtimmte der Kaiſer in einer fröhlichen Laune, daß die beiden Nebenbuhler um die Braut ringen ſollten. Zu dieſem Zweck wurde ein Sack von verhältnißmäßiger Größe zu der Körperlänge des Kämpferpaars herbeigebracht und das Ringen begann. Der Spanier hielt ſich eine Zeit lang recht tapfer, mußte zuletzt aber doch in den Sack zum Gelächter des ganzen Hofes, obwol er noch bedeutend länger als ſein Gegner war. Um Hohn und Spott auszuweichen, entfernte ſich der Beſiegte ſogleich, während der Preis des Sieges, die ſchöne Helena, mit dem Sieger ſich vermählen ließ. Das Glück dieſer erſten Ehe ſollte aber nicht lange währen; ſchon nach wenigen Monaten mußte Rauber den Verluſt der geliebten Gemalin beklagen, die ihn ohne Kinder hinterließ. Glücklicher war in dieſer Beziehung ſeine zweite Ehe mit einer anderen Hofdame, Namens Urſula von Tſchillack, welche ihm der Kaiſer zur Gattin gab; dieſe gebar ihm acht Zwillinge, nämlich einen Sohn und ſieben Töchter.

Rauber's Bart war ſo lang, daß er ihm nicht nur bis auf die Füße herabfiel, ſondern auch von dort zurück bis zur Mitte des Leibes und noch höher hinauf ging. Auf dem Schloſſe Peternell, wo der Ritter im Jahre 1575 ſtarb und zwiſchen ſeinen beiden Gemalinen in der dortigen Pfarrkirche beigeſetzt wurde, findet ſich nebſt ſeinem Epitaphium, oberhalb desſelben an der Wand in röthlichem Marmor ſein Wappen und Bildniß, in welchem er mit ſeinem langen, zopfförmig geflochtenen Barte geſchichtlich treu dargeſtellt zu ſehen iſt.

Der Ruinentempel bei Spoleto.

(Mit einer Lithographie.)

In den älteſten wie in den neueſten Zeiten hat das Vaterland Virgil's, Arioſto's, Taſſo's, das herrliche Italien, mit ſeinen zaubervollen Thälern, ſeinen ſchattigen Orangenwäldern, ſeinen ſilberhellen Strömen und ſeinem tiefblauen Himmel Tauſende entzückt und zu ſeinem Lobe begeiſtert, die mit ehrfurchtsvoller Scheu den geheiligten Boden betraten, an welchen ſich ſo großartige geſchichtliche Erinnerungen knüpfen. Tauſende wallten ſeit Jahrhunderten zu dieſer gefeierten „Heimat der Kunſt" und ſtanden bewundernd vor den Denkmälern des Alterthums und den ehrfurchtgebietenden Werken der großen mittelalterlichen Meiſter.

Es iſt in der That ſchwer, zu beſtimmen, welche Gegend Italiens vor allen andern wegen ihrer Schönheit bewundert zu werden verdient; will man aber zugleich an Natur- und Kunſtſchönheit ſein Auge weiden, ſo darf man nicht unterlaſſen, jenes reizende, ſtille und fruchtbare Thal des Clitumnus zu beſuchen, welches ſchon Virgil in ſeinen unſterblichen Geſängen pries.

Es ſind ſeitdem zwei Jahrtauſende verfloſſen und noch immer ladet ſeine ruhige Schöne den ſinnigen Wanderer, wie in den goldenen Tagen der maroniſchen Muſe, ſich aus der Wirklichkeit in die Welt der Träume und der Dichtung zu verſenken, während des Clitumnus ſilberhelle Flut an

Clitumnus-Tempel bei Spoleto in Italien.

Digitized by Google

Digitized by Google

Johann N. Mayr

Digitized by Google

Marzo v. Mazza

Digitized by Google

sonnigen Gärten und dunklen Olivenhainen vorbeiſtrömt. An ſeinen blumigen Geſtaden weiden noch immer jene ſchneeweißen Rinder, die ſchon Plinius erwähnt; muntere Ziegen ſpringen durch die kräuterreichen Gefilde; man hört die Hirtenflöte hallen und glaubt ſich in die Unſchuld des arkadiſchen Schäferlebens verſetzt. Die Täuſchung wird noch vollkommener, wenn man ſich dem ſchönen wohlerhaltenen Tempel naht, der auf einem weinumkränzten Hügel ſich erhebt und einſt Diana's (nach Andern des Bachus) Dienſt gewidmet war. Wahrlich, es gibt nicht leicht eine Gegend, wo die Natur lebendiger zum Herzen ſpricht und die Erinnerung einer ſchönen Vorzeit poetiſcher ſich in die Seele drängt!

Maria von Marra.

(Mit lithographirtem Porträt.)

Dem ſächſiſchen Hofopernſänger Tichatſchek gebührt das Verdienſt, dieſe ausgezeichnete Sängerin der Bühne zugeführt zu haben, nachdem er ihr außerordentliches Talent bei einem Beſuche in ihrem elterlichen Hauſe in Linz erkannt hatte. Ihre Bildung erhielt Maria von Marra namentlich durch Karl Kunth und trat dann, durch die ſorgfältigſten Studien vorbereitet, zuerſt im Jahre 1844 auf der Hofbühne zu Sondershauſen in Bellini's Nachtwandlerin auf. Der Erfolg dieſes erſten Auftretens war ſo entſchieden, daß ſie alsbald den hervorragendſten Erſcheinungen in der Künſtlerwelt beigezählt werden mußte. In Wien, wohin ſie ſich ſpäter begab, vollendete Donizetti ihre muſikaliſche Bildung. Dort ſang ſie 1845 im Hofoperntheater, dann im folgenden Jahre mit ſtets geſteigertem Beifalle im Theater an der Wien und in der italieniſchen Oper zu St. Petersburg, von wo ſie erſt im Frühjahre 1847 zurückkehrte, um eine wahre Triumphreiſe durch das nördliche Deutſchland zu machen und überall den ihr vorausgehenden Ruf der genialſten Virtuoſität zu bewähren. Die liebenswürdige Sängerin verſchmähte ſeit 1846 jedes dauernde Engagement.

Feuilleton.

J. N. Vogl.

(Mit deſſen xilographirtem Porträt.)

In dem Augenblicke, wo eine dritte vermehrte und illuſtrirte Auflage der vortrefflichen Ungarklänge von J. N. Vogl unter allen Klaſſen des deutſchen Leſepublikums den freudigſten Anklang findet, in dieſem Augenblicke glauben wir den P. T. Herren Abnehmern der „Erinnerungen“ mit dem Bildniſſe dieſes Dichters eine willkommene Spende zu liefern, damit ſie ſich mit ſeinen Werken um ſo inniger befreunden und ſich auch überzeugen mögen, ob das Bild, welches ſie ſich vielleicht von dieſem mit Recht allbekannten Dichter im Geiſte entworfen, der Wirklichkeit nahe kommt oder nicht. Ueber Vogl's Verdienſt als Balladendichter noch etwas zu ſagen — hieße einen Tropfen Waſſer in die Moldau ſchütten, ſeine Verdienſte ſind gewürdigt und anerkannt. Er beſitzt für das erzählende Gedicht eine unerſchöpfliche Phantaſie, eine lebhafte Anſchauung und eine merkwürdige Geſtaltungsfähigkeit, die in wenigen Zeilen eine Scene hinſchleudert, die der Maler augenblicklich kopiren kann. Letzteres bekundet ſich am meiſten in den „Ungarklängen“, und Jeder, der Ungarn, ſeine Puſten, Haiden, Wälder und Schänken kennt, wird geſtehen, daß in den Vogl'ſchen Gedichten eine Treue, eine ſo natürliche Malerei vorherrſcht, daß es mit Ausnahme Karl Beck's keinen deutſchen Dichter gibt, der das Ungarleben ſo warm, ſo plaſtiſch hingehaucht hat; Lenau in ſeinen betreffenden Ungargedichten iſt unſtreitig poetiſcher und geiſtreicher, aber wahrer iſt er nicht. Was Vogl für das deutſche Lied geleiſtet, iſt anerkannt, die Componiſten wenden ſich mit ſichtbarer Vorliebe ſeinen Gedichten zu, und wir möchten faſt behaupten, daß es wenige deutſche Componiſten von Belang gebe, welche nicht ſchon ein oder mehre Gedichte Vogl's in Muſik geſetzt hätten. Wir können dieſe Zeilen nicht beſſer ſchließen, als wenn wir unſeren Leſern aus der obenerwähnten Sammlung zwei Gedichte mittheilen, die wir mit Erlaubniß des Verfaſſers derſelben entlehnen.

Der Sohn der Haide.

Müßt' ich von der Haide wandern
In die weite Welt hinaus,
Draußen leben mit den Andern
In dem wirren Saus und Braus,
Schwände mir wol jede Freude,
Denn ich bin ein Sohn der Haide.

Nirgend könnten meine Augen
Schweifen ſo hinaus in's Land,
Nirgend Luft und Freiheit ſaugen,
Eingepferchet von Berg und Wand
Säß' gefangen, ach, zum Leide,
Denn ich bin ein Sohn der Haide.

Nirgend ſchauten wol die Sterne
Nachts auf mich mit ſolchem Schein,
Wo bekränzet keine Ferne,
Rings nur Himmel ganz allein,
Fänd' ihn nie in ſolchem Kleide,
Denn ich bin ein Sohn der Haide.

Nirgend grüßte mich der Morgen
Wol mit gleicher Strahlenglut,
Scheuchte ſo von mir die Sorgen,
Wie er's in der Heimat thut,
Fern blieb all' die Herzensweide,
Denn ich bin ein Sohn der Haide.

Fände nirgendwo den Frieden,
Der auf Dir, o Haide, wohnt,
Denn nur Habgier herrſcht hienieden
Und die Armuth darbt und frohnt,
Kalte Herzen, falſche Eide
Und ich bin ein Sohn der Haide.

D'rum gegrüßt, Du heil'ge Fläche,
Die der Himmel ſelbſt geweiht,
Wo verkümmert jede Schwäche
Und das Starke nur gedeiht,
Dein, bis ich vom Leben ſcheide,
Denn ich bin ein Sohn der Haide!

Huniad.

Ballade von J. K. Vogl.

Zu Koſſow auf der Haide
Erſchallt's von Roßgeſtampf,
Da ringen Türk' und Ungar
In blutig wildem Kampf.

Da läßt wie Blitze leuchten
Den Säbel manch ein Held,
Da dröhnt wie Donnerrollen
Der Hufſchlag durch das Feld.

Wer iſt's, der alſo ſtürmend
Dahin durch's Schlachtfeld braus't?
Das iſt der Huniadi,
Den Säbel in der Fauſt.

Von hellen Feuerkreiſen
Scheint rings ſein Haupt umflirrt,
Wie blitzesſchnell die Lüfte
Sein blanker Stahl durchſchwirrt.

Halt' ein, Du tapf'rer Recke,
Dich treibt Dein Muth zu weit,
Wend' um Dein Ungarröslein,
Wend' um, 's iſt höchſte Zeit.

Zu ſpät! Schon ſinkt's getroffen
Von einem Pfeil zur Erd'
Und in dem Sturz zertrümmert
Dem Huniad das Schwert.

Wie ſchnell zwei Moslims ſpringen
Nach ihm nur da voll Muth,
Die faſſen ihn und ſchleppen
Ihn fort in toller Wuth.

Sie ſchleppen vom Getümmel
Hinaus ihn auf die Haid',
Sie lockt an ſeinem Halſe
Das blinkende Geſchmeid'.

Sie lockt das gold'ne Kreuzlein,
Das ihm die Mutter gab,
Schon reißt's mit Haſt der Eine
Vom Halſe ihm herab.

Schon iſt's das Gut des Räubers,
Der Dir's ſo frech entwand,
Und Du kannſt nichts als Knirſchen,
Da wehrlos Deine Hand.

Doch auch der And're fordert
Darnach mit Ungeſtüm,
Da regt in beiden Heiden
Mit einmal ſich der Grimm.

Da lodert's auf in ihnen,
Geſchürt von Trotz und Geiz,
Und Keiner will da weichen,
Und Keiner läßt das Kreuz.

Allein bevor ſie's ahnen
Springt Huniad hinzu,
Sein krummes Schwert dem Einen
Entreißet er im Nu.

Jetzt gilt's 'ne and're Sprache,
Der Huniad iſt bewehrt!
Und blut'gen Scheitels taumeln
Die Beiden hin zur Erd'.

Das Kreuzlein reißt er wieder
Den Räubern aus der Hand,
Er denkt gerührt der Mutter
Und küßt das theure Pfand.

Dann ſtürzt er in's Getümmel,
Wo kundbar nur Gefahr,
Und muthig ſchlägt der Kühne
Sich durch mit ſeiner Schaar.

Die Schlacht bei St. Gotthard nächst Horitz im Bidschower Kreise in Böhmen.

Der Stadt Horitz gegen Süd-Ost erhebt sich ein schöner von zwei Reihen uralter Linden begrenzter, kreisrunder Hügel, auf welchem die St. Gotthardskirche steht, wo der Sage nach ehedem ein Kloster gestanden, das Zizka zerstöret und die Mönche grausam ermordet haben soll.

Dieser Johann Zizka von Machowitz und Troenow, welcher die Taboriten anführte, zerwarf sich mit den Pragern; diese wollten sich nämlich an zwölf Religionsartikel halten; die Taboriten hielten sich aber nur an vier; ferner wählten die Prager den litthauischen Prinzen Sigmund Koributt zu ihrem Könige, welches Johann Zizka widerrieth. Diese Feindseligkeiten zwischen Johann Zizka und den Pragern brachen 1423 aus.

Die Antwort der Prager, die dem Johann Zizka seine Abgeordneten brachten, daß sohin die Prager den Sigmund Koributt stets für ihren König ansehen würden, setzte den blinden Krieger in Zorn. Er soll mit den Zähnen geknirscht und mit dem Stabe dreimal auf die Erde geschlagen haben, sprechend: „Zweimal habe ich die Prager aus den Händen des Kaisers (Sigmund) gerettet, aber zum dritten Mal will ich sie verderben und zeigen, daß ich das Vaterland erhalten und verderben kann.“ Die ausgestoßenen Drohungen setzte Zizka bald in Erfüllung. Er zog mit seinen Taboriten wider diejenigen böhmischen Herren, die sich wider ihn mit den Pragern verbunden hatten, aber nicht etwa für Sigmunden fochten, und verwüstete ihre Güter. Zdenko von Wartenberg auf Bidschow und Gitschin, Heinrich Berka von Duba nebst andern böhmischen Herren und einer großen Anzahl Truppen rückten ihm entgegen, um seinen Verwüstungen Einhalt zu thun. Bei Horitz nicht fern von der oberwähnten St. Gotthards-Kirche, am Dienstage vor Georgi oder vor Pfingsten, d. i. den 23. April 1423 trafen beide Heere gegen einander. Zizka griff die Feinde an; das Gefecht war blutig, und dauerte lang; denn Böhmen kämpften wider Böhmen; aber Zizka siegte auch hier. Er schlug die Truppen des Zdenko von Wesele, des Berka von Dub auf das Haupt, nebst vielen andern böhmischen Herren, die für die Prager fochten, nachdem er an demselben Tage Kuttenberg hatte anzünden lassen. Zdenko von Wesele († 1425) entkam mit dem Ueberbleibsel seiner Leute durch die Flucht; viele böhmischen Edelleute wurden gefangen; Zizka eroberte die Streitwägen der Prager, ihr Geschütz, das Pulver nebst anderen Waffen und Kriegsvorräthen.

Unter den Todten wurde am ersten Niklas Aulubitzky, ein tapferer, angesehener und vornehmer Mann bedauert. Heinrich, aus dem Geschlechte der Herren von Torgau, welcher hierbei für die Prager tapfer gefochten, der Besitzer von Gradlitz, (Hradistkin an der Elbe, Hradiw, Herrman Cbustnik) blieb gleichfalls auf dem Wahlplatze.

Die Königgrätzer hielten es auch mit den Pragern, welche Stadt von Zizka bald darauf erobert ward, die Taboriten waren nach Kozoged gezogen, hatten die Burg erobert und nach Zizka's Befehle Diejenigen alsogleich ermordet, welche sie daselbst fanden.

Zizka verfolgte seinen Zug von Skalitz als Sieger nach Arnau (Hostinhrad). Da ihm hier aber sein erster Angriff abgeschlagen wurde, so hielt er sich nicht auf, sondern rückte von dort nach Schloß Mazowitz und ließ den Besitzer desselben, Zdenko von Czernin, in Stücke hauen und das Schloß zerstören.

Das Lager des Zizka, gelegenheitlich der den Pragern gelieferten Schlacht, war hinter Rostow gewesen. Schon am 28. Juli 1770 geschahen Nachgrabungen auf dem St. Gotthardi-Berge von Horitzer Bürgern, wobei allerlei Sachen, als: Spieße, Ketten, Streitärte, Panzerhemden, verbranntes Getreide u. dgl. aufgefunden wurden. Die wallähnlichen Gruben bei St. Gotthard entstanden jedoch meistens in den Jahren 1817 und 1818, wo allda zum Behuf der erbauten Chaussée der Schotter gegraben wurde.

Selbst durch die kostspieligen Nachgrabungen, welche der k. k. Rath und Professor Dr. E. J. Jandera und dessen Vetter Johann Kutschera, Kauf- und Handelsmann von Königgrätz, im J. 1818 unternehmen ließen, hat man weder Spuren von einem auf dem Hügel bestandenen Klostergebäude oder von einer Gruft, noch auch sonst merkwürdige Alterthümer entdeckt. Indem die drei ersten und die fünfte dieser Nachgrabungen erfolglos waren, zeigte sich blos bei der vierten ein Ergebniß von minderer Bedeutung. Unter der seichten Schichte der oberen Dammerde trifft man Sand mit Lehm und Kieselsteinen vermengt und von oben nach unten immer mehr bis in die Tiefe von 1½ Ellen ziegelroth durchgebrannte Erde; wo offenbar vor Zeiten ein großer Feuerherd gewesen sein mußte. Man fand allda ein Drahthemd, eine eiserne Picke und andere unbedeutende Eisenstücke, alt von Rost und Feuer stark angegriffen. Von 1½ bis 2½ Ellen tief ist die Erde ebenso, wie die obere, nur in umgekehrter Ordnung, d. h. immer weniger und weniger vom Feuer durchbrannt. Dr. Hadwich.

Album für Damen.

Emanzipation der Frauen.

Von Eduard Breier.

Was sich liebt, das neckt sich.

Wer, so wie ich, die Hälfte seiner Lebenszeit sich einer eisernen Nothwendigkeit fügte, der weiß die Freiheit zu schätzen; und wer die volle Bedeutung des Wortes „Freiheit“ kennt, der wird auch für jede Art von Emanzipation nicht unempfindlich sein!

Ich für meinen Theil, ich bin für die Emanzipation der Thiere; ich stimme mit ganzer Seele für die Emanzipation der Sklaven, der weißen sowol als schwarzen; ich glühe für die Emanzipation der Juden, ja ich bin sogar kein Gegner der Emanzipation der Frauen, obwol ich in der festen Ueberzeugung lebe, daß eine emanzipirte Frau ihren Gatten ebenso gut zu todt quälen kann, wie eine nicht emanzipirte.

Die Frauen wollen emancipirt sein, das heißt, sie wollen mit den Männern gleiche Vorzüge, gleiche Rechte, sie wollen mit einem Worte Alles das thun, was die Männer thun; in's Himmels Namen, wir mögen nichts dagegen einwenden; was sie wünschen, sei gewährt, und nun werfen wir einen Blick auf die freie Damenwelt.

Früher haben die Männer um die Frauen geworben, seit der Emancipation kann aber auch das Umgekehrte stattfinden. Dabei sind die Männer noch immer im Vortheile, denn es ist immer besser, eine Frau trifft ihre Wahl vor als nach der Vermälung.

Die Damen rauchen! Der ätzende Glimmstengel zwischen den duftigen Lippen steht gut, es ist des Kontrastes halber. Ein bischen blauer Dunst mehr oder weniger ändert in dem ehelichen Verhältnisse gar nichts.

Die Männer jagen; gut, die Frauen sollten auch jagen. Warum sollen wir das Vorrecht haben, uns ein Geweih zu holen?

Daß die Damen reiten, ist schon im Mittelalter sehr häufig vorgekommen; daß sie aber auch Rosse lenken und kunstreiten, dies dürfte jedenfalls eine neuere Frucht der Emanzipationsstaude sein.

Die Frauen sind Aerzte, das finde ich sehr gut; denn da können sie die Wunden, welche sie den Männern schlagen, gleich wieder selbst heilen. In der Anatomie werden sie gewiß Vorzügliches leisten, denn für das Zerlegen haben sie ein eigenes Talent.

Die Frauen sind Soldaten, sie können Offiziere, ja sogar Feldherren werden; denn man weiß, wie gut sie mit Plänen umzugehen wissen.

Wer hat es je nur gewagt, daran zu zweifeln, daß in jeder Frau ein geschicktes Parlamentsglied verborgen liegt?

Frauen sind selbstständige Kaiserinen, Königinen u. s. w. gewesen, sie sind es noch und können es wieder werden.

Frauen können nach den Sternen gucken und Astronomen werden. Die Schwester des berühmten Herschel hat den Anfang gemacht und ein Paar Kometen entdeckt.

Es gibt keinen geschickteren Advokaten als eine Frau, denn sie hat immer Recht.

Damen wollen im Rathe sitzen. Das dürfte etwas schwer halten, denn sie wären für einen ehrsamen Rath viel zu laut, und wenn der weibliche Theil am Rathstische im Eifer zu rumoren anfinge, so dürfte die Ruhe der Berathung leicht gestört werden.

Die Künste haben die Frauen ohnedieß schon für sich vindizirt, und es ist mir unbegreiflich, wie man nur auf die Idee kommen kann, ihnen das Dichten übel nehmen zu wollen? — Ob eine Frau strickt oder schriftstellert, das ist bei ihr ganz gleich, beim Stricken und Dichten handelt es sich nur immer um ihr eigenes Ich. Dort strickt sie für ihren Fuß, hier schreibt sie für ihr Herz. Eine Frau mag schreiben was sie will, sie wird nie aus sich selbst

herauskommen, und dies kommt mir immer vor wie eine Puppe, welche immer nur sich selbst einspinnt.

Ich kann mir nichts Anziehenderes denken, als eine Schriftstellerin; was mag es zum Beispiel für ein reizendes Bild gewähren, wenn sie in den Wochen liegt, der Druckerlehrling mit der Korrektur kommt, und sie auf der einen Seite den kleinen Säugling, auf der andern den Bürstenabzug an ihre Brust drückt?

Wie wir also sehen, stehen der Emanzipation der Frauen keine sonderlichen Hindernisse entgegen, und es ist schwer zu begreifen, daß dieselbe bisher so langsam von Statten ging, da doch gewissen Urkunden zufolge die Frauen im Durchsetzen ihrer Wünsche Bedeutendes zu leisten im Stande sind.

Ein Etwas gibt es doch, in welchem sie den Männern nie gleich kommen, und so lange sie sich dieses Eine nicht erwerben können, so lange müssen sie auch auf eine vollkommene Gleichheit Verzicht leisten. Ich meine den — Bart.

So lange mir eine Frau nicht mit einem kräftigen Schnur-, Backen- und Kinnbart entgegen kommt, so lange werde ich immer der Meinung leben, daß die Mutter Natur die Frauen doch zu etwas Anderem als die Männer auserlesen und bestimmt haben mag, und so lange werde ich sie auch nicht, wenn sie auch spielen, kämpfen, reiten, dichten, fahren, schießen, richten und parlamentiren, so lange werde ich sie doch nicht als emancipirt ansehen.

Erfindungen.

Neue Schießkraft. Lord Dundonald's neues Verfahren, Bomben zu werfen oder Kugeln zu schießen, besteht in der fortwährenden Erzeugung eines sehr elastischen Gases in einigen Cylindern, wohinein die Wurfgeschosse gebracht werden. Man erzählt, er habe 25pfündige Kugeln auf eine Entfernung von 7000 Yards fortgeschossen. Es scheint in der That, daß der edle Lord auf dieselbe Idee gekommen ist, welche schon einmal bei Gelegenheit der Schießbaumwolle ausgesprochen wurde, nämlich indem man die Möglichkeit andeutete, mit Hilfe der Schießbaumwolle eine Kraft zur Steuerung des Luftballons zu gewinnen und dabei eventualiter der Vorschlag gemacht wurde, jene Wolle zu starken Stricken zusammenzudrehen und sie dann anzuzünden, während sie von zwei Walzen gehalten würde. Durch die Rückwirkung würde sich dann die Gondel seitwärts bewegen und den Ballon mit sich ziehen.

In London hat sich ein industriöser Mann ein Patent auf eine neuerfundene — Cravatte geben lassen, welche er „die sich drehende Cravatte" nennt und die den Vorzug hat, daß sie bei jeder neuen Umdrehung in anderen Farben und Mustern erscheint, also viele Cravatten ersetzt.

Ein Gewerbe, welches bisher durch die Maschinen sehr wenig oder gar nicht beeinträchtiget worden ist, wird endlich auch durch dieselben bedroht, nämlich das ehrsame Schneidergewerbe, denn ein Schneider in Worcester hat so eben einen wasserdichten Rock erfunden, der aus vulkanisirtem Gummi besteht und an dem sich keine einzige Naht, ja nicht einmal ein Nadelstich befindet.

„Dichterquelle" nennt ein Chemiker in London ein von ihm erfundenes Parfum, von dem ein Tropfen hinreicht, die Atmosphäre mit himmlischem Wohlgeruch zu erfüllen, das Herz groß, die Phantasie reizend zu machen, dichterische Ideen zu entzünden und bis zum Ueberirdischen zu steigern.

Die neueste vortreffliche Erfindung sind Fenstervorhänge von Wachstuch. Eine Fabrik erzeugt jetzt Gardinen, die weder durch Nässe noch durch Schmutz der Sonne angegriffen werden, höchst elegant, völlig transparent und dauerhaft sind und leicht mit einem Schwamm wieder gereiniget werden können. Sie sehen aus wie seidene, nur sind sie schöner und zweckdienlicher.

Der Eigenthümer einer großen Färberei in Boros, in der Nähe von Gothenburg, Herr Ridny, hat vor Kurzem die wichtige Erfindung gemacht, Baumwollenzeuge ohne Indigo blau zu färben. Diese blaue Farbe soll eben so schön, dauerhaft und fünf Mal wohlfeiler als Indigofarbe sein.

Man hat jetzt die Kunst erfunden, auch Steine zu machen. Granit, Marmor werden erzeugt, und eignen sich besonders zum Meiseln. Auch Abgüsse können sehr leicht genommen werden, und die Kosten sind in allen Fällen um neun Zehntel geringer.

Länder- und Völkerkunde.

Fackeln auf Java. Die schönen mondscheinhellen Nächte Java's, die beinahe mit den Tagen wetteifern, wechseln mit ebenso finstern ab, die so dunkel sind, wie wir sie in Europa nie, oder doch nur sehr selten haben. Die an und für sich so schönen und so belebten Nächte erhalten durch eine herrschende Sitte einen noch eigenthümlicheren Reiz. Sobald es dunkel wird, brennt jeder Javaner, der sich auf der Straße befindet, eine Fackel an, die aus lang gespaltenem und durch mehre Bunde zusammengefügten Bambusrohre besteht. Diese einander vielfältig begegnenden brennenden Fackeln sehen gar schön aus; aber einen herrlichen eigenthümlichen Reiz gewährt es, wenn man nach Volksfesten oder nach Bazartagen an einer Landstraße vorüberkommt, auf der sich tausende von Fackeln bewegen, nicht steif und paarweise, wie wir sie bei unsern Fackelzügen gewohnt sind, sondern bald in Trupps, bald einzeln, während die vielen größeren und kleineren Leuchtkäfer sich in der Luft wiegen. — Leider beruht diese für das Auge so gefällige Sitte auf traurigen Ereignissen. In früheren Zeiten wurden in den sehr dunklen Nächten unzählige Mordthaten an den Europäern verübt. Der Javaner, der braun von Farbe und ohne Fußbekleidung ist, schleicht sich leicht unbemerkt an den unbesorgten Europäer heran und ermordet oder verwundet ihn mit seinen tödtlich vergifteten Waffen, ohne daß man den Mörder bemerkt, vielweniger seiner habhaft werden kann. — Zur Verhütung dieser Gräuel sah sich der General-Gouverneur Dändels genöthigt, energisch aufzutreten. Er erließ den harten, aber doch sehr zweckmäßigen Befehl, daß mit Nachtseinbruch kein Javaner, bei Todesstrafe, ohne brennende Fackel ausgehen dürfe.

Seltsamer Geschmack. „In Lucknow" (Indien), erzählt Dr. Hoffmeister, „herrscht eine wahre Manie, lebensgroße Statuen aus Marmor-Stuck zu Dutzenden in jede Ecke hinzustellen, gänzlich ohne Rücksicht auf die Wahl der Figuren; diese scheint vielmehr dem Fabrikanten überlassen zu werden, welcher nach uralten französischen Modellen, deren Originale wol schon Ungst verschollen sein mögen, für ein Billiges Schäfer und Schäferinen, englische Soldaten, einen Neptun, oder farnesischen Fechter, Pudel, Löwen und andere Thiergestalten anfertigt und aufstellt. Mitunter sieht man Büsten von Jean Jacques Rousseau, d'Alembert, Napoleon am Boden zwischen Faunen und den Ungeheuern der indischen Mythologie zur Einfassung eines Beetes in großer Eintracht versammelt. Was diese Kunstwerke der Sculptur noch in ein glänzenderes Licht setzt, ist eine Erfindung, welche gewiß in ganz Europa Beachtung verdiente, nämlich der Gebrauch, die Paare, Augen und Füße, mögen sie nackt oder beschuht sein, mit dicker, schwarzer Rußfarbe anzustreichen. Aeußerst vortheilhaft nimmt sich bei dieser Verbesserung die mediceische Venus aus. — Man sah (bei der Nahjah von Aude) ein Paar schöne Salons, rund umher an ihren Wänden mit Sammt und Brokat überzogene Divans und wiederum eine Auswahl erbärmlicher, französischer, bunt gemalter Kupferstiche, auch verschiedene Spieluhren, welche recht nach indischen Begriffen von Musik Alle zugleich in Bewegung gesetzt wurden."

Industrie.

Ein Meisterstück der Kunsttischlerei. Der Mosaik-Kunsttischler Blanchard in Paris verfertigte einen Damen-Toilettentisch, welcher durch die Wahl des Materials und die Schönheit der Arbeit die allgemeine Bewunderung in Anspruch nahm. Das Ganze, ausgezeichnet durch die edelste Form, ist eine Zusammensetzung der kostbarsten Holzgattungen aller Welttheile. Es wurde nämlich angewendet das Aloe-, Akaju-, Adler- und Ebenholz; das Fernambuck-, Martins-, Citronen- und Königsholz; der Buchs-, China-, Lorbeer- und Bieberbaum; das Korallen-, Atlas-, Rosen- und Manzenillenholz; das Oliven-, Letten-, Mahagony- und Mastixholz u. s. w., im Ganzen 100 verschiedene Holzsperies. Diese Holzmosaik ist mit Edelsteinen und edlen Metallen arabeskenartig verziert, welche zusammen ein werthvolles Mineralienkabinet bilden. Wenn die Außenseite das Auge bezaubert durch den Glanz und die Zartheit der Ornamente, so hält der innere Mechanismus die Aufmerksamkeit in gleichem Grade gefesselt. Ein künstliches Uhrwerk zeigt auf der Tischplatte nicht nur die Tageszeiten, sondern auch die astronomischen Berechnungen im Laufe des Jahres. Jede Viertelstunde wird durch ein Musikstück auf einer Stahlharmonika

Digitized by Google

angedeutet. Die Fächer für Schmuckgegenstände, Parfümerieartikel und Briefschaften sind auf das Eleganteste geschmückt und sinnreich in allen Theilen des Kunstwerkes angebracht. Dieses Meisterwerk soll für den Harem eines orientalischen Fürsten bestimmt sein, und ist auch durch die ganze Ausarbeitung und den Schätzungswerth dem asiatischen Geschmacke vollkommen angemessen.

Historische Miscellen.

Etwas von O'Connell. An dem Tage, da sich O'Connell nach dem Parlamentshause verfügte, um seine große Rede über die Repeal zu halten, schritt er auf den Arm eines Freundes gelehnt, ungemein still und in sich vertieft einher. Ein Volkshaufe, meist Irländer, folgte ihm, aber O'Connell schien es nicht wahrzunehmen oder beachtete es nicht. Als endlich das Paar in die Parlamentsstraße einbog, und die Westminsterabtei groß vor ihnen lag, blieb O'Connell stehen, betrachtete eine Weile den edeln altehrwürdigen Bau, zog den Hut, segnete sich und sprach in feierlichem Tone: „Sei Gott der Allmächtige Eurer Seele gnädig, siebenter Heinrich, der Ihr uns ein so herrliches Denkmal Eurer Frommigkeit hinterlassen habt! Ihr stiftetet bei Eurem Ableben ewige Messen für Eure Seele; aber seit der Zeit, da das ewig fluchwürdige Ungeheuer, Heinrich VIII., die Einkünfte der Kirche und darunter auch jene Stiftung einzog, hat vielleicht kein menschliches Wesen die Worte ausgesprochen: der Herr erbarme sich Deiner Seele! So will ich es denn mit demüthig gläubigem Herzen beten." O'Connell hatte sein Gebet eben beschlossen und wollte weiter gehen, da erhielt er einen kräftigen Schlag auf die Schulter; er drehte sich gegen den Volkshaufen um, und Herr Gully, das damalige Mitglied für Pontefract, stand neben ihm. „Da seid Ihr also, Dan O'Connell!" sagte er gutmüthig lachend, „kalt und ruhig geht Ihr hinab an Eure Arbeit." O'Connell, die derbe Gutmüthigkeit des Mannes erwiedernd, warf sich alsbald in Faustkämpferstellung, kreuzte die Arme und sprach: „Nun, Gully! ist das nicht die Art, wie man's anfangt?" Das Volk rief Beifall; O'Connell schüttelte Herrn Gully die Hand und ging weiter.

Aus dem Leben des Herzogs von Biron. Der Maler Lance hat ein Gemälde geliefert „der Herzog von Biron," das eines der geschätztesten aus der neuen englischen Schule ist und den Vorzug hat, daß es seine Geschichte selbst erzählt, ohne daß es vieler Worte zur Erläuterung bedarf. Der berühmte Charles de Gontaut, Herzog von Biron, einer der tapfersten und intriganteſten Männer Frankreichs, der Freund und Kampfgenosse des ritterlichen Heinrich's IV., der zweimal den Glauben wechselte, von seinem Könige mit Gunstbezeugungen überhäuft wurde, hielt sich dennoch für seine Dienste nicht für hinlänglich belohnt und ließ sich mit Savoyen und Spanien in einen Vertrag ein, in welchem er die Waffen gegen seinen Wohlthäter zu ergreifen versprach. Das genannte Bild stellt ihn dar, wie er einen Brief des Herzogs von Savoyen in der Hand zerdrückt, nach seinem Schwerte greift und Rache schwört. Seine Schwester, die neben ihm steht, ergreift seinen Arm und erinnert ihn daran, daß der König Heinrich IV., nach dessen Leben er trachte, ihm in der Schlacht das Leben gerettet habe. — Später, da der Herzog von seinen Verschwörungen nicht abließ und sie nicht eingestehen wollte, als Heinrich IV. ihm unter dieser Bedingung Verzeihung verhieß, wurde er verhaftet, in die Bastille gebracht, von dem Parlamente gerichtet und am 31. Juli 1602 enthauptet.

Kaiser Nikolaus. Merkwürdig ist in den „Wanderungen eines alten Soldaten" von Wilhelm Baron von Rahden die Erzählung, welche der Verfasser aus dem Munde des Generals von Reissig, Direktors der technischen Abtheilung im großen kaiserlichen Generalstabe, anführt. General von Reissig erzählt ihm von dem Benehmen des Kaisers Nikolaus bei der Empörung der Garden gleich nach seiner Thronbesteigung, als Augenzeuge Folgendes: „Als die empörten Truppen sich vor dem Winterpalast aufstellten und den Großfürsten Nikolaus herunterriefen, damit er ihnen sein Recht erkläre, nach der Kaiserkrone gegriffen zu haben, erschien der Kaiser, eine erhabene Gestalt mit unbedecktem Haupte, wehrlos, seinen ältesten Sohn im Arme, mitten unter den Aufrührern. Oben kniete die Kaiserin und rang verzweiflungsvoll die Hände zum Gebet; aber auf den Zügen des Kaisers, so bleich sie waren, verrieth sich kein Zeichen innerer Aufregung. In diesem entscheidenden Augenblicke legt ein Offizier oder Unteroffizier (Bugatchef soll sein Name gewesen sein) aus den hinteren Reihen der versammelten Soldaten die Büchse auf den Kaiser an und drückt ab. Ein alter Sergeant schlägt mit seinem Sponton, einen verächtlichen Ausruf ausstoßend, das Mordgewehr aus seiner Richtung. Die Kugel pfeift nahe am Kaiser vorüber, nach dem Ballon, auf welchem die Kaiserin kniet. Da preßt der Kaiser sein Kind nochmals an die Brust und gibt es dann dem Sergeanten, seinem Lebensretter, mit den Worten: „Du bist ein echter Russe, nimm und schütze meinen Sohn! Das Uebrige wird der Allmächtige fügen." Der alte Russe, hochbeglückt durch das ihm geschenkte Vertrauen, wendet sich zur Compagnie und mit laut befehlender Stimme ruft er: „Dies ist unser wahrer Kaiser! Es lebe hoch unser Kaiser Nikolaus!" Dies Lebehoch wird von der willenlosen Menge der Umstehenden tausendfach wiederholt, der Kaiser tritt an die Spitze seiner einzigen treuen Compagnie und vereinigt alle vereinzelt anrückenden Truppen, aus denen immer von Neuem der Ruf erschallt: „Es lebe unser Kaiser Nikolaus!" Auf diese Weise eroberte der Kaiser mit unbedecktem Haupt und dem entblößten Degen in der Faust, während sein Sohn noch immer im Arme des Sergeanten war, Leben, Freiheit und ein unermeßliches Reich."

Schlittenfahrt im Juli. Der prachtliebende Fürst Sul—ki war bekanntlich der Liebling Königs August des Dritten, der ihn oft auf dessen reizendem Schlosse, an der schlesischen Grenze, zu besuchen pflegte. Einst hatte der Fürst seinen königlichen Freund zu einer Schlittenfahrt eingeladen, und die Einladung war angenommen worden, jedoch eingetretene Hindernisse verhinderten den König, sein Versprechen zu erfüllen. Den nächsten Sommer ließ der König, als er sich von Dresden nach Warschau begab, dem Fürsten seinen Besuch ankündigen und die scherzhafte Aeußerung beifügen: „er wolle nun mit ihm schlittenfahren." Der Fürst empfing seine hohen Gäste wie gewöhnlich mit verschwenderischer Pracht und als König August bei dem Diner lachend der Schlittenfahrt gedachte, versicherte er mit ernsthafter Miene, daß Alles dazu vorbereitet sei und auf des Königs Befehl die Schlittenfahrt nach aufgehobener Tafel vor sich gehen könne. Man rieth nun hin und her, wie der Fürst im Stande sein könne, mitten im Julius eine Schlittenfahrt zu veranstalten und war nicht weniger erstaunt, als bald darauf der Stallmeister erschien und meldete, daß die Schlitten bereits vorgefahren wären. Der König betrat den Balkon des Speisesaales und erblickte in der That den Schloßhof und die Heerstraße, so weit das Auge reichte, mit Schnee bedeckt und vor dem Portal des Schlosses die stattlichsten Schlitten. Die Gesellschaft setzte sich ein und fuhr, wenn auch nicht auf Schnee, doch auf gestoßenem Zucker. Die Danziger Zuckervorräthe waren sämmtlich von dem Fürsten aufgekauft worden.

Der Bürgyberg bei Luzern. Im Jahre 1340 brach zu Luzern eine Feuersbrunst aus, wodurch die Stadt in einen beträchtlichen Schaden versetzt wurde. Seit geraumer Zeit hatten zwischen den Luzernern und den Unterwaldnern wegen des Besitzes eines Theiles des seinem größeren Theile nach in das Land „Unterwalden nid dem Kernlande" sich erstreckenden Bürgenberges Zwist und Zwietracht obgewaltet. Indessen vergaßen die von Unterwalden, sobald sie den nächtlichen Himmel in der Gegend von Luzern furchtbar von Flammen sich röthen sahen, den Streit, welcher sie mit ihren Nachbarn entzweite, gänzlich, und eilten unverzüglich der von der Wuth des Feuers bedrängten Stadt zu Hilfe. „Als die Stadt Lucern bran, do dettend sy (verhielten sie sich) als Fründt und rüstent Schiff zu, mit starken, wohlmögenden etlichen Gesellen, und fuhrend schnell heruff zu der Stadt." Es war inzwischen schon so viel Unfreundliches vorgefallen, daß man Anfangs billig Bedenken trug, die Herbeieilenden in die Stadt zu lassen, da man nicht wußte, wessen man sich von ihnen zu versehen hätte. „Man truwet ihnen nit so wohl, das man sy in die Stadt lassen wölte, und ließ man uß der Stadt vor in (vorher) mit ihnen reden, in was Meynung sy da werent kommen, ob man sich guß oder böß zu ihnen versehen sollte. Also antwurttend sy in den Schiffen und louffent ihnen die Augen über: Lieben getrewen biderben Eydsgenossen, üwer Leide ist unser Leide und wir hye (hier,) das mir, als viel mir (wir) vermögen, üwer Lib, Güt, Wib und Kindt und was üch lib ist, retten und entschütten, als ver unser Lib und Leben gelangen mag (so weit unser Leib und Leben reichen mag) und als trüwlichen (so treu und redlich)

helfen löſchen, als brünnen unſre eigne Hüſer.“ Durch dieſes Ereigniß wurden die einander Entfremdeten, ſie wußten beinahe ſelbſt nicht, wie ihnen dabei geſchah, ſich wieder näher, und was durch künſtliche Veranſtaltung vielleicht nie hätte bewirkt werden können, durch eine, die entzweiende Streitigkeit beiden Theilen aus dem Geſichtskreiſe rückende und die edlen Gefühle der menſchlichen Natur in beiden mächtig anregende Schickung der Vorſehung ganz unerwartet zu Stande gebracht. — Die von Luzern ließen nämlich, alles früher Vorgefallenen ungeachtet, und obgleich die Feuersbrunſt noch nicht gedämpft war, die Angekommenen mit Freuden in die Stadt ein, beſchenkten ſie, und, ſetzt Melchior Ruſſen's alte Chronik hinzu, „Sie dattend (thaten) gegen einander als Brüder.“ Dieſe fröhliche Stimmung machte die Gemüther von beiden Seiten offen für billige Vorſchläge; jeder Theil hatte jetzt ein Ohr für das, was der andere Theil zu Gunſten ſeines Rechtes anführte, und ſpannte ſeine eigenen Anſprüche herab; man ließ mit ſich ſprechen; man war darauf bedacht, alles zu entfernen, was wieder böſes Blut machen konnte; und was vorher in einer Reihe von Jahren trotz aller Beſprechungen nicht zu Stande kommen konnte, weil die Gemüther gegen einander erbittert waren, und in dieſer Stimmung alles wie in den Wind geredet war, das kam nun auf dem Wege der Freundlichkeit, der liebreichen Vorſtellungen, der Bitten um gefälliges Nachgeben gegen billigen Erſatz und anderweitige angenehme Gefälligkeiten glücklich zu Stande. „Die Sach ward bericht,“ ſagt die Chronik, „und blyb der Bürgyberg den Burgeren von Lucern, als (ſo wie) ſie den angeſprochen hatten.“ — Noch auf den heutigen Tag macht derjenige Theil des Bürgenberges, um den man ſich damals zwiſchen Luzern und Unterwalden nid dem Kernwald gütlich verglich, einen Theil des Kantons Luzern aus.

Humoriſtiſche Bagatellen.

Meinung über das Tanzen. Nirgends hat das leidige Tanzen ſo um ſich gegriffen, wie bei uns in Prag; wir tanzen bei Tag und bei Nacht, im Sommer und Winter, in guten und in ſchlechten Zeiten. Wir tanzen als Jünglinge, wir hüpfen, wenn wir Greiſe geworden, unſere Mädchen tanzen, unſere Frauen tanzen, und unſeren Matronen juckt's auch noch in den Beinen. „Ohne Tanz kein Leben,“ ſo lautet unſer Wahlſpruch. Hören wir aber auch einmal, was andere Leute vom Tanzen hielten, ſelbige Leute waren zwar keine Prager, aber es gibt auch außer Prag Leute, die nicht auf's Hirn gefallen ſind. Cicero ſagte, es tanze Keiner im nüchternen Zuſtande, es ſei denn in der Raſerei, Kaiſer Friedrich II. wollte lieber das Fieber haben, als tanzen. Wilhelm von Lion nennt den Tanz einen Zirkel, deſſen Mittelpunkt der Teufel ſei, welcher alle Mädchen und Weiber an der linken Hand, zum Zeichen der Bosheit, führte; Lambert Danäus definirt den Tanz als den Inbegriff aller Gifte, die der Böſe durch einander gemiſcht habe, um das Herz mit böſen Lüſten zu entzünden. Andere behaupten, der Tanz ſei vom Teufel erfunden, und der erſte diaboliſche Tanzmeiſter habe Schickentanz, d. h. Schick den Tanz geheißen. In der freien Reichsſtadt Eſſen mußte ehedem jedes Kind, ehe es zum erſten Male kommunizirte, öffentlich dem Tanze entſagen. Indeſſen könnte ich noch unzählige Beiſpiele anführen, aber ich will im Gegentheil Einige anführen, die entgegengeſetzter Meinung waren; ſo z. B. lernte Sokrates noch im ſpäten Alter von der Aſpaſia tanzen, daran dürfen wir uns aber kein Beiſpiel nehmen, denn Sokrates hatte eine ſehr böſe Frau, und ſolchen Männern iſt es nicht übel zu nehmen, wenn ſie im Alter etwas überſchnappen; Plato nennt den Tanz eine Erfindung der Götter, und nennt Denjenigen roh, der nicht tanzt; hätte Plato unſere Polka und Galoppade gekannt, er würde ganz anders gepfiffen haben. Die Talmudiſten verſetzen die Entſtehung des Tanzes in's Paradies und behaupten, die Engel hätten das Beilager des erſten Menſchenpaares mit Geſang und Tanz gefeiert; das glaube ich, damals waren auch beſſere Zeiten, heutzutage iſt es aber ganz anders, ich bin daher der Meinung, daß es viel beſſer, geſünder, erſprießlicher und geziemender wäre, wenn viel weniger getanzt würde.

Modeblüthen.

Ein franzöſiſcher Arzt ſchreibt in einer Abhandlung über die Launen und Plagen der Mode in ſeinem Lande: „Die Mode iſt in Frankreich zu allen Zeiten wunderlich geweſen; ſie iſt immer von einem Extreme in das andere gefallen, und die Weiber haben durch die zahlreichen Umgeſtaltungen ihrer Kleidung ihren Körper um ſeine natürliche Form gebracht. Sie haben in ihren Trachten faſt immer die unbequemſten zu den abgeſchmackteſten Kleidungen geſellt. Viele Jahre hindurch haben ſie lange geſchloſſene Kleider getragen, welche ihre Bruſt, ihre Arme, ihre Handgelenke bedeckten und bis auf die Ferſen herunterfielen; es iſt das Coſtume, welches ſich bis auf den heutigen Tag in den Klöſtern erhalten hat. Im Jahre 1460 trugen unſere Damen Kleider, deren Aermel bis zur Erde herunterhingen, deren Schleppen mehre Ellen lang den Boden kehrten, worauf die kurzen Kleider folgten, welche nicht einmal die Waden bedeckten. Im Jahre 1500 trugen die franzöſiſchen Frauen Hals und Bruſt entblößt, kurz darauf trennten ſie die Aermel von den Kleidern, ſo daß auch der Arm nackt blieb. Im Jahre 1660 ſchaffte die dem Wahnſinn verfallene Mode die Männer in Weiber um. Es war in den ausgezeichnetſten Kreiſen der Hauptſtadt aufgekommen, daß die jungen Leute im Damen-Coſtume erſchienen. Der Abbé de Choiſy, der als Dame gekleidet am Spieltiſche des Königs ſaß, wurde von einem großen Herrn mit den Worten angeredet: „Mein Herr oder mein Fräulein, denn man weiß nicht, was Sie ſind.“

Scherz und Laune.

Ein wirkſames Arzneimittel. Bekanntlich iſt bei ſehr vielen Bruſtkrankheiten ein ſehr ergiebiges Mittel zur Erforſchung derſelben die Perkuſſion, d. h. das Klopfen mit dem Finger auf die Bruſtwandungen, wo der Unterſuchende aus dem helleren oder dumpferen Tone, der durch dies Anſchlagen entſteht, auf die Beſchaffenheit der Bruſtorgane ſchließt. Dieſer Tage erwiederte ein Kranker, den der Doktor Tags vorher auf ſolche Weiſe unterſucht hatte, bei deſſen abermaligem Beſuche auf die Frage nach ſeinem Befinden: „Danke, lieber Herr Doktor, nach dem Kloppen geht's ſchon 'n bißchen beſſer.“

Gänſe ohne Herren. Im „Chemnitzer Anzeiger“ ſprach die Behörde vor einiger Zeit ihr Mißfallen darüber aus, daß häufig „Gänſe ohne Herren“ auf dem Anger ſpaziren gingen! — Es geht doch nichts über ein allgemein verſtändliches und richtiges Deutſch!

Ein Offizier wettete um zehn Friedrichsd'or mit einem Juden, er wolle ihm mit ſeinem Säbel das Schwarze am Nagel des Daumens abhauen, ohne den Finger zu verletzen. Der Jude hielt den Daumen empor, der Offizier hieb — und hieb ihm den halben Daumen weg. Der Jude brüllte vor Schmerz, griff aber ſchnell nach dem Gelde und ſchrie: „Auwaih! — Auwaih! ich hab's gewonnen!“

Homöopathiſche Suppe. Engliſche Blätter brachten vor Kurzem das Recept zu einer homöopathiſchen Suppe, wonach der Schatten von zwei verhungerten Tauben in Waſſer geſotten wird. Ein deutſcher Arzt macht nun bekannt, daß dieſe Taubenſchattenſuppe noch viel zu kräftig und nahrhaft ſei. Statt deſſen ſchlägt er folgende Suppe vor: Man nehme einen beliebigen Band von den Schriften eines gewiſſen deutſchen Autors, der ſich von jeher durch große Geiſtesdürre ausgezeichnet hat, hänge das Buch, welches aber durchaus rein und ungeleſen ſein muß, in ein Säckchen eingebunden in drei Maß Waſſer und laſſe es fünf Minuten und fünf Sekunden lang gelind aufkochen. Sobald das Waſſer Wellen ſchlägt, nehme man das Säckchen heraus und koſte die alſo bereitete Suppe; ſollte ſie dann noch immer zu ſtark befunden werden, ſo gebe man nach Bedarf eine oder zwei Meſſerſpitzen pulveriſirte Heine-Wehmuth hinzu, nach der Melodie: „Ein Fichtenbaum ſteht einſam“ u. ſ. w.

Im Spitale einer gewiſſen Stadt ſtarb ein Kranker. Die Aerzte, die ihn mit großer Sorgfalt behandelt hatten, ſagten voraus, was der Sectionsbefund in jedem Theile des Körpers zeigen würde. Die Section wurde vorgenommen, und die Aerzte fanden ihre Diagnoſe bis auf die geringſten Particularitäten beſtätigt. Indeß ergab es ſich hernach, daß man aus Verſehen einen ganz andern und an einer ganz verſchiedenen Krankheit geſtorbenen Leichnam ſecirt hatte, als auf den die Diagnoſe des Leichenbefundes eigentlich geſtellt war. „Wenn ſich hier die Diagnoſe bei einem falſchen Cadaver ſo ſchön beſtätigt,“ entſchuldigte ſich, ohne verlegen zu werden, der diagnoſirende Primarius, „wie wunder-

ſchön müßte ſie ſich nicht erſt beſtätigt haben, wenn man den rechten Cadaver gefunden hätte!“

Ein großer Gelehrter behauptete kürzlich: „Wenn neugeborne Kinder weinen, ſo weinen die Knaben A, die Mädchen aber E; ſie klagen Beide über Adam und Eva und die Erbſünde.

Das Waſſer als Geſundheitsmittel ſtand ſchon Anno 1656 in großem Anſehen, ebenſo wie zu jener Zeit auch ſchon der Obſtgenuß als ſehr zuträglich empfohlen wurde. In einem Kalender des erwähnten Jahres findet ſich das folgende, wirklich merkwürdige Carmen:

„Nimm nebſt Obſt auch Waſſer, kalt und rein,
So wirſt Du noch lange nicht geſtorben worden ſein.“

Neue höchſt wichtige Entdeckung. Ein Peſther Staatsökonom hat, wie der „Ungar“ berichtet, die Entdeckung gemacht, daß die Erhöhung der Fleiſchpreiſe das wirkſamſte Mittel zur Emporbringung des allgemeinen Wohlſtandes ſei und beſonders der Landwirthſchaft, von der die Viehzucht einen ſo wichtigen Zweig bildet, daß alſo die Journaliſten Erzmalcontente ſeien. Hören wir das Raiſonnement: Das magerſte Kuhfleiſch ſteht mit dem fetteſten Ochſenfleiſche in gleichem Preiſe, wodurch einerſeits dem Prinzip der égalité gehuldigt wird, was andererſeits aber die commerciell-wichtige Folge nach ſich zieht, daß der Fleiſchhauer ſeinen Kunden pharaoniſch-magere Kühe ausſchrottet, die gemäſteten Ochſen aber nach Wien treibt und ſomit Geld, woran wir doch zumeiſt Noth leiden, in's Land bringt. Die zweite ökonomiſch-wichtige Folge davon iſt, daß der Landmann — vom hohen Preiſe angelockt — ſeine Kühe dem Fleiſcher verkauft; mit der Abnahme der Mutterkühe wird zugleich dem durch Fortpflanzung immer drohender werdenden Ueberhandnehmen der Ochſen im Lande vorgebeugt, ja bei etwas Energie jedenfalls die Ausrottung, dadurch ein Seltenwerden des Rindviehs und ſomit eine der Viehzucht höchſt erwünſchte Vertheuerung desſelben erzielt. — Quod erat demonstrandum — dum — dum. — Und wem's nicht gefällt, der mache ſich es anders!

Ein ſehr geiſtreicher, aber ungeheuer magerer und hagerer Arzt in London wurde kürzlich von einem Bekannten mit der Frage begrüßt: „Nun, lieber Doktor, was macht ihre Seele?“ — Verwundert fragte der Arzt: „Wie kommt denn meine Seele zu ſolcher Theilnahme?“ — „Ach,“ entgegnete der Freund, „Ihr Körper iſt ja nicht der Frage werth!“

„Iſt heute Abend Theater?“ fragte ein Fremder in einem Hotel den Kellner. „Yes,“ entgegnete dieſer. „Oh, ſie ſprechen engliſch?“ — „Oui.“ — „Auch franzöſiſch?“ — „Ja.“

Vor einigen Jahren erſchien eine Gedichtſammlung von Julius Mannsfeld. Ein Journal enthielt damals über dieſe lyriſchen Erzeugniſſe folgende Bemerkungen:

1. Wenn man ein Blatt von dieſer Gedichtſammlung im Frühlinge auf's Land legt, ſo kriechen plötzlich alle Blumen in die Erde zurück und es wird nie wieder Frühling.

2. Wenn man in den Keller eines ſechsſtöckigen Hauſes ein Exemplar dieſer Gedichtſammlung legt, ſo ſchlafen alle Bewohner der Dachſtuben augenblicklich ein.

3. Wenn Adam angefangen hätte, die Fehler in dieſen Gedichten zu zählen, und ihm Madame Eva noch dann und wann geholfen, ſo müßten Beide mindeſtens noch 7000 Jahre zählen, ehe ſie nur die Hoffnung faſſen könnten, ſelbſt bei einer ewigen Exiſtenz der Welt mit ihrer Arbeit jemals fertig zu werden.

4. Wenn ein einziges Exemplar dieſer Gedichtſammlung aus Verſehen in den Himmel käme, ſo würden es alle Todten für die größte Seligkeit halten, nicht aus dem Grabe zu kommen.

5. Wenn man in der Champagne ein handgroßes Loch in die Erde macht, und legt da ein Paar Blätter der Mannsfeldſchen Gedichtſammlung hinein, ſo wächſt im nächſten Jahre in der ganzen Champagne der allerſauerſte Grünberger Kratzer.

Zum Modebilde Nr. 2.

1. Ueberziehrock von hellfarbigem Tuche, mit breiter Borte beſetzt und mit Klappen zugemacht; bunte Cravatte; Weſte mit Shawlkragen; Beinkleider von geſtreiftem Tuche.

2. Hut von blaßrothem Atlas mit weißen Federn; Kleid von ſchwarzem Sammt mit Pelz beſetzt, engen Aermeln und Pelzpelerine.

3. Kleid à la Marie von Medicis, von ſchwarzem Sammt, Manſchetten-Vorſtoß; einfach geſtickte Halskraufe; geſticktes Taſchentuch.

4. Ueberziehrock von dunklem Tuche; ſchwarzer Salonfrack; einfarbige (gewöhnlich dunkle, ſchwarze oder violettfarbene) Cravatte; Weſte von großblumigem Sammt, Beinkleider von einfach carirtem Tuche.

Oben ein Kopfputz, zwei Negligéemützen für Herren und zwei Hauben.

Bilder-Magazin.

Die Chineſen im Jahre 1948.

Die Zeit reißt Alles mit, ſogar die Chineſen. Nachfolgende drei Bilder zeigen den Fortſchritt der Bewohner des himmliſchen Reiches, und wir ſehen die Chineſen, wie ſie in hundert Jahren ſein werden.

Nro. 1.

Dieſes Bild gibt uns eine Vorſtellung von den ſocialen Verhältniſſen der Chineſen in hundert Jahren. Nr. 1 und 2 ſind zwei chineſiſche Proletarier in jenem Zuſtande, der uns mit jedem Schritte immer mehr der Erde entrückt, das heißt, ſi ſind betrunken;

das iſt aber keine Opiumbetäubung mehr, keine aſiatiſche Paradies-Verzauberung, ſondern ein ganz gewöhnlicher europäiſcher Branntweinrauſch. — Nr. 3 und 4 zeigt uns einen chineſiſchen Dandies im Conflikt mit einem Nachtwächter. Der Dandies iſt Sieger, und iſt eben damit beſchäftiget, dem Nachtwächter die Lehre von der Schwere eines Bambusrohres beizubringen. Dieſes Auflehnen gegen den allgemeinen Sicherheitsaſſekuranten iſt um ſo merkwürdiger, da dies der erſte Fall iſt, wo einem Chineſen etwas nicht recht iſt, und wenn wir uns nicht irren, ſo ſcheinen dieſe unangenehmen Berührungen dem Nachtwächter gar nicht recht zu ſein.

Nro. II.

Das Bild ſtellt vor das Lever des Gouverneurs von Nanking am erſten Jäner 1948 nach unſerer Zeitrechnung. Die Großen der Stadt ſind an ihren Zöpfen erkenntlich; ſie haben Alles abgelegt, nur die Zöpfe nicht, — es geht ihnen gerade ſo wie uns Deutſchen. Der Stadtanwalt links liefert den deutlichſten Beweis, daß der Zopf nicht nur nach hinten, ſondern auch nach vorne hängen kann.

Nro. III.

Dieſes Bild zeigt uns eine chineſiſche Soirée dansante in hundert Jahren. Wir machen unſere Leſer beſonders auf die Toilette aufmerkſam. Der dicke Herr, deſſen Vorfahren einſt Opiumwucherer waren, gehört zu den chineſiſchen Geldariſtokraten, ſein Name iſt: Hon-Hon-Kong. Der andere Herr mit den Augengläſern iſt Redacteur der chineſiſchen Staatszeitung und heißt: Fipfihihi. Wenn unſere Leſer ihn und ſeine Gemalin an ſeiner Seite genau anſehen, ſo werden ſie bemerken, daß er den Zopf und ſie die Hoſen hat. Auch die übrigen Chineſerinen ſind eine ſehr hübſche Gegend. Das ganze Bild zeichnet ſich durch Grazie und Anmuth aus.

1848 - Nº II.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Rabbi von Prag.

Hiſtoriſche Novelle von Guido Volz.

In dem finſteren Erdgeſchoſſe eines unanſehnlichen, halbverfallenen Häuschens des alten Wyſſehrad kämpfte der ſcheidende Tag mit der Dämmerung des Abends. Durch das engvergitterte Fenſter fiel der Abendſchein herein und beleuchtete Bett und Antlitz einer blaſſen Frau, die mit dem Tode noch um einige Minuten rang. Ueber dem Bette hing das Bild der ſchmerzensreichen Mutter und ſehnſüchtig ſchienen die Blicke der Sterbenden dieſes zu ſuchen. Ein konvulſiviſches Zucken flog über das Geſicht der bleichen Frau und heftig arbeiteten ihre Züge und Muskeln.

Zu Ende des Bettes ſaß ein Mann und hielt eine Flaſche in der zitternden Hand. Er war noch jung, dreißig oder ſechsunddreißig Jahre, aber ein ſchwerer Kummer hatte vor der Zeit tiefe Furchen in's Antlitz gezogen und das Haar gebleicht.

„Gebt mir Wein! Mehr Wein!“ ſchrie der Unglückliche und ſeine verglaſ'ten Augen flogen auf die Sterbende hinüber. „Mehr Wein, daß ich den Schmerz hinunterſchwemme, der mir Herz und Sinn ertränkt! O ich bin doch ein recht ſchlechter, verworfener Menſch, daß Alles mich verläßt in dieſer Stunde! — Hei, ſchafft mir Wein! Luſt! Luſt will ich! Weg mit der Todtenfarbe, bleiches Weib, was willſt Du mich erſchrecken; ich zittere nicht mehr, hab' ich doch Entſetzliches genug erlebt!“

Er warf die Flaſche an das Eiſengitter des Fenſters, daß ſie zerſchellte und ſtarrte vor ſich hin. Es war eine lautloſe, entſetzliche Stille, nur unterbrochen durch das Todesröcheln der Frau. Der Mann war bewußtlos auf den Boden niedergeglitten — und ſchlief! Eine lange Pauſe verſtrich, ohne daß etwas in der Stube vorgefallen wäre. Der Mond ſtieg indeß über den Thürmen des Wyſſehrad herauf und leuchtete herein. Die Thüre ging langſam auf und gefolgt von einem hübſchen Knaben, der faſt in's Jünglingsalter zu treten ſchien, kam ein Mann herein, hoch in den ſiebenzig im ſchwarzen Talare, den der ſilberweiße Bart nur hob, der bis zum Gürtel herabreichte.

Ein tiefer, faſt wehmüthiger Ernſt ſpielte um die bleichen Mundwinkel, eine ſinnige Runenſchrift und tiefbedeutſame Lineamente waren in die hohe Stirne eingegraben, unter der ein feuriges Augenpaar hervorleuchtete; und wie der Greis daſtand in hoher, vollendeter Schöne des Alters, ſo glich er einem ſtrafenden Engel des Gottes, der herrſcht über dem ganzen, unermeßlichen Weltball.

Er blieb prüfend an der Thüre ſtehen, während der Knabe zu dem Weibe geeilt war und ihre erſtarrten Hände zu ſeinen Lippen führte. Es war ein entſetzlicher Anblick! das ſterbende Weib — der ſchlummernde Mann!

Der Greis drängte gewaltſam eine Thräne zurück, die aus ſeinem Auge hervorquoll.

Der Tod arbeitete heftig auf dem Geſichte der Sterbenden und ein ſchweres, dumpfes Röcheln ſtieg aus ihrer Bruſt. Der Greis näherte ſich langſam ihrem Bette.

„So find' ich Dich wieder, meine Roſe von Zion!“ ſprach er wehmüthig vor ſich hin, „Du Stolz und Freude meines Alters; geknickt, verwelkt, verwüſtet, ein Bild endloſen Jammers, eine Beute des kalten Todes — meine arme Marie! O hätteſt Du doch nie verlaſſen das warme Stübchen Deines Vaters, Dir wäre wohl! Niemand fängt Deinen letzten Seufzer auf, Niemand drückt Dein brechend Auge zu und legt Dein todtmüdes Haupt auf's weiche Kiſſen!

Der Trunkene erwachte bei dieſen Worten und lallte: „Ich bin da, Du ſchwarzer Bruder, was willſt Du — bringſt Du Speiſ' und Trank, denn mich hungert und dürſtet —“

„Elender!“ ſprach der Greis, „kennſt Du mich nicht mehr?“

Der Mann ſchlug ein gellendes Gelächter auf: „Ob ich Dich kenne?! Du biſt Rabbi Sichem, der Großvater meines Weibes und kommſt, mich zur Rechenſchaft zu ziehen.“

„Nicht an mir iſt es,“ antwortete Rabbi Sichem mit tieferniter Stimme, „Rechenſchaft zu verlangen für die zehn Jahre, die Du dem Kinde meines Sohnes geſtohlen, Du haſt ſie dem Glauben der Väter abgewendet — Du haſt Schande gebracht über das Haupt des Vaters und der Mutter, daß ſie ruhen auf dem kühlen Beſchaim der Väter! Vergebe Dir Gott, wie ich Dir vergebe!“

Der Mann ſchien aus ſeiner Trunkenheit erwacht und ſein glanzloſes Auge ſtierte auf den Boden. Der Todeskampf der Sterbenden wich einer völligen Agonie, nur manchmal hob ſich der Buſen. Der Rabbi legte die Hand auf die blaſſe Stirn und ſtand eine Weile ſinnend; darauf nahm er eine kryſtallene Phiole voll einer ſeltenen Eſſenz und träufelte etliche Tropfen auf die Lippen der Sterbenden. Eine Pauſe verſtrich, während friſches Leben über die Geſichtszüge der mit dem Tode Ringenden flog; nach einigen Minuten ſchlug ſie das Auge auf. Mit irrem Ausdruck ſah ſie empor, der Mann verbarg ſein Geſicht in der Bettdecke, der Rabbi hatte ſich nach dem Hintergrunde gezogen.

„Wo bin ich?“ fragte ſie mit leiſer Stimme.

Langſam nahte der Greis und faßte ihre kalten Hände: „Mein Kind, mein armes Kind, ſo ſehen wir uns wieder!“

Eine fieberhafte Röthe flog über Maria's bleiches, abgehärmtes Antlitz; mit der letzten Anſtrengung verſuchte ſie das Leben noch einige Augenblicke zurückzuhalten, das der Rabbi ihr für Momente wiedergegeben hatte, und mit Rieſenkraft ſchlang ſie die Arme um den Hals des Greiſes. Ein lautes, krampfhaftes Weinen brach ihre Stimme und ihre Thränen fielen in den ſilberweißen Bart des erwürdigen Greiſes.

„Haſt Du mir vergeben, Vater?“ rief Maria ſchwach. Der Greis drückte ihr blaſſes Haupt mit dem langen, entfeſſelten, ſchwarzen Haar, das die Schwärze des Ebenholzes beſchämte, feſt an's Herz; „ſo vergib auch ihm,“ fuhr ſie fort, „dem der barmherzige Gott vergeben möge, wie ich es that!“

Ihr Haupt glitt an Rabbi Sichem's Armen nieder, ihr Herz ſchlug nicht mehr! Der Mann ergriff ihre Hand, ſie war kalt, eiskalt; mit einem wahnſinnigen Lachen ſtürzte er zu Boden und zerraufte wild ſein Haar. — Es war ein trüber, trauriger Anblick! Am Todtenbette ſeines Weibes fühlte der Leichtſinnige zuerſt Reue! Da lag ſie vor ihm kalt und bleich, die Augen hatte der Engel des Friedens feſtgeſchloſſen, daß nicht mehr die Thau- und Thränenperlen des Jammers ſeine Wimpern netzten, noch ein Blick zurück-

fiel in eine Welt, in der ſie zehn lange, böſe, ſchmerzliche Jahre verlebt hatte.

Rabbi Sichem richtete ſich hoch auf, ſeine erhabene Geſtalt ſchien ſich noch höher emporzuſtrecken und ein tiefer Zug innigen Seelenleidens flog über das lebensmüde, leidenſchaftsloſe Geſicht des Alten. Die eine Hand ruhte auf dem ſtarren Leichnam Maria's, die andere hatte er wie zu einem ſchweren Fluche erhoben gegen den Unglücklichen, der ſich aller Mannheit baar am Boden wälzte. Er ſtand hoch erhaben vor der Gruppe wie der rächende Engel der Vergeltung, oder ein ſtrafender Rächer, den das Gewiſſen mahnt in der Bruſt des verworfenen Sünders; aber bald flog ein Strahl der Verſöhnung über ſein Antlitz wie wehmüthiges Lächeln, und er hob den Troſtloſen vom Boden, deſſen Augen in Thränen ſchwammen.

Der Rabbi rief beſchwörend: „Menſch! hat je in Deiner Bruſt ein Herz geſchlagen, hat dieſes Herz gefühlt, ſchlug je ein Funke darin von einem beſſeren Gefühle; ſo gehe jetzt in Dich, ſiehe das bleiche Jammerbild Deines Weibes, es iſt das Kind meines Kindes, das Du mir geraubt, dem Glauben ihrer Väter abgewendet! Doch ſie iſt hinüber, wo keine Schmerzen uns mehr quälen! Trage dafür Sorge, daß ſie zur Erde beſtattet werde, den Knaben nehme ich mit — bei dem Gedächtniß aber an dieſe Stunde ſchwöre mir, daß Du Deinem wüſten Treiben entſagen, daß Du Dein Herz wieder dem Guten öffnen willſt — dies ſchwöre mir bei der Leiche Deines Weibes, meines Kindes! Willſt Du's erfüllen und halten?"

„Alles!" heulte der Unglückliche mit von Thränen erſtickter Stimme und wandte ſich ab, die hervorquellenden Thränen zu verbergen.

Der Rabbi drückte einen Kuß auf die kalten Lippen ſeiner Enkelin und verließ mit dem weinenden Knaben das Gemach.

Der unglückliche Mann war allein mit ſeinem Schmerze, allein mit ſeinem böſen Gewiſſen, das ihm die Vergangenheit in's Gedächtniß rief, wo er Maria in dem Hauſe ihres Vaters kennen gelernt hatte, der als der geſchickteſte Arzt damaliger Zeit allgemein geſchätzt und geachtet war. Zurückgekehrt aus fremden Ländern von weiten, fernen Kampfeszügen, damals noch in einer ziemlich glänzenden, äußeren Stellung war es ihm ein Leichtes, im Hauſe Emanuel Sichem's Zutritt zu finden. Der gewandte Georg von Neudeck wußte das Herz der ſchönen Maria zu gewinnen. Er gehörte zu dem Gefolge des Königs Johann, der nach ſeinem Stammlande, der Lurenburger genannt wurde, und beſaß alle jene Eigenſchaften, die den Kriegern Johann's eigen waren und namentlich das chevalereske, ja man möchte faſt ſagen imponirende Benehmen, das alle Herzen gewann. Gern hörte ihn Maria von ſeinen Erlebniſſen in fremden Ländern ſprechen, die Georg wie eine zauberiſche Fata morgana vor den Augen des unerfahrenen Mädchens aufzurollen wußte. Man liebt den Mann recht ſchnell, den man bewundert, und bald entbrannte das Herz der ſchönen Jüdin in heißer Liebe für den ſtattlichen Chriſtenjüngling und unbekümmert um die weite Kluft, die ſie Beide trennte, wurde das Verhältniß immer inniger. Die Eltern ahnten den wahren Umfang dieſer Liebe erſt dann, als es zu ſpät war. — Eines Abends war Maria's Kammer leer, ſie war entflohen. Jede Nachforſchung nach Georg und ſeiner Geliebten blieb erfolglos, die Eltern ſtarben darüber aus Gram und Rabbi Sichem ging mit der Leiche ſeiner Lieben.

Jahre waren vergangen, als Georg mit Maria, die ſeitdem zum Chriſtenglauben übergetreten war und ihn mit einem Knaben beſchenkt hatte, mit dem abenteuerlichen Könige Johann von Lurenburg aus Polen heimkehrte nach Böhmen! Wie ganz anders war er geworden! Toll und wüſt ging es in dem Lager des Lurenburgers zu und alle ſeine Fehdezüge und abenteuerlichen Fahrten dienten weniger dazu, ſeinen Waffenruhm zu heben, als zu ſchmälern. Georg's beſſeres Selbſt war untergegangen in dem wüſten Getümmel und er hatte, wie ſo viele Leichtſinnige ſeines Schlages ein gutes Herz, aber weder feſten Willen, noch Achtung ſeiner ſelbſt. So ſank er immer tiefer und kehrte ärmer an Hoffnungen denn jemals zurück nach Böhmen.

Er ergab ſich allen Ausſchweifungen und Verlockungen; vergebens beſchwor ihn Maria, ſein wüſtes Treiben, ſeine unheilvollen, böſen Geſellſchaften zu laſſen. Er war Marien gewöhnt und ſehnte ſich nach Reiz, das träge Einerlei des Lebens zu buntem Wechſel umzuwandeln! Rauh ließ er oft Marien an, deren bittender Engelston ihn doch ſonſt von mancher Verirrung abgehalten hatte! Er war an Herz und Sinn ein Anderer geworden!

Nie hatte er ſeit ſeiner Rückkunft nach Böhmen das Haus des Großvaters beſucht, der fern dem Getümmel der Stadt am Ufer der Moldau wohnte, und bei den Bekennern des moſaiſchen Glaubens ſowol, wie bei den Chriſten in hohem Anſehen ſtand, ohne darum jenem Geifer des böſen Leumunds entgehen zu können, den Neid und Bosheit gewöhnlich auf Beſſere und Edlere ſchleudert. Ja, man trug ſich ſogar mit dem Gerüchte, Rabbi Sichem ſei im Beſitze großer Schätze; in früheſter Jugend ſei er in Aegypten geweſen und hinabgeſtiegen zu Memphis und Kairo in die tauſendjährigen Pyramiden der Pharaonen, um den Stein der Weiſen und die Geheimniſſe der Kabbala in jenen unermeßlichen Tiefen und Steinbauten zu ſuchen, die noch kein ſterbliches Auge ergründet.

Rabbi Sichem beſaß allerdings Reichthümer, die für die damalige Zeit nicht unbedeutend waren; darum hieß es auch unter dem gemeinen Volk, er verſtünde die Kunſt Gold zu machen, kenne das Lebenskraut, wiſſe Todte zu erwecken und Siechen zu helfen, die an jahrelangen Leiden darnieder lagen. Nie lud der Rabbi Jemanden in ſeine innerſten Gemächer, die mit wahrhaft orientaliſcher Pracht ausgeſtattet waren, noch hatte je der Fuß eines Sterblichen ſeine geheimen Laboratorien betreten; nur von ferne hatten es einige neugierige Bocher und Schüler des Rabbi gewagt, einen ſcheuen Blick in die Geheimniſſe des Meiſters zu thun, aber nur vom weiten. Etwas Beſtimmtes wußte Keiner zu ſagen. Man ſprach von ſchwarzen Sammt- und Damaſtvorhängen, mit reichen Goldquaſten verziert, welche hie und da von den prachtvollen Decken herniederhingen und einzelne Gemächer verhüllten. Das innerſte Gemach war ein Rundgemach mit einer Kuppel, die über der Platform des Hauſes vorſtand und ein einziges Fenſter hatte, deſſen Scheiben von buntem Glaſe waren, verziert mit räthſelhaften Hieroglyphen und Arabesken, die dem Gemache ein eigenes, ſchwermüthiges Halbdunkel verliehen. Hier, ſagte man, lebte und ſann und träumte Rabbi Sichem in einer geheimnißvollen Welt unter Büchern und Apparaten. Links und rechts

waren hohe Nischen mit Damastvorhängen, wo, wie man wissen wollte, der Rabbi seine Schätze und die kostbaren kabbalistischen Bücher wahrte; auch einige Leichen der Pharaonenkönige sollten dort aufbewahrt sein.

So mancherlei Gerüchte über den Rabbi im Munde des Volkes herumgingen, wußte doch Niemand etwas Gewisses über den Greis zu sagen, der Vielen Gutes that. Auch Georg von Neudeck brannte vor Gier nach den Schätzen des Alten, um so mehr, da sein väterliches Gut im Egerlande so verschuldet war, daß es ganz in den Händen seiner Gläubiger, einiger reicher jüdischer Kaufleute war, die jener Zeit große Reichthümer besaßen. Am meisten quälte ihn Nathan Silvandro von Cadix, ein geldgieriger Juwelier und Kaufherr, der seit mehren Jahren aus Spanien nach Deutschland übersiedelt war, um, wie es hieß, den Verfolgungen der Inquisition zu entgehen. Er hatte abwechselnd zu Worms, Speier, Augsburg, Frankfurt und Nürnberg gelebt, war überall mit einem Male plötzlich verschwunden und tauchte an einem andern Orte unter anderem Namen wieder auf.

Er war im Besitz unermeßlicher Reichthümer, aber auch neidisch im höchsten Grade auf fremden Wohlstand und in stäter Angst und Besorgniß um seine Gold- und Silberbarren. Dieser Angst schrieb man es zu und der Furcht, von dem habgierigen Pöbel (der den Reichthum der Juden jener Zeit mit scheelen Augen ansah) ausgeraubt zu werden, daß Nathan so oft seinen Wohnort wechselte; aber sein scheues Wesen, das Unstäte seines Blickes, seine gebeugte Haltung schienen ein böses Gewissen zu verrathen. Mit wüthendem Hasse betrachtete Nathan den Wohlstand und das Ansehen des alten Rabbi; und oft hatte er sich zu Georg geäußert, wie es für ihn ein Leichtes wäre, wieder zu Rang und altem Ansehen zu kommen, wenn der alte Geizhals nur mit seinem Golde hervorrücken wollte. — Neudeck lieh solchen Worten gern sein Ohr, denn sein Gut war so verschuldet gewesen, so ganz in Silvandro's Händen, daß alle Jahre noch bedeutende Zuschüsse nöthig waren. Immer streckte der Jude diese vor und so stieg die Schuld des Ritters von Neudeck immer mehr an.

Hohnlachend kündigte Nathan dem Herrn von Neudeck eines Tages an, daß er zum Verkaufe des Gutes schreiten müsse, und als es verkauft wurde, ergab sich, daß Neudeck dem Spanier noch tausend Goldgulden mehr schulde, als die Verkaufssumme betrug. Verzweiflung bemächtigte sich nun der Seele des Unglücklichen und mit jedem Tage versank er mehr und mehr im Schlamme der Zügellosigkeit, ergab sich dem Trunke und der Gesellschaft böser Gesellen. Vergebens beschwor er Silvandro um neue Vorschüsse; er hatte nichts mehr zu verkaufen! Der bleiche Geldwurm wies ihn an den Großvater seines Weibes.

So stand Neudeck an Maria's Leiche. Der letzte, fürchterliche Schlag, die Worte des Rabbi hatten ihm sein ganzes Bewußtsein wiedergegeben, er schwur sich's zu, ein anderer Mensch zu werden; aber was sind Vorsätze im Herzen eines leichtbeweglichen Menschen, der nächste Augenblick zerstiebt sie wie Seifenblasen!

Sein Weib lag kalt und entseelt auf dem dürftigen Bette, sein Kind war für ihn verloren, — er hörte nicht mehr den süßen Namen „Gatte," nicht mehr den köstlichen Laut: „Vater!" Er war allein in der Welt, so allein und sich selbst überlassen, wie vor zehn Jahren. — Zehn Jahre zurück! Seine Seele schauerte, wie glücklich war er damals! Wie hauchte der Engel der Liebe damals süße Wonne in sein Herz, wie lullte ihn der Engel des Friedens in süßen Schlaf, und die andern guten Engel des Menschen wachten und beteten für ihn. Es war eine fromme, selige Zeit, bis dahin, wo er Marien dem Glauben ihrer Väter zu entsagen vermocht und durch eine Welt voll Elend geschleppt, durch seine Schuld elend gemacht, getödtet hatte! Verklungen waren alle Friedenstöne, verschwunden die Engel, die den Menschen geleiten und sein Herz wahren vor allen bösen Gedanken, nur der Dämon des Unfriedens, der Genußsucht wohnte in seinem ausgebrannten Herzen. Was lag ihm am Leben, er hatte nichts zu verlieren, er wollte die Jahre abtödten, sich abstumpfen durch sinnlichen Genuß — und sein Weib lag bleich und kalt vor ihm! — Halt! Auf ihrem Finger blitzte ein kostbarer Ring; er war wol sehr kostbar, denn im hellsten Feuer leuchtete der Stein, in dem seltsame Hieroglyphen eingegraben waren. Es war ein Geschenk des Großvaters, als Maria in die Jahre der blühenden Jungfrau hinübergeschritten war — kurz, ehe Georg sie hatte kennen gelernt, steckte Rabbi Sichem den Ring an den Zeigefinger ihrer rechten Hand und sprach: „Rein und ungetrübt in heller Glorie bleibe stets Dein Herz, wie das Feuer dieses Steines!" — Maria hatte den Ring wie ein Heiligthum bewahrt, nie war er von ihrer Hand gekommen, es war ihr einziger, höchster Reichthum, eher hätte sie gedarbt, gehungert, ehe sie dieses kostbaren Talismans sich entrathen hätte. Er sollte mit ihr in's Grab gehen!

Lüstern betrachtete Georg den funkelnden Ring. „Was soll er der Todten im Grabe?" dachte er bei sich, „mir soll er gute Dienste schaffen, wenigstens will ich vergnügt sein, ein, zwei Monden lang!"

Er langte nach dem Ringe — hu — eiskalt war die Hand, finster drohte die Miene der Todten, Maria's friedliches Lächeln, mit dem sie hinübergeschlummert war, schien aus ihren Zügen gewichen! Georg schauerte zurück. Er faßte zum zweiten Male Muth und griff nach dem Ringe — es schien, als zürnte das Bild der segensreichen Mutter über dem Bette und als quellte eine Thräne aus dem noch halboffenen Auge seines Weibes — ha — die eiskalte Hand schien ihn zu fassen, zu halten, sich an seinem Finger festzuklammern, hu, wie kalt, wie eiseskalt! Ihm war's als spräche sein guter Geist: „Thu's nicht!" und wieder sprach die böse Gier in seinem Herzen, der Dämon der Genußsucht: „Was soll der Schmuck der Todten, nimm ihn!" und er langte wieder darnach. Schwer wollte es ihm gelingen, den Ring vom Finger herabzuziehen, er sah scheu zu Boden, wie der schlimmste Verbrecher; ein kalter Frost schüttelte seine Glieder, ein wirres Rauschen wie Höllengelächter schlug an sein Ohr, die Decke des Zimmers schien über ihm einzustürzen. „Den Ring! gib den Ring!" schrie er wild auf — ein Riß — das Juwel war in seiner Hand, eine grelle Lache schlug auf, wie Gespensterton, sein Haar sträubte sich, wie ein Feuermeer flammte es vor seinen Augen und den Ring krampfhaft im Busen bergend, schwerathmend, riß er die Stubenthür auf, rannte wie von Dämonen gehetzt den Wyssehrad entlang, der Neustadt zu, immer das Ufer der Moldau entlang. „Räuber! Mörder!"

rief es an ihm, neben ihm; wie Irrlichter flammte es aus der Erde vor ihm auf und auf den Wellen der Moldau ſchwebte das Bild ſeines Weibes mit bleicher Todtenmiene, und gelöſ'tem Haare. Hoch faltete ſie die abgezehrten Hände und rief bittend: „Georg, gib mir meinen Ring wieder!"

Und hohe Felſenmaſſen wuchſen drohend herauf aus dem Wogenbette der Moldau, immer höher und höher, bis an die Lüfte ragend und aus den Steinen wuchs eine übergroße, übermenſchliche Rieſengeſtalt empor, und Wellen umſpülten ihre Füſſe und die Wolken leckten um ihr Haupt, das drohte und ernſt war, wie das eines Rachegottes und Blitze leuchteten und zuckten aus ſeinen Augen und den Donner überbrauſend rief das entſetzliche Steingebilde! „Steh', Räuber, ſteh'!"

Wie ein ſcheues Reh rannte Georg von Phantomen und Schreckbildern ſeines Gewiſſens gehetzt, dem Judenfriedhofe zu und mit dem Ausrufe: „Weh' mir, ich bin verworfen und verflucht!" ſtürzte er vor Nathan's Hauſe nieder. Blut entſtrömte ſeiner Stirne und der Nachtwind leckte an der friſchen Wunde. Allmälig gewann Georg ſein Bewußtſein wieder.

Scheu hatte der Mond ſich hinter ſchwarze Wolken verſteckt und noch ſcheuer ſchlich Georg dem Hintergebäude eines Hauſes zu, aus deſſen ſchmalem Fenſter noch Lichterſchein kam. Nathan Silvandro ſaß an einem Tiſche, voll Rechnungen und Pfandbriefe, bedeckt mit ſpaniſchen Piaſtern und Dublonen. Am Boden lagen Säcke voll blanker, ſchwerer Silberthaler. Der Jude ſchien emſig zu rechnen und zu prüfen.

Leiſe klirrte es an den Fenſterſcheiben, dann lauter, immer lauter. Zitternd fuhr Nathan vom Stuhle auf und deckte mit dem Oberleibe ängſtlich den Tiſch, wie nun die Goldſtücke zu verbergen, die darauf lagen.

Draußen rief es: „Macht auf, Freund Silvandro! Schnell, denn mich friert entſetzlich.

Der Jude zitterte immer mehr. Er zog ſchnell ſein Oberkleid aus und breitete es über den Tiſch; dann an's Fenſter tretend, nahm er das Licht und leuchtete in Georg's erdfahles Antlitz.

„Ei, ei, der Neudecker!" ſprach Silvandro beruhigt und ein feines Lächeln wie Hohn und Spott zuckte um ſeine blaßgrauen Mundwinkel. „Was bringt denn Euch noch in ſpäter Nacht zu mir?"

„Macht auf! macht auf!" rief Georg, „denn mir iſt, als wälzte der Moldauſtrom ſeine Wellen hinter mir her und wollte mich ertränken."

„Hei, ſeid Ihr wahnwitzig worden?" ſprach der Jude und eilte, die Hausthüre aufzuſchließen.

Zitternd trat Georg ein und ging durch einen mit Kiſten und Säcken gefüllten Gang mit dem Herrn des Hauſes nach deſſen Stube.

Dort prüfte Silvandro erſt das Schloß, verriegelte es dann ſorgfältig und ließ ſich in einem Lehnſtuhle nieder, von verſchoſſenem Brokat.

Es war eine lange, hagere Figur dieſer Spanier, nur zwei ſpärliche graue Locken wucherten noch an beiden Seiten der Schläfen, das kahle Haupt war mit Furchen und Linien durchzogen, wie mit Sündenrechnungen und Zahlen der Hölle. Aus den kleinen, tückiſchen, halbgeſchloſſenen Augen lauerte Geiz und Habſucht und um die zuſammengekniffenen Mundwinkel lagerte ſich Neid und Bosheit. Eingefallen hing das gelbe, olivenfarbene Geſicht um die hervorſtehenden Backenknochen, die Arme hingen ſchlaff und vertrocknet um die dürre Geſtalt, an der ein dunkelbrauner Talar herunterſchlotterte, wie ihn die jüdiſchen Kaufherren jener Zeit zu tragen pflegten.

Der Spanier ſchien die Anrede Georg's zu erwarten, der zitternd vor ihm daſtand, ohne Worte finden zu können für das, was in ſeinem Inneren vorging.

„Ihr ſeid wol reich, ſehr reich, Meiſter Silvandro?" begann nach einer ziemlichen Weile der Herr von Neudeck.

Der Jude ſchielte aus halbgeöffneten Augen hämiſch nach dem Redner, während er mit den Armen ſorgfältig den goldbeladenen Tiſch bedeckte.

„Nun, arm bin ich eben nicht, aber mehr habe ich gerade auch nicht, als um mich nothdürftig zu kleiden und ſatt zu eſſen. Ich habe große Verluſte gehabt, je nun, Ihr wißt das ſelbſt; Ihr ſeid mir ja auch noch tauſend Goldgulden ſchuldig!" ſprach höhniſch der Kaufmann.

„Ich weiß es," fuhr Georg fort, „und will ſie zahlen. Mir iſt dieſen Abend mein Weib geſtorben — ich bitte Euch, leiht mir zehn Goldgulden, damit ich ſie zur Erde beſtatten laſſen kann."

„Zehn Goldgulden! Wo ſoll ich armer Mann die hernehmen, ich habe für jetzt nicht einmal ſo viel im Hauſe."

„Wollt Ihr mir das Geld geben?!" rief Georg drohend.

Der Jude fing an am ganzen Leibe zu zittern, einige Goldſtücke kollerten zu Boden.

„Ihr ſeid richtig von Sinnen!" ſprach Nathan nach einer kurzen Pauſe zitternd, „wollt mich morden, ich rufe hinaus in die Nacht nach der Schaarwache."

„Nicht einen Laut!" donnerte Georg und trat dem Wucherer einen Schritt näher.

Dieſer zitterte noch heftiger.

„Du haſt mich um Tauſende betrogen," nahm Georg das Wort, „haſt Dich gemäſtet von meinem Reichthume, haſt meinen Leichtſinn, meine Sorgloſigkeit benützt zur Verſchwendung meines Hab' und Gutes und jetzt verweigerſt Du mir einige armſelige Goldgulden, um mein Weib zu begraben!"

Der Jude ſchien ſich einen Augenblick zu beſinnen, dann ſprach er: „Sie iſt das Kindeskind meines Feindes, ich darf es nicht, ſie iſt abtrünnig geworden dem Glauben ihrer Väter, in dem ich lebe und ſterbe, was kümmert's mich, ob ſie begraben wird?"

Ein ſchwerer Entſchluß ſchien in Georg's Bruſt zu ringen, er hatte Alles verſucht, ſein böſer Geiſt ſiegte.

„Hier iſt," ſprach er leiſe und mit ſcheuem Blick, „ein Gegenſtand, den ich Dir verkaufen will, zahle mir fünfzig Goldgulden dafür!"

Schnell blitzte der Spanier nach dem Ringe und ſeine Züge wurden merklich freundlicher.

„Ei ſieh', ſieh', mein Sohn, das iſt ja ein recht hübſches Steinchen, wo haſt Du den her?"

Er nahm das Licht vom Tiſche und trat näher, den Ring zu beſehen.

„Hm! da klebt ja Blut an Ring und Hand!" ſprach Nathan in einem halb gleichgiltigen, halb lauernden Tone. Er faßte Georg's zitternde Hand und ein leiſer Ruf der

Freude entſchlüpfte beim Anſchauen des Ringes ſeinem Munde.

„Blut! Blut!“ rief Georg heftig zitternd vor ſich hin.

„Und die Wunde auf der Stirn!“ fuhr Nathan fort, „ja ſo! Armer Freund, biſt wol hart gefallen und iſt ſo ein Tröpfchen rother Lebenstinktur auf den hellen Spiegel des Steins gefallen. Nun, das hat weiter nichts zu ſagen. Alſo fünfzig Goldgulden, ſagſt Du, mein Herzensfreund — nun ja fünfzig Goldgulden — ein hübſches Sümmchen, fünfzig Goldgulden — fünfzig —“

Er prüfte den Stein und neuerdings entſchlüpfte ein leiſer Ausruf der Schadenfreude ſeinen Lippen.

„Gib mir das Geld!“ ſprach Georg dumpf.

„Ich will billig ſein!“ ſprach Nathan in einem Tone, mehr freundlich, denn boshaft; „will Dir hundert Goldgulden dafür zahlen, denn ich handle recht und billig und will Dir nichts abdringen.

Der Spanier öffnete einen Lederſack, zählte dem zitternden Georg hundert Goldgulden hin und ſchob den Ring behutſam in den Buſen.

„Unſer Handel iſt geſchloſſen!“ ſprach der Alte, ſchloß auf und geleitete Georg vor die Hausthüre.

Der Mond war hervorgetreten und beleuchtete die Baumgruppen und Trauerweiden und glitzerte durch die Cypreſſen, die über den uralten Grabſteinen des Judenfriedhofes ſtanden. Die Grabſteine ſchienen ſich zu öffnen und in langen, weißen Sterbegewändern ſtiegen die Todten aus den kahlen einfachen Särgen. Es war Georg, als drohten ihm die blaſſen Geſtalten der Eltern ſeines Weibes, die Wellen der Moldau rauſchten geſpenſtig und es war, als ſchritte Maria's bleiche Todtengeſtalt über die Wellen den Gräbern ihrer Väter zu und riefe: „Gib mir ein Grab, Georg, ein Grab, damit ich ſchlafen kann, und eingehen zur Ruhe!“

Es war ihm, als umſtänden ihn Spuckgeſtalten von allen Seiten und als wehte Modergeruch aus der Erde, die er betrat. Wie von Furien gefolgt, floh er an der alten Friedhofsmauer hin; da ſtand er mit einem Male wieder vor Rabbi Sichem's Hauſe. Noch brannte Licht in dem Studierzimmer des Schriftgelehrten und ſein rieſenhafter Schatten ſpiegelte ſich an der Friedhofmauer. Und wieder war ihm, als käme ſein Weib und wollte Einlaß im Hauſe des Großvaters und riefe: „Vater, er hat mir Dein Kleinod geraubt, Deinen Ring!“ —

„Herr mein Gott, hab' Erbarmen!“ rief Georg und wie wahnſinnig floh er an dem Hauſe des Rabbi vorbei, ihm war, als brennte das erhaltene Sündengeld auf ſeiner Bruſt, als ſtürzte der Erdball über ihm zuſammen. Wie von Furien gepeitſcht rannte er dem inneren Theile der Stadt zu.

Unfern der alten Theinkirche, gegen den Königshof zu, war ein Gebäude, das Mehre aus dem ehemaligen Gefolge des blinden Königs Johann bewohnten. Alle Abende herrſchte hier die ausgelaſſenſte Freude, der tollſte Jubel und bei Spiel und Becherklang wurden die Stunden weggeſcherzt. — Es waren meiſt verabſchiedete Soldaten und ärmere Ritter, welche die abenteuerlichen Feldzüge und Fehden des Luxenburgers mitgemacht und dabei Geld und Gut verſplittert hatten.

Auch heute ging es recht lebendig und rührig in dem Hauſe zu, deſſen Inwohner ſich in einem Saale desſelben verſammelt hatten und reichlich dem Weine zuſprachen, der in hohen Krügen vor ihnen ſtand. Da wurden denn die Fahrten in Ungarn und Polen, in Litthauen und Oſtpreußen beſprochen und wie der tapfere blinde Johann den Herzog von Schweidnitz mit Urfehde überzog, weil er Wenzel Falke, einen ſeiner Lehensmänner eingekerkert und verhungern laſſen wollte. Dann wurde ſeines trübſeligen Endes in der verhängnißvollen Schlacht bei Creçy gedacht, und jedesmal ein Toaſt auf den alten, ritterlichen Kampfeshelden ausgebracht.

Am meiſten wurde ſein Fehdezug gegen den Herzog von Schweidnitz geprieſen und Wenzel Falke, der wohlbehalten inmitten der Kumpane ſaß, rief auf den Eichentiſch ſchlagend, daß es dröhnte: „Hol' mich der Gottſeibeiuns, wenn ich das dem alten Helden vergeſſe, ſie hatten mich einquartiert im feſteſten Thurme zu Schweidnitz und die Spinnen und Ratten krochen und ſchnüffelten an mir herum, wie Trüffelhunde an ein Stück abgehetzten Edelhirſch; die Eidechſen und anderes Gezüchte hatten mir meine Stiefel rein abgenagt, daß ich barfuß daſaß. Hei, da könnt Ihr denken, wie mir zu Muthe war, als ich den Trompeter des Luxenburgers zur Uebergabe blaſen hörte.“ — Er that einen tüchtigen Zug aus der Kanne und fuhr fort: „Alle Tage ſah ich aus dem Fenſter meines Kerkers, der auf die Wälle hinausging, wie die Böhmen die Mauern berannten, ich ſehe ihn noch wie heute, den alten, hohen Helden auf dem ſchwarzen Streitroß mit Schwert und Kolben, und links und rechts hagelten die Pfeile, aber die Mauern wichen wie durch Zauberwerk und der Neudecker war einer der erſten oben auf dem Walle. Dann ſchlugen ſie die Gitter ein an meinem Obſervationskaſten und hoben mich im Triumphe heraus. Ich war der friſchen Luft ſo ungewohnt, daß ich mich nicht auf den Beinen halten konnte, aber der Luxenburger ſprach mir Muth zu und das träufelte Troſt in meine Seele, daß ich einem böhmiſchen Söldner die Art aus der Hand nahm und nun ſelber etlichen ſchleſiſchen Strölchen und Lungerern den Garaus machte. Der Neudeck hat ſich damals vortrefflich gehalten, iſt überhaupt ein ganzer Mann, nur ſchade, daß er ſich mit jüdiſchem Blute vermengte. Da hat er's nun, hätte können ein reiches Edelfräulein heiraten und iſt nun ſo arm und leer, wie ein Bettelſack. Das hat er von der jüdiſchen Dirne, hol' mich der Gottſeibeiuns, nie habe ich das braune Volk ſonderlich leiden können, das uns das Geld aus der Seele preßt und auf Pfänder borgt!“

„Warum ſind wir aber auch ſo dumm und borgen ſo theuer von ihnen?“ meinte ein junger Ritter aus Welſchland.

„Was ſollen wir denn thun?“ nahm Wenzel Falke das Wort, „auf unſer Geſicht borgt uns ja ſonſt keine Seele einen Silberling! Aber ging's nur nach mir, da ſollten wir bald reich ſein, ich wollte die Säcke und Kiſten der Babylonier flügge machen, daß es eine Freude wäre!“

„Guten Abend, Ihr Herren!“ ſprach in dieſem Augenblicke Georg und trat bleich in die Mitte der Verſammlung. Ein Beifallsgemurmel tönte von allen Seiten, denn ſeit acht Tagen hatte Georg in dieſem Kreiſe gefehlt und mit ihm alle Luſt und Freude der Geſellſchaft. Neugierig forſchten ſeine Freunde nach dem langen Ausbleiben des

Willkommenen, aber dumpf und ſchweigſam warf Georg einige Goldgulden auf den Tiſch und ſprach: „Laßt Wein holen, vom Beſten!“

„Wetter! Junge, wo haſt Du das blanke Gold her?“ ſprach Wenzel Falke und ſtrich den ſchwarzen Bart, „haſt Du etwa neue Silbergruben entdeckt?“

„Keinen Scherz, Falke?“ ſprach Georg dumpf, „mein Weib iſt heute Abend geſtorben und ich bin nicht aufgelegt zu Freud' und Scherz!“

„Hei!“ rief Falke, „jetzt biſt Du ganz frei, danke Du Gott, alter Knabe, daß Du des kranken Weibes ledig biſt, die Heirat war uns Allen eh' ein Dorn im Auge; und was haben die Alten denn auch für Dich gethan? Verhungern haben ſie Dich laſſen. Laß Dich küſſen, Georg, mein Herzensjunge! Jetzt biſt Du wieder einer von Uns und mit dieſem Kuße nehme ich Dich wieder auf in unſern tollen Bund! He, mach' doch ein freundliches Geſicht, wie es zu uns paßt, — — aber, woher haſt Du das Geld, hat etwa der alte Rabbi ſeine Geldſäcke aufgethan, he?“

Georg antwortete nicht.

Schnell kreiſ'ten die Kannen und wurden geleert und wieder gefüllt und immer lebendiger wurde die Unterhaltung. Georg's Herz that ſich auf und er wurde freier, zutraulicher, geſprächiger. Sorglos überlies er ſich der Heiterkeit, die ſeine Freunde verbreiteten. Georg blieb und jubelte mit, als es aber Zeit war zum Heimgehen und er meinte, es ſei Zeit nach dem Begräbniſſe ſeines Weibes zu ſehen, da ſchlug Falke eine helle Lache auf.

„Armer Tropf, was willſt Du dort? Laß den Todten ihre Ruhe, bleib' unter Lebenden, lebe mit uns!

„Er hat ſo Unrecht nicht!“ ſprach Georg bei ſich und ſchauerte vor dem Gedanken, nach ſeiner Wohnung zurückzukehren, das Weib wiederzuſehen, das er geliebt, beraubt, beſtohlen hatte! Schwer brannte der Raub auf ſeiner Seele, aber er übertäubte ſein beſſeres Selbſt und — blieb. Stunde auf Stunde verging und Tag auf Tag, ohne daß Georg ſich hätte entſchließen können, nach ſeiner Wohnung auf dem Wyſſehrad zurückzukehren. Die tollen Gelage währten fort, Georg ſchien bei Wenzel Falke und ſeinen Freunden die Ereigniſſe der letzten Tage ganz vergeſſen zu haben.

Kaiſer Karl der Vierte warb um dieſelbe Zeit ein neues Gefolge. Einige meinten, es wäre auf einen neuen, prachtvollen Römerzug abgeſehen; Andere meinten, es ſei zum Krönungsgefolge beſtimmt, das dem Kaiſer nach Deutſchland folgen ſollte.

Georg, des öden Seins in einer Stadt verdroſſen, die mancherlei ſchmerzliche Gefühle in ſeiner Bruſt erweckte, wo der Rachegeiſt ſeines böſen Gewiſſens ihn verfolgte, entſchloß ſich mitzuziehen. Er hatte ſeitdem ängſtlich den Wyſſehrad gemieden, nur ein einzigesmal kam er zufällig hin. Wie mit unſichtbarer Hand zog es ihn nach ſeiner Wohnung, er fand die Thüre des Hauſes verſchloſſen, er ſah durch's Fenſter in das kleine, wohlbekannte Stübchen, es war leer. Wie ein Verbrecher, Angſtſchweiß auf der Stirne, floh er von dannen.

In ſeiner Stube ſaß Nathan Silvandro, der reiche Jude, unter Goldſtücken, Zahlen und Rechnungen, Rabbi Sichem's Ring zwiſchen ſeinen dürren Fingern haltend. Ein hämiſcher Zug voll Argliſt und Schadenfreude ſpielte um ſeine Lippen. Aus einem Vorſprung ſeines Zimmers, konnte man nach Sichem's Wohnung ſehen, langſam ſchlich Nathan nach dem Fenſter und ſah hinaus. Es war die Studierſtube des Rabbi, in die man ſah, die matt durch eine herabhängende Ampel erleuchtet war. Bei dem ungewiſſen Scheine dieſes Lichtes ſah man den Greis und ſeinen vertrauten Diener Manaſſe. Bald ſtanden die Schatten; bald ſchienen ſie ſich zu bewegen, zu ſtrecken und zu dehnen; bald wurden ihrer mehre. Man ging ab und zu, lauſchend blieb Silvandro ſtehen.

Jetzt ſchienen einige Lichter ſich zu bewegen, Thüren wurden auf- und zugemacht; Silvandro horchte hoch auf, es ſchien faſt, als hörte man ein leiſes Klagen und Weinen, Gebete und Geſänge. „Was mag da vorgehen?“ dachte der Spanier und ſchnell verlöſchte er, um ganz unbemerkt ein Zeuge der Vorgänge zu ſein, die da kommen ſollten, das Licht in ſeiner Stube und von Nacht und Finſterniß begünſtigt, drückte er ſich in dem Erkervorſprung der Niſche zuſammen, emſig hinüberſpähend nach den Gemächern des Rabbi.

Wol mehr als eine Stunde lauſchte der Spanier, eines Ausganges der räthſelhaften Bewegung gewärtig, die ſich in Rabbi Sichem's Hauſe kundgab. Schon war es nahe an Mitternacht, als eine dunkle Geſtalt die Hausthüre des Rabbi langſam öffnete und vorſichtig herumſpähte.

Nathan's Falkenauge hatte ihn erkannt, es war des Rabbi alter Diener Manaſſe, ein Greis ſchon hoch in Jahren und der verſchwiegene Vertraute ſeines Herrn. Manaſſe ſchloß die Thüre zu; nach einigen Augenblicken öffnete er wieder und einige Männer ſchritten heraus mit Fackeln und einem Sarg in der Mitte. Sie nahmen ihren Weg nach dem nur wenige Schritte entfernten Friedhofe, der dicht an des Rabbi Wohnung ſtieß. In einiger Entfernung folgte den Trägern des Sarges Rabbi Sichem, einen Knaben an der Hand. — Schnell warf Silvandro einen Mantel um und ging aus dem Zimmer durch den wohlbekannten Gang im Finſtern ſchleichend. Er öffnete die Hausthüre und vergaß diesmal ſogar, ſie zu verſchließen. Er folgte in der Entfernung dem Zuge. Das Thor des Friedhofes ſtand offen, die Männer traten hinein und vertheilten ſich unter den alten Trauerweiden und Cypreſſen mit den einzelnen Fackeln, um jedes Aufſehen zu vermeiden. Es war ein eigenthümlicher Anblick, wie die Männer ſich in den Gebüſchen vertheilt hatten, und an den morſchen Bäumen lehnten, ſo daß der ganze Friedhof mit einem geſpenſtigen, ungewiſſen Lichte erhellt war.

Rabbi Sichem trat zuletzt ein, ſchnell ſchlüpfte Silvandro hinter ihm nach und es war auch die höchſte Zeit, denn ſchon ſchloß ſich die Pforte hinter ihm. Hinter einem hohen, ſchräge ſtehenden Leichenſteine, geſchützt von dichtem Gebüſche kauerte Silvandro zuſammen. Der Boden war naßkalt und ſchlüpfrig; an ſeiner Hand, die er am Boden feſtgeſtemmt hatte, leckte eine Kröte. Silvandro ſchauerte vor Eckel, aber er lauſchte geſpannt weiter.

Am jenſeitigen Ende des Friedhofes, dicht an der Mauer war ein friſches Grab gegraben. Die Männer umgaben es und verlöſchten ihre Fackeln bis auf Manaſſe. Ohne alles Gepränge wurde der Sarg hinabgelaſſen, ohne Sang und Gebet; Erdſchollen wurden darüber geworfen; der Knabe weinte, der Rabbi verhüllte ſein Geſicht.

Die Männer verloren ſich, von Manaſſe begleitet; der Rabbi ſank auf dem Grabe nieder und zerraufte ſein Haar, ſeinen ſilberweißen Bart. Nach einer Weile kehrte Manaſſe wieder, der Rabbi richtete ſich auf und den Knaben auf die Stirne küſſend, ſprach er zu Manaſſe: „Dir übergebe ich jetzt das Kind, Du haſt die Mutter auf Deinen Armen gewiegt! Morgen mit dem früheſten gehſt Du mit dem Knaben nach Eger zu meinem alten Freunde Lazar Oppenheimer, dem bringſt Du meinen Gruß und Botſchaft. Das Weitere wirſt Du hören, zieh' hin in Frieden!" — Der Rabbi winkte mit der Hand und Manaſſe verließ mit dem Knaben den Begräbnißplatz, die Fackel ſteckte er neben den Rabbi in die Erde. Lange ſchien dieſer zu beten, endlich verließ er die Stätte. Ein Windhauch blies die Fackel aus und dunkle Finſterniß hüllte die Gräber ein. Der Greis, vertraut mit dem Orte des Schreckens, ſchritt ruhig zwiſchen den Gräbern durch, der Pforte des Todes zu, die er verſchloß.

Silvandro war allein, unbekannt in dieſem Labyrinthe des Todes, zwiſchen Gräbern und Trauerweiden. Angſt ergriff ihn auf dieſem ungewohnten Orte der Trauer; es war ihm, als ſänken die Grabſteine zur Seite und die Todten in ihren Sterbegewändern rauſchten aus der Erde empor. Schauer ſchüttelte ſein Gebein, ſein Haar ſträubte ſich empor und fliehend ſuchte er einen Ausweg. Die Pforte war verſchloſſen. Faſt hörbar ſchlug ſein Herz, ſein Auge leuchtete ängſtlich durch die Nacht; denn ſo feige iſt das Gewiſſen eines Schurken, daß ſelbſt die Stätte der Ruhe und des Friedens ihm zum Schrecken wird.

Vergebens irrte Silvandro auf dem Begräbnißplatze herum, die Mauer war zu hoch, um ſie zu überſteigen, die Pforte trotzte ſeinen Anſtrengungen. In einem Winkel der Mauer ſtand ein alter, vom Wurm und der Zeit zernagter Baum, ſeine Aeſte weit über die Mauer des Friedhofes ſtreckend. Der Spanier beſtieg mühſam den Baum und von Aſt zu Aſt ſich ſchwingend, ſtand er auf der Mauer. Unten die nicht unbedeutende Tiefe, jenſeits die Schrecken des Todes — Nathan zögerte nicht lange, ſondern ſprang oder vielmehr ſtürzte von der Mauer nieder. Ein heftiger Schmerz betäubte ſeine Sinne; als er erwachte, fühlte er das Blut von ſeinen Schläfen, die von den ſcharfen Steinen, auf die er gefallen, aufgeriſſen waren, niederrieſeln und leiſe wimmerte er vor Schmerz und Wuth: „Das ſollſt Du mir bezahlen, ſtolzer Rabbi!" ſprach er grimmig unter den Zähnen, nach dem Hauſe des Rabbi ſehend, „oder ich will nicht mehr leben und verflucht ſein für ewige Zeiten!"

Er fand die Thüre ſeines Hauſes offen und erſchrack von Neuem. Er machte Licht, aber Alles war in der vorigen Ordnung, nichts fehlte. Erſchöpft ließ ſich der Spanier nieder und mit hämiſch leuchtendem Blicke zog er den Ring des Rabbi vom Finger und betrachtete ihn ſchweigſam. Ein Gedanke, ſchwarz wie die Hölle, zuckte plötzlich durch ſeine Seele, ſeine Geſichtsmuskeln ſpielten in teufliſcher Freude, raſch nahm er ein Blatt und ſchrieb emſig. Darauf faltete er es und ſiegelte es mit dem Ringe Sichem's.

Die Freude der Hölle flammte auf ſeinem Antlitz. Dann nahm er ein zweites Blatt, ſchrieb mit gleicher Sorgfalt und verbarg es ſodann ſchnell in einem geheimen Fache des Tiſches und trat an's Fenſter. — Noch brannte Licht im Gemache des Rabbi. Er kniete und betete.

Höhniſch ſah Nathan hinüber. „Gute Nacht!" murmelte er grimmig zwiſchen den Zähnen, „möge Dein Gott Dir eine gute Nacht geben und friedliche Träume, die Du mir geſtohlen, weil Du Gold haſt und das Geheimniß, es zu machen. Ich will Dir's entreißen, oder ſelber zu Grunde gehen darüber, ich will der Wurm ſein, der das Gebäude Deiner Ruhe zernagt, daß es über Deinem Schädel zuſammenbrechen ſoll, der ehe ſchon reif iſt für die Grube. Mein Werk iſt gethan, Du ſollſt büßen, alter Sünder; und ich will ſchlafen, das erſte Mal ſeit langer Zeit will ich ruhig ſchlafen, denn Du mußt fallen, damit ich leben kann!"

In der Zeit, wo unſere Erzählung ſpielt, war Böhmen durch Kaiſer Karl des Vierten Macht und Fürſorge zu Wohlhabenheit und Anſehen gelangt. Karl heilte ſorgſam die tiefen Wunden, welche ſeines Vaters Eitelkeit und Sucht nach Abenteuern und koſtſpieligen Kampfeszügen dem Lande geſchlagen hatte. Die meiſten Krongüter waren verpfändet, denn König Johann's Fehdezüge koſteten große Summen; die Jünglinge des Landes verſpritzten ihr Blut in tollen, nutzloſen Kämpfen und drückende Armuth laſtete auf den meiſten Rittern des Landes, die ſich für den greiſen Helden aufgeopfert hatten, deſſen Jugendmuth ſich noch in alten, ſpäten Tagen gleich blieb und jede Schranke überſprang. — Die reichen Juden Prag's hatten bedeutende Geldſummen vorgeſchoſſen und König Johann ihnen Städte und Güter der Krone verpfändet. Kein Wunder, daß das Volk mit Neid und Mißgunſt auf den ſteigenden Reichthum der verhaßten Fremdlinge ſah. Wol drückten viele der reicheren Juden das Volk, und man trug ſich aus dieſem Grunde mit allerlei Gerüchten zu ihrem Nachtheil. Mehre reiche Edelleute und Bürger waren plötzlich geſtorben, junge Leute beraubt und erſchlagen gefunden worden, ja man erzählte ſogar, die Juden hätten einige Brunnen vergiftet, und wollten die Chriſten tödten. Was Böſes geſchah, ſchrieb man dem Stamme Iſraels zu, ja ſogar, als Kaiſer Karl einſtmals erkrankte, hieß es, ſein Leibarzt ſei beſtochen worden und habe auf Anſtiften der Juden Gift in ſein Getränke gemiſcht. Immer mehr ſtieg der Haß des Volkes gegen die Fremden, ja man hörte ſogar von gewaltſamen Einbrüchen der Chriſten in angeſehene Judenhäuſer, Beraubungen und Verſtümmelungen und weder die Macht der Geſetze, noch verdoppelte Wachſamkeit konnten ſie von den Mißhandlungen des Pöbels ſchützen.

Kaiſer Karl's Scepter waltete mild und ſegensreich, mit gleicher Liebe umfaßte er alle Kinder ſeines weiten, ſchönen Landes. Wol erkannte der umſichtige Fürſt, daß vor Allem dem erſchöpften Lande ſorgſame Pflege der Künſte und Wiſſenſchaften Noth thue, um die Herzen weich zu ſtimmen für alles Edle und Schöne. Aber auch glücklich gedachte er ſeine Unterthanen zu machen durch fleißigen Handel und Wandel, er öffnete dem Lande neue Quellen des Erwerbes und ſah es darum gerne, daß die fremden Deutſchen und Juden ihren Reichthum in's Land brachten. Aber ſtrenge rügte der hochherzige Fürſt jede Unbill, die in ſeinem Lande geſchah und wehe dem, der ſich eines Fehls bewußt, nicht beſtand vor dem durchdringenden Auge des Fürſten.

Wir übergehen dieſe Schilderung der Zuſtände jener Zeit und eilen in dem Verlaufe unſerer Erzählung weiter.

Die Juden damaliger Zeit beſaßen bedeutende Gelehrte in ihrer Mitte, die emſig bemüht waren, die alten Geſetzbücher zu erklären und zu entziffern. Hochangeſehen war unter den Aelteſten Rabbi Sichem, bei Vielen ſeines Stammes beliebt, aber auch bei Vielen verhaßt, ob ſeines Anſehens und ſeiner Gelehrſamkeit. Selbſt mehre der vornehmſten Rabbiner und Schriftgelehrten haßten den Rabbi und viele aus dem Pöbel beneideten ihn um ſeine vermeintlichen Schätze.

Eine ſchwere Anklage ſchwebte über dem Haupte des Rabbi. In der alten Synagoge der Judengemeinde hatten ſich die Aelteſten und Rabbi's des auserwählten Volkes verſammelt und der Greis, den nie ein Vorwurf getroffen hatte in ſeinem langen Leben, ſtand in ihrer Mitte, angeklagt eines ſchmählichen Verbrechens, des ſchändlichen Verrathes an ſeinen Brüdern.

Der Oberrabbiner hielt ein Schreiben in ſeinen Händen, geſchrieben von Sichem's Hand, geſiegelt mit dem Siegel Sichem's. Es war an den Kaufherrn Moſes Avando gerichtet, einen der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, der zu Nürnberg einen ausgebreiteten Handel nach allen Welttheilen führte, nebenbei aber hochgelehrt und erfahren in allen Künſten und Wiſſenſchaften dieſen mit ganzer Seele oblag. Er war, wie Viele ſeiner Glaubensgenoſſen, aus Spanien nach Deutſchland geflüchtet, um hier ein ruhiges Aſyl zu finden.

Rabbi Sichem ergoß ſich in dem Schreiben in Schmähungen ſeines Glaubens und Läſterungen der Gebräuche; er ſpottete und höhnte die Gelehrten und nannte ſein Volk leichtgläubige Thoren, die ihn um den Schein von Frömmigkeit hochehrten, der ihn umgab; während Avando doch eben ſo gut wüßte, als er, wie, auf welche Art er zu Reichthum und Anſehen gelangt wäre.

Das Schreiben ſprach ferner den Wunſch Sichem's aus, dem moſaiſchen Glauben abtrünnig zu werden und eine Menge Schandthaten wurden darin eingeſtanden; die Beide begangen haben ſollten; ja ſogar auf den Mord einiger Edlen des Landes ließ ſich daraus ſchließen, der mit Sichem's Hilfe ſollte verübt worden ſein.

Ernſt und ſchweigſam, finſteren Unmuth in den ſtrengen Zügen ſah der Oberrabbiner nach Leſung des Schreibens vor ſich hin, — feſt hafteten aller Augen auf Rabbi Sichem, der im vollen Bewußtſein ſeiner Unſchuld im Kreiſe der Richter und Aelteſten der Gemeinde ſtand.

Unläugbar war die Schuld, es war die Schrift, das Siegel des Rabbi und doch wagte es Niemand, die Beſchuldigung auszuſprechen, denn nie hatte ein Zweifel an der Rechtlichkeit des Rabbi ſich erhoben, nie hatte er in ſeinem langen Leben ſich einer Ungerechtigkeit ſchuldig gemacht.

Es liegt eine Würde in dem Antlitz eines Schuldloſen; die jede, ſelbſt die ſchwärzeſte Anklage, mit noch ſo ſicheren Gründen belegt, als nichtig hinſtellt; die dem Richtern Achtung abdringt, ob die Thatſachen noch ſo überwiegend gegen den Angeklagten ſprechen. So war es hier, und ob auch Rabbi Sichem wenig Freunde in dem Kreiſe ſeiner Richter hatte, ſo waren doch nur Wenige im innerſten Herzen von der Wahrheit der ſchändlichen Anklage überzeugt.

Nach einer langen Pauſe brach der Oberrabbiner das Stillſchweigen: „Was haſt Du anzubringen gegen dieſe Klage, Rabbi Sichem, die Dich unwürdig macht, Deinem Amte fürder vorzuſtehen und Dich hinausſtößt aus dem Kreiſe Deiner Brüder?! Kannſt Du die Schrift läugnen und das Siegel des Briefes?“

Der Rabbi nahm das Schreiben und das Siegel prüfend, ſprach er: „Es iſt mein Siegel! Doch möge mich Gott ſtrafen, wenn ich ſchuldig bin an dieſen Freveln, noch weiß, wer es gewagt, meine Schriftzüge nachzubilden, um mich in's Verderben zu ſtürzen. Sagt, Brüder und Freunde, habt Ihr je von Rabbi Sichem gehört, daß er gelogen, oder geſtohlen; daß je auf dem reinen Spiegel ſeiner Ehre ein Flecken geweſen?! Hab' ich Euch nicht Gutes gethan und den Armen der Gemeinde, habt Ihr je von Rabbi Sichem Schlechtes geſehen, war ich es nicht, der Euch beiſtand mit Rath und That im Drang der Zeiten und ſchweren Nöthen? Sprecht, wo iſt einer der Vornehmeren unter Euch, der mich anklagen könnte, forſcht nach vom reichſten Kaufherrn an bis zum ſchmutzigſten Laſtträger, der für einen Böhmergroſchen Laſten durch Koth und auf weitem Wege ſchleppt auf ſchwergebeugtem Rücken; ſprecht, ob Einer ſagen kann: Rabbi Sichem iſt ein Lügner, ein Verräther an Gott und ſeinem Volke, ein meineidiger Schurke, ein feiger Dieb, ein Verräther!“

Kein Laut regte ſich in der ernſten Verſammlung. — Mit erhabener Stimme fuhr der Rabbi fort: „Denkt Ihr, Gelehrte meines Volkes, Ihr Männer, unter denen ich aufwuchs zum Manne, unter denen ich gehegt und gepfleget den reichen Baum des Wiſſens, der ſeine Aeſte ſchützend und ſchirmend breitet über Jehovah's Volk, daß ich Euch verrathen wollen?! Könnt Ihr Glauben beimeſſen einer feigen, ſchändlichen Anklage, die im Finſtern ſchleicht, wie eine Unke? Ja, ich ſehe es, Brüder, es gibt welche unter uns, die mit der Nacht im Bunde ſind und mit dem Fürſten der Finſterniß, um die Guten zu verderben und unſere Väter zu bereden, unrecht zu handeln an den Gerechten des Volkes! Auf welchem Wege kam dieſer Brief in Eure Hände, den man mich zeiht, geſchrieben zu haben?! Er wurde Euch zugeſandt durch einen Unbekannten, den Niemand kennt, durch einen Fremden! Es wurde vorgegeben, man hätte ihn gefunden; ich aber ſage Euch: Ein Dieb hat mein Siegel geſtohlen, meine Schriftzüge nachgeahmt — einem Dieben traut Ihr, weiſe Männer, mir nicht?“

Niemand entgegnete ein Wort auf die kräftige Rede des Greiſes, als ſich der Oberälteſte noch einmal erhob, und eine Schrift entfaltend, begann: „Und ſei dem ſo, wie Du ſagſt, Rabbi Sichem, womit willſt Du die ſchwarze Anklage entſchuldigen, die auf Deinem weißen Haare laſtet? Du läugneſt den Verrath an uns und haſt ſchweren Mord auf Deine Seele geladen!“

Der Rabbi ſtand hoch aufrecht in voller Würde und maß den Kläger mit einem Blicke voll tiefer Ruhe und ſchuldloſen Bewußtſeins.

„Rabbi Sichem!“ fuhr dieſer fort, „Du biſt ein feiger Dieb, nicht werth, unter uns zu ſtehen; ein Räuber, ein Mörder, unwerth der Berührung eines ehrlichen Mannes. Sprich, Joſua Sichem, haſt Du nicht vor vier Wochen nächtlicher Weile einen Mord begangen und warſt Du nicht frech genug, den Leichnam auf dem Friedhofe Deiner Väter durch Miethknechte beerdigen zu laſſen? Kannſt Du dieſe Anklage auch widerlegen?“

Rabbi Sichem wurde bleich und ſein ſtolzer Körper

drohte umzusinken; Manasse hielt seinen Herrn auf, der mit einem Male bebte, wie ein Schuldiger. — Aller Augen richteten sich nach dem Greise und ein schlechtverhaltener Triumph war in den Zügen der meisten Anwesenden zu lesen.

Tiefe Betrübniß malte sich auf dem Gesichte des Greises, ein schweres Geheimniß schien sich seiner Brust entringen zu wollen und doch gebot ihm ein finsteres Verhängniß zu schweigen.

„Nun, was hast Du hierauf zu erwiedern?" fuhr der Oberälteste fort, „kannst Du läugnen, daß in jener Nacht ein Leichnam an der Mauer des Friedhofs beerdigt worden?"

Ein furchtbarer Kampf tobte in dem schwergeprüften Herzen des alten Mannes; er rang sichtbar nach Fassung. Manasse wollte seinem Herrn zu Hilfe kommen, doch leise raunte ihm dieser zu: „Schweige!" und mühsam brachte er die Worte hervor: „Das ist eine elende, verwerfliche Lüge!"

„Lüge nennst Du's?" sprach der Oberrabbiner, „was aber sagst Du dazu, wenn ich das Grab untersuchen lasse, wenn Niemand von der ganzen Gemeinde den Leichnam als angehörig erkennt?"

„Laßt untersuchen!" sprach der Greis mit gebrochener Stimme, ich weiß nichts davon, ich bin unschuldig!"

Da tönte plötzlich eine heisere Stimme aus der Versammlung: „Ich aber sage Dir, Du bist schuldig, Josua Sichem!"

Der Rabbi sah um sich, es war Silvandro, der neben ihm stand und triumphirend, zu der Versammlung gewendet, fortfuhr: „Laßt das Grab öffnen, Ihr Väter und Rabbi's, so werdet Ihr Euch von der Wahrheit meiner Worte überzeugen, ich lüge nie, dieser doppelzüngige Bösewicht aber lügt! Ich wohne ihm zunächst, und war in jener Nacht Zeuge der geheimnißvollen Bestattung; sprich, Josua Sichem, womit kannst Du diese Anklage entkräften, oder willst Du meinen Augen die Sehkraft bestreiten und läugnen, was ich in jener Nacht als verborgener Zeuge gesehen und gehört habe?!"

Der Rabbi zuckte zusammen und schwieg. Der Aelteste nahm das Wort: „Was bewog Dich zu solchem Beginnen? sprich, oder wir übergeben Dich als Mörder dem Gerichte!"

Manasse wollte für seinen Herrn das Wort nehmen, dieser aber drängte ihn zurück und stolz das Haupt erhebend, sprach er mit zitternder Stimme: „Ich bin siebenzig Jahre alt geworden, Ihr Väter, Rabbi's und Genossen meines Glaubens, und nie hat bisher eine Schuld mein Gewissen belastet, nie ein Makel den reinen Schnee geschwärzt auf meinem alten, morschen Haupte. Bin ich nicht gewandelt, als ein Reiner unter Euch? Und doch habe ich mich jetzt anzuklagen eines Vergehens vor Euch; doch stehe ich vor Euch um ein mildes Urtheil flehend, und was ich jahrelang barg in tiefgekränkter Brust, jetzt sei es ausgesprochen in der schwersten, unglücklichsten Stunde meines Lebens!" — Er holte aus tiefster Brust Athem, dann fuhr er fort: „Nun denn, so vernehmt es, Ihr strengen Richter und mäßigt Euren Unwillen, es war mein eigenes Kind, das ich begraben! Wer von Euch kannte nicht Emanuel Sichem, den klügsten Arzt, seiner Zeit, meinen einzigen Sohn, wer nicht sein Kind, das schönste Judenmädchen Prags? Ihr wißt, wie vor zehn Jahren sie von einem Christen dem Hause ihres Vaters entführt worden, wie die Eltern frühzeitig dahinstarben aus Gram und Kummer! Ich nur blieb übrig, um zu erfahren, daß Maria den Glauben ihrer Väter abgeschworen in der Taufe der Christen, daß sie das Weib eines wüsten, zügellosen Gesellen wurde! Ihr Alle wißt es, aber nicht ahnet Ihr, daß dieses Weib, das Kind meines Kindes jahrelang in Kummer und Elend lebte, daß dieses Weib hungerte und darbte, daß mein Kind, Blut von meinem Blut und ein Zweig von meinem Stamme, einst so frisch und grünend wie die Ceder des Libanon und eben so schlank und stolz und züchtig, welk wurde und starb in Noth und Elend! Ihr wißt es nicht, Ihr strengen Richter, die Ihr über Herzenskämpfe entscheiden und Schicksale wägen wollt, wie blutig der Schmerz in mein altes Herz schnitt; Ihr wißt es nicht, daß sie der Mann ihrer Liebe treulos in der Todesstunde verlassen und von seinem Gewissen gepeinigt, entfloh wie ein kalter, meineidiger Schurke, nachdem er den Engel des Paradieses verführt! Ja, sie lag auf dürftigem Todtenbette, verlassen im Tode, wie im Leben, verlassen von ihrem Manne, verlassen von den Leuten ihres Glaubens und keine Thräne floß ihr nach. Verdammt Ihr mich, Ihr Väter der Gemeinde und Genossen meiner Kindheit, daß ich die Leiche des theuern Kindes nach meinem Hause bringen ließ und tagelang mit meinen Thränen ihre bleiche Stirn genetzt, ihr geschlossenes Aug' geküßt; denn ich wähnte, sie müßte erwachen! Es war vergebens! Ihr könnt dem steilen Felsen gold'ne Adern entlocken, aus Urgebirgen Diamanten sprengen, vom Grund des Meeres Perlen holen, überschön für eine Königskrone; aber wer nimmt dem Tode seine Beute ab? Wer gibt dem starren Aug' das Blau des Smaragds wieder und der Stirne ihren Elfenglanz, und wer belebt mit einem Strahl des ewigen Feuers die vom Tode gefesselten Glieder? Wer öffnet die Granatblüten der Lippen und die Perlenreihen der Zähne, und zaubert Lebensathem in die kalte, eisige Brust? Ich weinte, Väter, wie Ihr Keiner je geweint, noch weinen könnt und raufte in wildem Schmerz mein graues Silberhaar; ich rief nach meinem Kindeskinde! Umsonst! Hohnlachend gaben mir die Wände den leeren Schall der eig'nen Stimme wieder! Sollt' ich mein Kind vor Augen haben, bis der Wurm der Verwesung an ihren schönen Gliedern nagte und mir tagtäglich den Mörder in's Gedächtniß rief?! Sollt' ich sie den Geiern und Raben zur Speise überlassen? Sprecht, grausame Väter, hättet Ihr's gethan? Bei heimlich stiller Nacht, von keines Menschen Aug' bewacht, ließ ich den Sarg, der ihre Hülle barg, nach unserm Friedhof tragen und weinte Thränen stiller Sehnsucht auf ihrem Grabe ihr nach. Sprecht jetzt, Ihr weisen Männer; wollt' Ihr mich noch verdammen, einen Dieb und Lügner, einen Mörder schelten? Wer ist's von Euch, der zuerst den Stein ergreift und nach meinem grauen Haupte wirft!"

Tiefgebeugt, ein Bild des höchsten Jammers stand der Rabbi, seine Stimme brach und Thränen rannen aus seinen Augen in den silberweißen Bart.

Keiner der Anwesenden wagte ein Wort zu sprechen, Keiner das Gefühl des Rabbi anzuklagen; in den strengen, alten Zügen der Rabbi's und Aeltesten malte sich sogar Rührung.

Hämisch richtete sich Nathan Silvandro auf und an den Oberältesten tretend, sprach er: „So frage ich Dich,

Gelehrter des Geſetzes, billigſt Du die grenzenloſe Willkür jenes Mannes, der es gewagt, des Geſetzes kühn zu ſpotten, das uns die Gemeinſchaft mit den Goi's verbietet, der unſern Friedhof entweiht hat, und ſich unterfing, eine Chriſtin dort zu begraben? Ihr wißt es, welche Strafe auf ſolches Beginnen ſteht, Ihr hört es ſelbſt, er läugnet nicht die That und frei und offen fordere ich hier vor Euch, im Angeſichte der Verſammlung die Sühne des Verbrechens!"

„Verbrechen nennſt Du Menſchlichkeit?" ſprach der Rabbi, „o dann biſt Du ſchlechter, als der Geiſt der Hölle; darum treffe Dich mein Fluch, daß Du dereinſt auf hartem Steine mögeſt enden und keine tröſtende Hand ſollſt finden, die Dein müdes Auge ſchließt, wenn es der Kampf des Todes gräßlich verzerrt!"

„Ich lache Deines Fluchs!" entgegnete Silvandro, „er iſt nicht mehr vollkräftig, denn Du biſt nicht mehr der Unſern Einer, und biſt von aller Gemeinſchaft mit uns ausgeſchloſſen!"

„Wer ſtößt mich aus?!" rief Rabbi Sichem mit ſtarker Stimme und ſah ſich ſtolz im Kreiſe der Verſammelten um.

„Wir ſelbſt, die Gemeinde!" rief Silvandro.

„Hab' ich das verwirkt," ſprach der Rabbi, „nun denn ſo ſei's; wenn Ihr auf meine alten Tage mich aus Eurer Mitte jagen wollt! Ihr Richter aber, ſprecht, verdammt Ihr mich, weil ich ein Herz gehabt, das mild gefühlt und nicht das eig'ne Kind den Geiern überlaſſen wollte zur Speiſe?"

Die Anweſenden ſchwiegen, nach einer Weile nahm der Aelteſte das Wort: „Kennſt Du das Geſetz, Rabbi?"

„Wol kenn' ich es; es athmet Liebe und befiehlt uns, die Welt zu lieben und zu helfen unſern Nächſten. So that ich, Herr; ſoll ich den Todten denn verkümmern laſſen? Schlag' nach die Blätter alter, längſtvergangener Zeiten, was ſagt Ben Maimonides, der Weiſeſten Einer ſeiner Zeit? Handle nach Deinem Herzen und Du thuſt Recht! — Haſt Du von Rabbi Loria gehört und dem hochedeln Don Abarbanel? Was befehlen ſie anders, als uns zu lieben und zu tröſten in Noth und Tod. Und habe ich etwa anders gethan, weil ich nicht ängſtlich hing an alter, herkömmlicher Satzung? Weißt Du, was Samay ſprach, das Haupt einer Schule, als ein unwiſſender Heide zu ihm kam und ſprach: Rabbi, lehre mich das ganze jüdiſche Geſetz während der kurzen Zeit, als ich auf einem Fuße ſtehen kann!" Der Rabbi wies den Menſchen von ſich, der ging nun zu Rabbi Hittel, dem Haupte einer andern Schule und ſprach wiederum: Rabbi, lehre mich das ganze jüdiſche Geſetz, während der kurzen Zeit, als ich auf einem Fuße ſtehen kann! Der ſanfte Lehrer aber ſprach: Mein Sohn! Liebe Deinen Nächſten, wie Dich ſelbſt — dies iſt die Lehre, das Geſetz, Alles andere die Erläuterung! — Und Ihr wollt mich tadeln jetzt, weil ich Nächſtenliebe und Gutes geübt an den Menſchen, wenn ſie auch fremden Glaubens waren! Was ich that, that ich für mein Kind! Und jetzt richtet über mich und brecht den Stab, ſo Ihr wollt, und könnt, in meinem Herzen fühle ich mich rein!"

„Elende Ausflüchte!" ſprach Silvandro und die Bosheit einer ganzen Hölle ſpiegelte ſich in dem olivenfarbenen Geſichte des Spaniers, „Du willſt Dein Thun beſchönigen, aber läugnen kannſt Du es nicht! Woher ſind Deine Reichthümer, woher haſt Du das koſtbare Gold und Edelgeſchmeide, das, wie ich weiß, in Deinem Hauſe aufgeſpeichert iſt? Wenn Du es nicht auf ſchlechtem Wege erworben haſt, ſo ſprich!"

„Elender!" verſetzte der Rabbi, „wol weiß ich es, daß Dich nach dem Wenigen gelüſtet, das ich habe und daß längſt Dein Blick neidiſch nach meinem Glücke ſah. Ich bin nicht der reiche Mann, für den Du mich hältſt; wol aber wird mir nun klar, daß Du das Märchen erſonnen haſt, das mich verderben ſoll! Oder haſt Du vielleicht geheime Gründe, die Dich bewegen, Moſes Avando, den Kaufherrn von Nürnberg, mit mir zugleich zu verderben, ihn, den ich gar nicht kenne, und mit dem ich nie in irgend einer Verbindung ſtand? Treibt Dich vielleicht eine Rache, die Du an dem edlen Manne kühlen willſt?"

Der Spanier biß ſich wüthend in die Lippen und wandte dem Greis den Rücken.

Die Verſammelten vermochten nicht Joſua Sichem freizuſprechen. Nach den Begriffen damaliger Zeit hatte er die ſchwerſten Strafen verwirkt und ſo geſchah es, daß er ſeiner Würde beraubt, ſein Name gebrandmarkt und er aus der Gemeinſchaft ſeiner Glaubensbrüder ausgeſtoßen wurde. Der Aelteſte ſpie ihm in's Geſicht, riß an ſeinem ſilberweißen Barte und ſtieß ihn mit dem Fuße aus der Verſammlung.

Der Rabbi blieb ſtandhaft bis zur letzten entehrenden Beſchimpfung. Sein Antlitz wurde todtenbleich und als ihm ſo geſchah, floß eine Thräne des herbſten Schmerzes über ſein gefurchtes Antlitz und aus den Hallen ſchreitend, rief er ſchmerzlich: „Wehe mir, ſie haben mich geläſtert und verſtoßen! Möge Gottes Strafe nicht über meine Feinde kommen!"

Manaſſe hatte die Hände ſeines Herrn umfaßt, benetzte ſie mit Thränen und küßte den Saum ſeines Gewandes.

„Sind das die Freunde alle, die mir geblieben?" rief der Rabbi wehmüthig, „komm, Du treuer Freund, und geleite hinfür meine wankenden Schritte bis zum Grabe. Gottes Segen über meine Feinde! Komm, ich will meine Lenden umgürten, Staub und Aſche ſtreuen auf mein Haupt und im ſpäten Winter meiner Tage den Stab weiterſetzen!"

In jener Zeit war die Stadt Eger im weſtlichen Norden Böhmens ein Sammelplatz jüdiſcher Gelehrſamkeit und Reichthums. Viele Juden waren aus der Pfalz und den benachbarten Reichsſtädten herübergezogen, weil ſie hier Schutz und reichlichen Erwerb fanden. Der Handel nach den geſegneten Ländern Deutſchlands war in hohem Flor, und die Kaufleute von Nürnberg, Augsburg, Frankfurt trieben fleißigen Verkehr mit den Anſiedlern des Egerlandes. Aber nicht Handel und Wandel allein, auch die Wiſſenſchaften blühten in dieſer Stadt und Kaiſer Karl der Vierte, der jedes nützliche Streben begünſtigte, hatte den Fremden Schutz und mancherlei Privilegien verliehen. So kam es, daß um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Juden in Eger ein Aſyl gefunden hatten, wo ſie ungehindert ihrem Handel und den Gewerben nachgehen konnten. Sie hatten ein eigenes Rathhaus und nächſt der Frauenkirche eine reiche Synagoge, ganz im Style des berühmten Tempels zu Jeruſalem gebaut und der „Judenhof" genannt. Weit berühmt war ihr Sanghaus und die hohe Schule, wo die

alten Urſprachen und Bücher gelehrt wurden, kurz Eger war ein Sammelplatz des Wiſſens und reich blühte Handel und Wandel.

Wol benützten die eingewanderten Juden die gegebenen Vortheile nicht mit gehöriger Vorſicht und was auch die Beſſergeſinnten abmahnten, Viele von ihnen machten ſich durch Wucher und Erpreſſungen beim Volke verhaßt. Uebermüthig auf die Macht, die ihnen ihr Reichthum gab, benahmen ſich Viele ſtolz und hoffärtig und verſchloßen ihr Ohr den Bitten der Armen.

Noch mehr ſtieg die Wuth des Pöbels, als einſt der reiche jüdiſche Kaufherr Simon Zirndorfer, der ſeit kurzem von Nürnberg eingewandert war, ſich geäußert hatte, er könnte den ganzen Marktplatz mit harten Thalern pflaſtern laſſen. Zirndorfer hatte vor einiger Zeit einen armen Bürger aus ſeinem Hauſe werfen laſſen, der ihm fünfzig Goldgulden ſchuldig war und um Aufſchub der Zahlung bat. Der Kaufherr hatte ihn nämlich hart angelaſſen, da erboſ'te der Bürger und wollte Hand an den geldgierigen Mann legen. Zirndorfer rief nach ſeinen Dienern, die den Mann mit Hunden hinaushetzten.

Dies war das Loſungswort zu einem dauernden Haſſe der Bürger gegen die Juden, den der beſagte Bürger, Hugo Gersweiler tüchtig zu nähren wußte. Noch mehr entbrannte der Haß, als Herr Zirndorfer einige Tage ſpäter den Gersweiler um Hab' und Gut pfänden ließ. Das Weib war kurz vorher von einer langen Krankheit erſtanden und wurde nebſt vier kleinen, hungernden Kindern und der alten Mutter des Gersweilers auf die Straße geworfen. Die Alte ſtarb einige Tage darauf aus Kummer. — Nicht ſo bald wurde dieſes ruchbar, als der Pöbel die beiden Töchter Zirndorfer's, die ſich auf der Straße in reichen, goldgeſtickten Kleidern ſehen ließen, mit Steinen warf, daß ſie ſchleunig den Rückweg nach dem väterlichen Hauſe ſuchen mußten. Noch einen wüthenderen Gegner hatten die Juden an Gebhard von Sittengrün, und Ulrich von Derrsdorf.

Der Derrsdorfer zumal war ein wilder, wüſter Geſelle, ſchon in den fünfzig, aber ſein dunkelblondes Haar und der feine, ritterliche Teint, den er noch in's Alter hinübergerettet hatte und der nur manchmal vom Weingeiſte ſtark geröthet war, ließen ihn noch für jünger gelten. Er war ein ſtattlicher Herr, aber ein Freund von Spiel, Mädchen und Schlemmerei und hatte ſein hübſches Gut ſo verſchuldet, daß auch nicht ein Mörtelſtein ſeiner Burg mehr ſein gehörte. Gern hätte er ſich durch eine Heirat mit irgend einem vornehmen Edelfräulein aufgeholfen, aber keine wollte das blanke, ſichere Gold an ſein verſchuldetes Gut ſetzen, ſo daß der Ritter ſchon entſchloſſen, ſeine Ahnen und ſeinen Stammbaum bei Seite zu ſetzen, mit verliebten Blicken nach der ſchönen Eſther, der ältern Tochter Zirndorfer's zu ſchielen begann. Er faßte ſich ein Herz und hielt bei dem Alten um die Tochter an, wurde aber von dem klug rechnenden Juden zurückgewieſen. Darüber erboſ'te Herr Ulrich gewaltig und ſchwor, ſich an dem Alten und ſeinen Geldſäcken zu rächen, wie ſich Gelegenheit darbieten würde. Einen gleichgeſinnten Freund fand er an Gebhard von Sittengrün, der auf ſeiner Ritterburg in Schulden ſtack bis an die Ohren, und an mehren Andern.

Sämmtliche Freunde waren bei Herrn Franz Wolfsberger zu Gaſte, der einen einträglichen Weinhandel führte in der Steingaſſe, unter dem Schilde zum „lahmen Landsknecht," und einen echten Nierenſteiner und köſtlichen Burgunder ſchänkte. Wol ſtanden die Herren hoch an der Kreide; aber Wolfsberger ließ heute weder von Geld, noch Zahlung das Geringſte merken, denn er feierte die ſilberne Hochzeit mit ſeiner Frau Liebſten, einer dicken Schönen des Egerlandes.

In dem ſchwarzſammt'nen Mieder und der gold'nen Schaube ſaß Frau Cordula dick und breit an der Seite des ehrenfeſten Herrn Wolfsberger, deſſen Geſicht vor Wonne ſtrahlte. Von den breiten, reichgedeckten Tiſchen ſtrahlten in reichen Pokalen die flüſſigen Reben des Rheins und der Moſel, neben ſüßem Malvaſier und den edelſten Weinen der Franken und des Ungarlandes.

Der Frau des Hauſes zur Linken an der Herzensſeite ſaß Ulrich von Derrsdorf, der Liebling ihrer Seele und ihres Hauſes und ſtrich den blonden Schnurrbart, während ſein lüſternes Auge die noch immer nicht zu verſchmähenden Reize der gaſtfreien Hausfrau muſterte. Cordula's Hand in der ſeinen, ſuchte er angelegentlich mit ihr zu ſchwatzen. — Es fehlte nicht an ſpöttiſchen Deutungen und witzigen Auslegungen und ſelbſt Herr Gebhard von Sittengrün pries Cordula's unwandelbare Schönheit, an der die Zeit ſo ſchonend vorübergegangen war.

„Bei dem Barte meiner Großmutter!" beteuerte Herr Gebhard, „unſere Hausfrau, unſer ſüßes Cordelchen iſt noch ſo friſch, ſo munter, wie vor weiland fünfundzwanzig Jahren und zierte nicht die ſtattliche Haube ihr ſchönes Haar, traunz ſo wär' ich verſucht, bei der Maid um Minne zu buhlen!"

„Auch ich," nahm der Derrsdorfer das Wort, „mein ſüßes Cordelchen könnte Euch mehr gut ſein, als mir dienlich iſt und wahrlich, hätte ich nicht damals, als Ihr geheiratet, mich in Zwiſt und Fehden mörderlich herumgeſchlagen, ich hätte um Eure kleine Hand und Euer Herzchen geminnt."

Des Wirthes Auge leuchtete vor geſchmeichelter Luſt, als der Derrsdorfer die fleiſchige Hand ſeiner Ehehälfte zum Munde führte und küßte. —

„Ja, da hätteſt Du beſſer daran gethan," meinte Gebhard, „als nach der Tochter des filzigen Juden zu ſchielen. — Armer Strolch, haſt wol mit den Geldſäcken des Vaters die Löcher in Deinem Wammſe flicken wollen. Da haſt Du's nun, jetzt lacht Dich der Alte mitſammt den hoffärtigen Töchtern aus und ſchnappt Dir ehenächſtens den ganzen Steinhaufen von Burg und die wüſten Felder im Aufſchlage weg, daß Dir nicht einmal ein leerer Taubenſchlag übrig bleibt, Deinen alten Schädel hineinzulegen."

„Schweig' Gebhard!" rief der Derrsdorfer und ſchlug auf den Tiſch, daß Ungar- und Moſelwein aus den Bechern ſpritzte, und den prachtvollen Teppich durcheinander überſchwemmte, „was erinnerſt Du mich an die verdammte Freiwerberei bei dem Juden, den Gott verdammen möge!"

Eine dunkle Röthe färbte das trotzige Geſicht des Derrsdorfer's, als Hugo Gersweiler die Thüre aufriß und athemlos, dichte Schweißtropfen auf der Stirne, hereinſtürzte und auf den Tiſch zuwankte.

„Wetter! Burſche, biſt Du bleich!" rief Gebhard, „iſt das jüngſte Gericht über Dir hereingebrochen, daß Du

zitterſt und ſchwankſt, wie der Perpendikel an der alten Thurmuhr d'rüben?"

„Ich kann nicht ſprechen!" rief der Gersweiler.

„So ſauf', Junge!" brüllte der Derrsdorfer, „und feuchte Deinen Gaumen an, der mir ſchier ärger vertrocknet dünkt, als ein dürrer Reiterſtiefel!"

Der Gersweiler leerte den dargebotenen Becher auf einen Zug und während eine ſchnelle Röthe ſein blaſſes Antlitz färbte und ſeine matten Glieder belebte, begann er: „Ihr wißt es, edle Herren, daß mich der alte Zirndorfer mit Hunden hetzen ließ, daß er mich von Haus und Hof getrieben mit Weib und Kind, daß meine alte Mutter deshalb aus Kummer darüber ſtarb. Ihr wißt es, daß ich ärmer bin wie der ärmſte Bettler und meine armen Kinder hungern müſſen! Mein armes Weib hat geſtern am Schiffthore aus Noth gebettelt und da hat ihr der Zirndorfer, den ſie anſprach, einen Fußtritt gegeben, daß ſie hinſank auf's Steinpflaſter und heute kömmt der Stöckelknecht zu mir und deutet mir an, daß ich mich Morgen auf's Rathhaus zu verfügen und in Haft zu geſtellen habe, bis ich die zehn Goldgulden abgeſeſſen, die der Zirndorfer nach dem Verkaufe meines Hab' und Gutes noch an mir zu fordern hat. Nun bitt' ich Euch, wohledle Herren, was aus meinem Weib und meinen armen Kindern werden ſoll, wenn ich im dumpfen Loche ſitze und nicht arbeiten kann. Ich bin ja jetzt ganz verlaſſen und geliefert!"

„Nein, das biſt Du nicht!" ſprach der Derrsdorfer und ſprang auf, „daß die Stube dröhnte, „wir wollen dem alten Filz die Mucken vertreiben und aufräumen unter ſeinem Hausrath, daß ihm Hören und Sehen vergeht!"

„Was wollt Ihr denn thun!" flüſterte Frau Cordula dem Derrsdorfer zu, „gut Ding will Weile; Ihr wißt es ja auch, daß ich die hochnäſigen Töchter des alten Wucherers nicht leiden kann. Haben ſie doch mir zum Trotz letzten Sonnabend ebenfalls ſich in ſchweren Sammtkleidern ſehen laſſen, wie unſereins und thaten vornehm, wie unſereins und grüßten nicht einmal ehrbar und fein, als ich an ihnen vorüberging nach der Frauenkirche, die Veſper zu hören. Und heute gar," fuhr ſie mit lauterer Stimme fort, „halten ſie d'rüben bei Zirndorfer's ein Bankett, gerade wie uns zum Spott. Seht nur, wie die Fenſter ſich ſpiegeln im Lichterglanz und die Muſik tönt luſtig herüber; und das Haus zittert von den Sprüngen der Tänzer, ich möchte —" fügte Frau Cordelchen neidiſch hinzu, „um keinen Preis dabei ſein!"

„Ich auch nicht!" betheuerte Frau Gertrud Moosthaler, die Gattin des wackeren Zinngießers Stephan Moosthaler, der vom übermäßigen Weingenuß neben ihr eingeſchlafen war, „ich auch nicht, obwol ſich's füglich geſchickt hätte, daß man uns als Nachbarsleute mit dazu geladen hätte!"

„Je nun, Hochmuth kommt vor dem Falle!" ſprach ſchnippiſch Frau Elſe Bergheimer, die junge Frau des wintergrauen Krämers nächſt dem Steinthore, „und der Krug geht ſo lange zum Brunnen, bis er bricht!"

Frau Cordula und Frau Moosthaler winkten beifällig, während Schön-Elſe, wie ſie die jungen Herren, die häufig den Laden beſuchten, nannten, das Näschen rümpfte und ſtolz vor ſich hinlächelte.

„Laßt uns hinüber!" rief der Derrsdorfer, „wir wollen dem Zirndorfer mit aufſpielen zur Hochzeit, daß ihm der Schädel wackeln ſoll!"

„Hei richtig!" fiel Herr Gebhard von Sittengrün ein, „der Alte verlobt ja heute ſeine Tochter mit dem Sohne eines reichen, ſpaniſchen Kaufherrn, der ſich in Nürnberg niedergelaſſen hat. Auf, alter Kamerad, wir wollen ihnen einen Willkommsgruß bringen und mittanzen, daß die Wände zittern. Komm, Ulrich und räche Dich an dem alten Narren, der Dich einen alten Bettler geſcholten hat, ich will Dir helfen, ſo wahr ich Sittengrün heiße!"

„Lumpengrün ſollteſt Du Dich nennen, verfluchter Spötter, der Du mich an den Bettler erinnerſt!" rief der Derrsdorfer wild, deſſen Stirnader von dem übermäßigen Genuße des Weins mächtig angeſchwollen war. „Ich will ihm aufſpielen zum Tanze, oder die Buben ſollen Schimpf treiben mit meinem Barte!"

Er erhob ſich ſchwerfällig und riß mit ſeinen ſcharfen Sporn das Sammtkleid der Frau Cordula Wolfsberger in Stücken.

„Was treibt Ihr denn, Herr Ulrich!" rief die Weinküperin, aber dieſer überhörte es, denn der Gersweiler rief: „Holla, hinüber, meine Herren, ich will auch mit und es dem Alten gedenken, daß ich hungern muß!"

„Halloh, hinaus!" rief der Derrsdorfer, ſtülpte den Hut in's Geſicht und ſtürzte gefolgt von Rittern und den jüngeren Bürgern hinaus, und wie das wilde Heer tobte der Zug nach Zirndorfer's Hauſe zu.

Vergebens wehrten die Diener der trunkenen Rotte den Eintritt, mit Ungeſtüm wurden ſie bei Seite geworfen und an der Spitze ſeiner Genoſſen riß Ulrich von Derrsdorf die Thüre des hellerleuchteten Saales auf und trat mit den Worten: „Guten Abend, meine werthen Herren und Frauen!" unter die Verſammlung.

Es war ein greller, faſt komiſcher Anblick! Der hohe, beinahe herkuliſch gebaute Derrsdorfer mit dunkelglühendem Antlitz und leuchtenden Augen, den hohen Reiterſtiefeln, an denen mächtige Sporen klirrten, den breiten Hieber an der Seite, den Hut keck aufgeſtülpt, hinter ihm die weinglühende Schaar, unter ihnen der plötzlich muthvolle Gersweiler, der ſchnell den richtigen Impuls zu Muth und Tapferkeit gefunden hatte.

Auf ein Zeichen des Hausherrn verſtummte die Muſik. Mit einer ernſten Verbeugung trat Simon Zirndorfer vor Ulrich, nahm das ſchwarze Sammtkäppchen vom Haupte und ſprach mit einer etwas unſicheren, ſchwankenden Stimme: „Ihr ſeid zwar nicht geladen zu dem Verlobungsfeſte meiner älteren Tochter, doch nenne ich Euch darum nicht minder willkommen in meinem Hauſe, nur muß ich Euch bitten, Euch der Sitte zu bequemen und den Hut vom Haupte zu nehmen, als wie es einem Gaſte im fremden Hauſe und unter friedlichen Gäſten gebührt."

Während dieſer Rede hatte der alte Zirndorfer das Käppchen wieder aufgeſetzt, der Derrsdorfer aber riß es von ſeinem Haupte und warf es zu Boden. Seinen Hut noch tiefer in die Stirne drückend, rief er, daß es im Saale wiederhallte: „Ich ſcheere mich den Teufel um Euren Brauch und Sitte, wir wollen uns vergnügen, und ſind gekommen, dem jungen Brautpaar, das der Himmel mit rüſtigen Nachkommen ſegnen möge, unſern Servus und Glückwunſch zu bringen. Heda!" fuhr er zu den Spielleuten fort: „Ihr

hausbäckigen Lungerer, ſpielt uns einen alten Reydowak auf, der gefällt mir beſſer, als Eure hölzernen, bocksſteifen Menuetten."

Die Spielleute wagten es nicht, dem Befehle des übermüthigen Derrsdorfer's Folge zu leiſten; Ulrich ſchlug aber an die roſtige Stahlſcheide ſeines Schwertes, daß es klirrte und rief donnernd: „Wollt Ihr aufſpielen? oder ich ſpiele Euch eines zum Tanze auf, daß Ihr an mich denken ſollt, ſo lange Ihr lebt!"

Die Spielleute gehorchten, eine allgemeine Furcht hatte ſich ihrer bemächtigt und während ihnen dichter Angſtſchweiß von der Stirne träufte, erſcholl ein luſtiger Reigen von dem erhöhten Platze herab, wo die Spielleute ſaßen. Die Frauen und Mädchen hatten ſich todtenblaß in die äußerſten Enden und Winkel des in orientaliſchem Geſchmacke reich mit Divans und allem Luxusgeräthe verſehenen Saales zurückgezogen. Von dem blaſſen Teint der orientaliſchen Frauen wiederſtrahlte im märchenhaften Feenglanze der reiche Gold- und Silberſchmuck und der elfenweiße Nacken wurde bei den Meiſten durch äußerſt koſtbare Perlen gehoben. Die dunkelglühenden, ſchwarzen Gazellenaugen der Mädchen überſtrahlten den Flimmer der Diamanten, die in das rabenſchwarze Haar geflochten waren. Ueberſchön leuchteten die glutvollen Augen, da Thränen der Angſt in dem dunkeln Flammengrunde derſelben zitterten.

Mit möglichſt zierlichem Anſtande trat Ulrich von Derrsdorf vor die ſchöne Eſther, die zitternd vor dem Wüſtlinge daſtand, und ſie zum Tanze auffordernd, ſchob er den Bräutigam, der Einſpruch thun wollte, zur Seite. So thaten die meiſten ſeiner Gefährten, während die anderen Tiſche und Stühle zerſchlugen und wild durch einander lärmten und tobten. Jubelnd in ungemeſſener Luſt flog der Derrsdorfer dahin, ein Mädchen nach dem andern zum Tanze auffordernd, es war ein Bild des tollſten und ausgelaſſenſten Treibens. Laut erſcholl das troſtloſe Jammern der Frauen, die Verwünſchungen der arg verhöhnten und verſpotteten Männer.

Der Gersweiler hatte indeß im tollſten Uebermuthe ein Fenſter aufgeriſſen und ſchrie: „Halloh, Ihr Herren, werft das Volk herunter, daß ſie die Hälſe brechen; Muſikanten ſpielt einen Todtentanz auf, damit ſie wiſſen, daß ihr letztes Stündlein geſchlagen hat. Heda, Ihr knickerigen Ströſche und Gäuche, Ihr ſollt auch tanzen, will ſagen, aus dem Fenſter heraus!"

Und er erfaßte den Hausherrn, riß ihn nach dem Fenſter und an ſich hinauf. Vergebens bat der alte Zirndorfer auf ſeinen Knien um Barmherzigkeit; vergebens verſprach er, Alles Unrecht an dem Gersweiler wieder gut zu machen; vergebens boten die reicheren unter den Gäſten große Löſeſummen; Ulrich lachte in wilder Freude, und würgend hielt der Gersweiler ſeinen Feind umfaßt. In einem Nu waren alle Fenſter des Saales aufgeriſſen, ein entſetzliches Geſchrei ertönte von allen Seiten, die Muſik war verſtummt, die Spielleute hatten ſich geflüchtet, die Frauen waren zitternd in die Knie geſunken und rangen jammernd die Hände.

Von Gersweiler's Hand ergriffen, wagte der unglückſelige Zirndorfer keinen Widerſtand, der grimmige Grobſchmied riß den Zitternden, der todtenbleich mit der letzten Kraft der Verzweiflung ſich an das Fenſtergeſimſe anhielt, bei den Haaren empor. In der fürchterlichſten Todesangſt klammerte ſich der Zirndorfer mit den Nägeln ſeiner Finger an die Steinbrüſtung, daß das Blut herausdrang aus den Fingerſpitzen; der Gersweiler riß ihn empor, hoch in die Luft und mit den Worten: „Stirb, alter Geizhals!" ſchleuderte er ihn auf das harte Pflaſter der Steingaſſe hinab. — Ulrich brüllte vor Luſt und aus allen Fenſtern flogen die Gäſte. Die Ruheſtörer, etwa zwanzig an der Zahl waren wol der Zahl der Gäſte lange nicht gewachſen, aber Uebermuth und Weinluſt trieb ſie an und wild zertrümmerten ſie alles Geräthe und riſſen die Frauen bei den Haaren empor und traten die reichen Edelſteine mit Füßen. Ein entſetzliches Zetergeſchrei tönte von allen Seiten des Saales; Mord, ſcholl es im ganzen Hauſe, Mord auf der Straße; und vom Rathhauſe her nahte, geholt von den zum Tode erſchreckten Dienern des Hauſes die Schaarwache. Fackelſchein glänzte von weitem und röthete den Platz.

Der Bräutigam hatte mit mehren andern, wehrlos, wie ſie waren, indeß einen verzweifelten Kampf mit dem Derrsdorfer begonnen, als Gebhard von Sittengrün plötzlich ſchrie: „Laßt ab, es iſt Zeit, den Rückweg zu ſuchen, denn dort nahen die Rathsknechte, halloh! fort, laßt los, laßt los!"

Wildfluchend bahnte ſich die Rotte einen Weg durch den Saal und ſtürzte die Treppen hinab. Schon war die Wache faſt am Zirndorfer'ſchen Hauſe, ſchon hörten die fliehenden Ruheſtörer die Stimme der Knechte und Fackelſchein leuchtete in ihre dunkelglühenden, trotzigen Geſichter.

„Fliehe, wem ſein Leben lieb iſt!" — rief der Sittengrün, aber ſchon waren die Häſcher nahe und einer legte Hand an den Grobſchmied. Mit einem Schlage hieb der Derrsdorfer den Arm des Knechtes ab, daß er mit dem Schwerte zu Boden ſank. Furchtbar heulte der Knecht auf vor Schmerz. Die Schaarwache drängte ſich an die Ruheſtörer; dieſe waren an Zahl überlegen und ein kurzer, aber deſto blutigerer Kampf entſpann ſich. Gebhard von Sittengrün blutete aus einer tiefen Stirnwunde und rief: „Rette, wer ſich retten kann!"

Links und rechts flog die wilde Rotte auseinander, nur der Gersweiler aus mehren Wunden blutend, blieb zurück. Mit letzter Anſtrengung ſeiner Kräfte floh er dem Platze zu, aber auch hier ſtanden Knechte. Schon waren die Verfolger wie Wölfe in ſeinem Nacken, ſchon hörte er ihre Stimmen, ſeine Bruſt zerſprang faſt vor übermäßiger Anſtrengung, ſchon ſchwanden ſeine Kräfte, ſeine Sinne waren betäubt — da erblickte er die Thürme des Franziskaner-Kloſters — und wie ein zum Tode geſcheuchtes und gehetztes Reh nahm er ſeinen Lauf dahin. Schon war es ſpät, die Kloſterpforte gewiß geſchloſſen, der Pförtner ſchlief; und die Knechte auf ſeinen Ferſen, — Henkersbeile ſeine Strafe, — wenn ſie ihn erreichten; nur einige Schritte und die Halle des Kloſters wäre erreicht geweſen. — In der Pfortenſtube brannte noch Licht, ſchon lief Gersweiler langſamer, ſchon keuchte er mühſam, ſein Weib, ſeine Kinder, ſein Leben, das Beil des Henkers über ihm... die Knechte einige Schritte hinter ihm... wie Wölfe, die Zähne in ſeinen Nacken ſchlagend — es überlief ihn ſiedendheiß, — mit letzter, verzweifelter Kraft lief er, daß das Herz hochaufpochte in fürchterlich raſchen, erſtickenden Schlägen, und das Blut ſeine Adern zu zerſprengen ſchien.

„Hieher, mein Sohn, hieher nimm Deinen Lauf!“ rief es plötzlich aus der Pforte des Kloſters, denn der Laienbruder hatte gemahnt durch Gersweiler's Hilferuf die Pforte geöffnet und hielt eine kleine Blendlaterne in der Hand. „Hieher, hier iſt Rettung!“

Gersweiler rannte vorwärts, der Schweiß stromweiſe auf ſeinem Antlitz, die Thränen ſtürzten gewaltſam aus ſeinen Augen, die Knechte hinter ihm her, ſchon hatten ſie ihn erreicht ſchon ſtreckte der nächſte von ihnen ſeine Hand nach ihm aus; ein, zwei Sätze und Gersweiler ſank zum Tode ermattet an den Kloſterbruder nieder und auf das kalte Steingetäfel der Halle hin.

„Gebt ihn heraus, den Mörder!“ riefen die Knechte.

„Zurück von der Freiung! Hier iſt Kloſterfreiheit!“ rief der Mönch, „er hat ſich in unſern Schutz begeben und keine Macht dringt in dieſe Mauern.“

Und er verſchloß die Pforte des Kloſters.

Ein einziger Mann lebte unter den Juden in Eger, den der allgemeine Haß des Pöbels nicht traf; es war Lazar Oppenheimer aus Augsburg, der nach dem Tode ſeines Weibes ein ziemlich ſtilles Haus in dem Bindergäßchen bewohnte. Er hatte ein einziges Kind; Judith war ein Engel an Güte, die dem Vater die Laſten des nahenden Alters tragen half, aber auch bei den Chriſten der Stadt beliebt war, denn kein Armer, kein Unglücklicher ging unbeſchenkt oder ohne Troſt an den Pforten ihres Hauſes vorüber, darum war ſie auch in ganz Eger nur unter dem Namen die ſchöne Samariterin bekannt.

Nur ſelten verließ ſie das Haus ihres Vaters und auch an jenem verhängnißvollen Abende bei Zirndorfer's war ſie daheim geblieben, den alten Vater zu pflegen, der oft an ein ſchmerzliches Krankenlager gebunden war. Mit rührender Sorgfalt pflegte ſie ihn ſodann, mit ausdauernder Kindesliebe trug ſie jede der Launen, die dem Alter eigen iſt, und las jeden leiſen Wunſch in des Vaters Zügen, bevor er ihn noch ausgeſprochen hatte. So war es auch erklärlich, daß Lazar Oppenheimer an ſeinem Kinde mit einer faſt übermenſchlichen Liebe hing und oft betheuerte, ſie ſei ein Engel Gottes, der auf Erden ſichtbar wandle, um Andere zu beglücken.

Sein innigſter Wunſch war, ſein Kind einſt in den Armen eines Mannes zu wiſſen, der ſie ſo beglücken würde, wie ſie es verdiente; aber ſo oft er dieſen Punkt berührte, ſchüttelte Judith das ſchwarzgelockte Haupt, das die Schwärze des Ebenholzes beſchämte, und gar wunderlieblich zu dem blendenden Weiß ihres vollen Nackens, ihrer ſchöngeformten Arme ſtand. Sie verſicherte, ihren Vater nie verlaſſen zu wollen, auch könnte ihr keiner der Jünglinge ihres Stammes gefallen, die ſie bisher hatte kennen gelernt.

Eine Zeitlang hatte Freundſchaft den Reiz der Häuslichkeit verſchönt, denn Robert Neuburg hatte Haus und Tiſch des alten Oppenheimer getheilt, und war bei dem Alten wegen ſeinen feinen Sitten und wegen ſeines für Robert's hohe Jugend überaus ruhigen und würdevollen Benehmens gar lieb und gern geſehen. Judith wußte nicht, wer und woher Robert eigentlich war; deſto öfter aber ſprach ſie von ihm, als er nach Welſchland gereiſ't war, um dort an der berühmten Hochſchule zu Bologna den Studien obzuliegen. Er hatte mehre Male geſchrieben ſeit den zwei Jahren, wo er Oppenheimer's gaſtfreies Haus verlaſſen hatte als ein zarter Jüngling, und jedesmal ſprachen ſeine Briefe den innigſten Dank gegen Oppenheimer und die aufrichtigſte Verehrung für Judith aus. — Oftmals meinte der Alte launig, dieſe Verehrung wäre ſchon etwas mehr als das, und Judith erröthete ſodann bis an die Stirn.

Dann meinte aber der Alte, es wäre ſchon Alles recht, wenn Judith nur nicht — Judith wäre!

„Was meint er nur damit?“ dachte dann oft das Mädchen und legte die kleine Hand auf's klopfende Herz.

Eines Abends brachte der Vater wieder ein Schreiben Robert's, das er über Nürnberg von einem alten Geſchäftsfreunde erhalten hatte, denn alle Verbindungen mit Welſchland gingen damals über Mailand und Nürnberg oder Augsburg.

Der Sohn ſeines Nürnberger Freundes, der die ältere Zirndorfer heiraten ſollte, hatte es mitgebracht und kurz vor ſeiner Verlobung mit Eſther Zirndorfer dem alten Oppenheimer übergeben. — Es war ein artiger, junger Mann von feinen Sitten und vielem Anſtande, der in Frankreich und Welſchland geweſen war und auch Robert Neuburg kennen gelernt hatte.

Er überſtrömte in Lobeserhebungen des Jünglings und höher ſchlug Judith's Herz, höheres Roth färbte ihre Wangen und ihr Auge leuchtete in ungetrübter reiner Freude, als ſie des Lieblings ſo vortheilhaft erwähnen hörte.

Der junge Nürnberger erwähnte nebenbei auch ſeiner Freude, mit Zirndorfer in nähere Verbindung zu kommen und ſchilderte die Freuden ſeiner Zukunft und das Liebesglück, ſo er durch Eſther zu erlangen hoffte, mit glühenden, lebhaften Farben.

„Ach, wen wird nur Robert wählen, wenn er einmal —“ ſprach das ſchöne Judenmädchen halbleiſe, vor ſich hin und dunkle Purpurröthe flammte über ihre Lilienwangen, denn der Vater hatte den leiſen Ausruf nicht überhört und ſprach lächelnd: „Ja, wärſt Du nur nicht meine Judith!“ — Das Mädchen ſah verſchämt vor ſich nieder und dachte im Innerſten ihres Herzens: „Der böſe Vater! Was er nur immer damit ſagen will?!“ — Und doch ſchien ſie ihn dieſesmal errathen zu haben, ohne es jedoch zu wagen, ſeinen Worten eine nähere Deutung zu geben.

In Zirndorfer's Hauſe herrſchte eine große Trauer; der alte Zirndorfer hatte an jenem grauenvollen Abende ſeinen Stolz mit dem Leben gebüßt und war mit zerſchmetterter Hirnſchale in's Haus gebracht worden und die Verlobung des jungen Brautpaares, die ſo ſchrecklich unterbrochen wurde, mußte jetzt natürlich noch um einige Wochen verſchoben werden. Der junge Nürnberger hatte ſeinen Vater davon benachrichtigt und dieſer verſprach dasmal ſelbſt bei der Feier des Feſtes zu ſein und das junge Brautpaar nach Nürnberg heimzugeleiten. Der Bräutigam bot indeß Alles auf, ſeine Braut und ſeine künftige Schwägerin während der Trauerzeit zu zerſtreuen und zu tröſten.

Seit jenem tragiſchen Auftritte in der Steingaſſe lebten die Juden der Stadt in ſteter Angſt und Beſorgniß. — Wol waren mehre der Aufruhrſtifter entflohen und man wagte es nicht, offen gegen ſie zu verfahren, denn es waren einige Edelleute darunter, und auch des Gersweiler's konnte man nicht habhaft werden, denn die Mauern des Kloſters

boten ihm eine ſichere Schutzwehr. — Deſto öfter waren jetzt die Verſammlungen in der Weinſtube zum „lahmen Landsknecht", und triumphirend radamontirte der Derrsdorfer; denn trotz dem er an jenem Abende ſelbſt zwei der Gäſte zum Fenſter hinausgeworfen hatte und einer davon todt auf dem Platze liegen blieb, ging er doch frank und frei herum. — Nur dem Gersweiler, den man als den Mörder des alten Zirndorfer bezeichnete, ſpürten die Häſcher emſig nach, denn ein hoher Preis war auf ſeinen Kopf geſetzt, den Mancher von ihnen gern verdient hätte.

Gersweiler aber wagte ſich nicht heraus, denn die Häſcher umſpähten die erſte Zeit das Kloſter faſt täglich, erſt ſpäter ſchienen ſie läßiger zu werden und ihre Verſuche endlich ganz aufzugeben.

Tapfer wurde bei Wolfsbergers getrunken; von einer Zahlung war nie die Rede und wollte Herr Wolfsberger auch manchmal einen Einſpruch thun, ſo mußte er ſchweigen; denn Frau Cordula bedeutete ihm, wie es ſeinem Hauſe nur zur Ehre gereichen könne, ſo tapfere Helden mit ſeinem Weine zu bewirthen, wie Herrn Ulrich von Derrsdorf. Das Sammtkleid ſogar, in das ſich der ſtattliche, mannhafte Ritter an jenem Abende mit ſeinen Sporen verwickelt hatte, war vergeſſen, denn ſeitdem ließen ſich die Zirndorfer'ſchen Töchter nur ſelten auf der Straße ſehen und auch die Trauung war zum großen Leidweſen des ungeduldigen Bräutigams verſchoben worden, worüber ſich Schön-Elſe in ihrem Krämerladen am Steinthore herzinniglich freute; denn ſie meinte, für die hochnäſige Eſther ſei der feine, artige Reichsſtädter denn doch zu gut und artig.

Auch der Gersweiler ſah jetzt manchmal aus ſeinem Verſteck heraus, wenn ihm auch die Knechte auf der Ferſe waren, ſo oft er ſich außer der Umfriedung des Kloſters ſehen ließ, was aber nur bei ſpäter Nacht geſchah.

Seine Zunftgenoſſen hatten ſich ſeines Weibes und der verlaſſenen Kinder angenommen und manchmal wagte er es, von Nacht und Dunkel begünſtigt, beim Weinküper zu erſcheinen, wo ihn ſtets ein luſtiges Halloh ſeiner Freunde und Genoſſen empfing. Er war durch ſein Unglück ein Gegenſtand allgemeiner Theilnahme im Wolfsberger'ſchen Hauſe geworden. Doch ſo oft er auch ſeinen Kummer durch Wein und Scherz betäuben wollte, that es ihm doch wehe, ſein Weib und ſeine Kinder nicht herzen zu können und ein Verwehmter, Abgeſchiedener unter Lebenden wohnen zu müſſen. Mit einem hohen Schwure vermaß ſich der Derrsdorfer, ſich und Alle an der Brut zu rächen, wie ſich nur Zeit und Gelegenheit bieten würde und faſt kein Tag verging, wo nicht die Juden in ihren Häuſern geneckt wurden.

Niemand wagte eine Rüge und ſo blieben die Dinge beim Alten.

Aengſtlich waren die mehrſten der Eingewanderten in ihren Häuſern, und beſonders des Nachts wagte es Keiner auf die Straße zu gehen. Alle Judenhäuſer waren Nachts feſt verſchloſſen, die Fenſter verhängt und verrammelt.

Nur Oppenheimer's Thüre ſtand ſtets offen, denn Niemand dachte daran, den Mann zu kränken, der ſeine Glaubensgenoſſen gar oft zur Milde vermahnt und den Armen Gutes gethan hatte, und deſſen Kind geſegnet wurde von Jung und Alt.

Es war in den erſten Tagen des Dezembermonats, ein kalter, trauriger Abend! die Veſperglocke ötte herüber von der Dominikanerkirche und die Beter gingen fromm und andächtig über die Straßen. Sehnſüchtig ſah Judith aus dem Fenſter ihrer Stube, in das der Winter zierliche Eisblumen geprägt und gezeichnet hatte, und malte mit dem kleinen Roſenfinger Robert's Namen in die feſtgefrorenen Scheiben.

Die letzten Beter waren ſchon zur Veſper gegangen und der Wind trug auf ſeinen Schwingen die feierlich brauſenden Klänge der Orgel herüber, Judith hörte den frommen Geſang, wie Geiſterchor ſchwoll das majeſtätiſche Gebrauſe der Orgel an und verſchmolz mit dem ſanften, herzerhebenden Geſange der Chriſtenſchaar, die auf ihren Knien lag und zu Gott betete.

Ein ſüßer Schmerz durchzuckte das Gemüth der Jüdin und die feierlichen Klänge wiederhallten in ihrem Herzen, daß es in Wehmuth verging.

„Ach, wer auch ſo beten könnte," flüſterte das Mädchen leiſe vor ſich hin, „wenn ſie klingen die majeſtätiſchen Töne der Orgel! Wie glücklich ſind Jene, ſie haben einen Troſt, ſie können leben und lieben, kein Zwang bindet ſie, ihre Mädchen ſind nicht gehaßt und verachtet, wie wir armen Kinder! Ach, nun weiß ich es wol, was der Vater immer meint, o könnte ich nur einmal, ein einzigesmal ſo fromm ſein und gut, und ſo beten wie ſie!"

Indeß die Töne der Orgel begeiſternd und herzerhebend herüber klangen, legte Judith die glühende Stirne an die kalten Fenſterſcheiben und heiße Thränen netzten ihr Auge.

„Ach, verlaſſen und allein!" ſprach ſie weinend, „o es thut weh', ſo ganz allein zu ſtehen in der Welt!"

In dieſem Augenblicke ſchlang ſich ein Arm um ihren Nacken, ſie fühlte ſich an ein Herz gezogen, das an ihrem ſchlug, auf ihren Lippen brannte ein Kuß.

„Judith, meine gute Judith, verlaſſen? Nein, das biſt Du nicht, haſt Du nicht mich?"

„Robert, mein guter, theurer, mein ſüßer Robert!" ſprach das Mädchen und der ſüße Wonneſchauer der erſten, ſeligen Liebe trocknete raſch ihre Thränen. Sie hing an ſeinem Halſe und duldete es, daß er ihre Lippen, ihr Auge, ihren Nacken mit Küſſen bedeckte.

„Mein guter Robert!" ſprach das Mädchen unter glühend innigen Küſſen, „Du haſſeſt mich nicht, weil ich Judith heiße, wie der Vater ſtets meint! Sieh', nächſt meinem Vater habe ich nur mehr Dich auf der Welt, mein guter, guter Robert, mein Leben, mein Alles!"

„So liebſt Du mich?" fragte Robert leiſe dringend.

„Mehr als ich ſagen kann" flüſterte das Mädchen und verbarg ihr Haupt verſchämt an ſeiner Bruſt.

Die Veſper war vorüber, die letzten Töne der Orgel brauſ'ten aus, ſinnend erhob Judith daß ſchöne Lockenhaupt und wies nach den heimkehrenden Frommen.

„Sieh'ſt Du, mein Robert, die ſind glücklich, denn Troſt und Freude wohnt in ihren Herzen; ach, wäre ich eine von Denen, dann könnte ich ewig Dein ſein und Niemand würde mich haſſen!"

Oppenheimer trat in dieſem Augenblicke in die Stube und mit einem herzlichen Ausrufe der Freude umarmte der Jüngling den Greis.

Unvermuthet war Robert aus Welſchland zurück-

gekehrt, um ſeinen Pflegevater, der ihn auch in der Ferne immer ſo reichlich unterſtützte, zu überraſchen. Er hatte Nürnberg auf ſeiner Reiſe beſucht, aber der alte Moſes Avando war verreiſ't, ohne daß Jemand wußte wohin und der Sohn des Hauſes, hieß es, den er in Bologna hatte kennen gelernt und den er trotz der Glaubensverſchiedenheit wahrhaft hochſchätzte, war in Eger bei ſeiner Braut.

Robert hatte ſeine Reiſe beſchleunigt; ſein erſter Gang in Eger war nach dem wohlbekannten Hauſe ſeines Pflegevaters, zuerſt wollte er den großmüthigen Freund und die Genoſſin ſeiner Jugendjahre wiederſehen; dann fragte er nach dem jungen David Avando.

In wenigen Umriſſen ſchilderte ihm Oppenheimer die traurigen Ereigniſſe der letzten Zeit und der Jüngling ſchwur tieferregt von den Gräueln, das Haus ſeines Freundes nicht zu verlaſſen, bis die Gefahr vorüber wäre, die ſeinen würdigen Freund, ſo wie das Haupt ſeiner geliebten Judith immer noch treffen konnte.

„Für uns fürchte nichts!“ ſprach Vater Oppenheimer, „die Hand der Böſen hat Ehrfurcht vor der Tugend und ihre Frevel gehen ſtill an den Häuptern der Guten vorüber. Sprich' Robert, was für ein Böſewicht müßte es ſein, der meiner guten Judith etwas zu Leide thäte?“

Es war Freitag und der Sabbath-Abend nahte.

Die chriſtliche Hausmagd trat herein und brannte die Kerzen der ſiebenarmigen Sabbathlampe an. Eine behäbige Flamme loderte in dem weißen Kamine, der Boden war friſchgebohnt, der runde Tiſch wurde mit feinem, weißen Zeuge bedeckt und hell ſtrahlten die ſieben Lichter der Lampe von der Decke und beleuchtete gar freundlich und friedlich das ſtille, wohnſame Zimmerchen.

Auf Geſtellen an der Wand ſtanden ſeltene, fremdländiſche Pflanzen, die mit ihrem Dufte das niedliche Zimmer ſchwängerten und feine Meiſterwerke deutſcher und italieniſcher Meiſter zierten die Wände. Die Magd brachte die ſchweren ſilbernen Leuchter mit den hellbrennenden Wachskerzen und ſtellte ſie auf den Tiſch.

Oppenheimer ſprach in einem herzlich zutraulichen Tone, während er ſeinen jungen Pflegebefohlenen zum Sitzen nöthigte: „Sei nochmals herzlich gegrüßt in meinem Hauſe, erleuchte Dich der Geiſt des Herrn und folge Dir ſein Segen auf allen Deinen Wegen!“

Er ſprach ein leiſes Gebet vor ſich hin, dann fuhr er zu Robert fort: „Nimm vorlieb mit einem ſchlichten Mahle, wie mein Haus Dir bieten kann, nach alter Sitte unſerer Väter, die alle jetzt in Gott ruhen!“

Die Sabbathmagd brachte die feinen, ſchmackhaften Gerichte von Judith's Hand zubereitet und Oppenheimer wies dem Chriſtenjüngling einen Platz neben ſeiner Tochter an.

„Mögeſt Du ſtets Wohlgefallen an uns finden!“ ſprach der würdige Greis, „noch jemals in Haß und Abſcheu Dich von uns kehren, denke vielmehr, wir ſind Kinder Eines Gottes und Eines Erdballs und ſollen uns Alle mit herzlicher, wahrer Liebe umfaſſen; denn nicht das Wort iſt es, das uns glücklich macht, der Glaube an den Einen Gott der thront über dem leuchtenden Sternenzelt, und die wahre, ewige Liebe des Herzens!“

Tiefbewegt drückte der Jüngling die Hand des wackeren Greiſes. Judith horchte aufmerkſam den Worten ihres Vaters; er ſprach ihr ja aus tiefſter Seele und fühlte ſie es doch, daß nur die Liebe es iſt, die glücklich macht. Das fühlte ſie lebhaft und ſie hätte es Robert gar ſo gern geſagt, wie lieb ſie ihn hatte! Judith legte ihrem Liebling das Beſte ihrer Speiſen vor und freute ſich, wenn er die Zubereitung lobte und hoch über jene Welſchlands erhob.

Es war ſchon ziemlich ſpät, als der Weinbecher an die Reihe kam und Greis und Jüngling von Gegenwart und Vergangenheit ſprachen. Auch auf die Familienverhältniſſe Robert's kam die Sprache; ein Punkt, den der zartfühlende Greis äußerſt ſelten zu berühren pflegte, theils um nicht Wunden in dem Herzen des Jünglings aufzureißen, theils um den Sohn nicht zum Haſſe gegen ſeinen unglücklichen, leichtſinnigen Vater zu bewegen. — Judith nahm innigen Antheil an dem Schickſal Robert's, das deuteten die Silberthränchen, die verſtohlen aus dem ſchönen Auge auf das beſcheidene Hauskleid perlten.

„Es war,“ ſprach Oppenheimer unter andern, „ein gutes Weib, Deine Mutter! Ich habe ſie als Kind gekannt, wie ich einſtmals bei Deinem Großvater in Prag war, der ein tüchtiger Arzt ſeiner Zeit war und ein wackerer Mann, eben ſo wie Dein Urgroßvater, dem Gott heute einen freundlichen Abend ſchenken möge, wofern er noch lebt. Ich habe damals Deine Mutter als Kind auf meinen Armen gewiegt, jetzt ruht ſie freilich im kalten Schooß der Erde! Es war ein unglückliches Weib! Und von Deinem Vater haſt Du nie etwas gehört, noch geſehen?“

„Nie, ſeit ich Prag verließ!“ ſprach der Jüngling, tiefen Schmerz im Auge.

„Wie wir drei ſo in Frieden beiſammen ſitzen und der Herr uns heute einen frohen, glücklichen Abend beſchieden hat!“ ſprach Oppenheimer nach einer ziemlich langen Pauſe ſchmerzhafter Rückerinnerungen, „nur Einer fehlt uns noch, der alte Rabbi Sichem, der Dich mir geſchickt hat; er war es ja, der Dich in mein Haus gebracht und wäre er nicht geweſen, dann hätten wir einen guten Menſchen weniger kennen gelernt auf dieſer Erde! Ich bin ihm großen Dank dafür ſchuldig, denn es gibt wenig wahrhaft edle Herzen in der Welt und einen guten Menſchen finden, iſt bei jetziger Zeit ein großer, ich möchte ſagen, der größte Gewinn!“

Leiſe drückte Judith Robert's Hand und ſchmiegte ſich, dem Vater in's freundlich ernſte Auge blickend, freudeſelig an Robert's Bruſt.

Der Alte betrachtete die Beiden und ein freundlich ſchmerzliches Lächeln flog über ſein würdevolles Antlitz.

„Wie Ihr da bei mir ſitzt, meine theuern Kinder,“ ſprach er gerührt, „da bebt mein altes Herz noch einmal wonnevoll, ich möchte Euch Beide immer ſo glücklich wiſſen, wie jetzt, denn bei dem ewigen Gotte, Ihr verdient es gewiß. Ach, meine Tochter wäreſt Du nicht — oder könnteſt Du, Robert,“ — der Greis ertappte ſich hier auf einem eigenen Gedanken, aber plötzlich mit der Hand über die Stirne fahrend, ſprach er ſchwermüthig: „nein, nein, es iſt nichts — es kann nicht ſein!“

Der Greis verſank in tiefes Nachdenken, während die jungen Leute ſinnend zu Boden ſahen.

Nach einer neuen Pauſe, worin vielleicht ein gleiches Gefühl drei Herzen beſtürmte, die einander ſo innig ver-

wandt waren, sprach Oppenheimer gleichsam, um das Gespräch auf einen andern, schon früher besprochenen Gegenstand zu leiten: „Wo mag der alte Rabbi weilen, seit ihn, wie ich weiß, jenes große Unglück in Prag getroffen, wol irrt er ohne Heimat und Obdach in ferner, fremder Welt herum und ahnt es nicht, daß heute drei Menschen seiner in Sorg' und Liebe gedenken. Ich gäbe viel darum, wenn er jetzt so zu uns käme."

„Der Friede sei mit Euch!" sprach plötzlich eine tiefe Stimme. Die Thüre war leise aufgegangen und bleich und kummervoll, den silberweißen Bart bis zum Gürtel hinabreichend, stand der Rabbi Sichem an der Thüre und breitete die Arme aus. Hinter ihm stand sein treuer Diener Manasse mit einem schweren Packe.

„Freund! Bruder! Willkommen in meinem Hause!" rief Oppenheimer und schloß den Freund seiner Jugend an's Herz. Schnell geleitete der Greis den Greis nach seinem eigenen Sitze und mit rührender, treuer Sorgfalt bediente er seinen Gast nach alter Sitte des Orients.

Robert bedeckte die Hand des Urgroßvaters mit Küssen, war auf seine Knie gesunken und hielt sein greises Haupt in den Armen, drückte es an Brust und Herz. Auch Judith empfing ihn von der anderen Seite und streichelte mit den sammtweichen Händen die kalte Wange des alten Mannes.

Der Greis sprach, sich erholend, mit schwacher Stimme; während Thränen seinem verloschenen Auge entströmten: „Nicht hoffte ich am Rande meines Grabes so viele Liebe zu erleben! Nicht Dich, mein Sohn, hier zu finden! So viele Freude in einer Stunde, es ist zu viel für mich armen, alten, schwachen Mann!"

Thränen erstickten seine Stimme. Mit rührender Sorgfalt umgaben ihn der Enkel seines Sohnes und Oppenheimer mit seiner Tochter. Auch dem alten Diener wurde alle Aufmerksamkeit geschenkt und er genöthigt, am Tische Platz zu nehmen.

„Nun möge mich der Herr in Frieden eingehen lassen," sprach der gerührte Knecht, „wo ich meinen Herrn geborgen weiß vor der Gewalt des Bösen!"

Nachdem der Rabbi sich erholt und etwas genossen und vom Weine getrunken hatte, erzählte er, wie er seit seiner schmachvollen Wegweisung von Prag heimatlos herumgeirrt wäre von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, wie der flüchtige Ahasverus; überall war ihm die Kunde seiner Schmach vorangeeilt selbst an die entferntesten Orte, so daß es schien, als hätte Silvandro sich alle Mühe gegeben, den Greis auch in der Ferne zu lästern. Er hatte sein Hab' und seine kostbaren Bücher bei seiner Abreise durch Manasse gerettet, obwol Silvandro darauf angetragen hatte, sie zu verbrennen, indem er vorgab, daß sie Zauberformeln und Beschwörungen der bösen Geister enthielten. Sie waren sein höchster, theuerster Schatz. Da beschloß er, den gelehrten Moses Avando in Nürnberg zu besuchen, an den der Brief Silvandro's gerichtet war, den er gefälscht hatte, um zu erfahren, was für Gründe den rachedürstigen Spanier bewogen hätten, den Nürnberger in sein Geschick mit zu verflechten. Avando war bereits von Prag aus von dem Vorfalle unterrichtet, und nahm Sichem auf das Freundschaftlichste auf.

Hier erfuhr der Greis den Zusammenhang der ganzen Sache. Avando hatte früher zu Segovia gelebt, wo damals auch Silvandro unter dem Namen Nathan Warcher gelebt und sich eines betrüglichen Bankerottes schuldig gemacht hatte, der mehre der angesehensten Häuser zu Sturze gebracht hatte. Mit teuflischem Neide betrachtete Warcher den Reichthum seiner Genossen, namentlich Avando's und er scheute keine Mittel, sich in den Besitz fremder Reichthümer theils durch Betrug, theils durch Gewalt zu setzen.

Mehre angesehene junge Leute verschwanden spurlos, mehre Tage später fand man ihre nackten Leichen auf offenem Platze, ja selbst Avando wurde eines Abends meuchlings von zwei Vermummten überfallen. Die oft wiederkehrenden Mordthaten hatten ihn Vorsicht gelehrt und die Dolche der Meuchelmörder glitten gefahrlos an einem Blechpanzer ab, den er unter seinem Kleide trug. Avando rief um Hilfe; der eine der Meuchelmörder entkam, Avando hielt den Andern fest, bis seine Leute kamen. Hartnäckig läugnete dieser, selbst als er zwei Tage hinter einander die härtesten Grade der Folter ausstehen mußte; erst am dritten Tage, als man seine Glieder gewaltsam aus ihren Fugen riß und zerrte, gestand er bezwungen von den gräßlichen Schmerzen, er habe viele Mordthaten in Gemeinschaft eines Genossen auf Warcher Befehl verübt. Schnell ward nach Warcher gesandt, aber dieser hatte schon den Tag zuvor Gelegenheit gefunden, mit seinem Genossen zu entkommen. Dem Meuchelmörder wurde sein Lohn, er wurde auf öffentlichem Platze aufgeknüpft. Alle Nachforschungen nach Warcher schienen vergebens; Avando hatte sich indeß nach Deutschland übersiedelt, wo den fremden Juden große Vortheile sich darboten, die ihre Reichthümer herüberbrachten. Avando hatte sich in Nürnberg ansäßig gemacht und große Verbindungen mit den größten Handelshäusern angeknüpft. Auf einer Geschäftsreise nach Frankfurt war es, daß ihm plötzlich Nathan Warcher auffließ, schnell hatten sich Beide erkannt, Warcher war im Getümmel der Menschenmenge auf der Mainbrücke verschwunden. Er mußte einen neuen Namen angenommen haben, denn als ihn Avando von den Gerichten verfolgen ließ und man erst nach mehren Tagen von seinem Wohnorte und jetzigem Namen Kunde erhalten hatte, war er bereits aus Frankfurt verschwunden. — Als Rabbi Sichem den Spanier so treu beschrieb, daß kein Zweifel über seine Person obwalten konnte, zweifelte Avando keinen Augenblick, daß Silvandro niemand Anderer sei, als derselbe Nathan Warcher aus Segovia.

Jetzt lag es am Tage, daß Warcher-Silvandro den Brief nur deshalb geschrieben hatte, um den Rabbi zu verderben, als auch seine Rache an Avando zu kühlen. Des Rabbi Unschuld an dem Schreiben war nun erwiesen. Avando beschloß, nach Prag zu reisen, um den elenden Silvandro zu entlarven und der Strafe der Gesetze zu übergeben und erbot sich auch, ein Fürsprecher für Sichem's Unschuld zu sein.

Dankbar nahm Sichem dieses Anerbieten an, wies aber den Antrag Avando's, der den unglücklichen Greis schnell liebgewonnen hatte, ihn nach Prag zu begleiten entschieden zurück. Nie wollte er mehr die Stadt betreten, wo die Brüder seines Glaubens ihn entehrt, beschimpft, gelästert, sein greises Haupt mit Schmach und Schande beladen hatten.

Avando hielt Wort und reiſ'te nach Prag. Sichem, der in Nürnberg erfahren hatte, daß der junge Avando ſeine Verlobung mit Zirndorfer's Tochter in Eger zu feiern gedenke und noch keine Ahnung von den Vorfällen der letzten Zeit hatte, beſchloß indeß, nach Eger zu reiſen. Er berührte mehre Städte der Pfalz, alte Freunde und Jugendgenoſſen beſuchend und näherte ſich der Stadt in kleinen Tagreiſen.

Eine Zeitlang war er in Nürnberg geblieben, bis Avando von Prag zurückkam, dann reiſ'te er.

Silvandro war, ſo erfuhr er, derſelbe Nathan Warcher, den Avando geſucht hatte, und als er den Vorfall anzeigte und die Wache in das Haus des Spaniers drang, hatte dieſer, auf eine unbegreifliche Weiſe gewarnt, es kaum vor einigen Minuten verlaſſen. Man fand Papiere in ſeiner Wohnung, die über viele ſeiner Schandthaten Aufſchluß gaben, eine bedeutende Summe an Gold und Silber, ebenſo reiche Vorräthe an Schmuck und Edelſteinen, was der Flüchtling in der Eile nicht fortbringen konnte.

Auch Rabbi Sichem's Ring hatte ſich unter dem Schmucke gefunden und diente nun als ein klarer Beweis der Unſchuld des Rabbi. — Aus der Wohnſtube des Juden ging ein Streifen, auf dem Papiere und Wechſel und Goldſtücke zerſtreut lagen. Vermuthlich hatte er in der Eile mehres zu ſich geſteckt und einiges verloren. Ein Fenſter des Hintergebäudes ſtand offen, durch das er offenbar ſeinen Verfolgern entkommen war.

Jede weitere Spur ſchien verloren, Silvandro von der Welt verſchwunden. — Rabbi Sichem war gerechtfertigt, er hatte aber einen heiligen Eid geleiſtet, nie wieder zurückzukehren an die Ufer der Moldau und ſo blieb ſeine Wohnung, die ſeit ſeinem Verſchwinden aus Prag für ehrlos galt und leer und offen ſtand, während Raben und Geier darin niſteten, auch jetzt verlaſſen.

Der Greis ſchloß ſeine Erzählung und ſchon war die Nacht tief hereingebrochen, als ſich Oppenheimer zur Ruhe begab und ſeinen Gäſten ihre Lagerſtätten anwies. Lange währte es, ehe der Schlaf Robert's Auge ſchloß, der mit inniger Liebe Judith's gedachte.

Kaiſer Karl der Vierte hatte ſich mit Anna, der Tochter des Pfalzgrafen Rudolph bei Rhein zum zweiten Male vermält, da ſeine erſte Gattin Blanka unverſehens geſtorben war. Nichts glich der Pracht, mit welcher der Einzug der neuen Königin in der Moldauſtadt gefeiert wurde.

Ein zahlreiches Gefolge war dem Paare gefolgt, unter denen ſich viele aus dem Kreiſe der Genoſſen Johann's von Lurenburg befanden. Manchem von ihnen war es gelungen, ſich durch die Aufnahme in's Heer wieder emporzuhelfen und von drückendem Mangel befreit zu werden.

Unter dieſen war auch der heißblutige Wenzel Falke und Georg von Neudeck. Ein enges Freundſchaftsband ſchien dieſe beiden Männer zu umſchlingen und Georg ſchien den Tod ſeines Weibes bei Spiel und Zechgelage längſt vergeſſen zu haben und ſtieg auch zuweilen ein Gewiſſensſchauer wie mahnender Ruf durch ſeine Seele, ſo wußte Wenzel Falke die trüben Gedanken gleich zu verſcheuchen, und nannte ihn einen empfindſamen Narren.

Selten trat Maria's bleiches Bild vor ſeine Seele, nur als er Prags ehrwürdige Thürme wieder ſah, als die Moldau zum erſten Male wieder ihr breites Silberband vor ihm aufrollte, da gedachte er Maria's. Sie war hinüber; wußte er doch nicht einmal, wo ſie ruhte, noch konnte er ihr Grab aufſuchen; denn er hatte ſie im Tode verlaſſen. Das wüſte Treiben der Genoſſen verſcheuchte bald wieder dieſe wehmüthige Rückerinnerung und wich den Spöttereien Wenzel Falke's, der es weder der Zeit, noch dem Schickſale übel nahm, daß er nur ein gemeiner Kriegsknecht war. Wenzel Falke war eine rohe, derbe, ſorgloſe Natur.

Mit lautem Jubel wurde Karl von Herren und Bürgern empfangen und Alles beeilte ſich, dem guten Fürſten Huldigungen darzubringen. Auch die Judenſchaft Prag's brachte einen kunſtvollen, goldenen Ehrenbecher mit koſtbaren Perlen und Edelſteinen ausgeſchmückt, ein prachtvolles Meiſterwerk jener Zeit, dem Könige zum Geſchenke dar. Mit Huld und Güte nahm der König die Klagen und Beſchwerden der Judenſchaft entgegen, die er beſchützte, um ſo mehr, da ſie zu jener Zeit in den meiſten Städten Deutſchlands mit Feuer und Schwert verfolgt wurden. Der Aberglaube des Volkes ſchrieb ihnen Unthaten zu, an die die Vernünftigeren nie gedacht hatten, ja ſogar die alten Märchen von Vergiftungen der Brunnen und kühnen Beraubungen tauchten wieder auf. Karl wollte durch den huldvollen Schutz, den er den arg Bedrängten angedeihen ließ, dieſe Behauptungen zu Schanden machen.

In dieſer Zeit war es, daß ein dunkles Gerücht gegen die Rechtlichkeit Silvandro's ſich zu erheben begann und im Stillen wußte der kluge Spanier ſeine Maßregeln zu nehmen. Der alte Avando war ſelbſt von Nürnberg nach Prag gekommen und kaum hatte er ſeine Klage vorgebracht, als Silvandro durch Georg gewarnt, auf ſeine Sicherheit dachte. In ſteter Geldverlegenheit waren Georg die Geldſäcke Silvandro's ein erwünſchter Spielraum, umſomehr da er von Sichem's Verweiſung Kenntniß erhalten hatte und den Zuſammenhang der Dinge ahnte. Silvandro hatte ſchon einige Male den ungeſtümen Dränger entſchieden zurückgewieſen, dieſer drohte das Geheimniß zu entdecken und zum erſten Male in ſeinem Leben erblaßte der abgefeimte Schurke. Mit ſchwerem Golde mußte er Georg's Verſchwiegenheit erkaufen, ja ſeine Wuth ſogar hinter einer freundlichen Maske verbergen, wollte er nicht entdeckt, der allgemeinen Verachtung und einer noch härteren Strafe überwieſen werden.

Durch Georg wurde er von Avando's Ankunft und deſſen ſchwerer Anklage unterrichtet und ſogleich traf er ſeine Anſtalten. Kurz bevor die Wachen ſein Haus beſetzten, kam Georg zu Silvandro und in dem Augenblicke, wo ſie die Hausthüre erbrachen, entkam Silvandro aus einem Fenſter des Hintergebäudes.

Bleich vor Wuth und Grimm mußte er ſehen, wie ſein Sündengeld, an dem blutige Thränen zahlloſer Unglücklichen klebten, in fremde Hände kam und kaum war es ihm gelungen durch das offene Fenſter in's Freie zu gelangen, als er auch ſchon die Stimmen der Suchenden in ſeinem Zimmer vernahm.

Kein Ausweg blieb ihm, keine Rettung, jede Flucht ſchien unmöglich, vor und hinter ihm die Diener des ſtrafenden Geſetzes, angſtvoll ſah Silvandro nach einem Schlupfwinkel. Eine einzige Hausthüre ſtand weit offen, die Niemand betrat, denn das Haus galt für ehrlos und

ſeit Jahren hatte kein Fuß es betreten. Es war die verlaſſene Wohnung des unglücklichen Rabbi Sichem.

Silvandro ſchauderte, als ſein fliehender Fuß die Schwelle des verhaßten Hauſes betrat; aber hier ſuchte ihn Niemand, das Haus war ehrlos und ſelbſt der ärmſte Knecht würde es nicht betreten haben.

Die Fenſter waren leer und verſchlagen, der Wind hatte ſeit Jahren ſein Spiel damit getrieben und Raben und Schwalben hatten ihre Neſter an den Niſchen gebaut.

Hohl wiederhallte Silvandro's Fußtritt in den leeren Hallen; Niemand begegnete ihm dort, Spinnen woben ruhig ihre Netze an den Wänden, die Thüren der Gemächer ſtanden weit offen. Silvandro ſtürzte durch mehre Zimmer, betrat bleich das hinterſte, erſchöpft zitternd. Seine Knie ſchlotterten, ſein Auge war vor Angſt weit aus ſeinen Höhlen hervorgetreten, ſeine Haare waren geſträubt, von Weitem ſchlug der Tumult der Kriegsknechte an ſein Ohr, es konnte doch ſein, daß ſie das Haus durchſuchten und dann war er rettungslos verloren! Sein Blick fiel auf ein lebensgroßes Bild, das von einer Wand herunterging, — es ſtellte einen Mann in der ſchönſten Blüte der Jahre vor. Entſetzt prallte Silvandro zurück, ein heftiges Zittern befiel ihn, es war ihm, als wäre ihm dieſes Geſicht ſchon irgendwo vorgekommen in fernen, fremden Ländern, er wollte fliehen und wieder zog es ihn zu dem verhängnißvollen Bilde. Mit einem teufliſchen Lächeln ſchien ihm das Haupt entgegenzugrinſen, wie das Haupt der Meduſe ihm entgegenzuſtarren mit Schlangenhaaren, und Blut ſtrömte aus ſeinen Augen — wahnſinnig vor Ahnung und Entſetzen ſchlug Silvandro mit der Fauſt nach dem Bilde und rief: „Zur Hölle mit Dir, Verfluchter!“ als es durch die gewaltſame Erſchütterung eine Sekunde lang verſchoben ſich hin und her bewegte und eine große Oeffnung in der Wand ſichtbar wurde.

Ein plötzlicher Strahl der Freude zuckte über das matte, abgeſpannte Geſicht des Juden und mit dem Ausrufe: „Dank' Euch, Ihr Geiſter der Hölle, ich bin geborgen!“ zwängte er ſeinen Körper durch die Oeffnung. Er befand ſich in einem kleinen, runden Gemache von Säulen getragen, bedeckt mit koſtbaren Teppichen. Schwere Vorhänge von Damaſt hingen vor den Niſchen und koſtbare Vaſen ſtanden auf Eichentiſchen. Die Blumen, die darin geweſen, waren zu Staub zerfallen. Ein tiefes Dunkel herrſchte in dem Gemache, das nur durch ein einziges Fenſter in einer auf der Wölbung des Gemaches angebrachten Kuppel ein düſteres, ſchwermüthiges Licht erhielt. Es war das allergeheimſte Gemach des Rabbi und alles faſt noch in derſelben Ordnung, in der er es verlaſſen hatte.

Plötzlich ſchlug ein Geräuſch von vielen Stimmen an ſein Ohr, es kam immer näher und näher. — Schon waren die Häſcher faſt an dem Gemache, wo Silvandro zuletzt geweſen, ſchnell richtete er das Bild, daß die Oeffnung gedeckt wurde und ſchlüpfte hinter einen der Vorhänge. Athemlos glitt er nieder, er glaubte faſt ſein Herz ſchlagen zu hören, ſeine Pulſe fieberten, ſeine Nerven zuckten ängſtlich, ſeine Augen waren ſcheu geſchloſſen, als er mit einem dumpfen Schrei auffuhr. Er hatte etwas Kaltes gefühlt, ſtarr wie ein Leichnam. Der Jude öffnete die Augen, ſie fielen auf einen Sarg, der in der Niſche lag und eine ſchwarzbraune Mumie in ſich ſchloß. Der Sarg war mit ſchwarzem Sammt behängt, der bis zum Teppich herabhing. Von der Decke leuchtete eine Ampel, in der ein ewiges Feuer brannte. Das Gewölbe der Niſche lief in einen ſchmalen Hintergrund aus, und eine Thüre ſchien in ein neues Gemach zu führen.

Unheimlich brannte das Feuer der Ampel und beleuchtete die ſtarren, braungelben Züge der Mumie. Entſetzt fuhr Silvandro zurück, denn der Leichnam ſchien ein Auge zu öffnen und die Glieder, die ſeit Jahrtauſenden in fernen Schooß der Pyramiden der ewige Schlaf gefeſſelt hielt, zu regen und zu ſtrecken.

Es war eine Seltenheit des Todes, ein Monument jahrtauſendjähriger Gräber, das der Rabbi hier aufbewahrt und gewiß wußte er das Geheimniß, ein ewiges, unverlöſchbares Feuer zu entflammen, denn wer konnte die Todtenlampe mit neuer Flamme nähren und pflegen, da Sichem ſeit mehren Jahren von Prag entfernt war? Ein kalter Schauer rieſelte durch Silvandro's Gebein, er kauerte neben dem Sarge nieder. Schon ſchlugen die Stimmen der Verfolger an ſein Ohr, ſie durchſuchten das Gemach; aber Niemand dachte daran, das geheimnißvolle, bergende Bild wegzuſchieben. — Angſtvoll zählte Silvandro die Minuten, bis es in den vorderen Gemächern leiſe wurde; dann wagte er ſich aus ſeinem Verſteck heraus. Scheu ging er nach dem runden Gemache zurück und unterſuchte die Schränke, in denen meiſt Bücher ſtanden in einer ihm fremden, unverſtändlichen Sprache. Nichts war, das ſeine Sucht nach Geld befriedigte, ſein Auge durchſpähte jeden Winkel, er durchſuchte jedes geheime Fach, es war nichts darin, als Bücher, Pergamentblätter, werthloſe Gegenſtände.

Die Niſche fiel ihm wieder ein, auch die Thüre, die in ein neues Gemach führen mußte. Gewiß, ging ſie nach einem Orte, wo der Rabbi ſeine Schätze aufbewahrt hatte, und daß ſie noch dort waren, dafür ſprach der Umſtand, daß Rabbi Sichem zu ſchnell von Prag verſchwunden war, als daß er an die Wegſchaffung ſeines ganzen Eigenthums hätte denken können. — Doch in der Niſche lag die Leiche des Aegyptens; es war ſo fürchterlich unheimlich darin, das Licht brannte verrätheriſch und düſter herab, er wollte trotzdem hinein, aber eine unerklärliche Scheu hielt ihn zurück. Und wieder zog es ihn mit magnetiſcher Gewalt nach dem Gewölbe; ſcheu trat er hin, zog den Vorhang zurück, aber Entſetzen feſſelte ſeine Schritte, es war ihm, als ſtünde der tauſendjährige Aegypter in ſeinem Todtenſchrein auf und winkte ihm drohend mit den ſtarren, feſtausgeprägten Geſichtszügen, an denen der Tod vorübergegangen war ſeit Jahrtauſenden, ohne ſie verwiſchen zu können.

„Willſt Du mich äffen, Geſpenſt der Hölle!“ rief Silvandro ſcheu, „gönnſt Du mir nicht das Gold, das in jener Kammer unbenützt verroſtet; biſt Du ſo geizig, verfluchtes Todtenbild, daß Du den Eingang bewachſt — drohe nicht — ich fürchte Dich nicht — hörſt Du — ich nicht — gönne Dein Gold den Lebenden, todter Popanz! — Mein gehört es, mein!“ —

Mit erhobener Hand riß Silvandro den Vorhang auf und ſtürzte bebend in die Niſche. Seine Knie ſchlotterten, die Angſt färbte ſein Geſicht aſchgrau. Den Blick feſt geheftet auf die Mumie des Aegypters wankte er nach der Thüre zu: „Gold!“ rief er: „Gold!“ und ſank erſchöpft an der Schwelle nieder. Sie war verſchloſſen! Drei

rieſenſchwere Schlöſſer ſpotteten jeder Anſtrengung, die Thüre war von Eiſen, mit überfeſten Dauben und Klammern verwahrt. „Verflucht!“ ſchrie Silvandro und mit den letzten Kräften überreizter Wuth riß er an den ſchweren Schlöſſern, ſie höhnten jeder Erdenkraft und ſchlugen klirrend an die ſchwere Eiſenpforte an.

„Den Schlüſſel her, den Schlüſſel!“ brüllte Silvandro wüthend, „hier iſt Gold! Gold! Gold! O jahrtauſendjährig aufbewahrte Schätze, mein ſollt ihr ſein, müßt mein ſein, wenn mein Schädel nicht vertrocknen ſoll im Wahnſinn! Ich will euch löſen aus eurer Haft, ihr theuern Schätze!“

Weit hervor trat ſein Auge, wie das eines Wolfes in ſeiner Gier, ſeine Hände zitterten, ſeine Lippen bebten konvulſiviſch und ein weißgrauer Schaum bedeckte ſeinen Mund. Wie ein Raſender ſtürzte er nach dem Rundgemach zurück und wüthend riß er die Schränke auf, zerbrach die geheimen Läden und Fächer, wühlte unter Pergamenten und Büchern, zertrümmerte die kleinen Käſtchen, die hie und da auf den Tiſchen lagen. Sie enthielten nichts als in unverſtändlichen Hieroglyphen beſchriebene Blätter.

„Teufel, den Schlüſſel! O Mord und Tod, ich finde ihn nicht!“ rief er mit wahnſinnigem Gelächter, „ich will hinein und müßte ich meinen Kopf an dem Eiſenthor zerſchmettern!“

Wüthend ſtürzte er nach der Niſche zurück, hell brannte die Ampel auf und grimmig drohten die Züge des uralten Aegypters.

„Was drohſt Du mir, abſcheuliche Fratze!“ rief Silvandro, „ich fürchte Dich nicht, todter Popanz! Schlaf' Deinen Schlaf nur ruhig weiter und gib Deine Schätze mir, mir; der darnach dürſtet, der vergehen muß ohne ſie! O nur eine Woge gib mir, Teufel, aus dem Meere jenes Reichthums! Alter Rabbi, nur einen Tropfen aus der Phiole der Goldtinktur, die Du hinter dem plumpen Eiſen verborgen haſt!“

Wüthend riß er an den Eiſenklammern. „Rabbi, nur einen Tropfen, ich beſchwöre Dich! Laß mich ein, bei den hölliſchen Mächten in dieſe ſüßen Pforten!“

Die Thüre ſpottete jeden Verſuches ſie zu öffnen.

„Ich will den Schlüſſel nicht, ich will die Schlöſſer ſprengen, und wenn das Hirn aus meinem Schädel ſprizt, ich will, ich muß den Goldquell finden!“

Es war, als rauſchte und wogte es in dem Gewölbe der Niſche, wie Flüſtern von hundert Geiſtern. Vor ihm, neben ihm, unter ihm hüpften aus der Erde geſpenſtige Kobolde mit grasgrünen, verzerrten Larven und leuchtenden Augen, wie Karfunkel, daß der enge Raum wie mit tauſendfachem Lichte erhellt war. Die Wände ſtrahlten von Gold und Demantſchein; die Ampel ſchien zu flammen wie geſchmolzener Kryſtall und Demant, und koſtbare Perlen fielen von der Decke des Gewölbes nieder.

„Teufel, gib mir Gold, Gold, bei Deiner finſteren Macht, beglücke mich nur mit einem Strahl!“

Er riß verzweifelt an der Eiſenpforte, ſein Blut ſtrömte heiß durch alle Adern, eine wahnſinnige Glut ſiedete in ſeinem Haupte, eine fürchterliche Wuth ſpannte ſeine Kräfte zu rieſenhafter Stärke an, jede Muskel trat einzeln hervor an ſeinem Körper vor übermäßiger Anſtrengung; die Schlöſſer wichen nicht.

„Laß mich ein, Joſua Sichem!“ kreiſchte Silvandro heiſer, „laß mich ein; höhnſt Du meine Kraft?! Alter Geizhals; gib mir Dein Gold, Joſua Sichem, Dein Gold, Du weigerſt es? ich verfluche Dich!“

Der Sturm heulte durch das Gemach, der Aegypter ſchien ſich zu ſtrecken und zu dehnen, ſein Auge ſchien klaffend ſich zu öffnen, aus ſeinem ſtarren Munde zuckte es wie Blitz und Flammen, die ewige Ampel verloſch; Silvandro war ſchwach, entkräftet an der ſchweren Pforte niedergeſunken, Blut ſtrömte ihm aus Mund und Stirn. Als er erwachte, fühlte er ein heißes Brennen; er fuhr nach ſeiner Stirne, warm rieſelte das Blut herunter. Die Lampe war verlöſcht, dichte Finſterniß im Gewölbe. Entſetzt, angſtvoll, athemlos lag Silvandro vor der Eiſenpforte auf den Knien, das Mark ſeiner Gebeine ſchien vertrocknet. Er wollte fliehen und konnt' es nicht! — Es war ihm, als fühlte er die kalte Fauſt des braunen Aegypters in ſeinem Nacken, der ihm zurief: „Mörder, Räuber, Verworfener!“ Mit letztem Aufwand ſeiner Kräfte wollte er hinausſtürzen, er tappte in der Finſterniß herum, o Entſetzen — ſeine Hand fühlte die kalte Leichenſtirne des Aegyptiers in ſeinem Sarge!

„Fürchterlicher! Du und immer Du!“ kreiſchte Silvandro heiſer wie ein Rabe, „willſt Du mich äffen, willſt Du mich feige ſchelten?!“

Er tappte weiter, nach einer Weile hatte er den Vorhang erreicht. Er war wieder im Rundgemach. — Ihm gegenüber grinſte ſein eigenes Bild von Wuth, Geiz und Angſt verzerrt, aus einem venetianiſchen Spiegel entgegen, der in die Wand eingefügt war. Eine fahle, aſchgraue Bläſſe deckte ſein eingefallenes Geſicht; dicke, blaue Ringe waren an ſeinen hohlen Augen aufgelaufen, weißgrauer Schaum leckte wie Schlangengeifer um ſeine blaugelben, welken Lippen — von ſeiner Stirne quoll ſchwarzes Blut und dichter Angſtſchweiß rann dazwiſchen von ſeinen Schläfen nieder. — Silvandro erſchrack vor ſeinem eigenen Bilde.

„Spotteſt Du meiner, Teufel?“ brüllte er und wüthend ſchlug er nach dem Spiegel, daß er in tauſend Stücken zerſplitterte und das Glas ſeine Hände blutig riß. Raſend vor Wuth rief Silvandro: „Verfluchter Alter, ſo haſt Du Deine Schätze vergraben, Du mußt ſie geben und müßte ich Dich verfolgen bis in die Eingeweide der Erde!“

Es war Abend geworden, denn die Schatten der Dämmerung breiteten ſich in dem Gemache aus und hüllten die Gegenſtände in ein ungewiſſes Schauerlicht. Silvandro war in ſtarrer Wuth vor einem Lehnſtuhle hingeſunken und brütete dumpf vor ſich hin, während das herabſtrömende Blut an dem reichen Sammtbeſatze klebte. Es war finſtere Nacht, als er ſchen aus ſeinem Sinnen erwachte. Noch einmal fiel ſein Blick auf den Vorhang der Niſche, die das verhängnißvolle Geheimniß barg; er wollte hin, aber die Finſterniß, die verloſchene Ampel, der ſtarre, drohende Aegypter in ſeinem Sarge verhinderten ihn daran. Mit einem fürchterlichen Fluche wankte er der Oeffnung des Gemaches zu, die das Bild bedeckte. Er ſchob es zurück und kroch durch die Oeffnung; dann ſchob er das Bild wieder vor.

Der Mond leuchtete in dieſem Augenblicke in das Gemach und beleuchtete die Züge des Bildes. Silvandro ſtand feſtgebannt vor dem Gemälde, er wollte fliehen; aber Blut und Leben ſchien in die gemalten Züge gekom-

men zu sein, der Mann im Bilde schien zu athmen und sein stechendes Auge hielt den Zitternden wie gefesselt auf einer Stelle, daß er nicht zu entweichen vermochte, als wie vor dem Giftblicke einer Schlange. Ein fürchterlicher Ernst sprach aus den männlich schönen Zügen und die Hand hatte sich, wie drohend erhoben.

Silvandro sah angstvoll nach dem Bilde, er mühte sich sichtlich, etwas aus dieser Physiognomie herauszuspähen, das ihn an Jemand erinnern sollte, den er einst gesehen hatte, und jemehr er hinsah, desto lebhafter erinnerte er sich, diesen Mann schon irgendwo einmal gesehen zu haben. Nur schien er ihm im Bilde weit jünger, weit kräftiger, weit idealer zu sein; als in der Wirklichkeit. Mit einem Male zuckte ein Blitz der Erinnerung durch Silvandro's Seele, er entsann sich, es war — — Angst und Schauer rieselte durch sein Gebein, Frost schüttelte seine Glieder, es war das Bild Samuel Goldstein's, eines jungen Deutschen, der in Spanien etwa vor dreißig Jahren gelebt hatte und dann auf einmal verschwunden war, ohne daß Jemand wußte, wohin. Nur Silvandro hatte Kenntniß davon gehabt — aber wie in aller Welt kam dieses Bild hieher? Wer konnte diese Räthsel lösen? Vergebens suchte Silvandro der magischen Gewalt des Bildes zu entfliehen, die ihn stets in demselben Kreise festhielt; der Mann im Bilde schien sich zu dehnen und zu strecken und mit den Armen nach Silvandro zu langen. Eine fürchterliche Seelenangst bemächtigte sich des grauen Bösewichts, es war ihm, als riefe der ernste Mann ihm fürchterlich drohend: „Mörder! Mörder!" zu und mit der letzten Angst der Verzweiflung stürzte er hinaus, durch alle Gemächer. — Es war ihm, als hörte er Schritte hinter sich her, als riefe es: „Steh', Mörder, steh'!" und entsetzt rannte er durch alle Gemächer, der fürchterliche Spuck immer hinterd'rein. Er warf die Thüren zu, knarrend gingen sie wieder hinter ihm auf und Moder und Leichengeruch folgte ihm. Keuchend stand der Mann im Bilde wieder neben ihm, athemlos, bleich, schweißbedeckt stürzte Silvandro die Treppen hinab, durch die Hallen des Hauses schallte sein flüchtiger Tritt, das Thor war offen, und zum Tode erschöpft, stand Silvandro im Freien. — Er rannte fast leblos an's Ufer der Moldau und erst hier blieb er einige Minuten stehen. Scheu sah er nach dem entsetzlichen Hause zurück, es stand ruhig da und kein Hauch regte sich darin, nur einige Eulen flatterten aus den verfallenen Fenstern auf. Silvandro fuhr mit der Hand über die fieberhaft glühende Stirne und sprach: „Täuschung meiner geängstigten Seele, weiter nichts, — ich war zu feig! Aber ich will doch wieder in die Geheimnisse dieses Hauses eindringen, seine Schätze will ich genießen und koste es mein Leben!"

Nochmals sah er zähneknirschend nach seinem eigenen Hause hinüber, er wagte nicht, es zu betreten und setzte eilig seine Flucht fort. Ein Fischer legte seine Netze nächtlicher Weile in seinem Kahne aus, Silvandro bot ihm einen blanken Thaler und der Fischer stieß vom Ufer ab und ruderte der Kleinseite zu. Der Mond spiegelte sich in den blassen Wellen und beleuchtete den Judenfriedhof und die beiden Häuser Rabbi Sichem's und Silvandro's. Beide waren verlassen! Silvandro knirschte mit den Zähnen und sah wüthend nach Sichem's Hause.

„Und doch muß ich ihn finden!" murmelte er zwischen den Zähnen, „ihn, der Schuld an meinem Unglück ist, er muß mir seine Schätze ausliefern und den Schlüssel dazu und müßte ich ihn —"

Er schauderte bei dem Gedanken zusammen.

Rabbi Sichem hatte unfern von Eger bei dem zur Pfalz gehörigen Städtchen Waldsassen sich niedergelassen. Dort hatte er nahe der böhmischen Grenze ein Häuschen gekauft, in einem jener Thäler des böhmisch-bayrischen Vogtlandes, wo die Natur die Fülle ihrer Reize in vollster Schönheit ausbreitet.

Das Haus lag in einem stillen Waldthale, umsäumt von immergrünen Tannen und Fichten, ein klarer Waldbach umspülte flüsternd mit seinen Silberwellen das Häuschen, das von Tannen und Fichten, wie von einem Kranze umsäumt war. — Von der einen Seite erhoben sich die Berge Pfalzbayerns und die Häuser von Waldsassen breiteten sich weithin aus. Betrat man aber eine nahe Anhöhe, so lag die böhmische Grenzstadt Eger mit ihren Wällen und Thürmen vor dem Auge des Beschauers. Sichem hatte absichtlich diesen stillen, entlegenen Wohnort gewählt, theils um seinen Betrachtungen ungestört zu leben, theils um den Verfolgungen fern zu sein, welche die Bekenner seines Glaubens in Eger fortwährend zu erdulden hatten.

Eine einzige Seele theilte den Ort seiner freiwilligen Verbannung, es war der treue Manasse. Selten nur kam der Greis in dessen Begleitung nach Eger, desto öfter besuchte ihn Oppenheimer und Robert mit Judith. Sichem ahnte das herzliche, innige Verständniß der beiden jungen Leute, nur quälte ihn Sorge für die Zukunft ihrer Liebe; denn nur zu gut sah der Greis das Trostlose, Unglückliche dieser Verbindung ein.

„Du hast keinen Namen!" sprach er einst zu Robert, „wer kennt den Namen Neuburg, den Du führst, seit Unehre und Schmach auf Neudeck's Rufe lastet. Noch hast Du keinen sichern Herd für die Zukunft, darum strebe erst zu wirken und zu gedeihen, und verbanne Wünsche aus Deiner Seele, die nie befriedigt werden können!"

Stumm, ohne zu antworten sah Robert zu Boden.

Wie gerne glaubt ein liebendes Herz an die Gewißheit dessen, was es wünscht, und wünscht, was ihm gefällt, ob es auch noch so unerreichbar scheint.

Sichem lebte ruhig in seinem Waldthale, nur zuweilen besuchte er seinen Freund Oppenheimer. Nicht selten wurde es zu spät zur Heimkehr und freundlich genöthigt, blieb er dann im Hause seines Freundes, wo Judith ihm sein Stübchen mit der Sorgfalt einer treuen Hausfrau bereitete und Robert an seinem Bette saß, bis der Schlaf sein Auge schloß. Gewöhnlich kam am andern Tage Manasse und geleitete seinen Herrn heim. — An einem kalten Winterabend blieb Sichem, freundlich genöthigt, wiederum einmal bei seinem Freunde. — Der Abend verging in traulichen Scherzen und spät geleiteten die Freunde erst den Greis nach seiner Kammer. Vergebens harrte am andern Tage Sichem auf seinen Diener, er kam nicht. Er tröstete sich damit, daß er etwa im Hause Geschäfte habe und wartete von Stunde zu Stunde. Der Mittag kam heran und war schon lang vorüber, als Sichem des langen Harrens überdrüßig, beschloß, sich allein auf den Weg zu machen. Robert wollte ihn begleiten, Sichem

lehnte es ab und machte ſich diesmal allein auf den Weg. — Schon war es ziemlich ſpät geworden und der Abend brach herein, als er ſein Haus betrat. Die Thüre ſtand offen, keine Seele im ganzen Hauſe.

„Er wird im Walde ſein?“ dachte der Rabbi, „oder iſt vielleicht nach Waldſaſſen hinüber. Es wurde ſpäter und immer ſpäter, der Diener kam nicht. Der Rabbi hatte Licht angezündet und ſaß vor einem Buche, indem er emſig las, während ſein Blick zuweilen durch's Fenſter ſchweifte, ob der Diener noch nicht heimkehre.

Da kniſterte es wie Fußtritte eines Nahenden im Vorhofe und näher kamen die Schritte. Schon wollte der Greis das Buch bei Seite legen und dem Diener entgegengehen, als die Thüre aufging und in einen Mantel gehüllt Silvandro vor den Rabbi trat.

Giftiger Hohn ſprach aus ſeinen Zügen und ſein Auge ruhte ſtechend auf dem Greiſe. — Der Spanier brach zuerſt das Schweigen: „Ihr hättet dieſen Beſuch wol nicht erwartet?“

Der Rabbi antwortete mit einer ſtolzen, verneinenden Bewegung des Kopfes; aber ernſt und ruhig: „Ich müßte lügen, wenn ich dies ſagte; noch kann es mich freuen, wenn der mein Haus als Feind betritt, der mich verderben wollte; kommſt Du aber als Freund, ſo ſei willkommen in meinem ſchlichten Hauſe, das jedem Unglücklichen offen ſteht, ja ſelbſt dem Verbrecher, wenn er bereut!“

Sein Blick ruhte bei dieſen Worten ernſt und fragend auf Silvandro.

„Wirklich?“ ſprach Silvandro, „Du biſt ſehr gnädig und ſcheinſt mich gut zu kennen!“

„Beſſer als Du wähnſt! Du biſt Nathan Warcher aus Cadix gebürtig,“ ſprach der Rabbi, „Du warſt in Segovia — Du lernteſt dort Moſes Avando kennen — man hat ſeitdem einen hohen Preis auf Deinen Kopf geſetzt.“

„Haha! So bin ich doch noch eines Preiſes werth, ich habe mein Leben ſchon für drei Maravedis hingeben wollen. Fürchteſt Du mich nicht, Joſua Sichem?“

„Fürchten? Und warum?“

„Haſt Du nie gehört, alter Narr!“ rief der Spanier höhniſch, „daß es Ahnungen gibt, die dem Menſchen Böſes künden und ihn oft im ruhigſten Schlafe aufſcheuchen?“

Würdevoll antwortete der Rabbi: „Ich habe keine Ahnungen und mein Schlaf iſt ruhig, denn ein gutes Gewiſſen iſt mein Pfühl geweſen in Noth und Elend und hat mich aufrecht erhalten vor Verzweiflung. Trübe Gedanken und Ahnungen ſind nur Genoſſen der Böſen, dem Reinen folgen ſie nicht. Ich habe nie Unrecht gethan, darum wird Gott mir einſt barmherzig ſein und Menſchen fürchte ich nicht!“

Der Spanier entgegnete in einem ſchneidenden Tone: „Nun denn, ſo haſt Du mich zu fürchten!“

Es war offenbar, der Spanier ſpielte mit dem wehrloſen Greiſe wie eine Schlange oder ein wildes Thier mit ſeiner Beute und ſchien ſich an ſeiner Qual weiden zu wollen. Nur wollte dieſer Triumph dem teufliſchen Böſewicht nicht ganz gelingen. An dem ruhigen Ernſte des Rabbi, deſſen Mienen ſich unverändert gleich blieben, ſcheiterte die hölliſche Bosheit und die überlegende Rachſucht ſeines Gegners. — Silvandro trat dem Greiſe um einen Schritt näher und ſprach: „Ich habe Dich gefunden, Joſua, und hätteſt Du Dich im Bauche der Erde verkrochen oder im Meeresgrund begraben, ich hätte Dich ergattert und wäre Deiner Meiſter geworden! Du biſt Schuld an meinem Unglück; Schuld, daß ich verfolgt und geächtet bin; Schuld, daß“ — — ſein Auge flammte in ungemeſſener Wuth — „daß ſie jetzt praſſen in meinem Blutſchweiß, daß ſie wühlen in meinem Golde, daß ich ein Bettler bin, flüchtig und verfolgt —“

„Elender!“ unterbrach ihn der Rabbi, „Du wagſt es, mir zur Laſt zu legen, was Du ſelbſt verbrochen; fort hinaus aus meinem Hauſe, oder ich rufe —“

„Kurzſichtiger, Du rufſt vergebens!“ grinſ'te Nathan, „Dein Diener hat keine dienſtfertigen Augen mehr für Deine Befehle; ich habe ſie geſchloſſen!“

„Mörder!“ rief der Greis und trat entſetzt zurück.

„Sei ruhig!“ gebot Nathan, „ich will dasmal gnädiger ſein, als ſonſt; denn mich erbarmt Deines grauen Haares, und bei der ewigen Finſterniß der Hölle, es kommt mir ſelten vor, daß ich ſo menſchlich bin. Benütze dieſe leichte Laune, ich könnte ſie ſonſt bereuen, ich will Dir das Leben ſchenken, wenn Du mir Deine Schätze ausliefereſt. Mich dürſtet nach Gold, ich kann nicht leben ohne Gold und müßt' ich Dich ermorden!“

„Ich habe keine Schätze,“ ſprach der Rabbi, „nach denen Ungeheuern Deiner Art gelüſten könnte; darum ſteh' ab von Deiner Forderung und mehre nicht die Zahl Deiner Sünden mit einem ungerechten Mord!“

„Du willſt mir Deine Schätze verläugnen, alter Geizhals; glaubſt Du denn, Du wirſt ewig leben?“ ſprach Silvandro wüthend. „Gib mir den Schlüſſel zu der geheimen Thüre des Gewölbes, in Deinem Hauſe.“

„Wie?“ rief der Rabbi, „Du haſt mein Haus betreten, Du biſt eingedrungen —“

„Ja, verwünſchter Knicker! ich kenne Dein Geheimniß.“ — Silvandro's Augen ſtrahlten hier in Luſt und wilder Gier, „ich kenne den Ort, wo Du Deine Schätze birgſt, gib den Schlüſſel —“

„Ich habe keine Schätze dort für Dich und täuſchen würdeſt Du Dich, ſo Du das Gemach beträteſt.“

„Den Schlüſſel gib, ſag' ich, oder Du haſt gelebt!“ brüllte Silvandro zitternd vor innerer Aufregung.

„Den Schlüſſel hab' ich nicht!“ ſprach Sichem ruhig, „mein armer Manaſſe hat ihn bei meiner Flucht in die Moldau geſchleudert, auf daß nie profane Füße das Grabmal meines Vaters entweihen ſollen, zu dem jene Pforte führt!“

„Das lügſt Du, verfluchter Greis!“ ſchrie Nathan, „Du haſt Dein Gold dort verborgen, den Schlüſſel ſag' ich Dir, gib mir den Schlüſſel!“

Der Rabbi beharrte bei ſeinem Ausſpruche; der Spanier wüthend vor Zorn faßte den ſchwachen Greis an der Bruſt und ein ungleicher Kampf entſpann ſich.

Warcher hatte ein blinkendes Meſſer geſchwungen, der Rabbi in der Angſt des Todes entriß es ihm und ein wüthender Kampf begann um die Waffe. Die Hand des Greiſes blutete, denn die Sehnen waren zerſchnitten, indem Nathan ihm das Meſſer entwand. Jauchzend brüllte der Elende, indem er Sichem's Herz durchbohrte und zu wiederholten Malen in ſeine Bruſt bis an's Heft ſtieß, daß die hellen Blutſtrahlen emporſprangen.

Der Greis lag am Boden, ſeine Miene war drohend, auf ſeinen Lippen ſchien ein Fluch über ſeinen Mörder zu ſchwe-

den, der emsig das Geräthe des Hauses durchsuchte. Nirgends war eine Spur von dem verhängnißvollen Schlüssel.

Wüthend zerraufte Nathan sein Haar und wälzte sich wie ein Wahnsinniger am Boden. Als er aus seinem entsetzlichen Beginnen wieder zu einigem Bewußtsein gelangt war, durchsuchte er Alles noch einmal; er fand nichts, als eine ziemlich bedeutende Summe in Goldstücken und einige Bücher mit seltsamen Charakteren, die er mit sich nahm und dann schnell das Haus des Schreckens verließ.

In dem Hause Oppenheimer's war die tiefste Trauer, wer hätte geahnt, daß der Allen so theure Greis so enden sollte! Man sprach in Eger von nichts als von der Ermordung des friedfertigen Rabbi und eine Zeit lang hielt man allgemein Manasse für den Thäter, da er spurlos verschwunden war. Das Erstaunen und die Vermuthungen mehrten sich aber, als man diesen einige Tage später ebenfalls ermordet und mit Wunden bedeckt in dem Walde zwischen Waldsassen und Eger traf. Vermuthlich hatte er seinen Herrn von Eger abholen wollen und war unterwegs meuchlings überfallen und getödtet worden. Von dem Mörder war keine Spur aufzufinden, nur ein einziges Merkmal gab eine leise, ferne Andeutung.

Manasse mußte sich verzweifelt gewehrt haben, denn seine Hände waren fest geballt und hielten ein kleines Büschel grauer Haare. Wahrscheinlich hatte er im Todeskampfe sich an seinen Gegner fest angeklammert, der somit schon ein alter Mann gewesen sein mußte. Aber wer konnte es gewesen sein? Vergebens bot Oppenheimer Alles auf, den Thäter zu erforschen, vergeblich waren die Nachforschungen der Gerichte und wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, sprach man einige Tage von dem Morde, dann ging die Sache allmälig in Vergessenheit und wenige Wochen darauf, war kaum mehr die Rede davon. Man hatte den alten Rabbi und seinen Diener vergessen. Nur drei Menschen trauerten aufrichtig, der alte Oppenheimer, seine Tochter und Robert Neuburg.

Der alte Avando hatte sich mehrere Tage in Eger aufgehalten, um bei der Verlobung seines Sohnes mit Esther Zirndorfer zugegen zu sein und hatte das junge Paar nach Nürnberg mitgenommen. Mit herzlicher Theilnahme schied der junge Avando von Robert, den er in der kurzen Zeit seines Hierseins noch lieber gewonnen hatte, und Esther schied gerne von einem Orte, wo sie Alles an das traurige Ende ihres unglücklichen Vaters erinnerte.

So war das Haus des alten Oppenheimer wieder so still, wie früher, nur zwei Herzen hatten sich um so inniger an einander geschlossen, Robert und Judith und durchlebten alle Seligkeiten einer ersten, reinen Liebe.

Die Juden wurden nach wie vor verfolgt und geneckt, und seit einiger Zeit war es noch ärger, wie früher. Einige Haufen Reisige waren von Prag hieher gekommen und sollten hier überwintern, um mit Beginn des Frühjahrs nach der Pfalz aufzubrechen. In Bairenth wollte Kaiser Karl sodann selbst eintreffen und in Begleitung eines zahlreichen Gefolges seinen Schwiegervater, den Pfalzgrafen am Rhein, besuchen. —

Lauter denn je, ging es im Hause Wolfsberger's zu, wo Wenzel Falke jetzt das Wort führte. Er schien wohler auszusehen, denn jemals, während sein treuer Gefährte Georg von Neudeck düsterer denn je jene marmorartige Blässe des Gesichtes zur Schau trug, die der stumpfe Genuß und das Uebermaß der Ausschweifungen erzeugt. Sein Wesen war scheu und unheimlich, und nie zeigte er sich öffentlich oder bei Tage, sein einziges Erscheinen war in Begleitung Wenzel Falke's im Wolfsberger'schen Hause und theilnahmlos, apathisch gab er sich den wüsten Freuden toller Gelage hin. — Seine niedergeschlagenen Blicke, sein ängstliches Auffahren mitten im Taumel der Freude, seine welken Züge, das bittere Lächeln um seine Lippen, zeugten von inneren Qualen, die sein Gemüth unaufhörlich zerfleischten; ja er konnte nicht umhin, den letzten edlen Gedanken seiner Seele im Weine zu ertränken. Wenzel Falke war sein böser Dämon und da er ihm die Mittel an die Hand gab, ein freies, genußvolles Leben zu führen, so klammerte er sich nur fester an ihn.

„Wetter!" sprach Wenzel Falke, „Du machst ja ein tragisches Gesicht, als wärst Du ein todtes Standbild unter Lebenden; aber laß sein, ich will Dich bald lebendig machen!"

Der Derrsdorfer lachte. „Wenn nur die Zeit kommt, daß wir die Kerls, die unſ're Geldsäcke geplündert haben, von uns wieder einen Besuch bekommen!" sprach er, „dann wollen wir aufräumen unter dem verrosteten Golde, daß es eine Freude sein soll. Ihr sollt Euch dann auch wieder einmal freuen, Freund Georg."

„Ich?" entgegnete dieser, „ich freue mich über nichts mehr!"

„Ei, zum Teufel warum das?" sprach Falke, „Du lebst, und lebst gut; hast vollauf zu trinken und bei vollen Bechern kenn' ich keine Klagelieder."

Georg schüttelte das Haupt. „Ja, Du, mit Deiner Ausdauer von Eisen und mit Deinem Herzen von Stein in der Felsenbrust! Wie aber sehe ich aus? Vom Trunk geschwächt, ohne Kraft, ohne Muth; ich habe nicht, wie Du, den unbefangenen Sinn und die Sehnen von Stahl — aber ich möchte mich 'mal mit Blut volltrinken nach Herzenslust, damit frisches Blut in meine matten Adern kommt; jetzt kann ich nicht leben, nichts denken, nichts fühlen."

„Was brauchst Du zu fühlen?"

„Ach, Du weißt wol," entgegnete Georg schwermüthig, „daß ich immer nur Eines denke, daß ich einen Schmerz fühle, einen brennenden, stechenden Schmerz —"

„Das Judenweib, nicht wahr; das liegt Dir immer noch im Sinne?"

Georg's bleiches Gesicht röthete sich, seine Stirnader schwoll an, sein Auge brannte düster: „Ich kann sie nun einmal nicht mehr aus dem Kopfe bringen! Immer steht ihr bleiches Bild vor mir — Thränen entströmen ihren hohlen Augen, sie ringt jammernd die Hände — oh!"

Er verhüllte sein Gesicht und athmete schwer auf.

Die momentane Stille wurde durch ein Geräusch unterbrochen. Der Gersweiler trat hastig ein.

„Wo kommst Du denn her?" fragte Wenzel Falke.

„Aus meinem Versteck! Es ist spät und die Häscher haben sich gewiß schon auf's faule Ohr gelegt!"

„Hei!" rief Herr Wolfsberger, „Ihr geht ja verteufelt sicher zu Werke; seid auf Eurer Hut, es sollte mich verteufelt wundern, wenn sie Euch nicht einmal auf die Fährte kämen!"

„O!“ sprach der Gersweiler, „die haben jetzt ganz andere Fährte! Wißt Ihr's denn nicht, die suchen nach dem Mörder des alten Sichem, der da draußen im Waldsaſſner Walde soll gewohnt haben. Habe ihn nie gekannt, denn ich stecke ja schon Monden lang in der dumpfen Stube und weiß gar wenig von dem, was außer mir vorgeht!“

„Ja, 's hat eine eigene Bewandniß mit der Sache!“ sprach der Derrsdorfer.

„Und habt Ihr schon von dem Sonderling gehört, der das Haus jetzt gekauft hat?“ fiel Gerhard von Sittengrün ein.

„Es soll ein närriſcher Kauz sein!“ sprach der Derrsdorfer. „Er soll sich sehr selten sehen laſſen und allerhand närriſches, verrücktes Zeug angeben; einige sagen, er habe viel Geld und stehe mit dem Böſen im Bunde; aber ich meine schier, 's ist selber der Böſe, denn wenn's nicht der leibhaftige Böſe wäre, thäte er wol nicht in dem verrufenen Hauſe wohnen, wo es des Nachts gräulich spucken soll. Der Rabbi soll des Nachts dort umgehen im weißen Leichenhemde und die Wunden sollen aufklaffen und Bluttropfen das Hemd färben. Der alte Diener soll mit einem Lichte vorangehen und wie es Mitternacht ist, ruft der Rabbi dreimal: „Wehe!“ und ein Donnerſchlag erſchüttert das Haus, daß es in seinen innerſten Grundfeſten bebt; dann aber ist's mit einem Male stille und man hört nichts, als ein leiſes Wimmern. Die Bauern um Waldsaſſen herum erzählen viel von dem Spuck, und Ihr mögt mir's glauben, ich bin sonst ein herzhafter Kerl, aber ich möchte nicht in dem Hauſe übernachten, und wenn der Böſe mir dafür meine Schulden zahlen und meinen verpfändeten Taubenſchlag auslöſen wollte!“

Ein Schauer überlief die Geſellſchaft.

An der Hausthüre hörte man Schläge. Erſchreckt kam der Diener des Hauſes und meldete, die Rathsknechte begehrten Einlaß.

Der Gersweiler wurde blaß wie der Tod.

Gewappnete Knechte drangen in die Stube und der Anführer rief mit lauter Stimme: „Hugo Gersweiler, ich verhafte Dich im Namen des Rathes!“

Der Angeredete zitterte an allen Gliedern, seine Knie ſchlotterten, alles Leben ſchien aus seinem Geſichte entſchwunden. Es war ihm, als triebe ein unſäglicher Schmerz, eine fürchterliche Vorahnung alles Blut seines Körpers, wie tauſend Nadelſtiche nach seinem klopfenden Herzen. Kaum hörbar ſtammelte er: „Ich bin im Schutze des Kloſters, Eure Macht langt nicht an mich!“

„Hier ist kein Aſyl!“ sprach der Rottenführer, „die Freiheit des Kloſters gilt nur im Umkreis seiner Mauern. Da Du Dich freiwillig aus Deinem Schutzort entfernt haſt, so gehörſt Du uns!“

Gersweiler ſank halb ohnmächtig in die Knie. Der Rottenführer winkte, die Knechte faßten den Mann und ſchloßen ihn in ihre Mitte. Mit einem kräftigen Fluche ſprang der Derrsdorfer auf und rief: „Haltet, Ihr verdammten Schnapphähne, wollt Ihr loslaſſen, oder ich will Euch zu Paaren treiben, wie damals.“

Er ſchlug an seinen Schwertgriff, die Knechte wichen beſtürzt zurück.

Der Rottenführer rief: „Mit Euch habe ich nichts zu thun, Ulrich auf Derrsdorf! dieſer da gehört uns, er iſt ein Mörder und Ruheſtörer und hat das Leben verwirkt! Wer ſich aber unterfängt, dem Willen des Rathes entgegenzuhandeln, wird mit dem Strange hingerichtet — ſo iſt der Wille des Geſetzes!“

Der Derrsdorfer ſetzte ſich ſtumm nieder und eine dunkle Zornesröthe überzog sein Geſicht. Die Knechte ſchleppten den jammernden Gersweiler fort.

Einen Augenblick lang ſprach Keiner ein Wort. Endlich ſprang der Derrsdorfer wüthend auf und warf seinen Hut in die Stube. „Mord und Tod! da haben ſie uns unſern beſten Kamaraden weggefiſcht und warum; weil er den alten Zirndorfer zum Fenſter hinauswarf und mich von einem böſen Gläubiger befreit hat. Der Teufel hole den alten Knickebein, daß er herumirre, wie der ewige Jude bis zum jüngſten Gericht!“

„Möchte ich doch, daß Schwefel niederregnete auf das ganze Gezücht und wie Samſon herfallen über das verdammte Wuchervolk!“ rief Wenzel Falke.

Georg ſaß träumeriſch, Falke ſtieß ihm an und rief: „Hans Narr, was möchteſt denn Du?“

Georg ſtierte ihn kalt und theilnahmlos mit den erſtorbenen Augen an: „Was ich möchte? Blut — Blut!“

Sein Haupt fiel vom Weingenuße betäubt auf den Tiſch, Falke rüttelte ihn, er — ſchlief!

Man erzählte ſich in Eger manch' Seltenes über den neuen Bewohner des Waldhäuschens nächſt Waldſaſſen. Niemand wußte genau anzugeben, wer und woher er eigentlich kam. Nur wenige hatten ihn bisher geſehen, nach Eger war er blos zweimal gekommen, das eine Mal als er den Ankauf des Häuschens beſchloß und das Geld dafür den Vorſtänden der Bürgerſchaft auszahlte, zu deren Gründen das Grenzhäuschen gehörte, das andere Mal kam er zu Oppenheimer, bei dem er einige werthvolle, fremdländiſche Goldmünzen umſetzte. Bei dieſer Gelegenheit war Robert zugegen und faßte gleich bei der Erſcheinung des Mannes einen Widerwillen gegen ihn, deſſen Grund ihm unerklärlich war. Je mehr er die ſcharfausgeprägten Züge des Mannes betrachtete, deſſen Phyſiognomie ein unverkennbares, orientaliſches Gepräge hatte, je mehr er dieſen Ausdruck hämiſcher Bosheit und lauernder Tücke in ſeinem Geſichte prüfte, je mehr ſtieg ein eigenthümlicher Verdacht in der Seele des jungen Mannes empor. Er hatte zwar den Fremden nie früher geſehen, aber ſein kahles Haupt trug noch einige ſpärliche, graue Locken und entſetzlicher Verdacht — Manaſſe hatte in ſeinen Händen graue Haare gehalten, die er gewiß während dem Ringen aus dem Haupte ſeines Mörders geriſſen hatte! Sollte er vielleicht? — Doch nein, der Verdacht beruhte nur auf Vermuthungen und würde denn der Fremde das Haus des Rabbi bewohnt haben, wenn er der Mörder geweſen wäre? Aber das ſcheue, ängſtliche Weſen des Fremden, ſein ſchnelles Verſchwinden, als ſein Geſchäft mit Oppenheimer abgemacht war, Alles beſtärkte ihn in einem Verdachte, der vielleicht doch begründet war!

Der junge Mann wurde mit einem Male ſtill und verſchloſſen. Judith und ihr Vater forſchten oft nach dem Grunde dieſer ſonderbaren Erſcheinung, die ſie wol zum Theile ſeiner Trauer um den Rabbi zuſchrieben; Robert antwortete jedesmal ausweichend.

Ohne Oppenheimern etwas über ſeine Vermuthungen mitzutheilen, beſchloß er, ſich ſchnell Gewißheit zu verſchaffen. Er ſchrieb an den jungen Avando mit der Bitte, er möge ihm durch ſeinen Vater nähere Auskunft über Nathan Warcher geben; denn es ſtand feſt in ſeiner Seele dieſer räthſelhafte Fremde war es und Niemand anderer. In wenigen Tagen kam die Antwort von Nürnberg, die Beſchreibung traf zu, die Robert von dem Fremden gegeben hatte. Es war Nathan Warcher.

Triumphirend hielt Robert das Blatt in ſeinen Händen und ging mit ſich ſelbſt zu Rathe, was er beginnen ſollte. Schon wollte er ſeine Vermuthungen den Gerichten anzeigen, aber, war es auch gewiß, daß Warcher die That verübt? Konnte er nicht durch einen ſo fürchterlichen, ſchweren Verdacht einen Unſchuldigen kränken? Er beſchloß ſeinen eigenen Weg zu gehen und ſelbſt zu prüfen, bevor er handelte. — Es hieß, daß der Alte mit einem mürriſchen Diener zuſammenlebe, der vielen Einfluß auf ſeinen Herrn übte und deſſen Handlungsweiſe beſtimmte, leitete und ſorgfältig überwachte. Was aber konnte den Herrn beſtimmen, dem Willen ſeines Dieners Folge zu leiſten, wenn er anders nicht ſein Vertrauter, oder gar der Mitſchuldige geheimer Verbrechen war? — Robert ahnte eine Reihe langer zuſammenhängender Schandthaten und beſchloß ſich ſelbſt hierüber Gewißheit zu verſchaffen. Auf einem gerichtlichen Wege wäre der räthſelhafte Fremde wol ſchwerlich zu einem Geſtändniſſe zu bringen geweſen, zu dem war die Rechtspflege damaliger Zeit und das Vollſtrecken der Geſetzeskräfte noch ſehr langſam; dann lag in den Zügen des fremden Juden ein gewiſſes Etwas, das einen hartnäckigen Willen, eine tiefe Verſchloſſenheit kündete — ein Grund mehr, daß Robert, in ſeiner Anſicht, ſelbſt zu handeln, beſtärkt wurde. — Aber wie ſollte er zu dem Fremden kommen? Ohne Beihilfe des Dieners war es unmöglich, denn dieſer ſchien ſeinen Herrn ſtreng zu überwachen und ſorgfältig jeden neugierigen Beſuch zu entfernen. Vor Allem mußte der Diener gewonnen werden, gleichviel durch welche Mittel — Robert umſpähte mehre Tage das Waldhäuschen, ohne weder des Herrn, noch des Dieners anſichtig zu werden. Ein Zufall führte ihn mit dem Letzteren zuſammen. Es ward ein düſterer, ſchwermüthiger Geſelle, dem Laſter und Verbrechen aller Art auf die Stirne geprägt waren. — Robert fragte, ob er nicht den jetzigen Beſitzer des Hauſes ſprechen könne und eine ſichtliche Verlegenheit gab ſich in dem Geſichte des Dieners kund. Er ſtammelte eine Entſchuldigung, der Hausherr meide jede Geſellſchaft, er könne nicht gut Menſchen um ſich vertragen und lebe ſehr abgeſchloſſen. Robert nahm den Diener feſt in's Auge und verſicherte, er müſſe ihn ſprechen.

„Ich bin," fuhr Robert fort, „der Urenkel des früheren Bewohners dieſes Hauſes, der hier ermordet wurde und wünſchte Aufſchluß zu erhalten, ob nicht gewiſſe Dokumente ſich gefunden haben in dem Nachlaß des Alten, die auf eine gewiſſe Angelegenheit Bezug haben."

Ein leiſes Zucken verrieth die Gemüthsſpannung des Dieners. — Robert fuhr in einer Art von Sicherheit fort: „Auch iſt man dem Mörder auf der Spur."

Der Diener zitterte heftig.

„Ich kenne ihn!" rief Robert mit donnernder Stimme, Du, Du biſt es ſelbſt!"

Dieſe unvermuthete Anrede brachte den Diener aus aller Faſſung. Robert hatte eine ſo imponirende Haltung angenommen, daß der Diener bebend in die Knie ſank und rief: „Um Gotteswillen, ſprecht leiſe, ich will Alles entdecken, was ich weiß!"

Er geſtand, daß der Bewohner des Hauſes Nathan Warcher hieße, daß er ihn ſeit langen Jahren in Spanien kennen gelernt hatte, daß er bei der Ermordung mehrer Edelleute zugegen geweſen ſei, und dieſe berauben half; daß er ſpäter, als der Anſchlag auf Avando's Leben entdeckt worden ſei, mit Warcher nach Deutſchland geflohen, ihm bis Prag gefolgt war. Dort hatte er Warcher mehremale mit Entdeckung gedroht, wenn er nicht ſein Schweigen erkaufte, was der geizige Spanier ſtets mit großem Widerwillen that. Er war ihm bei ſeiner Flucht aus Prag behilflich geweſen, und ihm auch hieher gefolgt, wo er eine reiche Belohnung hoffte, ſich aber in dem Geize des alten Böſewichtes bitter getäuſcht ſah. Oft hatte er ihn verrathen wollen; aber ein Blick auf ſeinen jetzigen, jammervollen Zuſtand hielt ihn immer zurück. An dem Morde des Rabbi läugnete er ſtandhaft, je Theil genommen zu haben.

Robert fragte weiter, was für Art der Zuſtand ſeines Herrn ſei.

„O es iſt entſetzlich!" erzählte der Diener, indem er ſich vorſichtig umſah, ob ihn auch Niemand hörte, „der Herr iſt manchmal fürchterlich erregt und dann redet er irre und benimmt ſich nicht wie ein Wahnſinniger, nein, wie ein Raſender! Um Mitternacht verläßt er gewöhnlich ſein Bette, dann geht er Treppe auf, Treppe ab, und heult und wimmert, daß es einen Stein erbarmen möchte! Ach, edler Herr, ich bin frommer Leute Kind und habe dieſen böſen Juden nie recht leiden können, und nur durch ſchlechte Geſellſchaft kam ich auf Abwege — aber wenn ich den Alten ſo auf dem kalten Fußboden liegen ſehe, mit dem Antlitz auf der Erde und das Getäfel mit ſeinen Thränen netzend, da hab' ich nicht einmal bittere Thränen geweint und an eine ewige Vorſehung und Vergeltung aller Sünden gedacht! Letzthin war es gar böſe, da hielt er ein großes Buch in der Hand und Blutflecken klebten daran. Mein Herr las laut darin, dann zuckte er zuſammen und es war, als ſähe er die Blutflecken und er weinte und wollte mit ſeinen Thränen ſie wegwaſchen und als ich mitleidsvoll hinzutrat, denn unſereins hat denn doch auch ein Herz und fragte: Lieber Herr was fehlt Euch? — da ſchrie er auf! Weh' mir, ich bin verrathen! Ich bin's ja nicht geweſen, ich hab' ihn ja nicht morden wollen, ich wollte nur ſein Gold! — Dann ſtürzte er ohnmächtig zu Boden. Als ich ihn aber zu Bette brachte und er wieder bei ſich war, ſchien er von alle dem nichts mehr zu wiſſen. — Ich habe wol recht böſe geträumt! — ſprach er mit einer Stimme ſanft wie ein Kind, wie ich ſie ſonſt nie von ihm gewohnt war und erhob ſich ganz kraftlos — ſag', mein guter Joſeph, hab' ich nichts geſprochen? — Nicht das geringſte, Herr! verſicherte ich. — Doch, doch von unſern Mordthaten — von unſern Sünden in Spanien, wollt' ich ſagen! Nicht das geringſte, Herr! ſagt' ich. — Oder — er ſah ſehr ſcheu um ſich — von dem alten Rabbi. — Auch nicht — ich müßte ja lügen. — Doch, doch! verfluchter Schurke, Du lügſt! rief er. — So mir Gott in meiner letzten Stunde einſt meine Sünden verge-

den mag, ich habe nichts gehört; — betheuerte ich. — Der Alte ſah mich durchdringend an mit großen Augen und fing mit einem Male an bitterlich zu weinen. — Du biſt glücklich, Joſeph! Dir wird Gott vergeben — aber mir — mir — mir — ich habe Wehrloſe getödtet! Joſeph, weißt Du, was ein ſolcher Mord iſt? — Dort ſteht er noch und droht und hebt die Hand — o ich bin verworfen und verflucht! — Er verbarg ſein Haupt in die Kiſſen, ich hörte ihn weinen. Nach einer Weile raffte er ſich auf und ſprach, wie ſich beſinnend, ganz ſcheu: Hab' ich etwas geſprochen, Joſeph! Hat es Jemand gehört? — Ich ſprach dasmal die Wahrheit: Niemand außer mir, Señor Warcher! — Verfluchter Schurke, was nennſt Du mich bei dieſem Namen! Ich bin nicht Warcher, nicht Silvandro — hörſt Du — ich bin namenlos — — ja, namenlos unglücklich! — ſetzte er düſter hinzu. — So trieb er es eine Weile fort, bis er einſchlief. Seine Träume waren ſchrecklich, er bat unaufhörlich um Gnade. Am andern Tage iſt er gewöhnlich ſehr krank und vermag kaum das Zimmer zu verlaſſen; er verwünſcht es, daß er das Haus bewohnt, aber ich glaube immer, daß er ſeine guten Gründe hat, warum er hier bleibt, denn es hat mir oft geſchienen, wenn er ſo im Irrſinn ſprach, als ſuchte ſein Auge nach Etwas, oder als wollte er Etwas finden und dabei ſprach er immer von Gold und Schätzen und ſein Irrſinn ſpiegelte ihm einen böſen Geiſt vor, der ſie bewachte: dann verlangte er nach einem Schlüſſel, oder was weiß ich. Mir aber, lieber Herr, iſt ſeitdem der Aufenthalt in dieſem Hauſe eine wahre Qual geworden und längſt ſchon hätte ich es verlaſſen, wenn mich nicht der Jammer meines Herrn gerührt hätte!"

Der Diener ſchloß ſeine Erzählung mit dem Ausdruck tiefſter Reue und beſchwor den Jüngling, den kranken, hilfloſen Greis zu ſchonen, obgleich er ihn für ſchuldig halte.

Tiefgerührt blickte Robert den Reuigen an, der Gedanke ergriff ihn, wie ein Verbrecher für den Andern um Gnade flehte. Und doch — doch konnte er nicht ſchonen — es war ja der Mörder ſeines Aelternvaters!

Der Diener netzte ſeine Hände mit Thränen. Robert fragte ihn, ob es nicht möglich wäre den Alten in einem ſolchen Zuſtande zu beobachten. Nach einer Weile willigte der Diener ein, Robert zu einer ſolchen Stunde einzulaſſen und dieſer ging nach Eger zurück, indem er dem Diener nochmals Schonung ſeiner ſelbſt, ſo wie des Greiſes verſprach.

Als er in den Wald einbog, begegnete ihm Nathan! Allmächtiger Gott, wie hatte ſich der Mann geändert! War er früher ein Bild der Sünde, ſo war er jetzt ein Bild des Jammers, ſeine Geſtalt ſchwankte, ſein Auge war geiſterhaft hohl, ſein Körper bis zum Gerippe abgezehrt! Und das Alles ein Werk weniger Wochen! So ſchwer iſt die Macht der Sünde! Als er Robert's anſichtig wurde, erbleichte ſein Antlitz noch mehr unter ſeiner Bläſſe und ſcheu ſchlug er einen Nebenweg ein.

Als Robert heimkam, forſchte Judith ſorgſam nach dem Grunde der ſonderbaren Aufregung, die ſich in ſeinem ganzen Weſen kundgab. Sein ſonſt heiteres Geſicht war bleich und kummervoller Ernſt umwölkte das Feuer ſeines Auges.

„Was iſt Dir, mein guter Robert?" fragte ſie.

„Nichts, was Dich betrüben könnte, mein ſüßes Herz!" ſprach Robert, „es betrifft die Vergangenheit — Du ſollſt es ſpäter hören — laß mich, ich muß zum Vater!"

Verwundert ſah ihm Judith nach; ſo ſeltſam war ihr Robert noch nie vorgekommen.

Oppenheimer ſchloß ſich mit Robert in ein entlegenes Zimmer ein und als ſie herauskamen, war Oppenheimer ungewöhnlich ernſt. Judith forſchte nicht weiter nach der Urſache, obwol weibliche Neugierde ihr ſchier die Bruſt zerſprengte.

Es war eine ſternenloſe, dunkle Nacht, als Oppenheimer in Begleitung Robert's den Weg nach Waldſaſſen einſchlug. Lautlos lag die Stadt und ihre Bewohner im Schlummer, nur bei Wolfsbergers herrſchte der gewöhnliche Lärmen. Wenzel Falke tobte wie immer und Georg von Neudeck ſaß in dumpfem Hinbrüten, verloren in düſterer, träumeriſcher Selbſtvergeſſenheit, nicht ahnend, wie ſein Sohn auszog, zu üben das Rächeramt am grauen Haupte des Sünders, der ſeinen Schwiegerahn erſchlagen hatte.

Die Nacht war kalt und feucht, der Mond hatte ſich verſteckt hinter ſchwarze Wolken, kein Stern leuchtete herab. Die beiden Männer gingen ſchweigſam nebeneinander. Der Wind erhob ſich und verfing ſich in den alten Tannen und Fichten des Waldes, der zwiſchen Eger und Waldſaſſen liegt. Die Windsbraut heulte und wie ein geſpenſtiger Klageton wimmerte es durch die Luft.

„Eine böſe Nacht, lieber Vater!" bemerkte Robert.

„Böſe für den Sünder, deſſen Gewiſſen raſtlos ihm Bilder des Schreckens vormalt, der Reine fürchtet nichts!" antwortete Oppenheimer.

Sie bogen in das Waldthal ein, wo das Haus des Rabbi ſtand. Es war eiſigkalt und ein feines Schneegeſtöber hatte ſich erhoben.

Vor ihnen lag das Häuschen, ein matter Schein glänzte aus dem einen Fenſter. An der Thüre erwartete ſie verabredetermaßen der Diener. Ehrfurchtsvoll küßte er Oppenheimer's Hand, die dieſer ernſt zurückzog mit den Worten: „Nicht gebührt mir ſolche Verehrung, komm' und führe uns nach dem Gemache Deines Herrn!"

Der Diener gehorchte ſchweigend.

Er führte ſie die ſchmale Treppe hinauf, durch die Spalte der Thüre fiel Lichterſchein. Man hörte die Athemzüge eines Menſchen, der in einem ſchweren Schlafe zu liegen ſchien.

Der Diener brach das Schweigen: „Nun wird er wol bald aufſtehen, denn Mitternacht iſt nahe! Ihr könnt immerhin eintreten, denn er hört und ſieht nichts; es iſt nur, als ob er Alles blos mit dem innern Auge ſeiner Seele ſähe."

Man hörte ein ſchweres Seufzen und Tritte in dem Zimmer. — Oppenheimer öffnete leiſe die Thüre und trat mit Robert ein, während der Diener zitternd auf der Hausflur blieb.

Grauenhaftes Bild!

Nathan war im Nachtkleide und ſtand aufrecht vor einem Tiſche, auf dem eine Oellampe brannte. In der Hand hielt er ein großes Buch, in dem er bald zu leſen ſchien, bald betete er wieder laut. Seine Stimme klang ſehr weich. Seine Geſtalt war bis zum Gerippe abgemagert, ſeine Hand knöchern, ſeine Augenlieder waren tief ein-

gefallen und der Scheitel ganz kahl. — Er ging mit dem Buche bis in die Mitte der Stube. Leise sprach er, kaum hörbar vor sich hin: „Hast Du keine Vergebung ewiger Born der Gnade, Herr des Lichts und der Sonne? Ich fühle ja Reue; tiefe, tiefe, innige Reue!" — Er schwieg und schien heftig zu zittern. — „Ich wollte ja nicht Mord; warum gab er mir seine Schätze nicht?! Ha, bleicher Greis, stehst Du wieder vor mir mit der tiefen klaffenden Wunde auf der Brust — fort, fort mit Dir, ich bin es nicht gewesen, hörst Du, ich nicht!" — Er schien seine Blicke auf einen Punkt des Zimmers festzuhalten. — „Ha, Blut! Blut! Blut! Hab' Erbarmen, Allmächtiger! Doch nein, Du kannst Dich nicht erbarmen, ich habe ja auch keines gehabt — hahaha — ich wollte Gold — ich nahm sein Herz — o es war ein großer, fürchterlicher Raub, — ha, hier war es, hier — oh!" — Er sank am Boden nieder, während schwere Thränen seinen rothgeweinten Augen entströmten. Er wimmerte leise, fast unhörbar. — „Weg mit dem blutigen Fleck, Thränen waschen Sünden rein, warum nicht diese Flecken? Weg, weg damit!" — Er benetzte den Boden mit seinen Thränen und scharrte seine Nägelmale blutig an dem kalten Fußboden. — „Sei ruhig," sprach er leise, wie beschwichtigend, „ich will den Boden aufreißen lassen — ein neues Getäfel einsetzen — mit einem Meer von Thränen will ich die Dielen befeuchten, nur Gnade, Gnade, Gnade!" — Er scharrte, daß das Blut von seinen Fingern herabströmte; darauf hielt er die Hände hoch empor. — „Allmächtiger Gott, ich kann meine Schuld nicht rein waschen vor Deinem Auge! Blut klebt an meinen Händen — gerechter Richter, ich kann nicht mehr — Gnade, Gnade, hab' Erbarmen und gib mir Vergebung!" — Nathan richtete sich hoch auf und wankte zu dem Tische, auf dem mehre Pergamentblätter in wilder Unordnung zerstreut lagen. Nathan hielt das Buch krampfhaft mit beiden Händen umfaßt. Er legte es aufgeschlagen auf den Tisch und blätterte sorgfältig in den Pergamentblättern. Sein Auge war weit geöffnet und starrte gespenstig. — Er hielt ein Blatt an die Flamme der Lampe, als wollte er es verbrennen; aber ein jäher Schreck schien seine Glieder zu fesseln. Dumpf sprach er vor sich hin: „Du sollst mich nicht anklagen, verrätherisches Blatt, es klebt ja auch Blut daran!" — Er hielt es hoch empor.

Oppenheimer winkte Robert. Durch eine geschickte Wendung kam dieser dicht neben Nathan zu stehen.

Leise flüsterte Robert: „Ich kenne Dich, Du bist Nathan Warcher!"

Nathan horchte hoch auf, wie ein Halbträumender. „Kennst Du mich?" fragte Robert dringend.

„Ich kenne Dich!" antwortete Nathan kaum hörbar, Du bist Robert, der Sohn Georg's von Neudeck!"

„Hast Du mich je gesehen?"

„Niemals hab' ich Dich gesehen!"

Nathan schien sich zu besinnen. Mit der Hand über die Stirne fahrend, sprach er heimlich: „Doch ja, ich kenne Dich, kannte Dich früher; ich habe Dich schon früherhin einmal gesehen, es war damals — weißt Du — als die Eule schwirrte, als der Gedanke in meine Seele trat — beim Leichenfeste Deiner Mutter — — kennst Du mich?"

„Du bist Nathan Warcher!" wiederholte Robert.

„Nein, nicht Warcher! Silvandro heiße ich — nein, nein, nein! Nicht diesen verfluchten Namen!" wimmerte der Greis, „ich bin auch nicht Silvandro — ich bin —" ein schweres Geheimniß schien auf der Brust des Nachtwandlers zu lasten.

Robert trat ihm ganz nahe, beugte sich zu ihm herab und flüsterte in sein Ohr: „Du mußt mir die Wahrheit sagen."

„Ich muß?!" betonte Nathan scharf; „doch ja, ich weiß, ich muß! Denn Du bist gekommen, mich zu strafen! Ha, Du willst mich tödten, der Henker steht schon bereit im rothen Mantel mit dem breiten Schwert, das mein graues Haupt vom Rumpfe trennen soll. Du willst mich armen, alten Mann verderben! Hab' Erbarmen, Gnade! Gnade!"

Nathan war niedergesunken und hielt die Knie des Jünglings umfaßt.

„Ich will Dich nicht tödten!" sprach Robert, „aber Du mußt bekennen, wer Du bist! Willst Du?"

Nathan sprach kaum hörbar: „Ich will!"

„Ich werde Dich fragen, wirst Du antworten?"

„Ich werde!"

„Bist Du der Spanier Nathan Warcher aus Cadix — warst Du früher einmal in Segovia — hast Du Moses Avando gekannt?"

Der Greis schien sich zu besinnen; nach einem minutenlangen Schweigen sprach er, tiefaufathmend: „Ich bin nicht Nathan Warcher — ich habe keinen Namen, denn — o ich bin namenlos unglücklich!" — und noch leiser fügte er hinzu: „Denn ich bin ein Brudermörder — o nein, nein, ärger als ein Brudermörder!"

„Brudermörder?!" wiederholte Robert gespannt.

„Du willst Alles wissen?" sprach Nathan mit einem schmerzlichen Lächeln, „Du sollst Alles erfahren, gehe dann hin zu den Gerichten, schleppt mich nach dem Hochgerichte, bohrt glühend Eisen in mein Auge, brennt das Mark aus meinen Gebeinen! Hahaha, lacht mich aus alsdann, wenn die Geier und Raben nach meinem Leichnam hacken!" — Er hielt erschöpft inne, nach einer augenblicklichen Erholung fuhr er ängstlich fort: „Wisse denn, ich bin nicht Silvandro, ich bin Nathan Warcher, der Räuber, der Dieb, der gebrandmarkte Betrüger, der blutbefleckte Mörder; ich habe — aber hörst Du, schweige wie das Grab, ich habe einen erschlagen, der sich meinen Bruder nannte, der mir vertraute, der keinen Fehler hatte, als daß er zu leichtgläubig war. Er hatte mich lieb und vertraute mir sein Gold; als er auf weite Reisen ging und als er heimkehrte und das Seinige begehrte, da läugnete ich — er wurde böse und nannte mich einen elenden Schurken — es war Niemand um uns — ich — stieß ihm den spitzen Dolch — durch's Herz — er zuckte — starb."

Kaum hörbar sprach Nathan die letzten Worte.

„Wer war der Mann?" fragte Robert bebend.

„Ich sagt' es Dir, er hatte mich so lieb, daß er mich Freund und Bruder nannte — er war weit über's Meer gekommen aus einer deutschen Stadt — auch dort hat mich sein Gespenst verfolgt, und später wieder erschreckte mich sein Bild, es war mein erster Mord, den ich beging, d'rum brennt er so auf meiner Seele — es war Samuel Goldstein von Augsburg!"

„O allmächtiger Gott!" rief Oppenheimer, „der verlorene Bruder meines Weibes! Armer, armer Freund und dieser Elende sein Mörder!"

Nathan ſchien aufzuhorchen.

„Was ſprichſt Du, Dein Schwager? Recht, recht! Er hat mir doch vergeben, denn er quält mich nicht; aber der alte — ha, ſiehſt Du, dort, dort, dort! Wie die Mauer ſich öffnet, bleicher Greis, zurück! Was forderſt Du Dein Leben von mir — kann ich den Gräbern ihre Todten nehmen? Kann ich das Blut erwärmen in Deinen Adern? Hu, mich ſchaudert! Es iſt kalt — eiskalt, — ich will zu Bette — laßt mich ſchlafen — nur ein Stündchen ſchlafen! ich bin ja alt und ſchwach."

Er näherte ſich dem Bette und war im Begriff das Pergamentblatt zu verbrennen, als Oppenheimer auf ihn zuſtürzte und es mit den Worten: „Fahr zur Hölle, elender Mörder!" aus ſeiner Hand riß.

Nathan ſchreckte hoch auf, wie aus einem Traume, ſtierte die Beiden an und mit dem Ausruf: „Allmächtiger Gott, ich bin verrathen!" ſtürzte er beſinnungslos auf den harten Boden nieder.

Der Diener war auf das Geräuſch von Nathan's Sturz herbeigeeilt, um ſeinem Herrn beizuſpringen. In konvulſiviſchen Zuckungen lag dieſer am Boden, ſtarr, bewußtlos. Er brachte ihn zu Bette. Oppenheimer entfaltete das Blatt, es war ein Schreiben des ermordeten Samuel Goldſtein an ſeinen Schwager, der damals noch in Augsburg gelebt hatte und worin ihn Goldſtein von dem ſchändlichen Betruge Nathan's benachrichtigte. Kurz, bevor Goldſtein es abſenden wollte, hatte ihn Nathan ermordet als er ihn zur Rede ſetzte, das Schreiben gefunden und es aufbewahrt, um jede mögliche Entdeckung zu verhüten. Er hatte es eine Zeitlang unter mehren andern Schriften verborgen und dachte mehrmals daran, es zu vernichten; aber eine unerklärliche Scheu hielt ihn ſtets zurück, das verhängnißvolle Blatt unter den Schriften hervorzuſuchen. Jetzt im irren Zuſtande ſeiner Seele zeugte es fürchterlich gegen ihn.

„Elender Meuchelmörder!" rief Oppenheimer, „iſt es möglich, daß die Erde ein ſolches Ungeheuer trägt, der blutgierige Tiger ſchont ſeines Gleichen und dieſes menſchliche Unthier mordet den beſten Freund, den wehrloſen Greis! Morgen will ich den Elenden dem Gerichte anzeigen, denn nur zu gering iſt menſchliche Strafe für ſolche Verbrechen!"

Der Diener war am Lager ſeines Herrn, worauf er ihn gelegt hatte, in die Knie geſunken und faltete flehend gegen Oppenheimer die Hände.

„Wollt Ihr die Sünde rächen an dem Unglücklichen, den Gottes Arm ſo fürchterlich geſtraft, daß er lebend die Hölle im Buſen trägt?" ſprach Robert; „wollt Ihr den Greis der unter ſeiner Sündenlaſt erliegend, ſich reuevoll krümmt und dem ſein eigenes Gewiſſen der ärgſte Henker iſt; wollt Ihr den grauen Büßer auf's Blutgerüſte liefern? Wollt Ihr dem Volke ein Schauſpiel geben, daß einer Eures Stammes, der ohnehin gehaßt, verfolgt wird, ſolche Strafe erleidet, ſoll man wiſſen, daß er ſo Entſetzliches verübt? Wollt Ihr beſtrafen, wo Gottes Arm ſo fürchterlich Gericht hält?"

Oppenheimer ſchwieg ernſt. Nathan fuhr, wie aus einem böſen Traum empor und dumpf vor ſich hinſtarrend, rief er: „Seid Ihr gekommen, meine Träume zu belauſchen; hab' ich geſprochen, hahaha — es war Unſinn, Traumgebilde, weiter nichts!"

„Wie? Du läugneſt, frecher Böſewicht? Kannſt Du auch dieſes läugnen?" rief Oppenheimer und hielt das Blatt vor ſeine Augen und das Buch hoch emporhaltend, wies er auf die noch ſichtbaren Blutmale: „Kennſt Du dieſes Blut, entſetzliches Ungeheuer, das Du um ſchnöder Habſucht willen vergoſſen haſt?! Elender Mörder, zu ſchlecht auf einem Blutgerüſte zu enden, ſchließ' ab mit Deinem Leben; denn wiſſe, ehe vierundzwanzig Stunden vergehen, überweiſe ich Dich dem ſtrafenden Arme des Geſetzes!"

„Weh' mir, ſo willſt Du mich armen, alten Mann verderben?" wimmerte der Unglückliche und verhüllte ſein Antlitz in die Kiſſen des Bettes.

Bittend ſah Robert auf Oppenheimer.

Nach einer Pauſe ſprach Oppenheimer gegen Himmel emporſehend: „Du weißt es, allmächtiger Herr der Welten, wir Alle tragen ſchwer, ich vermag es nicht, den Frevel zu verdammen, noch ſolche große Schuld zu richten! Vergebe Dir Gott die ſchwere Sündenlaſt, ein Menſch vermag es nicht!" Er faßte Robert bei der Hand und verließ das Gemach.

Laut heulte Nathan vor Schmerz auf ſeinem Lager auf und ſchmetterte ſein Haupt an die ſtarren Wände, bis eine dumpfe Apathie und eine gänzliche Auflöſung an die Stelle ſeiner früheren Aufregung trat. — Als er am andern Tage erwachte, ſchien eine große Veränderung in ihm vorgegangen zu ſein; er war ruhiger, gefaßter, ergebener in den Willen der Vorſehung. Er beſchloß, zu Oppenheimer zu gehen, um Alles zu bekennen und ſich ſelbſt den Gerichten zu überliefern. Dunkel ſchwebte über ſeinem Haupte das Schwert der Vergeltung, das jeden Sünder trifft! Er ſollte einer noch ſchwereren Strafe entgegengehen.

Heftig waren die Gemüther entbrannt, ſeitdem der Gersweiler im Kerker ſeine Unvorſichtigkeit büßte. Er war als der Mörder Zirndorfer's bezeichnet worden, läugnete aber ſtandhaft und wies die Schuld einem andern Bürger zu, der mittlerweile geſtorben und an jenem Abende ein Theilnehmer des Auftrittes im Zirndorfer'ſchen Hauſe geweſen war. Deſſenungeachtet wurde die Unterſuchung fortgeſetzt, abwol ſie ſich lange hinauszuziehen ſchien. Der Gersweiler ſchmachtete indeß im Kerker.

Der Derrsdorfer vermaß ſich hoch und theuer, er wolle ihn aus dem Kotter retten und müßte er alle Genoſſen zum Kampfe aufbieten. Die Juden wurden als die alleinigen Urheber der Gefangennehmung Hugo Gersweiler's angeſehen und Wenzel Falke ſchwur, daß er ihnen die Häuſer über dem Kopfe anzünden und dem Gersweiler zur Todeshochzeit leuchten würde. Georg blieb bei allem ſtumm und willigte in Alles, was Falke ſprach und forderte. — Georg war ſo abgeſtumpft, daß er unbedingt an Falke hing, wie an einem höheren Weſen. Dieſer ſchleppte ihn aber von Gelage zu Gelage, um jedes beſſere Sein in ihm zu tödten.

„Und freuſt Du Dich denn nicht?" fragte Falke, „wenn wir dem Volk den Garaus machen?"

„Ich muß ja wol!" antwortete dieſer trüb, „ich bin Dein großer Schuldner, denn Du überſchwemmſt mich Tag und Nacht mit Deinem Wein, daß ich nicht mehr leben kann ohne Wein und Zechgelage!"

„Du brauchſt Dich eben nicht zu bedanken," meinte

Falke; „denn Du bist sonst zu nichts nütze, aber gern möchte ich Dich bei der Hand haben, wenn der Augenblick kommen sollte, denn Du warst sonst ein tüchtiger Haudegen — Wetter und Hexen, wenn ich noch an den Strauß auf den Schweidnitzer Wällen denke und wie Du damals mit den schlesischen Landsknechten herumgefahren bist, da hab' ich noch eine Achtung vor Dir! Aber jetzt — sage Georg, möchtest Du Dich denn nicht rächen?"

Georg's Auge flammte und eine dunkle Röthe überzog sein blasses Gesicht. — „O einen könnt' ich erwürgen und sein Blut mit Wollust trinken; aber der ist fern," sprach er mit dumpfer Schwermuth.

Während bei Wolfsberger gezollt und gezecht wurde, herrschte in Oppenheimer's Hause ungewöhnlich trüber Ernst. Ein schwerer Kummer schien auf dem Vater zu lasten, und Robert war schweigsamer denn je. Oft forschte Judith nach Robert's Kummer, aber immer antwortete dieser ausweichend und scherzte mit einem herzlichen Kusse ihre Besorgnisse weg.

Es war um die Zeit, wo die ganze Christenheit das heiligste der Feste feiert, so weit das Zeichen des Kreuzes reicht — das Osterfest. Die Charwoche begann und in düster Trauer wurden Kirchen und Altäre gehüllt. Die Kirchen wiederstrahlten von zahllosen Lampen und Gebete flossen von allen Lippen.

Es war am Gründonnerstage des Jahres 1350, als Hunderte von Betern nach der heutigen Franziskaner-Kirche in Eger wallten. Wie fromm schlug jedes Herz und Jeder betrat mit tiefer Ruhe und Ergebenheit die geweihten Hallen. — Die Männer, in den kurzen, festtäglich geputzten Wämmsern, die stattlichen Frauen und Mädchen mit den zierlichen Goldhauben und den schwarzen Sammtmiedern und goldberänderten Gebetbüchern unterm Arm, durchströmten zu Hunderten die Straßen.

Auch Judith stand am Fenster ihrer Wohnstube und sah sehnsüchtig hinaus nach dem bunten, festlichen Gewoge.

Neben ihr stand Robert, festlich gekleidet, eben im Begriffe, hinüberzugehen nach der Kirche.

Judith hing on seinem Halse und Thränen im Auge sprach sie: „Ich wollte, Robert, ich könnte so mit Dir hintreten in Eure Kirche und meiner Sehnsucht Worte geben; ich könnte meinen Kummer Gott klagen und mein Gebet mit dem von Hunderten von Menschen emporsenden zu dem allmächtigen, unsichtbaren Gotte, der über uns thront und alle Kinder seiner großen, weiten Welt in gleichem Maße liebt, wie Du mir immer sagst.

„Du gute Träumerin!" sprach Robert sanft und küßte die Thränen weg, die sich aus ihren Augen stahlen.

Das Mädchen schmiegte sich ängstlich an Robert und wie zusammenbebend in trüber Ahnung, fuhr sie fort: „Ich weiß nicht, lieber Robert, was mich heut' so sonderbar bewegt, ist mir's doch, als sollte ich Dich nicht wiedersehen, als stünde uns ein entsetzliches Unglück bevor. Nicht wahr, mein guter Robert, Du wirst auch für mich beten, daß uns Gott beschützen möge!?"

Robert schloß die Jungfrau noch inniger an sein Herz und eilte tiefgerührt zur Kirche. Judith stand am Fenster und sah ihm lange träumend nach, während in banger Ahnung Thränen über ihre rosenblassen Wangen strömten.

Hunderte und abermals Hunderte von Zuhörern hatten sich in der Kirche versammelt. Ein Mönch bestieg die Kanzel. Er war noch in den schönsten Jahren der Manneskraft und Blüte. Von seinem Antlitz strahlte milder Ernst, und Sehnsucht nach dem Höchsten kündete das dunkle Feuer seines schönen Auges. Ein schwarzer Bart floß dicht um sein Kinn und hoch erhaben stand er vor der Menge, wie ein überirdisches Wesen. Seine einfache Kleidung hob das Imponirende, Ehrfurchtgebietende seiner Gestalt. Er war in den groben Rock der Barfüßermönche gekleidet und eine weiße Schnur hing vom Gürtel herab, die Füße ruhten in Sandalen. Er erhob seine Stimme, sie klang bald weich und schmelzend, bald stark und kräftig, bald kieselte der Strom seiner Rede sanft und melodisch hin, wie Silberwellen eines Baches auf grünen Matten und duftigem Waldesgrund, bald schwoll die Gewalt seiner Stimme an wie Donner und erschütterte die Zuhörer im tiefsten Marke. Er sprach von den Leiden des Erlösers und seiner Hingebung für eine undankbare Welt, von seinen Opfern für die Menschheit und seiner unendlichen Liebe und Versöhnung, die er selbst gegen seine Feinde bewies. Er stellte die wahre Christusliebe als das edelste Symbol aller menschlichen Liebe hin und sprach den Wunsch aus, daß alle Menschen sich lieben möchten in dem Sinne, wie der Edelste, der Gottmensch es gewollt. Er ging hierauf zu der Geschichte seiner Leiden über und schilderte sie so wahr und treu, daß kein Auge trocken blieb. Um seiner Rede noch mehr Nachdruck zu verleihen, schilderte er den bitteren Spott der Juden, die ihn bis zum Kreuzestod verfolgten mit Martern ohne Zahl und bittern, herben Worten, um so den Leidenskelch des Dulders mit Wermuth zu füllen und wie der Erlöser seinen Feinden liebevoll vergebend, den Kreuzestod gestorben. Der Redner schloß mit dem Wunsche, daß alle Menschen ihren Feinden so vergeben möchten um des Erlösers willen und sich in gleichem Sinne mit gleicher Liebe umfassen sollten. Als der Mönch geendigt hatte, schwammen aller Augen in Thränen, und eine athemlose Stille herrschte im Volke während die Rede, die doch so sehr allgemeine Menschenliebe und Versöhnung predigte, auf einige Gemüther einen ganz entgegengesetzten Eindruck machte.

Wenzel Falke, der unter der Menge stand, war bei der Schilderung der Leiden so aufgeregt und sein Haß gegen das unglückliche, zerstreute Volk der Hebräer erwachte in ungewöhnlicher Heftigkeit. Er dachte nicht daran, daß Jahrhundert auf Jahrhundert seit jener Zeit verflossen war, in heftigster Wuth stürzte er auf einen Altar, erhob wie ein Rasender ein Crucifix gegen die Menge und rief: „Wer so gesinnt ist, wie ich und ein wahrer Christ, der folge mir, um das unschuldig vergossene Blut zu rächen!"

Vergebens beschwor der Mönch die Tobenden zur Ruhe und Einsicht zurückzukehren, vergebens wollten die Vernünftigeren abmahnen; Wenzel Falke stürzte wie ein Rasender hinaus, eine Menge Volkes ihm nach. — Sie vertheilten sich in allen Gassen, wo Juden wohnten und ein furchtbares Blutbad begann. Die Thüren wurden erbrochen, die Geräthe zertrümmert und ohne Erbarmen ermordet, was ihnen von dem unglücklichen Volke begegnete. Das Angstgeheul der Fliehenden durchzitterte die Stadt, wie eine entfesselte Meute von Hunden, gierig nach Raub und Blut, Mordlust in den entmenschten Herzen stürzten ihnen die zügellosen Würger nach. Hier galt kein Gesetz,

kein mahnender Ruf, kein flehendes Wort, kein Jammern mehr, Blut war die Losung und Menschen vergoßen das Blut ihrer Mitmenschen stromweise. — Viele Juden hatten sich nach dem Rathhause geflüchtet, sie wurden von der empörten Menge auf den Platz gerissen und dort enthauptet. Wie die Beile blinkten und die rothgefärbten, blanken Messer! Es war ein gräuelvoller, blutiger Tag! — Die jammernden Frauen umklammerten die Knie der wüthenden Barbaren, vergebens! Die empörendsten Grausamkeiten wurden verübt, die wehrlosen, unmündigen Kinder aus den Fenstern auf die Steinpflaster herabgeschleudert; die Frauen erst gräßlich verstümmelt und dann bei den Haaren geschleift, und ihre Häupter auf den Schwertspitzen und Lanzen in den Straßen herumgetragen. Es war ein entsetzliches Bild des Jammers! Aus allen Häusern strömten Greise, Kinder, Mädchen und Frauen, bleiche Bilder des Schreckens mit den langen, flatternden, aufgelöst'en Haaren. Die Luft wiederhallte von Gekreisch und Geheul.

Der Derrsdorfer zog an der Spitze eines tollen Haufens und stieß nieder, was jenem unglücklichen Volke angehörte. Was entkam, wurde von allen Seiten zusammengetrieben und in den engen Raum zwischen dem Binder- und Judengäßchen getrieben. Athemlos flohen die Gehetzten dorthin in der Hoffnung, einen Ausweg nach dem Mühlthore hin zu finden; aber an beiden Ausgängen der Gassen hielten die Mörder und metzelten schonungslos alles nieder. Das Blut der Erschlagenen färbte den Boden; ja es schwoll zu Bächen an, daß die Rotten der Mörder bis an die Knöchel in dem Blute der Erschlagenen wateten. Wie ein Strom rann das Blut der Unglücklichen herab und dem Marktplatze zu, und noch heutzutage, wo jede Blutspur vertrocknet ist, trägt jener entsetzliche Ort, wo diese fürchterliche, mörderische Treibjagd auf Menschenleben stattfand, den bedeutungsvollen Namen: „Die Fluth."

Oppenheimer's Haus lag inmitten dieses Schauplatzes. Judith hatte den Lärm gehört und war, als die rasende Menschenmasse dem Bindergäßchen näher kam, in eine Ohnmacht gesunken, die ihr die weiteren Bilder des Schreckens wohlthätig verhüllte. — In demselben Augenblicke rief ein Greis unten nach Hilfe, es war Silvandro, der von Waldsassen herübergekommen war und von seinem Gewissen getrieben, zu Oppenheimer wollte, indem er bereit war, Alles zu entdecken, um sich selbst der Strafe der Gesetze zu überliefern. Auf dem Marktplatze angekommen, waren ihm bereits die bewaffneten Rotten begegnet und so war er zu Oppenheimers geflüchtet mit jener Schnelle, die das nahende Alter und die Furcht vor einem entsetzlichen Tode ihm erzwangen. Er langte noch zu gleicher Zeit mit Robert an, der athemlos, keuchend vor Anstrengung das Hausthor erreichte. Es war verschlossen; wie bald konnten die Banden auch hier sein und dann war Judith verloren! Er riß mit Riesenkraft an der Pforte, sie wich aus den Angeln und Silvandro mit sich fortreißend, stürzte er in's Gemach, wo eben Oppenheimer um seine leblose Tochter beschäftigt war.

„Rettet Euch, Vater!" rief Robert, der übermäßigen Anstrengung des Laufens fast erliegend, „bewaffnete Banden nahen, sie sind schon am Platze und morden Alle, die Eures Glaubens sind!"

„Rette diese hier, mein Sohn!" rief Oppenheimer und wies auf die Ohnmächtige, „mich laß sterben!" — Mit übermenschlicher Kraft faßte der Jüngling die theure Bürde und trug sie auf seinen Schultern zu einer kleinen Hinterpforte. Der Vater folgte und öffnete. Die Thüre ging nach einer andern Gasse hinaus. Hier ging es bei dem Walle, der heutzutage unter dem Namen „die Kremling'sche Bastei" bekannt ist, zum Mühlthore hinaus.

So schnell es ihre Kräfte erlaubten, schritten die beiden Männer, abwechselnd die theure Last tragend, durch die Gassen dem rettenden Thore zu, während ihnen aus der Ferne das Getöse der Waffen, das jammervolle Geheul der Gemordeten nachtönte. Als sie vor dem Thore der Stadt waren und im Freien anlangten, legte Robert Judith in einem kleinen Wäldchen nieder, unfern von den Wällen der Stadt.

Dankbar blickte Oppenheimer gegen Himmel, dann drückte er den Jüngling an sein Herz und rief mit von Thränen erstickter Stimme: „Christ! Du hast mir heute das Theuerste gerettet, das Einzige, Werthvollste, was ich besitze! Wie soll ich Dir danken? Sie sei Dein, und jedes Bedenken, jede Schranke mag von jetzt an sinken, die Euch scheiden könnte!"

„Mein Vater, versteh' ich Euch recht, darf ich den Sinn Eurer Worte so deuten, wie wir es Beide längst gewünscht?"

Der Greis nickte freundlich, und jubelnd drückte ihn der Jüngling an sein Herz. Als Judith aus ihrer Ohnmacht erwachte, reichte sie dankbar Robert die Hand, der einen langen Kuß beglückter Liebe auf ihre Lippen drückte.

So waren unter all' den Unglücklichen dieses Tages drei glückliche Menschen!

Mit einem Male riß sich Robert aus der Umarmung seiner Geliebten los.

„Mein Gott, Warcher ist noch zurückgeblieben, ich muß sehen, ob er noch zu retten ist! An diesem Tage wollen wir selbst unsern Feinden vergeben und ihnen behilflich sein in so herben Nöthen!"

Er führte eilig die Beiden noch tiefer in's Gehölze, gebot ihnen Vorsicht und mit dem Versprechen schnell wieder zurückzukehren, eilte er nach der Stadt zurück.

Das Morden hatte fortgewährt. Ein tausendstimmiges Geheul durchzitterte noch immer die Lüfte und als er das Bindergäßchen erreichte, mußte er durch Ströme Blutes, über zuckende Leichname. — Auch in Oppenheimer's Haus waren die Mörder gedrungen und Robert kam athemlos vor demselben an.

Silvandro zu kraftlos, um dem fliehenden Oppenheimer nachzukommen, war in das oberste Gemach hinaufgeeilt, und hatte sich, als das Getöse immer näher kam, über eine enge Wendeltreppe nach einem Thurme hinaufgeflüchtet, der den Vorsprung des Hauses bildete.

Eine Rotte war unter Derrsdorfer's und Wenzel Falke's Leitung in's Haus gedrungen und Georg von Neudeck schien an diesem Tage ein neues Leben zu beseelen. Er suchte Rache und mordete deshalb, Alles wurde durchsucht, nirgends eine Spur!

„Sie müssen sich höher hinaufgeflüchtet haben!" schrie der Derrsdorfer, „laßt uns das Wild hetzen — halloh, hinauf, Ihr Jungen!"

Georg stürzte voran, ein Beil hochgeschwungen in

der blutigen Faust, er riß die Thüre auf und mit dem Ausrufe: „Ha Rache, übermäßige, unbezahlbare Rache!“ stürzte er auf Silvandro los, der bleicher als der Tod in die Knie gesunken war. „Das ist der Mörder meiner Ruhe, das ist der Teufel, der meine Tage vergiftet, der mir den Sündenlohn gezahlt, daß ich mein Weib den Geiern überließ zur Speise! Kameraden, ich beschwöre Euch, den überlaßt mir ganz, daß ich in seinem Blute meine Rache kühle!“

„Georg, hab' Erbarmen!“ flehte der Greis und wand sich zu seinen Füßen.

„Hallob, Ihr Bursche, macht das Fenster auf, ich will ihm einen Todtentanz aufspielen, daß seine Knochen lustig rasseln sollen!“

Die Bande stand unentschlossen. Selbst der wilde Derrsdorfer schien einen Augenblick gerührt von dem hilflosen Zustande des Greises.

„Hund, willst Du gehorchen!“ rief Georg wüthend dem Derrsdorfer zu, der ihm zunächst stand, „reißt auf, sag' ich, die Fenster, in aller Teufel Namen reißt auf!“

Ulrich von Derrsdorf riß das Fenster auf und Georg schleppte und zerrte den Greis nach der Brüstung hin und drückte ihn an sich, daß sein Athem stockte, und schwang sich mit ihm hinauf. Er hielt ihn gepreßt, wie die gierige Hyäne ihre Beute.

In der fürchterlichsten Todesangst hielt der Jude Georgen umklammert, Arm in Arm und Brust an Brust, als Robert heraufstürzend, athemlos die Schaaren durchbrechend, seinen Vater erkannte.

„Halt ein, Vater, um Gotteswillen, lade nicht neue Blutschuld auf Dein Haupt — denke der Mutter!“

„Haha! Wer bist Du, Todtenvogel; ich kenne Dich nicht!“ schrie Georg wie wahnsinnig, „was mahnst Du mich an mein Weib — richte hier mit dem — der ist Schuld an Allem!“ —

Er begann mit dem Greis zu ringen. Schon hatte er sich von seinen umklammernden Armen befreit, ein Stoß und Silvandro stürzte auf das tief unten liegende Steinpflaster; aber im Fallen hatte er sich noch an Georg's Arm festgeklammert und riß ihn mit hinab.

Beide stürzten auf einen Vorsprung, der das Regenwasser von dem Dache des Hauses auf die Straße hinableitete und in Form eines Drachen mit häßlichem Kopfe und gespenstigen Flügeln aus Blecheisen gemacht war. Das Metall war seit Jahren verrostet und mürbe und bog sich unter der übermäßigen Last. Mit jeder Minute wich und brach es; in entsetzlicher Todesangst hielten sich Beide festumschlungen, da bog sich die Rinne und brach. Mit zerschmetterter Hirnschale lagen die Feinde unten, ihr Blut bespritzte die nahestehenden Häuser des engen Gäßchens.

Robert war wie beschwörend vor dem Vater niedergekniet und sank mit dem Ausrufe: „Mein armer, mein unglückseliger Vater!“ zurück.

Die Meute blieb eine Weile wie erstarrt stehen — dann warf Wenzel Falke seinen Hut in die Höhe, dessen Federn geröthet waren von vergossenem Blute und rief: „Laßt uns den Tod des Freundes rächen, laßt uns Alle vertilgen, Alle! Alle!“ — Mit wahnsinnigem Geheule stürzten sie fort. Das Gemetzel dauerte bis in die sinkende Nacht und Ströme Blutes unschuldig Gemordeter flossen auf den Gassen. Es war ein so entsetzliches Blutbad, daß keine Seele dem allgemeinen Morden entrann. — Als die Dämmerung eingetreten war, lebte nur ein einziger Jude mehr und dieser war Lazarus Oppenheimer und seine Tochter Judith.

Ein Jahr war seit jenem entsetzlichen Blutbade verflossen. Noch lebte in der Erinnerung des Volkes der schreckliche Tag fort.

Als das Gemetzel vorüber war, hatte sich auch die Wuth des Pöbels gelegt und der Rath ernste Maßregeln gegen die Meuterer ergriffen. Mehre hatten auf unverletzliche Sicherheit ihrer Personen gerechnet, waren aber gefänglich eingezogen worden und erwarteten im Kerker ein strenges Urtheil. Mehre waren flüchtig gewordrn und man war bedacht, ihrer habhaft zu werden. — Die Stadt fiel bei Kaiser Karl IV. in Ungnade, ihre Bürger mußten ein großes Bußgeld zahlen und die Gräuelthat hatte den Unwillen aller Bürger erregt. — Es wurde ein Aufruf erlassen, daß, wer an jenem Tage dem Blutbade entronnen, sich frei und ungehindert zur Stadt verfügen könne; auch sollte die Judenschaft frei und unbehindert in ihren Rechten bleiben. — Man wartete sieben Tage, Niemand meldete sich, kein Mann kam, kein Weib, kein Kind!

Am Morgen des achten Tages erschien Lazar Oppenheimer in einem grauen Trauerkleide vor dem Rathe der Stadt. Er wurde mit hohen Ehren aufgenommen und da er bei Allen hochgeachtet war, blieb ihm der Eintritt in die Stadt, der Besitz seines Hauses unverwehrt, ja der Rath ertheilte ihm sogar in Betracht der ausgestandenen Lebensgefahr das Bürgerrecht.

Ernst verneigte sich Oppenheimer und sprach: „Hoch ehrt mich solche Gunst und Gnade, ehrenwerthe Herren und dankbar nehme ich die Ehre an, die Ihr mir zugedacht! Doch fordert nicht von mir, daß ich länger hier verweile, als nöthig ist, um mein Haus zu bestellen! Wie könnt' ich bleiben dort, wo jeder Stein vom Blute meiner Brüder gefärbt, wo die Straße meines Hauses ein Leichenfeld gewesen ist, wo Alles mich an meine armen Brüder mahnt. Nicht allzulange würde ich verweilen, gestattet mir, daß ich nach Augsburg mich begeben darf, wo ich einst gelebt, um die Tage meines Lebens dort zu beschließen. Für meine Tochter hab' ich einen braven Mann erkoren und will sie gern zum Christenthume sich bekennen lassen. Die Kinder mögen bleiben, so schmerzlich mir die Trennung fällt, doch mir vergönnt, daß ich von meinen Lieben fern darf leben, es genügt mir, wenn ich sie nur glücklich weiß!“

Der Rath billigte den Entschluß Oppenheimer's. Einige Wochen später bekannte sich Judith zum Christenthum. Wie war Alles mit einem Male anders geworden! Mit welchem schmerzlichen Gefühle betrat Oppenheimer die Straße, in der sein Haus stand, mit welchem Kummer betrat er die zerstörten Gemächer — denn Mordlust hatte hier geherrscht! Es war vorbei!

Festlich brauſ'ten eines Morgens die Orgelklänge aus der Frauenkirche und Hunderte von Frommen gingen zum Gebete denn es galt eine würdige Feier. Judith stand wie ein Engel geschmückt am Altare, Huld und milde Frömmigkeit strahlten von ihrem lieblichen Antlitz, sie wurde in den Bund der wahren Kirche aufgenommen und tauschte ihren Namen in den Marien's um.

Und wenige Tage ſpäter war ein neues Feſt in jener Kirche, Maria's Trauung mit Robert von Neudeck. In ſtiller Seligkeit lächelte Maria an Robert's Herzen durch Thränen und als der wackere Oppenheimer in ſtolzer Vaterfreude die Theuren an ſein Herz drückte, da rief Maria im Uebermaß der Freude: „Ich bin nun ganz glücklich, mein guter Vater!“

Die Sonne ſtieg goldig auf dem blauen Himmelszelt empor, es war ein friſcher Maimorgen, die Bäume grünten und die Blumen öffneten ihre duftigen Kelche, die Vögel zwitſcherten, heiter und friedlich lag die Landſchaft da, gebadet im Morgenthau. In weiter Ferne ſtiegen in herrlicher Bläue die Gebirge des Vogtlandes und des Erzgebirges mit ihren duftigen Wäldern empor und weithin ſah man bis nach der waldreichen, herrlichen Pfalz. So lag das ſchöne Böhmerland ſchön und geſegnet da und der herrlichſte Maimorgen brach herein.

Eger mit ſeinen vielen Thürmen und Kirchen lag friedlich in einem Thale, und die aufgehende Sonne ſpielte mit den Spitzen der Thürme, daß ſie glänzten, wie reines Gold. Es lag ſo viel Ruhe und doch ſo unendlich viele Regſamkeit der Natur in dieſer Landſchaft.

Es war etwa ſieben Uhr Morgens, als der letzte, dumpfe Hammerſchlag auf einem Gerüſte erſcholl, das dicht unter den Fenſtern des Rathsgebäudes am Marktplatze war errichtet worden. Es war über Nacht in aller Stille aufgebaut und mit rothem Tuche behangen worden. — Oben auf der breiten Bühne ſtand der Block und die aufgehende Sonne beleuchtete die breite, blanke Klinge des ſtrafenden Schwertes des Nachrichters, daß ſie weithin glänzte, ein ſchauervolles Warnzeichen der drohenden Gerechtigkeit. — Mit dumpfem Staunen verſammelten ſich die Bewohner von Eger um das Gerüſte und ſchrillernd tönte das Armenſünderglöcklein vom Thurme der Franziskaner-Kirche, daß es bang durch die Seelen der Zuſchauer ſchnitt. Die Fenſter des Rathsgebäudes waren offen, und man ſah in den hohen Gemächern die Rathsdiener geſchäftig auf- und niedergehen. — Es ſammelte ſich am Marktplatze immer mehr Volk, um dem Schauſpiele beizuwohnen, das bald hier ſtattfinden ſollte. Es mochte etwa um die achte Stunde ſein, als ſich die kleine Thüre an einem Thurme nächſt dem Rathhauſe öffnete und acht Männer aus dem Kerker traten, die ſeit Monden kein Tageslicht erblickt hatten. Ihre Hände waren auf den Rücken gebunden und paarweiſe gingen ſie neben einander in der grauen Kleidung der Armenſünder, das Antlitz bleich, die Wangen fahl. Keiner wagte es emporzuſehen, es war, als gehörten ſie ſchon einer andern Welt zu. Es waren die Rädelsführer und Anſtifter des Judenmordes, Ritter und Gemeine.

Welche Veränderung war mit dieſen Männern vorgegangen und doch war erſt ein Jahr ſeit jener Zeit verfloſſen, wo ſie das Blut ihrer Mitmenſchen vergoſſen hatten, das ſie jetzt mit dem ihrigen ſühnen ſollten auf eine ſchmachvolle, entehrende Weiſe im Angeſichte des gaffenden, ſtaunenden Volkes. — Ein Einziger von ihnen ſchien ſeine Faſſung behalten zu haben — es war der Derrsdorfer. Hoch aufrecht ſtand er unter den Gefangenen, der Einzige, der aufſah und ſeinen wilden Trotz behalten hatte, ſein Blick maß ſtolz die anweſende Volksmenge und ſah ruhig nach dem Blutgerüſte. Nur einmal zuckte er ſichtlich zuſammen, als er zufällig das Fluth-Gäßchen ſah, wo das entſetzliche Blutbad vor einem Jahre ſtattgefunden hatte. — Wenzel Falke ſtarrte in dumpfem Schweigen vor ſich hin, weder ſeine Genoſſen zum letzten Gange, noch die Menge eines Blickes würdigend, aber eine ſcheue Todesangſt malte ſich in ſeinem eingefallenen Geſichte. — Am troſtloſeſten geberdete ſich der Gersweiler. Länger als ein Jahr hatte er im finſtern Kerker geſeſſen und geläugnet, bis die andern Genoſſen eingezogen und peinlich befragt, Alles eingeſtanden auch Gersweiler als den Mörder Zirndorfer's bezeichneten. — Laut weinend wandte ſich Hugo Gersweiler ab, als ſein Weib mit ſeinen vier Kindern am Platze erſchien und jammernd die zwei jüngſten Kinder dem unglückſeligen Vater entgegenhielt.

Ein Barfüßermönch geleitete die Verurtheilten zum letzten Gange, es war derſelbe, den der Leſer am Gründonnerſtage des vergangenen Jahres kennen gelernt haben wird. Er war gekommen den Unglücklichen den ſchweren Weg zu erleichtern; das Bild des Erlöſers in der Hand, tröſtete er und verwies ſie auf die unendliche Gnade des allbarmherzigen Gottes. — Nur bei Gott war mehr Gnade zu hoffen, das Geſetz der Menſchen hatte ſtreng und ſicher ſein Urtheil gefällt. Der Weg in dieſes Leben war verſchloſſen. Das Armenſünderglöcklein tönte inzwiſchen fort und vom Thurme des Rathhauſes ſchlug die achte Stunde.

Der letzte Schlag der Uhr verhallte.

Acht Uhr!!!

Die Verurtheilten zuckten fürchterlich zuſammen.

Noch hallte die Glocke von dem letzten Schlage des Hammers, als der Herold an's offene Fenſter trat und die Sentenz verlas: Was maßen die acht Rädelsführer, weil ſie die Ruh' und Sicherheit der Stadt gefährdet und das Leben der Schutzbefohlenen und unſchuldiges Blut vergoſſen hätten; das eigene Leben verwirkt hätten. Darum ſollten ſie des Todes durch Henkershand gewärtig ſein.

Keiner der Verurtheilten hatte gehofft, mit dem Leben davon zu kommen und doch ſchien die Verleſung des Urtheils auf Alle einen entſetzlichen Eindruck gemacht zu haben. Sie wurden je zu zweien auf das Gerüſte geführt, das Antlitz dem Schauplatze ihrer Schandthaten, dem Fluthgäßchen zugewendet. Schon waren vier Köpfe gefallen, als Gebhard von Sittengrün mit Wenzel Falke das Blutgerüſte betrat. Ein Streich trennte Gebhard's Haupt vom Rumpfe und die Knechte hielten es nach alter Sitte dem Volke entgegen. — Wenzel Falke war in die Knie geſunken, ſein wildes Gemüth ſchien ganz verändert, alle Farbe war aus ſeinem Geſicht gewichen. Er kniete und legte ſein Haupt auf den Block, der Nachrichter ließ das Schwert fallen, es ſchnitt nur halb ein und ein heller Blutſtrahl ſprang rauchend empor und Falke brüllte in furchtbarem Schmerze auf — da führte der Scharfrichter einen zweiten Schlag und das Haupt rollte zu Boden und färbte das Gerüſte, daß das Blut herabſtrömte. — Ganz zuletzt kam die Reihe an Ulrich von Derrsdorf und Hugo Gersweiler. — Bis zum letzten Augenblicke hatte Ulrich ſeine Faſſung beibehalten, ſeine ganz eigenthümliche chevalereske Haltung hatte ihn nicht verlaſſen, jetzt bei den furchtbaren Qualen Wenzel Falke's, bei dem Anblicke des blutigen Schwertes und der zahlloſen Menſchenmenge, die

Digitized by Google

Brücke von Campo Dolcino am Fusse des Splügen

Digitized by Google

@ Adrianople.

Kopf an Kopf unten am Gerüste stand; jetzt gerann das Blut seiner Adern vor Schreck, er schloß die Augen. Der würdige Mönch flüsterte ihm den letzten Trost zu und Ulrich faltete die Hände. Der Gersweiler stand neben ihm und schluchzte laut. — Der Nachrichter gebot ihm zum Blocke zu treten; kaum vermochte Hugo Gersweiler sich aufrecht zu erhalten. Sein Blick fiel auf den Derrsdorfer, und kaum hörbar flüsterte er ihm zu: „Möge Euch Gott verzeihen, Ulrich, daß Ihr mich verführt und zu so schmählichem Ende gebracht — wie ich es Euch vergebe in meiner letzten Stunde!" Sein Haupt fiel vom Rumpfe getrennt zu Boden. In der Volksmenge hörte man einen lauten Schrei, — ein Weib sank ohnmächtig zu Boden.

Der Derrsdorfer war bläſſer geworden, denn eine Leiche; er küßte die Hand des Mönches und sprach: „Vater im Himmel in Deine Hände empfehle ich meine Seele! Sei mir armen Sünder gnädig!"

„Amen!" rief der Mönch.

Ulrich von Derrsdorf hatte sich die letzte Gnade erbeten, ohne Bande gerichtet zu werden. Die Stricke von seinen Händen wurden abgelöst, er stand frei auf dem Gerüste. Sein Blick fiel dem Fluthgäßchen zu, wie zuckte es da durch seine Seele, wie ein Rachegespenst erwachte sein Gewissen, tiefe Reue und Ergebenheit sprach sich in seinem leichenfahlen Gesichte aus. Er bedeckte seine Augen mit der Hand, gleichsam um jene schreckliche Erinnerung zu verwischen, dann wandte er sich zu dem Volke, das lautlos unten stand und sprach im Tone der tiefsten, innigsten Reue: „Betet für meine arme Seele, daß Gott mir gnädig sei in meiner letzten Stunde und mir die schwere Blutschuld vergeben möge! Laßt mein abschreckendes Beispiel Euch zur Warnung dienen, meine Brüder, und möge Gott Eure Herzen hüten, daß nie ein böser Gedanke sie erfülle!"

Darauf band er selbst das weiße Tuch um seine Augen und kniete am Blocke nieder. — Kaum hörbar flüsterte er: „Gott sei mir armen Sünder gnädig!"

Der Scharfrichter schwang das Schwert, es blitzte durch die Luft und fiel auf den Nacken des Ritters nieder. Hoch sprang die Blutsäule aus den zersprengten Adern seines Nackens empor, der Nachrichter faßte das Haupt bei den Haaren und hielt es dem Volke entgegen.

Alles schluchzte laut.

Die strafende Gerechtigkeit war befriedigt, das letzte Haupt zur Sühne gefallen.

Des Abends wurden acht Leichen in aller Stille außerhalb der Stadt beerdigt und am kommenden Tage in allen Kirchen fromme Todtenmessen für die armen Seelen der Gerichteten abgehalten.

Die Brücke von Campo-Dolcino am Fuße des Splügen.

(Mit einer lithographirten Abbildung.)

Aus dem romantischen, von großartigen Felsmassen umlagerten Rheinwaldthal führen zwei Hauptalpenpässe nach Italien, der über den Bernhardina und der über den Splügen, von welchen der letztere besonders merkwürdig durch den Uebergang der französischen Armee unter Marschall Macdonald im Jahre 1801 geworden ist. Diese Straße trennt sich von der erstgenannten bei dem Dorfe Splügen, das 3000 Fuß über dem Meere liegt und dessen 300 Einwohner größtentheils von dem Ertrage der schönen Marmorarbeiten leben, zu welchen ihnen das benachbarte Gebirge das Material liefert. Obwol die Römer schon die Straße über den Splügen gekannt haben sollen, so ist sie doch erst seit dem XV. Jahrhundert häufiger benutzt worden, und namentlich hat sich's die österreichische Regierung in den Jahren 1818 bis 1822 angelegen sein lassen, sie fahrbar zu machen. Man streift zuerst durch den ehemals zu Graubündten gehörigen Distrikt von Chiavenna, indem man am Fuße des Splügen hinaufsteigend sich nach dem St. Jakobsthale wendet, einer Einöde von schroffen, zum Theil übereinandergestürzten Granitmassen, zwischen denen hindurch wildschäumende Gießbäche brausen. Ueber einen solchen wüthenden Bergstrom ist eine Brücke gebaut, deren Bogenpfeiler sich malerisch auf die Felsenvorsprünge und einen in das Fluthenbett herabgestürzten Granitblock stützen. Nach dem Dorfe, zu welchem sie führt, wird sie die Brücke von Campo-Dolcino genannt. In merkantilischer Beziehung ist es erwähnenswerth, daß jährlich 25,000 Centner Waaren über den Splügen geführt werden.

Adrianopel.

(Mit einer Lithographie.)

Adrianopel (türkisch Edrene), die zweite Hauptstadt des osmanischen Reiches in Europa, liegt in einer fast durchgängig flachen Gegend an der Maritza. Hier war es, am Zusammenflusse des Tonsus oder Tundscha, Hebrus und Aoda, wo Kaiser Hadrian die ersten Mauern der Stadt ziehen ließ, die seinen Namen fernerhin führen sollte. Adrianopel hat eine Bevölkerung von 120,000 Einwohnern, eilf Thore, und eine viereckige mit vier runden Eckthürmen und zwölf kleineren Thürmen versehene Citadelle. Es gewährt einen herrlichen Anblick in der Ferne mit den kupfernen Kuppeln seiner zahlreichen Moscheen und vier hohen Minarets der Hauptmoschee. Dagegen ist das innere Aussehen der Stadt höchst abschreckend. Man denke sich enge, schlechtgepflasterte Straßen voll Schmutz und Gestank, orientalische Häuser von Holz, aber ohne flache Dächer, mit vergitterten Fenstern, unansehnliche öffentliche Plätze, und man hat ein Bild von dem Inneren dieser einst so prächtigen Stadt. Sie ist gegenwärtig wegen ihrer Seife, ihres Saffians, Rosenwassers, Rosenöles, besonders aber wegen ihrer Trauben und Quitten berühmt. Aus letzteren werden vortreffliche Compots bereitet. Zwei steinerne Brücken führen über die Maritza; unter den vierzig verschiedenen Moscheen ist die von dem griechischen Architekten Sinan unter dem Sultan Soliman II. gebaute Hauptmoschee

(ſiehe unſere Abbildung) die bedeutendſte. Sie bildet ein nach jeder Seite 180 Fuß langes Viereck; die Kuppel, welche noch gegen 10 Fuß höher als die höchſte Spitze der Sophien-Kirche in Konſtantinopel hinaufragt, iſt bei Tage durch 250 Fenſter und in den feierlichen Nächten des Ramazan durch 1200 Lampen erleuchtet; über der Hauptpforte prangt die Ueberſchrift: „Gott iſt das Licht des Himmels und der Erde!“ Den Vorhof zieren vierundzwanzig Kuppeln und ſechsundzwanzig Granitſäulen; hoch über die Hauptkuppel erheben ſich prachtvolle Minarets. Außerdem verdient die Moſchee Murat's II. wegen ihrer koſtbaren Ausſchmückung erwähnt zu werden. Mit den Moſcheen ſtehen vierundzwanzig Medreſſes (Collegia) und drei Leſeſchulen in Verbindung. Den vormaligen Reichthum Adrianopels bezeugen noch dreiundfünfzig Chane und Caravanſereis, ein Bazar mit 6000 Gewölben und mehre Märkte. Muhamed IV. verweilte hier am liebſten und ſchmückte die zwei kaiſerlichen Paläſte, das alte und neue Serail, äußerſt prachtvoll aus. Am Ufer des Tundſcha liegt ein großer kaiſerlicher Garten, über welchen ein Boſtandſchi-Aga (Obergärtner) nebſt mehren Hundert andern Boſtandſchis die Aufſicht hat. In der Feſtung, mitten in der Stadt, befindet ſich die Verwaltungsbehörde, an deren Spitze ein Paſcha ſteht. Die Muhamedaner bilden nur den vierten Theil der Bevölkerung. Europäiſche Handelshäuſer haben hier großartige Etabliſſements und betreiben Geſchäfte bis zum Belauf von vier Millionen Gulden, namentlich in roher Seide und der ſchönen levantiſchen Wolle. Die Wirthshäuſer und Bäder ſind ſchlecht, obwol zwiſchen den beiden Hauptſtädten des Reichs beſtändig Kameelkaravanen verkehren.

Die frierenden Kinder.

(Mit einer Lithographie.)

Im weißen Winterkleide
Steh'n Anger, Wald und Haide.
Es knarrt der Tritt im Schnee. Der Oſt
Bringt bitterkalten Froſt.
Leiſ' zwiſchen Thür' und Angel
Schleicht ein Geſpenſt, die Kälte ein.
Das Fenſter klirrt. Der Mangel,
Im Winter macht er doppelt Pein.
Wohl dem, der's hat!
Im Ofen kniſternde Brände,
Im Speicher Holz ohn' Ende,
Und Eſſen ſatt,
Und warme weiche Lagerſtatt!
Nun Kindlein,
Holdes Geſindlein,
Macht Euch auf die Sohlen,
Im Wald
So kalt,
Reiſer zu holen.
Brüder und Schweſterlein,
Müßt mir gar fleißig ſein,
Knicken und knacken,
Müßt Euch halt placken.
Bündel nur flink geſchnürt!
Wer ſich da munter rührt,
Kriegt rothe Backen.
Der ſcharfe Wind
Gibt Dir, mein Kind,
Geſunde Säfte
Und friſche Kräfte.
Dann wächſeſt Du g'rad' heran,
Aufrecht und ſtark,
Kernig im Mark,
Und ſiehſt Dir den reichen Mann
Stolz und barmherzig an,
Der in der Stubenluft
Aermlich vermufft.
Fertig? Habt's brav gemacht!
Das gibt ſchön warm zur Nacht.
Aber die Luft
Schneidet und beißt und ſengt,
Und an den Augen hängt
Eiſiger Duft.
Raſch da, die Reſte
Reiſer, Geſträuch,
Ein paar dürre Aeſte,
Das iſt für Euch!
Ei, wie behende
Lodert die Glut!
Wärmt Euch die Hände!
Gelt, junges Blut,
Das thut wol gut?

D. F. B.

Feuilleton.

Alexandre Dumas' erſtes Auftreten als Dramatiker.

Man hat lange Zeit geglaubt, daß Alexandre Dumas' zuerſt mit ſeinem „Heinrich III.“ auf der Bühne erſchienen ſei. Dies war ein Irrthum.

Vor fünfzehn Jahren war der berühmte Dramatiker in Villers-Cottereis Schreiber bei einem Notar. Wenn er damals Ehrgeiz beſeſſen hätte, ſo würde er es vielleicht bis zum königlichen Anwalt in einer Provinzhauptſtadt gebracht haben; aber ſeine beſcheidene Einbildungskraft wagte nicht den Flug zu ſo kühnen Träumen von der Zukunft. Er blieb fünf Jahre lang Schreiber und erwartete ſeine Großjährigkeit, um eine kleine Anſtellung als Steuereinnehmer zu erhalten. Darauf beſchränkten ſich ſeine Wünſche, als die Familie des Grafen Leuven in Villers-Cottereis ihren Wohnſitz aufſchlug. Alexandre Dumas, damals ein zwanzigjähriger Jüngling, verband ſich ſogleich mit Adolph von Leuven, dem Sohne des Hauſes.

Der junge Mann, welcher von Paris kam, machte dem Sohn der Provinz begreiflich, daß eine Anſtellung, wie er ſie ſich wünſche, zu nichts führe und ſchlug ihm vor, Theaterſtücke zu ſchreiben. Alexandre Dumas hatte noch nie ein Schauſpiel geſehen, noch nie ein Theater beſucht. Das that aber nichts zur Sache, acht Tage nach ihrer Zuſammenkunft machten die jungen Leute aus der Noth eine Tugend und vollendeten ein Vaudeville unter dem

Die frierenden Kinder

Digitized by Google

Titel: „Ein Freundschaftsmahl.“ Der Stoff war einer Erzählung von Bouilly entlehnt und das Stück wurde niemals gegeben. Dies zum Trost für Anfänger, welche sich vielleicht durch das Fehlschlagen eines ersten Versuches, entmuthigen lassen!

Als die Familie Leuven nach Paris zurückkehrte, dachte Alexandre Dumas einzig und allein daran, wie er seinen Mitarbeiter einholen könne. Er machte sich ebenfalls auf den Weg und fand einen Platz im Hause Orleans.

Nur um zuvörderst den täglichen Unterhalt bestreiten zu können, verfertigte Alexandre Dumas mehre dramatische Kleinigkeiten und debütirte im Verein mit den Herren Leuven und Rousseau im Ambigutheater mittelst des Stückes „Jagd und Liebe.“ Dies Vaudeville wurde fünfzigmal aufgeführt. Sein zweites Stück führte den Titel „Hochzeit und Beerdigung.“ Er hatte es in Gemeinschaft mit Laffagne und Bulpian gearbeitet und brachte es im Theater Porte-Saint-Martin zur Aufführung, wo es mit vielem Beifalle achtzig Darstellungen erlebte.

Jetzt machte Dumas immer schnellere Fortschritte. Eines Tages, als er sich zum Kassier begab, um seine Besoldung in Empfang zu nehmen, bemerkte er, in dessen Händen einen Band des „Journals des Herrn de l'Etoile;“ er lieh ihn aus, las ihn in einer Nacht durch und dichtete alsdann sein Drama „Heinrich III.“

Seine „Christine“ hatte er vorher ganz nach den Regeln der classischen Einheiten gehalten. Dieses Trauerspiel wurde im Ausschuß des Theatre français gelesen und man wußte nicht, ob man es annehmen oder zurückweisen sollte. Da also kein Ausspruch über das Werk erfolgte, beschloßen die Schauspieler, den Verfasser, mit einer besonderen Empfehlung durch den Schauspieler Firmin zu Picard begleiten zu lassen, damit er diesem sein Stück vorlege und das Urtheil desselben erhalte.

Picard empfing Alexandre Dumas höchst freundschaftlich, nahm das Manuscript und bat den jungen Mann in acht Tagen wiederzukommen.

Als der achte Tag erschienen war, stellte sich Alexandre Dumas ein, um den Bescheid zu empfangen. Picard rief ihm gleich beim Eintreten zu: „Sagen Sie mir, lieber Freund, haben Sie noch andere Existenzmittel als die Literatur?“

„Mein Herr, ich habe noch eine Anstellung mit fünfzehn hundert Francs.“

„Nun wol, ich wünsche Ihnen Glück dazu.“

Und mit einer verbindlichen Verneigung ihm sein Manuscript zurückstellend, fügte Picard hinzu: „Gehen Sie wieder in ihre Kanzlei, junger Mann, und halten Sie sich dort, das ist das Beste, was Sie machen können.“

Wenn damals Alexandre Dumas den Rath des guten Picard befolgt hätte, — was würde aus ihm geworden sein? Monte-Christo hätte sich vielleicht zum Kanzleichef emporgeschwungen, vielleicht! Walter.

Album für Damen.

Werther's Lotte.

(Charlotte Keſtner.)

Die Thatsachen sind bekannt, welche dieser jungen Dame im vorigen Jahrhundert eine europäische Berühmtheit zu Wege brachten. Als Charlotte Keſtner lebte sie mit ihrem jungen Gatten in Wetzlar, wohin der 24jährige Göthe, welcher eben (1773) den „Götz von Berlichingen“ herausgegeben, von seinem Vater geschickt wurde, um an dem Reichskammergerichte seine juristischen Studien zu vollenden. Der junge Poet faßte eine herzliche Neigung zu dieser lieblichen und tüchtigen jungen Frau, eine Neigung, welche von Charlotte und ihrem Gatten auf die unbefangenste Weise erwiedert wurde und niemals zu irgend einer Unebenheit oder Unregelmäßigkeit Veranlassung gab. Das junge Ehepaar behandelte den jungen, überaus liebenswürdigen Poeten mit einer Freundschaft, die jede Leidenschaftlichkeit fernhielt, und die kaum bemerkt, sicherlich aber nicht bekannt geworden wäre, wenn der Liebende nicht eben ein Poet gewesen wäre. Als solcher suchte er einen Ausdruck für seine Empfindungen und steigerte seine Empfindungen für diesen Ausdruck. Ein unglückliches Ereigniß, der Selbstmord des jungen Jerusalem, gab die Veranlassung zu der literarischen Form, welche dies unverfängliche Verhältniß zu allgemeiner, zu so thränenreicher Theilnahme brachte. Göthe verschmolz sein Liebesschicksal und das Schicksal Jerusalem's in eins, nannte den Helden dieser Schicksale Werther und gab, anfangs anonym „Leiden des jungen Werther's“ heraus. Dies Buch erschien 1774—75 in Leipzig und hat unsere Charlotte Keſtner als Werther's Lotte unsterblich gemacht. Natürlich war dann des Fragens über den erfundenen Zusammenhang kein Ende, und bald dieser, bald jener wollte ein besonderes Geheimniß entdeckt haben. Es war aber nichts zu entdecken, es blieb ein edles und schönes Freundschaftsverhältniß zwischen dem jungen Ehepaare und dem jungen Dichter, und ist nur zu beklagen, daß die gewechselten Briefe uns bis jetzt vorenthalten worden sind. Diese sollen zu dem Schönsten und Innigsten gehören, was je aus Göthe's Feder geflossen, ein warmer Strom seiner wärmsten Jugend und jetzt erst haben wir Aussicht, diese Briefe öffentlich erscheinen zu sehen. Sie sind in den Händen von Charlotten's Söhnen, welche im Privatverkehr gar nicht geheim damit halten, welche sich aber durch einen der Brüder bis jetzt haben hindern lassen, dieses Denkmal für ihre Mutter der Oeffentlichkeit zu übergeben. In Hannover sind sie so lange aufbewahrt worden; dorthin übersiedelte Keſtner mit seiner Frau, als er Wetzlar verließ und dies ist der Heimatsort Charlotten's und ihrer Familie geworden. Auf den Briefwechsel Lottens mit Göthe hat die Nation so gegründete Ansprüche, daß die Familie endlich mit überlebter Bedenklichkeit zurücktreten und uns gewähren sollte, was mehr als bloßes Familienerbe ist. Zwei von Charlotten's Söhnen, der eine Gesandter in Rom, der andere Archivrath in Hannover, haben sich diesen öffentlichen Ansprüchen immer am willfährigsten gezeigt; möchten sie nun nicht länger zögern, jenen Briefwechsel der Oeffentlichkeit zu übergeben!

Charlotte Keſtner ist Zeit ihres Lebens mit Göthe in Verbindung geblieben und hat ihn später in Weimar wiedergesehen. Sie galt für eine kluge, in den wichtigsten Lebensfragen erfahrene und entschlossene Frau, welche ihre zahlreichen Kinder sorgfältig erzogen und wohlversorgt bei ihrem Hinscheiden zurückgelassen hat.

Kleine Erzählungen.

Der Pantoffel. Eine so wichtige und geheimnißvolle Rolle auch der Pantoffel bei uns im Westen spielt obgleich er ein gefürchtetes Scepter in der Hand der Frauen ist, so hat er doch im Osten ein noch weit höheres Geschick. Ist eine muselmännische Frau von ihrem Manne beleidigt worden — denn auch dort sind die Männer wankelmüthig und ungetreu — so geht sie ganz einfach zu dem Kadi und legt einen Pantoffel (Papusch) verkehrt auf den Boden, so daß die Sohle nach oben sieht. Dies reicht hin. Ohne daß sie ein Wort weiter zu sprechen braucht, ohne eine weitere Erklärung, — versteht der Kadi den Sinn dieser Handlung und die so von der Klägerin verlangte Scheidung wird bewilliget. O wie viele Pantoffeln würden bei uns vor Gericht getragen werden, wenn die Frauen weiter nichts zu sagen und zu thun brauchten, um von ihren Männern geschieden zu werden!

Will dagegen die Türkin mit ihrem Manne sprechen, so zieht sie ihren Pantoffel (Schuh) aus und sendet ihm denselben durch eine Sklavin. Das heißt: „Komm schnell, mein Herr, Deine Geliebte hofft voll Sehnsucht auf Dich!“ Hat sie einen Besuch von einer Freundin erhalten, so stellt sie die Pantoffeln derselben vor ihr Zimmer, um so ihrem Manne anzuzeigen, es sei eine fremde Frau im Harem und er dürfe deshalb nicht hereinkommen. Dieses Pantoffelsignal, gegen das kein Muselmann zu handeln wagt, wird freilich nicht selten auch benutzt, wenn die Frau einen andern Besuch bei sich hat und nicht will, daß ihr Mann zu ihr komme.

Merkwürdig ist auch, daß jeder Muselmann in seiner Moschee seine Pantoffeln hat, die er anzieht, wenn er hineintritt und sie ablegt, wenn er sich wieder entfernt, so wie man bei uns in der Kirche einen Stuhl (Platz) oder in dem Theater eine Loge hat; an dem Eingange mancher viel besuchter Moscheen liegen so viele solcher Pantoffeln, daß sie einen hohen bunten Berg bilden.

Und woher kommt der Ausdruck: „Es weiß Niemand, wo mich der Schuh drückt?“ Der römische Senator Paulus Aemilius soll sich desselben zuerst bedient haben und zwar bei folgender Gelegenheit. Er hatte lange mit seiner Gattin Papiria gelebt, die ihm einen Sohn, den später so berühmt gewordenen Scipio Aemilianus, gegeben und endlich verstieß er sie. Seine Freunde versuchten, ihn davon abzubringen; er blieb aber fest bei seinem Vorsatze, streckte statt aller Antwort seinen Fuß aus und sagte: „Ist dieser Schuh nicht neu? ist er nicht schön? Und doch weiß Niemand, wo er mich drückt.“

Großvater und Enkel.

Es wandern dort die Straß' entlang
Ein alter Mann, ein Knabe,
Von Thür' zu Thür', sie fleh'n so bang
Um eine milde Gabe.
Der Greis den Hut hält bittend her:
„Seid mild! Ich kann nichts schaffen mehr!"
Der Kleine klagt: „Die Arbeit, ach!"
„Ich bin noch klein, mein Arm zu schwach!"

So wandeln sie von Haus zu Haus,
Doch Niemand will sie hören.
So kommen sie vor's Dorf hinaus,
Das Kind weint heiße Zähren.
Der Greise spricht: „Was weinst Du doch?
Hört Keiner uns, gibt's Einen noch,
Wir pilgern zu dem Hause hin,
Dort wohnt der liebe Gott darin!"

Und flehend sanken Beide hin
Zu des Altares Stufen,
Da schwankt einher mit mildem Sinn —
Ein Engel wie gerufen —
Der ärmste Mann vom Ende d'raus,
Der führt sie tröstend mit nach Haus
Und theilt mit ihnen sein Gericht:
Der Herr verläßt die Seinen nicht!

Historische Miscellen.

Tamerlan's Andenken in der Mongolei. Im Jahre 1845 kamen Reisende in der Mongolei jenseits des Salzsees nach einem fruchtbaren Thale, wo mongolische Karavanen ihr Lager aufgeschlagen hatten. Nachdem ein patriarchalisches Mahl gehalten worden, langte ein Kind eine Geige mit drei Saiten von einem Ziegenbockshorn herab und gab sie einem ehrwürdigen Greise. Nun wurde der Sänger, Toolholos genannt, nachdem er eine Schale Milch-Wein getrunken hatte, aufgefordert, den beliebten Gesang von Tamerlan vorzutragen. Alles wurde still und der Toolholos sang im kräftigen und kriegerischen Tone folgende Strophen

„Als der göttliche Timur unter unseren Zelten hauste, da waren die Mongolen ein gefürchtetes und kriegerisches Volk. Unter ihren Schritten wankte der Erdball, und vor ihrem Blick erstarrten die zehntausend Völker, die unter der Sonne wohnen, im furchtbaren Schrecken."

„O göttlicher Timur, wann wird Deine große Seele wieder aufleben? Komm, komm zurück, wir harren Deiner, o Timur!"

„In unseren weiten Auen leben wir still und ruhig wie Lämmer, und doch lodert unser Herz noch ganz in Flammen auf. Immerfort verfolgt uns das Andenken an Timur's ruhmvolle Zeiten. Wo ist das Haupt, das uns anführen und aus uns Krieger machen wird?"

„O göttlicher Timur, wann u. s. w."

„Der junge Mongole hat Kraft genug im Arme, um den wilden Hengst zu zähmen, von fern erkennt er auf dem Grase die Spur des irrenden Kameels. Ach! er kann nicht mehr den Bogen seiner Ahnen spannen, sein Auge nicht mehr des Feindes List entdecken.“

„O göttlicher Timur, wann u. s. w.“

„Auf dem heiligen Berge sahen wir die rothe Binde des Lama wehen, und die Hoffnung ist in unserem Lager aufgeblüht. Sage uns, o Lama (Priester), wann das Gebet von Deinen Lippen fließt, läßt Dich Hormusta (Gott) in die Zukunft schauen?“

„O göttlicher Timur, wann u. s. w.“

„Zu des göttlichen Timur's Füßen haben wir das wohlriechende Holz verbrannt; das Haupt zur Erde geneigt, haben wir ihm den grünen Thee und die Milch unserer Heerden dargebracht. Wir sind bereit, da stehen die Mongolen, o Timur! und Du, Lama, siehe Du Glück auf unsere Pfeile und Lanzen herab.“

„O göttlicher Timur, wann wird Deine große Seele wieder aufleben? Komm, komm zurück, wir harren Deiner, o Timur!“

Merkwürdige Esser. Herkules soll sich nie satt gegessen haben, ungeachtet er in einem Wettstreite, der des Essens wegen angestellt war, und in welchem sein Gegner einen ganzen Ochsen schmaus'te, überwunden wurde.

Milon von Krotona, der in den olympischen und pythischen Spielen sechsmal den Preis gewann, trug einst einen Ochsen in einem Odem ziemlich weit fort, schlug ihn darauf mit einem Faustschlage todt und verzehrte ihn alsdann mit dem größten Appetit.

Ostidamus von Milet aß so viel, als neun Männer zu verzehren pflegen. Einst fraß er Alles auf, was an der Tafel des Ariobarganus für die ganze Tischgesellschaft bestimmt war.

Herodot von Megara, ein Virtuos auf der Flöte und ein vortrefflicher Tänzer, verlangte zu seiner Mahlzeit 20 Pfund Fleisch, ebenso viel Brod und einen halben Anker Wein.

Die Flötenspielerin Anglais verzehrte auf einmal 12 Pfund Fleisch, 12 Pfund Brod und 16 Quart Wein und war zufrieden.

Der Kaiser Maximin, der, mit aller Hochachtung für seine Hoheit sei's gesagt, auch ein starker und handfester Patron war, nahm täglich 40 Pfund Fleisch und einen ganzen Eimer Wein zu sich.

An Aurelian's Hofe war ein Fresser, der zu einer Mahlzeit ein wildes Schwein, einen Hammel und noch ein Ferkel brauchte.

Claudius Albinus konnte auf einmal 500 Feigen, 100 Pfirsiche, 10 Melonen, 20 Pfund Weintrauben, 100 Schnepfen und 40 Austern verzehren.

Der litthauische Fürst Suidrigellus saß gewöhnlich 6 Stunden lang an der Tafel und hatte täglich 130 Schüsseln.

Im Jahre 1511 wurde dem Kaiser Maximilian ein sehr großer und dicker Nordländer vorgestellt, welcher auf einmal ein ganzes Schaf und ein Kalb roh auffraß.

Im Jahre 1765 befand sich zu Dresden ein Mann unter der Leibgarde, der bei einer Mahlzeit 20 Pfund Rindfleisch und die Hälfte eines gebratenen Kalbes nebst noch verschiedenen Gerichten in gleicher Menge auffressen konnte, und, um die Verdauung zu befördern, noch eine ziemliche Anzahl Steine verschluckte.

Erfindungen.

Der bekannte Niepce, der an Daguerre's Entdeckung einen so großen Antheil hatte und auch seinen Antheil von der Nationalbelohnung dafür erhielt, hat jetzt ein gleich interessantes Verfahren entdeckt, einen Kupferstich oder eine Lithographie auf Papier und von diesem auf eine Kupferplatte zu übertragen.

Ein Regenschirmfabrikant in Boston hat Regenschirme erfunden, die nur der Besitzer gebrauchen kann und die folglich unbrauchbar sind, wenn sie in unrechte Hände kommen. Wenn sie zusammengelegt sind, läßt sich nämlich der Griff abnehmen, den man in die Tasche steckt. Nimmt man ihn ab, so schließt man den Regenschirm zu, der nicht geöffnet werden kann. Der Griff ist ganz wie ein Schlüssel eingerichtet.

Gemeinnütziges.

Verwandlung des Sägemehls in ein gutes Düngmittel. Um die Sägespäne in der Landwirthschaft nützlich zu verwenden, ist es nach Bishop's Erfahrungen am zweckmäßigsten, sie zu verkohlen. Er errichtet zu diesem Behufe aus Sträuchern, wie Ginster und andere niedrige Gewächse, Meiler, welche allmälig mit Sägespänen angefüllt werden, die man mit der Schaufel leicht darauf wirft, so daß möglichst viele leere Räume und Durchzüge für die Luft frei bleiben; man bedeckt hierauf den Meiler mit einer nicht zu dicken Schicht von Sägemehl und zündet das Feuer an. Wo das Feuer durchzubrechen anfängt, legt man frisches Sägemehl auf, und nachdem man zuletzt noch eine ziemlich dicke Schicht aufgelegt hat, läßt man den Meiler völlig erkalten. Nach dem völligen Erkalten wird er auseinander genommen. Die auf diese Weise erhaltene Kohle, mit flüssigem Dünger, Harn u. s. w. vermengt, welche sie einsaugt, gab bei den verschiedensten Gewächsen die besten Resultate. Man muß jedoch das Sägemehl an einem trockenen und luftigen Orte aufbewahren, weil es gern Feuchtigkeit anzieht und dann schwer zu verkohlen ist.

Glasservice und Flaschen-Keller sollen nicht mit Sand oder Blei geputzt werden. Blei ist gesundheitswidrig; Sand ist dem Glase schädlich; denn er ritzt das Glas und macht es zu einem Nester des feinsten Kothes, so daß dergleichen öfter geputzte Flaschen schmutzig werden und das Getränk darin unappetitlich aussieht. — Spiegelblank putzt man daher alles Glasservice mit kaltem Wasser und groben Sägspänen. In eine z. B. zwei Seidelflasche füllt man einhalb Seidel trockene Sägspäne und sogleich beinahe eben so viel kaltes Wasser, schüttelt nun stark in stehender und liegender Haltung die Flasche oft um, und gießt dann die Sägspäne auf die Hand aus, um damit die Flasche auch von Außen um und um abzureiben. Ist Oel in der Flasche gewesen, so gießt man die ersten verwendeten Sägspäne abseits weg, und wiederholt das besagte Verfahren drei, vier bis fünf Mal, bis die Flasche gar keine Spur der Fettigkeit mehr an sich trägt. Ist darin eine verhärtete Kruste angesetzt, so schabt man mit einem etwas gekrümmten hölzernen Staberl innen diese Kruste streifenweise ab, damit die Sägspäne das Blankputzen vollenden können. — Zuletzt füllt man die Flasche vollkommen voll kalten Wassers, damit auch die feinsten Sagspäne obenan kommen, und läßt die so gefüllte Flasche 24 Stunden stehen, damit jeder fremdartige Geruch derselben abziehe. Somit kann dann in eine derartig gereinigte Flasche auch das feinste Getränk zur Aufbewahrung gefüllt werden, ohne Sorge, daß es verderben möchte; und es ist diese Methode des Flaschenputzens ganz leicht, auch im Großen ausführbar. — Service, feinen und fein geschliffenen Glases, wird auf dieselbe Weise blank geputzt, nur nimmt man eine dazu bestimmte Bürste, die immerhin etwas hart sein darf, zu Hilfe. J. P. P.

Humoristische Bagatellen.

Gedanken über Nichts.

Scherz von S. Franz.

„Ich wüßte keine herrlichere Maschine zu erfinden, als eine Gedankenrepetieruhr.“
Jean Paul.

Eine Gedankenrepetieruhr wäre wahrlich eine herrliche Erfindung, die besten Gedanken kommen oft in der Nacht, aber sie sind wie die Träume, deren man sich beim Erwachen nicht mehr entsinnen kann; will man sie festhalten oder anheften, so sind sie weg wie die Tage der Jugend und kehren nimmer wieder. In solchen Fällen wäre eine Gedankenrepetieruhr wirklich etwas Herrliches; denn ich bin überzeugt, daß manche Menschen nicht darum keine guten Gedanken haben, weil sie wirklich nie einen guten Gedanken haben, sondern bloß darum, weil sie keinen guten Gedanken behalten können. — Eben der Mangel einer solchen Gedankenrepetieruhr ist Ursache, daß ich Gedanken über Nichts schreibe, denn Nichts ist der reichhaltigste Stoff zu allerlei Gedanken.

Aus Nichts ward das Universum geschaffen (Genesis Cap. I.) und schon mancher, der mit Nichts angefangen, hat es zum Millionair gebracht. Eine Kunst, die ich, nebenbei gesagt, sehr gern verstehen möchte. — Um Gedanken über Nichts zu schreiben braucht man nur nichts zu denken, eine Beschäftigung, die Manchen weiter gebracht, als es die herrlichsten Gedanken je hätten thun können. — Nichts denken und nichts thun ist überdieß eine sehr angenehme Beschäftigung, wie denn der Italiener das „Dolce far niente“

über Alles schätzt und ich glaube, in dem Lande der schönen Künste muß man das am Besten verstehen. —

Uebrigens mache ich mit meinen Gedanken über Nichts durchaus keinen Anspruch auf Originalität, und wenn ich Zeit, Gelegenheit und Kenntnisse genug besäße, so könnte ich es aus dem Talmud und der Kabalia der Hebräer, den Schriften der Mollas und Imans der Türken, den Ueberlieferungen der Sheiks der Araber und Mobedis der Parsen, aus der Lehre der Bonzen, der Zendavesta, dem Sanskrit neben Zendavesta stünde besser und aus den Weda's und den neuesten Disputationen aller Philosophen und Aestethiker beweisen, daß zu allen Zeiten unter allen Zonen, und von allen Menschen sehr viel über Nichts geschrieben und gestritten worden, wenn sie auch ihren Werken nicht die Aufschrift „Gedanken über Nichts" gegeben. — Auch die meisten Romane und Reisebeschreibungen enthalten sehr viel Gedanken über Nichts, wie sich überhaupt die Reisenden sehr gut mit den Wandelsternen vergleichen lassen, die größten sind von der Sonne am entferntesten. Die besten Gedanken über Nichts, glaube ich, könnte Mancher am Ende des Carnerals schreiben, den er mit leichtem Herzen und schwerer Börse begonnen und mit schwerem Herzen und leichter Börse beschließt.

Unglückliche Spieler, die im Begriff stehen, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, oder verzweifelnde Liebende, die sich in's Wasser stürzen wollen, müßten ebenfalls gute Gedanken über Nichts schreiben können, da sie durch die That beweisen, daß sie in diesem Momente weder an Etwas denken, noch je über Etwas nachgedacht haben. — Man mag es sonderbar finden, daß ich, indem ich Gedanken über Nichts zu schreiben versprochen, so viele Andere anführe, die gleichfalls Gedanken über Nichts geschrieben haben, oder doch hätten schreiben können, doch da theile ich den gemeinsamen Fehler aller Menschen: daß sie gerne ihre Fehler Andern aufbürden; so nennt man eine Erdfinsterniß eine „Sonnenfinsterniß" — als ob die Erde das Licht gebe, welches sie doch empfängt. — Wer über Nichts schreiben will, hat einen leichten Anfang, weil aller Anfang Nichts gewesen, aber ein schweres Ende, da es noch unbestimmt, was das Ende aller Dinge sein und ob die ganze Weltgeschichte wie in einer Parenthese zwischen zwei großen Nichts abgehandelt werde.

Große Welt.

Von P. Abraham a Sancta Clara.

„In der großen Welt überhaupt gibt es nicht lauter adelige und vornehme Herrn, es sind auch viele Künstler und Handwerker u. dgl. Da gibt es z. B. Fechter, solche nämlich, die über die Schnur hauen; — Fischer, welche mit faulen Fischen handeln; — Kaufleute, die mehr Waaren, als Wahrheit haben; — Drechsler, die Vielen eine lange Nase drehen; — Seiler, welche viel tausend Fallstricke machen und legen; — Hutmacher, die unter einem Hute spielen; — Bildhauer, die Einem nur das Maul machen; — Musiker, die Jeden zu stimmen suchen; — Köche, die Einem die Suppe versalzen; — Schuster, welche Jeden über ihren Leisten schlagen wollen; — Schneider, welche gefährliche Ehrabschneider sind; — Schlosser, die Einem in Allem einen Riegel vorschieben; — Kürschner, die Manchem Ungeziefer in den Pelz setzen; — Maler, die Einem Blaues vor die Augen machen; — Gärtner, die alle Schelmenstreiche zu verblümen wissen; — Uhrmacher, die lauter Unruhen machen; Bader, die Manchem ein schlimmes Bad bereiten; — Wundärzte, die Einem das Zugpflaster an den Geldbeutel legen; — Fuhrleute, die Viele jämmerlich hinter's Licht führen; — auch Holzspalter, deren einzige Arbeit das Zerspalten und Verkleinern ist.

Scherz und Laune.

Sonderbares Examen. Lehrer: „Was für ein Redetheil ist das Wort Ei?" — Junge (zaudernd): „Nennwort." — Lehrer: „Welches ist sein Geschlecht?" — Junge (verblüfft): „Kann ich nicht sagen." — Lehrer: „Ich meine, ist es Masculinum, Femininum oder Neutrum?" — Junge: „Das kann ich erst sagen, wenn es ausgebrütet ist."

„In der Ferne gleichen die Frauenzimmer den Brillanten, und in der Nähe höchstens den falschen Edelsteinen!" sagte ein fader Herr zu einer geistreichen Dame. Diese antwortete: „Uns geht es mit manchen Herren nicht besser. Vom Weiten kommen sie uns so fein wie Saffian vor, und in der Nähe sind sie ungegerbtes Schafleder."

Einer der wohlbeleibtesten Männer, die jemals gelebt haben, war der Sänger Nicolini in Dresden zur Zeit des churfürstlichen Hofes. Er wog 560 Pfund, und aus seinen Beinkleidern ließ sich ein Bürger einen vollständigen Anzug machen. Sein Diener mußte den Löffel führen; bei einem Fußfall auf der Bühne konnte er nicht mehr allein aufstehen und mußte deshalb dem Theater entsagen.

Eigenthümlicher Nachlaß. Ein excentrischer Herr hinterließ folgendes curiose Testament: „Weil mir meine Tochter eine Nachtherberge verweigerte, als ich noch keine Wohnung gemiethet, vermache ich ihr zwei Groschen und ihrem unter'm Pantoffel stehenden Mann 1½ Groschen, da ein Mann, welcher seinem Weibe gestattet, in seiner Gegenwart ihren Vater zu beleidigen, kein Mann ist. Meinen andern Kindern empfehle ich fleißiges Lesen des fünftes Gebotes. Meiner Schwiegermutter vermache ich sechs Groschen, damit sie sich einen Strick kauft, den sie noch über kurz oder lang für ihren eigenen Hals nöthig haben wird."

Folgende Hausmittel werden von Dr. Eisenbart dem Jüngern mitgetheilt: Ist Dir Dein Bein eingeschlafen, so wecke es auf und sprich: „Wenn dies noch einmal geschieht, so zahlst Du Schlafgeld!" Das Bein wird sich's hinter's Ohr schreiben. Hast Du in Folge sitzender Lebensart Unterleibsbeschwerden, so werde Briefträger. Hast Du Zahnschmerzen, so nimm einen Schluck Milch und 40 Kümmelkörner in den Mund und tanze so lange auf einem Beine, bis Beides zu einem Käse geworden ist.

Man unterhielt sich von Grabschriften. „Die rührendste Grabschrift für mich," sagte ein Anwesender, „ist, wenn ich nichts zu essen habe, und auf dem kalten Herde meiner Küche sehe: Hier ruht meine Asche."

Bei der jüngst stattgehabten Feier des Geburtstagfestes Sr. Majestät des Königs von Preußen in Königsberg waren viele Häuser in der Stadt illuminirt und es fehlte auch nicht an transparenten Inschriften. Ein Anwohner des Schloßteiches hatte seinen Garten- Staketenzaun mit Lampen besetzt und folgendes Transparent angebracht: „Es lebe der König! Er gibt mir zwar nix, doch bin ich zufrieden und arbeite für."

Im Badischen wurden wegen der Hunde allerlei Berichte eingezogen. Ein Ortsvorsteher reichte folgenden Bericht ein: „Unterthänigster Hundebericht. Der Ortsvorstand — ein Hund. Der Schullehrer — ein Hund. Der Doktor — ein Hund. Der Verwalter — ein Hund. Zusammen vier Hunde.

Den Türken erscheint unser Hut dergestalt lächerlich, daß in vielen ihrer Schulen ein Exemplar dieser Kopfbedeckung als Strafmittel aufbewahrt wird, um ihn den unfolgsamen Kindern aufzustülpen. Der Hut ist also die Eselsmütze des türkischen Schülers.

Ein Fuhrmann war auf seinem Wagen eingeschlafen, und während der Zeit hatte ihm der schlaue Dieb die Pferde ausgespannt. Endlich erwachte er langsam, rieb sich die Augen und rief schlaftrunken: „Na, was ist das, nun weiß ich nicht, bin ich der lange Peter oder nicht. Bin ich's, so haben sie mir die Pferde gestohlen; bin ich's nicht, so hab' ich einen Wagen gefunden.

Sanitäts-Maßregel. „Hier haben Sie alle meine Zeugnisse von meiner Geburt bis zum heutigen Tage." — „Sie können nicht heiraten; hier fehlt ja der Impfschein. Glauben Sie denn, der Staat wolle durch ungeimpfte Bürger noch mehr Gift in seinen Organismus aufnehmen?"

Ein Gutsherr fragte bei einem Gelage einen Ritter: „Was ist für ein Unterschied zwischen einem Esel und einem Ritter?" und setzte gleich die Antwort bei: „Der Esel hat das Kreuz hinten, der Ritter vorn." — „Nun! sagen Sie mir auch," sprach der Ritter, „was ist für ein Unterschied zwischen einem Esel und Ihnen?" (Vergebliches Nachdenken.) „Gar keiner."

Ein Barbier fragte Jemanden, wie er ihn barbieren sollte. „Schweigend," erwiederte dieser.

In einer Gesellschaft pries kürzlich Jemand die Kenntnisse eines Abwesenden. „Ah, und in der Oekonomie besitzt er eine

Erfahrung!" rief er unter Anderem, „Sie kennen das Gut, welches er von Herrn A. gekauft hat? Als er's übernahm, trug es keinen Heller, und jetzt hat er's schon so emporgebracht, daß es das Doppelte trägt."

Ein bekannter Lügner nahm immer seinen Kammerdiener Johann zum Zeugen, wenn er eine derbe Lüge losließ. So erzählte er einst von den Affairen bei Belgrad und wandte sich an denselben. „Nicht wahr, Johann, da habe ich einen halben Mond erobert?" — „Aber Euer Gnaden," eiferte er, „es war ja ein ganzer."

Confusion. In „Kabale und Liebe" hat Ferdinand zu sagen: „Umgürte Dich mit allem Stolze Deines Englands, ich verwerfe Dich, ein deutscher Jüngling." — Der Schauspieler sprach: „Ummengle Dich mit allem Gurte Deines Stolzlands, ich verjüngle Dich, ein deutscher Werfling!"

Ein Journal erzählt in Bezug auf Dänemark und Schleswig-Holstein folgende niedliche Parabel: Man macht's dort wie jener Pächter, der einmal seinen Hühnerhof zusammenkommen ließ. „Liebe und Getreue," sprach der gute Pächter, „ich habe Euch zusammenberufen, um mit Euch gemeinschaftlich zu berathen, in welcher Sauce ich Euch verspeisen soll?" Dies fuhr einem anwesenden Hahne in die Krone und er krähte mit geschwollenem Kamme: „Aber wir wollen gar nicht verspeist sein." — „Liebe, Getreue," entgegnete der Pächter, „Ihr weicht aber von der Hauptfrage ab!"

Bekanntmachungen. Da im Kalender Mondschein steht, so sind die Laternen einstweilen in Pensionsstand versetzt. Wer Menschen sucht, kann sich während dieser Zeit selbst beleuchten.

Wer sich über das Wesen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit belehren will, beliebe die Bekanntschaft meiner Frau zu machen.

Lorenz Schmerzlich.

Frische Zankäpfel kauft meine süße Ehehälfte.

Jüngst war Bosco in einer Gesellschaft und warf den Ring seines Freundes beim Fenster hinaus, sie gingen dann zusammen in ein Gasthaus und ließen sich einen Fisch geben. „Was glaubt Ihr, war in dem Fisch? — Der Ring? — Nein, Gräten!"

Zum Modebilde Nr. 3.

Verschiedene Kinderanzüge.

Bilder-Magazin.

Ueberlieferungen an die Nachwelt.

(Mit höchst merkwürdigen Illustrationen.*)

Nro. 1.

Hier ist zu sehen die große deutsche Flaschen-Versammlung; die Flasche mit dem längsten Halse fungirt als Redner. Die Versammlung ist vollständig, von der großen Essigflasche bis zum Pfuzer hinab. Während die Rednerflasche sich entleert, machen die andern lange Hälse. Auf dem Boden liegen einige Stöpfeln, um der Flasche augenblicklich den Mund zu stopfen, falls sie Ungebührliches von sich geben sollte. Unter die Flaschen haben sich auch einige Bierkannen gemischt, um darzuthun, daß noch nicht aller Hopfen und Malz verloren ist. Mehre der Flaschen lehnen sich an ein rückwärtiges Faß, ein Beweis, daß nichts so leer ist, daß es in Deutschland nicht seine Anhänger finden sollte.

Anmerkung. Sämmtliche Flaschen sind hohl.

*) Siehe Erinnerungen Jahrgang 1847, eilftes und zwölftes Heft.

Nro. II.

Hier ſehen unſere Leſer Herrn Abd-el-Kader, wie er in Paris ſeinen Einzug hält. Der gefangene Emir ſitzt auf einem Kameel. Ihm folgen ſeine drei Frauen u. ſ. w. Alle wehen ſich friſchen Wind zu, denn ſie können die Pariſer Luft nicht vertragen. Die Araber brennen vor Begierde, die Rachel zu hören. Berlioz komponirt bereits eine Symphonie, in welcher er das traurige Schickſal des Wüſtenkönigs muſikaliſch auszudrücken gedenkt.

Nro. III.

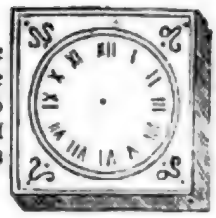
Dieſes Bild iſt eine getreue Darſtellung der allgemeinen europäiſchen Fußverwirrung; wenn man dieſe Füße genau betrachtet kann man ſich vorſtellen, wie es erſt mit den Köpfen ausſehen mag. Die Preisfrage, ob ſich unter dieſen Füßen auch jener der Fanni Elsler befinde, iſt noch nicht gelöſ't.

Nro. IV.

Hier ſehen unſere Leſer einen ausgelernten Schüler des Herrn Baucher in Wien; dieſer iſt, wie alle Wiener Blätter berichten, der erſte Reitkünſtler der Gegenwart.

Nro. V.

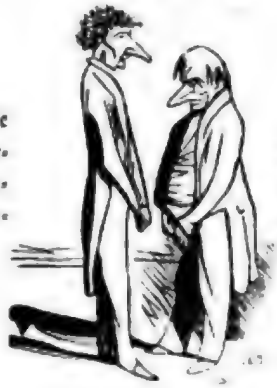
Hier ſehen unſere Leſer eine politiſche Uhr. Sie iſt deshalb eine politiſche Uhr, weil man bei ihr niemals



weiß, wie man an der Zeit iſt. Die Erfindung iſt zwar ſchon etwas alt, aber ſie wird noch ſehr häufig benützt.

Nro. VI.

Zwei Herren, die eben von ihrem vorgeſetzten Chef kommen. Was dort vorgefallen?



„O, verlangt es nimmer und nimmer zu ſchauen, — Was die Naſen bedecken mit Nacht und mit Grauen."

Nro. VII.

Diogenes der Zweite. Ein Theater-Direktor ſucht Tag und Nacht einen Tenoriſten und kann ihn nicht finden. Wenn man den Armen

genau betrachtet, ſo ſieht man ordentlich die Gier, mit welcher er einem hohen C entgegenlechzt.

Nro. VIII.

Dieſes Bild iſt ſehr merkwürdig. Es zeigt uns eine Schnecke, die nach langer Zeit wieder einmal aus ihrem Hauſe kriecht, um zu fühlen, wie es in der lieben Welt zugeht. Leider aber ſind ihre Hörner ſo kurz, daß ſie ſelbſt das Nächſte nicht unterſuchen kann, ſie glaubt daher, daß noch Alles beim Alten iſt, und zieht ſich wieder ganz ruhig in ihr Häuslein zurück; wie geſagt, dieſes Bild iſt ſehr merkwürdig.

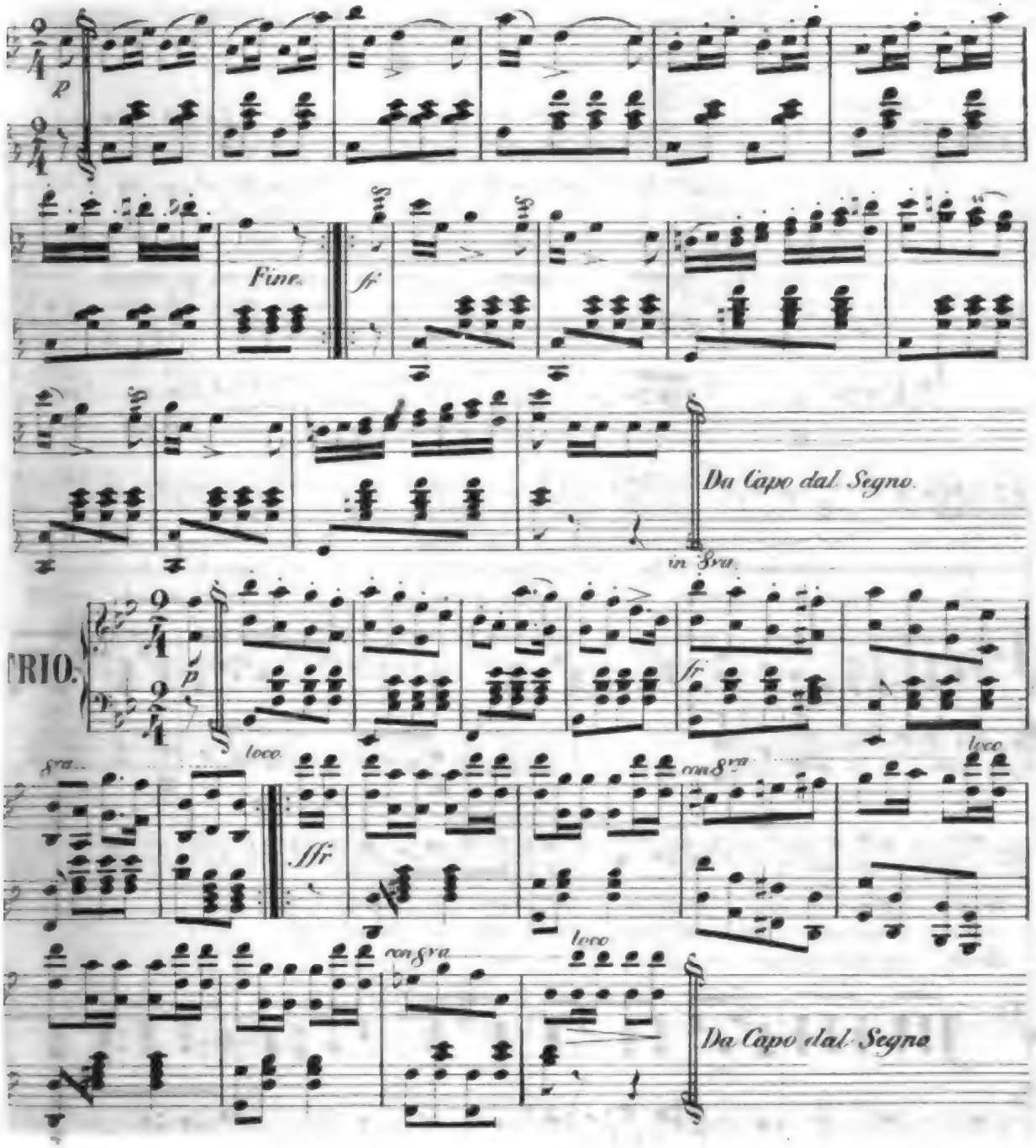
1848-№III.

Digitized by Google

Digitized by Google

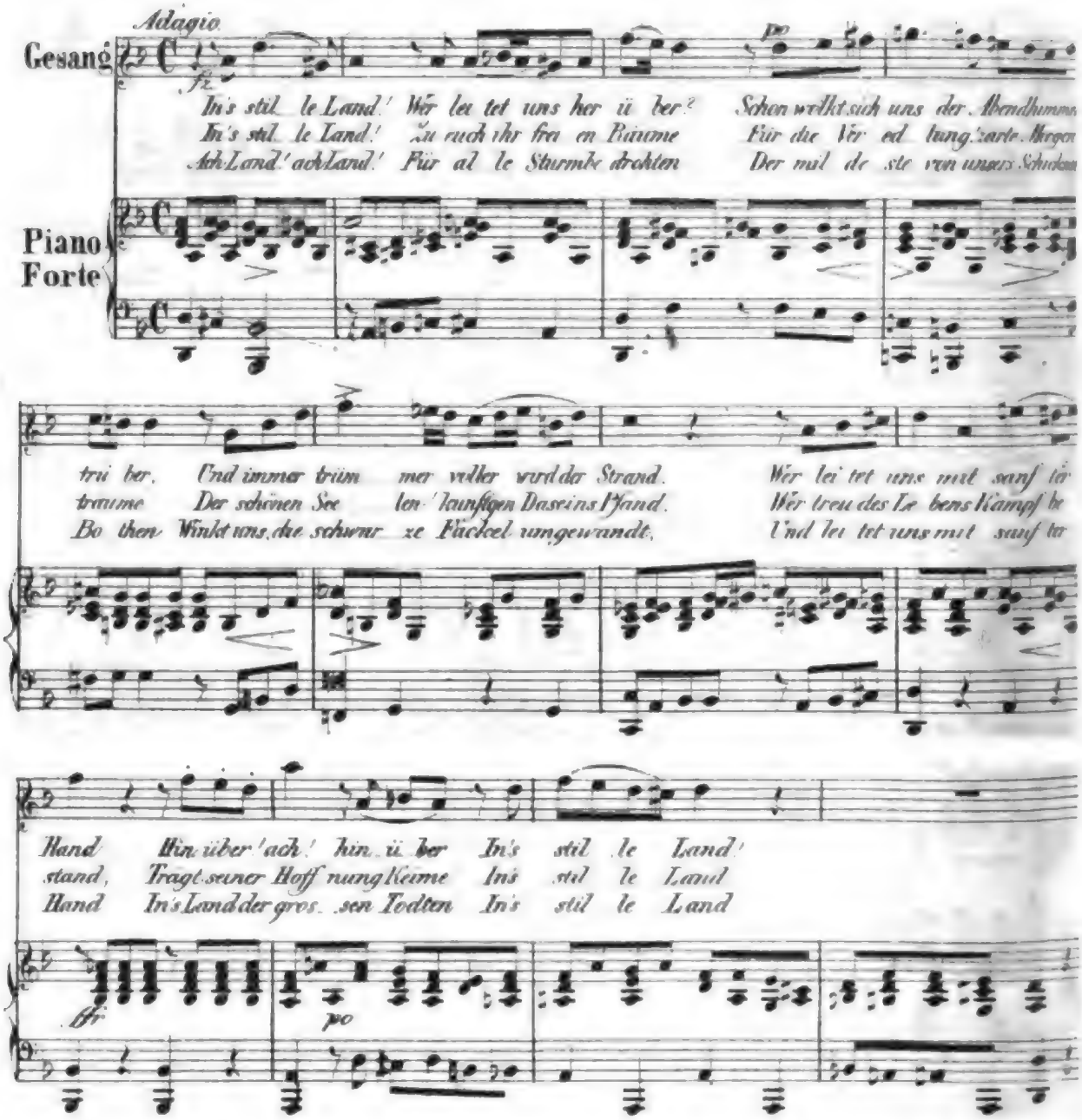
Erinnerungs-Polka

von Fr. Prinke.



In's stille Land.

Gedicht von Salis. — Musik von Joh. Kruch.



Demetrios Sofian.

Hiſtoriſche Novelle von Eduard Breier.

I.

Nimmer hab' ich den geboren,
Der ſolch' Schimpfliches verübt,
Nimmer kann verüben Solches,
Den gezeugt ich und geliebt!
„Die Mutter des Tölöll." Ballade von J. N. Vogl.

Nördlich von Rhodos, der Hauptſtadt der gleichnamigen Inſel, erhebt ſich ein anmuthiger Hügel, deſſen geheimnißvolle Schattennacht die reizenden Anhöhen wie mit einem myſtiſchen Zauberſchleier umſponnen hält.

Der Weg dahin, kaum etwas über tauſend Schritte lang, zieht ſich landeinwärts durch die ſchönſte Umgebung der alten Heliadenſtadt, und reich bewachſene Fluren in bunter Abwechslung mit ſüdlichen Fruchtbäumen reihen ſich zur Zierde der Landſchaft eng aneinander. Hier ſproßt der fette Oelbaum, des Friedens Sinnbild; zwiſchen grünen Blättern ſchimmert die gelbe Orange, Citronenhauch durchweht die ſüße Luft, die Rebe ſtrozt in vollem Blute ihrer Körner, und üppig ſüß gedeiht die würzige Feige. Jetzt ſchlängelt ſich der Pfad die kleinen Anhöhen hinan, das bunte Gemiſch der Farben ſchwindet, die Tageshelle blieb ſcheu zurück, ſie weilt am Fuße des Hügels, denn dunkellaubige Cypreſſen umnachten den ſteilen Weg. Aber es iſt keine unheimliche Einſamkeit, die dem ſcheuen Nachtvogel gleich, über dieſen Ort ihren Fittig ſpannt, es iſt nicht die Grabesſchwärze eines ſtarren Eichenwaldes, es iſt das trauliche Schweigen, wie wenn man den Tönen eines fernen Geſanges lauſcht, es iſt das gemüthergreifende Dunkel einer ſüdlich ſchönen Nacht. — Auf der Spitze des Hügels ſtand noch beim Beginnen dieſer Erzählung ein Kirchlein, in welchem ein gnadenreiches Muttergottesbild verehrt wurde. Fromme Seelen, gläubige Herzen und reuige Sünder pilgerten nach dem weitbekannten Wallfahrtsorte, um Muth für künftige Gefahren, Dank für Rettungen und Verzeihung für Sünden zu erbitten; und ſelten kehrte ein gläubig' Herz heim, das nicht die wunderſam wohlthätige Wirkung des Gebetes in ſeinem Innern verſpürt hätte.

Jener ſchattige Hügel hieß damals ſo wie jetzt Phileremos oder Liebeinſam, und das Bildniß, welches in dem Kirchlein oben verehrt wurde, war das Gnadenbild der lieben Frau von Phileremos oder Liebeinſam.

Die wunderwirkende Herbſtſonne des Südens hatte ihren magiſchen Goldſchleier über das reizende Eiland gebreitet, man zählte eben den Weinmonat des Jahres 1479. Tiefe Stille umfing die trauliche Höhe Liebeinſam, das Bild eines gottgefälligen Friedens.

Es war ſchon ſpät am Tage, das Feuergeſtirn weilte nur noch in mäßiger Höhe am fernen Geſichtskreiſe, wie lange konnte es währen, und es mußte untergehen, wie alles Schöne und Große dieſer Erde untergeht, um nach der Nacht des Todes um ſo prächtiger zu erſtehen. In dem Gotteshauſe auf Liebeinſam befand ſich die gläubige Menge zur Veſper verſammelt, das hohe Portale war angelweit offen, der heilige Geſang der andächtigen Beter drang hinaus in die ſtille Cypreſſennacht, kein Lüftchen wiegte oben die Gipfel, kein Blatt raſchelte unten am Boden. Ein Meer von Strahlen ergoß ſich aus den gottgeweihten Hallen; je tiefer die Sonne ſank, deſto heller wurde auch ihr Wiederglanz auf den breiten marmorenen Stufen, die zu dem hohen Portale führten. Nun war der Gottesdienſt zu Ende, die zahlreiche Menge wanderte den Fußweg gegen die Stadt zu, man glaubte eine ſchwarze Natter zu ſehen, die ſich ſchlängelnd hinabzog.

Zwei Frauengeſtalten waren die letzten der Heimkehrenden, ſie blieben abſichtlich hinter den Anderen zurück, um dem Gedränge nicht ausgeſetzt zu ſein, auch war ihr Gang viel langſamer, denn die Eine, ſchon hoch in Jahren, war blind, und die Andere, eine Jungfrau, mußte ihr zur Führerin dienen.

Die Greiſe hing an dem Arme des Mädchens, in ihrer Rechten hatte ſie einen Stab, mit dem ſie den Pfad ſonderte, wie wol ihre Führerin mit großer Sorgfalt jedes Hinderniß vermied, welches ihren Gang hätte ſtören können.

„Der Abend iſt herangenaht," begann die Jungfrau mit lieblicher Stimme, „finſtere Nacht wird uns ſchon zu Hauſe empfangen."

„Bei mir iſt's immer finſtere Nacht," klagte die Matrone düſter, „bei mir iſt der Tag ſchwarz, wie die Nacht, der Farben Glanz iſt erloſchen, erloſchen wie meines Lebens Glück. O Minona, wie ſchwere Strafe hat der Herr über mein Haupt verhängt, daß er meine Lebensjahre ſich ſo gewaltig häufen läßt."

„Frevelt an dem Vater nicht, Mutter Marina," ſprach das Mädchen ernſt, „was er thut iſt weiſe gethan.

„Daran habe ich nie gezweifelt," erwiederte die blinde Frau; „doch wenn Du all' die Leiden erwägſt, die ſeit Jahren ſchon mein Haupt getroffen, wenn ich all' der Unbilden gedenke, die unheilſchwer an mir vorüberzogen, dann — o möge mir's der Himmel vergeben, wenn mein Herz von bitterem Unmuth überfließt. Minona! denke Dir, einen geliebten Gatten und fünf Söhne habe ich eingeſargt, habe mich auf ihren Gräbern blind geweint, und nun ſtehe ich achtzig Jahre alt, lebensſatt, ſchmerzbeladen und einſam auf der Erde."

„Einſam?" fragte die Jungfrau gekränkt, „haſt Du nicht mich Mutter Marina, bin ich denn Deinem Herzen gar nichts geworden?"

„Halt ein, meine Minona!" rief die Alte mit bebender Stimme, „Du thuſt mir weh', ſieh', wie es mich drückt und preßt, und ich kann nicht weinen; ach mein Himmel, hätteſt Du mir wenigſtens Thränen gelaſſen! Minona, Du mein Ein und mein Alles, Du mein freundlicher Stern, der mich durch die finſtere Nacht leitet, der Himmel hat Dich in mein Haus geſandt, was wäre ich ohne Dich? — Du warſt ein kleines Kind, als ich Dich, die Verlaſſene aufnahm, o, damals war ich noch glücklich, ich hatte meinen Gatten und Söhne, die ich mit Stolz an's Mutterherz drückte; wer hätte damals wol gedacht, daß Du die Fremde, ſo bald die Einzige ſein würdeſt, die mir von all' den Theuern übrig bleiben ſollte?"

„Mutter," ſprach die Jungfrau liebevoll, „ich bin ja

nicht die Einzige, Du haſt ja noch Jemanden, der Dir näher ſteht, als das arme fremde Mädchen."

„Wen meinſt Du?" fragte die Alte erſtaunt, als Minona mit ihrer Rede eine Weile eingehalten hatte.

„Wen kann ich wol meinen," erwiederte die Führerin langſam, „als ihn — den Fernen, den —"

„Halt, keinen Laut mehr!" ſchrie die Blinde erſchreckt, und der Stab zitterte in ihrer Hand, „nenn' den Namen nicht, der aus meinem Gedächtniß verbannt und vertilgt iſt. Ich kenne keinen Menſchen dieſes Namens, ich will ihn nie gekannt haben, ich habe ihn herausgeriſſen aus dem morſchen Herzen, jedes Gefühl für ihn habe ich herausgezerrt aus meiner Bruſt; ſein Bild iſt erloſchen, verwiſcht, für mich lebt er nicht mehr, ich verfluche ihn, weil er ſein Vaterland verlaſſen und ſeinen Gott verläugnet hat.

„Mutter," bat Minona unter heißen Thränen, „faſſe Dich und rufe den Zorn des Himmels nicht noch mehr auf ſein ohnedies fluchbeladenes Haupt. O Mutter, ſelbſt der Herr hält dem reuigen Sünder die Pforte ſeiner Gnade offen, und Du, Du willſt dem einſt vielleicht reuig wiederkehrenden Sohne in Deinem Herzen kein Plätzchen gönnen?"

„Nie und nimmer!" ſchrie die Alte, „ich habe keinen Sohn mehr, er iſt todt wie die andern. Einen Fehltritt, eine Sünde würde ich ihm vergeben, aber ſolch' ein Verbrechen, nie — ſtill Minona, kein Wort mehr von ihm, berühre dieſe Saite nicht, liebe Tochter, Du weißt, wie grell ſie in meinem Herzen wiedertönt."

Stillſchweigend ſchritten ſie weiter. Indeſſen war es dunkel geworden, kaum konnte man die nahe Stadt mehr erkennen.

Wie ſchwarze Rieſen ragten die ſpitzigen Thürme der Kathedrale, der Allerheiligen- und Marienkirche in die Luft, die Giebeldächer der umliegenden Paläſte umſtanden ſie wie treue Gefährten; hin und wieder wurden ſchon erleuchtete Fenſter ſichtbar, jetzt gelangten die Heimkehrenden über den breiten Graben an den Feſtungswall, und betraten durch das Siegerthor die Stadt.

Ein unbedeutendes Haus in einem Seitengäßchen unweit vom Palaſte des Großmeiſters war ihr Ziel.

Eine große Halle, von welcher nach rechts und links Thüren und eine Treppe nach dem oberen Stockwerke führte, nahm ſie auf. Hier waltete Minona wie eine liebliche Hausfrau. Sie beſorgte mit anmuthiger Geſchäftigkeit alle Pflichten, die einer ſolchen obliegen. Mutter Marina vermochte durch vieljährige Gewohnheit in dem Hauſe ohne Führer herumzuwandeln, und freute ſich herzlich, wenn ſie ihre Pflegetochter dies und jenes anordnen, oder auch ſelbſt verrichten hörte. Das Mädchen war ihr in der letzten Zeit unentbehrlich geworden; die arme Blinde hatte ja Niemanden, als Minona, an welcher ſie mit echt mütterlicher Zärtlichkeit hing. Dieſe allein mußte daher der Einſamen alles Uebrige erſetzen.

Die Blinde ſaß, den Kopf gegen den Eingang gekehrt, auf einem niederen gepolſterten Sitze, in einiger Entfernung von ihr ſtand ein Tiſch, auf dem eine große Lampe brannte; Minona war mit einer Handarbeit beſchäftigt.

Die Jungfrau bot in dieſem Augenblicke einen eigenthümlich reizenden Anblick dar, die hohe Geſtalt mit dem ſchwarzen Feuerauge, deſſen Strahlen ſich, ohne die jungfräuliche Sittſamkeit zu verletzen, vernichtend in jedes Herz ſenkten, das längliche Profil mit dem orientaliſchen Zauberausdruck, durch ein glühendes, wunderſchönes Kolorit gehoben, verliehen dem Mädchen eine unnachahmliche liebliche Anmuth. Braune Locken ringelten ſich ſeidenweich unter dem umgewundenen Tuche herab, und beſchatteten Hals und Bruſt, die ſonſt im Lichte lilienweiß erglänzten, und von Roſen überhaucht ſchienen. Ein blaues Faltenkleid hüllte die zarten Formen in ſein geheimnißvolles Dunkel, und barg den Buſen, der unruhig wallend, den Sturm in ſeinem Innern verrieth; ſo wogt das Meer, wenn der Orkan in ſeinen Tiefen wühlt.

„Wo mag er heute nur weilen," liſpelte Minona vor ſich hin, „er ſäumt ſo lange, und weiß doch, daß ich ſeiner harre! Ich höre Tritte, er iſt's!" ſie eilte dem Eingange entgegen, in dieſem Augenblicke wurde die Thüre aufgeriſſen, ein Mann mit geſchwungenem Dolche ſtand vor ihr. Sein rollender Blick durchflog die Halle, und als er die Blinde gewahrte, zuckte er ſichtbar zuſammen. „Still," hauchte er leiſe, den Mordſtahl gegen Minona zuckend, „keinen verrätheriſchen Ton —"

„Mein Gott!" bat die Jungfrau.

„Still," unterbrach ſie der Andere, „wenn Du mich kennſt —"

„Minona, wer iſt gekommen?" fragte die Mutter langſam, da ſie das Oeffnen der Thüre gehört hatte.

„Niemand, Niemand, Mutter," ſtotterte die zitternde Jungfrau, „ein Luftzug hat die Thüre aufgeriſſen."

„Verberge mich!" hauchte der Mann mühſam heraus, und die Angſt ſtarrte aus ſeinen weitgeöffneten Augen.

„Schnell, verberge mich — ſonſt bin ich ein Kind des Todes."

„Mein Gott, wohin?" liſpelte die Jungfrau, und blickte verlegen umher.

„Minona, mit wem ſprichſt Du?" fragte die Blinde dringend.

„Ich ſchließe blos die Thüre," erwiederte die Jungfrau noch immer bleich und zitternd und warf die Thüre mit ſtarkem Geräuſch in's Schloß.

„Minona," fuhr die Alte beſorgt und ängſtlich fort, „Du willſt mich täuſchen —" ſie erhob ſich von ihrem Sitze.

„Nicht doch, liebe Mutter, bleib' nur ſitzen," erwiederte die Jungfrau verlegen, „dort in die Thüre rechts," liſpelte ſie dem Manne zu, und eilte dann zur Blinden; „ich bin ja bei Dir, hier bin ich ja, lieb' Mütterchen."

„Kind, Du zitterſt!"

Der Mann war unterdeſſen durch die Seitenthür verſchwunden.

„Es iſt blos der Schreck über das plötzliche Oeffnen der Thüre."

Jetzt ertönten draußen Männertritte, ſie kamen immer näher.

„Mein Gott," ſprach Marina, „mir däucht, ich höre Jemanden kommen."

„Sie kommen ſchon," ſtammelte Minona, und ſchmiegte ſich furchtſam in die Arme der Mutter.

Die Thüre öffnete ſich und Bewaffnete füllten die Halle.

„In der Nähe dieſes Hauſes iſt er verſchwunden, hier muß er zu finden ſein!" rief die Stimme eines Mannes, der ſich als der Führer der Schaar zu erkennen gab.

„Verzeiht alte Frau," wendete er ſich zur Blinden,

„wir ſuchen einen Spion, der ſich mit der Abenddämmerung in die Feſtung ſchlich, glücklicherweiſe aber zeitlich genug entdeckt wurde. Man verfolgte den Fliehenden, und ſah ihn vor einigen Augenblicken in dieſes Haus ſtürzen. Seid daher nicht ungehalten, wenn ich hier eine genaue Durchſuchung vornehmen werde.“

Er begann nun zur Umſtellung des Hauſes Befehle zu ertheilen.

Minona zitterte in den Armen der Mutter, endlich gewann ſie Kraft genug, den Anführer anzuſprechen.

„In dieſem Hauſe,“ ſprach ſie mit unſicherer Stimme, „iſt Niemand verborgen — wir können Euch verſichern.“

„Ei, holde Jungfrau,“ unterbrach ſie der Andere höflich, „ich mag es wol glauben, daß Ihr von dem Buben nichts wißt; aber er kann ſich ja ohne Euer Wiſſen und Wollen eingeſchlichen haben, und da muß genau unterſucht werden.“

„Aber,“ wendete Minona flehend ein, „wir haben ja Niemanden kommen hören.“

„Kind,“ ſprach die Blinde plötzlich, „läß die Herren ſuchen, mein Haus ſoll keinem Verräther zum Zufluchtsorte dienen.“

Die Bewaffneten wollten eben ihre Nachforſchungen beginnen, als ein junger Mann, dem Alle ehrerbietig Platz machten, in die Halle trat.

Minona ſtieß einen Freudenſchrei aus: „Gottlob,“ ſeufzte ſie ſchwer auf, „er iſt es, Mutter,“ liſpelte ſie vor Freude zitternd, „Paolo iſt gekommen!“

„Was gibt es hier?“ fragte der junge Mann mit herriſcher Stimme.

„Wir ſuchen den entlaufenen Spion,“ erwiederte der Anführer demüthig.“

„In dieſem Hauſe verbirgt man keine Verräther!“

„Man ſah ihn aber hereinſtürzen,“ wendete der Erſtere ein.“

„Iſt er hier, ſo werde ich ſeiner ſchon habhaft werden.“

„Wie Ihr befehlt,“ antwortete der Anführer, und entfernte ſich mit dem Haufen.

„Hat meine Minona vielleicht Kenntniß von dem Entflohenen?“ fragte der Angekommene lächelnd, und drückte die zitternde Jungfrau an ſich, „ſo werde ich die kleine Hehlerin ſchon zu ſtrafen wiſſen.“

„O, mein Geliebter,“ klagte die Jungfrau, ihre innere Angſt verbergend, „wie lange haſt Du mich heute warten laſſen!“

„Du ſiehſt in mir den neuen Hauptmann des Fähnleins der italieniſchen Zunge,“ ſprach Paolo, „und Dienſtgeſchäfte hielten mich für heute zurück.“

„Kommt her, meine Kinder,“ bat die blinde Mutter, „nehmt mich in Eure Mitte, mir iſt's heute ſehr ſonderbar, ich fühle mich ſo unruhig, ſo beklommen —“

„Es iſt Nichts, als die plötzliche Ruheſtörung,“ tröſtete ſie der Jüngling. „Minona, nimm Deine Laute und beſänftige die liebe Mutter.“

Die Jungfrau willfahrte dem Wunſche des Geliebten, ein Lied nach dem andern entzückte die Zuhörer, und die übrigen Abendſtunden verfloßen der glücklichen Dreizahl ruhiger und ſchneller, als dem in der Seitenſtube verborgenen Horcher.

II.

Die Nacht — — — bricht mein Schweigen,
Vor ihr ſoll jede Hülle weichen;
Ich will mich, wie ich bin, Dir zeigen!
„Die Braut von Abydos.“ Von Lord Byron.

Die Nacht war ruhig und ſtill, wie ein ſüßer Traum umfaßte ſie die Erde, und deckte mit ihrem Rabenſchleier die ſtille Schläferin; am Himmel zogen die bleichen Wanderer hin, die in ihren Azurbahnen in immer gleichen Kreiſen die Erde umſchwärmen, ſie ſchienen traulich mit einander zu flüſtern und ihren nie endenden Weg zu verfolgen.

Dieſes majeſtätiſche Schweigen erweckt beim Wachenden eine Flut von Ideen und Erinnerungen, die um ſo ungehinderter ihre Kreuz- und Querzüge verfolgen, je weniger ſie durch Eindrücke von Außen geſtört werden.

Dies war auch bei dem Manne der Fall, der am Abend ſo gewaltthätiger Weiſe in das Haus der Witwe Marina gedrungen war.

Die Stube, in welcher er ſich, von dichter Finſterniß umfangen, befand, bot ihm nichts Sehenswerthes dar; durch ein ſchmales Fenſter, das in den Hof führte, vermochte er kaum ein Stückchen des Himmelsbogens wahrzunehmen, er warf ſich daher, als draußen die liebliche Sängerin verſtummt war, in einen Lehnſtuhl, ſchaute düſter brütend vor ſich nieder, und ſchien der kommenden Augenblicke mit Sehnſucht zu harren.

„Sie kömmt noch nicht,“ murmelte er in ſich hinein, „wo weilt das Mädchen nur ſo lange, ſpinnt ſie etwa Verrath, oder hat ſie ihr mein Hierſein entdeckt, verdammt, daß ich auf ſolche Weiſe dies Haus wieder betreten mußte. Minona, wie lieblich iſt ſie herangeblüht, die Knoſpe iſt eine Roſe geworden, ſollte ſie unbemerkt verblühen? — Nein, umſonſt ſoll mich der Zufall nicht in dieſes Haus gebracht haben, der ſüße Tauber ſoll ihr ſeine Liebesreden nimmer vorgirren, ſie ſoll und muß mit mir, ſie werde der Talisman, durch den ich mich zu Ehren und Würden emporhebe, um mit Verachtung und Hohn auf die hinabzublicken, die ſich jetzt von dem Renegaten, wie von einem unreinen Thiere mit Abſcheu wenden.“

Während der Einſame ſeinen Gedanken freien Lauf ließ, und Pläne für die Zukunft gebar, ſchlich die Mitternacht heran, die Glocken von den Thürmen kündeten die unheimliche Stunde, und zu gleicher Zeit fiel ein matter Lichtſchein herein; die Thüre öffnete ſich, und Minona trat in die Kammer.

„Du laſſeſt lange auf Dich warten, Mädchen,“ ſprach der Mann mit gedämpfter Stimme, „warum dieſes Zögern?“

„Ich mußte den feſten Schlaf der Mutter abwarten,“ verſetzte die Jungfrau; „aber nun ſprecht, was wollt' Ihr in dieſem Hauſe?“

„Ich ſuchte Zuflucht,“ erwiederte der Andere.

„Zuflucht?“ fragte Minona gedehnt, „ſeid Ihr es würdig, die Schwelle dieſer Wohnung zu betreten? Demetrios, ich will mit Euch nicht rechten, aber Ihr habt des Böſen zu viel gethan, — der einzige übrig gebliebene Sohn einer alten Mutter, habt Ihr vor Jahren Euren Geburtsort Cuboſa verlaſſen, und die Greiſe meinen ſchwachen Kräften aufgebürdet, die Arme vermochte ſich dort nicht zu tröſten, jeder Gegenſtand erinnerte ſie an die Theuren, wir zogen alſo hieher; allein auch da wich der Schmerz nicht

aus dem Mutterherzen, und als ſie von Eurem Uebertritte zum Islam hörte, als ſie vernahm, daß Ihr das ſchändliche Geſchäft eines Kundſchafters bei den Moslims vertretet, da weinte ſie ſich die Augen blind. — Jetzt iſt die Wunde, wenn auch nicht geheilt, ſo doch verharrſcht; die Mutter hat ſich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß ihr kein Sohn mehr auf dieſer Erde lebe. — Euren Namen auszuſprechen, darf ſelbſt ich nicht wagen, und nun kommt Ihr plötzlich wieder, um in die alte Wunde friſches Gift zu träufeln und der Aermſten neuen Schmerz zu bereiten."

„Minona," antwortete Demetrios, „Du ſprichſt wie ein unerfahrenes Kind. Was ich gethan, geſchah, um über mein Haus Ehre und Ruhm zu bringen; warum hat mich die Mutter eigenſinnig von ſich gewieſen, als ich ſie an meinem Glücke wollte Theil nehmen laſſen?"

„Sie ſollte," rief Minona bitter, „ſich in einem Glanz verherrlichen, der mit dem Abfall vom wahren Glauben und mit dem Verrath des Vaterlandes erkauft iſt? — Demetrios, daß Ihr der Mutter und mir Solches zugemuthet, das zeugt von Eurem verderbten Herzen."

„Still!" herrſchte ihr der Andere zu, „Du haſt nicht zu richten über mein Thun; ſollte ich arm und unangeſehen durch dieſes Leben wandeln, wenn mir die Pforten des Glückes geöffnet ſtanden? — Vaterland? — Den Namen kenn' ich nicht, nur der Reiche und Mächtige hat ein Vaterland, der Arme nicht. Die Scholle Erde, auf welcher ſeine Wiege geſtanden, iſt nicht ſein, ſelbſt die Luft, die er einſaugt, iſt ihm nicht vergönnt, dieſem drückenden Loſe hab' ich mich entrungen, bin ich auch ein Diener, ſo weiß ich doch, wofür ich's bin. Genug hievon, Minona, Du mußt mich noch in dieſer Nacht unbemerkt aus der Stadt bringen."

„Ich glaube kaum, daß ich Euer Begehren erfüllen werde."

„Wie?" rief Demetrios erſtaunt, „Du willſt —"

„Ich will," unterbrach ihn die Jungfrau ernſt, „den Mann, der keine Heimat hat, für mein Vaterland unſchädlich machen."

„Minona, Du könnteſt —"

„Warum nicht?" verſetzte das Mädchen. „Seid Ihr doch, um Verrath zu ſpinnen, in die Stadt gedrungen. —"

„Wolan — hier bin ich — wehrlos — ganz in Deiner Macht — überliefere mich dem Henkersſchwert und verſetz' als Dank für genoſſene Wohlthaten, Deiner zweiten Mutter den Todesſtoß."

Der Gedanke drang wie ein zweiſchneidig Meſſer in die Seele der Jungfrau. Sie erkannte die Lage, und bebte nun für das Leben des Ziehbruders. Ja, er mußte gerettet werden, der Sohn — wenn auch ein Verbrecher — bleibt doch dem Mutterherzen theuer. Mutterliebe hört nie auf, wenn auch der Schmerz ſie dämpft, zu löſchen vermag er ſie nicht.

„Ihr verſteht es," begann ſie nach einer Weile „mir Eure Rettung abzuzwingen, ſie ſoll Euch werden; doch möget Ihr nie wieder dieſe Stadt betreten, am wenigſten aber dieſes Haus, über welches Ihr Schande gehäuft, dem Ihr Euch ſelbſt entfremdet, und von dem Ihr nun ewig ferne bleiben möget."

Sie reichte ihm einen dunklen Mantel; Demetrios hüllte ſich in denſelben, ein gleiches Gewand machte auch ſie unkenntlich, das Licht erloſch, und Beide eilten aus dem Hauſe.

Die Nacht war ſtill und freundlich, die Bewohner der Stadt lagen im ſüßen Schlummer, die beiden Geſtalten ſchlichen durch die lebloſen Straßen dahin, die Häuſer ſchauten wie finſtere Rieſen auf ſie herab, und verloren ſich hinter ihnen in ſchwarze unausnehmbare Maſſen; ſo durcheilten ſie die Stadt, und langten bei einer der Mauern an, welche den ſüdlichen Theil von Rhodos von den beiden Häfen trennten.

Längs derſelben ſchlichen ſie bis zu einer kleinen Thüre, die zu der Erdzunge führte, an deren Spitze der Engelsthurm den Hafen Mandraccio vertheidigte. Dieſe war offen, ſie eilten über die ſandige Bay hinweg.

„In dieſer Gegend," liſpelte Demetrios, „muß der Kahn halten, der mich hiehergebracht, unweit der letzten Windmühle iſt er befeſtigt, und zwei Ruderer bergen ſich in demſelben."

Sie langten bei dem beſchriebenen Orte an — Minona wollte ſich entfernen — allein Demetrios bat ſie, noch einen Augenblick zu verweilen und ſeine Abfahrt abzuwarten.

Er klatſchte dreimal in die Hände — zwei Männer eilten herbei.

Demetrios rief Ihnen einige Worte in türkiſcher Sprache zu — Minona's Herz pochte, ſie begann Unheil zu ahnen und ergriff die Flucht. Nur wenige Schritte war ſie fortgeeilt, als ſie ſich ergriffen fühlte, ihr Angſtgeſchrei verhallte gedämpft, denn ihr Antlitz war ſchnell mit einem dunklen Tuche umwunden; trotz des Sträubens fühlte ſie ſich fortgezogen, bald darauf verſpürte ſie ein leiſes Schwanken; Ruderſchläge erdröhnten, eine Ohnmacht umzog wohlthätig ihren Sinn.

III.

Doch ſollten ſo die Götter uns betrügen,
So grauſam ſein im Uebermuth der Macht,
Daß ſie von fern uns holde Bilder lügen,
Wenn ſie uns Schmerz und Täuſchung zugedacht?
„Die bezauberte Roſe." Von Ernſt Schulze.

Von dem Thurme der vormaligen Kathedrale brummten die Glocken in feierlichen Tönen herab, die weit hin über die Stadt erdröhnten, und erſt fern von den Wellen des Meeres verſchlungen wurden.

Der Vormittag, wiewol die herbſtliche Jahreszeit ſchon weit vorgerückt war, ſchien ſonnig und angenehm.

Die Straßen von Rhodos, beſonders in der Nähe der Johanniskirche wimmelten von Zuſchauern und Gaffern, denn die würdigen und tapferen Ordensritter bewegten ſich eben im feierlichen Staate aus dem Gotteshauſe, um einer wichtigen Berathung im verſammelten Kapitel beizuwohnen und für das Wohl der ganzen Chriſtenheit zu ſorgen.

Die Straße der Ritter prangte in ehrbarer Stille. Die Häuſer der meiſten noch jetzt beſtehenden edlen Geſchlechter ſtanden feſt und ſtark, ſo wie die aus ihnen hervorgegangenen Männer.

Am Ende der Straße erhob ſich die ſchöne Kathedrale mit dem feſten Thurm, der eine reizende Fernſicht über Meer und Land gewährt, die Säulen und Bogen des Kirchenportals, die Thore mit dem halberhabenen Schnitzwerk boten einen herrlichen Anblick, und die heiligen Hallen, die damals von den tapfern Glaubenshelden verlaſſen wurden, dienen heutzutage die Hälfte zur Moſchee, die andere Hälfte

aber zur Fruchtſpeiche. — Der glänzende Zug der geiſtlichen Ritter bewegte ſich aus der Kirche die Straße hinauf gegen das alte Ordenshaus, in welchem ſich nebſt andern Gemächern und Hallen auch die Kanzlei und der Verſammlungsſaal befanden. In feſtlicher Schöne prangte der ſäulendurchwundene Raum, welchen die aus allen Theilen des Welttheils zuſammengekommenen Mitglieder des Ordens füllten. Eine ſchwer vergoldete Tafel zog ſich durch die Länge der Hallen, rechts und links von derſelben dehnten ſich mehre Reihen gepolſterter Stühle, deren ſammtene Ueberzüge mit dem Ueberwurf der Tafel gleichfärbig, und zwar roth waren. An den Wänden ringsumher hingen in vergoldeten Rahmen die Bildniſſe ausgezeichneter Ordensritter, die ſeit der Eroberung der Inſel durch die Johanniter, alſo beinahe ſeit 170 Jahren, aus der Mitte des Ordens hervorgegangen waren.

Obenan in dem großen, ausgezeichneten Seſſel ſaß ernſt der Großmeiſter Peter d' Aubuſſon, ihm zur Rechten Rudolph von Wallenberg, Großprior von Brandenburg, zur Linken der ältere Bruder des Großmeiſters Anton d' Aubuſſon, Vicomte de Monteil u. ſ. f., die älteren Ritter alle nach Rang und Würde geordnet, bis auf Laoursin den Vicekanzler des Ordens, hinter welchem dann die Jüngeren ihre Sitze einnahmen.

Vor der Saalthüre ſtanden zwei Hellebardiere zur Wache, damit kein Ungeweihter die Berathung belauſchen oder gar unterbrechen möge. Nach den vorangegangenen Förmlichkeiten nahm der Großmeiſter das Wort, und Todtenſtille herrſchte im Saale; er ſprach: „Seit dem Augenblicke, als uns das verſammelte Kapitel die ehrenvolle Würde des Großmeiſters verliehen, ging unſer Augenmerk dahin, die gefährliche Stellung der ganzen Chriſtenheit gegen den ſiegreich vordringenden Erbfeind unſeres heiligen Glaubens, in eine ruhigere, ſichere zu verwandeln. Mohamed, der Erſtürmer Konſtantinopels, kennt die wichtige Lage dieſer Inſel zu ſehr, als daß ihm ihr Beſitz nicht wünſchenswerth ſein ſollte. Er ſendet Kundſchafter auf Kundſchafter, läßt uns den Frieden durch Tribute erkaufen, und hört doch nicht auf, ſich zur See zu rüſten und ſeine Flotte ſtark und ſchlagfertig zu machen. Solchem Scheinfrieden konnten wir keinen Glauben ſchenken, denn der uns die Rechte bietet, während er die Linke ballt, führt nichts Löbliches im Sinne, deswegen ſchloßen wir mit dem Fürſten von Tunis und dem Sultan von Aegypten Frieden, um der Feinde Zahl zu verringern und dem Mächtigen um ſo kräftiger die Spitze bieten zu können. Der Krieg mit dem Chriſtenfeind iſt vor der Thüre, der Sieg muß unſer werden, ſonſt hat ganz Europa zu zittern. Der Admiral möge für die Flotte ſorgen; Herr Rudolph von Wallenberg, Euch vertrauen wir die Reiterei, und unſer älterer Bruder, der Vicomte de Monteil möge die oberſte Befehlhabersſtelle der Truppen einnehmen. Die Außenwerke werden verſtärkt, alle vorliegenden Hinderniſſe weggeräumt, und die Kirchen des heiligen Anton und unſerer lieben Frau von Philermos geſchleift."

Der Großmeiſter ſchwieg, und nun begann eine allgemeine Berathung, wie einer bevorſtehenden Belagerung entgegenzuarbeiten ſei, um zum Ruhme des Ordens die feſte Stadt zu behaupten.

Noch hatten die Deliberationen kein Ende genommen, als ein junger Mann plötzlich hereinſtürzte und dem Großmeiſter ein Schreiben überreichte.

Dieſer erbrach es haſtig.

„Aus dem Schloſſe Fano!" rief er, „der Befehlshaber berichtet die Ankunft eines türkiſchen Geſchwaders und deſſen Landung dem Schloſſe gegenüber! — Gut, tapferer Kämpfer, Dir ſoll geholfen werden. — Herr Rudolph von Wallenberg, eilt hin mit kräftiger Unterſtützung, und nöthigt die Gelandeten wieder abzuziehen; ſo leicht als ſie meinen, ſoll ihnen das Spiel nicht werden."

Nach geendigter Deliberation ging die Verſammlung auseinander.

Der Bote aus dem Schloſſe eilte raſch die Treppe hinab, und flog der Gegend zu, in welcher das Haus der Witwe Marina ſtand. — Die alte Blinde ſaß mit geſenktem Haupte am Tiſche, ein junges Mädchen — ihr zur Stütze von Paolo beigegeben — war in der Stube beſchäftigt; als nun der junge Mann eintrat, rief die Matrone: „Paolo, mein Theurer, welche Botſchaft bringſt Du mir?"

„Faßt Euch," liebe Mutter, „verſetzte der Angekommene, „nach dem, was Ihr mir mitgetheilt, beginne ich ein ſchreckliches Bubenſtück zu ahnen, Minona iſt mit Gewalt entführt worden, durch wen — das wage ich noch nicht zu entſcheiden."

„Ach Paolo," jammerte die Greiſe, „in Minona habe ich meine letzte Freude verloren, warum leb' ich noch, was ſoll das kahle Daſein, ich hab' der Qualen ſchon ſo viele erduldet, und ſoll noch im Alter die größte erfahren, o fort aus dieſem Leben!"

„Gebietet dem Schmerze, theure Mutter!" bat der junge Hauptmann, „der Himmel ſendet Prüfungsſtunden, daß wir rein und geläutert aus denſelben hervorgehen; ich will nicht ruhen und raſten, bis ich Minona nicht wiedergefunden, ſie iſt ja meine Braut, meinem Herzen ſo theuer als dem Euren, ich muß ſie zurückerhalten; denn mit ihr wären alle meine Lebensfreuden verloren."

Der Krieger ſuchte die Matrone zu tröſten, und verließ ſie mit dem Verſprechen, Alles zur Rettung Minona's anzuwenden.

IV.

Wo Liſt und Luſt ſich gegenüberſteh'n,
Da heißt's bedachtſam immer vorwärts geh'n.
„Alter Spruch."

Mahomed der Eroberer ſaß auf dem Throne der Sultane. — Das mächtige Byzanz war ſeinem Schwerte kaum unterlegen, als ſeine weit ausgreifenden Pläne ihn die Blicke gegen Rhodos werfen ließen, deſſen Lage ihm den Beſitz der Inſel wünſchenswerth machte.

Nach langen Zurüſtungen erſchien ein türkiſches Geſchwader von Mesih-Paſcha, dem Flotten-Admiral, geleitet, und landete beim Schloſſe Fano. Nach einigen Scharmützeln wurde er jedoch vom Großprior von Brandenburg gezwungen, ſich wieder einzuſchiffen, und zog ſich endlich in die Bucht von Phyſkos (jetzt Fenika) zurück, um dort zu überwintern und die Ankunft der großen Flotte beim Beginne des Frühjahrs abzuwarten. Indeſſen aber befanden ſich die Rhodiſer in kriegeriſcher Thätigkeit; man verbeſſerte die Mauern, verſtärkte die Wälle, ſchaffte Kriegsvorräthe herbei, und warb Söldner zur Vertheidigung der Inſel.

Gegenüber von Rhodos liegt vertieft auf dem anatolischen Festlande die Bucht von Physkos. Einen geräumigen Kessel bildend, durch ringsumlaufende Gebirge der Gewalt der Stürme entzogen, in ihrem Busen Marmaris bergend, bietet sie einen sichern Landungs- und Sammelplatz dar. Beim Beginne unseres Jahrhundertes zog von hier aus die 300 Segel, 160 kleine und große Schiffe starke türkische Flotte, gegen Aegypten aus.

Wie ein Wald von kahlen Stämmen ragten die Mast- und Segelbäume der türkischen Fahrzeuge über die Wässer hinauf, der Halbmond im Vorgefühl seiner werdenden Größe schien stolz auf den Ort hinabzublicken, deren Einwohner es einst sogar gewagt hatten, die Nachhut jenes Heeres anzugreifen, welches der große Alexander gegen Darius geführt.

Der Abend war herangebrochen, eine wunderliebliche Mondnacht begann über Marmaris herabzusinken, das anmuthige Blau des Südens überzog den sternflimmernden Himmel, die Giebel und Firsten der Dächer badeten sich in Silberlicht, duftig umwob die laue Nachtluft den ganzen Kessel, dessen Stille selbst die verstummten Wogen nicht zu unterbrechen wagten.

Im Erdgeschoß eines abgelegenen Hauses saßen bei einer brennenden Lampe zwei Männer. Ihre Kleidung verrieth Türken, auch ruhten sie auf Teppichen, die zur Polsterbank aufgeschüchtet waren. Die Sprache, welche sie redeten, war die Landessprache — die griechische. — Der Eine von ihnen war eine lange hagere Gestalt mit düsteren Augen, der Schnurrbart beschattete die eingefallenen Wangen, und der Turban begrenzte eine hohe, durch Furchen durchzogene Stirne. Der Andere, dessen Anblick eben so unfreundlich, wie jener seines Gesellschafters war, bot eine kräftige lebensstrotzende Figur dar, nur daß dem Antlitz noch ein Zug aufgedrückt war, der abstoßend, den Beschauer ahnen ließ, daß hinter demselben ein finsterer, unheilbringender Geist wohne, der manche böse Wege des Lebens schon durchwandelt, haben müsse und seinen heftigen Leidenschaften nur zu sehr zu fröhnen gewohnt sei. Beide Männer waren Renegaten, der Erstere allgemein Meister Georg genannt, ein Deutscher von Geburt, viel erfahren in der Geschützkunst, und vom Sultan wohl besoldet — der Andere war der Grieche Demetrios Sofian.

„Endlich ist es uns gelungen," begann Georg „den Sultan zu diesem Zuge zu überreden, es hat der Mühe viel gekostet."

„Wenn das Unternehmen nur glücklich abläuft," versetzte Demetrios, „wie ich Dir berichtet, sind die Werke von Rhodos stark und fest und die Ritter tapfere Männer, die ihres Gleichen suchen."

„Ohne Furcht, Demetrios, wo Stärke nicht hinreicht, dort muß List aushelfen, unsere Kriegsmaschinen werden ihre Wirkung nicht verfehlen."

„Ich glaube," begann der Grieche lispelnd, und blickte bedächtig in der Stube umher, Mesih-Pascha ist nicht der Mann für ein solches Unternehmen."

„Hast recht, ganz recht," entgegnete der Andere, „er versteht es nicht, das Heer zu entflammen, der Türke will aus seinem Gleichmuth aufgerissen werden, und das kennt der Pascha nicht, auch ist er viel zu geldgierig, zu stolz."

„Das am meisten!" rief Demetrios finster.

„Du weißt davon zu erzählen," unterbrach ihn der Deutsche höhnisch, „wie ist das Geschäft mit dem Mädchen abgelaufen?"

Demetrios fuhr zornig auf. „Mahne mich an diesen Gegenstand nicht," rief er grimmig, „er möge verdammt sein, wie habe ich mich getäuscht! für solchen Schatz mir die Spottsumme zu bieten."

„Das kann nur Mesih-Pascha."

Meister Georg sah mit finsteren Augen auf den Sprecher, Verachtung blickte aus seinen Zügen: „Hast Du Minona der blinden Mutter noch nicht zurückgesendet?" fragte er langsam und gedehnt.

„Was soll diese Frage?" fuhr Sofian auf.

„Demetrios," antwortete der Deutsche, „wir sind Beide an unserem Glauben meineidig geworden, die Gründe dazu mögen sehr verschieden gewesen sein."

„Davon laß uns schweigen. Aber Blutverwandtschaft hört nie auf — diese Gefühle sollten nie erlöschen, und Du hast doch die Mutter der einzigen Stütze beraubt, und aus welchen Gründen that'st Du es?"

Den Griechen überlief es kalt und frostig. „Du hast recht," sprach er verlegen; „aber nun ist es geschehen, Minona ist da, sie ist in Rhodos schon vergessen, es ist vielleicht besser, daß es so ist —"

„Nein, Demetrios, Du suchst Dich vergebens zu täuschen, sende das Mädchen zurück nach Rhodos."

„Nie und nimmer!" rief der Grieche, „kümmere Dich um meine Angelegenheiten nicht," fuhr er kurz abbrechend fort, „so weit reicht unsere Freundschaft nicht."

Der Meister erhob sich schweigend, und verließ ohne Gruß wie im Grolle die Stube.

Während der abtrünnige Deutsche, den Heimweg verfolgend, über seinen Plan brütete, war Demetrios allein und nachdenkend in der Stube zurückgeblieben, einen schon gefaßten Plan aufzugeben, sich von den Bildern zu trennen, die ihn bis jetzt aus der Ferne angelächelt hatten, das vermochte er nicht.

„Ja," rief er, seinen Entschluß feststellend, „ich will sie aufbewahren, Mahomed ist nicht unempfindlich, war doch jene Irene, die sein Herz bezwungen, auch eine Griechin; Minona ist vielleicht nicht minder reizend, schmückt sie des Sultans Harem, so — ha, wohin trägt mich der kühne Flug — mir schwindeln fast die Sinne ob der Höhe — die solch' ein Gedanke mich hinanzutragen vermag."

Er erhob sich rasch vom Sitze, ergriff die Lampe, eilte gegen die hintere Wand der Stube, und öffnete eine Thüre in derselben. Eine schmale Treppe wurde sichtbar, leise schlich er diese hinan, die Lampe in seinem Faltenkleide tragend. So langte er bei einem Pförtchen an, welches in ein Kiosk führte; auch dies wurde geöffnet, mühsam kroch er durch, jetzt stand er vor einer Glasthüre, durch welche er mit glühenden Blicken hineinstarrte. Ein kleines rundes Gemach, durch dessen hochliegende Gitterfensterchen der Mond seine Silberstrahlen hereinschoß, zeigte sich seinen Blicken. In einer Ecke ruhte auf weichem Lager eine Jungfrau im schneeweißen Kleide, ihre Augen waren geschlossen, die Wangen bleich, ein Strahl des Nachtgestirns beleuchtete das liebliche Antlitz, die Hände ruhten gekreuzt auf der Brust, die Gestalt war regungslos.

Demetrios's Herz pochte, er stierte zitternd nach der

ſchlummernden Jungfrau, und je länger ſein Blick auf der Geſtalt verweilte, deſto wahrſcheinlicher ſchien ihm der zerſchmetternde Gedanke, der ihn in dieſem Augenblicke wie ein Blitz durchfuhr.

„Teufel!“ brüllte er faſt außer ſich: „Minona iſt todt.“

Er ſtieß an die Thüre, ſie ſprang auf, klirrend fielen die Scheiben zu Boden, faſt ſinnlos ſtürzte er auf das Lager der Jungfrau.

Minona ſprang erſchreckt empor.

„Sie lebt!“ liſpelte Demetrios tief aufathmend und verließ eilig das Gemach.

V.

Das Auge des Verräthers wacht.

Der Frühling nahte heran, mit ihm die türkiſche Flotte aus Byzanz. Gegen Ende des Oſtermondes ſegelte ſie aus den Dardanellen, Rhodos vorüber, nach der Bucht von Phyſkos, um dort die verſammelten Landungstruppen aufzunehmen, dann aber ſteuerte ſie auf Rhodos zu. Im Weſten der Stadt, ungefähr eine Stunde entfernt, erhebt ſich nicht fern vom Meere eine reizende Anhöhe, St. Stephan geheißen. Am Fuße derſelben landete am 23. Mai 1480 die türkiſche Flotte, 160 Schiffe ſtark.

Die Beſatzung des Schloſſes leiſtete zwar den tapferſten Widerſtand; aber dieſer verhinderte die Türken doch nicht, Geſchütze und Mannſchaft an's Land zu ſetzen und ſich unmittelbar vor den Mauern der Stadt zu verſchanzen. Drei rieſige Kanonen, jede achtzehn Schuh lang, wurden aufgeführt und gegen den Nikolausthurm, welcher am Ende eines Dammes im großen Hafen ſtand, gerichtet. Meiſter Georg ſollte die Geſchütze leiten, denn er hatte den Paſcha verſichert, daß nach dem Falle des Thurmes ſich auch der Hafen und die Stadt ergeben müßten.

Groß war der Schaden, den dieſe ungeheuren Wurfgeſchoſſe durch Meiſter Georg's kunſtgeübte Leitung an den Mauern des Thurmes anrichteten; doch der feſte Bau und die gut getroffenen Vorkehrungen von Seite der Belagerten, machten ſelbſt die übermäßigſten Anſtrengungen der Türken mißlingen und verhinderten ſie, Beſitzer des Thurmes, dieſes „Schlüſſels von Rhodos“, wie ihn Meiſter Georg nannte, zu werden. Dreihundert Schüſſe waren bereits gegen den Thurm St. Nikolaus gethan und in demſelben eine Breſche eröffnet, welche den Vertheidigern hätte gefährlich werden können; aber der Großmeiſter, den Augenblick der Gefahr wahrnehmend, ließ die Breſche unter dem Feuer der türkiſchen Kanonen mit einem neuen Graben umgeben und einen hölzernen Wall aufführen. Zugleich wurde die Vertheidigung desſelben dem Comthur Larette von der italieniſchen Zunge übertragen, und der Wall, welcher vom Thurme des heil. Nikolaus gegen den des heil. Peter in dem untern Theil der Stadt führt, mit Fußvolk und Reiterei beſetzt. Um aber auch das Durchwaten des Feindes an den ſeichteren Stellen des Meeres und ſo einen unvermutheten Ueberfall von der Meeresſeite her zu verhindern, ließ der Großmeiſter mit eiſernen Spitzen und Nägeln beſetzte Bretter an dem Boden befeſtigen. — Die Türken, nach eröffneter Breſche, ſich ſchon des leichten Sieges freuend, verſuchten einen Angriff mit den von der Bay St. Stephan herbeigezogenen Landungsſchiffen und Truppen, ſie drangen wüthend gegen das hölzerne Bollwerk und die dahinter liegende Breſche vor; doch ſie trafen keinen unvorbereiteten Vertheidiger, und ihr Anlauf wurde ſo glücklich zurückgeſchlagen, daß ſie mit einem Verluſte von ſiebenhundert Todten vom Sturme abſtehen mußten.

Der Großmeiſter feierte den über die Türken erhaltenen Vortheil durch ein Te Deum.

Mesih-Paſcha durch den erlittenen Verluſt und das unerwartete Fehlſchlagen des auf den Thurm St. Nikolaus gerichteten Angriffs in ſeinem erſten Plane irre gemacht, änderte denſelben, indem er am folgenden Tage den Angriff von der Seeſeite auf die Landſeite übertrug. Acht Kanonen vom größeren Kaliber wurden von der Judenſtadt aus gegen den Thurm aufgeführt, die neunte ſollte von der Wurzel des Dammes die daſelbſt befindlichen Windmühlen beſchießen. Kaum erkannte jedoch der Großmeiſter den neuen Plan Mesih-Paſcha's, als er die Häuſer der Juden zu ſchleifen befahl, und die dadurch gewonnenen Bauſteine zu einer zweiten inneren Mauer verwenden ließ, welche hinter einem Graben als neues Vorwerk dienen ſollte. — Begeiſtert von der Idee eines Gott gefälligen Kampfes, entflammt von dem Gedanken, im heiligen Streite für Religion, Freiheit und Vaterland zu ſiegen oder ruhmvoll zu ſterben, ſchloß ſich Alles den tapferen Vertheidigern, den edlen Rittern von Rhodos an, und Ritter und Prieſter, Bürger und Kaufherren, Männer und Frauen, Greiſe und Kinder, Witwen und Jungfrauen trugen Steine, Holz und Kalk, um das Werk der inneren Mauern auf's Eifrigſte zu fördern.

Unter dem Donner der Kanonen, die zerſtörend die äußere Mauer trafen, ward der Bau fortgeſetzt, und während der gewaltige Donner der von dem Thurm gerichteten Geſchütze weſtlich bis nach dem, hundert Miglien entfernten Kos, und öſtlich bis nach dem, gleichfalls hundert Miglien entfernten Caſtelroſſo erdröhnte, ſtieg die innere Schutzwehr raſch empor. Indeſſen hatte Mesih-Paſcha auch ſein Wurfgeſchoß herbeigezogen, und begann nun die Stadt mit Bomben zu bewerfen; doch mit umſichtigem Blick hatte der Großmeiſter Kinder und Weiber nach dem Schloſſe bringen laſſen, wohin die Bomben nur ſelten kamen, während ſich die Beſatzung der Wirkung derſelben in Kirchengewölben und unterirdiſchen Räumen zu entziehen wußte.

Mesih-Paſcha ungeduldig über das langſame Fortſchreiten ſeiner Operationen, verſuchte nun durch einen zweiten Angriff auf den Nikolausthurm, desſelben habhaft zu werden. Er ließ eine hölzerne Schiffbrücke zimmern, dieſe war ſechs Mann breit und ſo lang, daß ſie von dem Winkel der Erdzunge, wo die Kapelle des heiligen Anton ſtand, bis an den Thurm des heiligen Nikolaus reichte; dieſe Brücke wurde mittelſt eines am Grunde der Thurmmauer geworfenen Ankers und des daran befeſtigten Taues bis auf den Thurm hinaufgezogen.

Dieſe Vorrichtung war um ſo nothwendiger, als der Thurm von der Meeresſeite ſonſt auf keine Weiſe zugänglich war. Schon war die Erſtürmung beſchloſſen, da ſtürzte ſich in der Nacht ein engliſcher Matroſe, Namens Gervaſius Rogger in das Meer, und zerſchnitt, in die Fluten tauchend, das Seil, machte den Anker los, und die Verderben bringende Brücke flutete vom Thurme fort zurück nach dem türkiſchen Lager.

Unter unſäglicher Anſtrengung der Türken wurde des andern Tages die Brücke mittelſt Booten an den Damm hinangezogen, und in der ſtürmiſchen Nacht des 19. Juni 1480 ein förmlicher Sturm auf den Thurm unternommen. — Ein fürchterlicher Kampf begann. — Die Stückwälle beider Seiten ſpien ein mörderiſches Feuer aus, und die zweimal unter den gewaltigſten Anſtrengungen der Türken nach dem Thurme geführte Schiffbrücke brach von den Schüſſen der Belagerten getroffen, unter der Wucht der Stürmer zuſammen, ſo daß eine große Anzahl derſelben, nebſt vier Kanonierſchaluppen im feuchten Meeresgrabe zum Lohn ihrer Anſtrengungen den Tod fanden. — Vom wohlgerichteten Feuer der Belagerten getroffen, wurden viele Landungsboote entzündet und verbrannt, und die Stürmer ſelbſt in unausſprechliche Verwirrung gebracht. — Von Mitternacht bis zur zehnten Stunde des nächſten Vormittags dauerte der Kampf beiderſeits mit gleicher Erbitterung fort; endlich wichen die Moslims, um ſich nicht im nutzloſen Kampfe völlig aufzureiben, und zogen ſich mit einem Verluſte von zweitauſend fünfhundert Mann und Soleimann's des Sandſchakbeys von Kaſtemuni zurück. Mesih-Paſcha unmuthig über den erlittenen Verluſt, drohte ihm, mit ſeinem Kopfe für den Fall von Rhodos zu haften, da nur ſein Anrathen und beſtändiges Drängen vor dem Throne des Sultans dieſe Expedition hervorgerufen habe, deren Verlauf bis nun ſo ungünſtig ausgefallen war.

Tief bis in den Staub neigte ſich Meiſter Georg vor dem Flottenadmiral, und eine Rolle Papieres aus dem faltenreichen Ueberwurfe ſeines Gewandes ziehend, begann er: „Groß iſt Deine Weisheit und heller ſtrahlend, als der Stern des Tages; doch ewig ſchwach iſt des Menſchen Kraft und Allah's Wille lenkt unſere Thaten! Willſt Du aber ein gnädig Auge werfen auf den demüthigſten Knecht, ſo ſieh' hier dieſe Zeichnung, die einen neuen Plan zum Untergange von Rhodos und deſſen ſicherem Verderben enthält. Was eines Sterblichen Kunſt und Wiſſen zu leiſten vermag, iſt hier geſchehen, und Menſchenanſtrengungen dürften kaum dagegen etwas auszurichten im Stande ſein."

Der Paſcha nahm den Plan aus der Hand des tiefgebeugten Meiſters, und indem er mit prüfendem Blick all' die Linien und Zeichen verfolgte, die die Werke von Rhodos und die dagegen auszuführenden Angriffs-Arbeiten andeuteten, fuhr der Sprecher fort: „Damit Du ſiehſt und unſer Aller Herr, der unüberwindliche und ſiegreiche Herrſcher der Gläubigen erkennen möge, wie ſehr mir daran liegt ſeinem Willen zu dienen und ſeine ſieggekrönten Waffen durch neuen Ruhm zu verherrlichen, ſo will ich ſelbſt — erlaub' es mir — mich einſchleichen in die Mauern von Rhodos und ſo, von Innen Dir das Spiel erleichternd, die Stadt in Deine Hände liefern.

Mesih-Paſcha wandte ſein Auge ab von der Zeichnung und heftete einen langen, durchdringenden Blick auf den Renegaten. — Dann plötzlich ſich erhebend ſprach er: „Bei Allah, Du biſt klug, und hoffſt Verrath zu ſühnen durch Verrath, und was Du an den Rhodieſern verbrochen durch Verrätherei, durch ein an uns begangenes Verbrechen gut zu machen. — Doch geh', ich halt Dich nicht, und ſo Du nicht ein redlich Spiel geſpielt, ſo harre Deines Lohnes, wenn Rhodos fällt, — und daß es fallen muß, weißt Du ſelbſt zu gut — am nächſten Pfahl." — Mit dieſen Worten wandte ſich Mesih-Paſcha ab von dem Renegaten, ihn keines weiteren Wortes oder Blickes würdigend.

„Verdammte ſtolze Beſtie!" murmelte Meiſter Georg zwiſchen den Zähnen; „doch noch iſt Deine Uhr nicht abgelaufen. Zitt're vor dem getretenen Scorpion, der ſich krümmend aufbiegt, um ſeines Stachels Gift in Dein Blut zu ſenken! — Du läßt mich gehen, ei ſieh' doch, ſieh', als ob ich Dich dazu gebraucht, wär's nicht blos im Falle des Mißlingens mir einen ſichern Rückhalt zu bewahren. — Du läßt mich gehen, haha! 's iſt luſtig faſt! Nun wol, ich gehe; doch Du ſollſt meine Wiederkehr gewiß nicht mehr erleben!"

Mit dieſen Worten ſtürzte der Verräther, von innerer Wuth entbrannt, und Rache brütend aus dem türkiſchen Lager.

VI.

Zum Scheiden Alles iſt bereit,
Nur fehlt mir — Dein Geleit.
W. Scott.

Es war eine trübe, wolkenumdüſterte Nacht, und außer den Tritten der ausgeſtellten Wache kein Laut in weiter Ferne zu hören. Die Leidenſchaften lagen ſchlummernd in den Herzen, auf die der Engel der Nacht auf ſanftem Fittig herabſchwebend, milde Ruhe ausgegoſſen. Doch ſelbſt ſeiner Macht gelang es nicht, des Friedens Balſam in jede wunde Bruſt zu träufeln und jedes Aug' in ſüßer Ruh' zu ſchließen; denn des Menſchen Bruſt gleicht dem Vulkan, deſſen Ruhe oft nur trügt und oft ein Vorbot des heftigeren Ausbruchs iſt. — Vergebens ſenkt dann der Schlaf den Friedensſchleier auf das müde Auge, er vermag zu decken kaum und nie zu dämpfen die wilde Glut des düſtern Kraters.

Und auch der Schmerz, der unſere Bruſt erfüllt, er iſt ein nimmer ruhender Gefährte, der ſtreuge Wache hält und Fried' und Ruhe wegſcheucht, daß ſie ihn nicht von dem erwählten Sitz verdrängen.

So waren denn auch in dieſer Nacht nicht Aller Augen in ſanfter Ruhe geſchloſſen.

Minona lag betend auf den Knien, die Hände zum Himmel gefaltet, bewegten ſich ihre Lippen in fromme Andacht, in der Erhebung zu Gott. Sie ſuchte im Gebete Troſt für die Leiden und den Schmerz, der ihr ſo unverhofft und unverſchuldet zu Theil geworden. Da pochte es an die Pforte, erſt leiſe, dann heftiger. Minona ſprang auf, da rüttelte es an der Thüre, ein leichtes Geräuſch, wie das Hin- und Herziehen einer Feile, wurde hörbar und bald darauf ſprang die Thüre auf. Ein Mann mit einer Blendlaterne drückte ſich durch den niederen Eingang und hielt ſchnell Minona, die einen Angsgeſchrei ausſtoßen wollte, die breite Hand vor den Mund. „Still!" rief er mit gedämpfter Stimme, „ich komme Dich zu retten und der Verräther wacht. Komm, folge mir!"

Minona zögerte dem Unbekannten zu folgen.

„Du traust mir nicht? Nun wol, ſo wiſſe denn, welch' Loos hier Deiner harrt. Schon Morgen mit des Tages Anbruch kommt Demetrios, um Dich nach Byzanz abzuführen, wo Du als Odaliske im Harem des Tyrannen Lüſte ſtillen, und durch Deines Leibes Reiz Sofian's Glück begründen und ſeinen Einfluß auf die Gunſt Mohamed's durch Deine Umarmung zu befeſtigen beſtimmt biſt."

„Eher will ich in den Tod, als diese Schmach ertragen!“ rief Minona verzweiflungsvoll die Hände ringend.

„Nun denn! so folge mir, doch schnell eh' des Morgenroths Purpur den Osten färbt, müssen wir fort sein, tritt leicht und leise auf, denn der Verräther wacht, und werden wir entdeckt, so schützt uns nichts vor seiner Rache.“

„Und wohin werdet Ihr mich führen?“ fragte Minona, sich zitternd an Meister Georg anschließend.

„Nach Rhodos zu den Euren; doch still, haltet Euch dicht zu mir, unser Weg ist nicht gebahnt und gebietet Vorsicht.“

Bei diesen Worten, die gelispelt, kaum Minona vernehmbar waren, hielt der Renegat plötzlich inne und horchte, sein Ohr nach der einen Seite neigend. Plötzlich bedeckte er die Blendlaterne und dichte Nacht umgab die Fliehenden. Der Mann hatte mit kaum bemerklicher Handbewegung einen Dolch aus dem Gürtel gezogen, den er in der vorgestreckten Rechten bereit hielt. — Eine sekundenlange Pause trat ein. Angst von Minona's und prüfende Aufmerksamkeit von ihres Führers Seite ließen sie den Athem an sich halten, so daß sie eher zwei leblosen Nachtgestalten, als Menschen glichen.

Eine Weile später, als der Mann sich vergewissert zu haben schien, daß es blos ein Luftzug gewesen, der das Geräusch hervorgebracht, faßte er Minona an der Hand, und die Blendlaterne noch immer in den Falten seines Kleides bergend, zog er sie durch die Alles umhüllende dichte Nacht mit sich. — Lange wandelten sie bald ab- bald aufwärts steigend, bald sich tief zur Erde beugend stumm und lautlos neben einander. Der Weg, den sie gingen, war offenbar ein unterirdischer Gang, der selten, vielleicht nie betreten, dem Führer jedoch sehr gut bekannt war, da er allen Biegungen und Windungen, allen Erhöhungen und Senkungen ohne Hilfe eines Strahles der stets verborgen gehaltenen Laterne mit sicherem Fuße folgte.

Minona vermochte kaum dem raschen Schritte zu folgen, Angst und Eile hatten ihre Kräfte so sehr erschöpft, daß sie mit dem Ausrufe: „Ich kann nicht weiter“ an ihres Führers Hand zur Erde sank.

„Verdammt!“ brummte dieser zwischen den Zähnen, einen Lichtstrahl auf Minona's bleiche Züge fallen lassend. „Was fang' ich mit der Dirne an, sie hätte mir auf Rhodos gute Dienste leisten können, doch die Zeit drängt, und lebend darf Demetrios sie hier nicht finden.“

Noch einen Augenblick, gleichsam überlegend, stand er da, dann seines gefaßten Entschlusses gewiß und schnell zu rascher That eilend, riß er den Dolch aus seinem Gürtel und zückte ihn nach Minona's Brust.

Im selben Augenblicke fiel ein Strahl der verborgenen Laterne auf Minona's Antlitz, die das Auge öffnend mit bebenden Lippen fragte, wo sie sich befinde!

„Gott sei Dank, Ihr lebt!“ rief der Heuchler, das Eisen wieder in den Gürtel bergend, „auf! raffet schnell den Rest der Kräfte zusammen, denn schon verkündet Hahnenruf die Nähe des jungen Morgens, und wir haben noch ein tüchtig Stück Weges zurückzulegen.

Minona raffte sich vom Boden auf, und gestützt auf Meister Georg's Arm bewegte sie sich matt vorwärts. — Noch eine Weile waren sie gewandelt, da öffnete der Führer sein Kleid und zog seine verborgene Laterne hervor. Eine weite Oeffnung wurde nun sichtbar und das Rauschen der Wellen und Tosen der an einer Brandung zerschellenden Wogen kündete die Nähe des Meeres. Der Mann trat bis an den Rand vor, wo er einige, Minona unverständliche Worte hinausrief, die ihm in derselben Sprache beantwortet wurden. Bald darauf ertönten Ruderschläge und ein Kahn schob sich dicht vor die Oeffnung der Höhle. Meister Georg bedeutete Minona einzusteigen, und folgte dann, indem er zugleich mit einem Fußtritt den Kahn vom Felsen abstieß, dann die Ruder ergreifend, das Fahrzeug nach dem entgegengesetzten Ufer lenkte. Hier angelangt, half er Minona aussteigen, und stieß den Kahn in's Meer zurück.

„Nun sind wir frei,“ begann, die Stille brechend, der Führer, „hinter uns liegen die Schaaren des Pascha, und hier vor uns erheben sich die Mauern von Rhodos.“

Es lag offenbar in der Absicht des Sprechers, durch diese laute Rede die Aufmerksamkeit der aufgestellten Wachtposten auf sich zu lenken, was ihm auch vollkommen gelang.

Von dem Posten angerufen, gab er sich für einen reuigen Ueberläufer aus, und bat um Einlaß, der ihm auch gewährt wurde. Als Renegat erkannt, wurde er vor den Hochmeister geführt, während Minona unbeachtet blieb, und unangehalten, der Stimme ihres Herzens folgend, den Weg nach dem Hause Marina's einschlug.

Im großen Berathungssaale saßen die Ritter des Ordens, Peter d' Aubusson, den Großmeister an der Spitze, und hielten Rath über die neu zu nehmenden Maßregeln bei den immer drohender werdenden Anläufen der Türken, zwar hoffte man Unterstützung und Hilfe von Außen, doch wie leicht konnte diese durch widrige Verhältnisse zurückgehalten oder im Kampfe mit der übermächtigen türkischen Flotte, die ganz Rhodos umschlossen hielt, verloren gehen, ehe noch die Türken im gemeinsamen Angriffe von Außen und Innen gedrängt zum Weichen gebracht wären. — Man erwog eben die Wichtigkeit, das Verhältniß der eigenen Kräfte, und berieth die Mittel, diese Kräfte nach Möglichkeit zu schonen und durch gut geleitete Wurfgeschütze und angebrachte Abschnitte zu unterstützen; da trat der Wache haltende Hauptmann herein und meldete die Gefangennehmung eines Ueberläufers, der sich Meister Georg nenne und vor den Großmeister gebracht zu werden wünsche. D'Aubusson, mit Meister Georg's besonderer Geschicklichkeit im Geschützwesen bekannt, ließ denselben augenblicklich vorführen, und herein trat, von vier Soldaten begleitet, Meister Georg mit gebeugtem Haupt, die an Verstellung gewöhnten Mienen in den Ausdruck tiefster Zerknirschung und aufrichtiger Reue hüllend. Es war derselbe Mann, welcher Minona befreit hatte.

Auf die von dem Großmeister an ihn gestellten Fragen antwortete er mit Demuth des reumüthigen Sünders, indem er einem freien und offenen Bekenntnisse seiner Schuld und seines Glaubensabfalles die Versicherung der aufrichtigsten Reue und des innigsten Bedauerns, herbeigeführt durch die ununterbrochene Qual eines folternden Gewissens, beifügte. Hierbei ließ er seinen forschenden Blick im Saale herumschweifen, um sich auch hier von der Lage der Dinge, der Zahl der Ritter und dem Stande der Kräfte zu unterrichten.

Der Großmeister richtete mehre Fragen an den Rene-

gaten, um sich Auskunft über Stärke und Stellung des türkischen Heeres zu verschaffen, dessen Streitmacht Meister Georg auf hundert tausend Mann und sechszehn Kanonen, deren jede achtzehn Schuhe lang und eine Kugel vor neun bis eilf Spannen zu schießen fähig sei, das kleinere Geschütz nicht mitgerechnet, angab. Der Großmeister, von dem Wissenswerthen zur Genüge unterrichtet, jedoch von gerechtem Mißtrauen in die Ehrlichkeit und Aufmerksamkeit der Bekenntnisse des Ueberläufers erfüllt, übergab ihn in Gewahrsam, indem er den Wächtern mit dem eigenen Leben für die sichere Haftung desselben zu wachen übertrug, und ließ den so in seinen Erwartungen getäuschten Verräther abführen.

VII.

Hört Ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm. Schiller.

Da die Eroberung des Thurmes von St. Nikolaus nicht gelingen wollte, und der zweimalige Sturm mit bedeutendem Verlust von Seite der Türken abgeschlagen wurde, wandte Mesih-Pascha alle Macht seines Geschützes gegen den hart an den Thurm stoßenden Theil der Stadt, gegen das von dem Ordenscomthur Carette befehligte Bollwerk der Italiener und das Quartier der Juden. Ein ununterbrochenes Feuer der Kanonen wurde unterhalten, und dreitausend fünfhundert Kugeln legten die Mauern in Bresche. Die Belagerten führten ihrerseits eine neue Wurfmaschine auf, mittelst welcher sie Felsstücke von ungeheurer Größe auf die feindlichen Linien schleuderten, die sie, des von den Türken geforderten Tributes wegen, spottweise „den Tribut" nannten.

Die Geschoße zu dieser Schleudermaschine nahmen sie theils von den Trümmern der von dem Feinde hineingeschossenen, riesigen steinernen Kugeln, theils aus dem, behufs der Ersteigung der Bresche von den Türken mit ungeheuren Felsstücken ausgefüllten Graben, welche sie durch die in den Graben mündenden unterirdischen Gänge von da weghalten, was die abergläubischen Türken auf die Vermuthung eines Wunders brachte, da die stets neu gefüllte Steinebene immer wieder einsank.

Auch brachten die Belagerten auf die, der zu ersteigenden Bresche zunächst gelegenen Wälle, Schwefel, Pech und andere Brennstoffe, Fässer und Säcke mit gehacktem Eisen und Pulver gefüllt, steinerne Walzen und Felsstücke, um solche auf den stürmenden Feind zu schleudern und ihm sein Verderben zu bereiten.

Noch einmal sandte Mesih-Pascha einen Griechen als Unterhändler an den Großmeister, der aber unverrichteter Sache zurückkehren mußte.

Alle möglichen Zurüstungen wurden getroffen, die Türken versahen sich mit Säcken zum Raube und zur Fortschaffung der Beute, mit Stricken, um Knaben und Mädchen zu binden, und mit achttausend Pfählen, um Ritter und Reisige zu spießen. Die ganze Nacht über wiederhallte das türkische Lager von Allah-Geschrei und Mörderjubel. Unausgesetzt wurden die Mauern beschossen und acht Kanonen, deren ununterbrochenes Feuer auf einen Theil der Judenstadt gerichtet war, hatten den Belagerten alle Möglichkeit benommen, die zerstörten Mauern derselben während der Nacht wieder auszubessern.

In dieser höchsten Noth ließ der Großmeister den unter sicherem Gewahrsam gehaltenen Meister Georg vor sich kommen und verlangte als Zeichen seiner aufrichtigen Reumüthigkeit Rath und That von dem erfahrenen Geschützkenner.

Meister Georg zeigte sich bereitwillig hierzu, und gab eine neue Wurfmaschine an, deren Wirkung das feindliche Geschütz zerstören sollte; als aber die Würfe derselben statt den feindlichen Stückwall zu zerstören, die eigenen Mauern trafen und beschädigten, stieg der Verdacht des noch stets fortbestehenden Einverständnisses bis zur Gewißheit, und der doppelte Verräther erhielt nach seinem in der Folter ausgepreßten eigenen Geständnisse den Lohn seiner Schandthaten am Galgen, der auf demselben Walle aufgerichtet war, auf welchem er seine verrätherische Wurfmaschine aufgestellt hatte. So ging die gegen den Pascha gleichsam in prophetischer Voraussicht ausgestoßene Drohung: „daß er ihn nicht lebend wiedersehen solle," durch den eigenen Tod des Verbrechers in Erfüllung.

Der nahende Morgen des andern Tages (28. Juli 1480) gab das Signal des Sturmes, ein Mörserschuß verkündete Belagerern und Belagerten, daß die blutige Arbeit beginnen sollte.

Unaufhaltsam drangen die Türken über die Ruinen der zerschossenen Mauern, an dreitausend bedeckten die Bresche, und hinterher wogte das ganze türkische Heer von vierzigtausend Mann, über die Gräben und das Gestade um die Stadt ausgegossen.

Mit der größten Anstrengung wurde von beiden Seiten gekämpft, während die Belagerten in ihrem erhabenen Heldenmuthe den Makkabäern glichen, die da stritten für Religion und Freiheit, glichen die Türken den von der Kette losgerissenen Tigern, die beute- und mordbegierig auf ihre Opfer losstürzen. Schon war der Wall erstiegen, schon pflanzte die kühne Hand der Eroberer die mit Gold und Silber befranste Fahne des Kapudan-Pascha auf den eroberten Wällen auf; schon waren die Leitern in die Stadt herabgelassen, auf denen die Stürmer von dem zwanzig Fuß hohen Walle in die Judenstadt hinabstiegen; schon wichen die Kämpfer der Christenheit der überflutenden Uebermacht der Eroberer, und der Stern von Rhodos neigte sich seinem Untergange zu.

VIII.

Bei meinem Leben, dieser Tag wird heiß,
Ein böser Luftgeist schwebt am Firmament
Und schleudert Unheil. Shakespeare.

Minona eilte, sobald sie sich allein sah, der bekannten Wohnung Marina's zu, sie pochte an der verschlossenen Thüre, eine Unbekannte öffnete nach eingezogenen Erkundigungen vorsichtig den schließenden Riegel, mit dem Ungestüme der Freude und des Entzückens stürzte Minona in das Gemach, wo Marina, die Hände wie zum Gebete gekreuzt, auf einer Polsterbank ruhte. — „Mutter, theure Mutter!" rief Minona, im Uebermaße der Freude vor der blinden Greisin niederstürzend und ihre Hände mit Küssen bedeckend.

„Bist Du es, meine Tochter, mein schwer vermißtes Kind?" stotterte tiefgerührt die Alte, ließ ihre welken Hände über das Antlitz der Knienden hinabgleiten, gleichsam um durch den Tastsinn sich die bekannten Züge in's Gedächtniß zurückzuführen. — „Ja, es ist der Ton Deiner Stimme,

es iſt dies der milde Laut, der oft die wogenden Stürme in meiner Bruſt gedämpft; es ſind die Augen, die auf meines Lebens dunklem Pfade mir vorgeleuchtet; es ſind die Arme, die Stützen meiner nachtumflorten Schritte! Allmächtiger! wie preiſe ich Dich, daß Du mir noch das Glück gewährt, die verloren Geglaubte noch einmal an mein Herz zu preſſen. — Erzähle Minona, wie es kam — doch nein, ſchweig', o ſchweig', denn meine Ahnung ſagt es nur zu deutlich, daß Du in edler ſchöner Abſicht, dem Mutterherzen einen Schmerz zu ſparen, zum Opfer wurdeſt, dem Verruchten, deß ſchmachbeladenes Haupt der Mutter Fluch noch im Grabe bedecken ſoll."

Minona hatte ſich bei dieſen Worten erhoben, den ſtieren umnachteten Blick, wie um Erfüllung ihres Wunſches flehend, gegen Himmel gerichtet, die dürren Arme ausgeſtreckt, ſo ſtand ſie da, ein grauenhaftes Bild bewegter Leidenſchaft, während Minona zu ihren Füßen in Thränen betend, ein Bild der Tugend und der Unſchuld gab.

„Nicht doch!" rief Minona ſich erhebend, „o flucht ihm nicht, den Ihr doch liebend Sohn genannt! Bedenkt, daß Elternfluch einſt ſchwer wird wiegen in der Wage des ewigen Richters; gedenkt der Worte des Erlöſers: Vergebt, auf daß Euch vergeben werde! O nehmt zurück das grauſe Wort des Fluches, und richtet nicht über den Gefallenen; bedenkt, daß des Allerbarmers Wege unerforſchlich ſind, daß ohne ſeinen Willen kein Sperling vom Dache fällt und kein Haar gekrümmt wird auf des Menſchen Haupt; bedenkt, daß es dem Menſchen nicht zuſtehe, zu fluchen einer That, die ohne ſeine Zulaſſung nicht geſchehen wäre."

„Du biſt ein gutes Kind, doch zwiſchen mir und ihm den ich mit Schmerzen unterm Herzen trug, und den ich unter Qualen aus dem Herzen riß, in dem ihm Mutterliebe ſeinen Platz gewieſen, kann nur der Ewige einſt Richter ſein. — Wie wird ſich Paolo freuen, Dich wieder zu treffen, er, den der Schmerz ob Deinem Verluſte faſt vernichtet hätte!"

„Paolo, mein Paolo, o denkt er noch mein, wann wird er kommen, wann werd' ich ihn wiederſehen?"

„Paolo, meine liebe Tochter, war während Deiner Abweſenheit der Tröſter meines Schmerzes, ſo oft er nur kommen konnte, brachte er die freien Stunden, meine öde Einſamkeit und meine Leiden theilend, bei mir zu; doch jetzt, wo Gefahr und Noth das Vaterland bedrängt, wo alle Kräfte ununterbrochen thätig ſind, im heiligen Streite für Religion und Freiheit, kam er nur ſelten, da unſere Feinde mit aller Macht anſtürmen; doch ſie werden nicht ſiegen, denn der Himmel ſchützet die Gerechten, und die erprobten Kämpfer für den Ruhm des Herrn werden nicht unterliegen in dem gerechten Streite mit den Ungläubigen."

Mehre Tage verfloſſen und der ſo ſehnſüchtig Erwartete kam nicht, die Beſatzung und Bewachung der äußerſten Vorwerke, die ſeinem erprobten Muthe und unermüdlicher Ausdauer anvertraut waren, erlaubten ihm nicht, ſich nur auf Augenblicke von ſeinem Poſten zu entfernen.

Immer trauriger wurden die Nachrichten über die Fortſchritte der Feinde, immer ſchauriger die fürchterliche Kunde von ihrem unaufhaltbaren Vordringen. Wieder eine Nacht hatten die Bewohner von Rhodos in Angſt und Gebet durchwacht, da weckte mit der Morgenröthe erſtem Schein ein donnerähnliches Getöſe Alles aus dem kaum über die müden Augen gekommenen Schlummer und der fürchterliche Ruf: „Die Feinde nahen! die Feinde nahen!" wiederhallte ſchrecklich in den Mauern von Rhodos. Auch in Marina's ſtille Wohnung drang der Schreckensruf; da faßte die Blinde Minona's Hand und ſprach: „Komm, geliebte Tochter, laß' uns in die Kirche eilen und an dem Fuße des Altars um Rettung flehen, und um Sieg für unſere Streiter und ihre Waffen!"

Langſam zogen die Beiden durch die verödeten, nur hie und da einem Einzelnen der Bewohner begegnend, auf deren Geſichtern ſich Angſt und Entſetzen in grauenhaften Farben malten. — So erreichten ſie die Kirche, wohin das Bild der heiligen Jungfrau von Liebeinſam geflüchtet war. Schaaren von Greiſen, Weibern und Kindern lagen hier in Furcht und frommer Andacht betend auf den Knien und auch die beiden Frauen geſellten ſich zu ihnen.

Mild und ruhig lächelnd blickte in heiliger Verklärung das wunderthätige Bild auf die geängſtigten Beter und goß einen balſamiſchen Strahl beruhigender Hoffnung in ihre verzweifelnden Herzen.

Immer wilder ſtürmte es draußen, immer heftiger der Lärm und das Geſchrei der Stürmenden, das Waffengeklirr der Vertheidiger und der Donner der Wurfgeſchütze bildeten einen ſchauerlichen Chorus, der mit ſeinen wilden Tönen die himmelanſteigenden Gebete der Verſammelten begleitete. — Da tönte es plötzlich durch die Straßen: „Der Wall iſt von den Feinden erſtiegen! Unſere Kämpfer weichen, Rhodos iſt verloren!"

Ruhig, unbekümmert um das äußere Treiben, lag Minona in begeiſterter Andacht vor dem heiligen Muttergottesbilde, jetzt plötzlich von einer heiligen Begeiſterung ergriffen, ſpringt ſie auf und das Bild des Gekreuzigten vom nahen Altare reißend, ſtürmt ſie hinaus durch's wildeſte Gedränge, Schild und Lanze eines gefallenen Reiſigen aufnehmend, bringt ſie durch die fliehenden Schaaren der Rhodier. „Mir nach, Freunde!" ruft die begeiſterte Jungfrau — „Schmach den Feigen, die da fliehen!"

Der goldene Glanz der Morgenſonne umſtrahlte das verklärte Antlitz der Jungfrau, die in dieſem Augenblicke einer Gottgeſandten glich, ſchnell umdrängte ſie einige der nächſtſtehenden Ritter und Reiſigen; die Fliehenden ſammelten ſich wieder, und die vom leichten Siege träumenden Türken ſtoßen auf kräftigeren Widerſtand, der Anblick dieſer himmliſchen Erſcheinung macht ſie ſtutzen, die gewaltigen Streiche und ſcharfen Schwerter der Rhodiſchen Ritter ſchmettern wie mit Blitzesſtrahl die Eindringenden zu Boden; immer vorwärts dringt die Jungfrau, das Bild des Heilandes hoch erhebend; immer weiter zurück haben ſich die Eindringlinge gedrängt, Furcht und Angſt vor der Erſcheinung ergreift ſie, ſie weichen und bald erfaßt ein paniſcher Schreck das ganze Türkenheer; in wilder Haſt fliehen die Eingedrungenen, und die erſtiegenen Wälle überſtürzend, reißen ſie im Falle noch die Nachſtürmenden mit ſich; Minona iſt bis auf den Wall gedrungen, die aufgepflanzte Fahne niederreißend, ſinkt ſie zugleich mit ihr, erſchöpft durch die übermäßige Anſtrengung zu Boden.

Da ſtürzte aus dem verworrenen Haufen der Zurückgedrängten ein Mann mit gezücktem Säbel und Blitzesſchnelle auf die Jungfrau, ſie mit gewaltigem Arm erhebend, und mit der geſuchten Bürde zurück zu den Seinen drän-

gend. Es war Demetrios, nicht ließ ſein Auge ſich vom Ungewohnten täuſchen, er hatte Minona erkannt und den Augenblick erſpäht, ſich ihrer zu bemächtigen.

„Hoho, mein Heldentäubchen!“ lachte er ſataniſch, „wir treffen uns auf ſonderbare Weiſe wieder; doch gut, daß wir uns treffen, diesmal ſoll meine Wachſamkeit ſich nicht leicht täuſchen laſſen, und wenn auch Alles mißglückt iſt, hab' ich mir doch eine Beute geholt, die jede Andere im Preiſe hoch aufwiegt.“

Schon war Demetrios, die ohnmächtige Minona in den Armen, zurück bis an den Wall gelangt; ſchon wollte ſein Fuß die Leiter ſuchen, die ihn aus dem Bereiche der Stadt und der Gefahr gebracht hätte, als ein Mann mit wallendem Buſch und hochgeſchwungenem Schwerte auf ihn eindrang.

„Laß Deine Beute oder gib Dein Leben, Verräther!“ ſchrie er dem Renegaten entgegen.

„Ei, ſieh' doch, hat ſich der girrende Tauber auch zu ſeinem Täubchen eingefunden?“ ſpottete Demetrios, der in dem Angreifer Paolo erkannt hatte. — „'s iſt gut, daß wir uns noch vor'm letzten Abſchiede treffen!“

Indem er Minona an dem Rande des Walles nieder geleiten ließ, ſtürzte er mit einer Wuth und Gewalt auf Paolo, daß dieſer ſeines Muthes und ſeiner Unerſchrockenheit ungeachtet, den mächtigen Streichen Demetrios unterlegen wäre, würde nicht ein gewandter Seitenſprung den erſten Ausfall unwirkſam gemacht haben.

Es galt eine edle Perle zu erringen. Der Kampf darum begann, zwiſchen Verzweiflung und Liebe, er war um ſo hartnäckiger, da Beide zu dieſem Kampfe das Leben eingeſetzt hatten.

Schon wich Demetrios, von Paolo's Streichen zurückgedrängt bis an den äußerſten Rand des Walles, plötzlich zückt er hoch aushohlend den Stahl gegen Minona's Bruſt.

Paolo die Gefahr der Geliebten ſehend, vergaß der eigenen, ſeine zum Schlag gehobene Hand blieb reglos. Demetrios wandte raſch das ſchon gezückte Schwert gegen Paolo's Haupt, dieſer ſank getroffen nieder. Demetrios bog ſich zur Erde, die theuere Bürde zu erheben; doch auch er ſollte den Lohn ſeiner Thaten finden, denn ein Reiſiger ſtieß ihm in dem Momente, als er ſich des ſüßen Raubes bemächtigen wollte, die Partiſane in den Leib; verwundet taumelte er dem Rande des Walles zu, und ſtürzte die hohe Wand in den mit Felſenſtücken ausgefüllten Graben hinab, wo er den Geiſt aufgab.

Alles, was wir hier erzählt, war das Werk kaum einiger Sekunden. Paolo, obwol verwundet, war doch nur mehr betäubt, er erholte ſich und ſeine Blicke ſuchten den Gegner und Minona. Noch lag ſie da von ſchwerer Ohnmacht feſtgehalten, ein Bild des Todes, wie ihn die Alten dachten, mild und freundlich, ohne Schrecken, ohne Grauen.

Das Kampfgetümmel war geendet. Siegesjubel erſcholl auf den Wällen und in dem Hafen ſah man ſchon die Feinde ſich zur Abfahrt rüſten. — Paolo erhob ſich und faßte Minona. Wie jauchzte ſein Herz, als er in dem ſchlagenden Pulſe das rückkehrende Leben der Geliebten ſpürte. Freudetrunken preßte er die theure Laſt an ſein Herz. Minona ſchlug die Augen auf und in den Armen Paolo's ſich wiederfindend, glaubte ſie die Feſſeln der irdiſchen Hülle abgeſtreift, ſich in den lichten Gefilden der Seligen zu befinden.

Wenige Worte reichten hin, ſich über das Vorgefallene zu verſtändigen, und Minona auf Paolo's Arm geſtützt, wallte, ein glückliches Paar, den Siegesjubel mit dem Entzücken beglückter Liebe feiernd, dem Hauſe Marina's zu.

In wilder Flucht drängten die Türken zurück; Tauſende der Ihrigen fanden in den Gräbern und auf den Wällen ihren Tod, denn „ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht“ zu nennen.

Dreitauſend fünfhundert der Moslems verloren das Leben, und Mesih-Paſcha ſah ſich nach einer neunmonatlichen Belagerung gezwungen, mit einem Verluſte von neuntauſend Todten und fünfzehntauſend Verwundeten den Hafen von Rhodos ſchmachbedeckt zu verlaſſen.

Noch in demſelben Augenblicke, als die türkiſche Flotte in wilder Haſt mit dem Einſchiffen der geraubten Heerden beſchäftigt war, trafen die zwei neapolitaniſchen Schiffe, von König Ferdinand zu Hilfe geſandt, vor Rhodos ein, ſchlugen ſich ſiegreich durch die türkiſchen Galeeren, und brachten, in den Hafen von Rhodos landend, die erfreuliche Botſchaft der päpſtlichen Verheißungen. — Mesih-Paſcha führte die Trümmer ſeines Heeres nach Phyſkos, von wo er ausgelaufen war, zurück, belagerte dann, jedoch erfolglos, das Schloß der Rhodiſchen Ritter Petronion zu Halikarnaß und lief dann in Konſtantinopel ein, wo er der Würde eines Paſcha von drei Roßſchweifen entſetzt und als bloßer Sandſchabeg nach Kallipolis wandern mußte.

IX.

O! ſüßer Kelch voll Lieb' und Luſt und Bangen,
Den einmal nur das arme Glück uns ſchenkt.
E. Schulze.

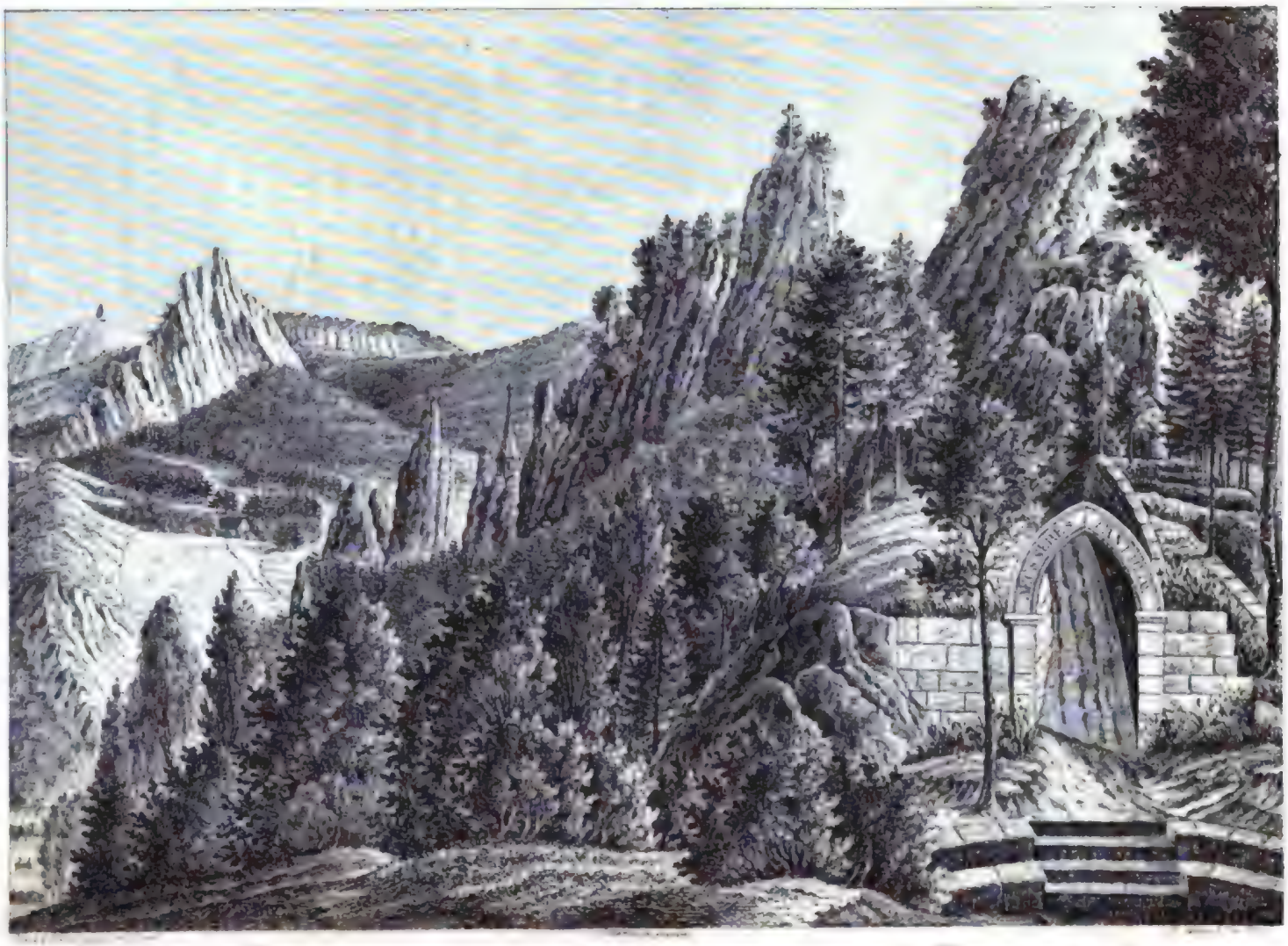
Der Segen des Friedens breitete nun ſeinen Fittig über Rhodos aus, die ſtockenden Geſchäfte kamen wieder in Gang, der verwaiſ'te Hafen wurde neu belebt, und Alles kehrte zur alten Ordnung zurück; auch die Liebe, die in der Thätigkeit für das Vaterland zurückgedrängt, kaum ein Plätzchen im Hintergrunde des Herzens behaupten konnte, wurde wieder frei gegeben, und zurückkehrten die ſeligen Abende Minona's in Paolo's und Mutter Marina's Geſellſchaft, letztere ward immer ſchwächer und kränklicher, und erbat ſich vom Himmel, nur den Augenblick zu ſehen, in dem es ihr vergönnt wäre, den durch Prieſterhand geſegneten Bund der Herzen auch durch ihren Segen kräftigen zu können. — Paolo ſeiner ausgezeichneten Verdienſte um Rhodos willen, von dem Großmeiſter reichlich belohnt, erbat ſich von dem Orden, deſſen Dienſten er ſich zu weihen lebenslänglich verpflichtete, die Einwilligung in die Verbindung mit Minona.

Bald darauf verband ein Prieſter in Rhodos das glücklichſte Paar.

Marina, obwol kränkend, erlebte doch noch die Freude, ihrer geliebten Tochter Sproſſen auf den Knien zu wiegen; die Freude linderte den Schmerz über den verlorenen Sohn.

Die Blinde entſchlummerte im Frieden unter den Thränen eines glücklichen Paares, deren erſte bittere Stunde ſeit ihrer Vereinigung der Tod der Mutter herbeiführte.

Digitized by Google



Das äussere Pantheon zu Klenoskal.

Digitized by Google

Das äußere Pantheon zu Kleinſkal.

Von Karl Brantl.

An dem Punkte, wo die wild dahin brauſende Iſer, eine Meile unterhalb Eiſenbrod, aus den mächtigen dicht bewaldeten und mit höchſt grotesken Felſenmaſſen unterbrochenen Bergesreihen hervor tritt, welche, als Vorhut des Rieſengebirges, an deſſen Fuße mächtig lagern, um in die höchſt reizvollen Thäler nächſt Turnau und Münchengrätz zu gelangen, erhebt ſich zu beiden Seiten oder ihren romantiſchen Ufern ein Felſenriff, das die Richtung des Flußes von Nordweſt gegen Südoſt, beinahe rechtwinklicht durchſchneidet und uns noch den furchtbaren Kampf kundgibt, den hier das Element mit der harten Felsmaſſe zu beſtehen hatte, ehe es ſich Bahn brach und ſein Beet bis zur Gleichförmigkeit des nunmehrigen Niveaus ebnete!

Außer den Naturwundern zu Adersbach nehmen die frappanten Felſengeſtaltungen bei Groß- und Kleinſtal in unſerem Vaterlande unſtreitig die erſte Stelle ein, und man wähle den Zugang zu dieſem Naturparke, von welcher Seite immer, ſo wird man durch die ſeltſamſten, mit der mannigfachſten und der lebhafteſten Vegetation bedeckten Felſenſchöpfungen überraſcht, welche hier theils als Zacken, theils als abgeſonderte, gigante Felskegel und ſenkrechte Felswände ſich von beiden Ufern aufwärts amphitheatraliſch erheben, und mit den mannigfaltigſten Baumgruppen oft wahrhaft maleriſch beſetzt, aber auch an mehren Stellen zu ihrem offenbaren Nachtheile ganz bedeckt ſind. Die Endpunkte dieſes wilden gigantiſchen Felſendammes, deſſen ſchönſten Theil uns das beiliegende Bild verſinnlicht, zierten und ſchützten einſt zwei Burgen, welche nun ſo wie jene auf den Kleinſtaler Felſen ſelbſt in Trümmern liegen. Den nordweſtlichen Endpunkt dieſes mächtigen Felſenkammes zieren die eine halbe Stunde entfernten, wahrhaft ſchönen großartigen Ueberreſte der Burg Fritzſtein (unrichtig Friedſtein, eigentlich aber Friedrichſtein genannt, aus welchen das verkürzte Friedſtein entſtand) mit ihrem koloſſalen runden Wartthurm. Am entgegengeſetzten ſüdöſtlichen Ende dieſer Felskette, nahe den „dürren Felſen," welche ſich nächſt dem linken Ufer in kühnen Zackenformen einander an Höhe überbietend, aus einer düſtern Waldfläche ſchroff erheben, und welche den Hauptgegenſtand des Mittelgrundes in unſerem Bilde darſtellen — war die nun in ſchwachen Ueberreſten noch vorhandene Burg Rothſtein auf eine ſchroffe iſolirte Felshöhe als Schützling hingeſtellt, welche einſt einem Seitenzweige der Waldſteine als Wohnſitz diente.

Naht man von Reichenberg und jener Gegend über Friedſtein dem intereſſanten Kleinſtal, ſo iſt die Anſicht höchſt grotesk (man betrachte die Abbildung). — Lieblicher erſcheint dem Wanderer dieſe Felſengruppe, wenn er von Südweſten oder von Turnau her die Luſtpartie antritt und an der Waldburg Zbiroh vorüber, ſich Kleinſtals merkwürdiger Felſenſchöpfung nähert! Das Kirchlein am Felſen hoch oben, die ſteile hohe breite Wand mit ihren nach Oben auslaufenden zahlreichen Felszacken, auf und zwiſchen welchen ſich einſt die Bauten der unzugänglichen Burg erhoben, ferner das im Mittelgrunde des Naturbildes vorragende rothbedachte Schlößchen Kleinſtal, an die dunkle Folie, eines ſich im Hintergrunde erhebenden düſtern Nadelwaldes gelehnt, mit dem gleichnamigen Dörfchen, das ſich an einer ſanft verflächten Lehne bis zum Fluße herabzieht, von Alleen durchzogen, und den herrlichſten Obſtpflanzungen und abwechſelndſten Baumgruppen beſchattet — tief unten am Fuße der räthſelhafte Felſen der über ein Wehr toſende Strom, mit den rechts über die ſteil hinanſteigende Waldfläche, hoch vorragenden kühnen Maſſe der „dürre Felſen" (suchá skála) — dies Alles vereint ſich hier zu einem Bilde, deren es in unſerem Vaterlande wenige gibt! — Am wenigſten anſprechend iſt das Bild, wenn man von Eiſenbrod her die mit ſehr ergreifenden Partien abwechſelnden Ufer der Iſer verfolgt, und dann in den tiefen Wald- und Felſenkeſſel tritt, welcher in ſich all' die vorhin kurz berührten Naturherrlichkeiten birgt. — Alles iſt beinahe, da man hier zu tief ſteht, von den nahen Wäldern, Alleen und Obſtbäumen verdeckt, ſo daß das Bild all' des Schönen von dieſer Seite her am wenigſten anſpricht. Auf einer Inſel des Iſerflußes, die mit herrlichem Raſen bedeckt und mit maleriſchen Erlengruppen umſtellt und beſchattet iſt, bemerkt man ſchwache Ueberreſte der hier einſt geſtandenen künſtlichen Ruine eines „griechiſchen Tempels." Von der merkwürdigen Kleinſtaler Felſengruppe, welche von hier aus zu entfernt erſcheint, bemerkt man nur einzelne Felszacken aus dem ſie umlagernden Walde vorragen. Eine Anſicht dieſer Partie mit der Inſel findet man in der Kapelle des Innern Pantheons bei Morgenbeleuchtung dargeſtellt, in Oel gemalt, und eine Kopie dieſes Gemäldes ziert als Kupferſtich das vom Herrn Profeſſor Effenberger über Kleinſtals Sehenswürdigkeiten erſchienene Werk.

Hat man das neue Schloß mit ſeinen intereſſanten nahen Gartenumgebungen beſichtigt, ſo führen von da aus drei Obſtalleen zu verſchiedenen Punkten — die linksſeitige bringt den Luſtwandler herab an den Fluß, in die Nähe der vorbemerkten Inſel — die mittlere leitet zu dem „Innern Felſenpantheon" — dahin man nach einer Viertelſtunde gelangt*) — und durch die rechtſeitige wird man an die Nordweſtſeite der Kleinſtaler Felſengruppe zu einem Punkte gebracht, wo ſich in einer tiefen Einſattlung des Felskammes ein im Terrain vertieftes und mit Quaderſteinen eingefaßtes geräumiges Rondel befindet, durch welches der Weg von Friedſtein nach Kleinſtal führt. Aus dieſem, im beigelegten Bilde eines Theils erſichtlichen Rondel führen Stufen zu einer gothiſchen Pforte mit der Aufſchrift: **AEUSSERES PANTHEON**, welche den Naturfreund in jenen Theil der zugänglich gemachten äußeren Felſengruppe leitet, welcher Jedermann zum Beſuche offen ſteht. Von dieſem Rondel läuft der Felskamm weiter nordweſtlich und iſt mit Sandpfaden durchzogen, die zu verſchiedenartigen Grabmälern und heidniſchen Grabhügeln (Mohila, Bustum) führen, welche auf dieſem Rücken zerſtreut ſtehen. Die Fel-

*) In der Folge wird eine Abbildung dieſer äußerſt intereſſanten Felſengruppe von Südweſten her mit Schilderung des innern Pantheons, der alten Burg und ihrer Geſchichte, als Fortſetzung dieſes Aufſatzes, den „Erinnerungen" eingereiht werden.

ſen nehmen, je weiter der Felskamm von dieſer tiefen Einſattlung nordweſtwärts rückt, wieder an Höhe zu, wo dann auf einem der höchſten Felskegel des Endpunktes dieſer merkwürdigen rieſenhaften Felsgruppe die Ruine Friedſtein prangt.

Hält man ſich vom Rondel aus, durch die oben bemerkte gothiſche Pforte ſchreitend, hart am ſüdweſtlichen Fuße der Kleinſtaler Felſen, auf deren höchſtem Zacke ein weißes Kreuz prangt, ſo gelangt man an der Erinnerung von Mendelsſohn über den Nutzen der Naturbetrachtung zu dem Denkmale der deutſchen Gaſtfreundſchaft. Es iſt ein Raſenſitz, welcher in einer im Felſen ausgehauenen Niſche mit nachſtehender, oberhalb befindlicher Aufſchrift angebracht iſt:

Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich fern liebt.
Ewig wohnten wir hier, ewig! der Schattenwald
Wandelt uns ſich in Tempe
Jenes Thal in Eliſium!

Ober dieſer Felſennische ſteht mit Lapidarſchrift in einem etwas vertieften länglichten Quadrat noch Nachſtehendes:

Wer ſchuf zu einem Tusculum
Sich dieſe wilde Gegend um,
Wer gab euch Bergen die Geſtalt,
Euch öde Felſen, Wald?
Wer baute mit
Segensvoller Hand
Dies ſtarre unfruchtbare Land,
Wer trieb aus Deinem kalten Schooß
Die gold'nen Aepfel, volle Trauben,
Wer wölbte dem
Wanderer aus Moos
Den ſanften Sitz? Die
Schattenreichen Lauben?
Sag' es der Nachwelt an, du Stein,
Rauſch' es Iſer den Gefilden Böheim's
Die Wildniß bildete zum Hein
Ein Menſchenfreund
Ein Römiſch!
Zum Andenken
Von ſeiner Gattin
Maria Thereſia.
MDCCCXX.

Gleich hinter dieſem Denkmale gelangt man nach wenig Schritten zu einem Stufenpfade, der den Luſtwandler auf ein etwa zwei Quadratklafter großes Waldplätzchen führt. Am Fuße eines mächtigen, ſchief hinanſtrebenden Felsblocks iſt ein, einem Sitze ähnlicher Abſatz, von der Natur gebildet, über welchem ſich nachſtehende Aufſchrift mit modernen gothiſchen Buchſtaben in den Fels gegraben vorfindet: „Zde sedèl slawný wůdce Welik z Bleznice, genž swými zbohil pewný hrad tu na Skalce MCCCCXXXXVII."

Ganz beſonders merkwürdig iſt für den Alterthumsforſcher der alte Eingang zur Burg Kleinſtal ſelbſt, zu welchem man von dieſem Plätzchen gelangt. Die nähere Beſchreibung desſelben wird in der Folge erſcheinen, wo die erſchöpfende Schilderung der Burg in dieſen Blättern Platz finden wird. Ehe der moderne gegenwärtige Eingang in das innere Pantheon weiter abwärts erbaut wurde, war hier, wo in der fehdereichen Vorzeit ſchwer bepanzerte Geſtalten über die leiterartige Felſen-Treppe auf- und abſtiegen, der Eingang in das Innere der Felſen angebracht. Zur Linken dieſes Einganges ſteht mit Fraktur-ſchrift in den Felſen gegraben:

„Man erinnere ſich beim Eingange in dieſe Felſen, daß es eines guten Menſchen unwürdig iſt, etwas zu zerſtören, was ſeines Bruders mühſamer Fleiß hervorgerufen hat. Der Gerechte erbarmet ſich auch der jungen Pflanzen und des nützlichen Grashalms, und zertritt oder zerſtört, wo er umhin kann, nichts, was Gott geſchaffen und menſchliche Sorgfalt gebaut und gepflanzt hat."

Zur Rechten des Einganges ſteht dieſelbe Mahnung in böhmiſcher Sprache.

Dieſer alte Eingang der Burg war in der Urzeit auf das Sorgfältigſte bewacht, die drei Felſenbehältniſſe finden ſich noch vor, welche dies bewähren. Eine Klafter rechts vom Eingange iſt eine anſehnliche, mit einer im gothiſchen Spitzbogen gehauenen Wölbung verſehene Höhle aus dem Alterthum erhalten, welche man nach der Ueberſchrift, bei Umſtaltung dieſer merkwürdigen Burgſtätte zu einem Naturpark — Oſſian dem Sänger, weihte. Die auf einer eingeſetzten Steinplatte ober dem Eingange der Höhle befindliche Aufſchrift lautet:

OSSIAN
DEM
HELDEN UND BARDEN
von
E. Z. R. AA. K. L. S.
MDCCCIX.

Der alte Eingang in dieſe Höhle iſt vier Schuh, ſechs Zoll breit und ſechs Schuh, drei Zoll hoch. Man tritt in eine großartige, zwölf bis fünfzehn Schuh hohe Felſenhalle, deren Wände das hohe Alter mit dem Kolorit eines mannigfach abgeſtuften grünen Moders überzogen hat. In einer Spalte am Boden bemerkt man Spuren von Mörtel. Die Höhle gewährt einen ſchönen Anblick, iſt drei Klafter, drei Schuh, ſechs Zoll lang und zwei Klafter breit, nach Hinten zu ſteigt der Felſenboden bedeutend. Im Hintergrunde ſind fünf Tafeln von ſechszehn Zoll Länge und zehn Zoll Höhe, dieſelben ſind weiß getüncht. Links ſteht beim Eintritt in der erſten Tafel der Name ULLIN, nebenan GAUL, in der Mitte dem Eingange gegenüber FINGAL, nebenan MINONA und rechts, als die äußerſte, ALPIN. In der Mitte der Seitenwände ſind abermals zwei Tafeln von achtzehn Zoll Länge und zwölf Zoll Höhe einen halben Zoll tief in Felſen gehauen. Beim Eintritt ſteht auf der Tafel der rechtsſeitigen Wand:

„Warum weckſt Du mich Frühlingsluft! Du buhlſt und ſprichſt: ich bethaue mit Tropfen des Himmels. Aber die Zeit meines Welkens iſt nah, nah der Sturm der meine Blätter herabſtört. Morgen wird der Wandrer kommen, der mich ſah in meiner Kraft, rings wird ſein Auge im Felde mich ſuchen, und wird mich nicht finden."

Auf der linken Seitenwand ſteht:

„Eitel ſind die Freuden des Lebens, eitel die Länge der Tage, Menſchen-Geſchlechter fallen wie Blätter, neue Geſchlechter ſprießen wieder wie Keime; aber ſie reifen zum nämlichen Ziel: Wie Wogen auf Wogen ſich wälzen, und gegen die Ufer ſich brechen, ſo ſtürzen die Söhne der Menſchen. Mächtige fallen wie Feige, wer kann den dunkelrollenden Strom der Jahre aufhalten? wer binden die Flugel der Zeit? — das hungrige Grab verſchlingt unerbittlich das blühende Mädchen, den zarten Jüngling, und den graulockigten Krieger, den Schrecken des Feldes."

Der Pfad, welcher den Beſucher zu Oſſian's Höhle leitet, endet bei einem kleinen, nach Vorne vorſpringenden Felſenplätzchen vor einer Felſenhöhle, welche nun durch die

Erweiterung einer Felsspalte entstanden ist und bei drei Schuh sechs Zoll Breite, zwölf Schuh Länge hat. Die Wölbung dieser Höhle bildet gleichfalls bei zwölf bis fünfzehn Schuh Höhe, einen gothischen Spitzbogen und führt außerhalb die Aufschrift: COMALEN. Innerlich lies't der Eintretende auf der rechtsseitigen Felsenwand:

„Wann tönt deine Stimme auf unsern Felsen,
Die Mädchen werden auf der Haide dich suchen,
Aber nimmer dich finden.
Du wirst zu ihren Träumen kommen
Und Frieden ihrer Seele bringen,
Deine Stimme wird in ihren Ohren weilen —
Und sie denken mit Freude
An die Träume ihrer Ruhe.
Sehet! Feuer wallen
Um das Mädchen her —
Der Mondstrahl hebt ihre Seele.

Gleich neben dem alten Haupteingang ist eine kleine halbverschüttete Felsennische von vier Schuh Tiefe und drei Schuh Breite, oben gerundet, dieselbe mochte ursprünglich mannshoch sein und führt nunmehr die Aufschrift BRANSLAGER. Schlägt man den abwärts führenden, mit Barrieren gegen die angrenzenden Abgründe geschützten Pfad ein, so kömmt man wahrscheinlich in der Richtung des frühern alten Burgweges, an einem versperrten Felsenkeller vorüber, welcher gleichfalls eine aus dem Alterthum erhaltene Felsenhöhle ist, tief abwärts zu dem ehemaligen Burgbrunnen, welcher sich genau unter den kleinen vorspringenden Plätzchen vor Branslagers Höhle, fünfzehn Klafter tief unten befindet, und obzwar sehr verschüttet, noch immer vierundachtzig Prager Ellen Tiefe, und acht Schuh Durchmesser hat. Neben diesem, mit Barrieren umschränkten Brunnen bemerkt man einen tiefen großen Felsenkeller, dessen Hals steil abwärts geht. Ober dem mit einer eisernen Thüre verwahrten Eingange steht die Aufschrift: Dem Feuergebohrnen Erdbeglücker und oben am Felsen sitzt Bachus auf einem Fasse. Von hier aus gelangt man auf einem gut betretenen Sandpfade zum Denkmale der Kaiserin Maria Theresia, das aus einem Felsstück gehauen ist, welchem man die Form eines Sarkophags gab. An der Vorderseite ist die Aufschrift:

Maria Theresia
Rom: imperat: Bohem. et Hung. Reg.
MDCCCXVI.

Auf der schmalen Seite lies't man die Stelle aus einer Ode Klopstocks auf ihren Tod.

Schlaf sanft Theresia, Du schlafen? Nein denn Du
thust jetzo Thaten, die noch menschlicher sind
die ernste Geschichte, belohnt durch sie in höheren Welten.

Auf der Rückseite:

Schlaf sanft Du größte Deines Stammes, weil Du die
menschlichste warst, die warst Du und das gräbt
die Todtenrichterin in ihre Felsen.

An dem gegenüberstehenden Felsen ist nachstehende Aufschrift eingehauen:

Sie machte Frieden!
War ihres Volkes Lust, und ihres Volkes Segen,
Und ging getrost und voller Zuversicht
Dem Tod als ihrem Freund entgegen,
Ein Welteroberer kann das nicht.

Von hier aus gelangt man nach Wunsch und Gefallen entweder rechts zum Eingange in das innere Pantheon oder links durch eine schöne Obstallee zum Kleinskaler Schlößchen, um sonach mit den köstlichen Rückerinnerungen an all' das hier gesehene Schöne und Herrliche den Rückweg nach der Heimat, oder die Fortsetzung der Reise anzutreten.

Karl Brantl.

Die Niederlassung auf der Mosquitoküste.

Ich bin seit dem 9. August 1847 im Hause des Generalkonsuls und Agenten Herrn Walker in Bluefields, wo der König ebenfalls wohnt, und habe sonach in jeder Beziehung die beste Gelegenheit, über diesen interessanten Staat die besten Materialien zu sammeln.

Von Port St. Jones habe ich die Reise hierher in einem großen Boote und in der That nicht ohne Gefahr gemacht; in acht bis zehn Tagen denke ich Bluefields zu verlassen, und zwar werde ich mit einem Mosquito-Kutter, einem kleinen Kriegsfahrzeuge des Königs, längs der Küste, nach Pearlsbey Lagoon, Prince Apulco, Cap Gracias a Dios und dann direkt nach St. Thomas gehen. Von diesem Ort weiß ich seit acht Monaten so wenig etwas zu sagen als von Dir. Ich bin ohne alle Nachricht. Der Zweck meiner Reise wäre demnach seinem Ende nahe, und wir wollen sehen, ob wir ein Resultat zum Besten unserer deutschen Auswanderer daraus herleiten können. Ich kenne jetzt sämmtliche Staaten von Centralamerika außer Costa rica, wovon ich allerdings auch die besten Notizen habe, obgleich ich nicht dagewesen bin. So außerordentlich befriedigend in vielfacher Beziehung das Land, die Produktivität, die klimatischen Verhältnisse in Guatemala, Salvador und Nicaragua auch sein mögen, so bin ich doch der Meinung, daß der politischen Verhältnisse halber, und der Unzugänglichkeit wegen, die sich bei allen Unterhandlungen mit den resp. Gouvernements in den Weg stellen, nicht zu vergessen die Intoleranz und das mehr oder weniger im Publikum vorherrschende Vorurtheil gegen Fremde, das Mißtrauen und die Falschheit der Einwohner und Werthlosigkeit der Künste eine Ansiedelung von Deutschen in den Republiken erschweren. Wir täuschen uns nur zu leicht, wenn wir glauben, daß solche Hindernisse leicht zu überwinden sind. Es ist für mich indeß ausgemacht, daß Centralamerika der Punkt ist, den wir Deutsche im Auge haben, wo möglich hier unsere Auswanderung zu concentriren suchen sollten. Die sämmtlichen Staaten von Centralamerika gehen einer gewaltigen Krise entgegen, ihre politischen und finanziellen Verhältnisse, mit Ausnahme von Costa rica, sind so, daß etwas Entschiedenes gethan werden muß. Der Zeitpunkt ist gekommen, wo die Civilisation auf irgend eine Weise, von Osten her, sich hier geltend machen wird, und so wie Mejico von den Vereinigten Staaten seine Reform erhalten wird, so werden die centralamerikanischen Staaten dieselbe von Europa her erhalten und zwar sind die Einleitungen bereits getroffen. Centralamerika hat drei bis vier wichtige Punkte an der atlantischen Seite, worunter natürlich St. Thomas derjenige ist, der den Anfang europäischer Colonisation gemacht hat. Ich weiß freilich nicht bestimmt,

wie weit Belgien in Bezug auf den projektirten Blondel'schen Contrakt gegangen ist, glaube aber, daß dieser junge Staat, der ein Interesse hat, sich irgendwie in Central-Amerika Einfluß zu verschaffen, die Position in St. Thomas nicht aus den Augen lassen wird. Wenn Letzteres geschähe, wäre Belgien blind, und allerdings könnte dann leicht Deutschland und namentlich Preußen dort Fuß fassen. Natürlich ist es für uns Deutsche, nur da kräftig mitzuwirken, wo sich Deutsche mit mehr Sicherheit und unter sich etabliren können, ohne Vermischung mit Franzosen, Engländern oder Belgiern. Das Mosquito-Königthum ist aber aus vielen Rücksichten ein viel wichtigerer Platz als St. Thomas, wegen seiner geographischen Lage, Ausdehnung, und besonders wegen seiner politischen Richtung. Es ist hier freilich Alles zu schaffen, während in den centralamerikanischen Staaten Alles zu reformiren ist. Der Fortschritt für Civilisation ist leichter und sicherer da, wo man nicht eine ganz corrumpirte Civilisation umzuwerfen hat, sondern nur etwas Neues, Modernes oder Zeitgemäßes zu schaffen braucht. Die Früchte der Civilisation in Mosquitia werden für deutsche Colonisten schneller genießbar, und ich bin fest überzeugt, ist dies einmal für Deutschland anerkannt, daß von diesem Lande die Reorganisation der centralamerikanischen Staaten ausgehen wird. Dies scheint mir die vorläufige Politik Englands zu sein, welches in der That Mosquitia unter einer gewissen Form zu einer englischen Provinz gemacht hat.

Der Hafen von St. Jones, welcher bis dahin noch zu Nicaragua gerechnet wurde, ist factisch von England für den König von Mosquitia reklamirt, unter der Form, daß England ein alter Alliirter der mosquitischen Nation ist und so deren Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten gezwungen wird. Ebenso ist der Hafen El Boco de Ponce, welcher gegenwärtig zu Neugranada gehört, reklamirt. Der Generalkonsul Cheatfield in Guatemala hat den bestimmten Auftrag von seiner Regierung, dem Staate Nicaragua die Räumung des Hafens anzukündigen, welcher in einigen Wochen, sobald diese Formalität beendigt ist, von Mosquitia in Besitz genommen wird. Die Regierung von Neugranada hat zwar Unterhandlungen mit England angeknüpft und es ist möglich, daß ein Vergleich zu Stande kommt, es ist aber factisch und anerkannt, daß das Recht des Königs von Mosquitia in Bezug auf die Grenze im Norden vom Romonfluße nach Südosten etwa 150 Leguas zwischen Honduras und Nicaragua zum Fluße Sarapiqui und von da zwischen Costa rica bis südlich von Boca del Fora läuft. Die Nord- und Ostgrenzen sind das Meer. Sonach gehört der Hafen St. Jones zu Mosquitia. Dieser Hafen, nicht so gut als St. Thomas, ist jedoch bedeutend wichtiger für den Handel und die politischen Beziehungen Centralamerikas.

Ich habe den Fluß St. Jones oberflächlich aufgenommen und die genauesten Notizen erhalten, und werde bald eine Karte vorlegen können, welche zeigt, daß beim Vergleiche für die Verbindung mit dem Innern von Centralamerika dieser Fluß und somit der Hafen wichtiger ist als der von St. Thomas.

Die klimatischen Verhältnisse sind in beiden Gebieten kein Hinderniß für die Colonisation von Deutschen, besonders wenn man sich nicht zu streng an die Küsten hält und mehr die hochgelegenen Lokalitäten wählt. Das Innere von Guatemala, Honduras, Salvador und Nicaragua ist unbestreitbar von dem herrlichsten Klima begünstigt, und jeder Reisende, der nur ein wenig Beobachtungslust mitbringt, muß sich davon die befriedigendste Ueberzeugung verschaffen. Es gibt allerdings Lokalitäten, welche in dieser Beziehung den Vorzug verdienen, sowie andere, die verworfen werden sollten, wenn es sich um die Colonisation von Deutschen handelt. Die Westküste Centralamerika's von Istapa bis Realejo ist mir gleichfalls bekannt. Die klimatischen Verhältnisse sind ganz verschieden von denen im Innern, und selbst ganz und gar verschieden von den der Nord- und Ostküste. Viel heißer als dies Innere, hat die Westküste, wie das Innere, regelmäßige Regen- und Trocken-Jahreszeit, die sich beinahe auf den Tag bestimmen läßt. Dies hat seinen großen Vorzug für die Produktivität und noch mehr für die Cultur des Bodens, dagegen läßt sich an der Nord- und Ostküste, also in St. Thomas, St. Jones und an der ganzen Mosquitoküste, eine regelmäßige Regenzeit oder trockene Jahreszeit nicht bestimmen. Ich bin zu der moralischen und physischen Ueberzeugung gelangt, daß die Regenzeit überall die gesundeste Jahreszeit ist, und dies stimmt vollständig mit allen Urtheilen der Europäer, welche in Centralamerika leben, überein. Die ungesundeste Zeit ist der plötzliche Uebergang vom Regen zur trockenen Zeit oder umgekehrt. Dieser Uebergang ist an der Westküste plötzlich, aber auch so pünktlich, daß man lange vorher, beinahe auf die Stunde, auf den Regen vorbereitet ist und seine Maßregeln nehmen kann. An der Nord- und Ostküste ist dieser Uebergang ganz unbemerkbar und in allen Jahren unbestimmt. Es regnet wie in Europa, nur stärker und kürzere Zeit auf einmal, manches Jahr in Monaten, die im vorigen Jahre nichts von Regen wußten. Man ist selten so sicher, daher ist das Klima im Allgemeinen gesünder, verlangt aber auch eine besondere Aufmerksamkeit. Für die Cultur und Produktivität des Bodens hat dies seine Vortheile und Nachtheile, die besonders bei der Cultur der Cochenille sehr auffallend sind. Wenn an der Westküste im Februar, März und April gewöhnlich alle Bäume und Gartenfrüchte nach und nach abtrocknen und für Menschen und Vieh keine Nahrung zu erlangen ist als solche, welche man vorher eingesammelt hat, so ist an der Nord- und Ostküste eine fortwährende ununterbrochene Vegetation, ein immergrünes Gras, welches niemals fehlt, und den Menschen und dem Vieh daher keine Zeit des Stillstandes vorgeschrieben; die Cultur wiederholt sich hier bei vielen Früchten zwei und drei Mal auf derselben Strecke Landes, wo es an der Westküste nur einmal geschieht. Ich bin indeß überzeugt, daß die Fruchtbarkeit an der Westküste großartiger ist, dagegen zeigt sich der Wuchs an der Nordküste kräftiger.

Jedenfalls ist zwischen St. Thomas und der Mosquitoküste kein großer Unterschied im Klima und in Ergiebigkeit des Bodens. Dagegen ist die topographische Beschaffenheit der Mosquitoküste günstiger wegen ihrer vielen Flüsse, Savannen und leicht ansteigenden Plateaux. Das Terrain ist ausgedehnter, die Communikation für die Zukunft leichter herzustellen und daher eine schnelle Entwickelung der Bevölkerung wahrscheinlicher; die Viehzucht ist unbestreitbar besser in Mosquitia zu betreiben, wenn erst daran gedacht werden wird, und eine Masse von Holzarten

und andern Produkten sind denen von St. Thomas vorzuziehen. Das innere Land ist allerdings noch ganz unbekannt, und man weiß nicht, wie zahlreich und wo die verschiedenen Indianerstämme, die schwach zu sein scheinen, leben, da sie so oft ihren Wohnplatz verändern. Sie zeigen sich nur selten an der Küste, und wenige bewohnen dieselbe. Es ist aber ausgemacht, daß sie gute Arbeiter sind, kräftige Menschen, mit der einfachsten Sitte und Lebensweise große Gutmüthigkeit verbindend. Sie sind brav, aber durchaus nicht wild, sie lassen sich leiten, haben kein Mißtrauen gegen Fremde, welches daher kommt, daß sie von den Engländern meist und mit wenigen Unterbrechungen seit 200 Jahren Schutz erhalten haben. Sie erkennen einen Teufel als höchstes Wesen an, der über Gott steht; den Erstern fürchten, den Andern lieben sie. Sie sind zu patriarchalischer Regierung und zum Königthum geneigt, was allerdings für jetzt noch auf eine eigne Art repräsentirt wird. Höchst interessant und belehrend ist es für mich, zu sehen, wie man im 19. Jahrhundert Königreiche von Grund aus neu etablirt, und wie dabei abermals Deutsche anfangen mitzuhelfen. Die preußische Gemeinde in Bluefields, welche ihren eignen Magistrat, ihre eigne Miliz und einen eignen Pavillon hat, hilft thätig, und ich zweifle nicht, daß, wenn einigermaßen Hilfe von Deutschland kommt, d. h. mehr Ansiedler, hier mehr geschaffen werden wird als irgendwo anders.

Die Politik des Landes ist in jeder Beziehung befriedigend. England erklärt die Unabhängigkeit und das Bestehen dieses Königreichs und hat ihm daher seine Protection gegeben; die Nationalflagge des Mosquitolandes ist weiß mit sechs blauen horizontalen Streifen mit dem englischen Jack in der Ecke. Alle Ansiedler können ihre Nationalität behalten und genießen Schutz von Mosquitia und England. Person, Arbeit und Eigenthum sind vollständig gesichert, jede Commun trifft ihre Einrichtungen, wie sie es wünscht, so daß die Preußen natürlich ihre veredelten Grundsätze (d. h. ich meine die, welche zeitgemäß sind) einführen können. Jede mögliche politische Freiheit, natürlich vorläufig noch keine Constitution, ist freigelassen. Charakter, Talent und Einfluß entscheiden für die Wahl zum Staatsrath, dessen Bildung dem Könige zusteht und der aus allen Farben besteht, d. h. schwarze, braune und weiße Mitglieder hat. Unter den preußischen Mitgliedern befindet sich ein junger Mann, Herr von T. aus Ostpreußen, der als ein mißvergnügter Fähnrich ausgewandert ist. Derselbe, beiläufig ein höchst anständiger Mann von Talent und bestimmtem Charakter, ist Chef der Miliz und Adjutant des Königs mit dem Charakter eines Capitäns. Wenn, wie sich von selbst versteht, der englische diplomatische Agent P. Walker, der seine Residenz in Bluefield hat, des Königs Staatsrath, kurz, Alles ist, so muß es in Deutschland auffallen, wie außerordentlich sich derselbe gegen die Preußen benommen hat und welche Wünsche sich in der Beziehung klar bei ihm aussprechen, preußische Colonisation hier zu befördern.

Wie Du weißt, hatte Prinz K. die Absicht, in Mosquito Land anzukaufen und zu kolonisiren. Der Erwerb des Landes war nach den Begriffen des hiesigen Gouvernements, oder des englischen vielmehr, nicht legal, weil die sogenannte Schenkung des verstorbenen Königs Georg Friedrich nicht gesetzmäßig war. Derselbe hatte in der Trunkenheit und verleitet durch englische Spekulanten beinahe sein ganzes Land verschenkt, versetzt und verkauft, die betreffenden Personen glaubten gute Spekulationen mit den ungeheuern Landstrichen machen zu können, und so boten Einige derselben dem Prinzen für eine Million Thaler, wenn ich nicht irre, den Distrikt von Cap Gratias a Dios an. Das englische Gouvernement machte jene allerdings ganz ungesetzliche Schenkung null und nichtig, indem dasselbe einen Agenten hierher schickte. Herr Walker fand und bewies die Illegalität, und der Staatsrath hob die Schenkung auf. Dies ändert aber in der Sache selbst nichts, denn das Land ist nach ganz liberalen Grundsätzen für Jedermann offen. Das Gouvernement von Bluefields offerirte an Prinz K. im vorigen Jahre die besten Distrikte für seine Zwecke, erhielt aber bisher noch keine Antwort. Ich fand bei meiner Ankunft hier 93 Preußen vor, die bereits zehn Monate hier waren. Ein Schiff mit 117 Auswanderern segelte am 14. Mai 1846 von Königsberg in Preußen ab, in der Absicht, entweder auf der Mosquitoküste oder in Tejas zu kolonisiren. Kein Plan, kein Haupt, kein bestimmter Zweck, Mangel an Mitteln und Einigkeit, verbunden mit einer viermonatlichen Reise, ohne zu wissen wohin, waren die sichersten Anzeichen, daß die Expedition verloren sein mußte. Man landete nach mehren unglücklichen Versuchen, und nachdem Wasser und Lebensmittel ausgegangen, endlich durch Zufall am 16. September, also gerade nach vier Monaten, in Port St. Johns (Nicaragua). Dort konnte man aber nichts bekommen, und so stieg das Elend auf den höchsten Grad. Acht dieser Einwanderer, worunter, wie man mir sagte, die bessern waren, trennten sich und gingen nach Granada im Staate Micaragua, wo ich sie gesehen habe. Die Uebrigen brachte der Kapitän aus Gnade und Barmherzigkeit, obgleich Alle ihre Reisekosten bezahlt hatten, nach Bluefields. Drei Personen waren schon am Bord gestorben. Diese elenden 106 Personen, ohne alle Mittel in Bluefields angekommen, wurden außerordentlich gut von Herrn Walker aufgenommen. Es waren in Bluefields keine Mittel zu ihrer Aufnahme bereit, und wenn auch Herr Walker diese Leute sämmtlich 6 Monate aus seiner Tasche ernährte, so konnte er ihnen doch nicht so geschwind Wohnungen verschaffen. Viele waren krank von der schlechten Lebensweise am Bord des Schiffes, von Hunger und Durst, den sie lange ertragen hatten, und endlich von unreifen Früchten, die sie wie das Vieh in St. Johns aufsuchten und verschlangen. Kein Wunder also, daß 17 in kurzer Zeit starben. Wer diese Todesfälle abermals der Auswanderung zuschreibt, hat Recht; wer aber dem Klima die Schuld geben wollte, ist oder stellt sich einfältig. Dem Mangel an Vorbereitungen, an Aufsicht, an Lokalkenntniß, an Erfahrung und Leitung müssen alle diese Uebel zugeschrieben werden. Es ist daher Zeit, daß etwas Reeles für unsere Auswanderer geschieht; tausend Beispiele wie dieses lassen sich von den Vereinigten Staaten aufzählen, wo ja doch das Klima für weniger ungünstig gehalten wird. — Herr Walker hat diese Leute stets mit einer Achtung behandelt und mit einer Uneigennützigkeit unterstützt, welche die allgemeinste Anerkennung in Deutschland verdient; er hat sie nicht nur vom Untergange gerettet, er hat sie auch in eine Stellung gebracht, die ganz geeignet ist, daß sie sich selbst forthelfen können. Leider fehlt es ihnen an allen Mitteln und auch an Intelligenz und moralischer Kraft. Ich

habe das große Vergnügen gehabt zu sehen, vielleicht das erste Mal, seit ich in Centralamerika bin, daß alle Preußen ohne Ausnahme die Handlungsweise des Herrn Walker dankbar und ohne die geringste Beschränkung anerkennen. Es ist gleichfalls ein noch größeres Vergnügen für mich, zu bestätigen, daß Herr Walker die höchste Zufriedenheit über das Benehmen der Preußen ausspricht; er sagte mir: nie in seinem Leben habe er in Benehmen und Handlungen der Personen, welchen er Dienste erwiesen, einstimmigere und bestimmtere Anerkennung gefunden. Herr Walker, der dies keineswegs in den Worten, sondern in dem Benehmen der Preußen ausgedrückt findet, ein ruhiger, gleichmäßiger und niemals exaltirter Mann, ist in der That enthusiasmirt, wenn er von den Preußen spricht.

Dieselben sind alle durch ihn Haus- und Gartenbesitzer, welches Eigenthum ihnen zum Theil geschenkt worden ist, zum Theil haben sie dafür eine mäßige Arbeit verrichtet. Sie haben einen eignen Magistrat, das Recht der eignen Gerichtsbarkeit und sind, so kleinlich dies ohne Mittel und Intelligenz auch erscheint, der Form nach völlig frei constituirt. Ein kleiner Umstand, den ich anführen muß, ist der, daß die sämmtlichen Leute, welche im Hause des Herrn Walker und des Königs in Diensten sind, nicht einen Augenblick Gelegenheit zur Unzufriedenheit gegeben haben; sie sind so gesund, stark und zufrieden und, wie sie mir selbst sagten, niemals krank gewesen, weil sie natürlich vorzugsweise gutes Leben haben. Niemand will das Haus des Herrn Walker verlassen, wo sie allerdings ein nach unsern Begriffen gutes Lohn erhalten. Aber auch sämmtliche Preußen, von denen nur einige noch das Wechselfieber haben, sind einig, in Bluefields oder vielmehr Karlsstadt zu bleiben. Man hat zu Ehren des Prinzen Karl von Preußen die nur von Preußen bewohnte Stadt mit diesem Namen beehrt, natürlich abermals Herr Walker. Bei einer Feierlichkeit am 10. September, die eine Art von Eröffnung des Regierungsjahrs ist, wo die Mitglieder des Staatsraths erneuert werden und der auch ich beiwohnte, war jener Herr von T., Capitän und Adjutant des Königs, bestimmt, dem Könige die Krone im Sitzungssaale aufzusetzen. Die Scenen sind in der That komisch, indessen die Art und Weise, wie man dieselben betreibt, zeigt mir deutlich, daß die Preußen sich dabei einen Einfluß verschaffen, und sie fühlen dies selbst. Ich habe daher die Ueberzeugung gewonnen, daß preußische Colonisten in Masse unter Umständen am leichtesten zu einer politischen Selbstständigkeit gelangen und ganz für sich in Gemeinschaft leben können, und dies scheint mir wichtig. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß hier alle Bedingungen, die Preußen vernünftigerweise für Auswanderer verlangen sollte, erfüllt werden, und der Beweis dafür ist im Kleinen schon da.

Es ist also eine Thatsache, daß eine selbstständige preußische Colonie in Centralamerika besteht, welche ihre Municipalitätsflagge, die Hälfte unten drei blaue Streifen, oben links die englische Flagge, rechts den preußischen Adler (Alles im weißen Felde), hat. Diese Flagge wird an Festtagen, am Geburtstage des Königs von Preußen ꝛc. von der Municipalität aufgezogen. Letztere kann nach Belieben Landrecht und Städteordnung einführen, Kirchen und Schulen einrichten, sie unterhandelt, spricht und richtet nur deutsch. Benutzt man diesen Umstand richtig, hilft unser Gouvernement ein wenig nach, so kann in der That hier etwas Deutsch-Einiges entstehen.

Die junge Colonie in Bluefields kann wichtiger werden, als man glaubt; sie ist aber jetzt ein Factum, was einzig in seiner Art dasteht. Preußische Municipalität, preußische Miliz: die Landwehr blau und weiße Aufschläge und Achselklappen (Ostpreußen), preußischer Adler und preußische Herzen in Ost-Centralamerika sind neue Erscheinungen für uns.

Alexander Bülow.

Alexander von Humboldt.

(Mit dessen lithographirtem Porträt.)

Der Stolz der deutschen Wissenschaft ist ein Name, der unter den Namen sämmtlicher Gelehrten der Neuzeit den ersten Rang einnimmt, es ist der gefeierte Namen des verdienstvollen Alexander von Humboldt, dessen inhaltreiches Werk „Kosmos" gegenwärtig die allgemeine Aufmerksamkeit aller Freunde und Forscher der Natur auf sich zieht.

Es ist merkwürdig, daß Alexander von Humboldt (geboren zu Berlin am 14. September 1769) in demselben Jahre das Licht der Welt erblickte, in welchem auch Napoleon, Wellington, Cuvier und Chateaubriand geboren wurden. Nachdem er in Göttingen und Frankfurt a. d. O. studirt hatte, bereis'te er im Jahre 1790 in Gesellschaft der beiden Naturforscher, Georg Forster und von Geuns, die Rheinlande, Holland und England. In demselben Jahre erschien in Braunschweig sein erstes Werk: „Beobachtungen über die Basalte am Rhein." Um Werner's, des berühmten Gründers der Geologie, Unterricht zu genießen, bezog er 1791 die Bergakademie zu Freiburg. Die Frucht seiner Beobachtungen in den dortigen Bergwerken war sein „Specimen Florae Fribergensis subterraneae" (Berlin 1793). Seine 1792 erhaltene Stelle als Assessor bei dem Bergwerks- und Hüttendepartement in Berlin vertauschte er bald mit jener eines Oberbergmeisters der Fränkischen Fürstenthümer in Bayreuth. Doch schon im Jahre 1795 entsagte er derselben, um mit einem Herrn von Haften zunächst die Schweiz und einen Theil von Oberitalien zu besuchen. Seine Erfahrungen im Gebiet des Galvanismus veröffentlichte er im Jahre 1796; Blumenbach begleitete sie mit Anmerkungen. Hierauf, mit dem Studium exotischer Gewächse in Wien beschäftigt, machte er mit Leopold von Buch von dort einen Ausflug durch Salzburg und Steyermark. Im folgenden Jahre reiste er mit seinem älteren Bruder Karl Wilhelm und dem nachmaligen russischen Hofrath Fischer nach Paris, wo er mit Aimé Bonpland, einem Zögling der medicinischen Schule, die innigste Freundschaft schloß. Das glühende Verlangen, ferne von den Europäern noch nicht gekannte Länder zu bereisen, hatte schon im achtzehnten Jahre in Humboldt den Entschluß erregt, eine Reise nach der neuen Welt zu unter-

A. v. HUMBOLDT,

geboren in Berlin am 14. September 1769.

Digitized by Google

Digitized by Google

nehmen. Jetzt, da er zu einem ſolchen Unternehmen mit den vielſeitigſten Kenntniſſen gerüſtet war, und auch hinlängliche Geldmittel beſaß, um nicht mit den gewöhnlichen Mängeln und Entbehrungen kämpfen zu müſſen, wollte er zuvor die hohen Bergketten Marokkos unterſuchen, wurde jedoch durch widrige Zufälle veranlaßt, den Winter in Spanien zuzubringen. Dort wurde er im März 1799 dem Hofe von Aranjuez vorgeſtellt und benützte die günſtige Aufnahme, deren er ſich zu erfreuen hatte, dazu, dem Könige die Wichtigkeit ſeiner Reiſe nach dem neuen Kontinent ausführlich darzulegen. Durch die Verwendung des Miniſters Don Mariano Luis de Urquijo gelang es ihm ſodann, für ſich und ſeinen Freund Bonpland die Erlaubniß zu erhalten, ohne Hinderniſſe und Beſchränkungen ſämmtliche, damals allen Ausländern verſchloſſenen ſpaniſchen Beſitzungen in Amerika beſuchen und durchforſchen zu dürfen. Mit Empfehlungen an den Generaldirektor der Seeſtationen, Don Rafael Clavigo, verſehen, erhielten ſie von dieſem die Ueberfahrt auf der nach der Havaimah und Mexico beſtimmten Korvette „Pizarro" geſichert, mit welcher ſie am 5. Juni 1799 den damals von den Engländern blokirten Hafen Corunna verließen. Die Ergebniſſe dieſer ſo wichtig wie berühmt gewordenen Reiſe, von welcher ſie erſt im Auguſt 1804 nach Europa zurückkehrten, legte Humboldt in 12 Quartbänden, drei Foliobänden, zwei Sammlungen Karten und einer Sammlung maleriſcher Anſichten dem Publikum vor. Im Oktober 1818 befand er ſich in London, um einen politiſchen Ueberblick der Südamerikaniſchen Kolonien zu entwerfen. Vom Könige von Preußen, deſſen Gunſt er in hohem Grade erworben, erhielt er in demſelben Jahre die Verwilligung einer jährlichen Penſion von 12.000 Thalern. Im Jahre 1822 begleitete er dieſen Monarchen zum Congreß nach Verona, beſuchte alsdann Venedig, Rom und Neapel und hielt in den Jahren 1827 bis 1828 in Berlin Vorleſungen über die phyſiſche Beſchaffenheit der Erde, welchen die königliche Familie und der Hof beiwohnten. Nachdem er hierauf als Präſident die Verſammlung der Naturforſcher und Aerzte eröffnet hatte, beſuchte er im Verein mit den Herren Ehrenberg und Guſtav Roſe die Uralgegenden und Aſien nach ſeiner verſchiedenſten Ausdehnung, von Sibirien bis China, Tibet, Hindoſtan, Perſien u. ſ. w. Seit Beendigung dieſer letzten Reiſe lebt A. von Humboldt ruhig in Berlin im Kreiſe ſeiner zahlreichen Freunde und Verehrer, von der Gunſt Friedrich Wilhelm's IV. beglückt und in ſeinem hohen Alter noch mit jugendlicher Kraft der Löſung wiſſenſchaftlicher Fragen hingegeben.

Die Grabkapelle in Dreux.

(Mit einer lithographirten Abbildung.)

Die Stadt Dreux liegt an einem Hügel, auf welchem man noch die Ueberreſte der ehemaligen Burg des Grafen von Dreux erblickt, und inmitten dieſer Ruinen ſteht jetzt die prächtige Baſilika, die auf dem Grunde einer alten Kirche erbaut und zur Begräbnißſtätte der Familie Orleans beſtimmt worden iſt. In der Gruft unter dem Chore der alten Kirche ruhten bereits die ſterblichen Ueberreſte der Fürſten und Fürſtinen der Häuſer Toulouſe, Penthièvre und Lamballe, welche der Herzog von Penthièvre hatte dahin bringen laſſen, als er 1783 dem Könige Ludwig XVI. ſeine Beſitzung Rambouillet abtrat, wo ſie bis dahin beigeſetzt geweſen waren. Zehn Jahre ſpäter wurde jener Herzog ſelbſt dort beſtattet. Während der Revolution trug man die Ueberreſte der alten Kirche vollends ab und verkaufte den Grund und Boden, 1814 aber unternahm es die Herzogin von Orleans (die Mutter Ludwig Philipp's) das Grab ihres Vaters, des Herzogs von Penthièvre, wieder herzuſtellen und eine neue Kapelle bauen zu laſſen. Der Tod ereilte ſie, bevor der Bau vollendet war und ihr Sohn, der jetzige König, übernahm es, ihn in vergrößertem Maßſtabe fortzuſetzen. Die Kapelle, die ſeit einigen Jahren erſt vollendet iſt, enthält koſtbare Decken- und Wandgemälde von den erſten Künſtlern Frankreichs, prachtvoll gemalte Fenſter, Statuen u. ſ. w. Großartig beſonders iſt aber die doppelte Gruft darunter mit den Grabmälern und Särgen der Familie Orleans. Es befinden ſich ſechsunddreißig da, von denen bereits ſieben beſetzt ſind, an welchen man die Namen und Wappen der darin Schlafenden ſieht. „Hier ruht der Herzog von Orleans und die Prinzeſſin Marie und hier wurde auch in dieſen Tagen Madame Adélaide beigeſetzt, die Schweſter des Königs, die mit ihm alle Leiden und Freuden des langen Lebens getheilt hatte, die in alle ſeine Gedanken und Pläne eingeweiht war und deren Verluſt ihm unerſetzlich iſt."

Feuilleton.

Der Bettler-Orden.

Von E. M. Oettinger.

Er iſt der zahlreichſte aller Orden. Denn genau betrachte ſind faſt alle Menſchen Bettler. — Es gibt nicht nur arme, ſondern auch reiche Bettler. Es gibt Leute, welche Jedermann für Reiche hält, die aber blutarme Schlucker ſind; es gibt aber auch Leute, welche man für arme Teufel hält, ob ſie gleich ſteinreiche Nabobs ſind. Mancher, der ſich in Lumpen hüllt, iſt reicher als ſein Nachbar, der in Karoſſen fährt, und gar Viele, welche großen Aufwand machen, ſind bettelarm. — Streng genommen ſind alle Menſchen arme Schlucker, und genau betrachtet, iſt die ganze Menſchheit nichts Anderes als ein großes Bettelvolk. Die Natur wirft ihr einige Brocken vor die Füße und behandelt ſie ſo kleinlich, daß ſie vor Scham gar oft erröthet und im Stillen eine heiße Thräne vergießt. Das Prädikat „Bettler" thut aber weh; aus dieſem Grunde hat man dieſer Gilde mehre Namen gegeben, welche ſchöner klingen. Man nennt ſie in höheren Ständen: „Bittſteller, Supplikanten u. ſ. w." Jeder Stand hat ſeine Bettler, ſelbſt der verehrungswürdige Adel zählt Mitglieder dieſer Congregation in ſeinen Reihen. In der Republik der Künſte, der Literatur und der Wiſſenſchaften, in der ganzen Welt und auf den Bretern, die die Welt bedeuten, gibt's Bettler. Der Eine bettelt um Liebe, der Andere um Protektion, der Dritte um Orden, der Vierte um Ehrenämter, der Fünfte um Lobeserhebungen u. ſ. w. Männer, welche blos um Gegenliebe betteln, nennt man Verliebte; dieſe Bettlerklaſſe iſt am zahlreichſten. Wer von uns hat in ſeinem Leben noch niemals um Gegenliebe bei dem ſchönen Geſchlecht gebettelt?

Ach — dieſes Betteln iſt ſüß — ſo ein Bettler dünkt ſich reicher als ein Kröſus zu ſein. Wirft ihm die angebetete oder angebetelte Dame einen ſüßen Blick zu, ſo tauſcht er mit Göttern nicht, und verabreicht ſie ihm einen Kuß, ſo träumt er ſich, unſer Herrgott zu ſein. — Es wundert mich, daß es nicht Bettelvögte gibt, welche auch dieſe Art Bettler arretiren und in eine Strafanſtalt bringen, denn dieſe Bettler ſtiften oft mehr Unheil als jene, welche uns um ein Paar Dreier die Ohren vollheulen. Sie tragen oft das Herz und die Ruhe unſchuldiger Kinder mit ſich fort, und ſo eine Unſchuld iſt oft mehr werth als drei Dreier.

Faſt eben ſo groß iſt die Zahl der Protektionsbettler. Köpfe, deren Gehirn ein Strohſack iſt, Dummköpfe, welche trotzdem, daß ſie gar keine Fähigkeiten haben, ſich dennoch öfter hoch verſteigen. Nicht minder groß iſt die Legion jener Leute, welche um Lobeserhebungen und Beifallsbezeugungen betteln. Dieſe Bettler trifft man am häufigſten in der Antichambre der Journaliſten an. Der junge Dichter überreicht ſeinen erſten Verſuch und bittet den Redakteur, eine kleine Anzeige, das heißt den großen Lobhudel über ſein Machwerk ſelbſt verfaßt, um, wie er ſagt, dem Redakteure, deſſen Zeit ſo beſchränkt iſt, die Mühe zu erſparen, das Buch ſelbſt durchzuleſen. Eine fremde Schauſpielerin, ſchön geputzt, macht ihm vor ihrem erſten Auftreten die Viſite, um ihn durch ihre Reize oder durch die Bezahlung eines halbjährigen Abonnements auf ſeine Zeitung vorhinein für ſich einzunehmen. Alle dieſe Herrchen und Damen betteln um Zeitungslob. Die Journaliſten haben mitunter gute Stunden, in denen ſie Niemandem etwas abſchlagen können: ſie laſſen ſich rühren und füttern dieſe armen Bettler mit ein paar Elogen ab. — Aber auch die Journaliſten betteln. In ihrer Kunſtſprache wird dies „Pränumerantenſammeln“ genannt. Ein obſkures Schreiberchen ſieht mit neidiſchem Auge, daß ein witziges Journal viel Theilnahme findet und viel Geld einträgt. Er ſagt: „So ein Journal kann ich ebenfalls ſchreiben,“ deckt im Schweiße ſeines Angeſichts einen lärmſchlagenden, vielverſprechenden (wenn auch wenig haltenden) Proſpectus aus, geht dann zu einem gefälligen Buchdrucker und bittet ihn, von dem Proſpectus 500 Exemplare drucken zu laſſen. Er ſchickt dann, durch die Stadtpoſt, in der ganzen Stadt Anzeigen herum mit der Bitte, Jedermann möchte die Gewogenheit haben, auf dieſes eben ſo nützliche als wolfeile Journal gütevollſt abonniren zu wollen.

Ich wiederhole es noch einmal: faſt jeder Menſch bettelt, der Eine um Dieſes, der Andere um Jenes. Ich für meinen Theil bettle um nichts, als um Deine Gunſt, mein Leſer, und bin überreich, wenn Du mir damit ein Geſchenk machen willſt.

Nekrolog.

Am 15. März im Jahre 1848 ſtarb zu Wien ein weltberühmter Rieſe, deſſen wahres Alter man nicht genau anzugeben weiß, da er weder geboren, noch erſchaffen, ſondern vor vielen Jahrhunderten von ſeinen Zieheltern dem Vater Völkerhaß und der Mutter Tyrannei adoptirt, und von der Staatsklugheit als Bürger anerkannt wurde, am Schlagfluß in Folge heftiger Aufregung des Blutes gegen den Kopf, nachdem er ſich lange vergebens gewehrt und den Verſuch gemacht hatte, das heiße Aufwallen des Volksblutes durch einen Aderlaß abzukühlen.

Gerne hätte man demſelben ein feierliches Leichenbegängniß gehalten, aber der Leichnam des Hingeſchiedenen war nach ſeinem Tode nicht mehr zu finden, ſo groß und kräftig er auch bei Lebzeiten war, denn er zerdrückte mit ſeiner plumpen Fauſt alle Köpfe, welche die Fähigkeit hatten, zu denken und ihre Gedanken vernünftig zu äußern. Blos einige Gliedertheile des Verſtorbenen wandern noch ſichtbar in unſeren Staaten herum, und ſuchen ſich der öffentlichen Aufmerkſamkeit aus Furcht vor Unbilden zu entziehen, weil der Verſtorbene beim Volke verhaßt war; dieſe Furcht iſt jedoch überflüſſig, denn das Volk iſt zu großmüthig, um die Sünden des Verſtorbenen in ſeinen nunmehr machtloſen und verachteten Gliedern heimzuſuchen, es wünſcht ſogar dem Verſtorbenen ewige Ruhe, und möge er nimmer auferſtehen.

Der Nachfolger und Erbe des Verſtorbenen iſt deſſen Stiefbruder, der von dem Erblaſſer wegen gefährlichen Verſuchen, das Volk über ſeine Rechte aufzuklären, zur ewigen Gefangenſchaft verurtheilt war, und nun auf dringendes Verlangen des Volkes in Freiheit geſetzt wurde.

Um alle unangenehmen Erinnerungen an den Hingeſchiedenen zu vermeiden, hat der Erbe ſeinen Familiennamen umgeändert, und nennt ſich nunmehr ſtatt „Freiheitsdruck! Druckfreiheit!“

Der Nachlaß beſtand in einer Feder von zauberiſcher Kraft, denn während dieſelbe in den Händen des Verſtorbenen durch einen bloßen Strich alles Geiſteslicht erdrückte, ſo daß Rohheit und Sitten-Verderbniß im Dunklen wucherten, hat dieſe Feder in der Hand des Erben ſchon durch die erſten Züge Geiſteslicht und Freiheitsgefühl erweckt, und alle ſchönen Bürgertugenden Edelſinn, Aufopferung, wahre ungezwungene Unterthanentreue, Muth und Heldenſinn zu Tage gefördert.

Der Erbe wurde bei ſeinem erſten Erſcheinen mit einſtimmigem Vivatrufen und Begeiſterung empfangen, und es wurde das Entzücken noch vermehrt, als die Proklamation erſchien: „Es ſei der jungen Druckfreiheit aus Rückſicht auf ihre vieljährige, mit bitteren Leiden verknüpfte Gefangenſchaft ewiges Leben gewährt.“

Beileidsbezeugungen für den Verſtorbenen werden verbeten, und jede Aeußerung des Mitleids wird als Hochverrath erklärt.

G. A. Winter.

Album für Damen.

Eine Bürgerin, die Witwe wurde, von ihrem ſeligen Manne jedoch ein großes Vermögen erbte, hatte die Grille, obgleich ſie ſchon 56 Winter zählte, noch einmal zu heiraten, und zwar einen hübſchen jungen Mann von 25 Jahren. Während der erſten ſechs Wochen dieſer glücklichen Ehe ging Alles recht gut, — allein kaum waren die Flitterwochen vorüber, ſo fielen dem Gatten die 56 Jahre auf's Herz und er floh das Haus, in welchem ſeine theure Ehehälfte weilte, und quartierte ſich dafür in Kaffee- und Wirthshäuſern ein. Die gekränkte Gattin machte Vorſtellungen, es half nichts. Der junge Gemal ging täglich des Morgens um acht Uhr aus dem Hauſe und kehrte erſt nach Mitternacht heim. Das Klügſte, was nun die Frau unternehmen konnte, war, ihm kein Geld mehr zu geben. Auch dies half nichts. Die liebende Gattin kam nun auf die Idee, ihn durch Geldprämien an den häuslichen Herd zu feſſeln. Speiſ't er zu Hauſe, ſo bekommt er 2 fl.; kommt er um acht Uhr Abends nach Hauſe, 3 fl.; geht er aber gar nicht aus 10 fl.; und geht er nur in ihrer Geſellſchaft zu Bekannten und Freunden und führt ſie etwa gar noch in's Theater, noch beſondere 5 fl. Dieſe Prämien haben den jungen Mann ganz verändert. Größtentheils bleibt er zu Hauſe und ſammelt Zehnguldenſcheine. Er ſoll bereits ein hübſches Sümmchen beiſammen haben. Auch ſieht man ihn bei jedem neuen Stücke mit ſeiner Theuerſten im Theater.

Die Frauen.

Nach der Weiſe des Abraham a Sancta Clara.

Alle Thiere ſind meiſtens in lateiniſcher Sprache generis masculini, außer der argliſtige Fuchs iſt generis feminini: Vulpes etc. Derohalben iſt auch Frau und Fraus nicht weit von einander und zwiſchen Ja und Nein eines Weibes getrauet ſich Sancho Panſa keine Stecknadel zu ſtecken. Schiller zwar beſinget ſie alſo:

„Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben u. s. w."

O ja, Herr Schiller, wir wollen's glauben; aber glauben Sie uns auch, wenn wir singen:

„Prüfet die Frauen, sie flechten und lieben
Dornen und Hörner in Ehgemahls Leben."

Beileib', trau' sobald keinem Weib, Simson ist von einem Weib hinter's Licht geführt worden; beileib', trau' sobald keinem Weib, Salomon ist mit aller Weisheit zum Narrer geworden durch seine Weibsstücke; beileib', trau' sobald keinem Weib, Adam, der erste Vater, ist ein Kind des Teufels geworden durch Madam Eva Fuchs generis feminini; beileib', trau' sobald keinem Weib, Naboth ist durch ein Weib um einen ganzen Weinberg gekommen; beileib', trau' sobald keinem Weib, der Loth ist von einem Weib in Schand' und Spott gezogen worden; beileib', trau' sobald keinem Weib, die schöne Helena hat einen zehnjährigen Krieg veranlasset; beileib', trau' sobald keinem Weib, Herr Rath P. ist im siebenten Jahre verheiratet und der siebenjährige Krieg lauert vergeblich auf den Frieden zu Hubertsburg; beileib', trau' sobald keinem Weib, denn unter dreihundert Eheleuten, die dreißig Jahre verheiratet sind, gibt es nicht drei, die nicht wissen sollten, was der dreißigjährige Krieg für ein bös' Ding ist; beileib', trau' so leicht keinem Weib, denn es kann leichtlich passiren, daß die weiße Rose Dir eine Nase auf die Stirn heftet oder Dir mit dero zarten Händen eine rothe Nase zeichnet, auf daß ihr zusammen den Krieg der rothen und der weißen Rose anführet.

Sie ist aber schön; trau' nicht, die Pillulen der Apotheker sind auch schön vergoldet, und doch inwendig bitter. Sie ist aber von so schönem, weißem Fleisch; trau' nicht, das Silber ist auch weiß und besudelt gleichwol die Händ'. Sie ist aber schön rosenroth; trau' nicht, ein Gimpel ist auch roth und hat gleichwol einen üblen Schnabel. Sie hat aber schöne Augen; trau' nicht, ein Pfau am Schweif hat auch schöne Augen und gleichwol ein Geschrei wie der Teufel Angelus penna, voce Gehenna. Sie hat aber ein schön' Maul; trau' nicht, es ist wol öfter eine schöne Scheid' und eine üble Klinge darin. Sie hat aber eine schöne Stimme; trau' nicht, es ist nicht selten ein Falset darunter verborgen. Sie ist aber sauber gekleidet; trau' nicht, eine Zwiebel hat auch mehrere Röcke und treibt dennoch Einem die Zähren aus den Augen. Sie ist aber hübsch, glatt und wohlgestalt; trau' nicht, ein Kieselstein ist auch glatt und gibt gleichwol Feuer. Sie ist aber hübsch freundlich; trau' nicht, ein Wintergrün und Epheu ist auch freundlich und thut sogar die Bäume umhalsen, nimmt ihnen aber die Kräfte.

Bekannt ist sattsam, was gestalten die keusche Susanna bei warmer Sommerszeit sich in ihren schattenreichen Garten begeben, des Willens, sich daselbst bei dem klaren, krystallenen Bronnenquell zu waschen, zu welchem End' sie ihren Mägden befohlen, sie sollten ihr Oel und Seifen dahin bringen, wie auch geschehen; woraus zwar abzunehmen, daß sich die Weiber gar wol dürfen der Seifen bedienen, damit sie ihren Männern gefallen und hierdurch die eheliche Lieb' und Treue desto besser erhalten werde. Ist demnach bei dem weiblichen Geschlecht nicht allein zulässig, daß sie sich sauber und hübsch halten, sondern auch löblich; aber das unmäßige Zieren, Putzen, Reiben, Pflanzeln, Schaben, Schmieren, Anstreichen u. s. w. ist sehr verdammlich.

Auch treiben die Frauen und Mägdlein viel zu viel Abgötterei mit ihren Haaren. Da wird geglättet, gewichst, gekämmt, gekochten, gedreht, gedrillt, gedrechselt halbe Tage lang und Manche tragen so theure, falsche Haare, daß man leicht ein ganzes Jahr könnte einen armen Menschen dafür ernähren und in einer solchen Menge und Wulste, daß man könnte einen Reitsattel damit ausstopfen. Diese sollten an den Prinzen Absalon denken. Weil dieser so viel auf seinen Strobelkopf gehalten, so ist solches nicht ohne Sünd' gewesen, dahero er zur Strafe mit den Haaren an einem Eichenbaum hangen blieben und nachmals mit einer dreifachen Lanzen von dem Joab erstochen worden.

Und wie eingebildet und gottlos hoffärtig seynd gar oft diejenigen Feminina, die ein schönes Gesichtel, einen schönen Fuß, eine schöne Gestalt haben? Diese ist schön; die Wangen hat sie geerbt von Rosenheim, die Stirn aus Glattau in Schlesien, die Augen von Sternberg, die Lefzen von Rothenburg am Neckar, den Hals von Weißensee, die Gestalt von Langbein, den Fuß und die Taille von Klein-Schmalkalden; sie ist schön; schön hin, schön her! schön kömmt her von Schein. Du wirst scheinen bald wie eine Stalllaterne, Du wirst scheinen wie ein alter, verfaulter Weidenbaum im Dunkeln, Du wirst in Deinem Alter scheinen wie der Neumond. Bildet Euch nichts ein, denn alle Schönheit des Leibes werden die Würmer verspeisen und dann liegt Ihr da in Eurem hölzernen Schlafrock, ein eitles Gerippe, um das sich kein Stutzer und Liebhaber bekümmert.

Gott schaut' nicht in's Gesicht, sondern in's Gewissen; nicht die Schalen sondern den Kern; nicht die Muschel, sondern die Perl; nicht die Scheid', sondern den Degen; nicht die Ausstattung des Verlegers, sondern das Buch. Es befleißet sich manches Adamskind um ein glattes, schönes weißes Gesicht, unterdessen ist das Gewissen kohlschwarz; was ist dies anderes als ein Düngerhaufen, im Winter mit Schnee überdeckt.

Hänsel, sieh'st Du dies Frauenzimmer? — Ja, ich sehe es, wer ist sie? Ein Rauchfang, denn sie trachtet nach schöner Gestalt, und was ist diese anders als ein Rauch und vergehet wie der Rauch. Pantika in Cypern ist schön gewes't, Atalanta in Arcadien ist schön gewes't, Cleopatra in Egypten ist schön gewes't, Helena in Griechenland ist schön gewes't; gewes't, gewes't — verwes't. Spiegeln seind sie gewes't, anjetzo zertrümmert, rothe Aepfel seind sie gewes't, anjetzo verfault; schöne Rosen seind sie gewes't, anjetzo verwelkt; Lichter seind sie gewes't, anjetzo ausgelöscht; ein Feuer seind sie gewes't für die Stutzer und anjetzo in Rauch aufgegangen.

Bei der dermaligen verkehrten Welt seind die meisten Frauenzimmer wie die Lilien auf dem Felde; sie säen nicht, sie spinnen nicht; wenn sie gehen, so gehen sie müssig, wenn sie stehen, so stehen sie Schildwache, wenn sie liegen, so liegen sie auf der faulen Haut, wenn sie arbeiten, so arbeiten sie an ihrem Strobelkopfe oder an einer Wetterfahne zum Balle, an einem Netz, um faule Fische zu fangen, an einem Wagen, um Stutzer davor zu spannen. Wenn sie tanzen, so hüpfen sie wie der üppige Schleppsack, die Tochter der Herodias, bald niedrig, bald hoch, bald für sich, bald hinter sich, bald hinum, bald vornum, bald rechts, bald links, bald grad, bald krumm, als wenn sie wollten mit den Füßen arabisch schreiben. Die besten Poeten vermögen nicht zu erkennen, ob ihre Füße Spondei oder Jambi seien, die Kleider fliegen wie ein Segel auf dem Schiff, der Athem pfaucht wie ein Blasebalg, das Blut kocht, als sollte Fleisch d'rin gar werden, und dabei zerreißen sie Sohlen und Seelen und begehren nicht nur den Kopf, wie die hüpfende Bachstelze bei Herodes, sondern ganze Männer. Dahingegen lob' ich mit dem weisen Salomon diejenigen Frauenzimmer, welche sich des Zimmers, der Spindel, des Ofens und der Küche nicht schämen und nicht vor der Nadel fliehen wie der Jude vor dem Speck; welche dem Manne ein gutes Süppel kochen und im Winter den Ofen warm halten, statt sich auf Bällen zu erkälten.

Die Eltern, so ihren Töchtern zu allen Tänzen die Freiheit lassen, werden einst selbsten nach der Pfeife tanzen müssen, die ihnen der Teufel in der Hölle spielt. Henricus IV. König von Frankreich, hatte dem Herzog von Savoyen ein kostbares Kleinod verehrt, welches dieser beim Tanzen, da er wahrscheinlich weit ärger gehupft ist als ein Frosch und die grindschnippliche Tochter der Herodias, verloren, weswegen er nicht wenig bestürzt gewesen, bis es endlich Einer gefunden, dem für ein Trinkgeld 500 Kronen sind gezahlt worden. Bei dem Tanzen werden aber gar andere Kleinodien verloren, die man nicht wieder finden kann, wie den verlor'nen Groschen im Evangelio oder das Kleinod des großen Hupfers von Savoyen. Dann schaue man nur, wie zahmlos bei dem Tanzen die Zungen, wie wüthend und blasebalgig bei dem Tanzen die Lungen, wie fein giftig und zierlich beim Tanzen die Zungen, wie unbehutsam die Augen, wie unverschämt die Hände, wie gefährlich die Ohren; — dahero die Seel' gleichsam an die Spitz' gestellet wird wie von dem David der Urias. Wie Moises wahrgenommen, daß sein israelitisches Volk um das Kalb getanzet, so hat er die steinerne Tafeln, worauf Gott die zehn Gebote geschrieben, zertrümmert; denn er hat schon vorgesehen, daß bei dem Tanzen die zehn Gebote meistens gebrochen werden. Gehet hin und thuet desgleichen, auf daß ich mir nicht das Maul zerredet habe um Nichts. Amen. P. T.

Lettern aus einem Lexikon der Liebe.

Von Hieronymus Lorm.

Adam. Als Adam zur Erkenntniß seiner selbst kam, lief er schnell nach einer Schürze. Darum glauben viele Männer, se-

bald sie zur Erkenntniß kommen, auch sie müßten jeder Schürze nachlaufen.

Auge. Glücklich das Herz, das im Kampfe mit dem Leben ein blaues Auge davongetragen hat.

Blick. Die stumme Sprache der Liebe, die Zunge des Herzens. Da den Frauen nicht leicht die Zunge gefesselt ist, so sprechen sie diese Sprache, wenn ihr Herz gefesselt ist.

Du. Der unsichtbare Trauring zweier Seelen.

Eifersucht. Die Spanierin tödtet in der Eifersucht ihren Geliebten, die Französin ihre Nebenbuhlerin, die Engländerin sich selbst, die Deutsche — entsagt. Alle aber heiraten zuweilen einen Andern.

Flucht. Spielt bei Liebenden sowol im wirklichen Leben, als im Roman, keine kleine Rolle. Nur mit dem Unterschiede, im Roman flüchten blos die Liebenden, in der Wirklichkeit flüchtet bald darauf auch die Liebe.

Hand — Handschuh. Eine schöne Frauenhand ist die fünfsaitige Leier der Liebe, auf welcher sie oft ihre verführerischen Melodien spielt. — Der Handschuh der alten Ritter ist auf die modernen Damen übergegangen. Der hingeworfene Handschuh einer Dame, um ihre schöne Hand zu zeigen, verkündet, daß sie einen Sieg erringen will.

Ja. Sagt in der Liebe das Weib zu Allem „Ja!", um so gewisser wird der Mann es in der Ehe sagen müssen.

Koketterie. Die Kunst, ein Herz zu gewinnen, ohne das eigene zu verlieren.

Kuß. Das elektrische Symbol der Vereinigung. Der Sarg des Menschen ist aus vier Brettern zusammengesetzt, der Sarg der Unschuld oft nur aus vier Lippen.

Liebe. Ein von den Nachtigallen nie ausgesungenes, von den Rosen nie ausgeblühtes, von den Menschenherzen nie ausgefühltes Wort. Liebe baut das verlorene Paradies wieder auf. Durch die Liebe wird der Mann zu einem Geschöpfe Gottes, nicht blos der rohen Natur. Durch die Liebe wird dem Weibe alle Weisheit offenbar, die der Mann erst durch die mühevolle Arbeit des Denkens erringt.

Nein. Ein reizender, bezaubernder Umweg zum Ja.

O! Ein einziger Laut und doch ein vollständiges Wörterbuch der Liebe. Sehnsucht, Schmerz, Entzücken wird, besser als durch bändereiche Romane, durch ein einziges „O!" ausgedrückt. Ein Liebhaber, der nicht weiß, was er sprechen soll, ruft: „O!" — worauf die Geliebte sehr sinnreich antwortet: „O!" — In der Liebe heißt es, wer A sagt, muß auch O sagen.

Phantasie. Das Kammermädchen der Liebe, das oft gar seltenen Schmuck und Putz verwendet. Sie gibt der Geliebten Rosen statt der Lippen, Schnee statt des Busens, Ebenholz statt der Haare u. s. w. Aber wehe, wenn die Wirklichkeit die Phantasie beim Worte halten wollte, wenn die Geliebte wirkliches Ebenholz statt Haare, wirklichen Schnee statt des Busens, wirkliche Rosen statt der Lippen bekäme!

Prüfungen. Wer edel und geläutert hervorgehen will aus der Schule der Liebe, der muß alle Prüfungen überstanden haben. Das Herz muß sein wie Asbest: es darf nicht verkohlen in den Feuerproben der Liebe, es muß gereinigt daraus hervorkommen.

Rausch. Der Weinrausch hat seinen nüchternen Katzenjammer, und nach dem Liebesrausch fängt gewöhnlich irgend eine alte Katze von Mama prosaisch zu jammern an.

Sehnsucht. Das sinnreichste Wort der Liebe: man empfindet Sehnsucht, wenn man zu sehen sucht.

Tod. Unbarmherzigen Eltern und grausamen Schicksalen gegenüber ist der Tod ein Schreckschuß, der aber selten in Wahrheit trifft. Viel eher, als daß Liebende sich selber den Tod geben, geben sie einem Andern das Leben.

Treue. Die schönste Eigenschaft der Liebe, ihr größtes Wunder und deshalb keine Pflicht. Indem man dem geliebten Gegenstande treu bleibt, bleibt man nur sich selbst treu! Oft kann man aber nur sich selbst treu bleiben, indem man dem geliebten Gegenstande untreu wird. Wer manchem Freunde oder mancher Geliebten treu sein wollte, müßte sich zum — Hund erniedrigen.

Statistisches.

Die „deutsche Eisenbahn" erzählt folgenden statistischen Scherz: Das Königreich Sachsen zählt 143 Städte und 3270 Dörfer und Flecken. Schiebt man alle diese auf einen Platz zusammen und stopft die Bewohner hinein, so hat man London. Geht man von Dresden nach Freiberg, vier Meilen weit, so hat man London der Länge nach durchwandert. Um sich die Namen der 14,000 Straßen zu merken, bedürfte man das Gedächtniß eines Mithridates, die Stelle desselben vertritt ein dicker Katalog. Läßt man die ganze, aus 12,000 bestehende sächsische Armee an sich vorübermarschiren, drei Reiter-Regimenter, eben so viel Infanterie-Regimenter, dazu die leichte Infanterie, ein Regiment Artillerie ꝛc. — so hat man erst die Nachtwächter von London gesehen, die also eine kleine Armee bilden. London hat 300,000 Häuser, die Schornsteine dürften sich leicht auf 1,000,000 belaufen, die zu ihrer Reinigung ein ganzes Regiment von 1800 bis 2000 Schornsteinfegern erfordern. Stellte man die 2,000,000 Einwohner Londons neben einander, so würde eine siebenzig Meilen lange Reihe gebildet werden, eine Reihe, welche die größte Länge Sachsens mehr als zweimal mißt. Sollten die Londoner jemals gezwungen werden, ihre Stadt zu verlassen, so würde ihr Auszug ungleich länger dauern, als jener der Kinder Israels aus Aegypten.

Gemeinnütziges.

Neues Verfahren, Bilderrahmen zu verfertigen. In Paris und London bestehen Anstalten, durch heiße Pressung in Holz erhabene Figuren zu drücken, welche wie Schnitzwerk aussehen. Das Verfahren ist von einem gewissen Grimpé in Paris erfunden und wird mit vielem Vortheil geübt. Diese Methode der Holzpressung hat gegenwärtig ein Hr. Bielefeld in London angewendet, um Holzbilderrahmen in Relief zu erzeugen, wozu er sich geheizter gravirter Metallwalzen bedient, durch welche er das Holz gehen läßt. Dasselbe erhält durch diese Behandlung eine bräunliche, wenn man will, sogar schwarze Farbe, und kann beliebig gefirnißt oder auch bronzirt und vergoldet werden. Das zu verwendende Holz muß begreiflich weich sein, und dürfte sich unter den weichen Hölzern wol am besten Lindenholz eignen. Sind in einer solchen Anstalt zur Fertigung von Bilderrahmen einmal gravirte Walzen genug vorhanden, so begreift es sich, daß der Fuß Bilderrahmen sehr billig hergestellt werden kann. Daß namentlich in das Lindenholz sich Figuren leicht und zwar über einen Viertelzoll tief einpressen, davon hat man ein Beispiel an den Formen zum Gießen der Druckplatten für die Perrotine in der Zeugdruckerei, indem Lindenholzformen erzeugt werden durch erhaben geschnittene Messingstempel, die vor dem Einpressen in's Holz meines Wissens auch erhitzt werden.

Historische Miscellen.

Ulrich Steigleder mit dem eisernen Fuße. Wer kennt nicht, und wäre es auch nur durch Göthe's „Götz von Berlichingen," den Ritter mit der eisernen Hand? Daß aber 100 Jahre später auch ein Mann mit einem eisernen Fuße gelebt hat, werden wir schwerlich wissen, wenn nicht in Schwelin's Würtembergischer Chronik, S. 420 fg. erzählt würde: „Donnerstags, den 6. Marty (1628) Morgens um 3 Uhr, ist zwischen dem Obern- und Rothenbild-Thore allhie zu Stuttgart, eine Brunst durch eine Hauswäsch in des Stadt-Organisten, Johann Ulrich Steigleder's sel. Haus entstanden, darinnen alle seine Mobilien verbrunnen, und wäre er Steigleder (weil er sich eines Eisernen Fuß gebrauchen müssen) allerdings im Fewer geblieben, wo nicht sein nächster Nachbar zu ihm in das Fewer gesprungen, und ihne herausgezogen hätte; seine Fraw, Kind und Magd haben sich mit schädlichen Springen errettet." Wer für Erfindungen, die menschlichen Elends Linderung zum Zwecke haben, sich interessirt, wird bedauern, daß nicht, wie Berlichingen's eiserne Hand, so auch Steigleder's eiserner Fuß, oder wenigstens eine Beschreibung desselben, auf die Nachwelt gekommen, um ihn mit den in neuerer Zeit verfertigten künstlichen Füßen vergleichen zu können.

Voltaire war heftig, jähzornig, empfindlich; aber ein guter, weicher Mensch, mitleidig und hilfreich. Er war fröhlichen Muthes und aus Grundsatz leichten Sinnes. Er sagte: „Das Leben ist voll Dornen; ich weiß nichts Besseres, als sie muthig niederzutreten. Indem man sich bei dem Uebel aufhält, gibt man ihm Bestand." Wie er einst ungewöhnlich lustig war, sagte seine Nichte, Mad. Denis, zu ihm: „Was wird doch die Nachwelt zu Ihnen sagen?" — „Daß ich ein närrischer Kauz war," antwortete er. —

„Wie? Sie glauben von einem Menſchen, der ihr vierundvierzig Bände zurückläßt, werde ſie nichts ſagen, als das?“ — „Ach, mein Kind!“ rief er, „mit ſo vielem Gepäck kommt man nicht zu der Nachwelt.“

Unter Friedrich dem Großen hatte der Oberbaurath N. bei Erbauung des Invalidenhauſes viele tauſend Thaler weniger verbraucht, als veranſchlagt waren. Dieſe erſtattete der Baumeiſter dem großen Könige zurück. Statt ſich hierdurch, wie er meinte, zu empfehlen, ſagte der König zu ihm: „Er iſt ein dummer Teufel, der ſeine Sache nicht verſteht. Ein guter richtiger Ueberſchlag muß mit der berechneten Angabe genau ſtimmen. Er hat ſich um viele tauſend Thaler verrechnet. Gehe er hin und ſtudire er beſſer; um ihm erforderliche Zeit und Muße zu geben, finde er ſie zwei Jahre auf der Feſtung Spandow.“ Als dieſe Anekdote an der königlichen Tafel erzählt wurde, ſagte Friedrich Wilhelm III.: „Paſſirt jetzt nicht mehr! Die Herren rechnen gewöhnlich zu wenig; kommen nicht aus und es muß dann nachgezahlt werden.“

Benedikt Carpzow, welcher Profeſſor der Rechtsgelehrſamkeit in Leipzig war und den man den Vater der Criminaliſten nennt, hat, wie Oldenburger erzählt, gegen 20,000 Todesurtheile abgefaßt. Er verurtheilte Hexen, Ketzer, Ehebrecher u. ſ. w. — (Wie viel Unſchuldige mögen ſich darunter befunden haben?)

Im Jahre 1669 war in Amſterdam ein Wunder zu ſehen. Ein Knabe von fünf Jahren, von Leuwarden, ließ in ſeinem rechten Auge die Worte: „Deus meus“ und im linken: „Elosim“ im Cirkel um den Augapfel ſehen. Seine Mutter ſoll wegen der Schmerzen bei der Geburt dieſes Kindes jene Worte oft ausgerufen haben.

Ein gewiſſer Voiret, geboren zu Blois im Jahre 1725 hatte im Auge das Zifferblatt einer Uhr, weil ſeine Mutter während der Schwangerſchaft gern nach der Uhr geſehen hatte.

Lavater gedenkt eines Kindes, in deſſen Auge ſich ein Pikaß zeigte, weil ſeine Mutter einmal mit dieſer Karte bedeutend im Spiel gewonnen hatte.

Den merkwürdigſten Fall dieſer Art berichtet uns jedoch Froriep in ſeinen „Notizen.“ Im Jahre 1817 ſoll in England ein Kind geboren worden ſein, in deſſen blauen Augen mit weißen Strichen deutlich der Name ſeines Vaters gezeichnet geweſen ſei, nachdem dieſer gewiſſenloſe Vater gegen das arme Mädchen, das er verführt, vor Gericht ſeine Vaterſchaft abgeläugnet hatte.

Humoriſtiſche Bagatellen.

Ueber die Langeweile. Langeweile ſchuf das ganze Viſitenweſen ſowol bei Thee, als auch bei Kaffee; Langeweile brachte Hochzeit-, Tauf-, Leichenceremonien und Zweckeſſen hervor; der Langeweile verdanken wir die Erfindung des Weines und überhaupt geiſtiger Getränke, und ſo auch die Gewohnheit zu rauchen und zu ſchnupfen, und im Mittelalter mußte jeder Hof ſeinen Narren haben, der kurzweiliger Rath hieß.

Unſere Damen machen ſich hundert Kurzweile aus reiner Langeweile, und unſere geſcheidteſten Männer ſagen und ſchreiben Dummheiten, und begehen ſogar welche aus Langerweile, und die Schmähreden der heiratsluſtigen Mädchen möchte ich hören, wenn wieder die Bauart unſerer Voreltern eingeführt würde, wo die Fenſter in den Hof gingen, unter der Decke angebracht waren und an Glasſcheiben kein Gedanke war.

In kleinen Städten kann ein Durchreiſender die Bewohner entlangweilen und kann ſo fort alle Geſichter des Oertchens ſtudiren, was indeſſen noch Häuslichkeit verräth; denn in großen Städten tritt die Langeweile zum Hauſe hinaus. Moden reichen nicht zu, den Dämon zu bannen, Bücher, Journale und Improviſatoren auch nicht, — alſo Intriguen, Familienzwiſte, Schmauſereien, Religionsſtreitigkeiten, denn die Sinne ſind leichter zu unterhalten, als der Verſtand.

Jeder Stand, jedes Temperament ſcheint ſeine eigene Langeweile zu haben, wie ſeine eigene Geiſtes- und Leibesſchwächen. Langeweile findet der gemeine Mann im Umgange mit ſich ſelbſt, der helle Kopf mit Dummköpfen, oder er müßte ſich gerade über Dummheiten derſelben amüſiren; Verliebte haben nie Langeweile, weil ſie immer mit ſich ſelbſt beſchäftiget ſind und Leichtſinnige ſuchen ſich im Weltgetümmel zu betäuben, wenn die Folgen des Flottlebens ſich an ihnen kund geben.

Alle Romane und Komödien verlaſſen ihre Helden, wenn ſie ſolche glücklich in die Ehe gebracht haben, das Einerlei der Ehe iſt keiner Beſchreibung werth, und daher ſagte jene Frau, über deren Gähnen der Mann verdrüßlich ward: „Ich und Du ſind ja Eins, und wenn man allein iſt, langweilt man ſich.“ Am beſten beide Theile gehen in Bäder und am allerbeſten, in zwei verſchiedene Bäder.

Lebhafte Menſchen langweilt ſchon das Wetter, und Menſchen, die wir nicht leiden mögen, langweilen uns ſelbſt mit den beſten Einfällen.

Um Langeweile zu bannen, ſieht manche Frau in den Spiegel, und der Mann zieht die Tragbänder ſchärfer an und legt Haare und Halsbinde zurecht. — Eine Priſe Tabak, ein Blick auf die Taſchenuhr entlangweilen Manchen. Zank und Hader in Familien hat häufig keine andere Quelle, als Langeweile, — man läßt ſie zunächſt am Geſinde aus, an unglücklichen Freunden. Wenn bei Tiſche Stille eintritt, ſo ſpielt man mit Meſſer, Gabel und Teller; ein Anderer dreht Brodkügelchen, ein Dritter ſpricht vom Wetter, ein Vierter läßt wol gar einen Teller oder die Serviette fallen, und der Langweiligſte von Allen putzt gewöhnlich das Licht aus. Schwerlich gibt es einen Menſchen, den nicht von Zeit zu Zeit Langeweile anwandelte, und je gebildeter, deſto eher iſt er ihr unterworfen, daher Bauern und Handwerker wenig oder keine Langeweile haben. Freuden der Sinne ſind für Alle, Freuden des Verſtandes nur für die Minderzahl, und daher findet der gemeine Mann Langeweile mit ſich ſelbſt, der Denker aber mit der Geſellſchaft.

Otto v. d. Höhe.

Wen ſoll man meiden?

Von E. M. Oettinger.*)

Meide den Umgang ſolcher Leute, welche Autographen berühmter Männer ſammeln. Solch' ein Patron ſammelt in der Regel nie für ſich, ſondern immer nur für Andere, am öfterſten für ſeine Couſine, Nichte oder Schwägerin. Hat er Dir und andern gutmüthigen Philiſtern ein paar Hundert intereſſanter Handſchriften abgebettelt, dann verkauft er ſie an den erſten beſten Autographen-Trödler und hängt dadurch manches Deiner Briefgeheimniſſe an die große Glocke der Oeffentlichkeit. Ich kenne einen Gentleman, der einem Philiſter einmal unter andern Handſchriften auch zwei Zeilen einer hübſchen Kaufmannsfrau geſchenkt, durch welche ſie den Gentleman zu einem Stelldichein eingeladen hatte. Der Philiſter, der mit den geſchenkten Autographen ſchnöden Schacher trieb, verkaufte jene Einladung zu dem Rendezvous zufällig an den Mann dieſer Frau, der dadurch aus den roſenfarbenen Wolken der Täuſchung in den Miſthaufen einer — auch für den Philiſter — äußerſt bitteren Erfahrung ſank.

Meide den Umgang ſolcher Leute, die förmlich ein Gewerbe daraus machen, eine Gelegenheit vom Zaune zu brechen, mit Gott und aller Welt ein Vielliebchen zu eſſen, um Jedem, welcher die Mandel mit ihnen theilt, ein Geſchenk abzupreſſen. — In einem meiner unſterblichen Werke — im dritten Bande des „Jeujour,“ Seite 241 — habe ich ſolch' einen Knackmandel-Cartouche in der Perſon meines Herrn Anaſtaſius von Schlick als warnendes Beiſpiel hingeſtellt. Derlei Kerle, die uns eine Piſtole in Form einer Doppelmandel auf die Bruſt ſetzen, können nur einen Philiſter dazu bewegen, mit ihnen ein Vielliebchen zu verſpeiſen; ein Gentleman iſt niemals Vielliebchen, auch dann nicht, wenn ſelbſt die Mutter Amors von ihrer Höhe herabſtiege, um ihm eins anzubieten.

Meide wie Peſtkranke den Umgang ſolcher Leute, welche ſich als Münzſammler geriren. Sie ſammeln zwar nur alte Münzen, verſchmähen aber auch die neuen nicht. Als ich letzthin das Honorar für dieſe „kurzen Briefe“ von Otto Wigand in lauter nageneuen Champagnerthalern zugeſchickt erhielt, befand ſich zufällig einer der unverſchämteſten Münzenliebhaber bei mir. Er unterſuchte ein Zweithalerſtück nach dem andern: „Dieſe drei Exem-

*) Aus deſſen: Kurze Briefe an meinen langen Vetter.

plare fehlen noch meiner Sammlung," sagte er und — steckte sie zu sich.

Meide den Umgang jener Philister, welche Anekdoten wiederkäuen. Du kannst solch' ein Ungethüm Dir augenblicklich vom Halse schaffen, wenn Du mit steinernem Ernste keinen seiner Witze belachst.

Meide jeden Tölpel, welcher verliebt ist, denn Jeder, der das Unglück hat, verliebt zu sein, ist ein langweiliges Kameel, dessen sentimentale Seufzer dem Gentleman, der sich unter keiner Bedingung verliebt, Magensäure und Sodbrennen verursachen.

Meide jeden Mann, der die Flöte bläs't. Von allen Maskern ist der Flötenbläser in der Regel der dümmste und blödsinnigste, weil er sich am meisten zur Schwärmerei hinneigt. Ein Schwärmer, der Nachts bei Luna's keuschen Strahlen die Flöte als Dolmetscherin seiner Gefühle mißbraucht, ist eben so ridicul, als eine Frau, welche Fagott oder Waldhorn bläs't. Die Instrumente, welche der Gentleman spielen darf, sind Klavier — und Violoncell; Guitarre und Mandoline sind nur für Barbiergesellen und frohe Mädchen, alle anderen Instrumente nur für Orchesterleute und Philister geschaffen.

Kleine Erzählungen.

Verbürgte Anekdote Mozart betreffend. Ein Augenzeuge*) erzählte mir folgenden Vorfall, der, so viel mir bekannt, bis jetzt noch nicht veröffentlicht wurde. Er trägt zwar nicht zur Apotheosirung des großen Mannes bei, gehört aber doch seinem Leben an, dessen Momente, und selbst, wenn sie Schattenseiten darbieten, den Verehrern des ewigen Meisters immer als heilige Reliquien erscheinen werden. — Die Gattin eines sehr geachteten Beamten bei einer obern Justizstelle in Wien — dessen Name dem Erzähler entfallen — war eine große Freundin der Musik und besondere Verehrerin Mozart's. Sie zog ihn in ihr Haus, und er ward bald ein täglicher Besucher desselben. Seine bekannten zerrütteten finanziellen Verhältnisse brachten ihn öfters dahin, die Hausfrau um Geldvorschüsse zu bitten, die auf ihr Ersuchen der wohlhabende Mann, der seine Gattin innig liebte, willig hergab. Das ging mehre Jahre so fort, und die Summe stieg zu der beträchtlichen Höhe zwischen 6—7000 Gulden. — Mozart starb. Am nämlichen Tage Mittags entspann sich zwischen den Ehegatten ein Zwist. Der Mann machte der Frau über das verlorene Geld heftige Vorwürfe, und klagte sie als die Urheberin dieses bedeutenden Verlustes mit strengen Worten an. Der Streit führte endlich so weit, daß die Gattin im Uebermaße des Zornes dem Manne einen vor ihr stehenden Teller an den Kopf warf. Der Mann darüber bis zur Wuth entrüstet, nimmt ein Messer und sticht nach ihr. Die Frau sinkt um. Blut entquillt der Wunde, der Mann geräth in Verzweiflung über die That, glaubt die Gattin verloren, rennt in ein Nebenzimmer, ergreift sein Rasiermesser und durchschneidet sich damit die Kehle. — Nur die Frau ward gerettet.

Der Dichter und sein Bedienter, oder: Wie man sich bettet, so schläft man.

(Nach dem Französischen.)

Dichter. Baptist!

Bedienter. Bürger!

D. Was soll das heißen? Wie antwortest Du mir?

B. Nun, ich glaubte, daß seit der Republik Jedermann Bürger wäre.

D. Gewiß... Jedermann ist Bürger, in der That... allein es gibt noch, Gottlob, Bürger Bediente, und Du solltest nicht vergessen, daß ich Dein Bürger Herr bin.

B. Ei was! Und was heißt denn das Wort Gleichheit, welches der Herr selber die Güte hatte, auf die Fahnen der Republik eintragen zu lassen?

D. Das heißt, daß Du gleich meine Stiefel wichsen und mein Kleid ausbürsten sollst, weiter nichts. Eile! Die Regierung wartet auf mich.

B. Ja wol! und jenes kleine Dekret, welches der Herr gestern erlassen hat! Er glaubt wol, daß ich es nicht kenne?

D. Welches Dekret, Dummkopf?

B. Dasjenige, in welchem es heißt, daß alle Franzosen mit dem 21. Jahre Wähler, mit dem 25. aber wählbar sind.

D. Nun, was stehst Du in dem Dekrete?

B. Ei, daß ich über 25 Jahre alt und folglich so gut wie jeder Andere wählbar bin.

D. Unverschämter! Du würdest auch auf einen Sitz in der National-Vertretung Anspruch machen?

B. Warum nicht? Die Stelle ist gut... 25 Franken den Tag. Lieber das, als Bedienter.

D. Wie, Kerl! Du hegtest den Ehrgeiz in Dir, Volksvertreter zu sein?

B. Und warum nicht? Bin ich nicht vom Volke, würde ich es nicht eben so gut vertreten als die, welche nicht dazu gehören?

D. Gerechter Himmel, wo soll das hin!

B. Nun, wahrscheinlich, wo Sie uns hinführen, mein Herr, und ich sage Ihnen, wir kommen weit.

D. Schon gut! geh' Du aber unterdessen an Deine Arbeit.

B. Sagen Sie 'mal, mein Herr, ist es wahr, daß Jedermann das Recht haben wird, zu wählen?

D. Gewiß, da wir Frankreich mit dem allgemeinen Stimmrechte beschenken.

B. O das schöne Gesetz!... also Jedermann, Bediente, Kutscher, Thorwärter, Stallknecht, Küchenjunge, Stiefelputzer, Lumpensammler, Feger, Altlapper, Alle werden Wähler sein?

D. Gewiß!

B. Wunderschön! Und das Militär? Ist es wahr, daß die Regimenter mit Trommeln und Musik voran zu den Wahlen gehen werden?

D. Soldaten sind Bürger und sind demnach eben so gut wie die Anderen stimmberechtigt. Nur wird der Kriegsminister für sie besonders die Art und die Ordnung der Wahl regeln.

B. So! Sie würden pelotonsweise wählen. Geschwindschritt, Marsch!... Ach, wie schön!... aber sagen Sie 'mal, Herr, es wäre doch merkwürdig, wenn ich zum Volksvertreter gewählt würde.

D. Ja, das wäre merkwürdig, in der That; aber ich glaube nicht, mein guter Baptist, daß es Dir Ernst ist.

B. Wer kann's wissen? Herr, man sagt, es würde eine Lotterie sein. Die Nummer könnte mir so gut als einem Anderen zufallen.

D. Geh' doch, Du bist ein Dummkopf!

B. Man hat noch sonderbarere Sachen als das gesehen... Vorerst gehöre ich einem Club an, welcher, beiläufig gesagt, aus vielen dienstlosen Bedienten besteht, und erst gestern habe ich dort eine kleine Motion gemacht, welche sie entzückt hat.

D. Und welche?

B. Etwas Herrliches!... Die National-Versammlung zu einem Dekret zu veranlassen, wodurch alle Löhne verdoppelt würden und Jedermann sein Sonntag zukäme.

D. Dann begreife ich schon die Begeisterung.

B. Nun! Man ist frei oder man ist es nicht... Also demnach sehen Sie wol, daß ich einige Chancen habe, zum Vertreter ernannt zu werden. — Wenn ich auch nur die Stimme sämmtlicher dienstloser Bedienten für mich hätte, deren Glück ich machen will, dann hätte ich schon mehr Stimmen, als ich brauchte.

D. Gott meiner Väter! Ich glaube zu träumen. Sollte diese schöne Revolution denn wirklich alle Köpfe verwirrt haben?... Höre, Baptist!

B. Bürger — ich meine Herr!

D. Wenn ich Dir in Deinem Interesse einen Rath ertheilen soll, so ist es der, Dich weniger um die Angelegenheiten der Republik und etwas mehr um Deine Arbeit zu bekümmern, hörst Du?

B. Um Verzeihung? Herr! ich habe mir aber sagen lassen, die Sache der Republik sei die Sache Aller, und es habe folglich Jedermann das Recht, Hand an die Pastete zu legen... Das sind ja die Rechte des Menschen!

D. Ja, es gibt aber auch Rechte des Herrn, und wenn Du in meinen Diensten bleiben willst, so befleißige Dich, sie nicht zu vergessen.

B. (zwischen den Zähnen murmelnd). Rechte des Herrn!... Das muß man sehen!

D. Ich glaube, Du raisonnirst!

B. O Gott, nein, gar nicht; aber es wird am Ende nach

*) Der kürzlich in Bamberg verstorbene Canonicus Wolf.

Erlaß des Gesetzes über die Organisation der Arbeit wol Manches geändert werden. Zum Beispiel, wenn unser Entwurf durchgeht. ...

D. So! Du hast einen Entwurf über die Organisation der Arbeit gemacht, Du infamer Faulenzer?

B. Ich nicht, sondern der Kammerdiener des Herrn Ledru-Rollin.... Das ist ein Kerl, der Geist hat!... Ich bin blos Mitglied der Commission, welche mit der Prüfung des Entwurfes und der Berichterstattung über denselben an den Club der Unabhängigen beauftragt ist. (Er zieht ein Papier aus der Tasche.) Hier ist die Sache.

D. Der Tausend! ich bin neugierig, zu sehen, wie Du die Lösung des großen Problems begreifst, über welches die ganze provisorische Regierung sich den Kopf zerbricht. Da Molière seine Magd zu Rathe zog, so kann ich wol auch Deine Ansicht hören. Wolan, lies mir das vor!

B. Es ist ganz einfach ein Entwurf...

D. Wir wollen schon sehen.

B. ... Welchen die National-Versammlung das Recht haben wird, zu amendiren.

D. Versteht sich!... Voran! ich höre.

B. Hem, hem! (lies't):

Gesetzentwurf über die Organisation der Arbeit.

Art. 1. Die Herren sind abgeschafft....

D. (Unterbrechend.) Das fängt gar nicht übel an.

B. (Von Neuem anfangend.) Die Herren sind abgeschafft. Die Knechte werden nur noch auf brüderlichem Fuß in ihren Diensten bleiben.

Art. 2. Die Bedienten stehen des Morgens um 8 Uhr auf und trinken gleich ihren Kaffee; sie werden unter keiner Bedingung in dieser wichtigen Angelegenheit gestört werden dürfen.

Art. 3. Um zwölf Uhr Gabel-Frühstück, Wein nach Belieben. Um 6 Uhr Mittagsessen, abermals Wein nach Belieben.

Art. 4. Da die Bedienten freie Menschen sind, so werden sie nicht mehr die Erniedrigung zu dulden haben, hinten auf zu steigen. Wenn das den Herren beliebt, daß sie mit fahren, so sollen sie ihnen einen Platz im Wagen einräumen.

Art. 5. Die Livrée ist abgeschafft. Die Bedienten werden naturgemäß wie ihre ehemaligen Herren gekleidet gehen.

Art. 6. Die Löhne der Bedienten sind, vom Tage der Veröffentlichung dieses an zu rechnen, verdoppelt.

Art. 7. Jeder Bediente hat seinen freien Sonntag.

Achter und letzter Artikel. Es gibt jede Woche zwei Sonntage. Es lebe die Republik!

D. Ist das Alles?

B. Gott ja! Sie sehen es ist nicht lang.

D. Und das nennst Du die Organisation der Arbeit?

B. Warum nicht! Mich bedünkt, daß man es nicht anders nennen kann. Was ist die Organisation der Arbeit? Das Mittel, das Loos der arbeitenden Classen zu verbessern, nicht wahr? Wolan! verbessert denn unser Entwurf nicht um ein Bedeutendes das Loos der Bedienten, welche in der gesellschaftlichen Ordnung die ersten aller Arbeiter sind?

D. Wahrlich, man soll sich Mühe geben, herrliche Theorien zu machen, um sie so angewandt zu sehen!

B. Hat der Herr vielleicht etwas gegen unseren Organisationsplan einzuwenden?

D. Gar nichts; er ist vortrefflich in jeder Hinsicht .... nur empfehle ich Dir, heute Abend gegen zehn Uhr mein Feuer anzuzünden und wo möglich es nicht zu vergessen, wie Du es gestern gethan hast, mein Bett zurecht zu machen.

B. Ja, Herr, ich will Ihnen sagen, ich war gestern im Club der Unabhängigen, wo die Sitzung bis Mitternacht dauerte.

D. Ich nehme die Entschuldigung an, aber heute Abend ...

B. Heute Abend muß ich meinen Bericht über die Organisation der Arbeit abstatten und weiß nicht, wie spät das dauern wird; denn unser Präsident bewirthet uns mit Chablieswein.

D. Sehr schön! Ich sehe wol, daß ich Deine Dienste abermals werde entbehren müssen.

B. Der Herr ist zu vernünftig, um nicht einzusehen, daß heutzutage die Pflichten des Bürgers allen anderen vorgehen.

D. Sehr richtig.

B. Uebrigens kann der Herr selber bezeugen, ob er noch wie ehemals die Zeit findet, sich mit Versemachen zu ergötzen.

D. (Für sich). Welcher Gegenstand für „Meditationen!"

B. Uebrigens kann der Herr, dünkt mich, mit ein wenig gutem Willen wol allein zu Bette gehen, wie ein guter Republikaner.

D. Immer schöner! Es ist klar, daß ich bald genöthigt sein werde, mein Bett selber zu machen!

B. Warum nicht, es wäre das ein kleines Unglück ... und was kann's am Ende helfen! „Wie man sich bettet, so schläft man."

Russische Charakterzüge und Anekdoten.

Der Pseudo-Polizeidirektor. Nach Moskau kam ein fremder Kaufmann, der zu beabsichtigten Einkäufen eine große Summe baren Geldes bei sich führte. Zu seinem nicht geringen Schrecken füllte sich eines Morgens ohne irgend eine denkbare Veranlassung sein Zimmer mit Polizeisoldaten, und herein trat ein Mann in voller Uniform eines sogenannten Ober-Polizeimeisters (so heißt in russificirtem Deutsch dort ein Ober-Polizei-Direktor). Dieser bedeutete dem Kaufmann, er sei angeklagt, falsche Banknoten und andere Geldsorten ungesetzlichen Ursprungs nach Moskau gebracht zu haben, und müsse daher seine gesammte Baarschaft einer strengen Untersuchung unterwerfen. Der bestürzte Kaufmann legte mit der größten Bereitwilligkeit sein ganzes Geld vor, durch dessen Echtheit er seine vollkommene Unschuld darzuthun hoffte. Alles wurde umständlich inventirt, mit des Polizei-Direktors und des Kaufmanns Petschaft sorgfältig versiegelt, dem letzten ein vollständiges Verzeichniß der in Beschlag genommenen Geldsorten eingehändigt und bedeutet, am nächsten Tage um zehn Uhr früh würde man ihn vom Resultat ämtlich benachrichtigen.

Der nächste Tag kam, zehn Uhr kam auch, aber der Bescheid kam nicht, und das Geld — das kam schon vollends gar nicht.

Dem Kaufmann wurde bei weiterem vergeblichem Harren durchaus nicht besser zu Muthe, denn der größte Theil seines Vermögens stand auf dem Spiel. Nachmittags konnte er seine Unruhe nicht länger bemeistern, machte sich auf den Weg, und ließ sich beim Ober-Polizeimeister anmelden. Auf die demüthige Anfrage wegen des zur Untersuchung weggenommenen Geldes erwiederte der Polizeidirektor höchst verwundert, daß er nicht das Geringste von der ganzen Sache wisse. Wie gingen erst dem Kaufmann die Augen über, als er bemerkte, daß zwar die Uniform, ja sogar die Orden des Polizeidirektors dieselben wie gestern waren, die Gestalt und selbst die Physiognomie wenigstens ziemlich ähnlich, aber die Stirne auffallend verschieden. Der wahre Polizeidirektor sprach dem Geprellten Muth ein und bedeutete ihm, sogleich mit ihm in die schnell beorderte Equipage einzusteigen.

Hier müssen wir erwähnen, daß in Moskau folgende Einrichtung besteht: An jeder Straßenecke befindet sich eine kleine Bude, in welcher ein permanenter Polizeiposten sich Tag für Tag blos damit beschäftigt, aufzupassen, was in den anstoßenden Gassen passirt. Der Polizeidirektor fuhr nun mit dem bestohlenen Kaufmann in jene Straße, wo letzterer wohnte, und fragte den Polizei-Aufseher in der Bude am Eck: „Bin ich gestern um die und die Stunde hier durchgefahren?" Der Polizeidiener, der damals den falschen Polizei-Direktor — freilich ohne ihn zu erkennen — gesehen hatte, bejahte sogleich die Frage, worauf der wahre Polizei-Direktor sich weiter erkundigte, in welche Gasse er sich von hier aus begeben habe. Nach erhaltener Auskunft fuhr er nun in die bezeichnete Gasse, und am Ende derselben wurden an den zweiten Polizeidiener in der Bude wieder die nämlichen Fragen gerichtet. So ging es fort, bis nach ziemlich vielen kreuz- und querlaufenden Straßen endlich ein Haus angegeben wurde, in welches gestern der vorgebliche Polizei-Direktor hinein-, aber nicht mehr herausgefahren war. Hier trat nun der rechte Polizei-Direktor mit seinem schon bereit gehaltenen Gefolge und dem Kaufmanne ein, und fing an zu visitiren, war auch bald so glücklich, seinen falschen Amtskollegen, nebst den gestern gebrauchten Uniformen, Orden und dem größten Theil der gestohlenen Summen in sichere Verwahrung zu bringen. Der Kaufmann verlor nur einen unbedeutenden Theil des Geldes, welcher bereits verthan war.

Der graue Esel. Zur Zeit der Franzosenkriege, als der Feldmarschall Suwarow ganz Deutschland mit seinem Ruhm erfüllt und enthusiasmirt hatte, kehrte er einst in einem deutschen Städtchen im besten Gasthofe desselben, „zum grauen Esel" genannt, ein. Dem Wirth war schon seit geraumer Zeit sein Aushängeschild gar zu prosaisch vorgekommen, und er hätte dasselbe längst durch ein ästhetischeres ersetzt, wenn er nicht bisher ver-

geblich seinen Scharfsinn angestrengt hätte, um einen würdigen Gegenstand zu erfinnen, welcher auf einem neuen Aushängeschilde dem sonst vortheilhaft bekannten und häufig besuchten Gasthof vor den Augen der ganzen civilisirten Welt frischen, erhöhten Glanz verleihen sollte. Mit der Ankunft Suwarow's verschwand jeder Zweifel aus der Seele des hochentzückten Wirthes. Jetzt oder nie war der Augenblick zur längst ersehnten Verherrlichung des Gasthofs gekommen! Mit unzähligen Kragfüßen und Katzenbuckeln trug der Wirth seinem berühmten Gast die unterthänigste Bitte vor, hochdessen Kontrefey als Schild seines Einkehr-Wirthshauses in aller Devotion aushängen zu dürfen. Suwarow, dem es ohne Zweifel nicht wenig schmeicheln mußte, daß man ihm den Vorzug vor dem grauen Esel einräumte, gab höchst erfreut seine Einwilligung, und so wurde nach kurzer Verhandlung ein neues Aushängeschild bestellt, der graue Esel kam von seinem lang behaupteten Standpunkt herunter, und der Feldmarschall Suwarow, sammt Unterschrift in goldenen Lettern, hinauf.

Bald darauf eröffnete ein junger, angehender Wirth in demselben Städtchen einen neuen Gasthof. Demüthig kam derselbe zum Inhaber des nunmehrigen „Hôtel de Suwarow," stellte ihm vor, wie schwer es einem Anfänger sei, die von allen Seiten sich häufenden Ausgaben zu bestreiten, insbesondere wären die Kosten eines neuen Schildes sehr hoch, und so bitte er inständigst, ob ihm das überflüssig gewordene alte Aushängeschild „zum grauen Esel" für seine neue Wirthschaft aus christlicher Nächstenliebe um ein Billiges überlassen werden könne. Nicht so sehr aus christlicher Nächstenliebe, als vielmehr darum, weil es vortheilhaft schien, für den in Ruhestand versetzten grauen Esel doch noch eine Kleinigkeit einzulösen, ließ sich der alte Wirth bewegen, das nunmehr unnütze, durch mancherlei Witterungseinflüsse unscheinbar gewordene ehemalige Schild um ein Spottgeld zu verkaufen, und freute sich noch, einen so unverhofften guten Handel — wie er meinte — geschlossen zu haben.

Was der pfiffige Anfänger gehofft hatte, traf richtig ein. Der vormalige graue Esel hatte weit und breit einen so guten Ruf erworben, daß die meisten Fremden, welche durch das Städtchen reis'ten, gleich darnach fragten, und auf diese Art durch die noch nicht allgemein bekannte Schild-Veränderung jetzt häufig in das neue Wirthshaus, welches „zum grauen Esel" nunmehr rechtmäßig hieß, gelockt wurden. Zu nicht geringem Verdruß merkte der alte Wirth den ihm gespielten Possen, und um durch dieses Mißverständniß nicht noch ferner Schaden zu leiden, fügte er dem Porträt des Feldmarschalls Suwarow noch die zweite Unterschrift, in noch größeren Lettern bei: „Hier ist der wahre alte graue Esel."

Gastwirthsrechnung und Ehrenwache. Eine sehr vornehme russische Dame reis'te durch ein sächsisches Städtchen. Als sie nach eingenommener Mahlzeit abfahren wollte, ließ der sie begleitende General N., welcher die Zahlungen zu besorgen hatte, den Gastwirth holen und verlangte die Rechnung. Der Wirth, als ein einfacher Deutscher, besaß so wenig Weltkenntniß, daß er in seiner Einfalt die Rechnung so verfaßte, wie es sich nach den üblichen Preisen wirklich gebührte, weder mehr noch weniger. Der General jedoch, als hochgebildeter Russe, war gewohnt folgender Maßen zu rechnen: „Der Wirth macht, wie es sich von selbst versteht, für so vornehme Damen die Rechnung wenigstens mit doppelter Kreide. Von der zweiten unrechtmäßigen Hälfte der aufgerechneten Summe behalte ich wieder die Halbscheid für mich, bezahle das Uebrige dem Wirth baar, und lasse mir den ganzen angesetzten Betrag quittiren, so findet der Wirth seinen Vortheil und ich den meinigen." — Da nun der Gastwirth den Fehler begangen hatte, blos nur die einfachen Preise anzusetzen, so erdreistete er sich ohne weiters, den ganzen Betrag ohne Abzug anzusprechen, zur großen Entrüstung des Generals, und es kam so weit, daß der Gastwirth endlich um den Amtshauptmann schickte. Dieser überzeugte sich, daß die Rechnung nicht übertrieben sei, und bedeutete dem General, wenn er nicht gehörige Ordnung machen wolle, so würde man genöthigt sein, die Sache der Dame selbst vorzutragen. Darauf ließ es der General wohlweislich nicht ankommen, und zog es vor, die ganze Summe zu bezahlen.

In einem andern sächsischen Städtchen wurde vor dem Gasthofe, wo diese Dame abstieg, eine Ehrenwache aufgestellt. Jemand aus dem Gefolge sagte dem kommandirenden Offizier, die Dame habe befohlen, einem jeden von der Mannschaft zwei Dukaten in Gold und den Herren Offizieren ein souvenir zu verabfolgen. Der Kommandant merkte sich, wer die Zahlungen besorgte, und das war wieder der oben erwähnte General N., welcher aber den Gedächtnißfehler beging, die bereits in Aufrechnung gebrachten Dukaten und Präsente für die Ehrenwache bei sich zu behalten und mitzunehmen, da solche Dinge nicht quittirt zu werden brauchen.

Der kommandirende Offizier sah wol ein, daß der General N. über diese Zerstreuung, sobald er sie bemerken würde, untröstlich werden müßte. Um ihm also diesen Kummer zu ersparen, setzte er ihm spornstreichs nach, holte ihn bald ein, und erinnerte ihn an den übersehenen Umstand. Der gute General, der um Alles in der Welt nicht gewollt hätte, daß die Dame, welche nicht weit von ihm fuhr, von seiner Vergeßlichkeit eine Ahnung bekäme, entschuldigte sich auf das allerhöflichste, und überreichte sogleich dem sächsischen Offizier die Dukaten für die Mannschaft sammt vier schönen goldenen Uhren für die Herren Offiziere.

Franken.

(Werden fortgesetzt.)

Die Gräfin von Landsfeld ist mit der Preßfreiheit nicht zufrieden — sie begnügt sich auch mit allen übrigen Reformen nicht; sie will den Bayern durchaus die Republik bringen, denn sie veranlaßt fortwährend Aufstände. Aber die Bayern sind Deutsche, und die Deutschen sind ein loyales Volk und ein solches wird sich die Republik nicht aufdringen lassen.

Der sächsische Landesvater betet fleißig Psalmen für die Bekehrung seiner verirrten Unterthanen. Welch' ein Glück ist es doch, unter 1,600.000 Irrenden der einzige Gescheidte zu sein!

Der König beider Sicilien, d. h. der König von Neapel und vielleicht auch noch von Sicilien, versteht das Geschäft. Kaum hat er den Courier empfangen, welcher den Bericht von der Konstituirung der französischen Republik bringt, so sendet er geschwind einen Vertrauten nach Palermo, um mit den Sicilianern auf jede Bedingung abzuschließen. Recht so, „großer Handelsmann im Süden!"

Am 15. März wurde Wien frei, — am Idus des März fiel Cäsar von der Hand des Brutus; Cäsar fiel bedeckt von 23 Wunden, und 23 fielen in Wien als Opfer für die Freiheit; mit dem 15. März ging in Rom die Sonne der Freiheit unter, denn nach Cäsar kam Augustus Imperator; mit dem 15. März geht bei uns die Sonne der Freiheit auf.

Periodizität eines Landtages bietet gar keine Garantie. Eine Periode von vier, drei, zwei Jahren ist nichts; denn ein Jahrhundert kann in Träumereien verfließen, und Ein Tag kann ein Jahrhundert ausmachen. Darum kein periodischer, sondern ein permanenter Landtag, d. i. ein alljährlicher, dessen kurze Interwallen als Ferien, und zur Läuterung und Erneuerung des Repräsentantencorps dienen.

Ein witziger Potentat will seinem sächsischen Brüderchen mehre tausend Söldlinge leihen. Wenn es aber darauf ankommt, dürfte in diesen vermeintlichen Maschinen ein sehr unliebsames, individuelles Leben rege werden, ein teutsches Freiheitsleben und Einheitsgefühl und der Zweck, die Beförderung der geliebten sächsischen Unterthanen zur ewigen Seligkeit, wird verfehlt sein. — Und so unvorsichtig zu sein, den Besen wegzuleihen, wenn man bei sich selbst zu kehren hat! Da seid Ihr aber auf dem Holzwege, meine Freunde, wenn Ihr glaubt, Fritz sei unvorsichtig; o nein, auch ist er viel zu religiös, um unter seinen geliebten Kindern ein Blutbad anzurichten, er „dient ja nebst seinem Hause dem Herrn!" Er tritt blos hin, und lies't den Rebellen seine Thronrede vor, worauf diese Unglücklichen sofort Hand an sich selbst legen, um der gräßlichsten aller Todesarten zu entgehen. — Uebrigens ist Fritz kein geheimer Katholik, er ist ganz Protestant. Er hat auch wegen Neuenburg protestirt.

Scherz und Laune.

„Ich komme, sobald ich kann," versprach ein junges Mädchen ihrer Freundin. „Ach," ruft ihr diese nach, „komm' noch ein wenig früher."

„Wie geht es Ihnen?" wurde unlängst ein armer Teufel gefragt, den gute Laune und Frohsinn nie verließen. „Sehr wohl,"

lautete des Gefragten Antwort; „ich beſitze, was ich benöthige und etwas darüber. Sie ſtaunen? Keine Lüge, ich habe, was ich brauche — einen Mund, und etwas darüber — eine Naſe.“

Bei einer Tanz-Unterhaltung forderte ein junger Herr ein Mädchen zum Walzer mit den Worten auf: „Iſt's gefällig, Fräulein?“ — Das Mädchen erwiederte: „Ich dank' Ihnen, ich bin für den ganzen Ball ſchon veraccordirt.“

Die Sprache der Grobheit iſt die Ohrfeige. Gormaz ohrfeigt den Vater des Cid, die Königin Eliſabeth ohrfeigt mit jungfräulicher Hand den geliebten Eſſex, und der Dey von Algier ohrfeigt den franzöſiſchen Geſandten. Wahrlich an die Ohrfeige knüpft ſich ein Stück Weltgeſchichte. Die Ohrfeige iſt die eigentliche Manifeſtation der Grobheit, das Beſtreben der abſoluten Grobheit, mit einem Objekt in die innigſte Berührung zu kommen. Eine Ohrfeige iſt noch heutzutage die deutlichſte Sprache. Es gibt Perſonen, die keine andere Sprache reden, und es gibt Menſchen, die keine andere Sprache verſtehen.

Die deutſche Sprache bezeichnet einen Grobian mit dem Ausdruck: „Flegel.“ Dieſe von der Landwirthſchaft hergeholte Benennung iſt durchaus erſchöpfend; denn wo keine Gewalt mehr ein goldenes Korn aus dem menſchlichen Herzen zu locken vermag, da kann oft ein Grobian mit ſeiner weltbezwingenden Flegelei noch viele Körner herausdreſchen. Die milde Weisheit und die ſanfte Humanität müſſen ſich ohnmächtig zurückziehen, wenn die geſtegelte Grobheit in's Feld rückt.

Dieſer Tage begegneten ſich zwei Freunde, der eine war mit einem leichten Sommerröckchen gekleidet, der andere mit einem Winterrocke. Erſteren fror entſetzlich, da ſprach der Andere: „Lieber Freund, Dir iſt ja entſetzlich kalt, Dir klappern die Zähne vor Froſt, warum ziehſt Du denn nicht Deinen Winterrock an?“ — „Das iſt leider unmöglich,“ antwortete jener, „denn ich habe ihn verſetzt.“ — Der Andere: „So hefte Dir wenigſtens den Verſatzzettel an, damit die Leute doch ſehen, daß Du einen Winterrock haſt.“

Gute Ausrede. Ein Studirender, der mehre zweite Klaſſen mit nach Hauſe brachte, verſicherte ſeine ſich darüber wundernde Mutter, daß er dieſelben ohne alle Anſtrengung erhalten habe.

Korporal: „Wenn der Soldat im Wirthshauſe Streit bekommt, ſo hält er ſich zurück, trinkt ſein Bier ruhig aus und geht. Haſt Du's gehört? Was thuſt Du alſo, wenn Du mit Jemanden Streit bekommſt?“ — Rekrut: „Ich trinke ruhig ſein Bier aus und gehe.“

Zwei Herren hielten gemeinſchaftlich die „Allgemeine Zeitung.“ Vor dem Schluſſe des dritten Quartals erklärt A dem B, daß er von dem nächſten Quartal ab die Zeitung nicht mehr mit ihm halten werde, weil der Preis des Viertel-Quartals derſelben jetzt gerade ſo hoch geſtellt wäre, wie vordem jener des ganzen Quartals; dieſer Preis ſei ihm aber zu hoch. — Eine irrige Leſung der Annonce hatte ihn aber zu dieſer Meinung veranlaßt. Er las nämlich ſtatt: „Der Preis des vierten Quartals beträgt u. ſ. w.“ — „Der Preis des Viertel-Quartals beträgt u. ſ. w.“

Dreiunddreißig Jahre voraus. An der Straße von Karlsbad nach Elbogen ſteht ein hölzernes Kreuz mit der Jahreszahl 1881. Wahrſcheinlich hat ſich Jemand den Scherz erlaubt, aus der ſchlecht ausgeführten Ziffer (1831) durch Nachſchneiden die 8 zu bilden.

Irrige Anſicht. Ein Bauer, welcher einer öffentlichen Prüfung beigewohnt hatte, wurde zu Hauſe gefragt, ob dieſelbe denn ſo lange gedauert. — „Ei, da werdet Ihr Euch wundern,“ war die Antwort, „hat doch das Chriſtenthum allein eine volle Stunde gedauert!“

Irriges Leſen ohne die Wahrheit zu beeinträchtigen. In einer Schule las ein kleines Mädchen aus dem Katechismus folgende Stelle vor: „Die Engel ſind pure Geiſter, welche Verſtand und Willen, aber keine Weiber haben.“

Seltenes Alter. Im Kurorte Franzensbad brauchte im Jahre 1845 ein Herr mit ſeinen beiden Schweſtern die Kur, deren ſämmtliches Alter gerade die runde Zahl 200 Jahre betrug.

Stammbuchaufſatz von Anaſtaſius Grün. Als dieſer gefeierte Dichter im vorigen Jahre in Franzensbad die Kur gebrauchte, ſchrieb er einem Kurgaſte, auf deſſen Aufforderung, folgenden Aufſatz in das Stammbuch:

„Des Schmerzens Quellen fluten allerwegen,
Des Heiles Quelle rieſelt einſam abgelegen.“

Charade von Schleiermacher.

„Feſt von dem Dritten umſchlungen,
Strebt das vollendete Ganze zu den zwei Erſten empor.“
Auflöſung: Galgenſtrick.

„Buben, ſitzt einmal wie die Studenten, nämlich aufrecht, mit unterſchlagenen Armen!“ rief ein Dorfſchullehrer, der ſchon alle Mittel fruchtlos verſucht hatte, ſeine Schulkinder in Ruhe zu erhalten. Das Wort „wie Studenten“ half und ſein Befehl wurde ſchnell vollzogen. Ein Knabe allein verblieb in ſeiner bequemen Stellung. Vom Lehrer befragt, warum er nicht auch ſo ſitzen wolle wie Studenten, antwortete er ganz phlegmatiſch: „Ich brauche das nicht, ich werde ein Schuſter!“

In einer Geſellſchaft wurden Pfänderſpiele veranſtaltet, zu deren Löſung unter Anderem auch Definitionen verſchiedener Wörter verlangt wurden. Von ſchönem Munde verlangte man die Erklärung des Wortes: Redakteur. Nach kurzem Beſinnen erwiederte die Gefragte: „Redakteur iſt derjenige, welcher Andern hilft und dem von Andern wieder geholfen wird.“

Definitionen. Ein unlängſt in London erſchienenes Büchlein, betitelt der Rath der Vier (weil es von vier Freunden in gemüthlichen Stunden beim Kamine zuſammengeſtellt wurde), enthält eine Reihe von Definitionen verſchiedener Wörter und Begriffe, deren wir hier nur einige anführen:

Spiegel: Ein Tagebuch, in welchem die Zeit ihre Reiſen aufzeichnet.

Geizhals: Ein Armer aus Liebhaberei. — Ein Liebhaber, der ſich mit einem Blick begnügt.

Civiliſation: Der Kampf der Menſchheit, emporzukommen, in welchem Millionen todtgetreten werden, damit auf deren Leibern Tauſende ſteigen.

Ballſaal: Der Kampfplatz für moderne Amazonen.

Tabak: Ein dreifaches Memento mori: Staub für die Naſe, Aſche für den Mund und Gift für den Magen.

Leben: Eine gezwungene Reiſe auf gefährlicher Straße, auf welcher man jedoch um ſo leichter reiſ't, je mehr Gepäck man beſitzt.

Eiſen: Die Knochen des Rieſen Civiliſation.

Stadt: Ein menſchlicher Bienenkorb ohne Honigſcheibe.

Geld: Der größte Sklavenbeſitzer in der Welt.

Erfahrung: Die Narben unſerer Wunden.

Unter den Todtenanzeigen heißt es: Aloiſia Schupfenberger, alt 3 Tage, abſolvirte Paukenſchlägers Tochter.

In Caſſel darf kein Händler mit Korbwaaren auf der Straße rufen: „Kauft Körbe!“ — unter Polizeiſtrafe. Haben dies Verbot vielleicht die Caſſeler Damen bei der Behörde durchgeſetzt, weil ſie ſelbſt in dem Artikel machen?

Ein Mittel gegen ehelichen Zank, welches wir als probat empfehlen, verſchrieb ein launiger Doktor einer böſen Frau, die immer Schläge von ihrem Manne bekam. Sie mußte jedesmal, wenn ihr Mund böſe ward, den Mund voll Roſenwaſſer nehmen, und damit hatten alle Thätlichkeiten in der Ehe ein Ende.

Zum Modebilde Nr. 3.

1. Soiréeanzug. Weſte von geblümtem Atlas; Schuh und weißſeidene gemuſterte Strümpfe.

2. Robe von grauem Pecking, garnirt mit dreimaligem Beſatz von ſchwarzen Spitzen und am Vordertheil mit Schleifen von ſchwarzem Sammtbande geziert. Kopfputz: Blumen und Laubwerk von ſchwarzem Sammt.

3. Blumenkranz à la Leopold Robert. Ober- und Unterkleid von roſafarbenem Tull, erſterer iſt garnirt mit Bauſchſtreifen und mit kleinen Bandroſen oder Schleifen; die übrige Robe iſt mit Seidenbändern von gleicher Farbe aufgeputzt, welche mit Bandſchleifen mit flatternden Enden verſehen ſind. Unterrock von Roſaatlas. Schuhe von weißem Atlas, ſeidene Strümpfe.

Morgenanzug. Hemde mit goldenen Knöpfen. Schlafrock von violetfarbenem Sammt; rothſeidene Schärpe; gelbe Schuhe; rothe Tricots.

Bilder-Magazin.

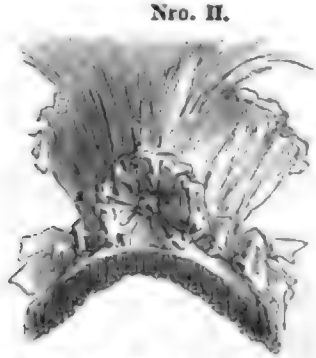
Madame Birch-Pfeiffer und ihre Hüte.

Die „illuſtrirten Blätter" haben vor einigen Jahren eine Abbildung der verſchiedenen Hüte gebracht, welche Napoleon in den merkwürdigſten Momenten ſeines Lebens auf dem Kopfe trug; zum Gegenſatze bringen wir eine Abbildung jener Hüte, welche Frau Birch-Pfeiffer in den verſchiedenen Perioden trug, als ſie ihre Dramen bearbeitete.

Nro. I.

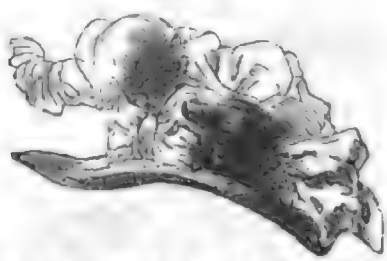
In dieſem Hute ſteckte der Kopf der Frau Birch-Pfeiffer, als ſie den Roman „Thomas Tyrnau" von Mad. Paalzow zu einem Schauſpiele verarbeitete.
O, Thomas Tyrnau, verſchone uns!

Nro. II.



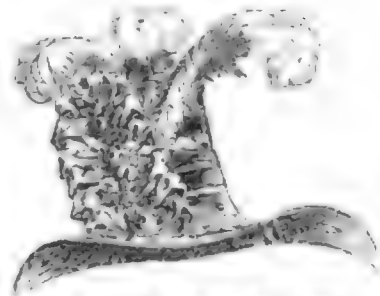
Dieſen Hut trug Frau Birch-Pfeiffer, als ſie ihren „Glöckner von Notredame" nach Victor Hugo's Roman bearbeitete.
O, Quaſimodo, ſtirb für uns!

Nro. III.



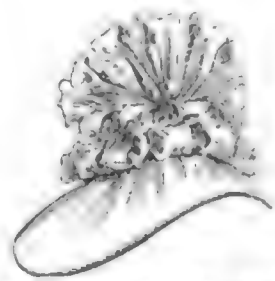
Dieſer Hut war Zeuge, wie Frau Birch-Pfeiffer den Roman der „Freiknecht" von Storch zu einem Schauſpiele bearbeitete.
O, Hinko, erlöſe uns!

Nro. IV.



Dies iſt der Hut, welchen Frau Birch-Pfeiffer trug, als ſie den „Scheibentoni" nach der Spindler'ſchen Erzählung bearbeitete.
O, Scheibentoni, erhöre uns!

Nro. V.



Dies iſt der Hut, welchen Frau Birch-Pfeiffer trug, als ſie „Mutter und Sohn" nach Friederike Bremer's Roman bearbeitete.
O, Mutter und Sohn, bleibt ferne von uns!

Nro. VI.

Dieſen ſehr merkwürdigen Hut trug Frau Birch-Pfeiffer, als ſie aus Auerbach's: „Profeſſorin" ihr Stück: „Dorf und Stadt" fabricirte.
O, Du Frau Profeſſorin, bleib' fern von uns, verſchone uns, erlöſe uns, erhöre uns und ſtirb für uns!

(Die Fortſetzung folgt, ſobald Frau Birch-Pfeiffer keine deutſchen Novelliſten mehr plündern, und nur durch Selbſterfundenes Geld einnehmen wird.)

DIE STERNLEIN.

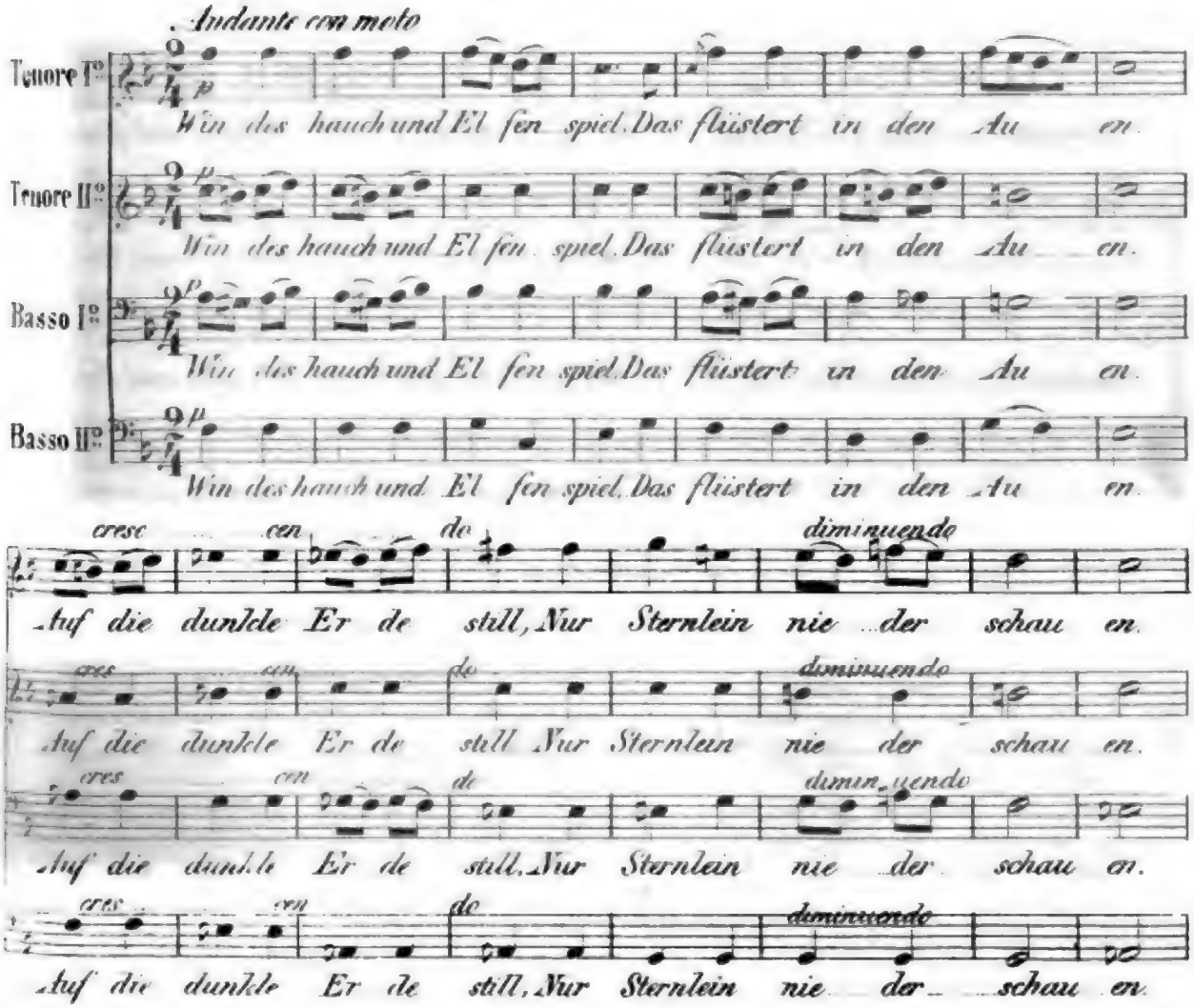
Gedicht von A. Riedl: in Musik gesetzt

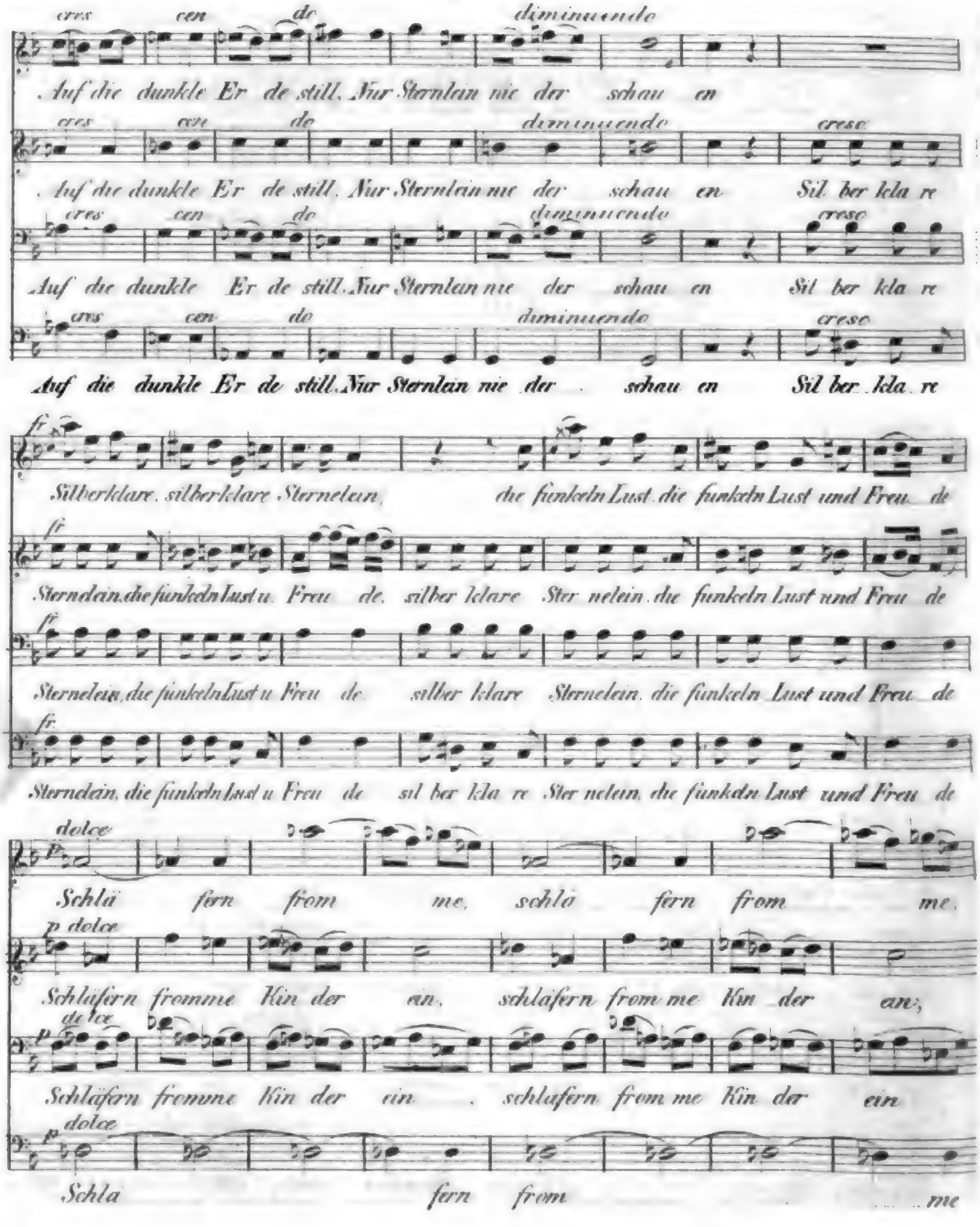
für

vier Männerstimmen

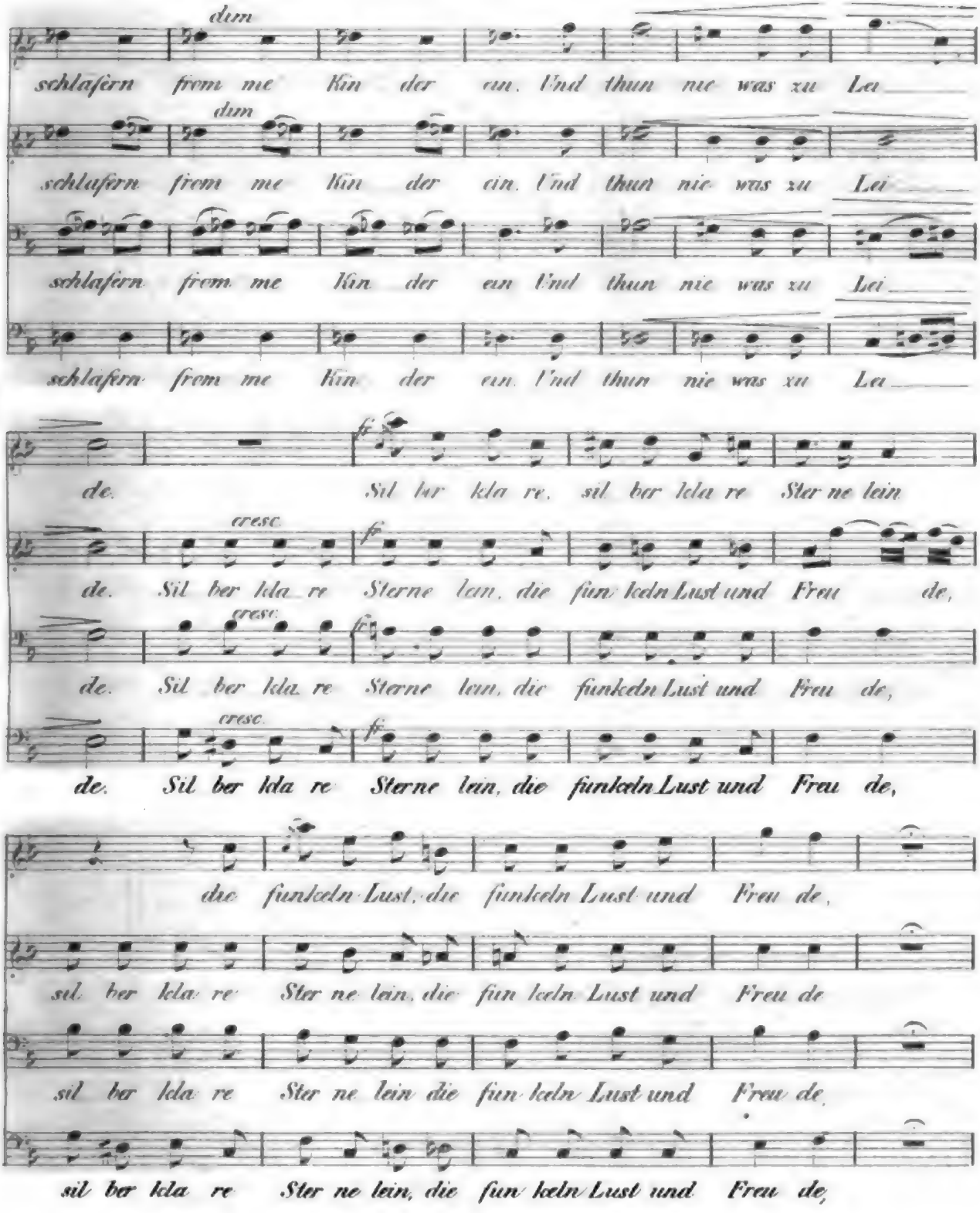
von

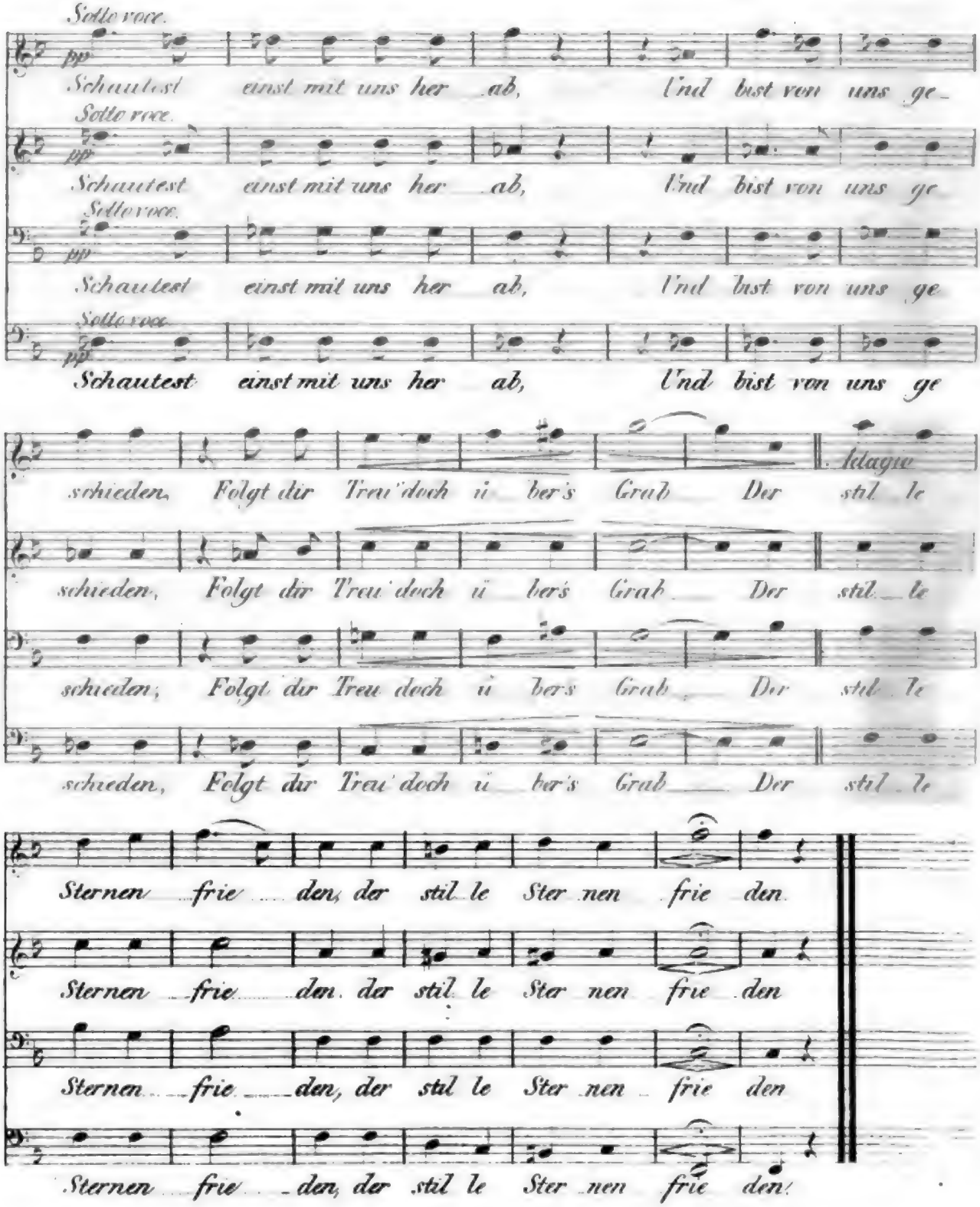
H. Emil Titl.





Digitized by Google


dim
schlafern from me Kin der ein. Und thun nie was zu Lei
dim
schlafern from me Kin der ein. Und thun nie was zu Lei
schlafern from me Kin der ein Und thun nie was zu Lei
schlafern from me Kin der ein Und thun nie was zu Lei
de. Sil ber kla re, sil ber kla re Ster ne lein
cresc.
de. Sil ber kla re Sterne lein, die fun keln Lust und Freu de,
cresc.
de. Sil ber kla re Sterne lein, die funkeln Lust und Freu de,
cresc.
de. Sil ber kla re Sterne lein, die funkeln Lust und Freu de,
die funkeln Lust, die funkeln Lust und Freu de,
sil ber kla re Ster ne lein, die fun keln Lust und Freu de
sil ber kla re Ster ne lein die fun keln Lust und Freu de,
sil ber kla re Ster ne lein, die fun keln Lust und Freu de,


Sotto voce.
pp
Schautest einst mit uns her ab, Und bist von uns ge
Sotto voce.
pp
Schautest einst mit uns her ab, Und bist von uns ge
Sotto voce.
pp
Schautest einst mit uns her ab, Und bist von uns ge
Sotto voce.
pp
Schautest einst mit uns her ab, Und bist von uns ge
schieden, Folgt dir Treu' doch ü ber's Grab Der stil le
schieden, Folgt dir Treu' doch ü ber's Grab Der stil le
schieden, Folgt dir Treu doch ü bers Grab Der stil le
schieden, Folgt dir Treu' doch ü ber's Grab Der stil le
Sternen frie den, der stil le Ster nen frie den
Sternen frie den, der stil le Ster nen frie den
Sternen frie den, der stil le Ster nen frie den
Sternen frie den, der stil le Ster nen frie den

Mörder und Kind.

Novelle von J. Alexander Medis.

Es war Concert angekündigt — ein Herr L. wollte sich produziren auf einem neu erfundenen Strohinstrumente. Es war den 16. Jäner 184 — und grimmig kalt.

Herr von Walter ließ sich seine Stiefeln lakiren, schmierte seine Haare mit Rosenpomade, zog seinen nußbraunen Paletot und seine weißen Glacé-Handschuhe an und begab sich in den Concert-Saal mit dem Anstand eines Mannes, der es auf Eroberungen abgesehen hat. Und Herr von Walter machte Eroberungen in der heurigen Saison. Die junge, schöne geld- und geistreiche Witwe von Saalen war in ihn verliebt. Er betheuerte dies auf Ehre und Hr. von Walter hatte eine Ehre, so unbefleckt, wie seine Handschuhe.

Herr von Walter war eingetreten und der ganze Concert-Saal duftete wie ein Rosengarten. Er strich sich ein Paarmal die Haare glatt, besann sich aber, daß seine Handschuhe dabei beschmutzt werden möchten, stellte daher diesen Unfug ein und zog seine Lorgnette heraus. Die schöne Welt fühlte sich entzückt über diese Artigkeit, denn Herr von Walter besaß eine unnachahmliche Fertigkeit in der Lorgnettenbeschauung.

Drei junge Fräuleins, die heute das Erstemal das Concert besuchten und eine alte Gouvernante waren augenblicklich in ihn verliebt. Herr von Walter fühlte das und warf sich in die Brust.

Nach Verlauf von ungefähr einer Viertelstunde trat Frau von Saalen in den Concert-Saal. Sie war weiß gekleidet, hatte eine rothe Schleife im Haare und Locken. Uebrigens war sie sehr hübsch, hatte eine griechische Nase, einen Mund, nicht größer, als die Oeffnung einer Rosenknospe und zwei Augen, so strahlend, wie das Licht sämmtlicher Millikerzen. Bei ihrem Eintritte wurden nicht weniger, als fünfundvierzig Lorgnetten und Herr von Walter selbst in Bewegung gesetzt, der so leichtfüßig galant auf sie zuschritt, als wäre er schon seit seinem dritten Jahre Tanzmeister gewesen.

Aber Herr von Walter war keineswegs Tanzmeister, sondern er war ein Mann, der von eigenen Mitteln lebte, das heißt, er war ein Mann, der gar nichts that, und jährlich einige Paar Stiefeln und viele Pflastersteine zu Grunde richtete. Er hatte Equipage und ein Reitpferd und sagte, daß er ein ganz glücklicher junger Mann sei. Ich glaube, daß er dies deswegen behauptete, weil er sechsundzwanzig Jahre alt und nicht verheiratet war.

Frau von Saalen begrüßte ihren Anbeter mit einem charmanten Lächeln, das ihn überaus glücklich machte. Sie fragte ihn sodann, wie es um sein Befinden stehe, worauf er sie um das ihrige fragte, worauf sie erwiederte, daß sie etwas leidend wäre, worauf er behauptete, daß er in Verzweiflung sei, worauf sie sagte, daß er mit Gefühlen Spott treibe, worauf er entgegnete, daß er Blut und Leben für sie opfern wolle.

In diesem Augenblicke trat ein Chevaurlegers-Offizier zu den beiden Liebenden. Er war ein großer Mann mit einem kugelrunden Kopfe, schönem blonden Haare, das er kurz zugeschnitten hatte! trug einen langen, weißen Rock und einen noch längern Säbel und hatte gewaltige Sporen an seinen Stiefeln, mit denen er abwechselnd hin- und herscharrte, wahrscheinlich, um sich zu überzeugen, daß er keinen verloren habe. Seine Unterhaltung war lebhaft und fließend und er that sich etwas zu Gute darauf, zwei Novellen geschrieben zu haben, die beide in den Zeiten Friedrich des Großen handelten. Von seinen Kameraden wurde er der große Fritz genannt, er selbst aber nannte sich Friedrich Baron von Holzeisen, und wenn er bei guter Laune oder in Fräulein aus guter Familie verliebt war, so bedurfte er keiner großen Aufmunterung um darzuthun, daß sein Adel so alt wäre, wie die Gärten der Semiramis. Bei dem Allen war er ein Mann von vortrefflichem Herzen und einer guten Dosis von Gefühl, das ihm das Jahr hindurch manchen schlimmen Streich spielte und je zu zwölf Monaten vierundzwanzig Ehren-Geschichten auf den Hals brachte. Ganz verschieden aber von manchen Herren seines Standes prahlte er nie weder mit seinem Muthe, noch mit seinen überstandenen Abenteuern, sondern bekannte immer freimüthig, es werde ihm förmlich nervenfieberartig zu Muthe, wenn er sich in irgend eine barbarische Schlacht hineindenke, wo es Kugeln regne und Haubitzen hagle und man vor ewigem Flintengeknatter und Kanonengedonner sein eigenes Wort nicht mehr verstehen müsse. Uebrigens war der Herr Baron etwas eifersüchtiger Natur und da er seit vierzehn Tagen leidenschaftlich in Frau von Saalen verliebt war, so eilte er mit dem Ungestüm eines hitzigen Ehemannes an die Seite der schönen Witwe.

Der Baron und Herr von Walter warfen sich grimmige Blicke zu, etwa wie zwei Kampfhähne, nur hat man nie gesehen, daß um den Mund eines Kampfhahnes ein spöttisches Lächeln gelegen, was jedoch bei Herrn von Walter der Fall war und vielleicht so viel sagen sollte, als: „Entreiße sie mir, wenn Du kannst!“ Als dieses vorüber war, grüßten sie einander mit all' der Süßigkeit, die man nur zwischen Todfeinden bemerken kann, drückten sich mit einer äußerst erbaulichen Rührung die Hände und sagten, daß sie ganz entzückt seien, sich beiderseitig so wohl zu sehen.

Sind zwei Männer gleichzeitig in eine Dame verliebt, so kann sich diese immer darauf freuen, gut unterhalten zu werden, im Falle, daß dieselben die Gabe dazu besitzen, denn Jeder von ihnen wird das Quecksilber der Liebenswürdigkeit im Thermometer der Gefallsucht durch die heiße Temperatur des Egoismus auf der höchsten Grad treiben. So geschah es auch hier und als endlich Herr L. seine Production auf dem Strohinstrumente begann, so unterbrach er die beiden Nebenbuhler gerade in einer höchst interessanten Abhandlung über die Wirkungen der Liebe, welche Frau von Saalen schon einige Male ein sehr bedeutungsvolles Lächeln gekostet hatte.

Das Concert war beinahe vorüber, als das Geräusch eines Eintretenden die lautlose Stille unterbrach, mit welcher man einer Variation auf der Violine zuhorchte, die von einem berühmten Geigen-Virtuosen vorgetragen wurde. Erzürnt über die Störung wandten sich einige Köpfe mit dem

Ausdrucke des Unwillens der Thüre zu, Andere flüsterten: „St! St!“ und wieder Andere lispelten ihren Nachbarköpfen zu, daß doch keinen Augenblick lang Ruhe sein könne. Dadurch aber wurde, wie natürlich, das Geräusch keineswegs gedämpft, indem nun Jeder, der gerade katarrhalisch war, die Unterbrechung benützte, um mit Muße husten und pusten zu können.

Als die Ruhe wieder hergestellt war, bemerkte man, daß sich der Urheber der Störung vorwärts gedrängt hatte und sich in der Mitte des Saales, dicht hinter von Frau von Saalen und ihren beiden Anbetern befand. Bereits hatte ihr Herr von Walter schon einige Male zugelispelt, daß er in diesen Augenblicken gerne sterben möchte, wenn er das Bewußtsein ihrer Liebe mit hinüber nehmen dürfe, worauf ihm die Gnädige entgegnete, daß er immer so romantische Gedanken habe und dabei dachte, daß die Welt nicht sehr viel verlieren würde.

Um aber auf den Eingetretenen zurückzukommen, über dessen Störung man allgemein seinen Unwillen geäußert hatte, so war dieser im ganzen Saale von Niemanden gekannt. Er war von hohem, kühnem Wuchse, hatte glänzendes, schöngelocktes Haar, zwei schwarze Augen, die wie glimmende Kohlen funkelten, eine bleiche Gesichtsfarbe und ziemlich regelmäßige, aber verdüsterte Züge. In seinem Anzug sprach sich der feinste Welton und die höchste Eleganz aus und so mußte er bald der Ruhepunkt mancher Blicke und der Gegenstand der Muthmaßungen für einige neugierige Damen werden.

Er aber stand da — ernst, kalt, unbekümmert um all' den Unwillen, den er veranlaßt, um alle Blicke, die auf ihn sich wandten und nur zuweilen ließ er wie forschend sein Auge durch den Concertsaal schweifen, als ob er Jemanden zu suchen schiene. Plötzlich nahm sein Gesicht den Ausdruck einer hämischen Freude, einer unvermutheten Ueberraschung an und sein Blick ruhte fest und durchdringend auf der Gestalt der schönen Witwe von Saalen. Um seinem Erstaunen, seiner Freude, oder welch' Gefühl ihn immer beherrschen mochte, Luft zu machen, setzte er plötzlich seinen Fuß nach vorwärts und trat damit Herrn von Walter so heftig auf die Zehe, daß dieser, sich erinnernd, wie übel seine Leichdorne bei einer solchen Mißhandlung mitgenommen werden dürften, und alle seine zärtlichen Gefühle, ja alle Convenienz bei dieser Erinnerung vergessend, sich umwandte und laut ausrief: „Welcher Grobian!“

Als er aber des Mannes ansichtig geworden, der so wenig die zarten Rücksichten zu kennen schien, die ein gefühlvolles Herz dem andern schuldig ist, so mäßigte er seinen Ingrimm und sagte ruhiger: „Mein Herr! Sie haben mich auf den Fuß getreten!“

Dieser antwortete nichts, sondern blickte starr auf den Sprecher und dann noch starrer auf Frau von Saalen und trat dann hastig wieder einen Schritt nach vorwärts, wobei der linke Fuß des Chevauxlegers-Offiziers ebenfalls in Gefahr gerieth, so grausam getreten zu werden, wie der seines Nebenbuhlers.

Indeß hatte das Concert sein Ende erreicht und allenthalben, schickte man sich zum Aufbruch an. Der Baron fing bereits wieder an, sentimentale Redensarten hören zu lassen, wie dies in Abendstunden seine Gewohnheit war, und Herr von Walter hatte schon eine Menge Seufzer ausgestoßen, als sich Frau von Saalen erhob und zum Gehen anschickte.

Der Fremde mit den glühenden Augen stand dicht hinter ihr, unbeweglich wie eine Statue, und maß sie mit sonderbaren Blicken. Und als sich nun die schöne Witwe umwandte, und ihr Auge wie zufällig auf den Fremden fiel, so entfuhr ein leiser, halb unterdrückter Schrei ihren Lippen und es fehlte wenig, so wäre sie in Ohnmacht gesunken. Rasch drängte sich nun der Fremde an sie und sagte: „Erschrecken Sie nicht, meine Theuerste! Unser nächstes Zusammentreffen wird hoffentlich ungestörter sein!“

Mit diesen Worten war der Mann verschwunden. Frau von Saalen stand noch immer still und unbeweglich, als ob sie befürchtete, noch einmal den Klang dieser Stimme zu hören, und erst nach einigen Sekunden wagte sie es, den Kopf zu wenden und mit tiefem Aufathmen den Baron zu fragen, ob der Mann fort wäre.

Der Lieutenant aber und Herr von Walter waren stumm vor Staunen und Verwunderung. Endlich lösten sich ihre Zungen zu tausend Betheuerungen, daß sich die gnädige Frau durchaus vor Nichts zu fürchten habe; sie wollten ihre guten Engel sein. Der Mann sei ein hergelaufener Grobian, der ein Gesicht wie ein Straßenräuber habe, ein wildfremder Mensch, der keine Art besitze, dem jedes Gefühl ein Unding sei und der weit bessern Männern, als er selber sei, sans gêne auf die Füße trete. Dann bot ein Jeder der Witwe seinen Arm an, um sie bis zu ihrem Wagen zu geleiten und dann seine Gesellschaft bis nach Hause — ein Antrag, welcher aber gegen Beide abgelehnt wurde, indem sie bemerkte, daß sie für die zarte Aufmerksamkeit danke, für heute aber gewillt sei, allein nach Hause zu fahren, und sie durchaus nichts befürchte, da sie sich von zwei so tapfern und muthbeseelten Männern in Schutz genommen wisse. Und so schritt sie von dannen!

Die beiden Nebenbuhler sahen sich mit stillem Frohlocken an, daß Keiner vor dem Andern einen Vorzug genieße, dann meinte der Offizier, daß er die Gage für einen Monat darum geben wollte, wenn er erfahren könnte, was der Fremde der Witwe in die Ohren gelispelt habe und wollte durchaus an Herrn von Walter seinen Säbel verwetten, daß hier ein Geheimniß obwalte, Herr von Walter aber rückte an seinen Brillen und sagte, er werde über die Sache nachdenken. Hierauf erzählte er im Weitergehen, wie ihm der Unbekannte auf die Füße getreten, wobei der Lieutenant seine Sporen mehr als gewöhnlich klirren ließ und erwiederte, daß eine solche Beleidigung Satisfaction verlange, womit Herr von Walter ganz einverstanden war. Dann gaben sie sich die Hände und trennten sich mit der Versicherung ewiger Freundschaft, wie dies gar häufig bei Leuten geschieht, die einander nicht leiden mögen.

Während die beiden Anbeter der Frau von Saalen jeder seinen eigenen Weg verfolgend, sich in den rosigen Irrgewinden süßer Hoffnung ergingen, schritt jener Unbekannte rasch die belebten Straßen der Hauptstadt entlang und bog endlich in eines jener Winkelgäßchen, deren einige man in jeder größern Stadt treffen kann, und in welche sich Armuth, Laster und Verbrechen, wie lichtscheue Eulen zurückziehen. Am Eingange dieser Gasse brannte eine Laterne, von welcher bereits einige Gläser fehlten und deren

Licht in dem Luftzuge hin und her flackerte. Die Stange, an der sie hing, war morsch und halb verfault und jeder Vorübergehende war in Gefahr, von ihr erschlagen zu werden.

Als der Mann in die elende Beleuchtung dieser Laterne gekommen war, so erschien sein Gesicht in dem fahlen, zuckenden Lichte noch bleicher und grimmige Schatten lagerten auf demselben. Sein Mund bewegte sich und einige murrende Laute ließen errathen, daß er mit sich selber spreche. Sein Gang war bisher immer schneller geworden, je mehr er durch das auch bei Nacht und Dunkelheit noch lebende Geräusch der Hauptstraßen schritt — jetzt aber wurde sein Schritt abwechselnd schnell und langsam, wie der eines Menschen, der über Wichtiges nachdenkt. Kaufleute, die bald Banquerott machen, Marketenderinen, die viele Schuldposten auf ihren Tafeln haben und Schriftsteller, welche die zweite Ausgabe ihrer Werke besorgen, bedienen sich eines solchen Ganges.

An einem entfernten Thurme der Stadt schlug es Zehn. Die Glockenklänge tönten wie Geisterruf in diesem abgelegenen Stadttheile und weckten den Mann aus seinen Träumen. Er stand still, schaute sich um und lachte.

„Endlich!" murmelte er vor sich hin, „endlich doch gefunden! Hier also mußte ich sie treffen, hier, wo ich sie schon so viele Male gesucht und nie gefunden — Weib! Weib! Dein Unglücksstern ist wieder aufgegangen und wird sobald nicht wieder versinken, und wenn er versinkt, so versinkst Du mit ihm! Und wie sie erschrack bei meinem Anblick — beim Teufel! Ich glaube gar, sie ist der Sünde abtrünnig geworden und hat sich zur Tugend bekehrt — das wäre dumm! Aber ich will ihr tugendhaftes Herz durch meine Drohungen aus seinen Verschanzungen heraustreiben; will ihr die Schande und den Fluch der ganzen Mitwelt zu bedenken geben und der Knabe? — Sie muß mein Schweigen erkaufen und theuer erkaufen und ich will noch ein flottes Leben führen, ehe man mich an den Galgen hängt, wie mir der alte Lukas aus meinen Stirnadern prophezeite. Hahaha!"

Sein eigenes Lachen erschreckte ihn. Er schaute nach rückwärts.

„Robert!" tönte plötzlich eine weibliche Stimme von der Gegend her, nach der er sich gewendet. „Wohin eilst Du noch, Robert? Den ganzen Tag über warst Du nicht zu Hause und selbst in den dunklen, unheimlichen Stunden der Nacht läßt Du mich allein! Ach, was willst Du in dieser Stadt hier! Du hast mir versprochen, daß Du Dich durch Deiner Hände Arbeit ernähren und ein ehrlicher Mann werden willst und nun? Du hast mich betrogen, Robert, denn Du führst nichts Gutes im Sinne! O, laß Dich warnen. Du gehst Deinem Untergange entgegen!"

„Schweig', albernes Ding!" war die barsche Antwort des Angeredeten. „Wer sagt Dir, daß ich nicht ehrlich bin? Possen das! Weibergedanken! Denn Du und Dein Geschlecht, käut ewig das dürre, ausgedroschene Futter der Gegenwart, während der Mann säet, um in der Zukunft ernten zu können! Höre, Cäcilie, in einigen Tagen bin ich ein reicher Mann und dann — dann will ich meinetwegen das werden, was Du nach Deinen Begriffen ehrlich nennst. Schon der Reichthum allein wird mich so ehrlich machen, als Du es nur immer verlangen kannst, mag es auch da innen aussehen, wie es will. Was schiert sich da die Welt darum?"

Diese Worte hatte er mit einem jungen Frauenzimmer gewechselt, die aus einer Seitengasse getreten war. Sie war hübsch und elegant gekleidet; man hätte sie ihrem Aeußern nach niemals in dieser Gasse gesucht.

„Wo ist Louis?" fragte der Mann weiter.

„Er schläft," erwiederte das Mädchen, während ihm Thränen in die Augen traten. „Das arme Kind — den ganzen Tag über hat es geweint, vielleicht, weil es Dich nicht sah. Robert! Du weißt ja, der Knabe liebt Dich: und Du liebst ihn auch, nicht wahr? Robert, Du liebst ihn?"

„Laß mich mit Deinem Gewäsche," antwortete Robert unmuthig, „und geh' nach Hause. Der Knabe ist ein Kapital," fuhr er gleichsam mit sich selbst sprechend, „das mir manche schöne Zinsen eintragen soll. Höre, Mädchen! Der Knabe muß gut behandelt werden, er ist ein schöner Junge und mein Liebling. Du weißt ja, ich liebe kleine Kinder, besonders wenn sie die Söhne reicher Eltern sind und ein splendides Kostgeld zahlen! Aber das verstehst Du nicht, denn in Deinen Beutel mag noch wenig davon gefallen sein!"

Er lachte leise und unheimlich vor sich hin und im Auge des Mädchens perlte eine Thräne.

„Gedenkst Du nicht nach Hause zu gehen, Robert?" fragte diese nach einer Pause, während sie seine Hand ergriff und vergebens zu lächeln versuchte. „Es ist schon so spät und ich fürchte mich allein! Es träumen mir so sonderbare Dinge!"

„Dein alter Buhle wird Dir noch im Kopfe spucken, hahaha!" erwiederte Robert. „Schlag' ihn Dir aus dem Sinne, wie er Dich aus dem Sinne geschlagen haben wird! Doch deswegen weine nicht, Thörin! Ich kann Dich so gut lieben, als ein Anderer und kann Dich eben so gut zu einer noblen Frau machen, wie er es gethan haben würde; doch jetzt begib Dich nach Hause; ich, meinerseits muß noch der alten Hexe von Deiner Großmutter einen Besuch machen. Ich habe wichtige Dinge mit ihr zu besprechen, die keinen Aufschub leiden!"

„Darf ich Dich nicht begleiten, Robert?" bat das Mädchen im zärtlichen Tone. „Ich habe meine Großmutter schon so lange nicht gesehen. Ach und zu Hause, es ist so unheimlich, so düster! Meine Gedanken haben mich von dort weggejagt in die Nacht hinaus, um Dich aufzusuchen. Und jetzt, da ich Dich gefunden, willst Du mich hart von Dir stoßen und mich dem Elend und der Verzweiflung überlassen! Mein Gott, Robert, was sollte ich beginnen, wenn Du nicht wiederkehrst?"

„Also so groß ist Dein Vertrauen auf mich und meine Liebe, Du Thörin?" erwiederte Robert. „Hab' ich Dich darum lange Jahre hindurch geliebt, um Dich nun zu verlassen? Hab' ich darum alle Hindernisse aus dem Wege geräumt, welche mir bei Erringung Deines Besitzes die Pfade verrammelten, um das mühsam Errungene fortzuschleudern, wie ein werthloses Gut? Cäcilie! Ich mag die Menschheit betriegen — gegen Dich aber war meine Gesinnung jederzeit eine ehrliche!"

„Robert!" schluchzte das Mädchen und warf sich dem Manne weinend an die Brust. Den Trank so süßer Worte hatte sie schon seit Langem nicht mehr getrunken. Der Fremde küßte sie auf die Stirne und sagte, indem er sich sanft aus ihrer Umarmung losmachte: „Und jetzt, gehe Cäcilie.

Digitized by Google

Wenn Dich finstere Träume überkommen, so wecke den Knaben auf und kose mit ihm. Geh', Mädchen! Louis ist allein zu Hause!"

„Mein Gott, Louis!" rief das Mädchen, gleichsam sich besinnend. „Leb wohl, Robert!"

Und hastig eilte sie von dannen! — Der Mann aber eilte vorwärts und vor einem alten, halbverfallenen Hause, das durch einen großen, hölzernen Baumstamm gestützt war, stand er still. Den Klopfer von Eisen an die morsche Thüre schlagend, verlangte er Einlaß. Drei-, viermal hatte er schon geklopft, aber von innen bewegte sich nichts, — das Haus schien ausgestorben zu sein. Der Einlaßfordernde fing an ungeduldig zu werden und wollte eben in einer Flut von Flüchen seiner Ungeduld Luft machen, als eine zitternde Stimme von innen vernehmbar wurde, welche um das Begehren zu so später Stunde fragte. Zu gleicher Zeit hörte man das Knarren eines Riegels, der zurückgeschoben wurde.

„Was ich will?" polterte Robert hitzig, „der Teufel mag darnach fragen. Hinein will ich, Du alter Wetterhahn und dann werde ich es der alten Rabenmutter, der Katharina, selber sagen!"

„Aber, wer seid Ihr denn — wie Ihr heißt?" fragte die Stimme.

„Barmherzigkeit für Dein Gehör, Du tauber Höllenbraten! Kennt mich der Dummkopf an meiner Stimme nicht mehr. Robert Sand heiße ich und wenn Du willst, tische ich Dir noch einige Namen auf, wie ich sie auf meinen Reisen führe, Du alter Schurke, Du!"

Nun knarrte der Schlüssel in dem verrosteten Schlosse und die Thüre, die nur an einem Angel hing, öffnete sich mit einer sanften Neigung nach vorne, so daß die Nase des Eintretenden in die schönste Gelegenheit kam, gequetscht zu werden. Robert fing die schwankende Thüre mit der Hand auf und warf sie zurück, während er ein Erkleckliches fluchte. Im Vorhofe des Hauses aber wurde ein alter Mann sichtbar, der ein kleines Lämpchen trug, bei dessen trübem Schimmer man das rothe Gesicht und die rothe Nase des Alten unterscheiden konnte, deren Spitze ihm fast an das Kinn reichte. Aus dem Munde des Alten strömten branntweingeschwängerte Düfte und ließen seine edle Liebhaberei nicht leicht verkennen.

„Ist Katharina oben?" fragte Robert, nachdem er diesen seinen Worten einige erbauliche Flüche als Vorläufer vorangesendet hatte.

Die Stimme des Alten zitterte wie seine Hand, als er entgegnete: „Bst! Meine Schwester betet, — Ihr dürft sie jetzt nicht mit unheiligen Dingen stören!"

„Betet?" hohnlachte der Andere. „Seit wann ist denn der Geist der Andacht und der Buße über die alte Braut des Teufels gekommen, oder hat sie vielleicht der Jahrgehalt, den sie von der Witwe bezieht, mit einem Male fromm gemacht, so wie er Dich ewig besoffen macht? He?"

Robert lachte laut auf, während der Alte vor sich hinmurmelte: „Besoffen? Ich bin nicht besoffen, Robert! Aber meine Schwester ist krank — Robert — sie ist krank und betet!"

Der Angeredete ließ aber den Mann nicht aussprechen, sondern ihn hastig bei Seite drängend, eilte er die verfaulte Treppe hinauf und sich durch einen langen finstern Gang windend, klopfte er an die Thüre, durch deren Ritzen ein mattes ersterbendes Licht flimmerte. Der Alte schwankte ihm knurrend nach, nachdem er erst die Thüre des Hauses sorgsam wieder verschlossen hatte.

Das Gemach, oder die Stube vielmehr, in welche uns zu begleiten wir den freundlichen Leser nun ersuchen müssen, mag für Manchen, der sein Leben nur auf Divans und Eiderdunen verschwelgt, wol unpassend erscheinen, um in einer modernen Novelle beschrieben zu werden; allein die Fäden des Schicksals spinnen sich eben sowol in der Hütte der Armuth, wie in dem Marmorpalaste des Reichthums, ebenso wol in den unterirdischen Kerkern, die der verstockte Meuchler bewohnt, als unter dem Baldachin eines Königsthrones und erst die Hand des allmächtigen Machinisten schlingt sie in ein Gewebe zusammen, dessen Blumen die Stunden genossener Freuden und Seligkeit, dessen dunkle Gebilde aber die Seufzer und Thränen des Unglücklichen bilden!

Der Mann, den wir als Robert Sand kennen gelernt, war eingetreten und befand sich in der Mitte einer dürftigen Stube. Alles in derselben verrieth die schmutzige, vernachlässigte Unreinigkeit, die als gewöhnliches Aggregat der Armuth und Dürftigkeit dieselbe noch greller in die Augen springen läßt. Obwol die Stube selbst ziemlich groß war, so machten doch einige Dreibeinige Stühle, ein morscher, halb verfaulter Tisch, auf dem eine zerbrochene Flasche und eine spritzende Lampe stand, der es, gleich einer hoffnungslosen Liebe, an Oel mangelte, ein großer Kleiderkasten aus hartem Holze, von dem der Zahn der Zeit schon manchen Splitter heruntergenagt und zwei Bettstellen mit schmutzigem, zerrissenem Bettzeuge die ganze Einrichtung desselben aus. Einige Kleidungsstücke, zerlumpt und geflickt lagen auf einem der Stühle und eine Branntweinflasche mit dem Geruche ihres Inhaltes die Atmosphäre erfüllend, stand auf einem andern, gleichsam versteckt von einem gewaltig großen Gebetbuche, dessen Blätter vergilbt und zerrissen waren. Zudem kauerten in friedlicher Nachbarschaft eine schwarze Katze und ein brauner zottiger Hund, beide so mager, wie der Traum des Königs Farao, in einer Ecke der Stube und beleckten sich gegenseitig mit rührender Freundschaftlichkeit. Der Hund hatte geknurrt, als Robert in die Stube getreten, und die Katze hatte ihren Rücken um ein Bedeutendes erhöht, jetzt aber lagen sie Beide wieder friedlich und friedfertig in ihrem Winkel und schauten sehnsüchtig nach einer gebrochenen Schüssel, die aber leer, auf dem Boden stand.

Wäre in dem gegenwärtigen Augenblicke Jemand in die Stube getreten, er würde sich gewaltig über den Contrast verwundert haben, den der elegante Mann mit seiner Umgebung bildete. Seine Verwunderung würde sich aber bald in Furcht und Entsetzen aufgelöst haben, wenn er die Worte vernommen hätte, welche Robert an eine in einem der beiden Betten kauernde, abgemagerte Gestalt richtete. Es war diese Gestalt Niemand anders, als Katharina, die Schwester des alten Mannes und die Großmutter des Mädchens von der Straße, welche Robert mit dem Namen „Cäcilie" angeredet hatte.

Katharina war alt, vielleicht über achtzig Jahre alt; sie hatte ein sonderbares, einflußreiches Leben geführt, war einmal Zigeunermutter, dann Marketenderin gewesen, hatte sich endlich zu einem ruhigen Leben bequemt und gewann

ihren Unterhalt durch Kartenaufschlagen und Prophezeiungen. Sie war keine üble Prophetin; sie hatte einem jungen Manne prophezeit, daß von dem Tage an über ein Jahr das Unglück nicht mehr von seiner Seite gehen werde, ja selbst im Grabe würde es ihm keine Ruhe lassen. Und richtig! Ein Jahr darauf heiratete der junge Mann eine Witwe mit vierzigtausend Thalern und einer spitzigen Nase. — Seit einigen Tagen aber war Katharina krank, verlassen, sterbend in ihrem Bette — sie, die für so Viele Rath zu schaffen gewußt, wußte für sich selbst nun keinen. — Das Leben eines Menschen ist öfters so ironisch!

„Heda, Katharina!" polterte Robert, kaum daß er eingetreten war. „Lebst Du noch oder bist Du schon bei Deinen Vorfahren in der Hölle versammelt? Auf, auf, Du alte Hexe, wenn Du Dich rühren kannst: es gibt Arbeit für Dich, die ein schönes Stück Geld einträgt!"

„Und was ich thun soll, soll ich wol wieder für Euch thun, nicht wahr, mein Junge?" fragte die Alte mit hohler Stimme.

„Laß Deine kindischen Redensarten fahren, Du alter Satan, und höre was ich will. Doch erst muß ich Dir sagen, daß meine Baarschaft zu Ende ist und ich mich auf den Straßenraub verlegen muß. Eure schöne Cäcilie wird dann das Vergnügen haben, mich an irgend einem Galgen des Reiches als Rabenfutter baumeln zu sehen!"

„An einem Galgen? Ja, ja, Robert, das Ende werdet Ihr nehmen; denkt, die alte Katharina hat es Euch in ihrer Sterbestunde gesagt! Es ist aber auch der Platz, an den Ihr hingehört. — Aber was wollt Ihr von mir?"

„Ich habe die Witwe gefunden, die Euch den Knaben gab!"

„Die Witwe? mein Gott!" kreischte die Alte.

„Was lamentirt Ihr?" fragte Robert. „Gönnt Ihr mir meinen Fang nicht? Denn ein Fang soll es werden und ein kostbarer Fang. Höre, Katharein, Du bist ein vernünftiges Weib, mit welchem sich reden läßt. Ich habe bereits ihre Wohnung ausgekundschaftet — ich gehe hin, werde ihr drohen Alles offenbar zu machen, sie wird für ihren Reichthum, ihre Ehre und Leben zittern und wird mein Stillschweigen um einen Preis bezahlen, den ich selber stellen will. Und dann heirate ich Deine Enkelin und Du sollst bei mir leben in Saus und Braus bis an das Ende Deiner Tage. — Aber Du mußt mitspielen, Katharina. Es kostet Dich nichts, als eine Unterschrift. Ich werde Dir den Zettel schreiben, dessen Briefträger ich selbst sein will. Und seht Ihr das ist Alles!"

„Alles? Ei seht doch!" sagte die Alte. „Ich soll Zeugniß geben gegen sie? Sie zahlt mir hundert Thaler jährlich für meine verschwiegene Zunge, und was würdet Ihr für mich thun, wenn ich plaudere? Robert! Ich kenne Euch? Ihr versprecht sehr viel; ich kann mich aber nicht erinnern, daß Ihr jemals Wort gehalten! Ihr seid ein Schurke, Robert!"

Dieser biß sich auf die Lippen, daß sie blau anliefen und sagte eine Zeit lang nichts. Endlich aber wollte er wieder sprechen; da ging die Thüre auf und der alte Mann trat, das Lämpchen und den Thorschlüssel in der Hand, in die Stube.

„Recht guten Abend!" sagte er, indem er eine Bewegung gegen die Branntweinflasche hin machte, und sie gegen das Licht haltend, deren Inhalt musterte. „Es ist kalt draußen, sehr kalt!"

„Ihr mißversteht mich, Katharina!" begann Robert, gegen die Alte sich wendend. „Ich will nicht, daß Ihr öffentlich gegen sie auftreten sollt, sondern Ihr sollt nichts anders, als einen Zettel unterschreiben, den ich Euch Morgen schicken werde. Nicht wahr, Ihr werdet das thun, Katharina?"

„Nichts will ich thun, was Euch Vortheil bringen könnte," kreischte die Alte. „Die Witwe ist ein gutes Weib und soll nicht um ihr Vermögen kommen durch mein Zuthun. Sie hat schon viel Gutes für mich gethan und hundert Thaler jährlich sind eine hübsche Summe für unser Eines. Ja, wäre meine Tochter nicht, was könnte ich für ein prächtiges Leben führen!"

„Ich müßte sonst sterben!" murmelte der Alte dazwischen und that einen Zug aus der Flasche.

„Ich gebe Dir mein Wort, daß die Summe Euch doch bezahlt werden soll!" sagte Robert, indem er seinen Unmuth bezwang und mit den Füßen auf dem Stubenboden trommelte.

„Doch hin, doch her!" grollte Katharina. „Ich glaube Euch nicht, Robert! Kein einzig wahres Wort ist je aus Eurem Munde gekommen. Der Knabe ist bei meiner Tochter gut aufgehoben und wer weiß, wozu er noch bestimmt ist!"

„Ich kenne seine Bestimmung!" antwortete Robert mit fürchterlicher Gleichgiltigkeit. „Er ist bestimmt, unter meinem Dolche zu fallen, wenn Ihr Euch nicht zu dem Zeugnisse versteht. Bis Morgen besinnt Euch, Katharina! Der Knabe ist in meiner Gewalt! Morgen werde ich Eure Antwort holen. Bei der Hölle! Wollt Ihr nichts für mich thun, so soll auch für Euch nichts mehr geschehen! Ist der Knabe todt, so wird auch Euer Jahrgehalt todt sein. Bedenkt das und werdet vernünftig!"

„Louis — in Eurer Gewalt? Gott! Laßt ihn, verschont ihn! Erbarmt Euch, er ist mein Urenkel!"

So kreischte die Alte und sank erschöpft auf das Kissen zurück.

Robert aber hörte nicht mehr, was Katharina gesprochen, er hatte den Thorschlüssel vom Tische genommen und sich entfernt, während der alte Mann seiner Schwester zu Hilfe eilte.

Frau von Saalen war sehr jung, d. h. für eine Witwe, hatte ein großes Vermögen und machte darauf Anspruch, geistreich zu sein. Sie befand sich erst seit einem halben Jahre in der Residenz, hatte bei ihrer Ankunft Trauerkleider getragen und viel geweint, und dadurch das Interesse und die Neugierde der Kaffeegesellschaften und vieler junger und alter Männer auf das Höchste gespannt. — In den noblen Cirkeln erzählte man sich, daß sie die Tochter eines Reichsbaron wäre, der einmal seiner Majestät das Leben gerettet und die zweite Gattin ihres verstorbenen Gemals gewesen, der einen Knaben aus erster Ehe hinterlassen habe. Dieser sei jedoch seinem Vater bald in das Grab gefolgt und durch dessen Tod sei Frau von Saalen zu dem unermeßlichen Vermögen gekommen. Ein Graf hatte mit einem Universitätsfreund, der sich an dem Orte ihres früheren Aufenthaltes befand, hierüber correspondirt

und dieſe Aufſchlüſſe erhalten. Dieſer Graf hatte fünf erwachſene Kinder und ſehr viele Schulden, war neunundfünfzig Jahre und eilf Monate alt und Witwer, und ſagte, daß er ſich ungemein für Frau von Saalen intereſſire.

Die ſchöne Witwe wußte aber auch das Intereſſe anderer Männer zu feſſeln. Seit einigen Monaten erſt in der Reſidenz lebend, hatte ſie doch bald verſtanden, in die Mode zu kommen und ſo fand ſie ſich von Hunderten umſchwärmt, die um ihr Herz und Neigung warben.

Zu den vorzüglichſten Anbetern der reizenden Witwe gehörte Herr von Walter, deſſen Bekanntſchaft unſer geneigter Leſer ſchon in einem frühern Abſchnitte dieſer Erzählung gemacht hat. Er war, wie ſchon oben erwähnt, ſechsundzwanzig Jahre alt, hatte ein hübſches Geſicht, das er nach einer genauen Berechnung des Jahres 7300 Male im Spiegel bewunderte, trug ſein ſchwarzes Haar à la Titus, einen Bart, der ſein vorzüglichſter Stolz war und einer Pferdmähne nicht unähnlich ſah, und wurde zu allen vier Jahreszeiten mit weißen Glacé-Handſchuhen geſehen. Er behauptete, nie in ſeinem Leben vorher ſo verliebt geweſen zu ſein und hoffte mit der ſchönen Witwe ſpäteſtens in einigen Monaten vor dem Altare zu ſtehen. Alle ſeine Nebenbuhler waren zwar in ihrem Innern auf das Feierlichſte vom Gegentheile überzeugt, ſagten jedoch immer, wenn ſie auf dieſen Artikel mit ihm zu ſprechen kamen, daß Niemand Anderer würdiger dieſes Glückes ſei.

Zu den vorzüglichſten Gegnern des Herrn von Walter auf dem Felde der Liebe und deſſen innigſtes Beſtreben es war, den Preis des Kampfes in der Perſon der angebeteten Schönheit ſich ſelbſt zuzueignen, gehörte Baron von Holzeiſen, Chevaurlegers-Lieutenant, den wir, ſo weit es in unſerer Macht ſtand, unſern Leſern ebenfalls zu ſchildern geſucht. Frau von Saalen aber ſchien Beide am Narrenſeile zu führen und ihre Gedanken durchaus auf keine zweite Verbindung gerichtet zu haben.

Es war zwei Tage nach dem Concerte.

Im Hauſe der Frau von Saalen war große Soiréo. Ausnehmend gewählte Geſellſchaft war geladen und die ſchöne Witwe das ſtrahlende Geſtirn der Feſtlichkeit. Herr von Walter glühte vor Liebe; der Baron war eiferſüchtiger als je und hatte bereits ſeinem Nebenbuhler einige Grobheiten geſagt, um ihn in einem Duelle todt ſtechen zu können. Der ſechsundfünfzigjährige Graf ſchmachtete wie ein girrender Tauber und die übrigen Herren, die den Champagner delicios fanden, ſagten, Frau von Saalen ſei wirklich eine ſehr gebildete Frau.

Es war bereits zehn Uhr vorüber: die Stunde der Ruhe für die gemeine Welt, die des Lebens und der Lebendigkeit für die große. Im Hauſe der Witwe wurde die erſte Quadrille getanzt, bei welcher der Lieutenant-Baron den Vortänzer machte. Er machte zwar einige Fehler und ſo oft er auf Frau von Saalen blickte, einen falſchen pas, deſſenungeachtet aber wurde er von den anweſenden Fräuleins für einen recht hübſchen Mann erklärt und nur einige ältere, die durchaus keine Ausſicht mehr hatten, an ihm eine Eroberung zu machen, meinten, daß er ein gar zu hitziger Kopf ſei, der im Stande wäre, ſein eigenes Weib auf Piſtolen zu fordern. Und ſetzten ſie dann gewöhnlich mit beſonderer Andacht hinzu: Gott möge ſie vor einem ſolchen Sauſewind bewahren. — Nun getroſt, meine Damen! Der Himmel hat ihr Gebet gehört! — Die Quadrille war vorüber. Die Tänzerinen ergingen ſich am Arme ihrer Tänzer, wie das Sitte iſt — wir wiſſen nicht, aus welchem Grunde, ob ſich abzukühlen, oder ſich ungeſtört Liebeserklärungen machen zu können. Am Arme des Barons ſchwebte auch Frau von Saalen ſylphidenartig durch den Saal. Ihr zur Rechten ging Herr von Walter, bald die ausdrucksvollen Züge ſeiner Angebeteten, bald ſeine modernen Tanzſtiefel bewundernd.

„Gnädige Frau!“ ſagte er und ein Seufzer entwand ſich ſeiner Bruſt, „welcher Genuß in Ihrem Anblicke — welche Seligkeit, in Ihr Auge ſchauen zu dürfen — und o! Sie zweifeln immer noch an dem Feuer meiner herzinnigen Liebe!“

So ſentimental Herr von Walter auch ſein mochte, er war Einer von den Menſchen, die mit der Thüre in's Haus fallen. Frau von Saalen erröthete tief bei dieſen ſeinen Worten und warf dem Chevaurlegers-Lieutenant einen bedeutenden Blick zu, welcher vielleicht ſagen ſollte, als: „Der Mann iſt nicht recht bei Sinnen, er weiß nicht, was er ſagt!“

„Ach, angebetete Frau,“ fuhr Herr von Walter in ſeinen Bekenntniſſen fort. „Wenn Sie wiſſen könnten, welche Glut mein Inneres verzehrt, welcher Drang nach —

„Redensarten!“ unterbrach ſtürmiſch der Offizier, „Sie ſollten Rückſichten kennen, mein Werther; Sie haben aber zu viel Champagner getrunken — darum warne ich Sie, denn Ihre Champagner-Taumelei ſollte mich nicht hindern — bei Gott! Ich warne Sie noch einmal!“

Herr von Walter zwinkerte bei dieſen Worten des Lieutenants auf eine ſehr verdächtige Art mit den Augen und drückte ſeine Glacé-Handſchuhe feſter an ſeine Hand. Der Offizier aber ließ ſeine Augen rollen wie zwei glühende Räder und griff einige Male nach der Seite, an der er ſonſt den Säbel zu tragen pflegte.

„Champagner! Ach nein!“ ſagte nun Herr von Walter. „Ich habe vom Becher der Liebe genippt und Herz und Sinne ſind von dem Tranke berauſcht!“

„Sie werden mich verbinden,“ entgegnete Frau von Saalen, „wenn Sie dergleichen Geſpräche auf eine gelegenere Zeit verſchieben. Es ſind dies Dinge, die man in Gegenwart eines Dritten am allerwenigſten gerne hört!“

Sie ſchien beleidigt, als ſie dies ſagte und Herr von Walter war beleidigt, weil ſie es ſagte.

„Eh bien, Madame!“ erwiederte er ſtolz, „weil Sie von meiner Liebe nicht ſprechen hören wollen, werden wir vom Theater diskuriren.“

„Wovon es beliebt!“ ſagte der Baron. „Nur von Liebe nicht; das Wort ſollte man in meiner Gegenwart gar nicht ausſprechen.“

„Wüßte man nicht, daß der Herr Baron eben ſo wohl lieben könnte, wie jeder Andere, würde ich Sie für einen Hageſtolz halten!“ ſagte die Witwe, indem ſie fein lächelte und zärtlich ſeinen Arm drückte.

„Gnädige Frau haben wol ſchon Beweiſe davon?“ fragte Herr von Walter, dem der Zorn das Blut in die Wangen getrieben hatte. Frau von Saalen maß ihn mit einem Blicke von oben bis unten. Der Blick machte ihn bleich.

„Bin ich vielleicht, Herr von Walter, über mein Thun

und Laſſen Rechenſchaft ſchuldig?" fragte ſie ihn ſtolz. Herr von Walter war gewaltig in Verlegenheit. Man ſagt, daß es das Erſtemal in ſeinem Leben war.

„Ach, ſchöne, liebenswürdige Frau!" ſagte er ſtotternder und weit demüthiger als vorher. „Wie Sie doch jedes meiner Worte ſo übel deuten. Berückſichtigen Sie das Verhältniß, in welchem ich zu Ihnen ſtehe, und wollen Sie mir meine Liebe nicht vergeben, ſo werden Sie doch meine Eiferſucht verzeihen."

Herr von Walter ſchien aber heute beſtimmt vom Regen in die Traufe zu kommen. — Die Witwe richtete ſich bei dieſen ſeinen Worten zu ihrer vollſten Größe auf und maß den Sprecher mit durchdringenden Blicken.

„Verhältniß? Und welches Verhältniß beliebt Herr von Walter wol anzunehmen? Doch nicht das eines Liebenden zu ſeiner Geliebten?"

Ein arger Hohn lag um ihren Mund bei dieſer Frage und Herr von Walter wurde bleich und roth in einer Sekunde, denn er hatte in das triumphirend lächelnde Antlitz des Offiziers geſchaut.

„Wenigſtens!" ſagte er verzweiflungsvoll und ſchraubte das Objektiv-Glas von ſeiner Lorgnette, „in dem eines Liebenden und nicht Geliebten."

Die Witwe wollte dem Liebenden und nicht Geliebten eben etwas erwiedern, als ein gallonirter Bediente eintrat und auf ſilbernem Teller eine Karte präſentirte. Frau von Saalen griff darnach; es ſtand der Name darauf:

„Robert — Edler von Sandſtern."

Eine prangend rothe Roſe, über Schwefelrauch gehalten, kann nicht ſchneller verbleichen, als das blühende Geſicht der ſchönen Witwe beim Leſen dieſes Namens. Mit Mühe nur konnte ſie ihre Faſſung behaupten, und als ſie dem Bedienten ein „Er iſt willkommen!" mittheilte, geſchah es mit zitternder Stimme. Herr von Walter und der Baron erſtaunten nicht wenig über dieſe Gemüthsbewegung der Witwe und ſtarrten ſprachlos bald auf ihre Angebetete, bald auf die Karte, welche Frau von Saalen entfallen war und am Boden lag. Ehe aber die Beiden Worte finden konnten, um ihr Erſtaunen laut werden zu laſſen, war die Witwe ſchon dem neuen Ankömmling entgegengeſchritten, und als er eintrat, ſo war es Niemand Anderer, als der Mann aus dem Concert-Saale.

Mit feiner Liebenswürdigkeit empfing Frau von Saalen den neuen Gaſt, obwol ihr Antlitz furchtbar bleich war und ein ſcharf beobachtendes Auge leicht bemerken konnte, daß ſie am ganzen Leibe zittere. Der Unbekannte mochte wol den Eindruck ahnen, den ſein Erſcheinen auf die Witwe hervorgebracht, denn mit graziöſem Anſtande reichte er ihr ſeinen Arm und führte ſie nach einem Sitze.

„Franziska!" ſagte er, als ſich die Witwe auf einem Divan niedergelaſſen. „Das Wiederſehen hat Dich angegriffen. Erhole Dich, Geliebte!"

Die Witwe warf einen traurig wehmüthigen Blick auf ihn und ſagte eben ſo leiſe: „Robert! Wie, Du wagſt es noch, vor mein Auge zu treten? Grauſamer, werde ich denn vor Dir keine Ruhe mehr finden, als im Grabe?"

„Und wer ſoll mir helfen, wenn ich im Elende bin, wenn Du mir nicht hilfſt, Franziska?" ſagte Robert. „Die Liebe ſoll die Herzen feſt aneinanderknüpfen; ich weiß aber ein Band, das noch feſter aneinanderkettet — Es iſt die Schuld! Weib! Ich und Du ſind unauflöslich verbunden?"

„Fürchterlich!" ſeufzte die Witwe und erbebte.

„Stille, Franziska!" ſagte Robert. „Die Augen der Geſellſchaft haften auf uns — gib Dir keine Blößen! Stelle mich als einen Jugendfreund oder als Deinen Couſin, oder als wen Du willſt vor und dann entſchuldige Dich für eine Stunde; denn ich habe mit Dir allein zu reden!"

„Um Gott! Ich ſoll die Geſellſchaft verlaſſen und mit Dir —" erwiederte die Witwe. „Nimmermehr! Bedenke meinen Ruf, meine Ehre! Komm Morgen, komme, wann Du willſt, ich werde Dich empfangen und Deine Wünſche hören, jetzt aber —"

„Franziska! Keine Albernheiten in dieſen Minuten! Du haſt oftmals Deine Ehre bei unwichtigern Dingen auf das Spiel geſetzt, ſo kannſt Du es auch heute thun. Morgen muß ich fort und die Sache leidet keinen Aufſchub, denn —" ſetzte er hinzu, indem er ſeine Stimme noch mehr dämpfte, „die alte Katharina liegt im Sterben!"

„Es iſt genug!" ſtöhnte die Witwe. „Ich bin zu Deinen Dienſten, von Sandſtern, der Gatte meiner Schweſter!"

„Wie Du willſt!" entgegnete Robert und ſtand auf.

Eine Viertelſtunde nachher treffen wir Hrn. von Sandſtern und Frau von Saalen im Boudoir dieſer Dame. Die Witwe ſitzt auf einem Seſſel, den Kopf in beide Hände geſtützt, durch deren ſchlanke Finger zuweilen eine Thräne tröpfelt und neben ihr auf einem Tiſchchen von Alabaſter liegt ein offener Brief. Der Brief lautet:

„Gnädigſte Frau!

Ich liege im Sterben. Mein Gewiſſen iſt erwacht! Ich werde einem Prieſter alle meine Sünden geſtehen und Gott möge Ihnen helfen, da eine meiner größten Sünden auch die Ihrige iſt. Einen Weg gibt es, Sie zu retten! Zahlen Sie an Robert die Summe, die er fordert und es mag beim Alten bleiben! Er wird meine Enkelin Cäcilie, heiraten und Sie zur reichen Frau machen. Dem Wohle dieſes Kindes will ich mein ewiges Seelenheil opfern. Katharina."

Robert liegt ausgeſtreckt auf einem reich geſtickten Divan und klopft mit ſeinen Füßen die Polſter aus. Die eine ſeiner Hände iſt in ſeiner Hoſentaſche vergraben und mit der andern ſtreicht er ſich vergnügt den ſchwarzen Bart. Auf ſeinem Geſicht glänzt Schadenfreude, Vergnügen und Hohn, und zuweilen wirft er auf die Witwe, die er ſo gedemüthigt hatte, einen triumphirenden Blick.

Nachdem Frau von Saalen den oben mitgetheilten Brief geleſen, war ſie halb ohnmächtig in den Seſſel geſunken und eine lange Pauſe war eingetreten. Endlich ſprang die Witwe auf: ihr Geſicht glühte vor Zorn.

„Der Brief iſt falſch!" rief ſie. „Du ſelbſt haſt ihn geſchrieben!"

„Das weiß ich auch, ohne daß Du es mir ſagſt!" entgegnete Robert ſehr gleichgiltig. „Bei einem Briefe kommt es aber hauptſächlich auf die Unterſchrift an; ſieh' nach, Franziska, ob die auch ich ſelbſt geſchrieben!"

Die Witwe ſtarrte in den Brief, dann ließ ſie ihn zu Boden fallen und bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen.

„Es iſt Wahrheit!" ſagte ſie. „Ich bin in ſeine Hand gegeben!"

„Ein verflucht wahres Wort das!“ bemerkte Robert mit Lachen, „und den Troſt kann ich Dir im voraus geben, daß ich Dich nicht aus meiner Hand laſſen will ohne tüchtiges Löſegeld!“

„Und was verlangſt Du?“ fragte die Witwe.

„Eine Kleinigkeit!“ war die Antwort. „Vierzig tauſend Thaler ſind eine Summe, von der ein Mann in meinen Verhältniſſen angenehm leben kann! Die zahlſt Du mir und es bleibt beim Alten, wie die alte Katharina ſagt.“

„Menſch!“ ſagte die Witwe, „woher ſoll ich dieſe Summe nehmen?“

„Woher Du willſt! Eine Dame, wie Du, darf um eine ſolche Bagatelle nicht verlegen ſein. Aber ſchnell, Franziska, denn ich muß fort,“ fuhr er weiter, indem er aufſtand und näher trat. „Und bei Gott, was Du hübſch biſt, faſt wie in den Tagen unſerer Liebe — den Teufel auch! Franziska! Du biſt ein verdammt ſchönes Weib geworden!“

„Schrecklicher!“ ſtöhnte ſie.

„Nur nicht zimpferlich, meine Holde!“ fuhr Robert fort, indem er ihre Hand ergriff. „Wir kennen uns ja ſchon länger und brauchen bei unſern Unterhaltungen keine falſche Scham in Anwendung zu bringen. Küſſe mich, Franziska!“

„Was willſt Du?“ fragte die Witwe und ſchleuderte ihn mit kräftiger Hand aus ihrer Nähe. „Aus meinen Augen, Schändlicher! — Mörder meines Gatten! — Gründer meines Unglückes! Ich verfluche Dich!“

„Bei allen Mordſpektakeln der Hölle! Geht es aus dieſem Tone?“ rief Robert mit wutherſtickter Stimme, während er auf ſie zuſtürzte und eine dunkle Röthe ſich über ſein Geſicht ergoß. „Weib! Sprich' noch einmal das Wort und ich morde Dich zur Stelle!“

„Morde mich, Elender!“ entgegnete die Witwe, „und mache ſomit das Maß Deiner Verbrechen voll. Warſt nicht Du es, Verruchter, der Du erſt mein Herz, dann meine Sinne bethört und mich immer mehr und mehr umſtrickteſt mit den Schlingen und der Sünde? — Du, der Du als Arzt verkleidet, meinem Gatten Gift zu trinken gab? — Du Verhaßter! Der Du mich durch Schmeichelwort und Scheingrund überredet, eine That zu billigen, die wie ein nagender Wurm an meiner Seele frißt? Du, der Du den Entſchluß in mir wach werden und endlich zur That werden ließ, den Knaben meines Gatten wegzuſchaffen, um dadurch Erbe der Güter meines Mannes zu werden? Und als dies Alles nun geſchehen — als ich Dir nun die Hand reichen, um in Deinen Armen und in Deiner Liebe den Troſt für meine Gewiſſensbiſſe zu finden, wer warſt Du da? — Ein gemeiner Schurke, ein blutbefleckter Mörder, verfolgt vom Arme der Gerechtigkeit. — Du flohſt — nicht meine Flüche, nein, meine Thränen folgten Dir, das Gebet einer Verworfenen ſtieg für Dich zu den Wolken. Von Gewiſſensbiſſen gepeinigt, von der Reue, der nimmer ſterbenden, gefoltert, konnte ich dennoch nicht Deinem Bilde und meiner Liebe entſagen. Du hatteſt mich zur Mörderin gemacht — Du hatteſt mich bewogen, das Kind meines Gatten von ſich zu ſtoßen, ihm ſein Erbtheil zu entziehen, neue Foltern für meine Seele zu erfinden und ich liebte Dich noch! — Ich liebte Dich noch, als Du mir jene Briefe ſandteſt voll von Drohungen, wenn ich Dir nicht Geld ſchicken würde. Ich ſandte Dir mehr, als Du verlangteſt, ich wußte, daß Liebe zu Dir ein Verbrechen war, und fuhr fort, Dich zu lieben! Du forderteſt oft und Viel — ich befriedigte alle Deine Forderungen. — Als ich Dich vor einigen Tagen ſah: ich erſchrack zwar und dennoch — war es ein Troſt für mich, Dich wieder geſehen zu haben. Ja ſelbſt heute noch, als Du kamſt, als ich den Klang Deiner Stimme wieder hörte, war es mir, als dürfte ich doch nicht ſo ganz an Dir verzweifeln — jetzt aber — durch Deine letzten Worte, durch den Hohn in dieſer letzten Stunde haſt Du jedes Band zerriſſen, das Dich noch an mein Herz ketten konnte; jetzt haſſe ich Dich, wie ein Lebensſatter das Leben, wie der Gemordete ſeinen Mörder! Sei verflucht Du und Dein Andenken, verflucht die Liebe, die ich zu Dir gehegt, die ich gepflegt, wie die Mutter ihr Kind, — verflucht jene Stunde wo ich zuerſt Dein Bild aufnahm in meine Bruſt — verflucht ich ſelbſt, die Theilnehmerin, die Genoſſin Deiner Verbrechen! Aber ich will Dir den Triumph nicht gönnen, mich länger am Gängelbande Deiner Wünſche zu führen, nein! ich will ſelbſt vor die Gerichte treten, meine Verbrechen bekennen und Dich als ihren Urheber bezeichnen, Dich, meinen Verführer, den Gründer meines Elendes!“

Ihr Auge glühte wild, als ſie ſo ſprach und rollte flammend in ſeiner Höhle. Jeder Zug von weiblicher Sanftmuth war aus ihrem Geſichte gewichen, deſſen Muskeln krampfhaft zuckten von der Aufregung der letzten Augenblicke. Und wie ſie ſo daſtand, die Arme vor ſich hingeſtreckt, die Haare in wilder Unordnung um Hals und Nacken hängend und die Hälfte ihrer Stirne beſchattend, war ſie nicht unähnlich einer Eumenide des Alterthums, der Rächerin menſchlicher Verbrechen. Selbſt der Böſewicht in ihrer Nähe ſchien das zu empfinden, denn er ſtand vor ihr ſtumm und ſtarr und wagte es nicht, ſein Auge zu ihr emporzuheben, er, der dem Henker furchtlos in's Auge geſchaut hätte. Endlich aber faßte er ſich.

„Du willſt uns doch nicht Beide verderben?“ ſagte er, völlig betäubt von den Worten, die er gehört.

„Dich, ja!“ entgegnete die Witwe, „für mein Verderben haſt bereits Du reichlich geſorgt.“

„Du betrügſt Dich, Weib,“ ſagte Robert, der ſeinen Muth und ſeine Frechheit wiederkehren fühlte, „mich glaubſt Du zu verderben und ſiehſt nicht, daß Du nur Dich verdirbſt. Oder glaubſt Du, ich werde es abwarten, bis Du mir einen Pack Häſcher auf die Ferſen gehetzt? O nein, meine Liebe! ich kann ſo ſpurlos verſchwinden, als ich gekommen bin, aber Du — doch halte das, wie Du willſt — mir wird es einerlei gelten. Laſſe Dich meinetwegen an den Galgen knüpfen oder auf das Rad flechten an einem Orte, wo Du bisher die angebetete Schönheit des Tages geweſen; es wird Narren genug geben, die entzückt über Dein Heldenthum, Dir am Hochgerichte die Locken vom Haupte barbieren und in einem Käſtchen mit goldenem Schlüſſel als Reliquie verwahren: aber ſo viel will ich Dir ſagen, damit Du nicht glaubſt, mich durch eitle Reden zu ſchrecken; auf der Stelle ſchaffe vierzig tauſend Thaler, oder Morgen iſt das Kind Deines mit Deiner Einwilligung gemordeten Gatten eine Leiche!“

„Menſch! Tyrann! Teufel!“ keuchte die Witwe. Der Peiniger lachte.

„Sieh'ſt Du, ſchöne Witwe,“ ſagte er, „daß ich doch

den rechten Fleck zu treffen weiß. D'rum ſchaffe das Geld, oder bei dem Abgrund der Hölle! Du kennſt mich —!"

„Ich kann nicht, Gott!" und ſie rang die Hände. „Iſt es denn noch nicht genug des Verbrechens? Wie ſoll ich das Geld ſchaffen? Aber nein, thue, was Du willſt, Böſewicht! Ich ſchaffe es nicht!"

Ihr Fuß ſtampfte auf den Boden des Gemaches; es war der letzte ohnmächtige Widerſtand eines verzweifelnden Gemüthes.

„Wie Du es halten willſt, Franziska!" entgegnete Robert trocken, „mir einerlei! — Ein Fläſchchen, mit dem Blute des ermordeten Kindes gefüllt, werde ich Dir Morgen durch ſichere Hand überſenden, Du kannſt es an einer rothen Schnur um Deinen hübſchen Hals legen und Dich dabei Deiner Sünden erinnern. Es iſt ein ſchöner Knabe."

„Um Gotteswillen! Halt ein!" kreiſchte die Witwe, „nimm dieſen Schmuck, er iſt mehr werth, als Du forderſt, verkaufe ihn, mache, was Du willſt; aber das unſchuldige Leben des Kindes erhalte um Deines ewigen Heiles willen!"

Der Schurke ergriff das Käſtchen mit einer Miene, als ob er ſchon ſeit undenklichen Zeiten das nächſte Recht auf dasſelbe beſeſſen hätte und muſterte mit prüfendem Kennerblick deſſen Inhalt. Die Witwe aber war in einen Seſſel geſunken und bedeckte ihr todtfahles Angeſicht mit beiden Händen. Nach einer kurzen Pauſe ſagte Robert: „Ich bin ein Mann, der mit ſich handeln läßt und bin mit der Waare da zufrieden! Zwar wird es Mühe koſten, ſie in Geld zu verwandeln und ich werde viele Prozente an die verfluchten Juden-Krämer verlieren müſſen!"

„Um Gotteswillen! Verlaſſe mich!" bat die Witwe, „und verſprich mir, nie wieder vor mein Auge zu treten. Dein Anblick würde mich tödten!"

„Alſo biſt Du nervenſchwach geworden in der letzten Zeit?" ſagte Robert höhniſch. „Sehr fatal für Dich! Aber weil Du es haben willſt, ſo verſpreche ich Dir, Dich nie wieder aufzuſuchen!"

Sein Geſicht ſah aber bei dieſen Worten gerade ſo aus, als wolle es dieſer Zuſage ſtreng widerſprechen.

„Auf Nimmerwiederſehen alſo, ſchöne Frau!" ſagte er, ſich verbeugend und der Thüre nähernd. Und plötzlich in den Ton und die Haltung eines Mannes übergehend, der ſein Leben nur in den eleganteſten Cirkeln verlebt, fuhr er fort: „Madame, werden verzeihen, daß ich Sie ſo lange Ihrer Geſellſchaft entzogen, deren Stern Sie ſind; doch der Zauber Ihrer Gegenwart kann die Stunden zu Minuten verkürzen und gibt der bleiernen Zeit ein paar goldene Flügel. Madame! Ich bin ſchuldig und nicht ſchuldig an meinem langen Verbleiben und hoffe, Sie werden verzeihen können! Leben Sie wohl und erinnern Sie ſich zuweilen des Mannes, der nie aufhören wird, an Sie zu denken."

Sagte er dies, um neuen Hohn zu dem alten zu fügen? — Sagte er es, um die Erinnerung an lange verfloſſene Tage in dem Buſen der Witwe zu wecken und durch dieſelbe einen Schleier auf ſein letztes Erſcheinen zu werfen? — Es war merkwürdig, daß er es ſagte. Und dann machte er eine Verbeugung, die auch merkwürdig war und dann verſchwand er. Außen hörte man nach Licht rufen. Es war ſeine Stimme. Man hätte in dieſer Stimme gewiß den Giftmiſcher, den berüchtigten, vom Arme der Gerechtigkeit verfolgten Banditen nicht erkannt. Viele Menſchen, ſehr viele Menſchen haben ein ſo glückliches Organ! Die Dame fuhr aber auf, als ſie den Klang dieſer Stimme hörte, und blickte ſtarr und ſchaudernd im Gemache herum, es war ihr, als wäre ſie von einem gräßlichen Traume erwacht. Sie läutete ihrem Kammermädchen, dem ſie bei ſeinem Eintritte halb ohnmächtig in die Arme ſank.

In dem Geſellſchaftsſaale aber hieß es, Frau von Saalen ſei plötzlich unpäßlich geworden und ließe ſich entſchuldigen, erſuche jedoch eine werthe Geſellſchaft, ſich zu unterhalten. Bei dieſer Nachricht wurden hundert argwöhniſche Blicke gewechſelt und Mancher ſcheute ſich nicht, ſeinen Argwohn laut werden zu laſſen.

Man erſchöpfte ſich in tauſend Vermuthungen über den Charakter des räthſelhaften Mannes und der Urſache der plötzlichen Unpäßlichkeit der Frau von Saalen, und dann ging man auseinander, nachdem der Baron noch einmal hoch und theuer geſchworen hatte, dem Fremden die Klinge durch den Leib zu rennen, wo er ihn auch treffen würde. Am andern Tage aber cirkulirte in den Klatſchmäulern der Reſidenz folgendes Märchen: Herr von Walter habe um Frau von Saalen's Hand geworben und einen Korb bekommen, dafür ſei jedoch ein Mann eingetroffen, der ein Jugendgeliebter der ſchönen Witwe geweſen und dieſer werde höchſt wahrſcheinlich den Sieg über alle ihre Anbeter davontragen, da es ihm gegönnt geweſen, bis tief in die Nacht ſich mit der gnädigen Frau in ihrem Boudoir zu unterhalten. Es wurden auch an dieſem Tage ſehr viele lange Geſichter bemerkt, worunter das des fünfzigjährigen Grafen das längſte geweſen ſein ſoll.

Dieſes Gerücht wurde aber bald durch ein anderes verdrängt, das bei weitem intereſſanter war, weil etwas Mord darin vorkam. Man erzählte ſich nämlich im Vertrauen, der Lieutenant Baron von Holzeiſen habe in einer eiferſüchtigen Laune mitten in der Nacht Herrn von Walter auf's Duell gefordert, ſich mit ihm geſchlagen und ihn getödtet. Der Leichnam ſei aber nirgends zu finden und der Baron haben ſich eiligſt über die Grenze geflüchtet.

Die Grundlage, auf welche die Neuigkeitskrämer der Reſidenz ihre Stadtgeſpräche baſirten, wird der geneigte Leſer in den folgenden Kapiteln erfahren. Wir bitten ihn daher, zu den Vorgängen der ereignißreichen Nacht zurückkehren und ſich zu erinnern, wie Robert mit dem der Witwe abgetrotzten Schatz in ſpäter Stunde das Haus dieſer Dame verlaſſen.

Es war bereits über Mitternacht, der Mantel der Finſterniß war über die Stadt ausgebreitet wie ein Todtenteppich, kein Stern war am Firmamente zu ſehen — Alles ſtumm, Alles dunkel! So weit das Auge reichen konnte, ſah es nichts als die unheimliche, ſtockfinſtere Nacht. Ein ſcharfer Wind blies von Norden her — der Boden war hart gefroren und dann und wann fiel ein Eiszapfen von einem Dache, über welches der Wind hinfuhr. Feuchte Nebel hingen an der Atmoſphäre und die Seele eines Verzweifelnden konnte nicht finſterer ſein, als dieſe Nacht.

Durch Seitengaſſen ſich windend, in denen bereits alle Lampen verlöſcht waren, ſuchte Robert Sand ſeine Wohnung auf und frohlockte innerlich über ſeinen gelungenen Raub. Und wie er ſo dahinſchritt, ſeine Hände in die war-

men Taſchen des Ueberrockes vergraben, durchkreuzten viele Plane ſein Inneres. Er dachte an die Zukunft und gute Vorſätze tauchten wie blaſſe Lichtſchimmer in ſeiner Seele auf, doch die Liebe für Gold und Verſchwendung ließen ſie nicht zur Reife kommen. Wohl erwog er bei ſich, ob er den Knaben ſeiner Pflegemutter (Cäcilien's Mutter) zurückgeben ſollte oder nicht, aber nicht mehr trauend auf die Verſchwiegenheit der Witwe, die in einem Anfall von Reue im Stande ſein konnte, ſich ſelbſt den Gerichten zu überantworten, hielt er es für das Beſte, den Knaben zu behalten, um dadurch ſtets in der Lage zu ſein, der Witwe beliebige Bedingniſſe ſetzen zu können. Und ſo ſchritt er vorwärts, durch den hohlen Klang ſeines Fußtrittes auf dem gefrorenen Boden ein unheimliches Echo weckend.

Er war auf ſeinem Zimmer angelangt. Ein Licht, das halb heruntergebrannt war, ſtand auf dem Tiſche und bei dem Schimmer desſelben konnte er ein Mädchen bemerken, das, in einen Winkel der Stube zuſammengekauert, weinend die Hände rang. Es war Cäcilie. Ein leiſer Schrei entfuhr ihren Lippen, als ſie Robert's anſichtig geworden, der mit finſter fragendem Blicke im Gemache ſich umſchaute.

„Wo iſt Louis?“ fragte er.

„Allmächtiger Gott!“ jammerte das Mädchen. „Er iſt fort — mein Kind — ſie haben es geſtohlen — geraubt — ach, Robert! Robert! Mein Kind, mein armes Kind! Gehe mein Kind ſuchen!“

„Hölle und Teufel!“ rief der Schurke. „Das iſt Deine Schuld, Du verfluchte Dirne Du. Geraubt? Geſtohlen? Wer geht Kinder ſtehlen und Kinder armer Leute? Aber es iſt ein Complott, ein ſchwarzes Complott: Ihr wollt mich an den Galgen bringen und Du haſt meinen Feinden die Hand gereicht. Aber, beim hölliſchen Feuer! ich will Euch in die Quere kommen, Ihr Teufels-Pack, daß Euch die Sinne darüber ſchwindeln ſollen, und ich will triumphiren, triumphiren, triumphiren!“

„Ich verſtehe Dich nicht, Robert! Aber es kamen drei Männer und nahmen den ſchlummernden Knaben aus dem Bette. Ich rang mit ihnen — umſonſt! Man entriß mir mein Kind. O mein Kind, mein armes Kind!“

Sie war aufgeſtanden und klammerte ſich an die Lehne, eines Seſſels. — Robert aber drängte ſich vor ſie hin und ſchlug ſie. Das Mädchen wimmerte.

„Weine nicht!“ ſchrie er, „es iſt Deine Schuld!“

Cäcilie weinte heftiger. „Ach Robert, Robert!“ ſagte ſie.

„Sie, ja ſie,“ tobte er wild. „Sie will mich verrathen, das Kind — ſie hat es mir rauben laſſen. Aber jauchze nicht zu früh, betrügeriſche Witwe; meine Mordgedanken ſind noch immer ſo ſchwarz wie einſt, und Du ſollſt mir Deine Falſchheit büßen, ich ſchwöre es Dir bei allen Teufeln der Hölle!“

Er ergriff ein breites Schwert, das in einem Winkel der Stube ſtand und dereinſt in einem Antiquitätenladen geprangt haben mochte, warf einen Mantel um und ſtürmte in die wilddunkle Nacht hinaus. Das Mädchen aber weinte und wimmerte, als wollte ihm das Herz brechen und nebſt dem Rufe: „O mein Kind! mein Kind! O Robert! Robert!“ kam noch ein anderer Name über ihre blutenden Lippen. Robert hatte ſie wund geſchlagen. Armes Mädchen!

Herr Baron von Holzeiſen, der Chevaurlegers-Offizier war ein tüchtiger Nachtvogel und mochte wol ein verliebtes Abenteuer zu beſtehen haben, denn dicht in ſeinen Mantel gehüllt, ſchritt er in Nacht und Nebel durch die Straßen der Stadt.

In dieſer Nacht und in dieſem Nebel! Es mochte ihm ſelbſt bisweilen unheimlich dünken, denn einige Male griff er nach dem Säbel, an ſeiner Seite, um ſich von deſſen Vorhandenſein zu überzeugen. Ein leichter Regenſchauer, vermiſcht mit Schneeflocken fing an niederzurieſeln und der ſcharfe Nordwind blies ihm gerade in das Geſicht. Er beſchleunigte ſeine Schritte ſchnell, immer ſchneller, jetzt war er am Stadtthor; dieſes wurde geöffnet und erſt nach Dreiviertel Stunden kehrte der Lieutenant von ſeinem Streifzuge zurück. Wo er geweſen ſein mochte?

Bei ſeiner Rückkehr war das Schneegeſtöber heftiger geworden, und nöthigte ihn, ſich dichter in ſeinen weiten Mantel zu hüllen. Um ſeinen Weg zu kürzen, bog er jetzt in eine Seitengaſſe ein — auf einem benachbarten Thurme ſchlug es Eins. Eben dachte der Baron bei ſich nach, warum der Schnee kalt wäre und wie ſich Waſſer in die Form eines Schneeflockens verwandeln könnte, als es ihn bedünkte, Stimmen vor ſich zu hören, die immer lauter wurden. Er ſtand ſtill, um beſſer horchen zu können — richtig — Stimmen — wirres Untereinanderſchreien von Streitenden. Er ſchritt raſcher vorwärts, nachdem er zuvor ſeinen Säbel gezogen. Er näherte ſich immer mehr den Streitenden, als er deutlich vernehmen konnte, wie zugeſchlagen wurde. Dieſes dauerte nicht lange — ein Schrei — dann ein lautes Lachen, und dann war es ſtill, ſo ſtill, daß man die Schneeflocken hätte fallen hören können.

Der Offizier ſtand wieder und horchte — er glaubte ein Laufen unterſcheiden zu können, dann eilte er vorwärts und dicht an den Pfoſten einer Straßenlaterne lag ein Mann, bleich und aus vielen Wunden blutend. Neben demſelben lag ein Kind, deſſen Züge ſelbſt in der düſtern Beleuchtung der brennenden Lampe als ſchön und zart erkannt werden konnten. Eine Wunde aber klaffte auf ſeinem Kopfe und das Blut überſtrömte das ſchöne Geſicht.

Der Offizier warf ſeinen Mantel weg.

„Bei Säbel und Sporn!“ ſchrie er, „was iſt hier vorgefallen? Ein Mord auf offener Straße? O, Ihr Schandbuben! He da Patrouille! Himmel, kein Laut zu vernehmen in dem ganzen Stadtviertel!“

Er beugte ſich über den Knaben — er war todt. Das Blut auf ſeiner Stirne war bereits gefroren.

„O, Ihr Unmenſchen,“ ſagte er wieder, „ſo junges Blut zu vergießen, und wie ſchön der Knabe iſt. Das muß ein ſcharfer Säbel geweſen ſein, der dieſe Wunde ſchlug!“

Der Mann am Boden ſtöhnte — der Offizier ſah nach ihm.

„Säbel und Sporn!“ rief er erſtaunend, „kommen wir hier zuſammen? wie kommen Sie doch in dieſe Winkelgaſſe, um ſich todtſchlagen zu laſſen? Was doch hier vorgefallen ſein muß! Und kein Menſch weder zu ſehen, noch zu hören, nicht einmal ein Nachtwächter. Aber Herr von Walter richten ſie ſich doch auf. Er ſcheint ebenfalls todt, — nicht einmal das Duell konnte er mit mir ausfechten. Herr von Walter! Herr von Walter! Stehen Sie auf.

Richtig — der Puls klopft noch — wäre doch Schade

um ihn, im Grunde ein guter Burſche bis auf ſeine Liebſchaft mit der Witwe."

Er ſprang auf und rannte wie toll an eine Hausthüre.

„Auf!" ſchrie er, „auf, taubes Volk, wollt Ihr denn in Euren Betten ermordet werden? Schnell! In des Teufels Namen! was doch die Leute ſchwerhörig ſind!"

Endlich öffnete ſich ein Fenſter. Nach den herkömmlichen Ceremonien, welche da ſtattfinden, wenn man Nachts an eine Hausthür klopft, nämlich als da vom Fenſter aus gefragt worden, wer ſo ſpät klopfe, und der Offizier ſeinen Namen genannt, und man geſagt, daß man ſo ſpät Niemandem öffne, und der Offizier erzählte, was vorgefallen, und man dann noch einige Zeit Bedenken getragen, und der Offizier unmittelbar erklärt hatte, daß er die Thür ſprengen werde, wurde endlich geöffnet, und ein halb angekleidetes Mädchen erſchien mit einer Lampe in der Hand. Schnell wurden nun noch einige Nachbaren aufgeboten, und die beiden Leichname in ein Haus geſchafft und alle Mitteln angewendet, um ſie dem Leben wieder zurückzugeben. Das Kind war, und blieb todt. Herr von Walter aber ſchlug bald die Augen auf und blickte mit betäubter Verwunderung um, dann ſchloß er dieſelben wieder. Der herbeigerufene Wundarzt erklärte, daß er lebensgefährlich verwundet ſei und im Fieber liege.

Er gebot ſorgſame Pflege, und Ruhe, und als er die Wunden verbunden und die des Knaben unterſucht und erklärt hatte, daß ſie von einem Säbel herrührte, ſo entfernte er ſich. Der Baron aber ſetzte ſich an die Seite von Herrn von Walter's Krankenlager, die Athemzüge ſeines Nebenbuhlers ſorgſam bewachend und einige Mal vor ſich hinmurmelnd: „Ein guter Burſche, bis auf ſeine Liebſchaft mit der Witwe!"

Niemand aber war im Stande, Aufſchluß zu geben über die Vorfälle dieſer Nacht.

Die matten Strahlen der Wintersſonne blickten auf das Bett ſiechender Armuth, auf das Sterbelager Katharina's. Des ſonderbaren Weibes Stunde hatte geſchlagen. Des Todes unbarmherzige Hand löſ'te ihren Lebensknoten auseinander, und nur die letzte Schlinge ſchien den knöchernen Finger des Unerbittlichen necken zu wollen.

Bleicher, matter, abgezehrter als vor einigen Tagen, wo ſie Robert mit der Nachricht von der Wegnahme des Knaben erſchreckt hatte, lag ſie da — die Lebensentbundene, dem Tode vermälte Katharina. Nur leiſe Athemzüge, begleitet von einem ängſtlichen Schnappen nach Luft, kündeten das Widerſtreben der Seele, ſich von der Hülle zu trennen, die ſie durch ſo manche Lebensſtürme begleitet, der ſie ſchaltende, ſchützende und bewegende Kraft geweſen. Die Hände der Sterbenden waren über die Bruſt gefaltet, vielleicht zum Gebete, vielleicht ſollte ihre Lage die Ergebung in das Schickſal andeuten, dem ſie verfallen.

In dem Zimmer war es wie damals, als wir es das erſte Mal geſehen die dreibeinigen Stühle, der Tiſch, die zerbrochene Flaſche, der Kleiderkaſten, das Gebetbuch, der Hund und die Katze. Und doch ſagte auch der Letztern Inſtinkt, daß es jetzt nicht ſei wie damals, denn ſie lagen unter dem Bette des alten Weibes und winſelten. Am Bette ſaß der Bruder Katharina's — die Brille auf ſeiner Naſe, und mit gebrochener und zitternder Stimme las er aus dem Buche des Evangeliums einige heilige Stellen. Die Sonne aber ſchaute durch die trüben Glasfenſter und tauſend Stäubchen tanzten luſtig in ihren Strahlen. Es war nichts zu bemerken an der Sonne, daß ſie trauriger ſcheine, wenn ſie auch auf das Bett einer Sterbenden ſchaute. Der Menſch geht unter — die Natur geht deſſenungeachtet ihren ewigen Wechſelreigen. — Nationen gehen zu Grunde und mit dem nämlichen, erfriſchenden Lichtglanze ſteigt die Sonne am Himmelszelte empor und beleuchtet die Gräber der Gefallenen, die Prachtwerke der Vergangenheit, die Reliquien der Zerſtörung. — Die Natur trauert nicht, ſie iſt das Lächeln des Troſtes, das Sinnbild des unwandelbaren Stoicismus.

„Ich will im Frieden ſchlafen und ruhen, denn Du haſt mich ſonderlich in Hoffnung geſetzt," betete jetzt der Alte aus dem heiligen Buche. Eine große ſchwere Thräne rollte in die eisgrauen Stoppeln ſeines Bartes herunter — er dachte vielleicht, daß ihm keine Hoffnung mehr übrig, als der Tod.

„Wer ſpricht hier von Hoffnung?" keuchte jetzt Katharina in abgebrochener Rede. „Die Hoffnung iſt ſchlafen gegangen wie eine Eule beim Sonnenlicht, nur im Grabe wächſt noch ein Reiſchen, das grünt hell und luſtig, weil es die Sonne nicht beſcheint. — Ach Louis! Louis! o könnte ich Dich noch einmal ſehen, die Haare ſo ſchön wie Gold, die Augen ſo klar wie Kryſtall. O noch einmal, ehevor ich ſterbe, haſt Du geſagt, daß ich ſterben muß? Warum kommt ſie nicht, Valentin? Warum kommt der Reichthum nicht in die Hütte der Armuth? Scheinen nicht die Sonnenſtrahlen auch auf mein Bett? O wie ſchön gelb, grün und ſchwarz; — ſchwarz, ſchwarz, das iſt des Todes Livrée. Hu, wie kalt!"

Ihr Auge nahm einen ſonderbaren Ausdruck an, als ſie ſo ſprach, ſie richtete es feſt auf einen Punkt des Zimmers, als ob ſie Etwas deutlich ſehen wollte, das ſie nicht wahrnehmen konnte. Ihre Wangen überflog hektiſches Roth und ihr Geſicht zeigte die Züge eines Menſchen, der geſpannt und verwundert iſt.

„Katharina!" ſagte der Alte, „Katharina ſchläfſt Du?"

Die Alte antwortete nichts — ſie rührte ſich nicht. Ihr Auge war immer auf denſelben Punkt geheftet.

„Was ſiehſt Du, Katharina?" fragte der Bruder. Sie ſagte nichts. Eine Pauſe trat ein. Plötzlich kam ſie zu ſich.

„Valentin!" ſagte ſie raſch, „ich werde bald ſterben. Du warſt doch bei der Witwe? — Sie muß Alles wiſſen!"

Der Angeredete nickte mit dem Kopfe, die Thränen ließen ihn nicht zu Worte kommen.

„Wird ſie kommen, Valentin?" fragte Katharina. — Es iſt lange, daß Du dort warſt!"

Der Alte nickte.

„Ach, daß ich nicht mehr lange leben kann," fuhr das Weib mit heiſerer Stimme und ſchwermüthigem Tone fort, „ich habe viel gelebt, Du viel gelitten, Valentin. Ich habe reichlich Leiden erprobt und es erfahren, was es heißt, nichts beſitzen als den Fluch eines Vaters und die Liebe einer Mutter. Seinen Fluch! Ja dieſer Fluch ruht noch auf meinem Haupte — ich ſah die Geſtalt vorhin — die

grauen Augen — das geſenkte Haupt und die gebeugte Geſtalt — ſie winkte mit dem knöchernen Finger, — ja, ich muß kommen, — ich werde bald ſterben. Ob er mir dann wieder fluchen wird, wie damals, als ich noch jung war! Du warſt in der Fremde, Valentin, und ich war zu Hauſe. Du weißt, ich war ſchön, die jungen Herren nannten mich eine Roſe. — Einer von ihnen hatte die Roſe gepflückt und warf ſie weg als eine nutzloſe, verwelkte Blume. O was ich ſeit jener Stunde gelitten, als er mir in das Geſicht gelacht und geſagt hatte, daß ich eine kleine Thörin ſei. — — Und dann, mein Vater, er ſtieß mich von ſich in die weite Welt hinaus, in das Unglück und das Verbrechen! Ich ſah ihn niemals wieder in dieſem Leben, außer vor einigen Augenblicken. Aber warum kommt die Witwe nicht? Es geht raſch zu Ende mit mir! Gib mir Deine Hand, Valentin. — Du warſt immer ein guter Bruder gegen mich — ich danke Dir!"

Ein krampfhafter Huſten unterbrach ſie hier. Der alte Mann weinte wie ein Kind. Er beugte ſich zitternd über das bleiche Geſicht ſeiner Schweſter, die im Zuſtande großer Erſchöpfung war. Das viele Sprechen hatte ſie angegriffen. Wir bemerken dieſes oft an Sterbenden — ſie ſprechen oft lange mit großer Anſtrengung. Es ſcheint, als ob ſie mit ihren Worten, wie mit Banden das entfliehende Leben an ſich knüpfen wollten, wie wir uns oft bemühen, den Faden des Geſpräches nicht ausgehen zu laſſen in Gegenwart eines Freundes, von dem wir uns nicht trennen möchten.

Plötzlich unterbrach ein Lärmen auf der vermorſchten, halbverfaulten Stiege die Todtenſtille des Zimmers, in welchem die Sterbende lag.

„Was iſt das, Valentin?" ſagte ſie zuſammenſchaudernd, „ich glaube, das iſt der Tod! — Und die Witwe kommt immer nicht!"

Der Lärm wurde deutlicher. Es war ein heftiges Poltern, gemiſcht mit einer ſcharfen Mannesſtimme, die eine weibliche überſchrie. Die Stimme kam näher an die Thüre — es war offenbar Robert's Stimme. Jetzt wurde die Thüre heftig aufgeſtoſſen und einem Dämon gleich ſtand der Mörder in der Mitte der Stube, während Cäcilie an das Bett ihrer ſterbenden Großmutter eilend ſich auf die Knie niederließ und ihre Hand mit Küſſen und Thränen benetzte. Katharina aber, als ſie des Mannes anſichtig geworden, ſank mit dem Ausrufe: „Gott erbarme Dich meiner!" in die Kiſſen zurück.

„Hoho!" rief nun dieſer mit ſataniſchem Gelächter, „hoho, Katharina, was ſehe ich? Du biſt ja gar am Sterben? Wie doch die Teufel frohlocken werden, wenn Du den breiten Weg zum hölliſchen Palaſte gefunden. Das letzte gute Werk, was Du noch an mir, armen Burſchen, hätteſt ausüben können, haſt Du unterlaſſen; doch laß Dir jetzt kein graues Haar darüber wachſen, ſowol meinetwegen, als Deines Todes wegen, ich bin ein reicher Mann, und für Dich iſt es beſſer, wenn Du ſtirbſt, denn Dein Jahrgehalt wird aufhören, da der Knabe todt iſt!"

„Todt? Louis todt?" keuchte die Alte in großer Anſtrengung. — „Menſch, Teufel, das iſt Dein Werk!"

„Allerdings," erwiederte der Andere kaltblütig lächelnd, „ich ſelbſt — dieſe Hand und ein breites Schwert, das ich einmal in einem Antiquitäten-Laden geſtohlen, haben ihn aus dem Leben geſchafft. Gott verdamme mich, wenn nicht die Witwe allein die Schuld davon trägt, die ihn mir rauben ließ!"

Die Alte ſtieß einen Schrei aus, der aus einem Herzen zu kommen ſchien, deſſen letzte wohltönende Seite geſprungen. Cäcilie bedeckte ihr Angeſicht und rief laut weinend: „Mein Kind, mein Kind, mein armes Kind!"

Der Böſewicht ſchwieg betroffen. Eine augenblickliche Pauſe trat ein. Plötzlich aber richtete ſich die bleiche, abgemagerte Geſtalt der Sterbenden im Bette auf und ihre runzlige Hand ausſtreckend ſagte ſie mit hohltönender Stimme:

„Fluch über Dich! Dir ſoll die Speiſe verderben an Deinem Munde, daß Du vor Hunger vergehen mußt, das Waſſer ſoll ſich in Stein verwandeln, das Du an Deine trockenen Lippen führſt, doch bleibe der Tod ferne von Dir, der Deine Qual enden könne. Umherirren ſollſt Du auf der Welt und nirgends Ruhe finden, nirgends Raſt, und die Furien Deines Gewiſſens ſollen ſich wie bleiche Geſpenſter an Deine Ferſe ketten. Das Schwert des Henkers ſoll Dich erreichen, doch nicht umkommen ſollſt Du durch ſelbes — Rad und Galgen — Gift und Dolch ſollen ihre Wirkſamkeit an Dir verlieren, aber Deinen Körper verkrüppeln und verſtümmeln, bis Du, eine lebende Leiche, dem Grabe entgegenwankeſt, wo die freſſenden Würmer Stück für Stück von Deinem faulenden Leichname zehren, ohne daß Du die Wolluſt des Todes kennen lerneteſt. Menſch! Tiger! Teufel! nicht mein Fluch, der Fluch Gottes ſoll Dich verfolgen, da Du ſolches an dem Kinde meines Herzens verübt; denn wiſſe, Elender! nicht der Witwe Sohn haſt Du gemordet, nein, den Urenkel Derjenigen, die dieſen Fluch über Dich ausgeſprochen, dem die Gerechtigkeit des Welterſchaffers die Erfüllung gebe!"

Der Böſewicht ſchauderte, als er die Worte der Alten vernahm — ſein Haar ſträubte ſich — ſeine Knie ſchlotterten und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne.

„Robert, was haſt Du gethan? Großmutter! nimm Deinen Fluch zurück," jammerte Cäcilie. „Du haſt meinen Sohn gemordet, — den Sohn meiner Liebe — den Sohn derjenigen, die Du zu Deinem Weibe machen wollteſt — es war Geheimniß bis jetzt, der Sohn der Witwe ſtarb bald und da wir Deine Abneigung gegen mein Kind kannten und um den Jahrgehalt nicht zu verlieren, den uns die Witwe zahlte, gaben wir es für das der Witwe aus. O Robert! Robert! Du haſt Schreckliches verübt; doch darf der Fluch einer Sterbenden nicht auf dem Manne ruhen bleiben, dem ich Liebe und Treue verſprochen. Ja, Robert! es gab eine Zeit, wo ich Dich mehr liebte, als ſelbſt ihn, und ich liebe Dich noch!"

Sie kniete wieder vor das Bett hin, „Großmutter! Mutter meiner Mutter!" ſagte ſie, „o nimm den Fluch zurück, den Du über ihn ausgeſprochen, vielleicht —" Sie ſtieß einen Schrei aus, als ſie die eiskalte Hand ergriff — ſie beugte ſich über das Geſicht — das Auge war ſtarr, — der Mund geſchloſſen — Katharina hatte aufgehört zu leben.

Der alte Mann aber ſaß in einem entfernten Winkel der Stube und der Hund und die Katze beleckten mitleidig ſeine Hand.

Einen Augenblick ſpäter füllte ſich die Stube mit den Dienern der Gerechtigkeit und Robert, Cäcilie und

der Alte wurden weggeführt. Der Fluch der alten Katharina schien schnell in Erfüllung gehen zu wollen.

Mehr als vier Monate waren vorüber, seit der letzt erzählten Begebenheit, als ein Mann langsam und den Kopf zur Erde gesenkt, aus dem Gerichtshofe heraustrat. Sein Gesicht war bleich, als hätte es der Engel des Todes mit seinen Fittigen gestreift, — sein Gang schlotternd und unsicher, wie der eines alten Mannes. Sein Haar hing lang und ungekämmt über einen feinen, aber stark bestaubten Rock, und an seiner Weste baumelte eine große Lorgnette. An seinen Händen trug er weiße Glacé-Handschuhe und mehr an diesem Theile seines Anzuges, als an andern Kennzeichen konnte man in dem Manne Herrn von Walter erkennen.

Die Sonne hatte eben ihre Mittagshöhe erreicht, und gab einem heitern Frühlingstage ihr strahlendes Licht. Der Tag war einer von jenen, in denen der Frühling mit dem Sommer liebäugelte, wie eine Dame mit dem Manne ihrer Wahl. — Die Luft war rein und durchsichtig — von den Fenstern herunter zwitscherten die bunt befiederten Vögel, die in ihren Käfigen eingeschlossen, eine ungemein große Lustigkeit heuchelten, und ein Papagei hatte dem Herrn von Walter im Vorbeigehen gewiß zehn Mal „guten Morgen" gewünscht, ohne daß dieser nur im Mindesten höflich dafür gedankt hätte. Müssige Jungen spielten Ball auf offener Gasse und johlten und jubelten, als ob sie vor Freude sich nicht zu helfen wüßten, und der geworfene Ball selbst schien in ungemeiner guter Laune zu sein, indem er einigemal auf die Dächer der benachbarten Häuser geworfen, sich von dort eigenmächtig wieder erhob, und in die Hände der jubeltrunkenen Knaben zurückkehrte, die ihn schon für verloren gehalten. Aber auch für dieses hatte Herr von Walter keinen Sinn, sondern er schien mit besonderer Aufmerksamkeit die Kieselsteine zählen zu wollen, die auf seinem Wege lagen, indem er bald rechts, bald links, bald vorwärts bald rückwärts schaute, als müßte er, wie Rübezahl, bei seinem Geschäfte immer wieder von vorne anfangen. Er war sehr traurig! Die Leute, die an den Fenstern standen, und die Mütter, die mit kleinen Kindern auf dem Arme vor der Hausthür saßen, und die Dienstmädchen, die Wasser am Brunnen holten, und die Buben, welche Ball spielten und ihn im Vorbeigehen bemerkt hatten, sagten, daß er sehr traurig sei, und wunderten sich, wie ein Mensch so sehr traurig sein könne. Die guten Leute! Die glücklichen Leute!

Herr von Walter ging seinen Weg. Ein plötzlicher Schlag auf die Schulter machte ihn auffahren und neben ihm stand, in der Blüte der Manneskraft, ein melancholisches Lächeln um seinen Mund, der Chevaurlegers-Offizier — ein merkwürdiger Contrast.

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände — man merkte an ihren Mienen, mit denen sie dieses Händeschütteln begleiteten, daß sie Freunde geworden.

„Gott segne Sie!" sagte der Chevaurlegers. „Nun ich hoffe, die Sache ist beendet, — wie ist sie ausgefallen?"

Der Andere zuckte die Achseln.

„O!" sagte er nach einer kleinen Pause, während welcher der Offizier ihn mitleidig beobachtet hatte. „O, Sie wissen nicht, was ich leide? Das Kind ist gemordet — Cäcilie ist dem Tode nahe und Frau von Saalen — sie, die ich so sehr liebte, sie soll — hingerichtet werden!"

„O es ist schmerzlich, nichts mehr auf dieser Welt zu besitzen, was uns an das Leben kettet."

„Trösten Sie sich darüber, mein Bester!" erwiederte der Lieutenant, „es wird wieder anders werden. Aber diese Frau von Saalen, die uns Beide so tüchtig mit ihrem Flammenblick verbrannte — kaum ist es zu glauben — so jung, so schön und so verworfen. Wann wurde das Urtheil gesprochen?"

„Vor einer Stunde," sagte Herr von Walter. „Sie ertrug es mit großer Fassung und erklärte es einzusehen, daß sie den Tod verdiene; aber jener Bösewicht, jenes Scheusal vor Gott und der Menschheit, der heillose Verführer dieses schönen Weibes blieb verstockt wie ein Ketzer und fragte sie lächelnd, ob sie sich der Ballnacht in ihrem Hause erinnere. Gott weiß, was dort vorgefallen! Selbst die Gerichte behaupten das größte Stillschweigen darüber."

„Es ist mir überhaupt so viel unerklärlich in dieser Geschichte," sagte der Lieutenant, „selbst der Umstand ist mir unbekannt, wie Sie plötzlich Vater geworden sind, denn Sie wissen, daß ich seit zwei Monaten abwesend war und dem Gange der Verhöre nicht beiwohnen konnte."

„Kommen Sie," sagte Herr von Walter mit trübem Lächeln, „es ist eine sonderbare Geschichte — ich werde Ihnen Alles mittheilen."

„Sie sind doch gänzlich wieder hergestellt?" fragte der Offizier.

„Ganz an meinem Körper, doch die Wunden an meiner Seele kann Niemand mehr heilen."

Der Offizier tröstete so gut er konnte, aber Herr von Walter zog immerwährend die Achseln in die Höhe, indem er behauptete, daß es nichts mehr auf dieser Welt gebe, woran er Freude hätte. Und er drückte dem Lieutenant die Hand und weinte. — So kamen die Beiden vor das Thor. Eine schöne Allee stand rechts abseits, und dorthin begaben sie sich. Warum sich der Lieutenant weigerte, den Weg links einzuschlagen, wo man in ein kleines Wäldchen kam, in welchem ein Försterhaus stand, wo ein Förster mit seiner schönen Tochter wohnte? Doch er meinte, daß der Schatten der Bäume und die duftenden Blätter besser für Herrn von Walter's Gesundheit taugten.

Sie kamen an eine Rasenbank, und als sie sich niedergelassen, begann Herr von Walter folgendermaßen: „Nicht jetzt erst, seitdem wir uns kennen, sondern seitdem ich das erste Mal die Universität in H... bezogen, war ich ein verliebter Thor. Jedem Mädchen mußte ich unter den Hut oder die Haube gucken, jede belächeln und konnte ich einen liebewarmen Blick aus einem schönen Auge erhaschen, so war dies Balsam in mein liebekrankes Herz. Zu meiner Ehre aber muß ich bekennen, daß es nicht sowol Sinnlichkeit, als das Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden war, was mich so mächtig an das andere Geschlecht hinzog. Es war mehr ein krankhaftes verwirrendes Haschen und Sehnen nach einem Ideale, das ich mir als romanhafter Träumer gebildet hatte, und nirgends fand. — Zwei Jahre war ich auf der Universität gewesen, hatte viele Mädchen gesehen, kennen gelernt, aber keine gefunden, die im Stande gewesen wäre, jene Leere in meinem Herzen auszufüllen, die mich oft völlig zur Verzweiflung brachte.

Ich kehrte heim! Ich werde den Tag nie vergeſſen, an dem ich, ein ruheloſer Wanderer in dem weiten Reiche der Liebe, endlich ein Ende meiner Pilgerſchaft gefunden zu haben glaubte. Es war ein ſchöner Sommertag und ich trabte fröhlich meiner Heimat zu. Mittags machte ich Halt in dem Gaſthofe eines kleinen Städtchens, aß und trank nach Herzensluſt, und da ich nur mehr drei Stunden zu gehen hatte, um nach Hauſe zu kommen, ſo beſchloß ich, die größte Hitze des Tages in dem Orte abzuwarten, und ging herum, um die Merkwürdigkeiten des Städtchens in Augenſchein zu nehmen, deren es, der Ausſage der Wirthin nach, eine unbeſchreibliche Menge gab. Ich ging in die Kirche, — ſie war ſchön und erhaben, im gothiſchen Geſchmacke aufgeführt. — Das Sonnenlicht drang an einigen Orten durch die bunt bemalten Fenſterſcheiben, und zitterte in dünnen Strahlen, ergriffen von der Ehrfurcht gebietenden Erhabenheit des Ortes. — Die heilige Stille — der Altar mit ſeinen heiligen Bildern — die Ampel, die in ewigen Schwingungen ſich hin und wieder bewegte — der Taufſtein neben den Grabſteinen aufgeführt — Alles gab Gelegenheit zu den heiligſten und verſchiedenartigſten Gedanken und vermehrte jenes Gefühl, das uns ergreift, wenn wir in die Stille eines Heiligthums eintreten. — Eben war ich in die Bewunderung eines Steines verſunken, der die ſonderbare Eigenſchaft hatte, Allen denen, die ihn mit naſſem Finger berührten, wie Honig zu ſchmecken und das Wunderwerk eines heiligen Biſchofs ſein ſollte — als ich dicht hinter mir ein Geräuſch vernahm und mich umwendend ein ſchönes Mädchen erblickte, welches abſeits in einer Kapelle kniete und im inbrünſtigen Gebet hingegoſſen war. Der heilige Ausdruck in ihren Zügen, als ich, näher getreten, ſie betrachtete, der unſchuldsvolle, zum Bilde der Gnadenmutter gerichtete Blick, die zart geröthete Wange, der ſich leiſe öffnende Mund, das lang herabwallende Haar — Alles dies ergriff mich mit ſonderbarer, inniger Wehmuth und ehe ich noch mein Auge von ihrer Bewunderung abgewendet, fühlte ich, daß ich ſie liebe. — Ja ich liebte ſie. Drei Tage lang verweilte ich ihretwegen in dem Städtchen, dann riß ich mich los, jedoch nicht, ohne das Verſprechen, ja bald wieder zurückzukehren. Auch in ihrer Bruſt hatte ich den erſten Keim der Liebe geweckt, und weinend ſah mir ihr Auge nach, als ich unter tauſend Küſſen mich von ihr trennte. — Es wäre unnütz, Sie mit der Erzählung einer romanenhaften Jugend-Leidenſchaft weiters zu ermüden, es genüge Ihnen, wenn ich ſage, daß ich, ſo oft ich nur konnte, zur kleinen Provinzſtadt hin wallfahrtete, wo mich Seligkeit und ſüßer Genuß in ihren Armen erwartete. — Natürlich konnte ein ſolches Verhältniß meinem Vater, der ein ſehr ſtrenger Moraliſt war, nicht lange unbekannt bleiben, und ſtellen Sie ſich meinen Schrecken und meine Betrübniß vor, als er mich eines Tages zu ſich berief und mir ſtreng meine Ausflüge in die Nachbarſchaft für die Zukunft verbot. Als ich nun beſchämt die Augen niederſchlug, dann aber durch meine Liebe befeuert, die Reinheit und Aufrichtigkeit meiner Geſinnungen mit aller der Jugend eigenen feurigen Beredſamkeit ſchilderte, da ſchüttelte er ſein ehrwürdiges Haupt und entgegnete mir, daß er nie in ſolche Mes alliance willigen werde, da er über die Verhältniſſe und das Abkommen meiner Geliebten ſtrenge Erkundigungen eingezogen und erfahren habe, daß ſie die Tochter einer verdächtigen Weibsperſon wäre die ſich von unbekannten Mitteln nähre. Mir waren dies lauter Dolchſtiche, doch um ſo weniger zweifelte ich an der wahren reinen Zuneigung, die Cäcilie (ſo hieß das Mädchen) für mich hegte. Ein verliebter Jüngling iſt ein verblendeter Thor, der nur um ſo gewiſſer ſeinem Verderben entgegen eilt, je eifriger man ihn von demſelben zurückzubringen bemüht iſt. Die Ermahnungen meines Vaters galten mir nur in ſo weit heilig, als ich meine Ausflüge nun heimlich und oft in ſpäter Nacht unternahm, um früh Morgens wieder daheim mich zu befinden.

Briefe wurden zwiſchen uns gewechſelt, und aus jedem derſelben hauchte mir der Zephyr der innigſten Liebe entgegen. Mit um ſo größerer Freude bezog ich das folgende Jahr die Univerſität, um mich dort, nach dem Willen meines Vaters, der Rechtswiſſenſchaft zu widmen.

Es war eine ſchöne Zeit — jene Zeit der Liebe. Wenn ich nur im Mindeſten Muße finden konnte, ſo eilte ich mit Ungeſtüm zu meiner Cäcilie, und wenn ſie dann an meiner Seite ſaß, und mir ſagte, daß ſie ewig mein gehören werde, und wir dann einander in die Augen ſahen, und alle ſüßen Tändeleien der Liebe erſchöpften — wahrlich ich hätte eine Welt ausgeſchlagen, wenn ich Cäcilien hätte entſagen müſſen. Das Einzige, was mich nebſt meinem Vater, dem ich jedoch ſeine Einwilligung zu unſerer Verbindung abzubetteln hoffte, im Wege ſtand, war Cäcilien's Mutter. Dieſes Weib, das eine ſehr ſonderbare Lebensweiſe führte, und mir öfter als eine verdächtige Landſtreicherin geſchildert worden, ſchien meine Beſuche nicht mehr ſo gerne zu ſehen, als es im Anfange geſchah und oft, wenn ich Cäcilien über die Veränderung des Benehmens ihrer Mutter befragte, ſeufzte ſie und ſagte: Sie fürchte, daß wir noch getrennt würden. — Obwol mich dieſe Worte beunruhigten, und mir den Character des Weibes, welches ein tückiſches Auge und eine kleine widerliche Stirne hatte, ſo daß ich daran zweifelte, ob ſie richtig Cäcilien's Mutter wäre, in immer zweifelhafterem Lichte erſcheinen ließen; ſo tröſtete ich doch meine Geliebte, ſo wie ich es vermochte, und welcher Troſt wird wol lieber aufgenommen, als der aus dem Munde des Geliebten kommt?

Drei Monate nach meiner Abreiſe aus dem väterlichen Hauſe waren vorüber, und der Winter rückte mit ſeinen Schreckniſſen immer näher und näher. Da erhielt ich eines Tages einen Brief, in welchem meine Geliebte mich aufforderte, zu ihr zu kommen, indem ſie mir etwas ſehr Wichtiges mitzutheilen hätte. Ich ritt ſpät die Nacht fort, und als der Morgen graute, traf ich vor der Hütte Cäcilien's ein, die ſie, wenn ihre Mutter abweſend war, ganz allein bewohnte. Hier geſtand ſie mir nun, daß ſie ein Pfand unſerer Liebe unter ihrem Herzen trage, und bat mich unter Thränen, ſie nie zu verlaſſen. Ich ſchwur es ihr damals hoch und theuer, und weiß Gott! ich hätte treu meinen Schwur gehalten, wenn nicht Alles anders gekommen wäre. Weinend entdeckte ſie mir nun, wie öfters ein Mann in Begleitung ihrer Mutter erſcheine, der ihr ſeine Bewunderung für ſie deutlich zu verſtehen gab, und der von ihrer Mutter in ſeiner Bewerbung kräftig unterſtützt würde. Ich bat ſie ruhig zu ſein, und auf mich zu bauen, indem ich ihr zugleich verſprach, meine Beſuche von nun an häufiger erfolgen zu laſſen. Cäcilie war ruhi-

ger, und so schied ich wieder mit betrübtem und kummerschwerem Herzen.

Fünf Monate gingen nun wieder vorüber, alle Woche zweimal besuchte ich meine Geliebte, welche von ihrem Zustande vor ihrer Mutter durchaus kein Geheimniß machte und mich freudenvoll benachrichtigte, daß die Besuche des Fremden seltener werden. Endlich erschien der Tag der Geburt und Cäcilie brachte einen schönen gesunden Knaben zur Welt. Ich drückte ihn herzlich an die Brust und genoß alle Freuden, alle zarten, liebevollen Kümmernisse, alle wehmüthigen, innigen Sorgen eines Vaters. Heftiger als vorher liebte ich nun Cäcilien; sie und ihr Kind waren der Gegenstand meiner Sorgen, meines Sehnens und Trachtens. Sie in den Augen der Welt wieder zu Ehren zu bringen (in den meinigen hatte sie dieselbe nie verloren), sie dereinst als geliebte Gattin umarmen zu können, das war der Gedanke, der mich wie ein schöner Traum, Tag und Nacht über beschäftigte. Zu dem beschloß ich jetzt, Cäcilien in die Universitätsstadt zu bringen, um mich dort täglich und stündlich ihres Umganges und ihrer Liebe freuen zu können. Von meinem Vater hatte ich auch nichts mehr zu befürchten, denn da er mich gänzlich von jener Leidenschaft geheilt glaubte, und zudem von einem Fußübel behaftet, immer das Zimmer und Bett hüten mußte, so konnte ich mich ungestört meiner Liebe für Cäcilien hingeben.

Bereits hatte ich in Bezug auf sie in der Universitätsstadt Alles in Ordnung gebracht, für sie und ihr Kind eine Wohnung besorgt, in welcher sie abgeschieden von der Welt, nur mir und ihren Mutterfreuden leben sollte, und war im Voraus schon von dem Gedanken entzückt, wie selig wir Beide sein würden, wenn wir uns immer nahe sein werden.

So ritt ich wieder nach C., wo Cäcilie wohnte, und erstaunte nicht wenig, als ich an die Hütte angelangt, dieselbe zugesperrt und Fenster und Balken verschlossen fand. Anfangs glaubte ich, daß sie und ihre Mutter vielleicht auf einige Zeit sich wegbegeben hätten und bald wieder zurückkehren würden, — doch als immer Niemand kam und ich schon so lange gewartet hatte, da überfiel mich eine geheime Besorgniß — jener Mann — ihre Worte, daß sie fürchtete, wir würden bald getrennt werden, die tückischen Unheil verkündenden Blicke ihrer Mutter — legten sich wie eben so viele dunkle Gestalten auf meine Seele und ich fühlte, daß hier ein Unglück vor sich gegangen, daß ich Cäcilie vielleicht nie wieder sehen würde. Meine Besorgniß minderte sich nicht, als ein altes Mütterchen mir mit geschwätziger Zunge erzählte, daß die alte Hannah, so hieß man Cäcilien's Mutter, mit ihrer Tochter, das ein Kind in Arm getragen, sich früh Morgens wegbegeben, daß am Anfange des Waldes, der an das Städtchen grenzte, ein großer fremder Mann sie erwartet und dann begleitet habe, wie sie dieses Alles selbst mit angesehen habe, da sie in dem Walde gewesen, um Holz zu sammeln, daß Cäcilie sehr bitter geweint und der fremde Mann immer zu ihr geredet habe, und wie die alte Hannah im Vorbeigehen zu ihr, dem alten Weibe, gesagt hätte, daß sie der und der holen komme, wenn sie noch ein Mal in das alte Nest zurückkehre — und sodann zu ihrer Tochter gesagt hätte, daß sie eine nichtswürdige Dirne sei, die ihr zu folgen, sich weigere, und was dergleichen mehr.

Ich entließ das alte Weib mit einem Geschenke, und begab mich in einen Gasthof. Die Wirthin war noch eben so gesprächig wie damals, als ich das erste Mal hier gewesen, die Gäste in der Trinkstube lärmten wie damals, die Hennen und Hühner in dem Hofe gluckten und geckten mit dem nämlichen Wonnegefühl, — aber in mir war Alles anders geworden.

Tiefer, inniger Schmerz warf auf Alles in und außer mir seinen schwarzen Schleier. Sie, die ich auf immer verloren, und ihr Kind standen wie klagende Geister stets an meiner Seite — ich sah sie die Hände ringend, mein Mitleid anflehend, ihre Ansprüche auf meine Liebe wiederholend, mich an das ihr gegebene Versprechen erinnernd, sie nie zu verlassen und war der Verzweiflung nahe. Ohnmächtig, wie ich war, was konnte ich für sie thun? O, es war ein Gedanke, der mich mehr marterte, als die gräßlichsten Folter-Qualen der Inquisition einen hartnäckigen Verbrecher.

Drei Tage verweilte ich an dem Orte ihres Aufenthaltes. Hatte ich von Minute zu Minute noch einige Hoffnung auf ihre Wiederkehr genährt, so war sie gänzlich durch einen kleinen, am dritten Tage mir überreichten Zettel, von ihrer Hand geschrieben, vernichtet. Den Zettel hatte ein Postillon aus Gefälligkeit von einem Frauenzimmer auf der Landstraße übernommen, das, wie er sich ausdrückte, verteufelt hübsch, aber verdammt weinerlich ausgesehen habe.

Der Zettel lautete: Das Schlimmste ist geschehen! Meine Mutter zwingt mich, ihm zu folgen. Ich muß sein Weib werden! — Lebe wohl, wir sehen uns niemals wieder!

Cäcilie.

Mein Schmerz kannte nun keine Grenzen mehr: ich ritt fort. Ich kam mir damals vor, wie Ahasver, der unsterbliche Wanderer, dem nirgends Ruhe gegeben und nirgends Rast, und es war mir einige Male, als ob ich, in dieser Idee wahnsinnig werden müßte. So langte ich endlich nach vielen Kreuz- und Querzügen, stets noch in der Hoffnung, meine Liebste zu finden, in der Universitätsstadt wieder an, wo ich meinem Freunde Ferdinand Stamm, mit weinendem Auge mein ganzes Unglück erzählte. Er tröstete mich so gut er konnte, aber was gelten Trostgründe für ein verzweifelndes Herz? Er bot alles Mögliche auf, um mich ruhig zu machen, ließ unter fremdem Namen Aufrufe in den öffentlichen Blättern ergehen — es war umsonst — Cäcilie war und blieb für mich verloren.

Es ist aber ein altes, vielerprobtes Sprichwort, daß die Zeit alle Wunden heile und auch ich machte die Erfahrung davon. Nachdem ich einige Monate lang um die Verlorene getrauert und die Ueberzeugung erlangt hatte, daß Ferdinand doch im Grunde Recht habe, wenn er behauptete, daß es außer Cäcilie noch eine Menge hübscher Mädchen gebe, so fing ich an über das Schicksal meiner Geliebten und ihres Kindes ruhiger nachzudenken und ich habe noch immer gefunden, daß bei besonderem Nachdenken auch der traurigsten Angelegenheit eine lichtvolle Seite abzugewinnen sei. So fand ich denn auch, daß meiner Cäcilie wol kein schrecklicheres Loos bevorstehen könne, als jene Verbindung mit einem ungeliebten Manne — ein Loos, das sie ja mit so vielen Tausenden zu theilen hatte. Und mein Kind, wird es jener Mann nicht lieben, dachte ich, da es das Kind eines geliebten Weibes ist? Und so

sollte ich meine ſchwarzen Gedanken in Ruhe und nicht lange, ſo war ich der nämliche lebensluſtige Mann wieder, der fleißig Theater und Geſellſchaften beſuchte und manchem ſchönen Kinde aus warmem Herzen Artigkeiten ſagte.

Um dieſe Zeit war es, daß mein Vater ſtarb, der ſchon lange gekränkelt hatte und mich durch ſeinen Tod zum Erben eines bedeutenden Vermögens machte. Ich trauerte aufrichtig um ihn, er war ein guter, liebevoller Mann geweſen, der mich auf das innigſte geliebt hatte; endlich aber dachte ich daran, meine Vermögens-Umſtände in Ordnung zu bringen und einen feſten Lebensplan zu faſſen. Mein erſter Gedanke war, mich, in der Univerſitätsſtadt bleibend niederzulaſſen; doch da ich die Vergnügungen, welche dieſelbe bieten konnte, bis zur Hefe ausgekoſtet hatte und auch mein Freund Ferdinand mit Ende dieſes Jahres dieſelbe zu verlaſſen gedachte, um ſich als Rechtsanwalt in einer entlegenen Provinzſtadt niederzulaſſen, ſo wanderte ich, nachdem ich die Beſitzungen meines Vaters verkauft hatte, hieher in die Reſidenz.

Vier Jahre verlebte ich hier, ohne ein anderes Ereigniß als das der Alltäglichkeit. Und ſo tödtete ich meine Langweile mit Liebes-Affairen und Koketten-Komödien, bis Frau von Saalen in unſerer Mitte erſchien und neuerdings den Brand der Liebe mir in das Herz warf.

Ihre Schönheit, ihr Geiſt, ihr vornehmes und doch ſo liebefreundliches Weſen lies mich zum zweitenmale in einem Weibe das Glück meines Lebens ſuchen und ich warb um ſie. Gott weiß und mein verzweifelndes Herz, daß ich ſie innig und wahr geliebt hatte und wie verzehrend zuweilen die Glut meiner Eiferſucht geweſen, da ich Sie, Herr Lieutenant, von ihr ausgezeichnet und mir vorgezogen ſah. Doch der Preis unſerer Bewerbung war Keinem beſchieden und wir haben vergeben und vergeſſen.

Bei dieſen Worten drückte er dem Offizier ſehr warm die Hand und fuhr fort: Bis zu jenem Tage, in welchem wir uns zum letztenmale im Hauſe der Witwe trafen, hatte ich weder von Cäcilien noch von ihrem Kinde eine Sylbe gehört. Und denken Sie ſich daher mein Erſtaunen, als mir plötzlich auf eine merkwürdig geheimnißvolle Art von Beiden Kunde ward. Als ich nämlich in jener fürchterlichen Nacht, die mir bald das Leben gekoſtet hätte, das Haus unſerer Angebeteten verließ und eben im Begriffe ſtand, in meinen Wagen zu ſteigen, fühlte ich mich plötzlich von hinten am Arme gefaßt, und als ich mich umſah ſtand mein Freund Ferdinand vor mir. Der volle Lampenſtrahl, in dem er ſtand, ließ mich keinen Augenblick lang an ſeiner Perſönlichkeit zweifeln, und erſtaunt und faſt erſchrocken rief ich: Ferdinand! was führt Dich hieher?

Stille! entgegnete er leiſe. Unſer Geſpräch und der Grund meines Hierſeins taugt für weniger Menſchen Ohr. Ich bin als Abgeordneter der Gerichte hieher gekommen, welche großes Vertrauen in meinen Scharfſinn ſetzen. Es gilt hier, große Verbrechen zu entſchleiern und nebenbei Dein Kind aus der Hölle eines Raubneſtes zu retten.

Mein Kind? rief ich, die Vorſicht des Schweigens vergeſſend, die er mir empfohlen hatte. Wo iſt es? Sprich!

Du ſollſt es wieder haben! entgegnete mein Freund leiſe. Wenn Du Muth haſt, mir zu folgen. Auch Cäcilien wirſt Du wiederſehen; aber hüte Dich, durch ein Wort oder auch nur einen Blick Dich zu verrathen.

Ich verſprach meinem Freunde zu thun, was er verlangte und, nachdem ich meine Equipage nach Hauſe geſchickt hatte trat ich mit ihm die nächtliche Wanderung an, jetzt erſt gewahrend, daß er noch einen Begleiter bei ſich hatte, einen unheimlichen, finſter blickenden Mann von hoher Geſtalt, der in Mantel und Mütze dicht verhüllt war.

Und als wir ſo die entlebten Straßen hinſchritten, ſo bat ich meinen Freund, mir Aufſchluß über ſeine Gegenwart zu geben und er erzählte mir Folgendes:

In der Provinzſtadt, wo, wie ich ſchon erwähnte, er ſich als Rechtsanwalt niedergelaſſen, lebte ſeit einiger Zeit ein Weib, die eine ſchöne Tochter und einen kleinen Enkel hatte. Die Tochter galt allgemein als die Geliebte eines fremden, räthſelhaften Mannes, der von Zeit zu Zeit Mutter und Tochter beſuchte und dann wieder verſchwand. Der Knabe, der damals kaum ein Jahr alt ſein mochte, wurde für deſſen Sohn gehalten und über den Fremden ſelbſt flüſterte man ſich Verſchiedenes in die Ohren, worunter das Gerücht am glaubwürdigſten erſchien, daß er ein ſehr vornehmer Herr ſei, welcher mit dem Mädchen eine ganz geheime Amourſchaft habe.

Waren die Beſuche dieſes Mannes lange ſehr regelmäßig geweſen, wie das die neugierige Aufmerkſamkeit ſehr bald herausgeklügelt hatte, ſo blieben ſie doch mit einem Male ſehr lange aus. Schon erzählte man ſich als Neuigkeit, daß der fremde, vornehme Mann die bürgerliche Dirne habe ſitzen laſſen, als er plötzlich wieder erſchien und einen andern Knaben brachte, der in dem nämlichen Alter mit dem ſeiner Geliebten ſtand. Dann verſchwand er wieder und wurde nicht wieder geſehen. Bald nach dieſer Zeit ſtarb der letztgebrachte Knabe — der Andere aber wuchs heran und wurde blühend und ſchön.

Plötzlich ergingen aber von den Gerichten aus dringende Nachforſchungen nach dieſem Manne, der als ein gemeiner Betrüger ſchon lange ſein Unweſen trieb und alle Umſicht und Verfolgungen der Polizei-Behörden durch ſeine Schlauheit zu äffen wußte. Augenblicklich wurden Mutter und Tochter eingezogen und nun erfuhr mein Freund, daß das Mädchen Cäcilie heiße, aus L. geboren ſei; das Kind, das geſtorben, das Kind einer fremden Dame geweſen, deren Namen und Wohnort ſowol ſie, als ihre Mutter nicht anzugeben wußten; daß der Knabe aber, der noch am Leben ſei, ihr und — mein Kind ſei! Ferneres ſagte ſie aus, daß jener fremde Mann ihr als Gatte durch ihre Mutter beſtimmt worden ſei und daß, obwol ſie lange einen tiefen Widerwillen gegen ihn im Herzen getragen, ſie doch von der Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen gegen ſie überzeugt ſei. Uebrigens aber habe ſie ihn nie als den ſchlechten Mann gekannt, den man aus ihm machen wolle und wiſſe kein Wort, weder von Räubereien noch Betrügereien, die er verübt haben ſollte. Auch die Mutter Cäcilien's läugnete hartnäckig, etwas Anderes von dem Manne zu wiſſen, als daß er ſich bei ihr als den Sohn eines reichen Edelmannes ausgewieſen, der in ihre Tochter verliebt war, welche er nach dem Tode ſeines Vaters zu heiraten verſprach. Das Kind, das er mit ſich gebracht, wäre das Kind einer vornehmen Dame geweſen, das eigentlich ihre Mutter (Cäcilien's Großmutter) in Pflege genommen, nun aber an ſie abgetreten habe, da ſie von einer gefährlichen Krankheit befallen worden ſei. Uebrigens werde dieſe am beſten Auf-

ſchluß darüber geben können. — Als ſomit von den beiden Frauenzimmern nichts Anderes herauszubringen war und ihre Ausſagen in jedem Verhöre gleich lauteten, ſo wurden ſie wieder auf freien Fuß geſetzt. Wie erſtaunt war man aber, als des andern Tages Beide verſchwunden waren. Haſtig ſetzte mein Freund den Flüchtigen nach und was er ahnte, fand er bald beſtätigt, daß nämlich Robert Cäcilie und den Knaben abgeholt und mit ſich genommen hatte. Die Mutter hat einen andern Weg eingeſchlagen, vermuthlich, um die Verfolgungen der Gerichte irre zu leiten und dem Raubgeſellen in ihrem neu zu erwählenden Wohnorte eine Zufluchtsſtätte zu bereiten.

Wie geſagt hatte mein Freund die Spur der Flüchtigen bald entdeckt; aber wie erſtaunte er, als Robert gerade auf die Reſidenz zuſteuerte, dort ſein Quartier in einem entlegenen Stadttheile aufſchlug, übrigens aber mit der Leichtigkeit eines noblen Mannes ſich in den elegantesten Cirkeln bewegte. Auch ſein Zuſammentreffen mit Frau von Saalen war meinem Freunde nicht unentdeckt geblieben und ſein Scharfſinn hatte bald errathen, daß auch hier ein Geheimniß obwalte. Um aber alles Aufſehen zu vermeiden und den Ruf einer ſo vornehmen Dame nicht zu kompromittiren, ſollte in möglichſter Stille Alles eingeleitet werden. So traf denn mein Freund die nöthigſten Anſtalten und kein Hirſch, als Gegenſtand einer Treibjagd, konnte mit Netzen und Jägern mehr umſtellt ſein, als Robert nach einigen Tagen ſeines Aufenthaltes in der Reſidenz. Vorerſt aber galt es, das Kind aus den Armen des Böſewichts zu reißen, denn wie leicht konnte das Leben des Knaben gefährdet ſein, im Falle der Schurke Verdacht ſchöpfte und die Angehörigen des Kindes für ſeine Verfolger hielt. Auch wünſchte mein Freund, mich ſelbſt ſo wenig als möglich in das Gerede der Leute zu bringen und meinen Ruf und meine Ehre zu ſchonen.

Das waren die Mittheilungen meines Freundes auf unſerem nächtlich düſtern Gange. Denn von Schritt zu Schritt wurde die Umgebung um mich unheimlicher und grauenhafter; ſchmutzige Gaſſen, von matt flimmernden, im Luftzuge hin- und herſchwankenden Lampenlichtern erleuchtet, thaten ſich vor uns auf, bis wir endlich in diejenige gelangten, in der der Böſewicht ſein Quartier aufgeſchlagen hatte. Sie war ſchmutzig und finſter, wie ſeine Seele und der Wind heulte in den Giebeln, wie die Stimme ſeines Gewiſſens. Mir wurde ängſtlich zu Muthe. Auch Regen und Schnee fing jetzt an in großer Menge zu fallen und alle Schreckniſſe einer Winternacht drohten uns hier zu umlagern. Alles ringsum war tiefe Finſterniß; die beiden Häuſerreihen ragten wie hohnlächelnde Gebilde in die Höhe empor; alle Laternen waren verlöſcht, und nur hie und da ſchimmerte der Strahl einer Nachtlampe durch das Fenſter, wie ein Hoffnungsſtrahl in düſterer Verzweiflung. Ich drückte mich näher an meinen Freund, doch er bedeutete mir, ruhig zu ſein und vorwärts zu ſchreiten. An einer halboffenen Thüre machten wir Halt.

Gott im Himmel! ſagte ich zu meinem Freunde, wenn nun der Böſewicht zu Hauſe wäre! Wir wagen viel!

Beruhige Dich, erwiederte Ferdinand. — Wir wollen uns davon überzeugen.

Schnell ſprach er ſeinem vermummten Begleiter einige Worte in das Ohr, der durch die angelehnte Thüre verſchwand, während mich mein Freund gegen eine Vertiefung zog, welche die Eckmauer des Hauſes hier bildete. Nach Verlauf von ungefähr einer Minute kam der Mann zurück und ſagte: Sie iſt allein.

Und nun vorwärts und Muth! ſagte mein Freund, denn wir ſind vor Ueberraſchung nicht ſicher.

Er zog mich nach ſich und der Andere folgte uns. An einem Fenſter dieſes Hauſes hatte ich Licht bemerkt und wie ich vermuthet hatte, war dieſes das Zimmer, in welchem ſich Cäcilie mit dem Knaben befand. Die Thüre des Gemaches war von innen nicht geſchloſſen und ſo traten wir ein. Himmel! Was fühlte ich in dem Augenblicke wieder, als ich Diejenige wieder ſah, die ich vor kurzen Jahren ſo innig geliebt hatte, und mir war es, als ob ich allein der Schuldige an all' ihrem Elend, an all' ihrem Unglück wäre. In dieſem Bewußtſein drückte ich mich, wie ſchwindelnd an die Mauer, während Ferdinand vortrat und zu ihr ſagte: Cäcilie! Wir ſind hier, um von Ihnen das Kind zu erbitten, deſſen vorgebliche Mutter Sie ſind.

Ich bin ſeine Mutter, antwortete ſie beſtimmt, nicht wenig erſtaunt ob dem ſo ſpäten Beſuch und deſſen Begehr.

Sei dem wie ihm wolle, ſagte mein Freund. Mein Auftrag iſt, das Kind Ihnen abzunehmen und Gewalt anzulegen, wenn Güte nicht fruchtet.

Was wollt Ihr von mir? rief das Mädchen leidenſchaftlich. Ich habe den Knaben geboren, geſäugt und gepflegt und werde ihn zu beſchützen wiſſen. Mein Kind! Mein Kind! Ich laſſe mein Kind nicht!

Still, Weib! erwiederte Ferdinand kaltblütig. Es ſoll Dein und Deines Kindes Schaden nicht ſein, nur jenem Böſewicht wollen wir es entreißen, von dem Sie ſich nicht zeitig genug trennen können; denn es iſt gefährlich, das Lamm in der Höhle des Tigers zu laſſen; deshalb geben Sie das Kind oder wir brauchen Gewalt!

Lange währte das Sträuben der Mutter — ſie bat, ſie flehte, ſie drohte, ſie ſtellte ſich vor das Bette des Knaben; aber auf einen Wink nahm unſer Begleiter den Schlafenden aus ſeinem Bette, wo ihn vielleicht angenehme Träume umgaukelten. Mir wollte das Herz im Leibe zerſpringen, als ich den Jammer der Mutter vernahm — und es koſtete den ganzen Einfluß meines Freundes, daß ich nicht in das Mittel getreten wäre und dasjenige ſelbſt hintertrieben hätte, was ich kürzlich vorher ſo angelegentlich gewünſcht hatte. Das Kind auf dem Arme, trat nun mein Freund voraus und wir folgten ihm — Cäcilie aber war ohnmächtig niedergeſunken.

Ich athmete frei, als ich wieder auf der Gaſſe war und wir eilten raſch vorwärts, um an das Abſteigequartier meines Freundes zu kommen, wo wir für den Reſt dieſer Nacht den Knaben verſorgen wollten, den Ferdinand, des eiligeren Fortkommens willen, auf dem Arme trug. Er ſchlief immer noch fort und ahnte nicht im Mindeſten, was mit ihm vorgegangen.

Plötzlich hörten wir Schritte hinter uns eilig und voll glühender Haſt — es war unfehlbar der Schritt eines Verfolgers. Mein Freund murmelte vor ſich: Verflucht, der Schurke hat unſere Fährte entdeckt! und mahnte mich dringend zur Eile. Aber der uns Verfolgende war ſchneller als wir — bei einem Umbuge der Gaſſe überholte er uns und der Mann aus dem Concert-Saale ſtand vor uns, ein

lärmendes Halt rufend. — Halloh! brüllte er in wilder Aufregung. Ihr habt mein Kind gestohlen: heraus damit, wenn Ihr nicht wollt, daß ich Euch die Köpfe zerschmettere wie Mauerwerk!

Elender! erwiederte mein Freund muthig. Das Kind, das wir Dir genommen, ist nicht Dein! Es ist in sicherm Gewahrsam und soll unter keiner Bedingung in den Klauen eines geächteten Schurken verbleiben! Ja, Robert Sand! Wir kennen Dich, ergib Dich im Namen der Gesetze.

Zugleich warf unser Begleiter seinen Mantel weg und präsentirte sich als einen Diener der Gerechtigkeit. In dem Augenblicke, als dieser auf ihn zutrat, um ihn zu verhaften, übergab mir Ferdinand das Kind, mir bedeutend, voraus zu eilen, indem er meinte, daß es hier hitzig hergehen könne, da, wie er gesehen, der Schurke bewaffnet sei. Aber wie durch Zauberbande war mein Fuß an den Ort der Entscheidung gekettet und ehe ich noch recht ahnen konnte, was hier vor sich gehen könne, hatte zwischen den Dreien das hitzigste Gefecht begonnen. Plötzlich aber, ich weiß nicht wie, traf ein Streich das Haupt meines Sohnes. Der Knabe stieß einen dumpfen Laut aus, und in diesem Momente warf mich ein anderer Streich bewußtlos zu Boden. Ich hörte nur noch ein gellendes, grauenhaftes Gelächter, dann ein hastiges Laufen und ein dunkles Etwas sagte mir, daß der Bösewicht gesiegt und meine Freunde die Flucht ergriffen hätten. In diesem Zustande trafen Sie mich und Dank Ihrer Sorge — mein Leben blieb erhalten, das meines Sohnes aber —"

Herr von Walter unterbrach sich selbst, indem er wehmüthig die Achseln zuckte und ein paar Thränen aus seinen Augenwinkeln wischte. Dann fuhr er fort: „Nun wissen Sie Alles, Herr Lieutenant, welcher Täuschung wir auf Erden doch Alle unterworfen sind. Ich hätte Berge gebaut auf ihre Tugend."

„Und so ist sie wirklich zur Todesstrafe verurtheilt?" fragte der Offizier.

„Unwiderruflich," erwiederte Herr von Walter und schauderte zusammen. Nach kurzer Pause sagte er: „Es ist überhaupt wenig mehr, das Ihnen in dieser traurigen Geschichte dunkel sein kann; das aber wissen Sie wol nicht, daß der Schurke mein Kind immerfort für das der Witwe hielt; denn Cäcilien's Großmutter, ihre Mutter und sie selbst waren darin übereingekommen, ihm und der Witwe den Tod ihres Kindes zu verheimlichen, indem er mein Kind nie leiden mochte und somit auch der Jahrgehalt, den Cäcilien's Großmutter und Mutter bezogen, nicht aufhören durfte. Erst am Sterbelager Katharina's erfuhr er das Geheimniß."

„Und was ist es mit Cäcilien?" fragte der Baron.

„Sie wurde bald freigesprochen," war die Antwort des Herrn von Walter. „Sichtlich aber härmt sie sich ab — sie wird nicht mehr dies Leben genießen!"

„Und ihre Mutter?"

„Bleibt spurlos verschwunden!"

In diesem Augenblicke kam der Graf von neunundfünfzig Jahren und eilf Monaten, der jedoch wieder um einige Monate älter geworden, gerade des Weges. Auf seinem Gesichte war eine Neuigkeit zu lesen, die mitgetheilt sein wollte.

„Gut, daß ich Sie treffe!" rief er schon von Weitem, „ich suchte Sie schon in der ganzen Stadt — eine interessante Neuigkeit, fünfzig Thaler unter Brüdern werth! Frau von Saalen ist begnadigt!"

Herr von Walter athmete tief auf.

„Begnadigt?" fragte er mit freudiger Beklemmung.

„So ist's," antwortete der Graf. „Ihre Freunde verwendeten sich bei Seiner Majestät dem Könige und dieser in Berücksichtigung der Verdienste ihres verstorbenen Vaters, und weil sie ihr Verbrechen auf Antrieb jenes Schurken begangen, dessen Opfer sie gewesen, hat beschlossen, sie lebenslänglich in ein Kloster zu geben, wo sie Zeit und Gelegenheit haben wird, ihre Sünden zu bereuen."

Unter diesen Mittheilungen erreichten sie das Stadtthor. In der Stadt erfuhren sie das Nämliche. Frau von Saalen ward wirklich einem Kloster übergeben und starb dort nach einigen Jahren demüthiger Reue, während ihr Verführer seine Verbrechen am Galgen büßte. Cäcilie starb einige Monate nach ihrer Freilassung in Thränen um ihr gemordetes Kind. Von ihrer Mutter aber sah und hörte man nichts mehr.

Herr von Walter aber gewann wieder an Lebensfrische und Gesundheit. An seinen Händen prangten die schönsten weißen Glacé-Handschuhe und vermöge der ihm angebornen Kunst des Lorgnettirens rührte er das Herz einer reichen Fabrikanten-Tochter dergestalt, daß sie ihm bald darauf ihre Hand gab und in einer sehr glücklichen Ehe mit ihr lebt.

Der Lieutenant Baron von Holzeisen wurde Rittmeister, klirrte mit seinen Sporen mehr als je, blieb aber ein Hagestolz sein Leben lang. In Herrn von Walter's Hause soll er sich besonders gerne aufgehalten und eine besondere Vorliebe für ein schmuckes Töchterlein seines Freundes gehabt haben, von welchem man behaupten wollte, daß es dem Herrn Rittmeister ganz aus dem Gesichte geschnitten sei. Wir wollen aber dergleichen Dinge nicht nachglauben, indem wir des Herrn Rittmeisters Vorliebe für Duelle kennen, der auch und zu jeder Stunde höchst geschliffene Säbel führt.

Die Ruinen der Burg Ledenitz in Ober-Ungarn.

Von Karl Brantl. (Mit einer Lithographie.)

Ein würdiges Seitenstück zu der so pittoresken Felsenburg Kleinskal in Böhmen bilden die Ruinen des Bergschlosses Ledenitz in Ober-Ungarn. Das beigeschlossene Bild versinnlicht uns den verwegenen Bau, in welchem der weit gefürchtete Wegelagerer Bélik im XV. Jahrhunderte sein Unwesen trieb. Ob dieser Ritter vom Biegel zugleich der Gründer dieses kühnen Baues war, ist unbekannt. — Die Burgruine erhebt sich, zwischen furchtbare Felsspalten eingezwängt und auf hohe unzugängliche Blöcke fundirt, am Endpunkte eines mächtigen Felsenkammes, welcher sich ober dem gleichnamigen, mit einer Kirche versehenen ärmlichen Orte in der Trentschiner Gespanschaft, aus einem bergigten

Bergschloss Sedenitz in Ober-Ungarn.

Digitized by Google

einſamen Waldthale ſtolz erhebt. Ungemein kühn, ja ſchaudererregend iſt der ganze Bau, durch maſſive Streitthürme und hohe gezackte Ringmauern an jedem ſchwächeren Punkte geſichert. Ein tiefer Felſenſchlund diente zum Wallgraben, über welchen eine lange kühne Holzbrücke ehedem zum Burgthore führte, das nun unzugänglich hochoben, ähnlich jenem der Ruine Kokořin, in Lüften ſchwebt. Den ganzen ziemlich erhaltenen geſpenſterhaften Bau überragt gebieteriſch der Ueberreſt einer Warte, welche auf einem, der Jungfernſpitze der kühnen Burg Trosky ähnlichen, nun unzugänglichen Felskegel erbaut war, und wahrſcheinlich einem Wachtpoſten zum Standpunkte diente, um von hier aus weit in's Land lugen — und eine reiche Prieſe für Bělik's Räuberſchaar erſpähen zu können.

Tyrrhel, der Königsmörder.

Hiſtoriſche Skizze von Victor Bednář.

Du kannſt nicht ſagen, ich war's! Schüttle
Die blut'gen Locken nicht ſo gegen mich!
Macbeth zu Banquo's Geiſt.

Die Nacht hatte ihre dunklen Fittige über die Weltſtadt gebreitet. Der Themſe entſteigende Dünſte bildeten einen dichten Nebel, daß man die blinkenden Sterne am Himmel wahrzunehmen nicht vermochte und des Mondes gefüllte Scheibe warf nur einen matten Glanz auf die grauen Mauern des Towers, wo in dieſer Nacht — es war im Dezember 1485 — ein ungewöhnlich reges Treiben herrſchte. Alles war geſchäftig, Alles in höchſter Spannung; die Soldaten hatten ihre Feſtkleider angethan und ſtanden regungslos auf ihren Wachtpoſten. König Heinrich VII. wurde erwartet.

„Sonderbar!" flüſterte Einer von den graubärtigen Kriegern ſeinem Nachbar zu. „Warum will Se. Majeſtät gerade in der Nacht hierher kommen und ſo plötzlich?"

„In der That," verſetzte der Andere, „etwas Beſonderes muß vorgehen, denn Sir Robert Brakembury wird nicht den König empfangen, ein anderer Conſtabel wird ihn begleiten und man ſagt, ein ausdrücklicher Befehl Sr. Majeſtät habe ihn dazu beordert."

„Mich graust's ordentlich," ſagte wieder der Erſte. „Wären es noch die Tage unter Richard III., ich wollte lieber noch ein Mal bei Barnet auf der Haide Gladsmoor die furchtbare Streitart des großen Warwick ſehen, als hier um dieſe Stunde ſtehen aus Furcht, um nicht meine Füſſe im königlichen Blute zu baden."

„Kennt Ihr den neuen Conſtabel?" fragte ein Dritter.

„Nein!" antwortete der Graubart. „Doch ſollte es mich wundern, ihn nicht zu erkennen, wenn ich ihn ſehe, denn er ſoll auch Einer aus den alten Zeiten ſein."

Eine Bewegung, die beim Eingange des Towers entſtand, machte die Sprecher verſtummen und bald tönte es durch alle Reihen der Wachen: „Der König! der König!"

Leuchtende Fackeln erhellten bald die dunklen Hallen des antiken Denkmals der Geſchichte und König Heinrich VII. erſchien ohne alles Gefolge; nur zwei Kammerherren begleiteten den Monarchen. Voraus ſchritt der neue Conſtabel, ein Mann, deſſen Scheitel ſchon der Winter des Lebens gebleicht hatte. Sein Geſicht war blaß, ſein Blick verſtört, ſein Schritt mühſam, unſicher und wankend. Auf dem bleichen Antlitze thronten Spuren eines im Herzen nagenden Kummers.

Im Herzen des Königs ſchien ſich ebenfalls ein beſonderes Gefühl zu regen, als er dem „blutigen Thurme" ſich genähert hatte. Er ſtand einen Augenblick ſtill, als wollte er ſich faſſen, dann ließ er ſich raſch, mit ſichtlicher Haſt in die oberen Gemächer geleiten. Immer ſchwächer, immer unſicherer und wankender ward der Schritt des Conſtabels, je näher ſie einem in dieſem Stockwerke befindlichen Saale kamen. Der Conſtabel ſtieß mit dem ſchleichenden Fuße an eine aus den Fugen gehobene Steinplatte in der Vorhalle, — die Uhr über ihnen dröhnte in ihrem maſſiven Gehäuſe und ſchlug Zehn. Bleich wie eine Leiche wurde der Conſtabel, ſein Blick irrte verſtört umher; er fing an zu ſinken.

„Was iſt Euch, Sire?" fragte der königliche Herr, ſeine Haſt verdoppelnd.

„Eure Majeſtät! — Vergebung — ich — —"

„Nun ſo macht doch ſchnell und öffnet die Thüre des Saales."

Der Conſtabel gehorchte. Er nahm den Schlüſſel, ſteckte ihn an, aber — vermochte nicht zu öffnen, er zitterte am ganzen Leibe wie Espenlaub, wenn das leiſeſte Lüftchen ſäuſelnd es berührt.

Heinrich VII. ſprang herbei, drehte ſelbſt den Schlüſſel um, öffnete den Saal und befahl Lichter hinein zu tragen, den ihn begleitenden Kammerherrn aber zurückzubleiben und ihn in der Vorhalle abzuwarten, er wolle nur in Geſellſchaft des Conſtabels den Saal betreten.

„Nun, Pieren, kennt Ihr ihn, den neuen Conſtabel?" fragte der Wachtmann den alten Graubart, der in tiefen Gedanken auf ſeine Waffe geſtützt daſtand und noch immer hinſtarrte auf den „blutigen Thurm," als ſchon längſt der König verſchwunden war.

„Wohl kenne ich ihn," erwiederte der Gefragte tief aufſeufzend, „es iſt derſelbe, der ſchon einmal und auch nur für eine Nacht Conſtabel im Tower war. Unſer alte Sir Robert Brakembury erhielt für jene Nacht außer dem Tower Dienſte, und — am Morgen war Herzog von Gloucester Englands König — —"

Verwundert blickten die in der Vorhalle zurückgebliebenen Edelleute einander an, ſie wußten ſich des Königs Benehmen nicht zu deuten, der Zweck der Anweſenheit im Tower zu einer ſo ungewöhnlichen Stunde war ihnen unbekannt; das Verweilen des königlichen Herrſchers in dem Saale, der voll trauriger Erinnerungen in jenem Flügel ſich befand, den man ſeit der Ermordung der königlichen Prinzen den „blutigen Thurm" nennt, das Erbleichen und Zittern des ihnen gänzlich unbekannten Conſtabels mußte ſie natürlicherweiſe in das höchſte Erſtaunen ſetzen.

Sie hörten den König in dem Saale mit raſchen ſtarken Schritten gehen; ſie hörten ihn laut und barſch reden und grübelten über dieſen ſeltſamen Umſtand.

„Wollt Ihr nicht weiter, Sir James Tyrrhel?"

rief König Heinrich dem zitternden Conſtabel zu. „Tretet nur vor, ich will Euch leuchten, will Euch die Vorhänge dieſes Bettes öffnen; dann kehrt Euer Muth vielleicht wieder zurück.“

„Gnade! Gnade, mein König!“ rief der Conſtabel, den der Monarch James Tyrrhel genannt hatte, warf ſich auf die Knie und hob die Hände flehend empor. „Tag und Nacht verfolgen mich die blutigen Schatten der Gemordeten, gleich einem furchtbaren Geſpenſte mir drohend. Ein nagender Schmerz, ein ewig wacher Vorwurf zerfleiſcht mit ſeinen Klauen mein Herz, daß ich die Stunde meiner Geburt verfluche.“

Der Greis konnte nicht weiter ſprechen. Sein Auge, das den Tauſend Lanzen in manchem Treffen muthig entgegen ſah, konnte den Anblick des Bettes, über dem das Wappen der Könige von England ſtrahlte, nicht ertragen — es füllte ſich mit Thränen.

„Bei Gott dem Allmächtigen, bei dem Andenken an Euren hohen Vater, für den ich gekämpft, beſchwöre ich Euch, mein königlicher Herr! bohret Euren Degen in meine Bruſt, aber — habt Erbarmen mit meiner gemarterten Seele!“ rief Tyrrhel und umfaßte die Füße des Königs.

Düſter ſchaute der König vor ſich hin und ſein Geiſt ſchien von einem ſchmerzlichen Gefühle ergriffen zu ſein. „Sir James,“ ſagte er nach einer Pauſe, „Ihr wißt, daß ich das ganze ſcheußliche Verbrechen, daß ich die Schuldigen kenne, die des Himmels Rache ſicher ereilen wird. An Richard III. habe ich den Mord der königlichen Schlachtopfer genug gerächt, nach den Werkzeugen, deren ſich zu dem Morde bedient wurde, gelüſtet es mich nicht. Dingthon, Slaſar und Toreſt ſind nach Frankreich geflohen, wo ſie im höchſten Elend ihr blutbeflecktes Leben führen und ich mag ſie nicht durch das Henkerbeil von ihrem Elende befreien —“

„Da Ihr, mein König,“ verſetzte Tyrrhel, „die Mitſchuldigen und deren Aufenthalt kennt, was verlangt Ihr noch von mir? Vernichtet mich. Ich habe genug gelebt, für drei Könige habe ich mich mit Wunden bedecken laſſen. Meine Hand iſt gewohnt, das gewichtige Schwert zu ſchwingen, aber — heute vermochte ſie nicht den kleinen Schlüſſel umzudrehen; ich ſah in mancher Kriegsgefahr trotzig dem Tode in's Antlitz, aber — hier iſt mein Muth gewichen. Verlangt keinen weiteren Aufſchluß aus meinem Munde!“

„Und ich verlange es dennoch,“ ſagte der König feſt, „und zwar hier vor dieſem Bette! — Was ich aber verlange, will ich nicht von dem Mörder Tyrrhel hören, ſondern der ehrenwerthe Edelmann, der dreien Königen von England gedient, ſoll mir die kleinſten Umſtände des abſcheulichen Verbrechens erzählen, ſoll mir den Ort zeigen, wohin die gemordeten Prinzen verſcharrt wurden.“

Tyrrhel ſammelte ſich ein wenig und dann begann er: „Ihr habt eine ſchauderhafte Marter für mich erſonnen, mein königlicher Gebieter! Aber bald wird meine Seele vor dem Richterſtuhle des Allerhöchſten erſcheinen und ich will durch ein treues Bekenntniß meine Schuld in etwas wenigſtens ſühnen.

Für und in dem Krieg erzogen, führte ich von meiner früheſten Jugend an ein zügelloſes Leben. Mein Herz verwilderte in dem Umgange mit den harten Söhnen des Mars und war für jedes edlere Gefühl unzugänglich, nur die Liebe für mein einziges Kind, meine Tochter, hatte einen Weg dahin gefunden und erwärmte zu Zeiten die Eisrinde. Während ich bei Spiel und Becherklang mich ergötzte, ſchmachtete mein armes Kind, das ich bei einer alten Verwandten zurückgelaſſen hatte, in Elend; ich hatte gerade meinen letzten Peny verſpielt, als mich die Nachricht von der Noth meiner Tochter ereilte. Die Liebe erwachte in mir wieder, aber ich konnte nicht helfen und wollte in Verzweiflung mein elendes Daſein enden. Da wurde ich plötzlich zum Herzog von Glouceſter gerufen.

Sir Tyrrhel, ſagte der Herzog zu mir, das traurige Schickſal Eurer Tochter iſt mir zu Ohren gekommen und ich will helfen; hier iſt ein von mir unterzeichnetes Dekret, welches Eurer Tochter 500 Pfund jährliche Renten ſichert.

Ueberraſcht empfing ich dankend die Urkunde aus des Herzogs Händen, meine Augen füllten ſich vor Freude über die unerwartete Rettung meiner Tochter mit Thränen und ich wollte mich entfernen.

Einen kurzen Augenblick noch! rief mir der Herzog nach. Nun verlange ich aber auch einen Dienſt von Dir, mein wackerer Tyrrhel — eigentlich im Intereſſe des Staates —

Dazu war ich jederzeit willig, Hoheit! ſagte ich.

Es gibt aber ſchwierige Fälle.

Ich bin bereit, mein Blut für den Staat zu vergießen und hab' es in vielen Schlachten bewieſen.

Nothwendige Verbrechen, mein lieber Tyrrhel.

Verbrechen?! und ich erſchrack.

Zum Wohle des Staates aber. Du kannſt damit Englands Ruhe ſichern. — Willſt Du Conſtabel im Tower werden?

Ich begriff nun was der Herzog wollte, mein Herz ſträubte ſich; aber — ich war des Lebens müde. Mein Sohn war für's Vaterland gefallen, mit mir mußte mein Stamm ausſterben, gleichviel, ob am Blutgerüſte oder im ehrlichen Kampfe und — — Befehlt, Hoheit! ſagte ich. Ich will gehorchen.

Noch dieſen Abend — ohne Lärm, ohne Spur! ſagte der Herzog und ein wildes Feuer ſprühte aus ſeinen Augen. Nach einer Pauſe verließ er das Gemach und ſprach zum Kommandanten ſeiner Leibwache: Ihr begleitet den ehrenwerthen Sir James Tyrrhel, Conſtabel des Towers, und überbringt meine Befehle dem Sir Robert Brakembury, den ich in die Nähe meiner Perſon berufe.

Ich ging fort, um mich nach dem Tower zu begeben, um mit deſſen Lokalität bekannt zu werden, denn das war zu meinem gräßlichen Vorhaben höchſt nothwendig. — Erlaßt mir, Majeſtät, die Empfindungen zu ſchildern, die ſich auf dem Wege nach dem Tower in meinem Innern tobend kreuzten. Ich war immer von der Glut eines ungeſtümen Charakters fortgeriſſen, ſtürzte mich tollkühn in das Schlachtengetümmel, ohne die Wahrſcheinlichkeit der Todesgefahr zu beachten, die Wechſelfälle eines vielbewegten Lebens hatten mein Herz verhärtet; aber — Königsmörder! — Nein! das wollte ich nie werden. Nun aber ſtand ich auf dem Punkte, hatte den Schritt gethan und — zurücktreten? meine Tochter dem Elende wieder preisgeben? Das konnte ich nicht, ich liebte ſie mehr, als mein Gewiſſen. Uebrigens ſollte ja Alles nur zum Wohle des Staates geſche-

hen, ſagte mir der Herzog und ich war als Soldat verpflichtet, höhere Befehle zu befolgen ohne warum? zu fragen. Ich übertäubte die Stimme meines Gewiſſens, ſo weit es nur möglich war, und ließ mich bei den beiden Prinzen melden.

Bei meinem Eintritte kam mir der junge König entgegen und reichte mir die niedliche weiche Hand zum Kuſſe, ſein Bruder that ein Gleiches und mir ward ſo weich um's Herz, daß ich zu thun hatte, um meine Empfindung nicht zu verrathen. Der junge König hieß mich zwiſchen Beiden Platz nehmen und die jungen Prinzen unterhielten ſich lange mit mir."

„Echt Yorkiſches Blut!" rief Heinrich vor ſich hin. „Wovon ſprachen denn die Prinzen, Sir James?" fragte er dann laut den greiſen Conſtabel.

„Sie liebkoſ'ten ihren kleinen Hund, den ſie aufgezogen und mit in den Tower genommen hatten, und nannten ihn ihren einzigen Freund; klagten über die Härte des Herzogs von Glouceſter —

Seine Hoheit, verſetzte ich, iſt ſo ſehr mit Reichsgeſchäften überhäuft, daß —

Daß es ihm gleichgiltig iſt, wenn ſein König Langeweile hat, unterbrach mich der junge Eduard mit königlichem Unmuth und fügte dann gelaſſen hinzu: Werden wir lange noch im Tower bleiben?

Nein, Sire! ſagte ich beſtimmt.

Wißt Ihr es gewiß, mein guter Conſtabel?

Ich habe ausdrückliche Befehle.

Wann werden wir alſo unſern Einzug in London halten? fragte mich der junge König mit einem Blicke, in dem ſich die größte Freude und auch die Furcht der Ungewißheit malte. Ich weiß es nicht erwiederte ich und ſtand auf, um mich ſchnell zu entfernen; denn ich fühlte, wie es mir wehmüthig wurde in der Nähe der engelgleichen Kinder und ich ſollte, durfte nicht weich werden."

„Herzloſer Menſch!" rief König Heinrich und that einen raſchen Schritt gegen Tyrrhel, dann aber ſetzte er ſich wieder und ſchien weiter hören zu wollen. Dieſe Unterbrechung benützte der Conſtabel, um eine große Thräne, die über ſeine gefurchten Wangen rollte, zu trocknen, ehe er fortfuhr:

„Ich eilte fort und fühlte, wie mir die Thränen heiß über die Wangen liefen; denn die Prinzen hatten bei meinem Abſchiede ſich um meinen Hals geklammert, baten mich, nach dem Abendeſſen wieder zu kommen, um ſie des Beſuches ihres Onkels zu entheben; auch der kleine Hund ſprang munter um mich her, wedelte mit dem Schweife und ſchien mir zu danken, daß ich mit den Kindern ſo freundlich gethan. — Oh! ein Hund war beſſer als ich! Seine Liebe und Freundlichkeit war aufrichtig, meine nur geheuchelt, während im Herzen unbeſonnene Bosheit das abſcheulichſte Verbrechen hegte. Ich ſchwankte, ich wollte zurücktreten; aber in demſelben Augenblicke, als das beſſere Gefühl in mir ſich zu regen anfing, trat ein Soldat von der Wache des Towers mit zwei rüſtigen Schiffern zu mir, die er mir als von Sr. Hoheit dem Herzoge von Glouceſter zu meiner Dispoſition geſtellt, vorführte, und ſich ſelbſt auch meinen Befehlen willfährig vorſtellte.

Nun konnte ich nicht mehr zurück! — Ich goß im vollſten Sinne des Wortes den Wein, welchen man uns aufgetragen hatte, in mich hinein, um mein Gewiſſen zu erſäufen. Meine drei Burſche, die beiden Schiffer und der Soldat, ſprachen dem Weine auch tüchtig zu und bald waren ihre Sinne derartig verwirrt, daß ſie nach den Schlachtopfern ordentlich dürſteten und die Nacht kaum abwarten konnten, um ſich in dem unſchuldigen königlichen Blute zu baden.

Eingedenk der Einladung des jungen Königs verließ ich meine unheimliche Geſellſchaft und begab mich in das Gemach der Prinzen. Sie unterhielten ſich mit dem Schachſpiel als ich eintrat, hießen mich freundlich willkommen und ich mußte mich wieder zu ihnen ſetzen.

Herr Conſtabel, ſagte der junge König zu mir, Ihr werdet erlauben, daß wir die Partie ausſpielen, denn ſie hat ein zu großes Intereſſe, als daß wir ſie unvollendet laſſen ſollten.

Jedes Spiel hat für einen Gewohnheitsſpieler, beſonders für einen ruinirten, wie ich es war, ein beſonderes Intereſſe. Ich ſetzte mich daher und ſah mit Theilnahme dem Verlaufe des Spieles zu. Um was geht es denn? fragte ich.

Wenn ich gewinne, verſetzte Prinz Richard, ſo müſſen wir noch länger im Tower bleiben.

Verliert aber der Bruder, fiel der König ein, ſo halte ich Morgen meinen Einzug in London!

Mir ſchnitt es durch's Herz und die Prinzen ſetzten ihr Spiel fort mit einer ſolchen Aufmerkſamkeit, als gälte es ein Königreich. Ich beobachtete jeden Zug auf dem Brett wie ein Tiger, der auf ſeine Beute lauert.

Merk' auf Eduard! rief Prinz Richard, Schach der Königin!

Der junge König maß die Steine vor ſich mit einem Blicke, wie nur ein Feldherr ſeine Truppen muſtern kann — ein Zug, noch Einer — — Schach dem König! Wahre Deine Königin, Richard.

Noch hab' ich immer nicht verloren, verſetzte Prinz Richard. Muſtere nur Deine Truppen und die meinen, mein lieber König Eduard, ſieh dieſen Zug, und den — noch den letzten — nun rühre Dich, wenn Du kannſt — Matt! mein lieber Eduard, Du wirſt Deinen Einzug nicht halten — wir bleiben noch im Tower.

Der junge König Eduard ward traurig und neigte ſich zu ſeinem lieben Hündchen, das ihm die zarten Hände beleckte.

Wir ſpielen nicht mehr Richard, ſagte er nach einer Weile. Laß uns unſer Nachtgebet verrichten.

Die Prinzen warfen ſich auf die Knie nieder, falteten andächtig die kleinen Händchen und Eduard las aus einem Buche einige innige, herzergreifende Gebete vor.

Als ſie fertig waren, umarmten ſie mich und legten ſich in's Bett, die Hände um einander ſchlingend. Ich zog die Vorhänge zu und entfernte mich.

Meine Geſellen zechten noch immer und auch ich begann wieder im Weine Erheiterung zu ſuchen. Betäubt von den in meinem Buſen tobenden Gefühlen, noch mehr aber von dem genoſſenen Weine näherte ich mich zum zweiten Male dem Gemache der Prinzen. Es ſchlug gerade die zehnte Stunde. Leiſe öffnete ich die Thüre, der kleine Hund erkannte mich, ſprang freudig auf mich zu und — empfing zum Lohne ſeiner Liebe den Tod.

Nun war das Hinderniß beſeitigt. Die Prinzen ſchlie-

ſen ruhig und meine Helfer drangen in den Saal. Ich folgte ihnen nicht — mir war ſo wehe. Ich hörte den Vorhang des Bettes rauſchen und ſank bewußtlos an die Mauer zurück. Das Geräuſch der Zurückkommenden weckte mich aus meiner Lethargie und ich ſtarrte die blutigen Dolche an.

Seid Ihr zufrieden, Sire? rief der weintrunkene Slafar. Nicht einen Muckſer haben ſie gethan.

Jetzt wird wol der Herzog zufrieden ſein, verſetzte Dingthon. Wir haben unſere Arbeit trefflich gethan, nicht wahr Foreſt?

Noch nicht ganz, entgegnete der Letztere und wandte ſich dann an mich mit der Frage: Sollen die Prinzen im Bette bleiben, Herr Conſtabel?

Ich konnte nicht antworten, meine Zunge ſchien gelähmt zu ſein, als ich gewiß war, daß der gräßliche Mord vollbracht ſei. Schweigend wies ich nach einer Stelle in der Vorhalle; die Drei verſtanden mich, da ſie wol nicht wie ich zum erſten Male ein Verbrechen begangen haben. Sie brachen die Steinplatte, welche über einer dicken Mauer des unteren Stockwerkes ſich befand, auf, gruben eine tiefe Grube in die Mauer und ich ſelbſt ſenkte die königlichen Leichname hinein. Ich netzte die Opfer der Herrſchſucht und Bosheit mit Thränen und wünſchte mich ſelbſt zu ihnen in die Grube.

Darum wankte und erbleichte ich, als mein Fuß an die Steinplatte ſtieß und der Schlag der zehnten Stunde mich an mein Verbrechen mahnte. — Großer Gott! warum will mit den Jahren meines Lebens nicht auch mein Gedächtniß ſchwinden, daß ich die Geſpenſter, die mich ſeit der gräßlichen That verfolgen, vergeſſe!" — —

Schon lange glänzten in Heinrich's Augen Thränen der Wehmuth, als aber Tyrrhel ſeinen grauſen Bericht geendet hatte, konnte der König ſich eines lauten Weinens nicht erwähren. Er ſchämte ſich der Thränen nicht und weinte bitterlich — dann ſagte er zu Tyrrhel.

„Ich will Euer Verbrechen nicht mit dem Blutgerüſte rächen, Sir James. Gott der Allmächtige hat ſchon Euren Scheitel gebleicht, tiefe Furchen durch die Stirne gezogen, einen ewig nagenden Vorwurf in Euer Herz gelegt. Euren Schritt unſicher und wankend gemacht. — Er ſoll Euer Vergelter ſein!"

Tyrrhel wollte dem König die Hand küſſen, allein Heinrich VII. trat einen Schritt zurück und der unglückliche Greis den die Geſchichte Königsmörder nennt, wankte ſchluchzend hinaus und ward nicht mehr geſehen.

Die Gräfin von Landsfeld.

(Mit lithographirtem Porträt.)

Wer iſt ſo unbekannt mit den Ereigniſſen unſerer Zeit, daß ihm der Name jener Frau, deren Porträt wir hier mittheilen, unbekannt geblieben wäre? Der Mehrzahl unſerer Leſer wird es bewußt ſein, wie es Lola Montez, der ſpaniſchen Tänzerin, nach langem Umherſchweifen in den verſchiedenſten Ländern und nach ſehr ſonderbaren Auftritten und Berührungen mit der Pariſer und Berliner Polizei, gelang, eine Stellung und eine Heimat zu erringen, in welcher ſie bis vor wenigen Wochen ſich Freiheiten erlauben durfte, die ein ganzes Volk erbitterten und zum Aufſtande erregten. Die Vorgänge in München, die Vertreibung der Allemannen, jener Studentenverbindung, zu deren Beſchützerin ſich die Gräfin von Landsfeld gemacht hatte, ſind ſo bekannt, daß es genügt, ſie zu erwähnen. Es war eine Folge dieſer Ereigniſſe, daß die Gräfin von Landsfeld Baiern verlaſſen mußte. Sie begab ſich nach Lindau und von dort nach der Schweiz. Man glaubte ſie für immer entfernt zu haben, doch man hatte ſich geirrt. Sie erſchien trotz der Verbannung plötzlich während einer der letzten Nächte in München und bald hätte dieſe Kühnheit neue Unruhen herbeigeführt. Indeß wurde ſie zur rechten Zeit ergriffen, abermals über die Grenze gebracht und des bairiſchen Incolats für verluſtig erklärt. Hierzu kam eine Verordnung, nach welcher fortan auf die Gräfin von Landsfeld gefahndet werden ſoll. Wir glauben unſern Leſern gefällig zu ſein, indem wir ein Bruchſtück aus dem „Münchener Punch" mittheilen, welches ſich auf die gedachte Anweſenheit der Gräfin von Landsfeld in München bezieht. „Seit Donnerſtag (beginnt dieſes Fragment) hat München das Anſehen, als ſei die ganze Einwohnerſchaft in einem Plumpſackſpiel begriffen. Auf der Polizei fand man den Plumpſack nicht, die Polizei wurde aber doch geklopft. Vor dem Rathhaus ſteht ein Haufen Menſchen. Die meiſten haben die Kappen tief im Geſicht, die Hände in den Hoſentaſchen, und die Hoſen hinaufgeſtülpt. Was wollen dieſe? Sie ſuchen die Lola. — Zum Karlsthor herein ſtürzen beide Geſchlechter, Alt und Jung, ſie athmen ſehr hoch und ſind bis über die Augenbrauen von der beliebten Münchener Straßenſubſtanz beſpritzt. Was wollen dieſe? Sie ſuchen die Lola! — Auf der Polizei iſt ein ſehr reſpectables Perſonal beeifert, die Thore auszunageln, Fenſter zu zermalmen, die Bücher umzuwerfen und die Tinte auf die Straßen herabzuſchütten. Was wollen ſie damit? Sie ſuchen die Lola! Niemand ſtört ſie in dieſer patriotiſchen Arbeit. Ein Mann, der in der Gensd'armerie eben den Ofen zuſammenſchlug ſagte zum Brigadier: „Nicht wahr, Sie nehmen mir nicht ungütig, wir ſuchen blos —" „O, ich bitte recht ſehr — fiel der Brigadier unter drei Verbeugungen in's Wort — ſehr ſchmeichelhaft, daß Sie uns das Vergnügen ſchenken. Ich würde Ihnen einen Stuhl anbieten, aber Ihre Herren Kollegen hatten die Güte, alle Stühle fortzutragen." — Es iſt richtig, die Münchener Gensd'armen wiſſen, wie man ſich mit gebildeten Leuten zu benehmen hat. Ueberhaupt zeigte ſich bei dieſer Geſchichte ſo ein herzliches Einverſtändniß, ſo ein nationales Selbſtbewußtſein, daß man ſich den ſchönſten Hoffnungen hingeben muß. Nichts mehr drängte ſich zwiſchen Volk und Polizei; ſie haben ſich einander genähert, ſie haben ſich verſtanden! Unfern von dieſem vaterländiſchen Schauſpiele kam ich in ein höchſt volksthümliches Gedränge und fühlte plötzlich eine fremde Hand in meiner Taſche.

„Was wollen Sie?" fuhr ich meinen Nachbar an.

„Ei, antwortete dieſer, „ich ſuche blos die Lola."

In München iſt durch dieſe Veranlaſſung ein humoriſtiſches Sprichwort in Umlauf gekommen. Es heißt: „Schau nicht um, die Lola geht rum!"

Digitized by Google

PALERMO

Palermo.

(Mit einer lithographirten Abbildung.)

Sicilien, dieſe fruchtbare Inſel, welche die „Kornkammer Italiens“ von den Römern genannt wurde, iſt in der neueſten Zeit der Schauplatz der Verwüſtung und eines blutigen Krieges geworden. Das Volk von Sicilien iſt aufgeſtanden, um ſich den Bedrückungen der neapolitaniſchen Zwingherrſchaft zu entreißen; Palermo, die Hauptſtadt der Inſel, ſteht an der Spitze des Aufſtandes, der das Intereſſe von Europa gewann, bis die großartige Erhebung des Volkes von Paris, die Erklärung der franzöſiſchen Republik, das Vorrecht, die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt zu feſſeln, ſich errang. Die Anſicht von Palermo, welche wir hier mittheilen, iſt von der Landſeite aufgenommen; das königliche Schloß fällt zunächſt in die Augen. Eine Schilderung der Stadt, kann ſelbſt heute nicht treffender und wahrer gegeben werden, als ſie Göthe in ſeiner „italieniſchen Reiſe“ gab. Indem wir auf dieſelbe verweiſen, fügen wir nur einige geſchichtliche Bemerkungen hinzu. Als Ferdinand I. von Neapel ſtarb, ein König, unter deſſen Regierung Tauſende ſeiner Unterthanen erſchoſſen oder erhenkt wurden, brach das Volk von Neapel und Sicilien in den lauteſten Jubel aus, denn es vertraute auf die Verſprechungen des Thronfolgers, welcher Verminderung der Abgaben, Gerechtigkeit, eine liebevolle, milde Regierung, wie es die Regierung des heiligen Ludwig war, verhieß. Selten iſt eine königliche Verheißung trauriger ausgegangen. Der blutriefende Miniſter del Caretto vernichtete mit grauſamer Hand die ſchönſten Hoffnungen des Volkes, Ferdinand II. warf ſich dem heilloſen Abſolutismus in die Arme, er verweigerte jedes zeitgemäße Zugeſtändniß und ging zuletzt ſo weit, zu erklären, „daß er ſich eher die Hände abhauen laſſen, als eine an ihn geſtellte Forderung in Betreff des Regierungsweſen bewilligen wolle.“ Jetzt brach der Haß, die Erbitterung gegen die Willkür eines ſo ſtarrſinnigen Monarchen faſt gleichzeitig in Neapel und Sicilien los. Neapel errang ſich eine Conſtitution, nachdem der verhaßte Miniſter die Flucht ergriffen; aber während ſich dort unermeßlicher Jubel erhob, begann das Bombardement von Palermo durch die königlichen Truppen. Die herrlichſten Paläſte wurden eingeäſchert, wüthend ſtrömte das Landvolk in die Hauptſtadt, die Erbitterung ſtieg auf das Höchſte und unter dem Feuer der Kanonen, unter dem Praſſeln der Kartätſchen mehrten ſich die Reihen der Inſurgenten, wie die Häupter der Hydra. Vermittelnd traten die Engländer zwiſchen König und Volk; ſie verlangten Aufhebung der Blokade; Ferdinand II. verſtand ſich zu einer Conſtitution; aber dieſe genügte nicht, die Sicilianer verlangten die Verfaſſung vom Jahre 1812 und eine von der Regierung Neapels getrennte Verwaltung. Wie ſich die Verwickelung löſen wird, iſt noch nicht vorauszuſehen! Daß aber das Elend der Bevölkerung Siciliens ein grenzenloſes war, und daß die Forderungen der Sicilianer zum größten Theile gerecht ſind, geht aus den herzzerreißenden Schilderungen der meiſten Reiſenden hervor, welche die einſt ſo blühende Inſel noch vor Kurzem beſuchten. Einer der edelſten Palermitaner, ein Fürſt, an welchen ein deutſcher Touriſt empfohlen war, lief hungernd, halbnackt und baarfuß in den Straßen herum. „Man hat uns nichts gelaſſen,“ äußerte er zu unſerm Landsmanne, welchem er auf offenem Markte Audienz ertheilte, „man hat uns Alles genommen, Alles — und wir verlangen nur Schuhe und Brod!“

Feuilleton.

Teſtament Sr. Wohlgeboren des deutſchen Michel's.

Mein letzter Wille!

Motto: Mein Leben in Ruhe, meine Hoffnung in Verſprechungen!

Alldieweil es meinem Schöpfer nunmehro gefallen dürfte, mich aus den geſegneten Auen meines Vaterlandes bald abzurufen, alldieweil ich auch durch die Unruhen welche in meinem Innern vorgehen, eine bedeutende Aufregung in mir verſpüre, und ſintemalen und in Anbetracht des alten Geſetzes, welches mir jede Aufregung verbietet, fühle ich mich gedrungen, meinen letzten Willen hiermit niederzuſchreiben, und denſelben mit meiner Unterſchrift und mit meinem Siegel zu verſehen, ſo wie auch die daraus entſtehenden Koſten zu bezahlen, damit meine Erben dereinſt nicht nöthig haben, wegen meiner geringen Habe lange mit den Gerichten und dem Fiscus herum zu ſtreiten.

Leider ſehe ich es nunmehro ein, daß es mir unmöglich iſt, noch länger in dieſer lieben, deutſchen Welt zu leben. — Wo ſich die Bürger zu Tauſenden erheben, um ihren von GOTT angeſtammten Fürſten nicht nur ſündhafte Petitionen zu überreichen, ſondern denſelben auch die Erfüllung ihrer Bitten und Wünſche, auf die ſie doch in gehöriger Demuth lange warten könnten und ſollten, gewiſſermaßen abzutrotzen, wo ſeit einigen Tagen ſogar die ††† Preßfreiheit zum Fluche für alle wahrhaft loyalen Unterthanen, ihr ſchwarzes, giftiges Haupt erhoben hat; wo Alles nur darauf hinſtürmt, unſere liebe Ruhe zu erſchüttern, und alle Menſchen zu aufgeweckten Leuten zu machen; wo man kein anderes Prinzip, als das der ſogenannten Humanität gelten laſſen will, und ſogar von den von GOTT eingeſetzten Regierungen verlangt, daß ſie nicht göttlich, wol aber daß ſie human werden ſollen; — wo Alles Dieſes geſchieht, ungehindert geſchehen und vorgehen darf, da können noch ſchrecklichere Dinge ſich ereignen, und da — kann ich nicht länger leben, da muß ich ſogleich hinſinken, um hinüber zu ſchlummern, zu ſchlafen, oder zu ſchnarchen. Wie Gott will, ich halte ſtill! daran bin ich längſt gewöhnt!

Und ſo beginne ich denn mit der Theilung meines kleinen Nachlaſſes. Leider kann ich meinen Erben nicht viel übergeben, dieſelben werden mich aber gewiß gern entſchuldigen, da ſie wiſſen, was ich für ſchlechte Zeiten gehabt habe, und da ſie auch wahrſcheinlich zufrieden ſein werden, wenn ſie nicht als lachende Erben erſcheinen müſſen, ſintemalen das Lachen bei uns bisweilen gefährlich werden kann.

Von meinen liegenden, ſtehenden ꝛc. Effecten wünſche ich folgende Vertheilung:

Mein ſchönes goldnes oder auch blondes Haar vermache ich dem deutſchen Volke, um demſelben einen kleinen Erſatz zu geben für die vielen Haare, die es leider allzuoft hat laſſen müſſen.

Meine ledernen Kanonenſtiefel vermache ich, wegen ihrer Zerriſſenheit, den deutſchen Lyrikern.

Meine weltberühmte Schlafmütze ſoll ein weltberühmter deutſch-

österreichischer Diplomat erhalten; möge er sich dieselbe über die Ohren ziehen, wenn er Kopfschmerzen oder Ohrensummen bekömmt, das ihm der allzulaute Gang der Zeit verursacht hat.

Meine Ruhe schenke ich den deutschen Radicalen. Wenn sie diese Ruhe mit ihrem Ungestüm mischen wollen, dann dürfte aus dieser Mischung ein sehr brauchbares Gebräu entstehen.

Meine blauen Augen sollen für die Armen aufbewahrt werden, damit dieselben in ihnen einen himmlischen Anblick genießen. Solcher Genuß dürfte ihnen, als ein gänzlich neuer, gar nicht unlieb sein.

Mein Herz vermache ich allen deutschen Fürsten zu gleichmäßiger, brüderlicher Theilung, jedoch nur unter der Bedingung, daß Keiner von ihnen ein Gedicht darauf macht. Da dieses, mein eigenes Herz, übrigens nach meiner Muthmaßung sehr groß sein muß, so dürfte es hinreichen alle meine Landsleute vermöge der Theilung, die ich vorgeschlagen, zu beglucken.

Meinen Schlafrock (schier dreißig Jahre ist er alt) vermache ich allen politischen Gefangenen, damit diesen beim Anblicke dieses Kleidungsstückes, stets der Spruch: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" — einfallen soll. Vielleicht verrichtet auf diese Weise mein Schlafrock die Wunder des heiligen Rockes von Trier, und kurirt die, die an ihn glauben.

Und meine leider etwas abgetragenen Pantoffeln endlich widme ich einigen ungenannten Ministern. Mögen dieselben durch mein Geschenk daran erinnert werden, daß auch sie einst auf den letzten Füßen gehen müssen!

So schließe ich denn hiermit mein letztes Vermächtniß, dem ich noch meinen Gruß und Segen beifüge. Amen!

(L. S.) Michel Deutsch.

P. S. Die Sporteln und sonstigen Kosten dieses Testamentes hat Herr Michel Deutsch ohne Murren bezahlt. Dies bescheinigen die Commissarien und Gerichtsherren der heiligen Tripel-Allianz.

P. S. 2. Der Testator, Herr Michel Deutsch, ist bald nach Anfertigung seines Vermächtnisses selig entschlafen. Sein Tod kam rasch und unerwartet. Nur einige seiner Glieder sind noch leben geblieben, aber auch sie befinden sich gegenwärtig schlummernd, und es ist leicht möglich, daß sie dem Gesammtkörper bald in das Jenseits nachfolgen. Amen! H. W.

Länder- und Völkerkunde.

Merkwürdige Gesetze. Die ersten Kolonisten von Connecticut, wüthende Puritaner, haßten und verfolgten Jeden, der anders dachte als sie. Anfangs war die ganze Provinz nicht unter einer gemeinschaftlichen exekutiven Macht vereinigt, sondern jede Stadt hatte ihre eigenen Gesetze; unter diesen zeichneten sich besonders aus:

Wer Neuerungen aufbringen will, soll sterben. — Jeder Bürger soll schwören, daß Jesus der einzige König ist. — Wer Quäcker wird, ist verbannt; kommt er wieder, muß er sterben. — Am Sonntage soll Niemand in seinem Garten spazieren gehen. — Am Sonntage soll Niemand Eyer kochen, das Bett machen, das Haus fegen, den Bart oder das Haar abschneiden. — Keine Mutter soll am Sonntage ihr Kind küssen. — Wer auf seines Nachbars Felde eine einzige Aehre ausrauft, ist ein Dieb. — Wer sich betrinkt, bekommt einen Vormund. — Wer etwas Böses von seinem Nachbar sagt, bekommt 20 Streiche oder muß in den Block. — Wer goldene Tressen oder Spitzen trägt, die mehr als 2 Schilling die Elle kosten, bezahlt 300 Pfd. Sterl. Strafe. — Der Schuldner wird verkauft, wenn er nicht bezahlen kann. — Wer Karten oder Würfel in's Land bringt, zahlt 5 Pfund Strafe. — Niemand soll ein musikalisches Instrument besitzen, Trommel, Trompete und Judenharfe ausgenommen. — Niemand soll das Weihnachtsfest feiern, Fleischpasteichen essen, Karten spielen oder tanzen. — Unwissende Kinder sollen ihren Eltern weggenommen und auf Kosten derselben anderswo erzogen werden. — Jeder leichtfertige Mensch soll gezwungen werden, sich zu verheiraten. — Ein Mann, der seine Frau prügelt, zahlt 10 Pfd. Sterl.; eine Frau, die ihren Mann prügelt, wird von der Obrigkeit bestraft. — Kein Jüngling soll einem Mädchen die Cour machen, weder persönlich noch in Briefen, ohne Zustimmung der Eltern. Im Uebertretungsfalle zahlt er das erste Mal 5, das zweite Mal 10 Pfd. Sterl. und das dritte Mal wird er eingesperrt. — Verheirateten sollen friedlich mit einander leben, widrigenfalls Mann und Weib eingesperrt werden.

Obwol auf diesen Gesetzen keineswegs der Geist des Lykurgus oder Solon ruht, so leuchtet doch unfehlbar das Bestreben nach Reinheit der Sitten und fester Begründung der Sittlichkeit hervor.

Gefängnisse in Philadelphia. Bekanntlich erblicken in den Vereinigten Staaten geraume Zeit hindurch zwei Systeme über die Behandlung der Verbrecher in Gefängnissen alle Köpfe: das System von Auburn und das von Philadelphia; das erstere fußt auf einer strengen Absonderung der Sträflinge bei Nacht, und auf harter Arbeit während des Tages, zwar in Gesellschaft, doch unter Schweigen und genauer Aufsicht; nur mit dem Gefängnißprediger und mit diesem auch nur Sonntags, ist den Gefangenen eine Unterredung gestattet; eine gänzliche Abschließung von allen Andern findet jedoch blos dann statt, wenn der Sträfling die Hausgesetze übertritt. — Das System von Philadelphia dagegen verfolgt einen andern Weg: alle Sträflinge müssen Tag und Nacht in völliger Abgeschiedenheit von einander zubringen, ob sie nun arbeiten oder nicht; der Geistliche und der Wächter sind die einzigen menschlichen Wesen, welche sie zu sehen bekommen; jeder Sträfling hat seine eigene Zelle und in derselben eine Bibel. Man hat zu Gunsten dieses Systems eben so vernünftige als bizarre Gründe angeführt; die Wahrheit ist, daß eine konsequente Durchführung desselben in aller Strenge zu Wahnsinn und Selbstmord leiten muß. Zu dieser Straf-Anstalt, deren Bau und Einrichtung beiläufig gesagt, 500,000 Dollars kostete obgleich sie nur zur Aufnahme von 250 Individuen bestimmt ist, bildet „Bridewell," die zweite Gefängnißanstalt in Philadelphia, einen auffallenden Gegensatz. Nichts Empörenderes als gleich der erste Anblick des Schauspiels, welches sich dem Eintretenden entgegenstellt. In einem großen Hofe unter der Bedachung einer Art von Wagenschoppen, ohne die mindeste Aufsicht, treibt sich der ganze bunte Haufe von Gefangenen herum; solche, die sich blos wegen leichter Vergehungen in Untersuchung befinden, mit dem Abschaum der Gesellschaft bunt zusammen gemengt; da wird dem Himmel der Tag gestohlen, oder gespielt, getollt, oder förmlicher Unterricht im Verbrechen ertheilt; bei Nacht wird diese saubere Gesellschaft in Koppeln von 10, 20 oder 30 nach den Schlafsälen getrieben, wo man entweder den am Tage genossenen Unterricht wiederholt, oder sich zu neuen Lektionen für den morgenden vorbereitet. Ein Reisender, welcher Bridewell in Begleitung eines Aufsehers besuchte, der dem Abschließungssystem fanatisch anhing, mußte bei diesem Anblick, von Abscheu durchdrungen, dem Zellenvertheidiger wirklich den Triumph einräumen, das das Absonderungssystem, vom moralischen Standpunkt aus, denn doch vorzuziehen sei, und äußerte sich zugleich über die erfreuliche Erscheinung, in dieser Schule der Verbrecher keine Kinder zu erblicken. — „Oh!" erwiederte der Wächter, selbstzufrieden lächelnd, und an seinen Schlüsselbund klopfend, „das junge Volk behandeln wir nach einem andern System, das ist vor der Schule sicher." Auf den Wunsch des Fremden, die Erziehungsmethode kennen zu lernen, führte ihn der Wächter durch ein wahres Labyrinth von dunklen Gängen, Treppen auf, Treppen ab, in einen Korridor, welcher durch ein schmales Fensterchen an einem der äußersten Enden nur spärliches Licht erhielt; hier befand sich eine Reihe von Zellen, jede durch eine eiserne Thür verschlossen, durch welche die Luft nur mittelst eines kleinen Gitterloches eindrang; jede solche Kenche umschloß einen Knaben, der darin Tag und Nacht, ohne Bücher, selbst ohne die Möglichkeit, im Fall der Noth seinen Hilferuf beachtet wissen zu können, zubringen mußte. — Der Reisende näherte sich dem Lugfenster von einer dieser Correktions-Kammern und gewahrte, als sich seine Blicke an die dichte Dämmerung etwas gewöhnt hatten, einen Jungen von ungefähr 13 Jahren und ganz ehrlichem Aussehen. Er befand sich einzig und allein deßhalb in dieser furchtbaren Zelle, weil er sich aus dem Hause des Meisters, bei dem er als Lehrling diente, zweimal heimlich entfernt hatte. „Wie geht's dir, armer Junge?" fragte der Reisende mit Genehmigung des Wächters. — „Ach, ich bin sehr elend, halb todt!" stöhnte der Gefangene. — „Womit füllst du denn deine Zeit aus?" — „Ich gehe auf und ab." — „Hast du denn keine Bücher hier?" — „Nein, mein Herr!" — Der Fremde wandte sich an den Wächter, mit den Worten: „Sie sagten mir ja erst kürzlich, daß sich in jeder Kammer eine Bibel befände?" — „Ganz recht, aber die Bibeln für die jungen Leute sind seit geraumer Zeit ganz zerlesen." — „So haben die Unglücklichen also gar kein Mittel, sich zu beschäftigen?" — „Nein, mein Herr!" entgegnete der Wächter lakonisch, drehte sich um und führte den Fremden weiter.

Fürſt Metternich und ſeine Werkzeuge.

Fürſt Metternich hat jährlich einmalhunderttauſend Gulden Gehalt eingenommen, die anderen Einkünfte, Geſchenke und Vortheile ungerechnet, welche er aus ſeiner hohen Stellung zog. Was hat der Mann dafür gethan? Was hat er der Welt und dem Vaterlande genützt?

Er iſt aus Wien geflohen und kaum fragt noch Jemand nach dem einſt ſo mächtigen Haupte der Reaction, dem Pfeiler, an welchem der erſte Ring der weitverzweigten Adelskette befeſtigt war, dem Knotenpunkt, in welchem alle die Fäden zuſammenliefen, die der Abſolutismus ſpann, die Völker zu verſtricken. Der Gewaltige Oeſterreichs iſt beinahe ſpurlos verſchollen. Aber darum wollen wir ihn nicht etwa außer Acht laſſen; wir dürfen den Edelmuth nicht ſo weit treiben, einem ſolchen Manne durch Stillſchweigen eine Art von Indamnität zuzuerkennen. Er hat zu ſehr geſchadet, als daß wir ihm vergeben und eine Perſon, welche ein ſo verderbliches Syſtem trug, vergeſſen dürften. Stand doch Fürſt Metternich vierzig Jahre lang an der Spitze eines der mächtigſten Staaten Europa's! Meiſter war er in Allem, was die äußere Form betrifft, aalglatt und wunderbar gewandt. Aber es mangelte ihm an eigentlicher höherer Begabung: er war ohne allen innern Schwung, ohne Verſtändniß für das Ideale im Menſchen und ſelbſt arm an Ideen. In der Politik hat er es nie zu einer andern Maxime gebracht als der platten und wohlfeilen, zu Allem was er nicht begriff und was ihm nicht in ſeine Pläne paßte, einfach Nein zu ſagen. Er fühlte ſich unfähig zum Organiſiren, zum Schaffen und Neugeſtalten; deshalb galt ihm das „Alles beim Alten laſſen" als Inbegriff politiſcher Weisheit, die er als „conſervatives Syſtem" den übrigen Kabineten anprieſ. Jene aber, welche ſo ſchwach oder ſo thöricht waren, dem Rathe des öſterreichiſchen Staatskanzlers zu folgen, haben in den letzten Monaten die Früchte ihrer Verblendung geerntet und das Vertrauen auf den Diplomaten mit ihrem eigenen Untergange bezahlt. Nun wollen die Klagen und Vorwürfe kein Ende nehmen gegen denſelben Altmeiſter der unmoraliſchen Kabinetspolitik, in welchem ſeine kleinen Nachtreter einſt ihren Hort und Erhalter ſahen, dem ſie blindlings folgten, während ſie ihm jetzt Schimpf und Flüche in ſeine Verbannung nachrufen. Das Volk dagegen hat immer gewußt, daß in Metternich kein Sinn für Moralität wohnte, daß er niemals Achtung vor dem Rechte gehabt, und daß ihm jedes Mittel, auch das verwerflichſte, genehm war, wenn es nur ſeine Abſichten fördern konnte. Für Klugheit hielt er jene machiavelliſtiſche Kabinetspolitik, die mit ihm zu Grunde gegangen, und welche die freien Staaten des neuen Europa nimmermehr dulden werden. Niemand hatte beſſeres Verſtändniß für Metternich's ganzes Weſen, als Kaiſer Franz, über deſſen angebliche Gutmüthigkeit noch heute tauſend rührende Fabeln im Schwange gehen, während jeder Unterrichtete weiß, daß dieſem „guten Kaiſer" eine Art von Heimtücke und raffinirter Grauſamkeit eben ſo wenig fremd war, wie ein Hang zur Intrigue, den er mit ſeinem Metternich theilte, welcher für ihn zugleich Werkzeug und Leiter geweſen.

Metternich ſah im Staate eine Maſchine, die nur nach ſeinem Willen in Gang geſetzt werden ſollte; das Volk galt ihm für eine willenloſe Maſſe, deren höchſte Aufgabe im unbedingten Gehorſam beſtand. Jede Freiheitsregung war ihm gleichbedeutend mit Auflehnung und dieſe verfolgte er, ſo weit ſein Arm oder ſeine Intrigue reichte. Man wird einſt erſtaunen über die lange Reihe von Metternich's politiſchen Begehungs- und Unterlaſſungsſünden, welche doch bald zuſammengeſtellt werden muß. Vielen erſcheint es als eine Art von himmliſcher Gerechtigkeit, daß Fürſt Metternich den ſchmachvollen Sturz ſeines verderblichen Syſtems noch ſelber erlebt, daß der Tod nicht ſo mitleidig oder gnädig war, ihn vor der großen Kataſtrophe hinwegzunehmen, und daß das von ihm ſo ſchwer geknechtete Volk gerade ihn mit Hohn vertrieb. Sie wünſchen ihm zur Buße noch langes Leben!

Dieſer rheiniſche Edelmann, welcher ſich zum Herrn der öſterreichiſchen Monarchie emporgeſchwungen, war nie ein Patriot; er trug kein deutſches Herz in der Bruſt. Von Anbeginn ſeiner Laufbahn hat er gegen die theuerſten Intereſſen des Vaterlandes gearbeitet. Gleich nach Napoleon's Fall, als eben unſere Nation den mächtigen Feind beſiegt hatte, brachte er uns um Elſaß und Lothringen. Als er ſie nicht für einen öſterreichiſchen Prinzen zu bekommen vermochte, wollte er die wichtigen Grenzprovinzen lieber in Frankreichs Händen laſſen, damit nur nicht Preußen oder ein anderes deutſches Land ſie erhielten. So ließ er aus Eiferſüchtelei und Mangel an großartiger Auffaſſung einen Hauptpreis des Sieges verloren geben und Deutſchlands Grenze im Südweſten blieb offen. Man begreift den Zorn des alten Blücher gegen den „diplomatiſchen Federfuchſer," welcher ihm ſpäter auch auf perfide Weiſe den Johannisberg wegkaperte, der eigentlich dem Marſchall Vorwärts zugedacht war. Galt doch Blücher bei Metternich und dem ruſſiſchen Alexander (dem „edlen Verbündeten" der „était plus Français qu'un Français") für einen Unruhſtifter und Volksaufwiegler!

Sollen wir daran erinnern, wie Metternich ſeit dem Frieden als geſchworener Feind aller edlen und freiheitlichen Regungen in Deutſchland auftrat, wie er die böswilligen oder eingeſchüchterten Regierungen zu Rechtsverletzungen anleitete oder zwang, wie er jede Staatsverbeſſerung als revolutionär brandmarkte, wie er auf den Congreſſen Ketten für die Völker ſchmiedete, wie er die neuen Verfaſſungen in ſeinem Sinne unſchädlich zu machen ſuchte, jene berüchtigten Beſchlüſſe der geheimen Wiener Conferenz einleitete und durchführen half, den Mittelpunkt aller freiheitsmörderiſchen Beſtrebungen bildete, den kleineren Kabineten, welche etwa ehrlich verfuhren, drohte, dagegen Frevel, wie ſie in Hannover, Naſſau und Kurheſſen begangen wurden, offen aufmunterte und in Schutz nahm? Wie er unheilvollen Einfluß auf den unglaublich verblendeten Berliner Hof übte, die Jeſuiten herbeirief, ſie pflegte, ſelbſt ihrem Orden dienſtbar wurde, und wie er durch Abweiſen all' und jeder Verbeſſerung im Staate jene deutſche Revolution hervorrief, die gerade für ihn einen der erſten Vernichtungsſchläge hatte?

Mag alſo dieſem Manne verzeihen wer da wolle, wir mögen es ihm weder vergeben noch vergeſſen, daß er Deutſchlands Intereſſen auch an Rußland in hochverrätheriſcher Weiſe preisgegeben. Seine freiheitsfeindliche innere Politik rächte ſich zunächſt an ihm ſelber, als der Krieg zwiſchen Rußland und der Türkei ausbrach. Aus Furcht vor der Revolution und der öffentlichen Meinung wagte er nicht, gegen die Moskowiter marſchiren zu laſſen. Sie durften den Balkan überſchreiten, nahmen Adrianopel und ſchloſſen dort jenen unheilvollen Frieden, welcher den Sultan zum Vaſallen des Czaren, das Land an der untern Donau von Rußland abhängig machte und dieſem die Herrſchaft über die Mündungen jenes Stromes gab. „Dafür hätte man," wie einſt ein hochgeſtellter Ungar ſich ausdrückte, „Metternich nach Botanybay oder Munkatſch transportiren müſſen, wenn ihm doch einmal Kugel oder Galgen erſpart bleiben ſollten." Die unheilbare Schwäche der öſterreichiſchen Monarchie bethätigte ſich zuerſt gegenüber dieſem Adrianopeler Frieden. Metternich aber blieb Staatskanzler des „guten Kaiſers Franz."

Aber was iſt das für eine politiſche Weisheit, die nichts Höheres kennt, als Anwendung materieller Gewalt, Zwang und Verneinung gegen den Geiſt und deſſen edelſte Regungen, und daneben Furcht vor dem Stärkern? Wie hat Metternich Oeſterreich und Europa zurückgelaſſen, nachdem er beinahe ein halbes Jahrhundert lang die Geſchicke des Staates gelenkt, der das Unglück hatte ihm anvertraut zu werden? Der Fluch von hundert Millionen Menſchen heftet ſich an die Ferſen dieſes Mannes, deſſen Phyſiognomie ein deutſcher Politiker, unter Anwendung eines Witzworts, das Talleyrand einſt von Wellington geſagt, als demi aigle, demi mouton bezeichnete. Wſr. Ztg.

Album für Damen.

Schreiben der Herzogin von Berri an die Herzogin von Orleans. Gleich Ihnen, Madame, verließ ich eines Tages den Palaſt meiner Väter, um mich auf die Stufen des Thrones von Frankreich zu ſetzen. Das Vaterland, welches ich hinter mir ließ, war ſchön, und doch verließ ich es nicht mit Bedauern; denn das mich erwartende ſchien mir noch ſchöner. Wie ſchlug mein Herz, als die Küſten der Provence am Horizont emporſtiegen! Kaum betrat ich den franzöſiſchen Boden, als ich dort ſchon keine Fremde mehr war. Die Reiſe von Marſeille nach Paris war für mich nur ein einziger langer Wonnerauſch. Die Erinnerung an dieſe ſchönen Tage erfüllt mich noch jetzt mit Freude und Trauer. Die Liebe eines Volkes, wie das franzöſiſche, iſt die ſchönſte Liebe von Allen, und man tröſtet ſich nie ganz darüber, ſie verloren zu haben. Königin von Frankreich! Dies Loos erwartete auch mich;

Diese Worte allein füllten mein Herz mit immerwährender Berauschung. Ich liebte die Künste und Vergnügungen mit der Glut eines jungen Herzens, mit der Lebhaftigkeit eines südlichen Kopfes. Malerei, Musik, Gesang, Tanz — ohne Aufhören ging ich von der einen dieser Bezauberungen zur andern über. Bevor ich Königin von Frankreich war, war ich Königin der Künstler, der jungen reichen und eleganten Frauen, der Dichter, der galanten Cavaliere. Ich stützte mich auf die Aristokratie des Vergnügens, und wenn zuweilen irgend ein ferner Lärm des Volkssturmes mein Ohr traf, so sagte ich mir: die beste Weise, den Sturm zu zerstreuen, ist Gutes thun. — Auch ich habe über der blutenden Leiche eines angebeteten Gemals geweint; auch ich habe, eine arme Witwe, den Weg des Exils betreten, eine Waise an der Hand haltend und von so vielen dahingegebenen Gütern blos die Erinnerung und die Hoffnung mitnehmend! Die Erinnerung allein bleibt mir; die Hoffnung habe ich auf dem Wege gelassen. Stückweise schwanden meine Täuschungen dahin: die eine hälfte in den Steppen der Bretagne, die andere in den Mauern einer Citadelle. Ich habe einige Freunde und keine Anhänger gefunden. Glücklich noch die, welche Freunde haben! Wohin werden Sie jetzt gehen, alleinstehend und wie fremd zwischen Ihren zwei Familien? Kommen Sie zu mir: die Witwe bietet der Witwe, die Mutter der Mutter eine Zuflucht. Ihr Sohn wird meinem Sohne zum Beispiel dienen und dieser seinerseits wird den Ihrigen unterrichten. Aber nein, da er noch jung genug ist, um es zu vergessen, sagen Sie ihm nie, daß er König werden sollte. Dies Wort würde ihn zur Einsamkeit, zur Ohnmacht verdammen; Sie würden seine Kindheit in ihrer Blüte tödten, sein reifes Alter der Unfruchtbarkeit, seine Greisenjahre der Verzweiflung weihen. Töchter und Frauen von Königen, bitten wir den Himmel, daß unsere Kinder Menschen sein können. Fühlen Sie nicht in der Luft einen Hauch der Größe und Hochherzigkeit? Ein geheimnißvoller Frühling macht die Seelen wieder erblühen. Die Versöhnung und das Vergessen drängen die Völker sich gegenseitig in die Arme. Weshalb sollten nicht auch wir die Brüderschaft und Gleichheit des Unglücks haben? Kommen Sie ohne Besorgniß zu mir; es ist eine Freundin, eine Schwester, beinahe eine Mutter, die Sie erwartet. Alle zwei werden wir von Frankreich sprechen, aber ganz leise, damit unsere Kinder uns nicht hören. Sie werden mir die Feste Ihrer Ankunft, Ihre Eindrücke als junge Gattin, Ihren Stolz als Mutter schildern, als die Kanonen der Invaliden und die Glocke von Notre-Dame der Welt die Geburt des aus Ihrem Schooße hervorgegangenen Kindes ankündigten; Sie werden mir vom Louvre, von St. Cloud, von Versailles, von Trianon, von Palästen, Gärten, Museen sprechen, zu denen mein Träumen sich noch bisweilen verfliegt. Nehmen Sie mein Erbieten an, Madame, und bewohnen Sie mein Schloß in der Umgegend von Wien; es ist der einzige Platz, der Ihren Kindern ziemt. Sie werden dort zwischen dem Grabe des Herzogs von Reichstadt und dem Wohnsitze der Tochter Ludwig's XVI. leben. Dst. d. Ztg.

Historische Miscellen.

Der König von Preußen hat geweint! Der König hat geweint! — Dies geschah am Sonntag Morgen, als Friedrich Wilhelm IV. die mit weißer Parlamentar-Fahne herangezogene Deputation auf dem Schlosse empfangen und vernommen hatte, daß unabsehbares Unheil bevorstehe, wenn die Truppen nicht sofort zurückgezogen würden. Friedrich Wilhelm IV. drückte den Herren Naunyn, Dunker, Vollmer und Stieber die Hand, und man bemerkte Thränen in seinen Augen. Wir wollen glauben zur Ehre des Monarchen, daß es Thränen aufrichtigen Schmerzes und geheimer Reue gewesen sind, die er vergossen hat.

Der König hat geweint! — Aber wie viele haben es vor ihm gethan, mit ihm, und wie Viele werden es nach ihm thun! Sollen wir erst darauf hindeuten, wie groß die Zahl Derer sein muß, denen die Zähre des bittersten Schmerzes, der düstersten Verzweiflung die Wimpern netzt, während ihre Theuren aus dem heiligen Kampfe todt und verstümmelt zurückgetragen wurden!

Der König hat geweint! — Wir wollen es glauben, aber wie manche Familie weint um ihren von seiner Soldateska niedergestreckten Ernährer, wie manches kräftige Jünglingsleben wurde vom mörderischen Blei durchbohrt oder zu Boden gesäbelt von den einhauenden Dragonern. Und es rinnet nun, nicht im glänzenden Palaste, aber in der bescheidenen Bürgerwohnung, in der dunklen Hütte des Proletariats, die Thräne der jammernden Braut, die Thräne der kummervollen Schwester!

Der König hat geweint! — Ihr Mütter, gebeugte, beklagenswerthe Mütter, wenn Euer Herzblut stocken will unter dem gräßlichen Drucke des Grames um Eure erschossenen Söhne, werden sie Euch trösten können, diese Herrscherzähren? — Und Ihr, adelige Eltern, die Ihr auf den Stammgütern in der Mark, in Pommern oder am Rheine den schwarzgesiegelten Brief öffnet mit der Schreckensnachricht, auch Euer Sohn sei unter den von der Schützengilde so fürchterlich auf's Korn genommenen Offizieren gefallen wird Euer Loyalitätsgefühl den Stachel des Wehes abstumpfen, weil auch der König geweint hat? — Jünglinge der Hochschule sind, nach begeisterten Thaten, in ihrem Blute niedergestürzt; die Angehörigen verloren den Stolz ihres Lebens, die Wissenschaft klagt um zerstörte Hoffnungen!

Der König hat geweint! — Ihr Trauernden Alle, ein gütiger Gott gieße den Balsam des Trostes in die frischen Wunden. — Blos aber schön sei die aus den Gräbern der Gefallenen emporblühende Rose der Hoffnung und des Vertrauens, daß der Kampf kein verlorener war. Die echte, starke, künftig unantastbare Volksfreiheit für Preußen, kein Blendwerk mehr, keinem Spiele monarchischer Launen und des Zufalls preisgegeben, erwachse aus den Grüften — dann wollen auch wir, versöhnter als jetzt, ausrufen: „Der König hat geweint!"

Im Jahre 1610 bestand die ganze Leibwache zu Berlin aus neun Trabanten, von denen täglich zwei den Dienst hatten, die ganze Artillerie zählte sieben Geschütze (vier große und drei kleine Kugelbüchsen), welche in Dresden gegossen waren und von denen das Stück sieben bis acht Thaler kostete.

Als sich Herzog Johann Kasimir von Sachsen-Koburg († 1663) mit der braunschweigischen Prinzessin Margaretha vermälte (1599), ließ er dies seiner ersten, von ihm geschiedenen und später im Gefängnisse gestorbenen Gemalin Anna zu wissen thun durch eine eigens zu diesem Zwecke geprägte Medaille, auf deren Vorderseite er sich mit seiner Braut küssend befand, mit der Umschrift: „Wie küssen sich die Zwei so fein," während auf der Rückseite Anna in Nonnentracht zu sehen war, mit den um sie herumstehenden Worten: „Wer küßt mich, armes Nönnelein?" — Jener Herzog hat wol nicht gedacht, daß er mit der bezeichneten Medaille den Beweis seiner Unwürdigkeit der Nachwelt überlieferte.

Goethe äußerte einst, daß ein wahrhaft genialer Mann nie rauchen werde, und daß Lessing gewiß nie geraucht habe. Als Ebert noch Bibliothekar in Wolfenbüttel war, wendete er sich, um über Goethe's Vermuthung Gewißheit sich zu verschaffen, an eine alte Frau, die in einer Vorstadt Wolfenbüttels wohnte und einst Lessing's Aufwärterin gewesen war. Sie ertheilte ihm die Auskunft: „Ja, rauchen und schreiben konnte er wol, aber zu etwas Anderem war er nicht zu gebrauchen."

Humoristische Bagatellen.

Die Gesetze ohne Herz.

Märchen von Adolph Glasbrenner.*)

Vor vielen, vielen Jahren trat ein altes graues Männchen in die Richterstube des Landes Turchia, welches viertausend Meilen hinter Pasewalk liegt. Die Richter, welche furchtbar ernste Gesichter machten, so ernst, wie sie der liebe Gott, der ewige Richter aller Sterne, nie macht, waren durch die Ankunft des grauen Männchens so betroffen, als ob sie plötzlich selbst Verbrecher wären und ihre Verurtheilung oder Freisprechung von einem höheren Gerichte zu erwarten hätten. Alle sahen von ihren Akten auf, blickten das graue Männchen schüchtern und verzagt an, und keiner wagte es zu fragen, was es wolle, und wie es sich unterstehen dürfe, die irdische Gerechtigkeit zu stören. Das graue Männchen aber trat vor sie und erhob seine tiefe, wehmüthig-geisterhafte Stimme und sprach: „Ihr Männer, steht auf von Euren Stühlen, denn Ihr seid ungerechte Richter! Ihr urtheilt nach dem Buchsta-

*) Aus dessen neuestem Hefte: Berlin, wie es ist ꝛc.

den der Gesetze, aber diese Gesetze sind falsch, denn es sind Gesetze ohne Herz! — Lächelt nicht über diesen Ausspruch, sondern bedenkt, daß Ihr Wesen seid, deren Geist die alte Hexe Gewohnheit verzaubert hält, und daß Ihr immer verblüfft seid, wie das gehörnte Thier, sobald ein neuer Gedanke an Eure vertrocknete Welt klopft. — Ich sage Euch, Ihr wäret eher gerechte Richter, wenn Ihr keine Buchstaben hättet, so eng aneinander gepreßt, daß das Herz nicht hindurch kann, und Euer Urtheil von den Empfindungen Eures Herzens abhinge. — Denn Eure Buchstaben sind höchstens Verstand. Der Verstand aber ist weltlich, das Herz ist göttlich. — Der Verstand allein ist kalt wie der Tod; das Herz ist blühend, wie das Leben. — Der Verstand ist an die einzelne Zeit gebunden, das Herz pocht in den beiden Kammern der Vergangenheit und der Zukunft, — und sein Schlag ist der Puls der Ewigkeit. — Noch ist kein Verstand gewesen, den eine andere Zeit nicht verhöhnt hätte; was aber das Herz der ältesten Welt gefühlt hat, fühlt die heutige und wird die späteste Welt fühlen. Der Mensch lebt nicht allein mit dem Verstande, er lebt auch mit dem Herzen, Ihr aber setzet dieser süßen Verbindung des Irdischen mit dem Göttlichen, der Zeitigkeit mit der Ewigkeit den Verstand allein als Richter gegenüber, und folglich seid Ihr ungerechte Richter. — Die Gerechtigkeit ist ewig unveränderlich, Ihr aber verändert von Jahr zu Jahr Eure Gesetze, folglich sind Eure Gesetze falsch und betrüglich. Sie sind aber falsch und betrüglich, weil sie ohne Herz sind und dem Bewußtsein und dem Gefühle des Volkes nachhinken. — Wenn Ihr gerechte Gesetze hättet, so könnte ein verständiger Anwalt und Richter keinen Proceß gewinnen machen, den ein ungeschickter Anwalt und Richter verloren hätte. Eure Gesetze ohne Herz fragen weder nach Geburt, Erziehung, Schicksalen und Blut des Menschen, noch nach einem ewigen, göttlichen Rechte, daß ihn ein einzelner Despot mit Buchstaben erdrücken will. Wenn ein Mensch von Bären erzogen ist, so verurtheilt Ihr ihn, wenn er Honig leckt. Wenn ein Mensch von Dieben erzogen ist und die Tugend übt, das zu thun, wozu ihn die einzigen Wesen anhielten, die ihn liebten und ernährten, so werfet Ihr ihn als Verbrecher in's Gefängniß. — Wenn eine Mutter in der Verzweiflung dem Hunde eines reichen Verschwenders ein Brod wegnimmt, um ihre Kinder nicht verhungern zu sehen, so gilt sie Euch als Diebin. Denn Eure Buchstaben sagen Euch nicht, daß die Menschen die Verbrecher sind, wo solche Noth herrscht, nicht der einzelne Mensch. — Wenn ein Weiser mit einem neuen Gedanken kommt, der für die Zukunft eine Welt voll Moral in sich birgt, aber gegen Eure unsinnigen, ungerechten und herzlosen Buchstaben verstößt, so steckt Ihr ihn in tiefe, faule Mauern und laßt seinen Leib und seinen segenvollen Geist verwelken und verderben. Wenn ein Dichter singt, was er von Gott empfangen, so bestraft Ihr Gott in seiner Person, sobald sein Gesang die Verruchtheit Eurer Buchstaben nicht lobpreist. Ihr nennt Eure Aussprüche Erkenntniß und Gerechtigkeit, und nehmt oft Demjenigen Freiheit und Leben, dessen Bildsäule vielleicht kurze Zeit später mit Lorbeerkränzen geschmückt wird. — Für die fürchterlichsten Verbrechen, die sich in feinere Form hüllen, und dadurch um mehr schaden, habt Ihr keine Strafen. Eben so wenig habt Ihr Strafen gegen geistige Verbrechen, welche ganze Nationen vergiften und elend machen. Eure Zustände sind so falsch und faul, wie Eure Gesetze."

Da die Richter niemals eine solche Sprache gehört hatten, wurden sie erschrecklich grimmig, schlugen ihre Bücher auf, deuteten auf eine Stelle hin und riefen Alle: Nach Paragraph 1846 des allgemeinen Rechts ist Inculpat schuldig und verbunden, lebenslängliche Zuchthausstrafe zu erdulden und die Kosten dieses Processes zu tragen. Von Rechtswegen. Büttel, ergreift ihn und legt ihn in Ketten!

Als aber die Büttel nach dem grauen Männchen griffen und es mit ihren Ketten umschlingen wollten, verwandelt es sich in ein blutendes Herz. — Das ist eine Geschichte, die vor langen Jahren passirt ist. Noch heutzutage hängt in der Richterstube zu Europia, welches viertausend Meilen hinter Patewalk liegt, ein Herz in Ketten, das immerfort blutet.

Scherz und Laune.

Napoleon sagte 1820 als Gefangener auf St. Helena: „In 50 Jahren wird Europa entweder kosakisch sein — oder frei!" — (Wir glauben das oder.)

Bei den Abdankungen der französischen Souveräne Napoleon, Carl X. und Louis Philipp zeigt sich eine eigenthümliche Rangordnung der Personen, zu deren Gunsten der Krone entsagt wurde. Napoleon abdicirte zu Gunsten eines Königs (von Rom), Carl X. zu Gunsten eines Herzogs (von Bordeaux) und Louis Philipp zu Gunsten eines Grafen (von Paris).

Ein Critiker hat die Weiber in drei Classen getheilt; erstens: Weiber, das ist die gewöhnliche Sorte, deren dreizehn auf ein Dutzend gehen: zweitens: heroische Weiber; drittens: alte Weiber. Notabene: in diese Classe gehören nur Männer. „Ungar."

Ordnung ohne Freiheit ist Despotie. Freiheit ohne Ordnung ist Anarchie; aber Ordnung und Freiheit ist Demokratie im schönsten Sinne dieses vielverkannten Wortes.

„Dies hier sind die Porträts des Erfinders der Buchdruckerkunst: Gutenberg, und des Herrn von Rothschild," sagte ein Lohndiener, einen Fremden in einer Gemälde Galerie herumführend. — „Ei, ei! die Herren sind einander ähnlich. Meinen Sie nicht auch?" fragte der Fremde. — „Gewiß!" lautete die Antwort, „das civilisirte Europa ist ja Beiden sehr viel schuldig!"

Ein Engländer hat die curiose Erfindung gemacht, daß sich durch eine richtige Mischung von altem Flanell und Salz — Austern, und aus Wagenschmiere und abgelegten Glacehandschuhen Caviar fabriciren läßt.

Ein Knabe, der mit Geld gespielt hatte, verschluckte unvorsichtigerweise ein Stück davon. Darob war nun ein großes Zetergeschrei von allen Vettern und Basen; wie sollte man das Geldstück wieder herausbekommen? Da sagte ein Pfiffikus: „Wißt Ihr was? Laßt den Steuereinnehmer holen, wenn das Geld je heraus zu bekommen ist, der kriegt's heraus."

Regifugium oder Königsflucht war ein Fest des alten Rom, das am 24. Februar zum Andenken an die Flucht des letzten Königs Tarquinius Superbus und die Gründung der Republik gefeiert wurde. (510 v. Chr.) Der 24. Februar ist auch der Jahrestag der Flucht Louis Philipp's und der Proclamation der französischen Republik.

Die vier Hauptheiligen des russischen Kalenders sind: Wiera (der Glaube), Ljubow (die Liebe), Nadjedscha (die Hoffnung) und Sofia (die Weisheit), Mutter der drei Andern. Aber nirgends werden diese vier Heiligen so sehr geknechtet, als eben in Rußland.

Bei den jüngsten Bewegungen in Berlin ereignete es sich, daß ein Student, der, in Begleitung eines Freundes, Abends in den Straßen promenirte, von einem Polizei-Beamten zum Nachhausegehen aufgefordert wurde. Hierzu wollte Jener sich durchaus nicht bequemen, indem er hervorhob, daß er Student sei und seine Matrikel zeigte, so daß der Beamte genöthigt war, ihn, am Arme nehmend, ein Stück zu begleiten und ihn in der Hitze der Rede einen „dummen Jungen" nannte. Empört, klagte er einer ihm begegnenden Bürger-Patrouille die schimpfliche Beleidigung, worauf ihm einer derselben trocken die tröstliche Antwort gab: „Ach Gott, bei einer so bewegten Zeit, mein Herr, kommt es auf einen dummen Jungen mehr oder weniger nicht an."

Ein altspanisches Sprichwort lautet in's Deutsche übertragen:

„Besser durch Dornen vorwärts gehen,
Als auf der Wiese stille stehen."

Zum Modebilde Nr. 5.

1. und 2. Jagdmode. Jagdstrümpfe oder Gamaschen von wasserdichtem Stoffe oder braunem Leder. Bei Nro. 1. schwarzer Jagdspenser, lang herablaufende lichtbraune Weste, lichtgraue, durchwirkte Beinkleider, Halstuch von blauem Atlas, lederne Kappe. Bei Nro. 2. Kappe von grünem Wachstuch, carmoisinfarbenes gestreiftes Halstuch, Jagdrock und Beinkleider von gleichem, am Besten grünfarbigem, wasserdichtem Zeuge.

3. Knabenanzug. Hellgrau oder bläuliches Gewand; himmelblaues Halstuch; Strohkäppchen.

4. Morgenanzug. Rock von weißem, rothgestreiftem Mousselin; weißes geblümtes Leibchen; brauner Sonnenschirm.

5. Rosakleid mit grünen Streifen. Ueberwurf von himmelblauem Atlas mit gleichfarbigem Besatz. Strohhut mit gelbem Bande. Sonnenschirm mit carmoisinfarbenem Ueberzug.

Bilder-Magazin.

Nro. I.

Schriftſteller-Ausweiſung.

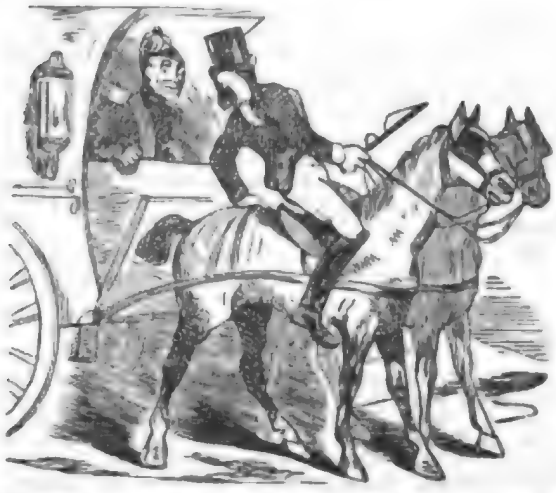
Kennen Sie dieſes Buch?
Ja, es iſt mein Werk: „Ueber den beſten Staat."
So? Da können wir Sie in unſerm nicht brauchen.

Nro. II.

Auch eine Art Volksbewegung.

Davon ſteht nichts in der Conſtitution.

Nro. III.



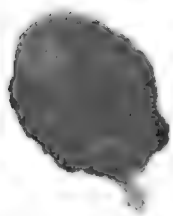
Dies Bild ſtellt den wichtigen Augenblick dar, in welchem der Poſtillon an den Grafen Sedlnitzky die Frage richtet: „Wohin fahren wir, Euer Gnaden?" — Da der Sturm zu groß iſt, ſo kann man die Antwort nicht hören.

Nro. IV.

Der Kaiſer von Rußland, welcher durch die Wiener Revolution ganz verſtimmt war, wird von namenloſer Freude ergriffen, indem er die öſterreichiſche Conſtitution lieſ't. Das Zweikammerſyſtem richtet ihn wieder auf. — Im Hintergrund ſchmunzelt ein Koſak.

1848 – № V.

Digitized by Google



Ave Maria,

in Musik gesetzt für eine Singstimme

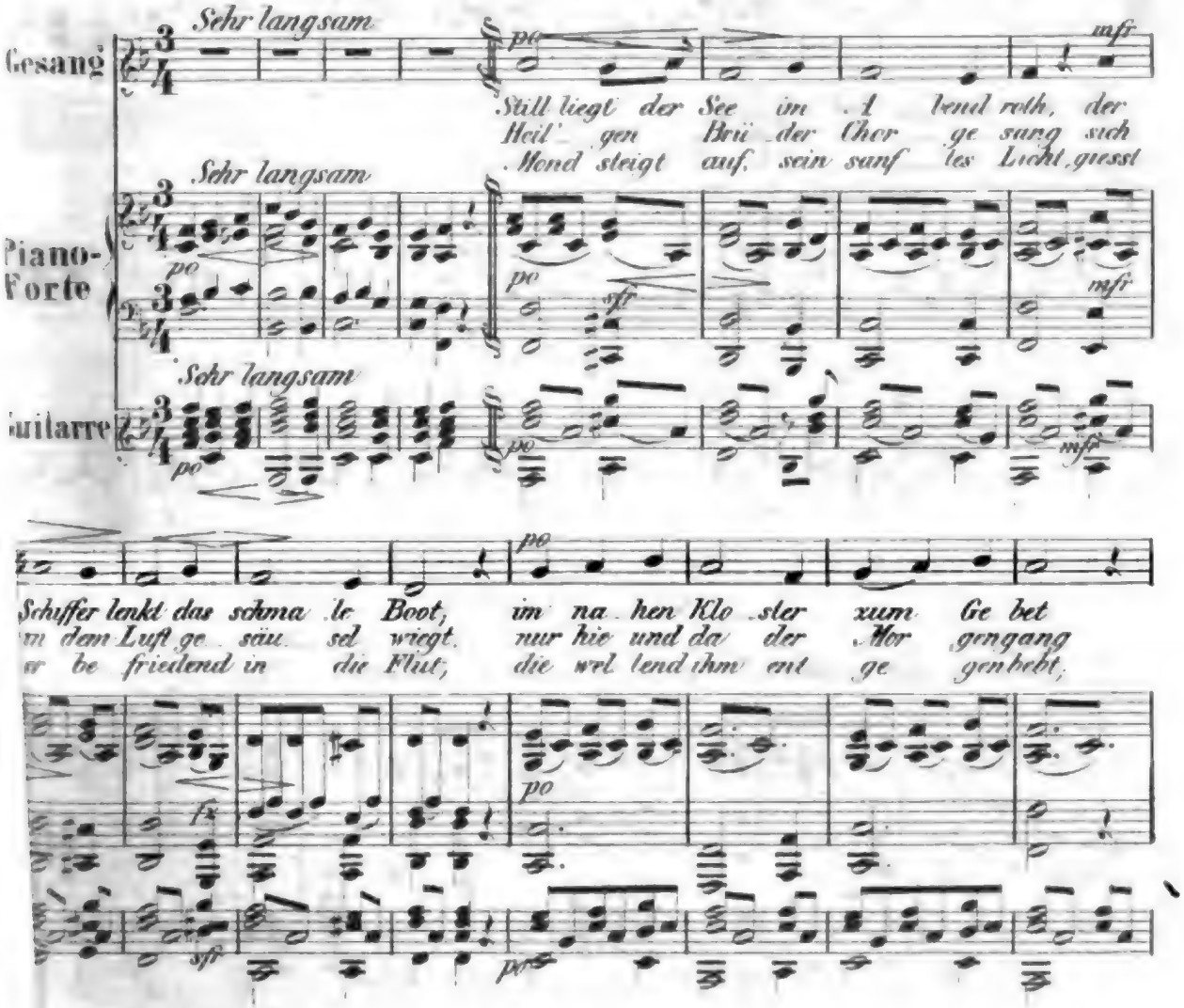
mit

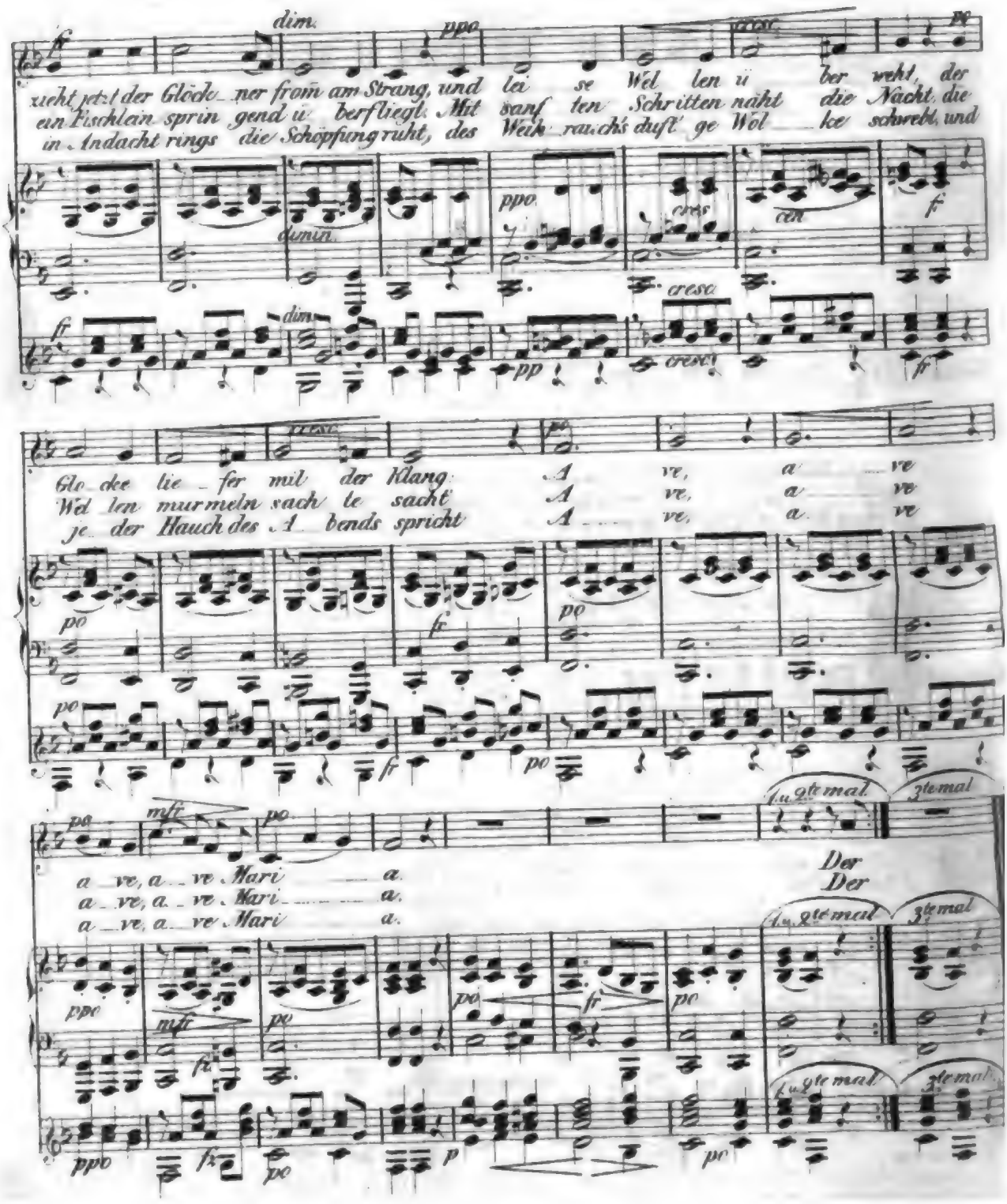
Pianoforte- oder Guitarr - Begleitung

von

JOSEPH EGERER,

Cantor in Kaadan.




zieht jetzt der Glöck_ner from am Strang, und lei se Wel len ü ber weht, der
ein Fischlein sprin gend ü berfliegt. Mit sanf ten Schritten naht die Nacht, die
in Andacht rings die Schöpfung ruht, des Weih rauchs duft ge Wol ke schwebt, und
Glo cke lie fer mit der Klang: A ve, a ve
Wel len murmeln sach te sacht A ve, a ve
je der Hauch des A bends spricht A ve, a ve
a ve, a ve Mari a.
a ve, a ve Mari a.
a ve, a ve Mari a.
Der
Der
1u.2te mal
3te mal

Schloß Kamin.

Hiſtoriſche Novelle von Julius Kreds.

Auf einem der kleinen Hügel, die hier und da in des öſtlichen Oberſchleſiens Ebenen einige Abwechslung bringen, einen Pfeilſchuß entfernt von den Hütten, zu deren Schutze es dienen ſollte, denen aber von dort her nie etwas Anderes als Zwang und Tyrannei nahte, lag in der Mitte des XVI. Jahrhunderts Schloß Kamin. In Uebereinſtimmung mit ſeinem Namen war es ein mächtiges ſteinernes Gebäu, wie es in dieſen Gegenden und Zeiten nur der reiche Adel beſaß, während des minderbegüterten Edelmanns Schlöſſel ſich wenig von den Wohnungen ſeiner Hörigen unterſchied. Ein tiefer Graben voll faulen Waſſers umzog Kamin, und drüben ſchloßen mächtige Bollwerke einen Hofraum ein, deſſen Enge wol mit Abſicht zur leichtern Vertheidigung dienlich erkannt worden ſein mochte, als noch für jede Lücke eines Mannes Schwert nöthig war. Auch die runde Form dieſer Verpalliſadirung deutete auf jene nun faſt entſchwindende alte Vertheidigungsart hin, deren letzte Ueberbleibſel ſich noch auf zwei Thürmen an des Schloſſes Oſt- und Nordſeite in koloſſalen Armbrüſten und den dazu gehörigen Spannmaſchinen zeigten.

Das Schloß ſelbſt, der Kaminſky Stammſitz, war ein unförmliches Parallelogramm, und ſeine Bauart vornehmlich auf Sicherheit berechnet worden. In den ellendicken Mauern waren wenig kleine Fenſter, deren Seiten nach innen etwas auseinander liefen, in unregelmäßigen Entfernungen von einander angebracht.

Die vielen kleinen gewölbten Gemächer zu ebener Erde erhielten ſonach nur wenig Tageslicht, und der obere Gaden beſtand aus einem einzigen zwar ſehr großen aber wenig wohnlich eingerichteten Saale. Der einem kleinen Hauſe ähnliche farbige Kachelofen in der Ecke desſelben glühte, und ſeine Flamme röthete die widerwärtig verzerrten Menſchengeſtalten, welche die Bildnerei um einen in der Nähe hängenden Spiegel angebracht hatte, deſſen kleines Glas faſt nur ein Theil der Verzierung zu ſein ſchien; die dunkeln ſchmutzigen Ledertapeten an den Wänden waren mit großen Hirſchgeweihen und einigen Porträts von Hunden und Schweinen geziert. In dem ſo ausgeſtatteten Raume nun war auch all' der Prunk aufgehäuft, den der damalige Adel für ſeine Würde erforderlich hielt, und von dem ein vielſchildriger Edelmann am wenigſten abwich. Vor allem hing auf Stangen, die in eiſernen an der Decke befeſtigten Ringen lagen, eine Menge köſtliches Pelzwerk, als Jagdbeute der Schloßbewohner. Auf der langen Tafel in des Saales Mitte, deren Füße menſchliche Figuren mit Fiſchſchwänzen bildeten, und die mit einem wunderlich ausgenähten Tiſchtuche bedeckt war, ſtanden ſilberne Trinkkännlein, große zinnerne Krüge mit Ungarwein und Rheinfall gefüllt, Igel mit ſchäumendem Biere, kupferne Bratpfannen mit Wildbraten, dergleichen Pfannen voll Fiſche, Schalen und Krüge von Glas, der Haltbarkeit wegen mit Zinn eingefaßt, Tunkſchüſſeln und anderes Geräth, oft von den unordentlich hingeworfenen Tellertüchlein bedeckt. Ein kleiner Tiſch an der Seite war mit der ſilbernen Gießkanne und Becken von demſelben Metalle, inwendig vergoldet, beſetzt.

Um die Tafel herum ſtanden maſſive Lehnbänke aus Eichenholz, am Oberplatze aber ein gewaltiger Stuhl, über deſſen Lehne drei geſchnitzte Engel guckten, und der unten auf Klauen ſtand.

Ein Schrein im Rücken des Stuhles, enthielt auf der Thür in ausgelegter Arbeit zwiſchen zwei Säulen, die keiner Ordnung angehörten, oben ein Mannsgeſicht, das Gott den Vater vorſtellen ſollte, im Mittelfelde die Jungfrau Maria mit dem Kinde, und unter ihr ein Gebund Waffen. Der Schrein ſtand halb offen, und im Innern glänzten koſtbar verzierte Säbel und Armbrüſte, Luntenbüchſen und Spieße.

An der Tafel ſaßen drei Männer, die, nach ihren gerötheten Geſichtern und blitzenden Augen zu urtheilen, den Weinkrügen tüchtig zugeſprochen haben mußten, und die einem blinden Bettler, der vor ihnen auf der Diele kauerte, zuhorchten, wie er die lateiniſchen Reſponſoria herkrähete.

Der im Lehnſtuhle, an ſeinem häuslich bequemen Anzuge als Hausherr kenntlich, ſchlug plötzlich donnernd auf den Tiſch, daß der erſchrockene Blinde zu ſingen aufhörte.

„Herr Bruder! munter!“ ſchrie er darauf ſeinem rechten Nachbar polniſch zu; „was hab' ich von ſchlafenden Gäſten. Und Du, Wenzel,“ wandte er ſich zu dem links, „verfluchter Krippenreiter, erzähle uns von Deinen Zügen! Der Kerl dort kann faſt nicht mehr ſingen, und wer verſteht ſein lateiniſches Zeug. Friſch! warſt Du nicht in Oppeln? Was macht die Iſabell? Es ſoll ihr nicht gar zu gut in Schleſien gefallen, wie?“

„Hochgeſchätzter Herr Bruder von Kaminſky,“ begann Wenzel von Zabeltitz mit vieler Umſtändlichkeit, „ich hörte auch ſo munkeln, und dachte, 's wäre nicht Schade, wenn das Weiberregiment wieder ein Ende hätte.“

„Ja, was hilft das! Ferdinand wirft den Herzogshut zuletzt auf einen noch ſchlechtern Kopf und die Ritterſchaft darf nicht mucken. Nicht wahr, Bruder Growolſky?“

„Ja, ja!“ brummte dieſer weinſelig, und rieb ſich den Schlaf aus den Augen.

„Hab' den fränkiſchen Georg auch nicht gern gehabt,“ fuhr Kaminſky fort; „denn was ſollen uns die Deutſchen, und der überhaupt! Hätte ja zuletzt den Bauer dem Ritter gleichgeſtellt, wie's ſchon im Jägerndorf'ſchen anfing. Ich glaube, Herr Bruder, wenn er in Oppeln ſäße, wir müßten erſt fragen, ob wir unſere Bauern vertauſchen dürften. Du bekamſt dann am Ende den alten Wloſſyn auch nicht.“

„Nu, Herr Bruder,“ wandte Growolſky ein, „für Dich wär's der größte Schade, wenn ich Dir den alten Kerl nicht abnähme.“

„Hi, hi, hi,“ kicherte Wenzel dazwiſchen, „als ob's nicht landkundig wäre, daß der Herr Bruder Growolſky es auf die hübſche Gerga abgeſehen hat. Den Alten kann Einer da ſchon als Zugabe nehmen.“

„Meinſt Du?“ ſchmunzelte der lüſterne alte Growolſky mit mehr Theilnahme als am frühern Geſpräche.

„Hört,“ unterbrach ſie Kaminſky, „wegen der Dirne iſt mir's eben! Sie iſt ein ewiger Zankapfel zwiſchen meinem Jakob und dem Jura; und könnte am Ende die in Ulcze unruhig machen; d'rum fort mit ihr. Martin wird

wol brummen, wenn er's erfährt; denn Jura hat einen großen Stein bei ihm im Brette; aber —"

„Ei was," ſtieß Growolſky hervor, „Du biſt der Herr, und machſt doch wahrlich einen guten Tauſch; denn der Kerl, den ich Dir für den Alten gebe, hat Glieder wie ein Bär, und wenn er ſie nicht rührt, wird's nur an der Peitſche Deines Vogtes liegen. Na, und ob Wlaſſyn in Kamin oder Niva wohnt, kann ihm wol gleich gelten. Dem Bauer wird man nirgends ſchön thun; und ich werde dem Alten 's Fell nicht über die Ohren ziehen, wenn Gerga hübſch freundlich iſt. Kann wol gar auf's Schloß kommen, die Kleine; denn meine Hannah wird ſteif und verdroſſen."

„Da kann ſie ſich freuen, die alte Maultaſche abzulöſen, wenn ihr dieſe nicht etwa vorher die Augen auskratzt!" lachte Herr von Kamin. — „Gerga iſt jung genug, um auf eine hübſche Erbſchaft von Dir hoffen zu können; das wird locken. Es gilt: die neue Wirthſchafterin auf Niva! Na, Alter, nimm ein volles Kännel!"

Das ließ ſich dieſer nicht zwei Mal ſagen, und der Schmarotzer Wenzel beeilte ſich, dem Trinkſpruche ebenfalls ſein Recht anzuthun.

Lärmend wurden noch mehre ähnliche Scherze gemacht, und als die Drei vom Schreien und Trinken ermüdet waren, mußte der Blinde noch einmal ſeinen einförmigen Geſang beginnen, „daß es nicht ſo gar ſtill ſei," meinte Kaminſky, „bis der Jakob von der Brautfahrt kommt."

Wenige der lateiniſchen Verſe waren erſt wieder im Saale erſchallt, als, den Zechenden unbemerkt, die Thür geöffnet ward, und ein Pauliner-Eremit eintrat. Er hatte das mantelartige Gewand abgelegt, welches ihn auf der Reiſe von der Kälte ſchützte, und ſo ſchritt die hohe ehrwürdige Geſtalt, welche das weiße Ordensgewand und der gleich einer Glorie das kahle Haupt umgebende Haarkranz wie einen Heiligen erſcheinen ließ, ernſt und ſtill auf die Tafel zu. Der erſte Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit war der Blinde. Dieſem drückte er ſanft und noch immer ohne Laut die Hand auf den Mund, und der ihm gefolgte Knecht geleitete den wieder unterbrochenen Sänger auf einen Wink ſorgſam aus dem Saale. Nun trat der Pater an des Hausherrn Seite, und begrüßte dieſen wie die Andern, die alle erſt jetzt nach der Urſache der eingetretenen Stille umherſpäheten, mit dem pax vobiscum. Ein Blick des Mönchs auf die volle Tafel war hinreichend, und der ſehr aufmerkſame Schloßherr ließ das Uebermaß der Gottesgaben abtragen. Nur das blieb, was dem kleinen Kreiſe angemeſſen ſchien, und vor den Mönch ward ein Glaskrug mit Waſſer geſetzt. Die Edlen, welche unterdeß als fromme Chriſten des geiſtlichen Herrn Segen empfangen und dann auf ſeine Einladung wieder Platz genommen hatten, ſchienen von der Nähe des in ſeinen Neigungen ihnen ſo ungleichen Mannes bedrückt, und blieben lange wortlos. Kaminſky war der Verlegenſte; er wußte nicht, wie er dem Gaſte ſich zuvorkommend genug zeigen ſollte, während er das Auge doch ſcheu vor ihm zu Boden ſenkte.

„Nun, Jan," fragte der Pauliner endlich, indem er des Gaſtfreundes Rechte drückte, „Du biſt doch ganz wohlauf?" Und als dies bejaht war, fuhr er mit bedeutendem Blick fort: „Ich habe einen Gaſt Dir mitgebracht. Du löſeſt wol mein Wort, das in Kamin ihm eine Herberge zugeſichert hat, obwol ich ſelbſt erſt darum bitten muß."

„Wer iſt's?" riefen haſtig die drei Edelleute, da ein Reiſender damals eine Perſon von Wichtigkeit war, von der ſich mitunter etwas Neues erfahren ließ, das ſonſt dem Landbewohner unbekannt blieb.

Pater Martin, der den Grund ihrer Frage wohl erkannte, begegnete jedem weitern Verlangen durch die Erklärung, der Fremde ſei ein alter ſehr ermatteter Mann, dem Jura bereits ein ruhiges Lager bereite, was jener heute dringend bedürfe.

Jetzt wurde die Geſellſchaft durch den Junker Jakob vermehrt, der, im tollen Uebermuthe der Jugend hereinſtürmend, den Mönch nicht wie die Andern beachtete; ſondern nach lärmendem Begrüßen das vorige Gelag auf noch ausſchweifendere Weiſe fortzuſetzen begann. Der Vater bemerkte dies kaum, als er ängſtlich auf den Pater ſchaute, und, einem Winke desſelben folgend, ſich mit vielen Entſchuldigungen bei den Gäſten verabſchiedete, während der geiſtliche Herr bereits kalt und gemeſſen aus dem Saale ſchritt.

Als ſie Beide durch einen gewölbten Gang zu ebener Erde gingen, bemerkte Kaminſky durch ein dort angebrachtes kleines und niedriges Fenſter eines ſonſt unbewohnten Kämmerchens Lichtſchimmer. Er ſchaute hinein, und ſah ſeinen Knecht Jura einem fremden Manne gegenüber ſtehen, der den Rücken gegen das Fenſterchen wandte, und, wie es ſchien, eben im Begriffe war, ſich auf ein Lager von Fellen niederzulaſſen. Der Schloßherr ſah den Pater an, als wolle er fragen, ob dies der erwähnte Gaſt ſei, und dieſer ſchien ihn zu verſtehen; denn er nickte bejahend.

Schon wollten ſie weitergehen, als der Fremde in dem Gemache eine Bewegung machte, wobei der volle Schein von Jura's Lampe auf ſein Geſicht fiel. Kaum hatte Kaminſky dies ſtarre, faſt wilde Geſicht, mit Furchen, die des Kummers Schritte zu hinterlaſſen pflegen, erblickt, als er einen gellenden Schrei ausſtieß, und den Pater eilend mit ſich fortzog. Auf ſeinem Gemache ſank der bei geringem Alter von Strapatzen und noch mehr vom wüſten Leben Erſchlaffte kraftlos in einen Lehnſtuhl, und aus ſchwer gedrückter Bruſt erklang im Tone der Frage der Name: „Kerber?"

„Er iſt's!" ſagte Pater Martin ſehr ernſt. „Des Allmächtigen Schickung führte ihn in Dein Haus, und Du mußt ihm eine Freiſtatt hier gewähren, Jan, es iſt Deine Pflicht!" Und wehmüthig ſetzte er hinzu: „Zwar ſcheint mir ſein Herz verſteinert zu ſein, während des Unglücks Griffel auf ſein Aeußeres leſerlich ſchrieb, und ſteinerne Herzen ſollten ſich nicht mehren in Kamin; aber es muß ſein!"

„Wo fandeſt Du ihn? Erfuhrſt Du Etwas?" unterbrach ihn Kaminſky.

„Etwas!" ſagte der Pater. „Aber Vieles, oder Alles wird, wie ich glaube, nie aus dieſer Eiſenbruſt laut werden."

„Und was ſagte er Dir?" frug Kaminſky beklommen weiter.

„Höre erſt, Alter, wie ich ihn fand. — Er irrte fremd im Walde umher, und eine Bitte an Deinen Sohn ihn mitzunehmen, war fruchtlos. Ohne Jura's Menſchlichkeit wäre er jetzt ſchon eine Beute der Wölfe, die das Geräuſch unſeres Zuges nur auf einen Augenblick verſcheucht hatte. Ach, Jan, Jan, ich fürchte ſehr für dieſe Verbindung zweier Gemüther, wie das Deines Jakob und meiner

Muhme Anna. Ach, hätte wenigstens sie das Gemüth Deiner zu früh geschiedenen Ehegenossin."

Fast ungeduldig, wie Einer der von der Wahrheit des Gehörten zwar überzeugt ist, es aber nicht erwähnt wissen will, hatte Kaminsky diese Rede gehört, und gab durch Zeichen seine Ungeduld zu erkennen, die dem Redner nicht unbemerkt blieb, der nun fortfuhr: „Wieder auf Kerber zu kommen, so glaube ich aus seiner abgebrochenen und ihm von mir mühsam entlockten Darstellung einzelner seiner Schicksale schließen zu können, daß ihn der Mord seines Sohnes durch Deine Hand aus blinder Eifersucht und der darauf aus Gram erfolgte Tod seines Weibes aus Görlitz forttrieb; er scheint später in einem Städtchen Niederschlesiens gelebt zu haben, jetzt ist er auf dem Wege nach meinem lieben Czenstochow, dort Arbeit zu suchen, in seiner Kunst, der Malerei; denn Vieles wäre, wie er gehört, zur Ausschmückung unseres Klosters von Nöthen, das immer noch seit der Hussiten Gräueln mangle. Dem ist indeß nicht so, wie ich ihm erklären mußte, und es überraschte ihn dies auch eben nicht allzusehr; d'rum halte ich denn auch seine Geschichte theilweise für zweifelhaft, und nur aus Absicht also erzählt. Doch, wie gesagt, wer mag in dies verschlossene finstere Gemüth schauen, das selbst gegen die Trostreden der heiligen Religion unempfänglich scheint; wol gar ihre rechte Bahn, wie ich fürchte, verlassen haben mag nach des Augustiners Vorgang."

Mit einer Aufmerksamkeit, die er durch sein Athmen fast zu unterbrechen fürchtete, hatte der Ritter bis hierher gelauscht; jetzt rang sich ein tiefer Seufzer aus seiner Brust und er saß eine Weile mit niedergeschlagenen Augen vor dem Mönche, als scheue er dessen Blick.

Der geistliche Herr suchte im Sinne der Vorschriften unserer trostreichen göttlichen Glaubenslehre das gebeugte Gemüth aufzurichten, und es gelang ihm, wie Jedem, der solch' erhabenen Beruf mit rechter Erkenntniß ausübt.

„Ach, Martin," klagte der Ritter, als die erleichterte Brust wieder Luft zu Worten hatte, „was gäbe ich nicht Alles darum, jene Zeit aus meinem Leben streichen zu können; denn ich erkenne jetzt mein Unrecht!"

„Fasse Muth! dem ernstlich Ringenden ist Viel, ist Alles möglich!" begütigte Martin.

„Aber kann er Geschehenes ungeschehen machen?" klagte der Gebeugte wieder.

„Das nicht; jedoch er kann vergüten nach Kräften. Und diese erhabene Pflicht zu üben, gewährt reichen Trost. Auch Dir wird der Herr dadurch Gnade zu Theil werden lassen."

Der Pater mußte jetzt noch alle Beruhigungsgründe wegen der ersten Zusammenkunft des uns unter dem Namen Kerber bekannt gewordenen Mannes mit dem Schloßherrn hervorsuchen, da letzterer diese erste Begegnung vorzüglich fürchtete. Martin versprach, vor seiner Abreise am folgenden Morgen den neuen Gast auf diese Zusammenkunft vorzubereiten und selbst dabei zugegen zu sein; worauf der Ritter ihn zu dem neben dem seinigen bereiteten Lager führte, nach welchem der von der Reise Ermüdete und der klösterlichen Ordnung Gewöhnte in der That sich sehnte und bald in jenen ruhigen Schlummer sank, der eine Belohnung getreu vollbrachten Tagewerks ist. Sein Schlafgenoß dagegen hatte, ehe ihn ein wirres Traumgewinde umfing, noch lange mit düstern Bildern zu kämpfen, die er versucht wurde, mit dem Trinkglase zu verscheuchen. Doch überwand die auch vor dem schlafenden Seelsorger nicht entschwundene Scheu solche Versuchung, und der Ritter lauschte nur mit Sehnsucht den wüsten Tönen, die oben im Saale erst verhallten, als die Fröhner beim Morgengrau durch das Pförtchen im Schloßthore mißmuthig zur Hofarbeit schlichen.

Man war es im Schlosse Kamin schon gewöhnt, den alten Herrn bei der Anwesenheit des Paters und in der ersten Zeit nach dessen Abreise jedes Mal ungewöhnlich mild gestimmt zu finden. Er erließ dann fast alle Strafen, und der Vogt konnte seine Peitsche einige Tage an den Nagel hängen! So war denn auch am Morgen nach des Mönchs Ankunft das Band des Gehorsams unter dem Hofgesinde etwas lockerer als sonst, und es tummelte sich unter rohen Scherzen, wie sie dem entfesselten Sklaven eigen sind, auf dem Schloßhofe länger umher, als sonst gestattet war. Zum Unglück trat der früh erwachte Kerber auch heraus, und kaum hatte das rohe Volk seine fremdländische Kleidung gesehen, als er ein Gegenstand sehr handgreiflicher Neckereien ward, die ganz ausarteten, als er deutsche Schimpfworte dafür spendete; denn der den meisten gemeinen Polen und Halbpolen eigene Haß gegen die Deutschen loderte dadurch sogleich heftig auf.

So wenig auch Kerber leicht einzuschüchtern war, es ward ihm doch bedenklich zu Muthe; denn die beginnenden Mißhandlungen ließen ihn das Aergste fürchten, und er wußte nicht, ob irgend Jemand ihm hier Schutz gegen die Uebermacht gewähren wolle. Da ward der um ihn gebildete Kreis von Halbmenschen plötzlich gebrochen, und Jura's kräftige Hand zog ihn mit sich durch das eben geöffnete Schloßthor in's Freie.

Seitwärts vom Schlosse, wo die Straße nach dem benachbarten Polen sich hinzog, hatte der fromme Sinn der Voreltern einen Ziehbrunnen erbaut, der, von mächtigen Linden umschattet, bestimmt war, dem schmachtenden Reisenden in des Sommers Glut Labung zu gewähren. Der helle Quell war berühmt in der ganzen Gegend, die sonst nur schlammiges Wasser hatte, und manche Bäuerin holte hier ihren Bedarf, damit sie mit den Ihrigen wenigstens dies, ihr einziges Getränk, ohne Widerwillen genießen könne.

Auch jetzt nahte auf dem vom Frühnebel feuchten Wege ein Mädchen dem Brunnen, dessen bloße volle Arme wie die Füße hochgeröthet waren von der schneidenden Herbstluft, während das anziehende Gesicht eine Blässe überzog, die sonst nur den verwöhnten Städterinen eigen ist. Es war die schöne Gerga, von der die wüsten Trinker in der vorigen Nacht gesprochen hatten, mit einem Adel der Gestalt, die fast ihrer gemeinen Herkunft widersprach. Fast schien es, als habe ihr heutiger Gang noch eine Absicht außer dem Wasserholen; denn ihre thränenfeuchten Augen waren unabläßig nach dem Schlosse gerichtet.

Von dorther schritten zwei Männer auf sie zu, bei deren Erblicken sie freudig den Namen Jura ausstieß. Dieser begann sogleich ein angelegentliches Gespräch mit dem Mädchen, während sein Gefährte, bei den fremdländischen Lauten ohne Theilnahme, in sich versunken an dem Brunnenhäuschen lehnte.

Das Liebespärchen, denn als solches zeigte es sich in Blick und Mienen, hatte wenig auf die Außenwelt Acht, und sein stummer Gesellschafter stand an einem Eckpfosten,

ſo daß man ihn von der Straße aus nicht, und kaum im Innern des Häuschens bemerkte, als mit leiſem Schritte der blinde Sänger nahte, der, vom Schloſſe weiterziehend, ſich von einem kleinen zerlumpten Knaben, ſeinem Führer, zum Brunnen geleiten ließ, um durch einen friſchen Trunk die Glut zu dämpfen, welche der ungewohnte Genuß des ihm geſtern freigebig gereichten Ungarweins in ſeinem Innern erzeugt hatte.

„Na, Dieprant," ſagte der launige Blinde zu ſeinem Kleinen, „diesmal hat der Zaby ſeinem Namen nicht entſprochen, und Du haſt um Deinen Buckel unnöthige Sorge gehabt, als wir geſtern in's Schloß hinauf ſtiegen."

„Macht nur, Fabian, daß wir weiter kommen; denn was nicht iſt, könnte werden!" entgegnete mit ſchüchternem Blicke nach dem Schloſſe der Kleine.

„Ach, die Mühe gibt er ſich nicht," lachte Fabian, „wenn ihm die Prügelſucht ankommt, hat er oben arme Teufel genug, denen er eine Ladung geben kann. Aber vielleicht will ſein Arm nicht mehr recht fort; denn er war geſtern Abend auch nicht ſo auf's Trinken verſeſſen als ſonſt. Doch ich denke, einen Zaby wird's hier immer geben, iſt's der Alte nicht mehr, wird's ein Junger ſein."

„Ach ja, dem Junker Jakob iſt nicht zu trauen," meinte Dieprant; „mich ſoll's wundern, ob ſie den nicht, ſtatt „Schlag zu" wie ſeinen Vater, gleich „Schlag todt" nennen werden. Den armen Jura, der immer ſo freundlich iſt, hätte er heute früh wol todt geprügelt, wenn er nicht zum Glück ſo trunken geweſen wäre."

„Ja, die Herren denken, Unſereinem habe der Herr nur deshalb einen Buckel gegeben, daß ſie darauf 'rum trommeln können!" meinte der Blinde, indem er den Arm ſeines Führers ergriff, der aber das ihm bekannte Zeichen zum Aufbruch diesmal unbeachtet ließ; denn er hatte ſoeben Kerber's finſtere Geſtalt in der Nähe erblickt, und es ſchien ihm, als könnte der wol ihr offenherziges, aus Vorſorge größtentheils deutſch geführtes Geſpräch verſtanden haben. Er theilte dieſe Furcht dem Blinden mit; der aber antwortete: „Ei was, es iſt nicht jeder ein Wolf, der ein Fell hat. Wenn er den Zaby kennt, wird er ſich hüten, ihm unſer Geplauder zuzutragen; denn 's möchte ihm ſchlechten Lohn bringen."

Alle Befürchtung ſchwand aber, als Kerber hinzutrat, und, ſeine ſtrengen Züge zu einiger Freundlichkeit zwingend, in deutſchen Worten ſagte: „Laßt Euch wegen mir kein graues Haar wachſen; ich bin kein Neuigkeitskrämer, und rede nur, was ich muß."

„Hi, hi," kicherte der Blinde, und ſetzte nun, ebenfalls deutſch, hinzu: „Da iſt der Herr nicht meiner Art; denn ich ſchweige nur, wenn ich muß; das heißt, wenn mir Einer das Maul zuhält, wie geſtern der Pater. Aber der iſt blos neidiſch, daß ich das Lateiniſche ſo gut ſinge wie er."

„Hört," unterbrach ihn Kerber, „der Auguſtiner iſt wol gar ſehr angeſehen hier im Schloſſe?"

„I nu ja," war die Antwort. „'S iſt ja des Ulczer Weywoden Bruder, und nach ihm muß dort Alles gehen. Da der Junker Jakob des Weywoden Tochter heimführen ſoll, ſo muß er ſchon dem Glattkopfe auch etwas um den Bart geben, wie ſchwer's ihm immer ankommt, und dem Zaby ſelbſt verſteht der Pater dermaßen in's Gewiſſen zu reden, daß der alte Sünder ſchier zerfließen möchte aus purer Frömmigkeit, beſonders wenn ihn Zipperlein und Gliederpein plagt. Mag auch ſo Manches auf dem Gewiſſen haben, was Niemand weiß, als er und der Mönch."

„Sagt mir doch noch, ehe Ihr geht, wie der Schloßher, den Ihr Zaby nennt, mit ſeinem vollen Namen geheißen iſt."

„Wißt Ihr denn das nicht, Herr Jan Laſſata von Kaminſky iſt ſein Name. Aber alle Welt nennt ihn Zaby, und ſeine Bauern wiſſen's am Beſten, daß ihm der Name vor Allen gebührt."

„Laſſata, Laſſata!" wiederholte Kerber in Gedanken, und ſchritt ohne Abſchied zu nehmen auf das Schloß zu.

Jura bemerkte ſein Fortgehen ſogleich, und flüſterte der Geliebten zu, daß ihm der gute Pater befohlen habe, des Fremden Schritte zu bewachen, und wo möglich einſtweilen ſein Zuſammentreffen mit dem Junker zu verhüten. Darauf drückte er dem Mädchen zärtlich die Hand, und eilte ebenfalls den Hügel hinauf.

Am Saume eines Anwuchſes junger Fichten zog ſich ein Fiſchweiher hin, den der kalte Novemberfroſt gleich den Spitzen der Baumzweige bereits mit Eis überzogen hatte. Auf dem um den Weiher gezogenen Damme brannte ein helles Feuer, das zwei Bauern mit mächtigen Holzkloben unterhielten. Die Männer hatte der Froſt faſt in's Feuer getrieben, um ihre offene Bruſt und die ſtarren Hände etwas zu erwärmen, während ihre blaurothen Füße auf der glühenden Aſche ſtanden, ohne daß deren hornartige Sohle davon litt. Eine Schaar gleich ärmlich und unzureichend bekleideter Leute zog jetzt mit Netzen, Kannen und ähnlichen Geräthen auf den Teich zu, und ihnen folgte ein Mann in einem dicken Schafpelze, über den eine Peitſche hing. Die erſten der Ankömmlinge, ein Paar junge Burſchen, ſprangen mit zuſammengebiſſenen Zähnen in voller Kleidung in den Teich, daß klirrend das Eis zuſammenbrach, und begannen den Fiſchzug. Die Andern gingen langſam und bedächtig am Ufer umher, zogen die Kittel bald aus, bald vor dem Froſte zuſammenſchauernd wieder an, und verſuchten endlich vom Lande aus den Fang. Aber Dali, dali! ſchrie der Mann mit der Peitſche, und mehre der Zögerer ſtiegen nun widerwillig und mit Schauder in das eiskalte Element. Die noch am Ufer Stehenden wurden jetzt mit derben Peitſchenhieben den Uebrigen nachgejagt; und nur ein eisgrauer Alter ſtand zitternd noch im Trocknen.

„Wloſſyn," rief da drohend die vorige rauhe Stimme, und ſchwer ſeufzend wankte der Greis ebenfalls vom Ufer hinab. Höhniſch lachend rief ihm der unmenſchliche Vogt nach: „Könntet im Trocknen ſitzen, wenn's Töchterlein Verſtand hätte, und Hrn. Growolſky nicht umſonſt bitten ließe."

Ohne, wie es ſchien, auf die giftige Rede zu achten, hatte der Alte den harten Frohndienſt begonnen. Niemand bekümmerte ſich weiter um ihn; denn Jeder eilte, die angreifende Arbeit enden zu helfen, als ein ſchwacher Schrei das Regen der fleißigen Hände auf einen Augenblick anhielt. Aller Augen ſahen umher, und erblickten den Greis völlig erſtarrt in die Knie geſunken, ſo daß ihm das kalte Waſſer bis an die blauen Lippen ſtand. Auf einen Wink des Vogtes ward er nun heraus und an's Feuer geſchleppt, und der Gefühlloſe eilte, ſeinem Herrn einen Sklaven zu

erhalten. Mit Gewalt brach er die krampfhaft geſchloſſenen Kinnladen aus einander und goß ihm aus einem ſchmuzzigen Kruge etwas warmes Bier, mit Pfeffer und ranziger Butter vermengt, in den Mund.

Die rauhe Kur blieb nicht ohne Wirkung, und als der Fiſchzug vollendet war, konnte Wloſſyn mit Hilfe eines Stabes den Uebrigen langſam zum Dorfe nachſchleichen, wo ihm die weinende Tochter unter dem viehiſchen Gelächter der Uebrigen hilfreich zuſprang, und den Erſchöpften in die niedrige Hütte auf ſein ärmliches Heulager geleitete. Ein unruhiger, vom Fieberſchauer unterbrochener Schlummer begann hier unter Gerga's ſorglich pflegenden Händen dem Erſchöpften zu nahen, und das blaue Auge der Jungfrau ſtierte mit ergreifendem Ausdruck wie anklagend in die Höhe zum Vater aller Weſen, zum Herrn aller Herren, zum milden Richter gefühlloſer Herzen.

Da guckte das dumm freundliche Geſicht des Wenzel von Zabeltitz durch die enge Fenſteröffnung, und ſtörte des Mädchens verzweiflungsvolles Sinnen. Wol war dieſe Störung eines Theils eine Wohlthat für ſie; doch konnte der Krippenreiter und Gefährte des ausſchweifenden Growolſky, ihres neuen Zwingherren, keine angenehme Erſcheinung für ſie ſein, und er fand ſeinen ſchmeichleriſchen Gruß kaum hörbar erwiedert.

Gerga hätte nicht, wie es der Fall war, ſo hoch an Sitte und Gefühl über ihres Gleichen hervorragen müſſen, wenn die Rede eines ſolchen Menſchen einigen Eindruck auf ſie machen ſollte.

Er ſtellte es in der That ſo albern an, als er ihr die Lage einer Wirthſchafterin des alten unvermählten Growolſky golden malen wollte, daß ihren Abſcheu faſt das Mitleid mit dem alternden dürren Männchen überragte, welches auf ſolche Weiſe dem reichen Standesgenoſſen zu gefallen und dadurch wieder eine Spanne ſeines erbärmlichen Lebens zu friſten ſuchte. Wie er aber hierauf der Gewalt ihres Herrn über ſie und ihren Vater, und die Mittel desſelben, ſie gefügig zu machen, aus der ſo nahe liegenden Wirklichkeit erwähnte, da vermochte die Schutzloſe nur durch einen Strom von Thränen zu antworten.

Wenzel hatte jetzt den Fluß ſeiner Rede erſchöpft, und wußte, da ſie, wie der Augenſchein lehrte, nutzlos geweſen war, vor Verlegenheit nicht aus noch ein; denn Growolſky hatte ihm ein neues Wamms mit Zubehör verſprochen, wenn er die kleine Leibeigene zu beſchwatzen vermöge. Seufzend blickte er nun auf ſeine abgetragene Kleidung, die der gegenwärtigen Witterung am wenigſten angemeſſen war, und zog ſein kleines polniſches Rößlein, das, verdorrt wie er, hinter ihm ein Paar Körner im Schnee ſuchte, am Zügel hin und her. Plötzlich entglitt ihm von einem heftigen Rucke der Zügel, er ſah ſich erſchrocken um, und erblickte ſein Pferd von den kräftigen Armen eines Mannes umſchlungen, der es in die Höhe hob und über den nahen Knüppeldeich auf die Fahrſtraße trug. Dort ſtand es regungslos, und wie verwundert über das ihm Widerfahrene, und neben ihm Jura, der ernſt auf den Edelmann ſchaute und ſagte: „Herr Wenzel, reitet in Gottesnamen, und laßt Gerga ungeſchoren, ſonſt breche ich Euch und Eurem Rößlein bei der nächſten Begegnung den Hals!“

Wenzel ließ ſich das nicht zweimal ſagen, warf nur noch einen ſcheuen Blick auf des Knechtes rieſige Geſtalt, und trottirte eilig das Dörfchen hinab. — Jura war während deſſen zu Gerga eingetreten. Aus ſeinem Munde ſprach eine ungewöhnliche Heiterkeit, und ſtürmiſch ſchloß er das theure Mädchen in die Arme. Dieſe verwies ihm ſanft ſein Beginnen, und machte ihn auf den am Boden liegenden kranken Vater aufmerkſam; aber ſein heute von Frohſinn und Hoffnung erfülltes Gemüth gab keinen Sorgen Raum.

„Liebchen,“ ſprach er, ſie abermals umarmend, „der Vater wird, er muß wieder geſunden. Der Höchſte hat unſern Jammer geſehen, und will ihn enden. Wie Du mich hier ſiehſt, bin ich ein freier Mann! Siehſt Du das Papier, da ſteht's, das iſt mein Freibrief. Auch Dich und den Vater will ich frei machen, loskaufen. Der Zaby, ach der gute Zaby, ich vergebe ihm und dem Junker Alles, was ich litt, er hat mich auf Kerber's Zureden freigegeben, mir den kleinen Hof draußen am Tannicht geſchenkt. Zwar liegt dieſer halb zerfallen, aber ich will arbeiten Tag und Nacht, will Haus und Acker beſſern, und geht's nicht anders, ſo mache ich das Alles dann zu Gelde, und löſe Dich und den Vater. Ich habe jetzt Kraft für Tauſend, da mir meine Arme, mir mein Wollen und Können gehören, und ſiehſt Du, bis dahin kann ich ja für Dich und den Vater arbeiten, daß ſich der arme Alte erholen, Du mein Herz, ihn und Dich ohne Kummer pflegen kannſt. Rede, liebe, einzige Gerga, freue Dich mit mir!“

Und wieder drückte er das erſtaunte und überraſchte Mädchen an's Herz, daß er ihr faſt wehe that.

„Aber, Jura,“ fragte ſie unter ſeinen Küſſen, „wie ging denn das zu?“

„Ja, das Alles kommt eigentlich daher, daß ich den armen Kerber damals nicht im Walde unter den Wölfen ließ, als ihn Junker Jakob ſo unmenſchlich verlaſſen hatte. Der Kerber kann von dem Zaby verlangen, was er will. Das Hofgeſinde darf ihm bei Strafe nichts in den Weg legen und ſelbſt der Junker muß wol Befehl haben, gegen ihn etwas mildere Saiten aufzuziehen, als es ſonſt ſeine Art gegen Unedle zu ſein pflegt. Manchesmal hatte mir nun der Kerber, mit dem jetzt ſchon ein Wort polniſch zu ſprechen iſt, geſagt, meinen Liebesdienſt, wie er es nannte, zu vergelten; aber ich gab nie viel darauf, weil der finſtere einſylbige Mann mir gar nicht ſo rechtes Zutrauen einflößen kann; denn ich weiß nicht, ich fürchte den Teufel nicht, aber wenn der Kerber unter ſeinen buſchigen Augenbrauen hervor mich anſtarrt, und dann ſeine dumpfe Bruſtſtimme in kurzen Worten erſchallt, da ſchaudert es mich ordentlich, und doch bin ich der Einzige, gegen den er es gut meinen mag; dem Zaby antwortet er oft kaum auf die freundlichſten Reden, und wenn ich ihn den Junker anſtarren ſehe, dann iſt's mir immer, als wenn dieſem ſolche Blicke das Aergſte drohten! Doch wieder auf mich zu kommen; alſo hatte mir der Kerber ſchon oft ſeine Freundſchaft verſprochen, ohne daß ich lange darüber nachgedacht hätte: da ward ich heute früh zum Herrn gerufen, Kerber ſaß bei ihm, und als mir der Alte den Freibrief gegeben hatte, brummte Jener ärgerlich: und den Hof! — Ja, und den Hof unten am Tannicht gebe ich Dir zum freien Zinsbeſitz, fügte nun der Zaby hinzu, gleich als habe er es vergeſſen. Bedanke Dich dafür bei Grolmuß. So nennt er den Kerber immer. Ich ſtand da, und konnte nicht reden, ſo überraſcht

war ich. Niemals hatte ich auf solches Glück gehofft. Ich dachte nur an Dich, vergaß mich zu bedanken, und stürzte aus dem Gemache, immerfort nach Niva, und da bin ich nun."

Von der lauten Rede war jetzt der alte Wloffyn aus seinem Schlummer erwacht, und er glaubte gar zu träumen, als ihm die Tochter des Geliebten Erzählung wiederholte. Er rieb sich die Augen, schaute sich fremd in der Stube um und schüttelte immer und immer wieder den Kopf.

„Ja, ja, Vater," schrie Jura ungeduldig, „glaubt's doch nur. Hier ist der Freibrief! Können wir ihn auch Alle nicht lesen: er ist es gewiß und wahrhaftig; denn Kerber spaßt nicht. Seht Ihr, Rechtthun und Frommsein ist doch eine gute Stütze, und bringt Heil und Segen. Auch Euch wird es noch Freuden bringen, der Ihr mich so oft dazu ermahntet, und meine liebe Gerga. Aber, dem guten Pater dürfen wir auch nicht Unrecht thun, er hat gar tüchtig mit dem alten Zaby wegen Eurer Vertauschung strauβirt; doch, Ihr wißt ja, schon war dem Growolsky Wort und Handschlag gegeben, und das müssen die Herren halten, und wenn es sie zur Hölle führt. Pater Martin, der doch selbst ein Edler ist, wußte nicht viel dagegen zu sagen, er zuckte nur die Achseln, und sah gegen Himmel, und vertröstete mich auf die Zukunft."

„Aber wie mag denn der Kerber so große Gewalt über den Zaby erlangt haben?" fragte Gerga, neugierig, indem sie das Köpfchen an des Geliebten Brust lehnte.

„Ja, das weiß ich nicht; will's auch nicht wissen!" entgegnete dieser, „so sehr ich mich auch oftmals d'rüber wunderte. Ich glaube aber, es hat einen bösen Grund, wol von der Zeit her, als der Zaby mit Botschaft von Herzog Hansen nach Franken zog, und in Görlitz erkrankte. Daß aber der Kerber aus gutem Herzen so viel an mir that, will mir auch gar nicht zu Kopfe; ich glaube fast, er will den Leuten in Kamin damit zeigen, daß er mächtig ist gleich dem Herrn."

Gerga stand jetzt mit verklärtem Gesichte auf, fragte theilnehmend, wie sich der Vater nun fühle, und eilte geschäftig aus ihrem kleinen Vorrathe den Männern ein Mittagsbrod zu bereiten. Diese begannen ein weitläufiges wirthschaftliches Gespräch über Jura's neue Anlage, bis sie die junge Wirthin zu dem kleinen rohen Tische rief, von dem den drei guten Menschen der Napf mit Grütze lieblicher als ihren Herren die Ueberfülle der Genüsse von verzierten Tafeln entgegendampfte.

Das Frühjahr 1554 war herangekommen. Wie öde und unheimlich immer Oberschlesiens waldige Gauen im Winter erscheinen, der Lenz vergütet dies ihren Bewohnern reichlich. Erfrischend nehmen sie dann die mächtigen Laubdächer in den Schatten auf, wenn die Sonne dem Scheitelpunkte näher rückt, und das Chor befiederter Sänger läßt seine anmuthigen Töne durch die Sabbathsstille dieser von Gott erbauten Dome erschallen. Mit den kräftigen frischen Baumgruppen abwechselnd erfreuen auf niedrig gelegenen Wiesen mannshohe Grasarten, von Millionen Blumen in den verschiedenartigsten Farben übersäet, das trunkene Auge. Furchtlos streichen schlanke Rehe und majestätische Hirsche vorüber, und der Hasen neugierige Schaar spielt auf den kleinen Hügeln. Wunderbar erfrischt und gestärkt fühlt sich alsdann des Menschen Brust von dem neu begonnenen Leben und Wirken der Natur, und ist der Blick noch nicht allzu getrübt von düstern Lebenserscheinungen, so schweift er gewiß heiter und dankbar hinauf zur azurnen Decke des Himmels.

Auch die zwei Reiter, welche jetzt durch den Grenzwald sprengten, mochten wol nicht ganz dieser freundlichen Einwirkungen verlustig gehen; obgleich sie sich bei ihnen nicht besonders äußerten, außer daß der Jüngste wie in nicht zu erschöpfender Kraft immer tollkühner dahinraſ'te, und der Aeltere öfters recht behaglich und tief die milde Luft einathmete. Uns sind die Beiden nicht fremd; Junker Jakob und der alte Kerber ist's. Der Erste scheint endlich ein wenig gesättigt von der wilden Lust, und läßt sein Roß langsamer auftreten, so daß ihn Kerber bald einholt. Sie beginnen jetzt ein Gespräch bald deutsch, bald polnisch, je nachdem Einer einen Ausdruck so oder so besser zu geben oder zu fassen versteht. Das Gespräch wurde von dem Junker mit Hast auf Reisen und die großen Städte und Residenzen Deutschlands hingelenkt, und von Kerber eine Beschreibung davon gegeben, welcher Jakob mit der unverholenen Freude eines Naturſohnes lauschte. Der adelige Stolz ist vor dem stillen Gefühl eigener Unerfahrenheit geschwunden, und der Alte weiß so lebendig zu schildern, wie es nur eigene Anschauung möglich macht; wobei den sonst so Verschlossenen die Absicht zu leiten scheint, seinem Hörer zu gefallen und ihn auf gleiche Erfahrungen begierig zu machen.

Nicht lange mehr dauert der Ritt, und sie erblicken den Thurm des festen Ulcze, in dessen Thor sie bald darauf einreiten. Eine hohe Mannesgestalt in der reichen Tracht polnischer Großen tritt ihnen hier Hand in Hand mit dem ehrwürdigen Augustiner Martin entgegen. Freundlich begrüßt werden sie in den festlich geschmückten Saal geleitet, wohin ihnen ein Heer von Dienern folgt. Gleich nach ihrem Eintritte rauschen die Saalthüren wieder auf, und sie stehen den Ulczer Damen gegenüber. Mutter und Tochter ist's, beide Anna geheißen, und sich so ähnlich als es ein Unterschied von siebenzehn Lebensjahren nur immer zuläßt. Beide sind von jener hohen Schönheit, die nur selten mit dem zauberischen Reize zarter Weiblichkeit vereinigt ist, während die meisten solcher Frauen, wie es auch hier der Fall war, ein gewisses selbstständiges, halb männliches Wesen zeigen, und daher wol die Sinne berauschen, aber niemals in dem Manne das süße Gefühl hervorrufen, welches er empfindet, wenn sich das zartgebaute Weib, in Liebe aufgelöst, seiner Kraft zu eigen gibt. In den Mienen beider Damen hat der Stolz seinen festen Sitz aufgeschlagen, den die jugendlicheren Züge der Tochter nur wenig mildern. Ziemlich kalt und gewöhnlich ist auch der Verlobten Begrüßung, deutlich zeigend, daß ihre Ehe von der Convenienz geschlossen werden wird, und Beider Herzen nur wie auf gleichgiltiges Prachtschauspiel darauf hinsehen.

Kerber's krause Miene zeigt von dem Mißbehagen über einen unverholen wegwerfenden Empfang von Seiten der Schönen. Er verläßt unbeachtet das Seitentischchen, wo für ihn ein Imbiß aufgetragen steht, um nach einem bösen Blicke auf die reiche Herrentafel das Freie zu suchen. Pater Martin folgt ihm dorthin, und schlägt einen Gang durch den Schloßgarten vor.

Nach manchen Fragen um den Kaminer Herrn, um Jura und sein Mädchen ladet der freundliche Mönch sei-

nen Begleiter zum Sitze auf eine ſchwellende Moosbank, und händigt ihm hier zuvörderſt einen Beutel mit Geld ein, indem er äußert: „Ich habe dies zur Freikaufung Gerga's und ihres Vaters beſtimmt. Ihr, Kerber, ſeid ein kluger Mann, bringt das zu Wege, ohne daß mein Name dabei genannt wird. Ich weiß, Growolſky wird leicht zu bewegen ſein, da er ſich in ſeinen Abſichten auf das Mädchen doch einmal getäuſcht ſieht, und der Alte faſt gar keinen Werth für ihn hat. Ihr thatet damals ein ſehr gutes Werk, als Ihr für Jura mit ſolchem Erfolge ſprachet; doch Ihr waret ihm nicht wenig verpflichtet, und Kaminſky hat ſicher einen tauſendfachen Nutzen von dem Geſchenke des wüſten Hofes, der bisher wol kaum noch etwas eintrug. Nun, ſagt mir, wann wird Eure Reiſe mit Jakob beginnen?"

„Mit morgendem Tage," entgegnete Kerber, der hier wieder ziemlich einſylbig erſchien.

„Recht gut ſo," meinte Martin. — „Hört, laßt Euch den jungen Tollkopf, den Jakob empfohlen ſein. Vergeßt, was Ihr um den Vater littet, und denkt, daß ihm Euer Sohn auch verziehen hat; denn dort, wo er wandelt, iſt kein Zürnen. Ihr kennt Welt und Menſchen; Ihr könnt Euch große Verdienſte um zwei Familien erwerben, wenn Ihr Eure Erfahrung benützt, den Junker ſeinen wilden Gewohnheiten zu entfremden, ihm das Beſſere, Edlere, Menſchlichere in andern Ländern fortwährend vor die Augen zu halten. Sein junges Herz muß ſolchen Erſcheinungen noch zugänglich ſein, und er ſo zum Menſchen werden, was hier gar ſelten iſt. Dies Verdienſt wird allein das Eure ſein, und das einer beſſern Ehe obendrein, wenn des Einen fühlende Bruſt des Andern Herzloſigkeit mildert. Gebt mir die Hand, daß Ihr thun wollt, wie ich Euch bat."

Kerber ſchien dies nicht gern zu thun; doch konnte er nicht ausweichen; aber dem biedern Händedruck des Paters wurde kein gleiches Zeichen des Gefühls.

Unangenehm davon berührt, fuhr Martin fort: „Ich denke, auch Euch wird die Entfernung wohl thun; denn immer noch ſeid Ihr nicht gern um den Alten zu Kamin. Ihr werdet nun die Zerſtreuungen der Welt genießen können, ohne für Eure Zukunft zu ſorgen, und den wohlthätigen Wirkungen der Zeit wird es gelingen, Euch mit vollſtändiger Verzeihung für Jan wiederkehren zu laſſen, wenn Ihr ihn dann noch lebend antrefft. Glaubt nur, er hat auch gebüßt, mehr gebüßt in einſamen Nächten, als ſich bei Tage von dem unverbeſſerlichen Zechbruder glauben ließ. Ich, ich allein kenne das. Denkt nicht, daß er Eurer und Eurer Hilfe vergaß! Wol mochte er nur wenig und leicht zurückdenken, als er noch kräftig daſtand und ſein engelgleiches Weib bei ihm. Aber, als ihn dieſe allein ließ auf der Welt, als ihn Körperſchwäche zu drücken begann, da kamen die Zeiten der Gewiſſensbiſſe. Er fühlte ſich elender als damals bei gleichen Leiden in Görlitz, wo Ihr mit Eurem Weibe ihn pflegend umſtandet; denn er hatte jetzt keine ſolche ſorgende Hand. Er fluchte ſich ſelbſt, daß er der Pflegerin vergolten habe durch den Mord ihres Sohnes, um der ſchnöden Urſache willen, daß er ihn bei ſeiner rechtmäßigen Braut antraf, welche er ſelbſt in unedler Abſicht zu beſitzen wünſchte. Viele Briefe mußte ich ſenden mit Erkundigungen um Euch; aber Ihr waret verſchollen. Wie fühlte der Verlaſſene, daß es nicht gut ſei aufzuwachſen wie er, als ſein Jakob nur zu ſehr in ſeine Fußſtapfen trat, und ſeine Einſamkeit nicht erheiterte; und doch liebt er ihn ſo innig, und hätte ohne ſeine gegenwärtige Erkenntniß ihn ganz nach ſeinem Sinne gefunden."

Kerber ſprach kein Wort, ſondern ließ ſeine finſtern Blicke, von dem Pater abgewandt, durch den Schloßgarten ſtreichen.

Als er wieder auf die Moosbank ſah, war ſie leer und der Mönch wanderte langſam nach dem Schloſſe zurück.

„Geh' nur," brummte Kerber mit zuſammengekniffenen Zähnen nach, „Du biſt zwar der einzige Verſtändige unter dem polniſchen Vieh; aber Kerber iſt auch über ſieben Jahr. Was er thun oder laſſen wird, weiß er ſelbſt noch nicht; aber wenn er's wüßte, ſolltet Ihr's alle nicht erfahren. Weiberart iſt nicht die meine." Damit verließ auch er den Garten.

Im Laufe des Tages durchkroch Kerber alle Winkel der weiten Schloßgebäude. Die Herrſchaften achteten nicht auf ihn, und die Dienerſchaft ließ ihn überall zu, weil ihr ſein vertrauliches Beiſammenſein mit dem geiſtlichen Herrn nicht entgangen war. Das hielt ſie auch von jeder Kurzweile mit ihm ab, ſo gern ſie ſonſt der Pole mit dem Deutſchen treibt.

Als der milde duftige Abend nahte, ſaßen Jakob und Kerber wieder zu Pferde, und ſprengten auf dem Heimwege dahin. Vom Erker aus ſchauten ihnen die Schloßbewohner nach, und die Schloßherrin ſprach bedächtig zu Martin: „Ich weiß nicht, Schwäher, ob Ihr den rechten Begleiter für den Jakob geſucht. Der Mann ſieht ja aus, als ſinne er auf's Aergſte, und ſo ſehr ich und Anna mit Euch einverſtanden waren, daß der Junker ſich in der Welt umſehen, und Etwas abſchleifen möge, ſo wenig können wir einſehen, wozu dieſer Geſellſchafter dienen ſoll."

„Frau Schwäherin, Ihr mögt theilweiſe Recht haben," antwortete der Pater, indem er ſinnend zum geſtirnten Himmel blickte; „doch iſt der Kerber, trotz ſeines Aeußern, klug und entſchloſſen, und hat gar viel erfahren und erlebt. An Gefahr für den kühnen, kräftigen Jakob werdet Ihr doch nicht denken; auch könnte die von Kerber ihm nicht nahen, der ſeines Alters Zuflucht bei ihm finden ſoll. D'rum ſeid getroſt und überlaßt's dem Höchſten. Ihm übergebe ich Alles, der allein Alles weiß. Ich hab' gethan nach beſtem Glauben und Wiſſen."

Den Frauen wurde jetzt die Abendkühle empfindlich, und die Männer eilten ihnen nach in des Schloſſes ſchützende Halle.

Zwei Jahre waren verronnen. — Im Städtchen Oleſſno (Roſenberg) ſtrich am Stephanstage 1556 eine Menge Landvolk durch die Straßen; denn alles Geſinde, welches den Dienſt verlaſſen hatte, oder einen neuen antreten wollte, vergnügte ſich mit ſeinen Angehörigen an dieſem Tage noch einmal in freier Luft in der nächſten Stadt beim Genuſſe von Meth und Bier.

Drei Reiter, welche ſo eben das Thor erreicht hatten, mußten hier ihre Pferde anhalten, und erſt einer Flut von Fußgängern den Eingang geſtatten. Als ſie hierauf weiter ritten, weilten des Vordern Blicke überraſcht an den hohen Häuſern zu beiden Seiten, die mit gemalten rothen Roſen zwiſchen den grün angeſtrichenen Balken gar ſtattlich er-

ſchienen, und zu denen die blau angeſtrichenen Luben*) keine üble Zugabe waren. Unſtreitig hatte der Fremde hier nicht einmal einen freundlichen, viel weniger alſo verzierten Ort zu finden geglaubt; denn er ließ erſt von der Schau ab, als der mit dem Knechte hinter ihm reitende, wie es ſchien eine Art beſſeren Hausbedienten vorſtellende Alte ſein Pferd neben ihn lenkte, und ihm einige Worte in's Ohr raunte. Vor einer Herberge abgeſtiegen, empfing ſie der laute Ruf der Ueberraſchung eines ſo eben dort heraustretenden Bauermanns. Der Alte wendete den Kopf, ſah ſeinen jungen Herrn mit einem ſeltſamen Blicke an, und reichte dem Manne die Hand mit den gebrochenen polniſchen Worten: „Willkommen, Jura, wie geht's?" Bei dem Namen Jura hatte er die Stimme ganz beſonders erhoben.

Der Angeredete, deſſen Augen mehr nach dem Andern gerichtet waren, ließ die Frage unbeantwortet, und ſagte in demüthigem Tone zu dem Letztern: „Seid willkommen, Herr, in Eurer Heimat. Der arme Jura freut ſich, daß er der Erſte iſt, der Euch begrüßt; ſeid ihm ein gnädiger Herr, und vergeßt, was er Euch früher nicht recht gethan."

Ohne eine Miene zu verziehen, nickte der alſo Empfangene nur ein wenig mit dem Haupte, und ſchritt ſtolz in das Haus, während der Alte den Bauer bei der Hand nahm, und begütigend ſagte: „Komm', Jura, laß' den Herrn, er iſt nicht wohl gelaunt; wir wollen plaudern mit einander in der warmen Stube, bis der Knecht die Pferde wieder vorführt."

Jura entgegnete traurig, indem er ihm folgte: „Wie Ihr wollt, Kerber; doch bringt den Herrn Ihr wol zurück, wie Ihr den Junker weggeführt?"

„'S iſt ſchier derſelbe geblieben," meinte Kerber; „nur deutſche Sitte nahm er theilweiſe an. Auch die deutſche Sprache iſt ihm geläufig wie mir, und faſt hat er über ihr die Mutterſprache vernachläſſigt."

Sie waren unterdeß in die Stube getreten, und fanden hier den Herrn, der, ohne auf ſie zu achten, fortfuhr, vom Fenſter aus das rege Leben zu betrachten.

Jura mußte ſich zu dem Alten ſetzen, und deſſen viele Fragen über alle daheim in den letzten Jahren vorgekommenen Ereigniſſe beantworten. Die erſte dieſer Fragen war natürlich über die nähern Umſtände des vor Jahresfriſt erfolgten Todes des alten Kaminſky, und der chriſtlich erzogene Jura ſchauderte bei dieſer Beſprechung vor der Gleichgiltigkeit, mit welcher der Sohn darauf wie auf eine fremde Neuigkeit lauſchte, die, wie deutlich zu ſehen war, das Herz nicht berührte.

Auch des unlängſt zu ſeinen Vätern verſammelten Auguſtiners und der ebenfalls heimgegangenen Frau von Ulcze gedachte Kerber mit gleichgiltigem Tone, was Alles auf Herrn Jakob's Geſichte keine Miene der Theilnahme hervorrief. Etwas mehr ſchien derſelbe von dem Geſpräche über ſeinen nunmehrigen Beſitzſtand angezogen, das auch Kerber in allen Einzelnheiten mit großem Eifer verfolgte, und worin ihn des Knechtes zweimalige Meldung, daß geſattelt ſei, nicht zu ſtören vermochte. Endlich dachte er doch an den Aufbruch, und Jura ſchloß ſich auf ſeinem zwar kleinen aber gut gepflegten polniſchen Pferde den drei Reitern auf ſtolzen Rennern an. Sein geſunder Sinn bemerkte jedoch ſogleich, daß er vorher nur um Auskunft zu geben willkommen und nun überflüſſig ſei; denn Kerber ritt, ohne ſich nach ihm umzuſehen, an des Herrn Seite, und im lebendigen deutſchen Geſpräche hatten die Beiden vermuthlich bald des neuen Begleiters vergeſſen, der ſich nun an den Knecht anſchloß, und in verzeihlicher Neugierde von dieſem vor Allem zu erfahren ſuchen wollte, wie der Herr noch ſo lange nach ſeines Vaters Hintritt in der Fremde habe weilen können. Aber er hatte hier die Rechnung ohne den Wirth gemacht: Der Knecht verſtand kein polniſches Wort. So blieb ihm denn nichts übrig, als ſtumm dem Zuge zu folgen, und die Vertraulichkeit anzuſtaunen, die zwiſchen den beiden erſten Reitern herrſchte, und von des ſtolzen Junkers Seite mitunter faſt zur Unterwürfigkeit zu werden ſchien.

Es dunkelte bereits ſtark, und nur undeutlich ließen ſich in dem trüben feuchten Wetter die Gegenſtände umher erkennen. Jura mochte wol hier nur allein vollkommenen Beſcheid wiſſen; denn unſicher ſahen die vor ihm oft nach ihrem Pfade. Plötzlich ſchrack Kerber bei der Wendung in den jetzt von der Heerſtraße abliegenden Weg nach dem nahen Schloſſe mächtig vor Etwas zuſammen, das er in der Nähe erblickt zu haben ſchien. Jura ſchaute näher reitend ſcharf nach dieſer Richtung hin, und bemerkte nichts als den halben Dorfgalgen, der als Zeichen der hohen Gerichtsbarkeit von Kamin keinen in der Gegend Bekannten mehr überraſchte. Er allein konnte Kerber's Schreck verurſacht haben. Dem einfachen Jura, mit dem vollen Seelenfrieden in reiner Bruſt, war dies eine unheimliche Wahrnehmung, und als die andern Drei den Hügel nach Schloß Kamin hinanritten, ſeinem gutgemeinten „dobra noce" kaum dankend, ſtarrte er von der Stelle aus ihnen noch lange nach. Es war ihm, als wenn der Geiſt des alten Jan denen den Einzug wehren müſſe, die mit dem Weſen von Fremdlingen in den Sitz ſeiner Ahnen kamen, ſeiner kaum mehr gedenkend, der doch ihnen allein auf der Welt liebend und freundlich nahe geſtanden hatte. Jura fühlte ſich von einem Schauer überlaufen bei ſolchen Gedanken; er ſah noch einmal bei dem jetzt matt aus den Wolken ſchimmernden Monde nach dem Brunnenhäuschen, wo ſo oft in ſchwerer Zeit der Liebe Blick ihn getröſtet, wandte dann raſch das Pferd, und ſprengte die Heerſtraße an den wie ausgeſtorben daliegenden Hütten des Dorfes hinab nach dem Lichte zu, das ihm aus weiter Ferne vom dunkeln Waldesrande her entgegenſchimmerte, und bei welchem ein treues Herz ſeiner Heimkehr ſehnſuchtsvoll harrte.

Noch ſollte aber Jura heute den heimiſchen Herd nicht unaufgehalten erreichen. Etwa einen Pfeilſchuß davon ſtörte ihn ein lautes Wimmern in ſeinem tiefſinnigen Ritte, dem eine mit zitternder Stimme ausgeſprochene Bitte um Hilfe folgte. Der brave Bauersmann zögerte nicht, näher zu reiten, und faſt hätte er lachen müſſen über die drollige Figur des alten Wenzel, der am Rande eines Grabens kauerte; und ſich auf alle Weiſe mühete, ſeines abgetriebenen Kleppers habhaft zu werden, der ſtörriſch und mit

*) Lauben, bedeckte Gänge unter den Häuſern um den Ring herum und in den nächſten Gaſſen hinein, gebildet durch das Vorſpringen der obern, auf Säulen ruhenden Stockwerke über die untern.

niederhängendem Kopfe unfern ſtand, und dem Gebieter durchaus nicht Folge leiſtete. Dieſer klagte dem nahenden Helfer die Schmerzen eines verſtauchten Fußes, den ihm der Fall von ſeinem ſtolpernden Gaule zugezogen hatte, und bat demüthig, ihm wenigſtens wieder in den Sattel zu helfen.

Jura that nicht allein dies; ſondern er nannte dem armen Krippenreiter auch ſeinen Namen, und bot ihm ein Unterkommen für die Nacht in ſeinem nahen Hauſe an. Der halb Erſtarrte nahm das ohne Zögern an, und konnte nicht genug danken, als ihm Jura am Thore des Gehöftes, nachdem er die Pferde angebunden, von dem ſeinen herabhalf, und ihn, da er wirklich nicht aufzutreten im Stande war, mit leichter Mühe in die Arme nahm, und in die Stube trug.

Gerga ſtand hier am Lager ihres Kindes und ſtaunte nicht wenig, den Ehemann mit ſolcher Bürde zurückkehren zu ſehen. Schon fürchtete ſie, er habe, von Hitze übereilt, an dem alten Wenzel das einſt Gedrohte vollzogen, aber wenige Worte des geliebten Mannes belehrten ſie eines Beſſern. Hilfreich ſprang auch ſie nun hinzu; der leidende Fuß wurde ſeiner Bekleidung entledigt, und mit einem Kräuterumſchlag verbunden, und dann machte ſich Wenzel mit ſichtlichem Wohlbehagen über die warme Brodſuppe her, die ihm Gerga auf ihres Mannes Wink vorſetzte, für den ſie eigentlich beſtimmt geweſen war. Das Ehepaar nahm während deſſen vor dem Kamine Platz, der damals in ſolchen Wohnungen noch eine Seltenheit war, und auf welchem einige Kienſtückchen brannten, deren eigenthümliche Flamme zur Erleuchtung der Stube diente. Jura verzehrte genügſam ein Stück grob geſchrotenes Brod, und plauderte dabei mit ſeiner Gerga. Wenzel miſchte ſich ſogleich in das Geſpräch, als er der Heimkehr des jungen Herrn von Kamin erwähnen hörte. Aber das Männchen führte jetzt eine von ſeiner frühern ſehr verſchiedene Sprache.

„Ach, wie Schade, daß ich das nicht eher wußte,“ ſagte er. „Man iſt doch lieber bei Seinesgleichen, und ich hatte nach Kamin nicht viel weiter als hierher. Indeß, da mich Jura mitzukommen nöthigte, will ich morgen früh hinaufreiten. Mein Pferd iſt doch verſorgt?“

Gerga blickte erſtaunt auf den Sprecher, der die ihm erzeigte Hilfe jetzt wie eine beſondere Gnade von ſeiner Seite zu betrachten ſchien; aber ihrem Manne war ſolch' Gebähren nicht neu, und er begnügte ſich mit der Antwort: „Nun, wenn Ihr es ſo ſehr bedauert, ſattle ich Euer Roß, vor Mitternacht ſeid Ihr drüben, und trefft wol da den Herrn noch im Gaden oben.“

Kopfſchüttelnd lehnte dies jedoch Wenzel ab, und ſuchte ſich für das verſagte Vergnügen in Kamin dadurch ſchadlos zu halten, daß er ſeinen Gaſtfreunden mit alberner Prahlerei von den köſtlichen Speiſen und Getränken erzählte, die er bei adelichen Schmauſereien hatte verzehren helfen, und endlich ſchon halb nickend die glänzende Ausſicht ihnen mittheilte, die er in Polen habe, wo er nächſtens Kriegsdienſte nehmen wolle.

Mitleidig betrachtete Jura den alten Thoren, und bereitete ihm von Heu ein weiches Lager, auf das er ihm einen Pelz als Decke gab. Lange noch beſchäftigten ſich die Eheleute mit wirthſchaftlichen Verrichtungen, ehe auch ſie die Ruhe ſuchten.

Am folgenden Tage zeitig wieder auf den Füßen, ſchaute Jura den Schlummer ſeines Gaſtes, der nach gewohnter Weiſe bis an den hohen Morgen ſchlief, und wol jetzt noch nicht erwacht wäre, wenn nicht Gerga mit dem Ausrufe in die Stube getreten wäre: „Da kommt der Herr ſchon geritten; ſicher geht's nach Ulcze.“

Mühſam raffte ſich Wenzel ſogleich auf, und hinkte mit Anſtrengung vor den Hof hinaus. Die Reiter ſprengten eben vorüber. Herr Jakob, mit Kerbern zur Seite, vor einer Schaar Knechte, Alle im beſten Putze. Wenzel erſchöpfte ſich in Willkomms- und Höflichkeitsbezeugungen, auf die jedoch zu ſeinem Verdruſſe der junge Schloßherr wenig achtete, und ihn nur, kaum einen Augenblick das Roß anhaltend, kurz und in ſchlechtem Polniſch einlud, ſeine Rückkehr nach Kamin oben auf dem Schloſſe zu erwarten, falls es ihm beliebe.

Wenzel machte ſogleich Anſtalt, der zweideutigen Einladung zu folgen, und verſchmähte jetzt ſogar die Morgenſuppe, die ihm gutmüthige Zuvorkommenheit anbot. Er humpelte von dannen, ohne nur ein Wort des Dankes zurückzulaſſen.

Der Ulczer Herr ſaß vergnügt mit dem jungen Brautpaar nach aufgehobener Tafel im Kloſete der Braut. Letztere hatte ſich ſchlau mit den Beiden dahin zurückgezogen, wohin ihr Kerber ſeine Begleitung nicht füglich aufdringen konnte, und dieſer, der nur gar zu gern wie der Vater ſeines Reiſezöglings betrachtet und geehrt ſein wollte, war mit einem ſtechenden Blicke auf das ſtolze Edelfräulein zur Dienerſchaft hinabgeſtiegen, von der er mit ſeinem polniſchen Kauderwelſch alle Vorgänge der letzten Zeit erkundete, an deren Wiſſen ihm augenſcheinlich viel lag.

Unterdeß war das Geſpräch der drei Perſonen oben weniger lebhaft, als man bei einem ſolchen Wiederſehen hätte erwarten ſollen. In dem kalten und ſtolzen Charakter Anna's lag es überhaupt nicht, viele Worte zu machen, und eine ſo innige Liebe zu empfinden war ſie wol nicht fähig, die darin eine Umwandlung hätte bewirken können. Doch waren ihre blendend ſchönen Züge von einer freudigen Aufwallung mit nach höherm Reize als ſonſt übergoſſen, den ihre geſchmeichelte Eitelkeit hervorrief; denn Jakob konnte nicht aufhören, ihr zu betheuern, wie ſie ſchöner ſei als alle Weiber der Erde. Es war, als ſei der feurige Liebhaber heute zum erſtenmale in den Strahl dieſer Sonne getreten; kaum mochte man bei ſeinem entzückten Weſen glauben, daß ihr Brautſtand ein ſchon ein Jahr lang dauernder ſei. Seinem verliebten Stürmen konnte Anna bei all' ihrer Kälte doch nicht ganz widerſtehen, und der Hochzeitstag wurde auf ihre bejahende Erklärung willig recht bald vom Vater angeſetzt, der, in angeborner Charakterſchwäche, nach des Bruders und der Gattin Tode jetzt es ſchon gewohnt war, die Tochter über ſich herrſchen zu laſſen, und Alles zu bejahen, was dieſe zuläſſig fand.

Er verließ das Brautpaar jetzt, um den alten Kerber aufzuſuchen, der ihm nicht wie der Tochter mißfällig war. Er hatte um ihn vielmehr längſt den Junker Jakob beneidet, in deſſen Gunſt er zuerſt durch die für ihn gefertigten vielen Gemälde von Hunden, Pferden, Hirſchen, Schweinen u. ſ. w. ſo hoch geſtiegen war, welche Gemälde jetzt alle Wände in Kamin bedeckten. Von dem Schwieger-

ſohne hoffte der Weiwode, daß er ihm die Benutzung des Talents dieſes nicht ungeſchickten Malers zu gleichem Zwecke und häufiger als ſonſt geſtatten werde, wo er ſelbſt noch Raum zum Aufhängen neuer Bilder hatte. Auch lauſchte der alte Herr Kerber's abgebrochenen und ſparſamen Erzählungen gar gern mit der Aufmerkſamkeit eines nur wenig über ſein Dorf hinausgekommenen Landedelmanns, deſſen wichtigſtes Erlebniß eine Reiſe nach Krakau geweſen war, zu der den Bequemlichkeit Liebenden der gebieteriſche Wille der Gattin gezwungen hatte.

Die Verlobten beſprachen nun in traulicher Stille ihr künftiges Hausweſen, deſſen Glanz und Pracht Anna's Gemüth am meiſten anſprach. Jakob fügte ſich ohne viele Worte allen Wünſchen der ſeine Sinne Bezaubernden, die dabei lachend bemerkte, er ſpreche wol ſo wenig weil er, wie ihr ſcheine, das Polniſche faſt vergeſſen. Unter ſolchem Geplauder ward es ſpät, und der verliebte Ritter zum Aufbruche gemahnt, ſeinen ſchmeichelnden Bitten aber vorerſt der heißerſehnte Gutenachtkuß geſtattet, und im Ganzen befriedigt und vergnügt von dem Wiederſehen rief Anna jetzt ihre Kammermagd; denn ſie geſtand es ſich gern; Jakob war doch ein ſehr ſchöner Mann; auch war er ein ganz Anderer geworden auf der Reiſe, faſt hätte ſie glauben mögen, er ſei gar nicht mehr derſelbe; hatte ſie ihm doch früher ſo viel Zärtlichkeit kaum zugetraut, und das konnte wol auch ein nicht ſelbſt liebendes Weib erfreuen.

Meiſt in Ulcze und ſelten zu Hauſe war jetzt der Herr von Kamin. Alle ſeine frühern Lieblingsneigungen kannte er nicht mehr, und nicht leicht konnte je ein Mann den Hochzeitstag heißer als er erſehnt haben.

Dieſer brach endlich an. Aller Prunk, den die damalige Zeit möglich machte, hatten der ſeinem Kinde untergebene Vater und der entzückte Bräutigam in Ulcze und Kamin aufgehäuft. Seltene Stoffe und ausgeſuchtes Pelzwerk, koſtbare Kleinodien und die feinſten Waaren der venetianiſchen Glasſchleifer, Perlen vom reinſten Waſſer und Alles, was, oft mehr reich als angenehm und gefällig, jene Zeit ſolchen Ehrentagen geziemend nannte, wurde der Gefeierten dargebracht. Die Bewirthung geſchah in dem Ueberfluſſe, welcher als weſentlich nothwendig betrachtet ward, wenn auch das Meiſte vergeudet wurde, und wol nur die zuſtrömende Menge dürftiger einen wahren Genuß dadurch fand. Kurz das Feſt gewährte durch übertriebene Pracht und theilweiſe wieder hindurch ſchimmernden Mangel und Schmutz eines jener kontraſtirenden Bilder, die man in Polen ſo oft erblickt.

In der werthvollen Brautkrone einer königlichen Herrſcherin ähnlich, ſtand Anna vor dem Altare der Kirche zu Ulcze, und der überglückliche Bräutigam konnte das bindende Wort nur ſtammelnd ſprechen. Es war heute übrigens an ihm eine ſeltſame Aufregung und Zerſtreuung wahrzunehmen, die ſelbſt der wenig beobachtenden Braut auffiel. Als die Trompeten zur Tafel riefen, und er ein wenig zögerte, ſie dahin zu führen, um Kerbern noch etwas zuzuflüſtern, ſagte ſie mit ſcharfer Stimme: „Was habt Ihr heute denn zu ſchaffen, und müßt Ihr denn alle Augenblicke mit dem widerlichen Kerber verkehren!?“

Hoch erglühend biß ſich der Zurechtgewieſene auf die Lippen und ſah noch einmal theilnehmend auf den Genannten, der heute ganz einſam und ſtumm wie ein Standbild unter dem geſchwätzigen Dienertroſſe ſtand. Anna aber warf einen böſen Blick nach ihm hin, und lachte höhniſch, als Jakob mit tonloſer Stimme ſagte: „Ich habe dem Kerber Alles zu verdanken. Mir gilt er als ein Vater!“

Die reizende Braut warf, über ſolche Rede geärgert, den Kopf herum, und er hatte aller Schmeichelei nöthig, ehe ſie ihm wieder freundlicher ihr Antlitz zuwandte.

In gewöhnter Weiſe wurde das Bankett nicht eher beendet, als bis die meiſten ältern Gäſte zur Erde ſanken, oder die ſchweren Häupter zur Ruhe auf die Tafel neben die vergoldeten Credenzen und Pokale legten, während einige wenige noch mit weinglühenden Geſichtern über dies und das im Staatsleben mit dem patriotiſchen Eifer ſtritten, der den polniſchen Edeln eigen iſt, und dann plötzlich wieder bei Erwähnung eines berühmten Namens gellend einen Trinkſpruch plärrten, in den Trompeten und Pauken lärmend einfielen, und die ſchläfrigen Weiſen übertönten, mit welchen Lauten, Harfen und Fiedeln nebenan die Tanzluſt unterhielten. Dazu quäckte in den einzelnen Pauſen der Dudelſack aus den untern Gemächern, wo ſich laut ſchreiend das Volk vergnügte; kurz es war über alle Maßen lebendig und laut in dem alten Schloſſe. Jakob ließ die Streiter und die Trunkenen gewähren, achtete des Tanzes wenig, und umzog ungeduldig den Frauenkreis, der Annen umſchloſſen hatte, und ihr mit wenig gewählter Neckerei zuſetzte. Endlich gelang ihm die Annäherung an ſie, und er beſchwatzte mit ſüßem Koſen die hold erröthende Braut ſo lange, bis ſie, von ſeinem ſtarken Arme halb getragen, ihn zum Saale hinaus begleitete, und nun von ſeinen Feuerküſſen halberſtickt widerſtandslos folgte in das der ſtillen Liebe geheiligte Aſyl.

Erſt am vierten Tage endeten die Feſtlichkeiten auf Ulcze, und das vermälte Paar bereitete ſich zum Abzuge nach Kamin, wohin ihm der ganze Schwarm der Hochzeitsgäſte folgte.

Auf koſtbar, mit bunten Decken und gelben Federn geſchmückten Zeltern bewegte ſich der prangende Damenzug dahin, ſorgſam geleitet von den alten Edelleuten welche, in ihren Zobelpelzen und hohen Mardermützen ziemlich ungelenkig, dennoch alle Courtoiſie aufboten, den Schönen zu gefallen. Die jungen Geſellen beſtrebten ſich indeß, ſie durch die halsbrechendſten Reiterkünſte zu vergnügen, ſtellten Schießübungen im Reiten mit Armbruſt und Handbüchſe an, jagten dann wieder unter lautem Halloh mit den klaffenden Hunden dem aufgeſchreckten Wilde nach in den Wald hinein, und kamen auf weiten Umwegen dem Hochzeitszuge unter Salutſchüſſen und Freudengeſchrei entgegen.

Die am Wege wohnenden Landleute gafften neugierig all' die Herrlichkeiten an, und ſenkten ſchüchtern das unbedeckte Haupt, wenn der Herren Auge auf ihnen verweilte. Auch die Bewohner des einzelnen Hofes am Tannicht ſtanden an dem niedern Sproſſenzaune, der ihr Gehöft umgab. Gerga hatte ein Kind auf dem Arme, ein zweites an der Hand, und war in ihrer groben Haustracht mit dem von ſchwerer Arbeit und Nachtwachen bleichen aber immer noch lieblichen Geſichte weit vorgetreten; denn das weibliche Auge betrachtet gar zu gern den Aufzug einer Neuvermälten. Da blitzte das ſtrahlende Auge der ſchönen jungen Herrin von Kamin lauernd zu ihr herüber, und mit ſpöttelndem Tone fragte ſie laut den neben ihr reiten-

den Gemal: „Ist's nicht hier, wo Eure bäurische Liebschaft hauſ't? — Gewiß die dort? — Nun, die könnt Ihr wol vergessen, seit ihr Aussehen ein solches ist, das höchstens für den Bauer gut!" — Und ihren Einfall selbstzufrieden belachend, gab sie dem Zelter einen leichten Schlag, und aus ihrem Blicke sprach die Freude über des Betroffenen Anstrengung, sich zu entschuldigen.

Aber Gerda war tief verletzt den durch solch' schonungsloses Wort auf sie gerichteten höhnischen Blicken der Menge entflohen, und hatte das thränende Antlitz im heimlichen Stübchen geborgen, wo das tieffühlende Weib aller Trostesworte des geliebten Mannes bedurfte, um sich wieder einigermaßen zu fassen.

Jura fühlte sich fast noch mehr als von der unbesonnenen Edelfrau Aeußerung von Wenzel's schallendem Beifallsgelächter verletzt, und der unter den Knechten reitende Kerber war ihm heute viel lieber geworden; denn er allein hatte der stolzen Anna mit erzürntem Blicke nachgesehen.

Ein neues Leben begann jetzt auf dem bisher verödeten Kamin. Aber nicht mehr die Töne wüster Zecher und das Klirren der Trinkkannen erschallte in dem mit neuen vergoldeten Tapeten verzierten Saale. Diesen frühern Gewohnheiten hatte der junge Ritter gänzlich entsagt; auch das Reiten und die Jagdlust betrieb er nicht mehr mit der sonstigen Lust, ja er schien Beides sogar zur Verwunderung der Bekannten verlernt zu haben. So war denn seine Zeit fast einzig der Verehrung der Göttin bestimmt, der er sein ganzes Sein gewidmet hatte, und die alle diese Liebeshuldigungen mit wahrer Göttererhabenheit aufnahm, ohne je recht innig durch diese fast sklavische Verehrung bewegt zu werden. Die gefühllose und selbstsüchtige Frau lebte nur in den äußern Vorzügen ihres Standes, und Besuche, Musik und Tanz waren die einzigen Dinge, mit denen sie nebst Putzen ihre Zeit ausfüllte. Sklavin ihrer Launen die früher der schwache Vater, jetzt der überzärtliche Gemal nährte, waren ihre Forderungen oft der ganzen Umgebung lästig und drückend; aber ihr stolzer an's Herrschen gewöhnter Sinn gestattete niemals einen Einwand, der ja nur einer nach ihrer Meinung geringfügigen Ersparniß oder der Schonung eines ihrer Hörigen gelten konnte. Wie hätte sie auch bedenken sollen, daß der arme Fröhner, der ihrer Laune zu Gefallen um Mitternacht vom harten Lager aufgejagt wurde, noch ohne Erholung von des vergangenen Tages Mühe beim ersten Schritte schon vor Erschöpfung umzusinken dachte, und ihn halbe Verzweiflung überfiel, wenn ihn dennoch der Vogt zum Botengange nach Oppeln, Rosenberg oder Ulcze wegen irgend einer Spielerei der gewiß nichts weniger als Gnädigen beorderte. Wie hätte ihr selbstsüchtiges Gemüth den Schmerz eines Vaters oder einer Mutter fühlen sollen, wenn ihre weinende Tochter ihnen aus den Armen gerissen wurde, weil die Edelfrau eine neue Gehilfin an ihrem Putztische brauchte, da die bisherige noch nicht wieder von dem Strohbunde aufstehen konnte, auf welchem für ein kaum nennenswerthes Versehen ihr Leib zerfetzt worden war. Der im Schoße des Reichthums aufgeblühten Edeldame konnte mit den in Lumpen Großgewordenen, der Hochgebornen mit den auf der Diele zum Leben Erwachten eine Vergleichung nicht einfallen.

Ihr Gemal hatte auf dergleichen nicht im mindesten Acht; er hatte gleichmüthig noch Aergeres gesehen, und sich wol selbst zum Theil gefallen lassen; ihn kümmerte nur die mangelnde Erwiederung seiner brennenden Liebe. Auch dem alten Kerber war solch tyrannisches Gebähren nicht auffällig; er fühlte aber deshalb Haß gegen die Gebieterin, weil er seinen Herrn nicht beglückt sah und weil diese ihm selbst ihre Abneigung unverholen zeigte, und gar oft schon seine Entfernung aus Kamin gewollt hatte, die aber das Einzige war, was ihr der Gemal, nach ihrer Meinung seltsam genug und ohne Grund, jedesmal kurz weg abschlug.

Des Letztern Anhänglichkeit an den Fremdling war, eben so wie Kerber's unverkennbare Liebe zu Jenem, ein Gegenstand der Verwunderung für Alle, die schon länger in Kamin bekannt waren. Der alte Maler hatte seit einiger Zeit körperlich und geistig sichtbar abgenommen, sein Wesen war scheu und ängstlich geworden, der Schlaf floh ihn, und seltsame unzusammenhängende Ausbrüche, die ihm bald deutsch, bald polnisch wie unbewußt entfuhren, wenn er in der Nacht unruhig sein Gemach verließ, und den Hof auf- und abschritt, machten ihn zu einem Schrecken der Schloßleute. Vielerlei erzählten die Wächter von ihm; bald hatte er flehend seine Hände nach dem Schlosse ausgestreckt, bald war er auf das Bollwerk am Thore geklettert, und hatte heulend den Namen Heinrich hinüber gerufen, bald saß er weinend in einem Winkel, bis man ihn des Morgens erstarrt hinwegschleppte. Bei Tage unterlag er solchen Anfällen nicht; er fiel dann nur durch eine mit seinem sonstigen Wesen im Widerspruche stehende Schüchternheit und Nachgiebigkeit auf. Die Leiden des alten Mannes schienen auch auf den Ritter nachtheilig zu wirken, der seine Begegnung sichtlich vermied, und, von der Gattin kaltem Herzen zurückgestoßen, mit der Unzufriedenheit umherwandelte, gegen welche Leute solchen Standes nicht leicht ein Mittel finden.

Unterdeß war der Sommer genaht und vergangen, und der Herbst wieder herangekommen, wo die Edelfrau den Gatten mit einer gleich der Mutter lieblichen Tochter beschenkte. Die Taufhandlung athmete dieselbe Pracht, wie Alles, was von der prunksüchtigen Frau ausging, und wenn der Ritter das zarte Kind an ihrem Herzen ruhen sah, dann glaubte er in diesem ein Band zu innigerem Verständnisse mit der Mutter zu erkennen. Aber er täuschte sich abermals, und mußte sogar in den ersten Zeichen des jugendlichen Bewußtseins, in den nach Elternart so gern erlauschten schwachen Tönen aus dem zarten Kindermunde, die niederschlagende Ueberzeugung finden, daß nur die Mutter in dem kleinen Herzen lebe. Wahrhaft rührend war es, wie den schwachen Kerber ein Blick des Kindes erfreute, wie es ihn beglückte, zuweilen einen Augenblick mit ihm schön thun zu können; aber solche Augenblicke mußten abgelauscht werden. Denn so wenig als der Mutter sollte auf deren Befehl der alte wahnsinnige Landstreicher der Tochter nahen, und die Dienstleute kamen diesem Befehle um so genauer nach, als die düstere Erscheinung des geisterhaften fremdländischen Alten sie wie ein Spuck schaudern machte. Kerber's geschwächter Geist fühlte dennoch seine Abgeschiedenheit tief, und suchte häufig Trost für die gehässigen und finstern Blicke, denen er in Kamin begegnete, bei den gutmüthigen Menschen unten im Freihofe. Nach einiger Zeit verweilte er tage-, ja wochenlang unten,

und ſtieg nur zuweilen noch hinauf nach dem Schloſſe, wenn er den Ritter lange nicht geſehen hatte.

Dieſer begann jetzt beinahe wieder der Alte zu werden; denn außer der Gleichgiltigkeit ſeiner Gattin mußte ihn bei ſeinem Stolze und höchſt reizbaren Gemüthe deren ſtets wiederkehrende Bemerkung abſtoßen, daß ſein Sinn und Hang ihr immer niedriger vorkomme, und er darin faſt ihren Bauern gleiche. Auch ſuchte ſie immer mehr und mehr ihn zu vermeiden, und Alles von ſich abhängig zu machen im Schloſſe, und er mühte ſich, den Mangel häuslichen Glücks durch Zerſtreuung beim Waidwerke und im Zureiten wilder Hengſte zu vergeſſen. Oft führte ihn bei ſolcher Beſchäftigung der Weg am Freihofe vorüber, wo er dann abſtieg und mit dem alten Reiſegefährten heimlich kluend ein kurzes Geſpräch führte, doch wie er immer mit Theilnahme auf dieſen hinſah, ſchien auch er in etwas die allgemeine Scheu vor demſelben zu theilen, und leichter zu athmen, wenn er wieder zu Roſſe ſaß. Das Zwiegeſpräch ähnelte von ſeiner Seite einer ſchweren Pflicht. Kerber bemerkte dies immer weniger, und ſaß bald kindiſch ſpielend unter Jura's Kleinen.

Alſo einförmig und unbefriedigend für das Herz war wieder mehr als eines Jahres Raum dem jungen Ritter langſam dahingegangen, und wieder war der Zug der Jäger, den Ritter an der Spitze, eines Tages bei dem Freihofe vorbeigeritten; aber in kürzerer Friſt als ſonſt und ungewöhnlich langſam ſah man ſie zurückkehren. Gerga ſtand an der Thür, und bemerkte zuerſt, daß mehre Pferde ohne Reiter zuſammengekoppelt geführt wurden, und hinter ihnen vier Männer eine Art Bahre aus Baumzweigen mit Pelzen bedeckt vorſichtig dahertrugen. Den Ritter ſah ſie nirgends, und mitleidigen Herzens ſchrie ſie auf: „Jeſus Maria! ein Unglück! der Herr — —“

Raſcher, als man es ihm hätte zutrauen ſollen, ſprang auf dieſen Ausruf Kerber zur Thür hinaus und nach dem Wege hinüber. Die Männer machten gerade Miene, nach dem Freihofe ihren Weg zu nehmen; aber Einer der ritterlichen Jagdgenoſſen ſagte kalt: „Immer hinauf nach dem Hauſe! Was ſoll das Verweilen, mit dem iſt's vorbei, und die Frau wird ſich wol tröſten!“ — Da warf ſich Kerber außer Athem auf die Bahre, riß die Pelze hinweg, und ſank mit dem unartikulirten Schrei eines gebrochenen Herzens über Jakob's Leiche. Sein wüthendes Pferd hatte, mächtig mit ihm überſchlagend, ihm an einem Baumſtamme den Kopf zerſchmettert. Man hatte Noth, den Alten wieder aufzurichten. Zwei Knechte ſtützten ſeinen ſchwankenden Gang bis nach dem Schloſſe, und Niemand beachtete es ſehr, daß er zwiſchen Aechzen und Weinen fortwährend den Namen Lorenz nannte. Aufmerkſamer aber wurden Alle, als er gellend rief: „Hört Ihr's, Männer, begrabt meinen Lorenz und mich zuſammen, 's iſt nicht der Jakob, den hab' ich längſt ſchon in der Elbe begraben. Fluch auf Kamin!“ Damit ſtürzte er, eben auf dem Schloßhofe angelangt, wieder heulend über den Leichnam.

Anna ſchritt, als ſie die Nachricht des Unglücks erhalten, eben nicht beſonders erſchrocken langſam mit der Tochter an der Hand aus ihren Gemächern herunter. Aber wie wahnſinnig wehrte ſie der Alte, in dem noch einmal vor gänzlichem Erlöſchen die alte Kraft erwacht ſchien, von der Bahre ab, und brüllte ihr zu: „Du haſt ihn in den Tod getrieben, Du Herzloſe; ſo wiſſe denn, daß es nicht der edelgeborne Jakob war, dem Du angehörteſt! Nein! mein zweiter Sohn Lorenz hat an Deinem Herzen geruht, nachdem der alte Kamin mir den ältern erſchlagen hatte. Siehſt Du die Leute hohnlächeln über das ſtolze adelige Weib eines Unadeligen! — Ach, mein Lorenz!“ begann er dann wieder, achtlos auf die Umgebung, zu wimmern.

Erbleichend war Anna ein Paar Schritte zurückgetreten. „Meine dunkle Ahnung!“ flüſterte ſie dann hocherröthend dumpf in ſich hinein. Gefaßt, wie es ſolchen Gemüthern eigen, rief ihr Wink nach kurzem Sinnen einen ihr aus Ulcze gefolgten Stallknecht, der, gewöhnt an augenblickliche Erfüllung ihrer Gebote, bald ihren Zelter an der Hand führend zu Pferde ſaß. Artig, als ob nichts vorgefallen, nahm ſie der Ritter Dienſte an, die ihr beim Aufſteigen behilflich zu ſein eilten, obwol ſie ſtaunten über dieſes gleichgiltige Vorhaben. Anna lenkte ihren Zelter unbefangen wie in beſſern Tagen nach dem Thore, und als das Kind ihres Herzens, das, nur an ſie gewöhnt, jetzt furchtſam in dem fremden düſtern Männerkreiſe ſtand, ihr die Händchen ringend nachlief, und weinend: „Mutter, Mutter!“ rief, wandte ſie ſtolz den Kopf zurück, ſagte kalt: „Fort von mir, Baſtardsſprößling! dort iſt Dein Großvater!“ und ſprengte den Hügel hinab.

Unter dem im Schloßhofe verſammelten Volkshaufen ſtand auch Jura. Er nahm die ſchluchzende Kleine ſogleich auf den Arm, und als das Trauerſpiel damit endete, daß der anweſende Kaſtellan von Wychrow den alten Selbſtankläger zur Haft in ein feſtes Schloßgemach abführen ließ, und ſich das ſtaunende Volk verlief, ſchritt auch der Freiſaß mit ſeinem kleinen Schützling fort nach ſeinem ſtillen Hofe. — Ein ſo merkwürdiger Kriminalfall bewog den Landeshauptmann, in Kurzem ſelbſt auf Kamin zu erſcheinen und das Verhör zu leiten.

Der alte Kerber ſparte den Richtern alle Mühe, indem er Jakob's Mord kurzweg eingeſtand, und dann wieder ſeinen Mund zur frühern Schweigſamkeit ſchloß. In ſeinem zerriſſenen Gemüthe konnte geiſtlicher Zuſpruch nicht haften; er ſehnte ſich nach dem Tode und blieb beharrlich dabei, daß der alte Zaby allein alle Schuld trage. Jura mochte wol der Einzige ſein, der mit Theilnahme und Mitleid auf den Sünder blickte, deſſen Wohlthat gegen ihn ſelbſt er nebſt ſeinem Weibe mit Aufopferung dem Gefangenen zu vergelten ſtrebte.

Das Urtel erfolgte mit der Schnelligkeit der damaligen hochnothpeinlichen Halsgerichte, und an dem Gegenſtande ſeines einſtigen Schreckens ſpielten die Winde bald mit den grauen Locken des alten Kerber's.

Anna war, wie verlautete, mit ihrem Vater tief in's Innere Polens gezogen, und nie hörte man in dieſer Gegend wieder von ihr. Ihre Tochter wuchs unter Gerga's ſorgſamer Leitung in der Schönheit der Mutter auf; aber die Pflegetochter des Bauern blieb nicht gefühllos wie das Edelfräulein. Jura's Hof gewann durch ſo viele vereinte fleiſſige Hände ein immer ſtattlicheres Anſehen, während das ſtolze Kamin, aus deſſen Beſitz ein Habſüchtiger den Andern vertrieb und wovon endlich bei dem fortwährenden Wechſel der ausländiſchen Regenten Oppelns aller Landbeſitz abgeriſſen worden war, als halbe Ruine noch einige Zeit dem alten Wenzel von Zabeltitz mitunter auf ſeinen

Digitized by Google

Digitized by Google

R. Cobden. MÄNNER DER ZEIT F. W. Arnold.

F. L. Jahn.

Digitized by Google

Zügen zum Nachtlager diente, bis endlich bei einer Feuersbrunst alles Brennbare in Flammen aufging, und der Steinklumpen dann nach und nach zerbröckelte.

Die junge Anna soll sich mit Jura's Sohne verheiratet, und alles das Glück genossen haben, das nur im gesegneten Mittelstande blüht, ein so reiches Glück, daß es ihren Frieden niemals trübte, wenn man ihrer hohen Herkunft, aber wol, wenn man ihrer Mutter erwähnte.

In den Gräueln des dreißigjährigen Krieges mögen Jura's Nachkommen umgekommen, oder vom heimischen Herde in das benachbarte Polen gewandert sein; da, wie früher das Schloß, auch der Freihof in Trümmer gesunken und längst jede Spur von ihm verschwunden ist in der heiterer gewordenen gänzlich umgewandelten Gegend; denn „wo Menschen in schwarzer Wetternacht unter ihres gebrochenen Hauses Pfosten stöhnend ausathmeten, da erscheinen beim ersten Sonnenblicke andere, und setzen die Pfähle zu ihrer Hütte auf die Gebeine der Vorgänger.

Noch klingt leise die Sage von Kamin herüber in milderen Zeiten wenig romantischen Verkehr. Noch nennt der Anwohner einen von Sumpf umgebenen Hügel im dichten Gebüsch „Zamek.“ Hier stand einst das stattliche Kamin. Aber nur selten noch weiß ein sinniger Graukopf etwas zu erzählen, von dem Zaby, seinem wilden Sohne und der schönen jungen Edelfrau. Das neu aufblühende Geschlecht pflegt der anziehenden Traditionen nicht mehr; ihm gilt der todte Buchstabe nur, nicht das lebendige Wort und so wird bald, wie Vieles, bedauerlich verschollen sein selbst der Name von Kamin in des Volkes Munde.

Männer der Zeit.

(Mit drei lithographirten Porträts.)

Seit langer Zeit hat kein Sieg des Volkswillens und des Volksbedürfnisses, kein Sieg des natürlichen Rechtes gegen Anmaßung einzelner Bevorzugter eine größere und allgemeinere Theilnahme erregt, als der Sieg des englischen freien Volkes über die Getreidegesetze. Als diese im Jahre 1815 dem Lande aufgebürdet wurden, erwartete man in Folge des Continentalfriedens eine ungeheure Ausdehnung des Handels Albion's und fürchtete, daß die Ackerbauinteressen, werde die freie Einführung von Korn gestattet, unter diesen Verhältnissen wesentlich leiden würden. Daß England in gewöhnlichen Jahren mit dem im Inlande erzeugten Korn ausreichen werde, glaubte man voraussetzen zu dürfen, da man während der Kriegsjahre, wo die Häfen des Festlandes verschlossen waren, nur vorübergehend Mangel gelitten, und überdies inzwischen beinahe 3 Millionen Acker unbebautes Land urbar gemacht hatte. Es wurde daher vom Parlamente bestimmt, daß die Einfuhr fremden Kornes nur dann und so lange erlaubt werden solle, als die Getreidepreise eine bestimmte Höhe behaupteten, und zwar nur so lange als der Quarter Weizen (1 Quarter gleich 5 Berl. Scheffeln) 80, der Quarter Hafer 28 Schillinge (ein Schill. etwa $\frac{1}{3}$ Rthlr. Cour.) koste. Diese künstliche Vertheuerung des nothwendigsten Lebensbedürfnisses fand von vorn herein eben so leidenschaftliche, als zahlreiche Gegner; denn es war nicht schwer, ihre eigentlichen Veranlasser und deren dabei obwaltende Selbstsucht zu enthüllen. Nicht das Interesse von Millionen wirklicher Ackerbauer war hier vertreten, sondern nur das einiger Hunderte überreicher adeliger Grundbesitzer, die bei offener Korneinfuhr eine Schmälerung jener Unsummen fürchteten, welche sie von Tausenden von Pächtern erpreßten. Die englischen Lords berechneten sehr richtig, daß durch eine freie Korneinfuhr das Korn wie der Pachtzins sinken und der adelige Beutel zu Gunsten der Menge einen Ausfall erleiden mußte, und führten, da der große Grundbesitz eine zu überwiegende Macht im Parlamente hatte, diese die Menschheit entwürdigende Maßregel leider glücklich durch. — Die feindliche Stimmung des Volkes gegen ein in der That barbarisches Gesetz, die sich überall offen und bedrohlich kund gab, bewirkte im J. 1822 eine Herabsetzung des Normalpreises, aber nicht das Aufgeben des Prinzipes der Ausschließung des fremden Kornes. — Die Industrie anderer Länder hob sich in den Friedensjahren immer mehr; billigere Lebensmittel gestatteten billigere Arbeit, somit billigere Verkaufspreise der Industrieprodukte; — der englische Fabrikant hatte immer schwerere Concurrenz zu bestehen, mußte den Gehalt seiner Arbeiter und in diesen, die auch die nöthigsten Bedürfnisse noch immer gleich hoch zu bezahlen hatten, den Funken der Unzufriedenheit nähren. Wo aber die Industrie leidet, ermattet auch bald der Handel und schließt sich den Forderungen jener an; die steigende Verarmung des Industrie- und Handelsstandes hat verringerte Consumtion der landwirthschaftlichen Produkte zur Folge und da tritt dann das wahre Interesse des Ackerbaues, den nun der bellende Magen aus seiner Apathie aufstachelt, mitbestimmend auf, wie das selbst bei den unnatürlichen Verhältnissen des Grundbesitzes in England endlich gegen die Korngesetze geschah.

Es ist bekannt, daß endlich nach dreißigjährigem Kampfe das englische Volk im Jahre 1846 sich die freie Getreideeinfuhr errang, und daß mehr und mehr die größten Geister Englands für diesen Ausgang der Angelegenheit mitwirkten. Obenan steht in dieser Reihe

Richard Cobden,

der Kattunfabrikant in Manchester. — Cobden gehört zu jenen Männern aus dem gewerblichen Mittelstande, die mit gesundem Menschenverstande und durchdringendem Blick begabt, in der Schule des Geschäftslebens und der Erfahrung jene ungetrübte und vorurtheilsfreie Einsicht in die gegenwärtige Lage der staatlichen und gesellschaftlichen Dinge erlangten, ohne deren Anwendung bei Leitung der Staatsgeschäfte fortan kein dauernder Erfolg für die Wohlfahrt des Ganzen und die Besserung des Schlimmgewordenen mehr erzielt werden kann. — Die großen Veränderungen, welche die neue Maschinen-Industrie in allen Verhältnissen hervorgebracht hat, haben zuletzt alle Voraussetzungen, auf welche der Staat und die Gesellschaft in früheren Jahrhunderten sich gründeten, mehr oder weniger unhaltbar gemacht; nicht Adel, nicht Militär, nicht Beamtenwesen bilden den Schwerpunkt dieser neuen Gestaltung, sondern er ist durch die Aufhäufung der unermeßlichen Hülfsmittel nach einer ganz anderen Seite, nämlich in die Industrie verlegt

worden, und die Schwankungen, welche diese Verrückung schuf, müssen um so nachtheiliger wirken und um so länger dauern, als man den Sitz des Schwerpunktes nicht anerkennen will oder zögert, die Stellung des organischen Lebens des Staates danach einzurichten. In diesem Verhältnisse liegt das ganze Geheimniß der Schäden, welche mit dem neuen Industriewesen an das Tageslicht traten, liegen die Heilmittel, die allein im Stande sind, zur Abstellung dieser Gebrechen beizutragen.

Das Vorurtheil, welches in der schnellen und unbegrenzten Entwicklung des neueren Gewerbswesens ein Unglück erblickt, und deshalb dasselbe zu hemmen sucht, ist von den Tieferblickenden längst in seiner völligen Nichtigkeit und Schädlichkeit erkannt worden, und man ist an der Hand der Erfahrung und der alle Tage massenweis sich aufdrängenden Thatsachen zu der Ueberzeugung gelangt, daß man nur durch eine unaufhaltsame und allseitige Förderung und Ausdehnung des Gewerbs- und Fabrikwesens, durch Entfernung alles dessen, was eine solche Entwicklung aufhalten könnte, die Uebel hinwegzuräumen vermöge, welche bei der, durch die Industrie selbst bewirkten Umwandlung des ganzen Organismus der Arbeit, dem Anscheine nach, als wären sie früher nie dagewesen, und wie durch einen bösen Geist hervorgerufen, aus dem Boden gesprungen sind. Alle Schritte die in England seit Jahren geschehen, ja man kann sagen, die ganze innere und äußere Politik Großbritanniens ist darauf berechnet, oder wird von dem Einsichtsvollen darauf hinzulenken getrachtet, diese Förderung des Gewerbswesens herbeizuführen. In solcher Ansicht wurden Peel's wichtigste Maßregeln seit Beginn seiner letzten Ministerherrschaft, in solcher Ueberzeugung wurden die Tarifermäßigungen, die Bankreform, die Abschaffung der Korngesetze betrieben und durchgeführt. In solchem Geiste entfaltete und lenkte Richard Cobden sieben Jahre lang als Leiter des großen Gegenkorngesetzbundes unnachgiebig die Fehde gegen das Vorrecht des Grundadels; in solchem Sinne steuerten die gewerbtreibenden Klassen während dieser Zeit Millionen von Thalern zur kräftigen Führung dieses Kampfes bei, mit solcher Gesinnung erstattet jetzt sein erkenntliches Vaterland an den Leiter dieser Bewegung den Dank für seine aufopfernde Thätigkeit und erstaunenswerthe Umsicht in einem Ehrengeschenk oder einer freiwilligen Entschädigung von anderthalb Millionen Thalern!

Cobden stammt aus einer Ackerbaugrafschaft und gehört einer ackerbautreibenden Familie an, denn sein Vater ist ein Pächter auf den Gütern des Herzogs von Richmond, eines bekannten Vertheidigers der Kornzölle. Dieser Umstand gibt seinem Urtheil, da er aus eigenem Anschauen die Verhältnisse in den Ackerbaubezirken und die Grundsteine des wahren Interesses derselben kennt, ein um so größeres Gewicht, und seine Behauptung, daß die Bevölkerung in den Fabrikbezirken und namentlich die der gewerbtreibenden Städte in jeder Hinsicht weit über der der ackerbautreibenden Gegenden stehe, erhielt dadurch gewissermaßen moralische Bestätigung. Seinem Geschäfte nach ist Cobden Kattundrucker, was bekanntlich auch der Großvater Peel's war, der merkwürdigerweise auch aus einer Landbauer-Familie stammte. Bezeichnend ist es jedenfalls in mehr als einer Hinsicht, und kann als ein Fingerzeig dafür betrachtet werden, in welcher Richtung die staatliche Entwicklung Englands fortstrebt, daß ein Kattundrucker und der Enkel eines Kattundruckers eine Maßregel entschieden haben, welche von weit größern politischen und gesellschaftlichen Folgen sich erweisen möchte, als die frühere Reformbill.

Cobden, der in den kräftigsten Mannesjahren steht, scheint früher kaum die Absicht gehabt zu haben, eine ausschließlich politische Wirksamkeit zu seinem Berufe zu machen. Diese begann erst mit der Gründung des Gegenkorn-Vereines (Anti-cornlaw-league), die am 24. September 1838 in Manchester stattfand, und an der Cobden als einer der ursprünglichen sieben Gründer Theil nahm. Von dieser Stunde an war sein Name auch mit dem Streben und den Erfolgen dieses einflußreichen Bundes unzertrennlich verknüpft, ja die Geschichte des Mannes ist die des Bundes selbst. Sein Auftreten im Parlamente, für das er 1841 gewählt wurde, war nur der Widerhall dessen, was er in den zahllosen Versammlungen des Vereines an hundert verschiedenen Orten dem Volke eindringlich machte. Führte er in jenen Versammlungen eine kühne, rücksichtslose Sprache, die zuweilen an das Aufreizende streifte, so zeichneten sich seine Parlamentsreden zwar auch durch Entschiedenheit und Entschlossenheit des Ausdrucks aus, aber sie trugen schon um des Charakters derer willen, an die sie gerichtet, ein weit verschiedenes Gepräge; denn während er im Kreise seiner Gesinnungsgenossen nur allgemeiner Zustimmung begegnete und es da nur galt, ihren Muth aufrecht zu erhalten und zu erhöhen durch Entwicklung immer neuer Gründe, wie sie aus den Tagesereignissen sich ergaben, so hatte er es im Parlamente mit einer an Zahl und Einfluß unermeßlich überlegenen Gegnerschaft zu thun, welche zwar das Gewicht eines Meinungs-Ausdruckes würdigen konnte, das sich auf eine so gewaltige Verbindung außerhalb der gesetzgebenden Gewalten stützte, der aber doch nur durch gemessene und würdige Beweisführung und überzeugende Gegengründe beizukommen war. Wie sehr aber Cobden seine Stellung als Vertreter seiner Partei in einer, fast ausschließlich feindseligen Versammlung begriff, wie gründlich er, um zum Ziele zu gelangen, seine zu beobachtende Haltung verstand, geht daraus hervor, daß er beinahe ausschließlich, und selbst dann nur in entscheidenden Augenblicken, in der speziellen Frage des freien Handels und namentlich der Aufhebung der Kornzölle das Wort ergriff. Seine Stellung als Leiter des Bundes, die moralische Kraft, welche er daraus herleitete, verlieh seinen Worten ein um so stärkeres Gewicht, als seine Stimme, seine entschiedene und feste Sprache, sich mit unnachgiebiger Forderung nicht allzuhäufig erhob, dann aber mit um so größerer Bestimmtheit den Sieg seiner Grundsätze in der nächsten Zukunft voraussagte.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir den Kampf für Aufhebung der Kornzölle und Cobden's Thätigkeit auf diesem Felde weiter verfolgen; das endliche glückliche Resultat haben wir schon oben angedeutet.

Mit der Errungenschaft der freien Getreideeinfuhr in England sah Cobden aber nur einen kleinen Theil seiner Bestrebungen erreicht. Denn es ist ihm noch um ein unendlich Größeres, nämlich um Einführung eines Freihandelssystemes Englands, namentlich mit den Staaten des europäischen Festlandes gethan. Für den freien Handel ist schon zu viel Ernstes und Gründliches geschrieben und ge-

ſprochen, als daß man ihn — unter Vorausſetzungen — nicht für möglich und ſegensvoll halten dürfte. Ob England aber je gewillt ſein wird, den nothwendig dabei auf ſeine Seite fallenden Zugeſtändniſſen zu genügen, das iſt ſehr in Zweifel zu ziehen, und darum werden die größeren Feſtlandsſtaaten wol noch in langer Zeit nicht in das engliſche Projekt willigen, auch wenn einzelne Zugeſtändniſſe von Albion ausgehen. Damit jedoch deſſenungeachtet die Freiheitstheorie immer im Vordergrunde der öffentlichen Meinung bleibe, hat ſich in England für ſie förmlich eine Verbindung organiſirt, und zwar hat derſelbe Mann, von dem Robert Peel im Parlamente ſagte, daß er der Vernichter der Korngeſetze ſei, dieſe Aufgabe übernommen. Es iſt kaum ein Vierteljahr, als Cobden, der Fabrikant aus Mancheſter, in ſein Vaterland von einer Reiſe zurückkehrte, die ihn nach den Hauptſtaaten Europa's brachte und auf der er überall, ſelbſt in Rußland, als Wanderprediger für ſein Prinzip auftrat. Seine flüchtigen Schritte haben Spuren zurückgelaſſen, denn in den meiſten Städten, die er berührte, haben ſich Freihandelsvereine gebildet, um in ſeinem Sinne fortzuwirken.

Hiermit ſchließt ſich Cobden's Leben und Walten bis heute, ab, und wir haben nur noch Weniges hinzuzufügen. Cobden's frühere Verhältniſſe wirkten kräftig zu ſeiner innern Geſtaltung mit. Unter beſchränkten Umſtänden und noch ſehr jung brachte man ihn nach dem Tode ſeines Vaters in einem Londoner Handelshauſe unter, wo er von Stufe zu Stufe von unten auf ſtieg, bis er ſich das Vertrauen ſeiner Vorgeſetzten in hohem Grade erworben hatte. Beſondere Umſtände ermöglichten ihm das Beginnen eines Compagniegeſchäftes, und durch gemeinſchaftliche Anſtrengungen und vereinigte Talente verſchafften die Compagnons ihrem Geſchäfte bald einen geachteten Namen in der Handelswelt. Cobden hatte den Vortheil, viel gereiſ't zu ſein; er hatte den größten Theil der Vereinigten Staaten beſucht, ſo wie die ſüdeuropäiſchen und kleinaſiatiſchen Länder. Sein Talent ſcharfſinnigen Beobachtens und ſeine ruhige Ueberlegung hatten ſich in fremden Ländern geübt und gekräftigt. Ein großer Grundſatz, den ſeine Reiſen in ihm reiften, und auf dem auch ſein Freihandelsſyſtem ruht, iſt: daß die Erhaltung des Friedens das größte gemeinſame Intereſſe der Nationen, und daß die Aufrechterhaltung desſelben die erſte Pflicht eines Staatsmannes ſei. Es wurde ihm, als einem Fremden, in Mancheſter lange ſchwer, ſeinen liebſten Ideen, die ſich auch namentlich auf nationale und kommerzielle Erziehung richteten, Anerkennung zu verſchaffen; allein ſeine Popularität ſtieg, ſo wie ſein Vermögen ſich mehrte, und zwar durch conſequentes Ausüben der nämlichen Eigenſchaften: kalte Entſchloſſenheit und unbeugſame Beharrlichkeit.

Bezüglich ſeiner perſönlichen Eigenſchaften erſcheint er, wie in ſeinem öffentlichen Wirken, als ein treues Grund- und Abbild ſeines Volkes und der Klaſſe, aus welcher er zu ſolcher Bedeutung emporgeſtiegen; ſelbſt in ſeiner äußern Erſcheinung trägt er, den vorhandenen Schilderungen zufolge*), das praktiſch verſtändige, erfahrungsgewiegte, klar durchdringende, klug berechnende, trocken proſaiſche Gepräge, welches das Grundweſen des engliſchen Volkscharakters bildet. Die Philoſophie Bentham's, dieſes ſo recht eigentlichen und eigenthümlichen engliſchen Weltweiſen, hat in Cobden ihren praktiſchen Ausdruck erhalten, iſt in ihm vollkommen in Fleiſch und Blut umgeſetzt worden; jene ganz vorzüglich gegen die Mißbräuche und Uebelſtände der Rechtspflege gerichtete Philoſophie, welcher das britiſche Volk, von angeborenem Scharfſinn geleitet, ſeit Jahrhunderten gefolgt iſt, und die es zu dem gemacht, deſſen ſich Cobden in einer Rede rühmte, als er rief: „Unſer Volk iſt die Ariſtokratie des Menſchengeſchlechts!“ Dieſer nüchterne, Alles genaueſt abwägende, überall das Nützliche und Zweckmäßige erſpähende, in einer verſtändigen Berechnung entſchloſſene und ausdauernde Volkscharakter iſt es, der den Stoff zu jener Nation geliefert hat, die in allen Welttheilen und auf allen Meeren gebietet, und die, während ſie an ihrer innern Größe und Tüchtigkeit unausgeſetzt fortarbeitet, nach außen der Welt mit ihrem Machtanſehen Ehrfurcht abnöthigt. — Cobden iſt, wie geſagt, ſelbſt im Aeußern ein würdiger Vertreter dieſer Volkseigenthümlichkeit: lang, hager, ſehnicht, wettergebräunt, mit durchdringendem, klugen Blicke, mit der von Selbſtgefühl und Mannsſinn emporgeworfenen Lippe, worauf zwar nicht die Donner der Pitt's und Canning's zürnen, auf der nicht die blühende Beredſamkeit der Fox und Burke's thront, aber von der jetzt ernſte, entſcheidende Beweisführung, jetzt ſchlagender Witz in reicher Fülle rollt, wovon das Ohr des Zuhörers weniger beſtochen und überredet, als durch, auch dem ſchlichteſten Verſtande einleuchtende Gründe eben ſo ſehr, wie durch die darin ausgeſprochene Kühnheit und Selbſtzuverſicht belehrt und überzeugt wird.

Von Cobden, dem Repräſentanten eines unbefohlenen, ja ungern geſehenen engliſchen Volksvereines zur Verwirklichung eines der dringendſten allgemeinen Intereſſen, wenden wir uns einem deutſchen Ehrenmanne zu.

Ernſt Wilhelm Arnoldi,

der, wenn auch nach einer andern Seite hin, doch nicht minder wohlthätig die vereinzelten Wünſche und Beſtrebungen des Volkes zu vereinigen und zu organiſiren wußte, und ſo, zum großen Theil ohne alle Vormundſchaft oder Mitwirkung der Staatsgewalten, den nützlichſten aller Vereine, den Verſicherungsanſtalten zum Schutze des Einzelnen gegen außerordentliche Unfälle, einen feſten Grund und die allgemeinſte Theilnahme verſchaffte. Denn obgleich die erſten bekannten Anfänge der Verſicherungsanſtalten in der Mitte des 16. Jahrhunderts liegen, ſo ſchreiben ſie ihre gegenwärtige ſegensreiche Ausdehnung, wenigſtens in Bezug auf Deutſchland, doch eigentlich erſt von dem Jahre 1820 her, in welchem Arnoldi die Gothaer Feuerverſicherungsanſtalt gründete. Seitdem verbreiteten neue Inſtitute verwandter Art ihren ſegensreichen Einfluß immer weiter über unſer Vaterland. Heutzutage garantiren ſie dem Bethei-

*) Eine Zeitſchrift ſagt in dieſer Beziehung: „Cobden iſt von gewöhnlicher Größe, hager und faſt zart von Geſtalt; ſein Geſicht, deſſen Linien tiefes Denken bekunden, hat einen beinahe melancholiſchen Zug; begegnete man ihm in einem Kloſter, ſo würde man ihn für einen fleißigen Bücher halten, der die Nächte hindurch die Weiſen des Alterthums ſtudirt. Dieſer Eindruck würde indeſſen bald durch das deutlich ſprechende, wohlwollende Lächeln verdrängt werden, welches von Zeit zu Zeit ſeine Züge belebt. Gedankenvolle Ruhe iſt es jedoch, was für gewöhnlich ſein Geſicht charakteriſirt, bis er ſich erhebt, um zu ſprechen; alsdann zeigt jede Geberde, daß der Mann des Gedankens auch ein Mann des Handelns iſt.“

ligten nicht nur den Ersatz des Verlustes, den er durch Feuer an Gebäuden und Mobilien erleidet, nicht nur den der Hagelbeschädigungen, des an Seuchen ꝛc. gestorbenen Viehes, der auf dem Land- oder Wassertransporte verunglückten Waaren: sondern selbst die sicherste gute Verzinsung des errungenen Kapitals wird uns durch die Renten-Anstalten, und ein Kapitalnachlaß für die Unseren, mittelst jährlicher, kleiner Beiträge, durch die (fälschlich sogenannten) Lebensversicherungen ermöglicht. —

Arnoldi, der als Kaufmann und Herzogl. Sächsischer Rath 1844 in Gotha starb, wurde daselbst am 21. Mai 1778 geboren und trat, in Hamburg zum Kaufmannsstande gebildet, als Theilnehmer in das Handelshaus seines Vaters. Seine, nun zum Wohlstande des Vaterhauses, und zum Segen der Vaterstadt und des ganzen Deutschlands beginnende Thätigkeit läßt sich mit folgenden Worten charakterisiren: Er war frei von jeder Engherzigkeit, die sonst seinem Stande ankleben mag; dem Allgemeinen zugewandte und weit hinausreichende Thätigkeit stand ihm höher als die Sorge für persönlichen und dem Augenblicke abgerungenen Gewinn; sein vorurtheilsfreier und empfänglicher Geist begab sich mit Umsicht und Durchdringung in großartige, ihm sich öffnende, oder von ihm geschaffene Verhältnisse des Handelsstandes und des deutschen Lebens überhaupt und baute in der Gegenwart der Zukunft vor, ohne darüber das nach Ort und Zeit zunächst Liegende zu vergessen; so überall die gute Sache fördernd und seiner Einsicht in die wirklichen Verhältnisse, nicht bloßen Ideen, folgend, handelte er immer mit Sicherheit und Unermüdlichkeit, und fand die Befriedigung, das verwirklicht zu sehen, was den zaghafteren Seelen und den Dienern des Augenblicks als leeres Hirngespinnst erschien. Dahin gehören seine Bemühungen für die Freiheit des Binnenhandels in Deutschland. Die Idee desselben, wie sie jetzt wenigstens im Norden ziemlich allgemein in's Leben getreten ist, hegte er seit 1816, schrieb darüber manche vortreffliche Aufsätze, die Anklang fanden und nicht unberücksichtigt geblieben sind, suchte durch seine Handelsverbindungen allgemeine Theilnahme dafür zu erwecken, und überreichte in Bezug darauf 1819 der Bundesversammlung eine von 5051 Fabrikanten und Kaufleuten unterzeichnete Vorstellung. Sein Werk ist ferner die 1817 erfolgte Gründung der Innungshalle in Gotha und der damit verbundenen Lehranstalt, dann die 1821 eröffnete, auf den Grundsätzen der Gegenseitigkeit gegründete Feuerversicherungsanstalt für Deutschland, um auswärtige Assekuranzen entbehrlich und die Einzahlungen so gering als möglich zu machen; damit zusammenhängend endlich die seit 1829 eröffnete Lebensversicherungs-Anstalt für Deutschland. Arnoldi war es auch, der, besonders in Folge des deutschen Zollvereins, die Bereitung des Zuckers aus Runkelrüben anregte. Er sah in Kurzem viele solcher Fabriken (allein im J. 1836 gegen 100) in's Leben treten und errichtete selbst eine zu Gotha. Diese, wie die, 1804 unter der Firma: „Ernst Arnoldi's Söhne" errichtete Farbenfabrik und die unter seiner Theilnahme gegründete Elgersburger Steingutfabrik kamen zu hoher Blüte. Daß ein solcher Mann auch für die städtischen Angelegenheiten thätig und stets Förderer der guten Sache war, ist kaum zu erwähnen nöthig.

Nicht weniger Anspruch auf unsere Achtung und Liebe als jene beiden Koryphäen, hat der unermüdliche, rüstige Kämpfer für das Turnwesen

Friedrich Ludwig Jahn.

Von New-York bis Krakau, von Stockholm bis Turin haben die Turn- oder Leibesübungen im Verlaufe der letzten Jahrzehnden als nothwendiger Bestandtheil der Jugendbildung immer mehr gerechte Anerkennung und immer allgemeineren Eingang in niederen und höheren Erziehungsanstalten gefunden, und es wird, wenn anders die Freiheits-Entwicklung der Völker nicht stillstehend oder rückgängig werden sollte, die Turnkunst bald in weiten Kreisen dieselbe hohe Stellung erringen, die ihr bei den Völkern des klassischen Alterthumes und vorzugsweise bei den Griechen eingeräumt war. Die erste Stufe hat sie bis jetzt bei den Deutschen erreicht; denn wie bei unserem Volke die anerkannt besten öffentlichen Schulen zu finden sind und der Unterricht am allgemeinsten verbreitet ist, so findet ein Gleiches auch in Beziehung auf die Leibesübungen statt; sie werden in immer mehren kleineren und größeren unserer Staaten durchgängig eingeführt, und der neue Zeitraum des Turnwesens hat in Deutschland seinen Ausgangs-, Leucht- und Centralpunkt.

Wir haben den Dank für das lebendige Wiedererwecken der Gymnastik als Bildungsmittel der Jugend vorzugsweise an zwei deutsche Männer, an Guts-Muths und, nächst ihm, an Jahn abzutragen, und Letzterer verdient endlich denselben um so mehr, als er nicht nur um des Turnwesens willen von den Regierungen sich lange gedrückt, sondern auch wegen seines ausschließenden, starren Patriotismus und und der darin wurzelnden Spracheigenthümlichkeit oft von den Jung-Politikern verdammt, und von den Schriftstellern belächelt oder gar immer gemüths- und oft sehr geistlos verspottet sah. — Friedrich Ludwig Jahn wurde als Sohn eines Landpfarrers am 11. August 1778 zu Lanz bei Lenzen in der westlichen Priegnitz geboren, ging mit tüchtigen Kenntnissen auf das Gymnasium zu Salzwedel und von dort nach drei Jahren in's graue Kloster zu Berlin. Von hier aus bezog er die Universität Halle, wo er mit Wolf, Krause und Förster in genauere Berührung kam sodann Göttingen, wo er Plank, Meiners und Heyne kennen lernte, und in Greifswalde, wohin er sich dann wandte, pflegte er mit Thorild, Arndt und Rühs engern Umgang. Schon in seinem ganzen Studentenleben zeichnete sich Jahn durch glühenden Eifer für echt nationale Volkserziehung aus und um den Sinn dafür zu wecken, faßte er 1806 in Jena den Plan, als Privatdocent über das deutsche Volksthum zu lesen. Aber, während er eine Reise durch den Harz machte, brach der Krieg zwischen Preußen und Frankreich aus. Er will zum preußischen Heere gehen, um in dessen Reihen mit gegen den Feind des Vaterlandes zu kämpfen, unterweges wird er aber arretirt, weil man ihn für einen französischen Spion hält und weil man noch zu weit von allem patriotischen Enthusiasmus entfernt ist, um des Glaubens fähig zu sein, daß Jemand freiwillig Soldat werden wolle. Am andern Tage indessen mit Ehren der Haft entlassen, erfährt er auf dem Wege nach Artern die schmähliche Niederlage der Preußen bei Jena und der 28jährige Mann bekommt darob in einer Nacht greise Haare! Im Jahre 1808 kam Jahn nach Berlin, im grimmen Haß gegen die Franzosen, gegen die er jedoch, wie man mit seinen Geg-

Digitized by Google

Bild zur Novellette: „Mozarts Mandl, wo ist's Bandl!"

nern bemerken muß — überhaupt, und ſelbſt unter Blücher oder Schill, nicht mitkämpfte. Indeſſen es war die Sympathie für das Unglück und die Schmach ſeines Volkes im ſchmerzlichſten Grade in ihm lebendig, und er trug die feſte Ueberzeugung, daß die Urſache derſelben die Erſchlaffung des Volkes ſei, die ihren Grund wieder in der weichlichen und ſchwächlichen Erziehung habe. Dem wollte er abhelfen und nun begann er Turnübungen anzuſtellen mit den Söhnen ſeiner Freunde. Die Sache fand Anklang, der Zulauf zu ſeinen Turnübungen wurde immer größer und die einſichtsvollen Männer, die damals an der Spitze der preußiſchen Regierung ſtanden, erkannten recht wohl das Richtige, Nützliche und Treffliche, was in Jahn's Plane lag, wenngleich ſie nicht alle Auswüchſe ſeiner Idee als gut anerkennen konnten. So fand er die Genugthuung, in den Jahren 1810 und 1811 als Lehrer am kölniſchen Gymnaſium zu Berlin der Turnkunſt mit voller Begünſtigung Preußens ein weites Feld eröffnen zu dürfen, und während er die Körperkraft in den Jünglingen weckte und ſtählte zum großen Kampfe, ſtärkte er ſein Volk geiſtig für denſelben durch ſeine Schrift: „Deutſches Volksthum.“ Daß er in dieſer Zeit viel gethan hat, ſeinen Franzoſenhaß, der damals gleichbedeutend mit Vaterlandsliebe war, hundert und aber hundert Herzen einzuimpfen; überhaupt, daß er hier gewirkt wie ein braver Patriot, der beſten Anerkennung werth — das bewies das, nach ſeiner Größe nur zu ſchnell vergeſſene Jahr 1813. — Jetzt erklang ſeine Stimme laut und kräftig, ſein Ruf zu den Waffen erſcholl, und gleich Tauſenden ſeiner Schüler war er der erſten Einer, die den Freiheitsfahnen zueilten und mit Schwert und Geiſt fochten. Jahn ſelbſt zog als Führer eines Lützow'ſchen Bataillons 1815 in Paris ein. Als eigentlicher Krieger konnte Jahn indeſſen dadurch nicht ſehr viel an begründetem Ruf gewinnen, denn das Lützow'ſche Corps hat viel gethan und auch wenig, wie man will; es iſt berühmt geworden durch Körner und gab einen gewaltigen Antrieb, es hat moraliſch unendlich viel gethan; ſeine eigentlichen Kampfes- und Schlachtenthaten aber, obwol es ſich ſtets ſehr brav benahm, ſind geringfügig gegen den ungeheuren Ruf, den es genoß.

Nach dem Pariſer Frieden richtete Jahn ſeine Turnanſtalt wieder ein, wobei er den Einfluß des Turnens auf die Ereigniſſe der letzten Jahre in einem ſo günſtigen Lichte darzuſtellen ſich bemühte, als es in der Wirklichkeit wol nicht begründet war. Zugleich begann er wieder ſeine Vorleſungen über deutſches Volksthum. Aber einerſeits mußten ſeine beim Turnunterrichte an die Knaben gerichteten Reden über Staatszwecke, Deutſchthum und Freiheitsſinn nothwendig die an ſich ſchon ängſtliche Regierung aufmerkſam und ſtutzend machen, andererſeits wirkte die immer ſtärker erwachende Sympathie für den ſtets freier und kühner redenden Jahn zu ſeiner Unterdrückung durch die herrſchende Gewalt hin. Man ſchloß 1819 erſt in Berlin und dann im ganzen übrigen Preußen die Turnplätze; Jahn wollte als Profeſſor nach Greifswalde gehen, ward aber in Unterſuchungen verwickelt, indem man ihn beſchuldigte, in den Turnanſtalten durch Wort und That die demagogiſchen Umtriebe befördert zu haben. Er wurde ergriffen, nach Spandau, von da nach Küſtrin geſchleppt und, obgleich von der Mainzer Central-Unterſuchung für ſchuldlos anerkannt, doch durch einen Miniſterialbefehl vom 8. April 1820 mit ſeiner Familie nach Colberg geſchafft. Hier blieb er mit Beibehaltung ſeines Jahrgehaltes als Lehrer der Turnkunſt, der Eintauſend Thaler betrug, und außer welchem ihm noch reichliche Unterſtützungen zufloßen, einige Jahre; er wurde in mehren Inſtanzen freigeſprochen, aber eine Entſcheidung des Oberlandes-Gerichts von Breslau entſchied am 13. Januar 1824 für ihn auf eine zweijährige Feſtungsſtrafe. Gegen dieſes Urtheil verwahrte ſich Jahn in einer merkwürdigen Schrift, und am 25. März 1825 entſchied wirklich das Oberlandes-Gericht zu Frankfurt an der Oder für die Schuldloſigkeit und Freiſprechung Jahn's. Es ſtellte ſich für ihn dabei heraus, daß er ſich, obwol er oft derb und kräftig geſprochen, doch nie in eine Verbindung gegen die beſtehende Ordnung eingelaſſen habe. Indeſſen durfte er nicht in einer Gymnaſial- oder Univerſitätsſtadt wohnen, und auch den Umkreis von zehn Meilen um Berlin nicht betreten. Jahn hielt ſich nun in Freiburg an der Unſtrut auf, wo er einen Ruf als Profeſſor der deutſchen Literatur nach Cambridge bekam, den er aber ausſchlug, und wurde dann 1829, weil er mit Studenten-Verbindungen ſich auf's Neue befreundet haben ſollte, nach Cölleda verwieſen. Wegen einer heftigen Beſchwerde gegen das Miniſterium erhielt er einen mehrwöchentlichen Arreſt zu Erfurt. In neueſter Zeit iſt es ihm freigegeben, ſeinen Aufenthaltsort nach Belieben zu wählen.

Jahn's ſchriftſtelleriſches Wirken lag in derſelben Sphäre wie ſein thatſächliches; und war es ſchon deshalb ein beſonderes, ſo gewannen ſeine Schriften noch dadurch an Originalität, daß in ihnen neben der ſchroffen Eigenthümlichkeit und Einſeitigkeit der Beſtrebungen ſich auch das Beſtreben kund that, in ſprachlicher Wort- und Formbildung durchaus deutſch zu ſein. Jahn iſt darüber vielfach belächelt und verſpottet, und ſeine Gegner hatten der Gründe manche und nicht eben leichte; indeſſen muß man zugeſtehen, daß das Markige, im kleinſten Raume Viel mit größter Beſtimmtheit Sagende in der Schriftſprache der beſten neueren deutſchen Schriftſteller, wenn nicht durch Jahn angeregt, durch ſeine Vorbilder gefördert wurde. Sein politiſcher Ideengang umfaßt nur das Intereſſe des vaterländiſchen Volkes und iſt darum oft geſchmäht; aber ein Tag lehrt dem andern; was er aber den Völkern vorzüglich lehrt, das iſt: Die eigene, innenwohnende, eingeborene Eigenthümlichkeit aufrecht zu erhalten und zu immer größerer, immer mehr giltiger Anerkennung und Wirkſamkeit zu bringen. Das iſt auch Deutſchlands Aufgabe; und jemehr es dieſer nachkommt, je weiter und dauernder wird ſich auch Jahn's Andenken weit über die nächſten Beſtrebungen des Turnweſens hinaus verbreiten.

Das Bandl.

Genrebildchen aus Mozart's Leben, von J. v. Lyſer. (Mit einer Lithographie.)

Am beſten gefällt mir Wien beim Beginn des Herbſtes! Da wölbt ſich der ewig junge Himmel oft wunderklar und ſchön, über die alte Stadt, der gräuliche Staub, welcher den ganzen Sommer über — (wenn es nicht eben platz-

regnete) — augen- und lungenmörderiſch die Luft erfüllte, hat ſich gelegt und die jungen Wienerinen haben vom Lande rothe Wangen mitgebracht, die ihnen bei Weitem beſſer ſtehen als die „intereſſante Bläſſe“ mit der ſie nach beendigtem Faſching herumgehen auf den Graben, auf den Baſteien und auf den Waſſerglacis bis zum Beginn der Sommerſaiſon, wo ſie abermals auf's Land eilen, ſich zu reſtauriren für den nächſten Faſching.

Zu Anfang des Herbſtes 1786, um die Mittagszeit — wo die vornehme Wiener Welt noch heutzutage auf den Graben ſich bewundern läßt, indem ſie ſich und ihren Putz zum Beſten gibt, — hüpfte ein kleiner elegant gekleideter, noch junger Mann, vom Stock in Eiſenplatz daher, gerade auf eine renommirte Modewaarenhandlung losſteuernd, vor deren Auslagefenſter eben mehre jüngere und ältere Damen ſtanden, die Spitzen und Bänder muſternd, welche durch die daran befeſtigten Zettel als neueſte, eleganteſte Modeartikel angeprieſen wurden.

Als der junge Mann die Thür des Ladens erreicht hatte, nickten ſämmtliche Damen ihm gar huldvoll zu, er dankte mit der gentilen Verbeugung und einem gar anmuthigen Lächeln, worauf er in die Handlung ſchlüpfte und von der hübſchen Ladenmamſell als wohlbekannter und gern geſehener Kunde mit einem freundlichen: „Was ſchaffen's, Herr von Mozart?“ begrüßt wurde.

„Ein Bandl! Mamſell Jettchen,“ verſetzte Mozart, „ein roſenrothes Leibbandl, ſo modern und ſchön Sie's haben.“

„Für Sie das Schönſte, was im Laden iſt, nicht zu ſchlecht für eine Erzherzogin, aber es iſt theuer zehn Gulden Münze.“

„Immerhin, heut' hab' ich's ſchon! Aber wenn das Bandl nur auch wirklich recht ſchön iſt, ich muß mich auf Sie verlaſſen.“

„Verlaſſen's ſich auf mich — hier iſt das Bandl, aber dürfen's nicht drücken, ich pack' es Ihnen ein in einen Carton, und den müſſen's ſo tragen.“

„Küß' die Hand! Hier iſt das Geld.“ Damit warf Mozart einen Zehnguldenſchein auf den Tiſch und verließ das Gewölbe. — Kaum auf dem Graben hinausgetreten, prallte Mozart aber ziemlich derb an einen Herrn von herkuliſchem Körperbau im reich gallonirten Kleide an.

„Verzeihung!“ rief Mozart verdutzt und wollte, ohne aufzublicken, davon huſchen.

Der Große hielt ihn und rief im kräftigſten Baſſe: „Halt, Windbeutel! Iſt das eine Manier, am hellichten Morgen auf dem Graben die Leute ſo zu caramboliren und dann mit einem flüchtigen — Verzeihung — durchzurennen. He! wer bin ich und was ſummt Dir wieder für ein Thema im Kopfe herum, daß Du mich nicht kennſt.“

„Ach, Herr Geheimrath! pardoniren zehntauſend Mal! Eben dacht' ich d'ran, zu Ihnen zu gehen, um mich von meinem lieben, freundlichen Gönner zu beurlauben, ich reiſe Morgen nach Prag, um bei Guardaſoni meinen Figaro ſelbſt aufzuführen; die Oper ſoll dem Prinzen Anton von Sachſen zu Ehren gegeben werden.“

„Siehſt Du, Mozart! das freut mich, und gib Acht, Deine Prager, die Du ſo ſehr liebſt, werden Dir all' Deinen Wiener Aerger vergeſſen machen, oder ich will nicht Swieten heißen.“

„Ja,“ entgegnete Mozart und ſchaute den Freiherrn ſeelenvergnügt an, „wahr iſt's, meine herrlichen Prager und ich verſtehen einander, und es ſoll kein Jahr währen, ſo ſchreib' ich eigends für ſie eine Oper, die mir ſo leicht kein Anderer nachſchreibt. Ich habe mich ſchon mit dem da Ponte deshalb beſprochen, daß er mir ein gutes Libretto ſchreibt.“

„Schön, Mozart, ſchön! Aber vergiß mir nur meinen Händel nicht.“

„Da ſeien's ohne Sorgen! Lern' ich doch davon und tüchtig, denn von Händel kann Unſereins noch etwas Rechtſchaff'nes lernen.“

„Nur immer zu! Aber was trägſt Du denn da ſo fürſichtig und ſäuberlich?“

„Ein ſchönes Bandl, was ich da gekauft habe.“

„So? ein ſchönes Bandl? — Für wen haſt's denn gekauft?“

Mozart wurde roth und ſtotterte: „Nu, für — für —“

„Für — für?“ wiederholte van Swieten. „Was iſt das für ein Für?“

Mozart wurde immer verlegener, und preßte endlich halblaut: „Für meine Frau!“ heraus.

„Spitzbube, Du lügſt!“ rief van Swieten lachend, „Du wirſt ja roth wie ein Solokrebs — für eine Prager Amour haſt Du's Bandl gekauft, etwa für die Saporitti di Micelli, oder gar für die ſchöne Madame Duſſek? Aber wart', ich will Dir die Schwänke und das Flunkern abgewöhnen, und jetzt geh' ich auf der Stelle mit Dir in Deine Wohnung und da ſchenkſt Du in meiner Gegenwart Deiner Stanzel das ſchöne Bandl, oder ich erzähl' ihr von Deinem Streichmachen bei den Chorprinzeſſinen.“ Damit nahm der Herr van Swieten den guten Mozart unterm Arm und führte ihn in ſeine Wohnung auf der Rauhenſteingaſſe Nr. 934.

Conſtanze befand ſich eben in Mozart's Arbeitszimmer*), als Herr van Swieten mit ihm eintrat und der hübſchen, jungen Frau ſchon unter der Thüre zurief: „Sie haben doch ein Prachtexemplar von einem zärtlichen Mann, da hab' ich ihn eben erwiſcht, wie er Ihnen ein wunderſchönes Bandl für zehn Gulden Münze gekauft hat. Schon vier Jahre verheiratet und noch ſo galant und ſpendabel, es iſt merkwürdig! Nun, pack' aus, Freund, Du ſiehſt, was Deine liebe Frau ſchon für neugierige Augen macht!“

Mozart, der mit einer ziemlichen Armſündermiene eingetreten war, hatte ſich jetzt gefaßt, und da er trotz aller gelegentlichen kleinen Streichmachereien bei fremden Weibern und Mädchen ſeine treue Conſtanze doch recht von Herzensgrund liebte, ſo war es ihm gar nicht unlieb, daß durch die etwas derbe Vermittlung Swieten's Conſtanze das ſchöne theure Band erhielt, welches allerdings urſprünglich einer ſchönen Pragerin zugedacht geweſen war.

Mit herzlichen Worten und der Bitte, „einen Buſſerl“

*) Auf der beifolgenden Skizze iſt dieſes Arbeitszimmer treu nach der Natur abgebildet, die Thür am Hintergrunde führt in das Schlafgemach, welches ſehr groß und nur durch ein in den Hof gehendes Fenſter ſchwach erleuchtet war; die Seitenthür führt in das Billardzimmer; in der ſehr tiefen Eckfenſternische, gegenüber ſtand Mozart's Arbeitstiſch, auf derſelben Stelle, wo das Inſtrument ſteht; unter dem Bilde ließ ſich Mozart in ſeiner letzten Krankheit betten und hier ſtarb er am 5. Dezember 1791. Da das Haus leider jetzt niedergeriſſen wird, dürfte vielen Freunden Mozart's dieſe Skizze willkommen ſein.

dafür zu erhalten, überreichte also Mozart seiner Frau das Band, und van Swieten, als er sah, wie von Herzen gern Mozart der jungen Constanze das Geschenk darbrachte, hatte seine Freude daran, gerieth in die rosenfarbenste Laune und lud das junge Ehepaar ein, diesen Nachmittag eine Spazierfahrt nach Schönbrunn mit ihm zu machen, um dort bei einem traulichen Mahle den Abschied zu begehen.

Mozart nahm die Einladung an und van Swieten entfernte sich, indem er versprach, in einigen Stunden mit seinem Wagen vorzufahren.

Ein Stündchen wurde jetzt mit dem Packen des Koffers Mozart's verwendet, wobei es etwas confus zuging, da Mozart am liebsten nichts als seine Noten mit sich geführt hatte, was aber die fürsorgliche Constanze nicht zugab, sondern Alles, was ihrem lieben Wolfgang irgend nützlich und angenehm sein konnte, in den Koffer zu bringen suchte. Als endlich die Zeit herannahte, wo van Swieten vorzufahren versprochen hatte, kleideten sich Mozart und Constanze an. Da wollte sich Constanze zu guter Letzt mit dem schönen neuen Bande schmücken, aber — das Band fand sich nicht mehr, so viel Constanze darnach suchte.

„Mandl! wo ist's Bandl?" rief Constanze aus dem Schlafzimmer dem im Arbeitszimmer schon in voller Galla vor dem Spiegel stehenden Mozart zu.

„Weiß nit, Stanzerl!"

„Liebes Mandl, hilf mir suchen!"

„Ja, gern! aber wo?"

Und das Pärchen suchte und suchte, aber das Bandl wollte sich nicht finden.

Da trat van Swieten ein. „Was gibt's da, Leutln?"

„Wir suchen's Bandl."

„Welches Bandl?"

Constanze weinerlich: „Mein schönes, neues, theures Bandl, was mir der Wolfgang erst heute g'schenkt hat."

Mozart in Verzweiflung: „Nun weint die um's Bandl, ich bitt' Ihnen, Herr Geheimerath, suchen's das verwünschte Bandl mit.

Und alle Drei suchten das Bandl. Endlich fand es van Swieten hinter dem Spiegel, wo es Constanze selber hingesteckt hatte.

Großer Jubel: „Ah! da ist's Bandl!"

Und der kleine Mozart und die kleine Constanze langten zu gleicher Zeit darnach, aber vergeblich, denn Herr van Swieten, der große Herr van Swieten hielt neckend das Bandl so hoch in die Höhe, daß weder Constanze noch Mozart es erreichen konnten — jetzt gab es eine tolle Hetze, Mozart zog sogar den Degen und rief gebieterisch: „Her das Bandl!" und als dies Constanzen's kleines Hündchen sah, fuhr es als treuer Verbündeter Herrn van Swieten nach den vollen Waden.

Da ließ dieser dann endlich das Bandel fahren, Constanze schmückte sich damit und sodann ging es fort nach Schönbrunn. Unterwegs aber sprach van Swieten zu Mozart: „Einen Finderlohn hätt' ich aber verdient und Du solltest mir etwas componiren, was sich auf das Bandl beziehen thäte."

„Hm, hm!" brummte Mozart, „wir wollen sehen."

Heiter wurde der Tag in Schönbrunn verbracht. Als Mozart spät Abends ein Bischen bechampagnirt in seine Wohnung zurückgekehrt war, setzte er sich, anstatt wie Constanze zu Bette zu gehen, an seinen Arbeitstisch.

Lange nach Mitternacht sahen durch die Rauhensteingasse Gehende noch das Eckfenster im ersten Stock des Hauses Nr. 934 erleuchtet.

Früh um sechs Uhr stieg Mozart in den Reisewagen, der ihn nach Prag führte — drei Stunden später sandte Constanze Mozart an Hrn. van Swieten zwei Notenhefte, enthaltend das reizende Lied: „Das Bändchen" und das meisterhaft komische Tercett:

„Liebes Mandl!
Wo ist's Bandl?"

Beide Stücke hatte Mozart in der verflossenen Nacht componirt — es läßt sich denken, wie zufrieden der Herr van Swieten mit diesem Finderlohn war.

Constitutionelle Briefe des alten Rübezahl.

An seine Base die „Erinnerungen."

„Ja wann i in der Fremd' a so
An mein Oest'reich z'ruck denk',
Da zuckt's mir do immer
Im Herzen a wen'g;
B'hüt' di Gott, mei lieb's Vögerl,
Flieg' aus und flieg' ein,
Und kommst in mei' Oest'reich,
So grüß' mir's schön fein!"

Das hat einmal mein lieber Johann Gabriel Seidl gesagt, vor dem's selber im Ausland Respekt g'habt haben, bevor no die Preßfreiheit den österreichischen Dichtern ein Freipaß geben hat und die Verf' hab' ich auch im März vor zwei Jahren in mein Tagebuch einnotirt, wie ich im lieben freien Preußen drauß war und mich doch wieder trotz Censur und Sedlnitzky nach Oesterreich zurück g'sehnt hab'; denn 's ist mir damals gerad' das Buch von Walesrode unter die Hände kommen und hat mir allen Appetit zu die Preußen verdorben. Der Walesrode hat in seinem „Humor auf der Bank der Angeklagten" dem gelobten Land in Preußen eine derbe Prise gegeben. Ich hab' mich delektirt an dem Buch und muß meiner lieben Base meine Meinung darüber schreiben; ich könnt's wol in ein anderes Blatt auch thun; aber die stattlichen „Erinnerungen" sind mir in neuester Zeit noch lieber worden, und ich hab' eh' eine eigene Affektion für sie.

Ja, ich gesteh's, ich hab' mich unsinnig g'freut, wie ich aus meinem Riesengebirg in's Preußische hineinspaziert bin, denn da haben's mir immer g'sagt: Ist die Freiheit zu Hause und die Leute können thun und schreiben und denken, was' wollen. Ich hab' aber auch gefunden, daß dort hie und da ein ebenso obskures System geherrscht hat, wie früher bei uns in Oesterreich! Und doch haben die Preußen keinen Metternich gehabt und keinen Obercensurrothstift! Ich sag' Ihr, liebe Base, ich hab's in Oesterreich damals nimmer aushalten können; denn das Schmiegen und Drücken,

das Kriechen und Apportiren war mir z'wider und das Protektionswesen hat gar arg geherrscht; aber ich hab' in Preußen ein modernes Rußland g'funden und g'sehen, daß es dort nur mit mehr Politur zugeht und statt der Knute geheime Denunziationen stattgefunden haben. Ich hab' Rußland gehaßt von jeher aus tiefster ganzer Seele, von ganzem Herzen und werde es haſſen und verabſcheuen, ſo wie ſeine Politik; aber ich müßt' lügen, wann ich ſaget, daß mir Preußen einen Reſpekt abzwungen hätt'! Preußen hat eben ſo gut die Länderſchnipferei theoretiſch und praktiſch g'lernt, als wie die Ruſſen; aber 's hat auch viel Wind zu machen g'wußt um nix und wider nix.

Ihr glaubt, Ihr habt ein Deutſchland — nein, Ihr habt ein Oeſterreich, ein Bayern, ein Sachſen, ein Preußen, aber ein einiges Deutſchland werdet Ihr noch lange nicht haben! Darum empört mich's in tiefſter Seel', wann ich hör', daß 's den ſächſiſchen König zum deutſchen Präſes machen wollen; aber noch grimmiger hab' ich d'rein g'ſchaut, wie ich geleſen hab', daß der König von Preußen ſein Preußen in ein Deutſchland auflöſen will? Was ſind das für Redensarten?! Er möcht' halt gar zu gern die Hegemonie im deutſchen Reich an ſich reißen, das heißt, das Bereicherungsſyſtem — pfui, in einem Augenblick, wo die deutſchen Herren alle Händ' vollauf zu thun haben, um die Ruh' und Eintracht zu erhalten. Will er etwa den alten Fritz ſpielen? Ja, mein lieber König aller Preußen, da muß man andere Saiten aufziehen und populär ſein; aber nit ſagen: „Schießt's meine Unterthanen zuſammen!" und mit Kartätſchen unter ſie feuern laſſen, o pfui! dreimal pfui!

Ich will der Baſe eine Hiſtorie vom König Watzmann verzählen; das war ein dicker Herr, der thäte regieren vor vielen hundert Jahren in einem Winkel im deutſchen Reich und er hat gut regiert, denn 's hat ihm gut ang'ſchlagen, weilen er dabei dick und fett worden iſt, wie ein ung'riſch Thier, wovon man den Speck verkauft. Der Watzmann hat gern ein Champagner trunken, oder wie's das Getränk damals titulirt haben; und wann ſeine Unterthan einmal rebelliſch wurden, da hat er gleich ſo ein vier bis fünf Bouteillen hinterſammen austrunken, bis er piperroth im G'ſicht war, und dann hat er losfeuern laſſen unter die Leut', daß 'n ihnen 's Blut über die Schädel 'runter gefloſſen iſt. Und was war's Finale vom Lied! Sie haben den dicken Watzmann wegg'jagt!

Man muß ſein Volk zu behandeln wiſſen, aber der größte Druck iſt die Freiheit! Und wie das Volk geſiegt hat, da hat ihnen der König Alles bewilligt und hat umg'ſattelt — und dafür, daß er einzige im großen, deutſchen Reiche es bis zu Barrikaden hat kommen laſſen, dafür will er nun ſich zum Hegemon der Deutſchen aufwerfen?!!! Glaubt der Kanonenfürſt etwa, wir werden ihm trauen, wir, die wir gehetzt, geblutet; oder ſoll etwa der ruſſiſche Compagnon 500.000 Bayonnete heräberſchicken, damit Deutſchland preußiſch werde? Keine Allianz mit Rußland, keine Allianz mit dem Aſſaſſinat, kein Bündniß mit der Knute, mit Speck, mit Branntwein, mit Sibirien!!! Fluch unſerm deutſchen Boden, Fluch unſern breiten Strömen, wenn ſie Rußlands Roſſe, Rußlands Schiffe tragen! Was kümmert's denn die Branntweinatmoſphäre, wenn junger Wein in Europa gährt?! Wir werden das Gute davon abziehen, den Unrath ſelbſt zu dämpfen wiſſen.

Es muß doch nicht ſo gut geweſen ſein in Preußen, hätten ſonſt die Schleſinger ſich wieder ſo nach Oeſt'reich g'ſehnt? Neulich hat mir ſogar meine Schweſter, die „Schneekoppe" geſchrieben, daß ſie haufenweis heräber ſein und eine andere Fahne aufg'ſteckt haben. Verbürgen kann ich's nicht, denn Weiber ſchwätzen gern; aber glauben, glauben möcht' ich's gern.

Wie die Polen vor zwei Jahren herumgejagt worden ſein, da hab' ich die preußiſche Politik auch aus'm Pfeffer kennen g'lernt. Ich will den „Erinnerungen" ein Bildel geben, von jener Zeit, wie's ſelten eins g'ſehen hat, denn ich bin ein Augenzeug' dabei g'weſen. Es war anno 46, wie die Krakauer dem Zwang den Fehdehandſchuh hing'worfen haben und da iſt's ihnen zuletzt gar elend gangen. Bei Groß-Helm und Neu-Berun haben ihrer 800 's Gewehr g'ſtreckt, und Pferd und Freiheitsmützen um ein Pappenſtiel verkauft. Sie haben ſich an die preußiſche Nation g'wandt und ergeben, und die haben ihnen auch Schutz verſprochen. Aber wohin haben's ihnen bringen laſſen? — nach der Feſtung Koſel — und wohin haben's ihnen ausg'liefert? wieder zurück nach Krakau!!! Ganz Deutſchland hat durch drei Wochen mit Bewund'rung auf Preußen g'ſehen, nach drei Wochen hab' ich Preußen aus'm Fundament ſatt g'habt.

Es war am 15. April anno 46, ich hab' damals g'rad ein paar Wochen in Gleiwitz zubracht, und der Frühlingsmorgen war wunderhübſch. Da haben auf einmal Trommeln vor der Stadt gewirbelt und unſere Uhlanen ſein auf-g'ſeſſen. Draußen haben zwanzig Helmſoldaten eine Maſſe von ſo einhundert und zwanzig Polen aus Koſel heraus und durch Gleiwitz eskortirt. Hinterdrein haben's zehn Wagen voll Nobleſſe und zwanzig Huſaren dabei g'habt. Das war ein herzzerreißender Anblick!

Die armen Polen, — 's hat Keiner ein Wort g'ſprochen, und ſehr dürftig haben's ausg'ſeh'n und die Geſichter waren bleich, trotz der rothen Freiheitsmützen; weiß wie Kreiden und blaß wie der Tod und fahl wie die Erden und ſchwermüthig wie ein Trauerſpiel, denn 's ging nach Sibirien, oder — — an den Galgen!!! 'S hat Keiner ein Wort geſprochen und Keiner gemurrt und Keiner geweint.

Und ihre Kleider waren Fetzen und ihre Schuhſohlen war die bloße Erden und die heiße Sonne hat ihnen auf den blanken Kopf geſcheint, denn Viele haben keine Mützen g'habt oder verquetſchte Hüte höchſtens! Und Schnappſäck' wie die Bettler; aber ihre Mienen ſtolz, nur lag ein ungeheurer Schmerz in ihren Zügen! Und es waren Kinder darunter von 13—14 Jahren und die haben mir eigentlich am weh'ſten gethan, denn ſie muſterten uns mit klugen Augen. Keiner hat einen böſen Trotz gezeigt oder uns ſcheel ang'ſehen, die wir frei waren, einen Augenblick haben's ihnen am grünen Rain hingelagert, und noch einmal deutſche Luft — und deutſche Freiheit gekoſtet!

Preußen hat ſie wieder ausgeliefert!

Beſſer wär's geweſen, die armen Leut' hätten einen Zehrpfennig von den Millionen kriegt, die nach England gewandert ſein, wie der König von Preußen den Prinzen von Wales aus der Taufe gehoben hat. Die Kölner haben ihm bei der Durchreiſe eine Narrenkappe präſentirt und er hat gelächelt und g'rufen: „Alaaf Köln!" — Wie wär' das Geld jetzt für die armen Pleßer und Rybniker in Waſſerpolen und Schleſien gut geweſen, die kein Brod zu eſſen

haben und denen die Kartoffeln mißrathen sein und die am Nervenfieber zu Grund gangen sind. Hunderttausend Thränen wären getrocknet und der Hunger wär g'stillt worden und sie hätten keine Narrenkappen bracht, sondern ein: „Gott vergelt's!" und 's schwere Geld wär' im Land geblieben und nicht in's fremde Land geschleppt worden!

Aber Gott sei Dank, die Nationen werden majorenn und entwachsen den Zuchtruthen; sie wollen wissen, wo's Geld hinkommt und warum ein Zweigroschenbrod vier Groschen kostet! Preußen hat kein Metternich g'habt, auf den es sich hat ausreden können. Bei uns war's anders; unser öst'reichische Menzikoff, der hat nur für sich denkt und unserm guten Kaiser immer die Wahrheit verheimlicht, bis das Volk ihm selber die Maske abg'rissen hat. Und da hat der gute Mann sich schleunig stisirt — warum is er denn nit blieben und hat Rechenschaft gelegt?! — Auf'n Spielberg in Brünn wär' Einer kummen, wann er vor ein zwanzig Jahren dem Metternich die Proposition g'macht hätt', die Preßfreiheit aufzuheben! Wir haben sie jetzt und können schreiben und sprechen, was wir wollen; aber Gott der Allmächtige soll uns b'hüten, daß wir das köstliche Präsent mißbrauchen, oder unsere Feder gegen's eigene Vaterland kehren oder gute Absichten verketzern sollten!

Bürger und Bauern, deutsche und böhmische Brüder, bleibt's treu und einig, und wenn Ihr Einem nicht traut's, so sei's der Russe! Ihr könnt denken, was Ihr wollt, denn jetzt haben wir keine auf Lebenszeit angestellten Zucht- und Kapellmeister, nach deren Noten wir tanzen müssen, keine Censur und keine Censoren! Aber wir werden schreiben für Gott, für Kaiser, für Recht und Vaterland!!! Vor 400 Jahren hat der Johannes Guttenberg die schöne Kunst erfunden, womit man zur ganzen Welt sprechen konnt'; ich glaub', er hätt' seine Typen zerschmettert und zerbrochen, wann er g'wußt hätt', daß wir einmal eine Censur kriegen und wem haben wir die zu verdanken g'habt? Wir haben für seine große Kunst den fürchterlichen Zoll der Censur entrichten müssen! Darum Dank dem Fürsten, der uns die Freiheit des Wortes wiedergab, und Dank den wackern Männern, die ihm halfen, die Lieb' seines Volks durch einen Akt zu befestigen, der uns von Herzen rufen läßt: Oest'reich über Alles!

Ich bleib' wie immer meiner Frau Base wohlaffektionirter Vetter Rübezahl.

Der Fichtelberger an seinen G'vatter Rübezahl.

Er ist ein guter Mann, mein lieber G'vatter, denn er meint, wir werden einen Frieden haben, und doch mein' ich halter, 's ist ein unterdrückter Bürgerkrieg! Wo die Nationen so gähren, wie die Hefen in ein'm Bierfaß und die Volkselemente so im Brausen sind, da ist's ärger, als wenn Kanonen donnern und Kartätschen fliegen! Setz' Er 'mal eine Brillen auf — eine gute Brillen ist was werth, merk' er sich das! Ich hab' mir neulich eine in München kauft, wie ich die letzten Tag' d'rüben war und der Gräfin Landsfeld zug'sehen hab', wie's vor Zorn blaß wurde — und ich glaub' seitdem, ich sieh' mit der Brillen den Leuten in's Herz hinein — Er hat einen eisgrauen Kopf, aber ein Feuerherz, und ich bin schon mehr nach der Civilisation zugeschliffen und zugestutzt, weil ich mich seit ein Paar hundert Jahren an Bayern anlehne! Weiß Er aber, was das sagen will?

Bayern ist zuerst ein Land mit bayrisch Bier
Und Bock und Sangverein,
Walhalla steht bei Regensburg
Und jammert, daß kein breiter Strom
Von Bock und bayrisch Bier zu seinen Füßen schwimmt!
Dann ist's ein Land, das seine Söhne
In's Ypsilon der Griechen zwängt,
Und Griechenland den Bayern unterworfen!

Ja, lieber Rübezahl, ich bin stolz darauf, ein halber Bayer zu sein, wenn auch diese meine Verse nicht wie die gewissen langsylbigen Verse von dem großen Dichter bei dem altrömischen Baron Cotta mit Silberdruck erschienen sind; ich bin stolz auf mein Bier und meine Griechen! Aber 's hat mir doch nicht g'fallen wollen, daß ein Weib sich so frech unterstehn, das Thor einer deutschen Universität sperren zu wollen! Die ist ja nicht werth, daß sie Deutschland trägt, und ich dächte, der Boden unter ihren Füßen müßte vor Scham gewankt haben, wie sie mit den flüchtigen Rennern aus den deutschen Gauen herausfuhr! Ja, ja, es ist kein Patriotismus, der den Jesuiten Häuser baut.

Die haben ihr altes Regiment wieder in Deutschland einführen wollen, obwol sie der römische Hof nie hat gutiren können; sie sind mir immer vorkommen, wie die Janitscharen der Türken oder die Strelitzen der Russen. Sie waren eine gefährliche Leibwache des Vatikans! Sie haben's wegg'habt, wie man regieren muß, denn sie haben Fürst und Volk regiert, sie sein in den Beichtstühlen der Könige gesessen und auf den Schulbänken der Kollegien.

Caveant principes, ne quid detrimenti respublica capiat! hab' ich mir immer gedacht, so lang die Jesuiten noch am Ruder waren! Mit denen ist's jetzt auch wieder vorbei.

Wir Deutschen sind doch ganze Leut', wir sind ein berühmtes, historisches Volk — denk' er nur an Herrmann und Karl den Großen — über die Schneefahrt in Canossa breit' ich einen Schleier — also wird man einmal sagen, wenn man nach Deutschland kommt, es ist ein klassischer Boden! Na, daß der Boden nur nicht einmal so klassisch wird, wie jetzt der griechische Boden. Ich muß ihm da eine kleine Anekdote zum Besten geben.

Es hat mir einmal mein Vetter Spiridion Tschuripopolis aus Griechenland geschrieben, er wolle mir eine Anstellung dort verschaffen und ich würde mich gewiß glücklich schätzen, auf klassischem Boden zu leben; ich antwortete ihm aber ganz lakonisch: „Der Boden Griechenlands ist nicht mehr klassisch!"

Gewiß hat mich mein Vetter bei der griechischen Leibgarde als Feldwebel, oder wie sie's dort heißen, Ober-Ypsilon anbringen wollen, weil er weiß, daß ich seit ein Paar hundert Jahren Schildwache zwischen Böhmen und Bayern stehe. Aber ich bin zu einem Ypsilon verdorben und rühr' mich nicht von der Stell'. Ueberhaupt ist Griechenland so ein Stück Algier für uns Bayern gewesen, — wir haben auch so eine Colonie im Süden Europa's ang'legt, aber sie ist schlecht aufgangen. Ueberdem ist's eben so ein undankbares Geschäft, in Griechenland König zu sein, wie's einmal für den Baron Neuhof fatal war, daß er König von Korsika wurd'. Ja, wenn's noch ein König von Polen wär', das lasset ich mir noch gefallen, aber wen wollten's dazu nehmen? Gut wär's, wenn die drei Mächt' das Land freigebeten; besser, als wann eine immerwährende Schildwach an der Weichsel stehen muß, die dem Land Millionen kostet!

Auf die Art hätten die Deutſchen auch ein tüchtiges Bollwerk gegen Rußland und könnte dem Norden nimmer einfallen, ſich in die Angelegenheiten von Süd und Weſt zu miſchen, die ihn eigentlich eben ſo wenig angehen, als mich der Chimboraſſo. Ich hab' mir erzählen laſſen, daß die Polen und die Schleſier gern öſt'reichiſch wären und die Lombarden ſardiniſch — ich weiß nicht, was ich mir da d'raus nehmen ſoll, aber glauben möcht' ich, daß man Alles ſo richten könnt', daß das Gleichgewicht in Europa doch beibehalten wird. Oeſterreich wird mit den Italienern niemals und Polen nie mit Rußland auskommen.

Den Venetianern ſpuckt die Republik auch noch alleweil im Kopfe 'rum, obwol der Hafen verſandet und die piazza di San Marco wieder ganz honorabel und loyal iſt. Es war ſo ein Stück Krakau — ganz ſo — und hat auch wieder ſo ein End' genommen. Die Moſes und Mahomed's kommen alle Zweihundert Jahr auf die Welt, und auch die Napoleon's und alten Fritze repetiren ſich; warum ſollt's nicht auch einen modernen Paradeiſer geben, der eine Stadt ohne Schwertſchlag räumt? Die hübſchen Monumente müſſen ja g'ſchont werden. Da hätten manche Städt' ihre alten Monumente ſelber mehr ſchonen und den Promenaden z' Lieb' nit ſelber z'ſammreißen ſollen. — Sie bauen auch immer neue Monumente, und faſt jeder tauſendſte Mann in Deutſchland hat ſein Monument. Es iſt eine Ehr', monumentfähig zu ſein und Viele haben ein ſteinernes Adelsdiplom in der Taſchen. Aber zu einem Monument will ich ſelber aus meinen Bergen die Steine liefern, wenn's einmal dazu kommt, wenn's nämlich der deutſchen Einheit ein Monument bauen werden.

Der Tag aber wird noch lang' auf ſich warten laſſen, wo wir das Reſultat der deutſchen Einheit feiern werden. — Mein Freund, der Kahlenberger aus Wien, hat mir g'ſchrieben, daß der Dichter Bauernfeld wahnſinnig worden is und ſein Delirium alleweil ruft: „Wir haben noch nichts, wir haben noch nichts!" Kinder und Narren ſprechen die Wahrheit, — noch nie hat ein deutſcher Poet Etwas gehabt! Mir hat's Herz bei der Nachricht geblutet, daß der Dichter vom „deutſchen Krieger" ſo bedenklich krank iſt; Gott ſoll ihn vor dem Schickſal des armen Lenau bewahren. Wann der G'vatter auf ſeiner Wanderſchaft auch nach Wien kommt, ſo grüß' er den braven Mann, den biederen, herzigen Dichter vielmals von ſeinem ihn wahrhaft hochſchätzenden

Fichtelberger.

Feuilleton.

Oeſterreich und Europa.

Das Jahr 1848 iſt weit bedeutungsvoller wie irgend eines in der Weltgeſchichte, zumal für Oeſterreich; es iſt eine langwierige Bartholomäusnacht, eine Fortſetzung der franzöſiſchen Revolution und es fehlt uns weiter nichts, als ein Robespierre oder Danton, der uns terroriſirt. Frankreich hat jetzt ſchon einige Male gefunden, daß ſeine Staatsverwaltung zu ſeiner Lage nicht paßte, das empfand es unter Ludwig XVI., in den Julitagen 1830 und in dem noch weit bedeutſameren Februar des Jahres 1848, der dem klugen Bürgerkönige die Krone koſtete. Einen großen Impuls zu jeder Bewegung hat immerdar das Beiſpiel der inkräftigen nordamerikaniſchen Republik gegeben; die Franzoſen haben begonnen und die Deutſchen blieben nicht zurück, denn ſie waren von jeher gewohnt, den Franzoſen Alles blind nachzumachen. Diesmal war es wol gut, ſonſt lägen wir noch immer im Drucke des alten Syſtems. Daß der Lauf der Dinge aber auch den Wienern die Schlafmütze vom Kopfe riß, iſt bewundernswerth; aber ein Beweis, daß ſelbſt ein Volk, das gerne lebt und gut lebt, handeln kann, wenn es will und die Zeit zum Handeln da iſt.

Auch in Oeſterreich hat man trotz aller Geheimnißthuerei des Prinzipal-Miniſters einſehen gelernt, daß das Deficit der Finanzen mit jedem Jahre ſtieg; daß wir am Vorabende eines Staatsbankerottes ſtanden; daß die Zuſagen der Fürſten von 1813 und ſpäter, „leere Worte" waren. Die öffentliche Meinung war durch den Einfluß der Schriftſteller endlich auch eine freiere geworden und man hat gefunden, daß wir entweder weiſe Conſtitutionen erhalten müſſen, oder Republiken bilden werden. Es geht einmal nicht mehr mit den alten Syſtemen und geiſtigen Zöpfen und ſollten einmal die Throne wanken, ſo werden wir auch die längſte Zeit eine Ariſtokratie und einen fettpfründigen Clerus gehabt haben.

Es ſcheint, als wollten die Völker Europa's je nach Verſchiedenheit der Sprache und Nationalität ſich ſepariren und nach dem Vorbilde Amerika's Staatenbündniſſe ſchließen, von dem ſie ſich haben überflügeln und politiſch beſchämen laſſen. Es wird ein Völkerkampf der fieberiſchen Aufregung folgen, ja er iſt ſchon da; Nationen werden ſich an Nationen ſchließen, andere trennen und ſo werden auch nach Maßſtab der Nationalſprachen neue Beſtimmungen eintreten. Wir haben in der Weltgeſchichte große Perioden, Zeitabſchnitte kennen gelernt; eine der größten war die Völkerwanderung. Wir ſtehen in einem neuen Zeitalter, in dem der Völker-Separirung Jedem Kampfe, jedem Streben folgt eine Löſung und ſo werden ſich auch die Völker nach ihren Intereſſen wieder verbrüdern, wir ſehen das an Italienern und Slaven. Die Lombardei und Schleswig haben bereits Schilderhebungen gemacht, die Slaven werden auch kommen. — Unſere Kinder werden bald ihre geographiſchen Lehrbücher in's Feuer werfen müſſen, denn es wird bald nur ein Frankreich, ein England, ein Geſammt-Deutſchland geben, doch hoffentlich ohne die ††† Hegemonie des Königs an der Spree, wir werden da dem Rieſenkoloß Rußland begegnen, dann einem ſiechen Spanien, einem neuen Central-Italien, frei von Pfaffen-Sceptern, einem leider geſchwächten Oeſterreich und endlich einem großen ſlaviſchen Kaiſer- oder Königreich, frei von Rußland, frei von Deutſchland, frei in und durch ſich ſelber.

Oeſterreich iſt politiſch ſo geſchwächt und ſo viele Nationalitäten ſtehen unter ſeinem Scepter, daß an einen langen Halt ſchwerlich zu denken iſt. Wir hören nur: ich bin ein Pole, ein Ungar, ein Böhme, ein Italiener, aber keiner ſagt: ich bin ein Oeſterreicher! Das iſt im Grunde ein böſes Omen, und die Wiener wiſſen wol, warum ſie ſich unter die Flügel des Frankfurter Adlers flüchten. Das Elend der Völker haben lediglich die Ariſtokraten und der reich gewordene Pöbel, weniger aber die Fürſten über Europa hereingebracht; die vornehm ſchnaubten und die Nüſtern blähten und reiche Plebejer, die auf Wollſäcken geboren ſind. Nicht nur darum iſt ein Land arm geworden, weil die privilegirten Blutegel ihre Vampyr-Rüſſel an ſeine Adern legen; nicht blos darum, weil unter dem geſchmeidigen Krummſtabe eines üppigen Clerus das fette Land verdorrte; nein, ſondern weil der reiche Pöbel auf ſeinen Kiſten und Säcken ſitzt und ſtatt Herzen Kieſelſteine im Leibe hat! Die Armuth, die Chriſtus ſeinen Apoſteln predigte, hat ſich in Ueppigkeit gewandelt, doch das wird anders werden! — Ich bin weit entfernt von Sympathien des St. Simonismus, denn da könnte jeder Lump ſo frei ſein, ſich ſein Stück am Lebensgute beizulegen, aber eine rechtmäßige Vertheilung der Güter, der Arbeit, des Verdienſtes iſt ein Poſtulat der Zeit! Das Ideal eines Staates, wo man keine kirchlichen Popanze und keine Polizeiſtöcke mehr brauchen wird, iſt ein ſchönes Utopien und doch glauben wir, daß eine ſchönere Zeit hervorgehen wird aus den Wirren der Gegenwart, wo das Volk einmal ehrlich vernünftig wird. Aber die Stunde der wahren Volksaufklärung hat noch lange nicht geſchlagen! Zehntauſendmal ärger aber, als der Deſpotismus der Fürſten und die Willkür der Kanzleigötter und Aktenmenſchen ſind die übermüthigen Arro-

ganzen der Völker, wenn ihre Wünsche überströmen und Niemand sie in ein vernunftgemäßes Bette zurückleitet!

Die Völker sind noch nicht ganz reif zu einem politischen Bewußtsein; aber Fluch den unheilbringenden Mördern der Aufklärung, den Finsterlingen der Bureaus, den Metternich's und Sedlnitzky's, den Genz, den Siegwart Müller. Groß wäre ihr Verdienst gewesen, wenn sie das Volk mälig herangebildet hätten, statt das chinesische Bambusrohr der Polizei über den Häuptern zu schwingen! Entfesselt ein lang geknechtetes Volk einmal; ihr werdet die Folgen sehen; zehntausend Köpfe ohne Leiter richten millionenmal mehr Unheil an, als dreißig Knutenfürsten und dreihundert Padischah's mit Millionen Paschas und Spahis.

Was soll aber aus der Welt, aus den Völkern werden, wenn jeder dareinredet, und wer kann die wahre Stimme aus 100.000 Exaltados erspähen? ließen die Leute zumal die Proletarier die Berufenen handeln; aber der Schuster politisirt und Schneider setzen den Papst ab; Dachdecker wollen ein neues Ministerial-Gebäude aufführen und Krämer und Köche verpfeffern die Weltzustände. Bleibt bei Euerm Leisten, Unberufene, und arbeitet; sonst sind wir der Hungersnoth näher, als durch Mißwachs; aber liegt nicht den ganzen Tag in Bierhäusern, um zu debattiren. Es ist gut, wenn jeder Bürger sein Votum hat und sich mit den Angelegenheiten seines Landes befassen kann; aber er muß nicht das Haus darüber und nicht vergessen, daß er arbeiten muß, wenn er leben will, denn es ist schon einmal so in der Welt eingerichtet, daß ein Jeder, der essen will, die Hände rühren muß, und das gewiß nicht mit Unrecht! Was aber haben die Exaltirten bis jetzt in Sachen der Nation gethan?

Noch elender aber, als jene ministeriellen Finsterlinge, die jede politische Bildung und Regung der Völker hemmten, waren die politischen Ueberläufer, diese Parteigänger der Zeit, der Laune, des Geschmackes; die heute ihre Steinwürfe plump gegen das Gebäude alter Systeme schleuderten und morgen wie feige Hunde den Schweif einzogen und lobten, weil man ihnen auf halboffiziellem Wege das doppelzüngige Maul mit gemünzten Silberbarren stopfte. Kaum war aber das Panier der Freiheit auf den Trümmern des Despotismus aufgepflanzt, so schimpften sie ärger wie vor und bellerten Alles mit ihrem Geifer.

Kein Ausdruck ist derb genug, um dieses Schlangengezüchte zu brandmarken, wenn nicht die Achtung, die wir Männer des Wortes der Leselwelt schuldig sind und die jedes unzarte Wort gebietet; uns Mäßigung geböte! Ja, nicht Männer der Feder allein, in Kanzlei und am Gelehrtentisch gab es unter diesen meineidigen Apostaten, die den Mantel nach dem Winde drehten; wir haben in letzter Zeit sogar Könige in so ehrenwerther Gesellschaft gefunden!

Ja, die Völker liegen noch sehr im Argen, das sieht man aller Enden, aus allen Thaten! Wenn der Weltengeist über uns nicht ein Ende macht, Menschenhände können es nicht!

Oesterreich ist durch seinen alten Minister sehr übel weggekommen und es gilt die äußerste Kraftanstrengung, wofern es sein Ansehen Europa gegenüber erhalten will. Aber Oesterreich hat von jeher grimmige Feinde an Rußland und Frankreich gehabt, die, wenn auch grinsend freundlich, doch stets eifersüchtig auf die spanisch-österreichischen Provinzen waren und nur den rechten Moment erspähen wollen, um Oesterreich in seine schwachen Flanken zu fallen.

Nun haben die Oesterreicher wol den gordischen Knoten ihrer überaus drückenden Systeme durchhauen; aber es gibt auch kein einiges Oesterreich mehr, das Deutschland und Europa würdevoll gegenüber steht; ja ich glaube behaupten zu können, es hat nie eines gegeben. Zu viele verschiedenartige Volkselemente leben unter einem Scepter und das thut nie gut. Die Niederlande und Italien waren nie gut spanisch oder österreichisch gesinnt und Böhmen und Ungarn halten zu großartige, alte Institutionen und Erinnerungen, als daß sie sonderlich gern dem Fürsten eines, im Grunde nur kleinen Stammlandes unterstanden wären. Ich will damit keineswegs die Regierungsweise der Habsburger verdächtigen, denn es gab wahrhaft gute und biedere Fürsten unter ihnen und gibt es heute noch, aber ihre Rathgeber waren schlecht und die Jesuiten und römischen Satelliten bestimmten den Thron und die Fürsten durch die Schrecken der Religion. Die Minister sogen das Land aus und sagten, es wäre noch zu früh zur Aufklärung und die Liguorianer oder Redemptoristen, dieser moderne Auswurf Rom's, diese heuchlerischen, mönchischen Priester wirkten auf's Volk. Jetzt mit einem Male ist das Alles anders geworden, Oesterreich hat in drei Tagen mehr gethan, als in drei Jahrhunderten, es ist aber auch in bitterer Anarchie. Es fehlt an populären Führern, an populären und hauptsächlich ehrlichen Schriftstellern, die das Volk redlich belehren, an populären Staatsmännern und Priestern und endlich fehlt es am nervus rerum — am Lebensprinzip — am Geldel Kassen und Finanzquellen sind verstopft, die Mittelklasse gänzlich verarmt. In einem Momente also, der so ernster Ueberlegung bedarf; in einem Momente, der jetzt mit einem Male und zum erstenmale über ganz Europa hereinbricht, zum erstenmale seit Jahrhunderten so kräftig und intensiv; in einem solchen Momente sollte man in Oesterreich an Ernsteres denken, als an Fahnen und Kokarden und das was dazu gehört; denn nicht das Kleid macht den Mann; nein, das Herz, das unter'm Kleide schlägt! Statt den Urquellen des Völkerruins nachzuspüren, zersplittern sie ihre Kraft an Nebendingen, sie wählen und verwerfen Offiziere der Nationalgarde und kommen nicht an's Ziel! Kehre Jeder vor seiner Thüre, ehevor er den Unrath von andern wegschafft und wahrlich, Jeder hat hiemit übergenug zu thun. Geht doch erst im eigenen Lande herum und seht, wo es fehlt und helft, denn fürwahr, es fehlt an Vielem, ja an Allem! dann aber saget Euch vollends los von römischen und russischen Sympathien, von Knute und Pantoffel!

Ja, seit 1800 Jahren haben die Nationen unter dem Pantoffel gestanden allzumal und das ist eine schöne Zeit! Die Bischöfe von Rom haben diese 1800 Jahre trefflich auszubeuten gewußt. Rom wurde weich und reich, Europa arm und nackt. Der edelste Mensch, der je auf Erden in Göttergestalt wandelte, Christus hat es nicht gewollt, daß der Oberhirt zu Rom mit Kronen spielen soll; — Kronen sind keine Spielwerke für ehrgeizige Priester, Politik ist keine Kanzel für Apostel! Es muß auch mit Rom und dem dispensirenden Vater anders werden! Es fehlt unserer Zeit nicht an der Idee der wahren Christusreligion; aber das Beiwerk wird noch lange nicht wegfallen und der größte Reformator seiner Zeit hat kein Beiwerk gewollt und keinen geistlichen König von Rom, keinen Doge der Christenheit, wählbar von einer Zahl purpurrother Nobili in Cardinalhüten mit weltlicher Gesinnung; noch hat er gewollt, daß sich der Bischof von Rom in die Angelegenheiten der Welt menge. Die Kirche ist noch lange nicht so, wie sie Christus selbst ursprünglich gewollt hat.

Erst, wenn die Völker die Moral, des echten, wahren, unverfälschten, des reinen und schönen Christusglaubens erkennen, wird Völkerglück auf der Erde einziehen! Luther hat an den riesenschweren, altersrostigen Thoren des römischen Despotismus gerüttelt, daß es dreißig Jahre in Deutschland blutig knackte, weil die Deutschen Narren genug waren, und ihr heißes Blut für Rom hinspritzten. Oesterreich, Deutschland und das arme, blutgedüngte Böhmen wußten damals viel zu erzählen. Und Oesterreich seufzte am längsten unter römischem Drucke!

Andere haben sich auch gemüht, vor den schändlichen Römlingen zu warnen (ich will mit diesem Ausdrucke nur das Ungeziefer der Jesuiten bezeichnen), wie vor wenigen Jahren Johannes Ronge, aber ein Ronge war nun eben nicht der Mann, seiner Lehre Interesse und Achtung abzugewinnen, die weiter nichts war, als ein aufgewärmtes Lutherthum, das sich seitdem bedeutend verkühlt hat. Wer reformiren will, muß ein Mann sein, fragt aber in den Denkblättern der Geschichte aller Nationen, was ein Mann ist und wie wenig wahre Männer wir finden?!

Rom hat durch seine politisch-geistlichen Emissäre, die Jesuiten, stets dahin gewirkt, ein schwarzes Tuch über Europa zu breiten, und listig an den Nägeln gekaut, als seine Ränke entdeckt wurden; Rom hat nicht nur mit Oesterreich Fangball gespielt, sondern es war auch ein Feind aller Volksaufklärung, aller Völkerfreiheit seit undenklichen Zeiten; denkt nur an die sauberen Institute der Inquisition, der Censur — der Jesuitenschulen und königlichen Beichtväter! Wie viele Todsünden und politische Raubmorde mögen nicht die Tagebücher und geheimen Correspondenzen der Loyoliten enthalten?! Und jetzt mit einem Male wirft Rom den schwarzen Büßermaniel ab, nimmt ein buntseidenes Libertiner-Mäntelchen um und ruft: evviva la libertà! Freiheit in Rom! Kann Freiheit sich mit Rom paaren und sollte man es nicht für ein arges Märchen, für eine politische Lüge, für ein welsches Kunststückchen in machiavellistischer Art, für einen Puff halten?! — —

Die Zeiten sind vorüber, wo Rom der Wauwau für die ganze

chriſtliche Welt war! Der niedere Clerus ſelbſt hat vielleicht oft geheime Antipathien gegen Rom gehegt, und die Löſung der Wünſche des beſſeren Clerus iſt wol am Tage, denn man kennt jetzt in Deutſchland die ränkevolle, römiſche Politik, die Politik Italiens! Was nun Rom in einer Art ſchon gelungen iſt, verſucht Rußland, das Reich der Baskiren und Bajonnete, in einer anderen. Es will um jeden Preis eine Univerſalmonarchie, eine Hegemonie der Slavenländer ſich vindiziren. — Es hat hiezu keine andere Berechtigung; als jene, die allenfalls einem ſlaviſchen Volke durch Nation und Sprachverwandtſchaft zuſteht; aber welch' ein Unterſchied zwiſchen Ruſſen und Cechen; war Böhmen je geknechtet, ſo war es ein Kinderſpiel gegen Rußland. Ich glaube hier von Böhmen ſprechen zu müſſen, weil ich Manchen kenne, der ruſſiſche Sympathien nährt. Es iſt gewiß, daß Rußland Sympathien zu erregen wußte, nie bei den Deutſchen, leider nur bei den ſüdſlaviſchen Völkern. Und durch den Abfall der ſlaviſchen Stämme würde Rußland Oeſterreich ganz ſicher und unheilbar ſchwächen, denn es gibt kein Oeſterreich ohne ſlaviſche Elemente; hätte Metternich das eingeſehen und nicht jedes Aufſtreben der Nationalität unterdrückt, dann ſtünde es beſſer und anders. Die vorherrſchende Idee des Panſlavismus und eines großen Slavenreiches wäre nicht unausführbar; aber um jeden Preis, unter jedem Verhältniß müßte man ſich vor jedem Einfluſſe Rußlands auf die jungen, noch unentwirrten Zuſtände entäußern und wenn die Ruſſen uns auch noch ſo ſtammverwandt ſind.

Rußland iſt nicht jenes Land, das uns beglücken könnte es müßte denn dort erſt ganz anders werden; die Ruſſen ſind nicht die ſlaviſchen Brüder, mit denen wir, zum wenigſten aber die Deutſchböhmen in Eintracht leben würden. Und ſelbſt dann, wenn Rußlands Kaiſer auch ſeinem Volke unfreiwillige Zugeſtändniſſe macht, ſelbſt dann iſt weder Ernſt, noch redliches Wollen darin, es iſt nur eine neue Maske! Wir haben ja geſehen, wie gut es Rußland mit Polen gemeint hat, das doch auch ein ſlaviſches Land iſt. Und wenn auch ſein Agrat, der Herzog von Leuchtenberg die Krone Polens auf ſein Haupt ſetzte, ſo wäre das nur ein chevalereſker Titularkönig nach ruſſiſchem Styl und Zuſchnitt, und wir bekämen ein neues Seitenſtück zu Neu-Griechenland. Wir haben endlich geſehen, was man in Rußland unter Fürſtenwort und Amneſtie verſteht.

Die wahren Böhmen werden auf Rußland und ſeine Emiſſäre nie viel geben, denn durch Böhmen würde Oeſterreich ſehr geſchwächt werden, weit mehr als durch einen Abfall der italieniſchen und polniſchen Provinzen oder des Ungarlandes und ſeiner Kronländer. Die Böhmen haben leider ſeit Jahrhunderten den Deutſchen gebaßt, ſelbſt wenn er innerhalb ihrer Grenzen wohnte; aber kein Deutſcher hat Galgen für die Böhmen bauen laſſen, wie Rußland für die Polen; kein öſterreichiſcher Kaiſer hat ſeine Edelleute Spießruthen laufen oder auf öffentlichem Marktplatze erſchießen laſſen, wenn ſie ihm nicht zu Geſichte ſtanden und nur wenigen, im Verhältniſſe zu Rußland, wurde die politiſche Herberge am Spielberge erſchloſſen.

Auf Böhmen ſind jetzt die Augen von ganz Deutſchland, von ganz Oeſterreich gerichtet, denn alle Welt weiß, was Böhmen für Oeſterreich gilt. Nun gilt es aber den alten Kampf der Deutſchen und der Cechen, der niemals ſeine Löſung findet. Unſere alten Chroniſten erzählen uns ſehr viel davon, die Neuzeit lehrt es und es iſt, als ſollte die ſonderbare Prophezeiung Libuſſa's in Erfüllung gehen, wo es heißt, es wird den Böhmen nie an Brod, Blei und Silber fehlen, aber durch Welſche und Deutſche würden ſie viel an ihrem Ruhm verlieren! Und ſo kam es auch, hätten die Italiener ſich nicht geſondert und die Deutſchen nicht Mißverſtändniſſe herbeigeführt, in Böhmen wäre es vielleicht zur Stunde ruhiger.

Viele Ultras wollen es ſich nicht eingeſtehen, daß wir nicht mehr jenes Böhmen haben, wie wir es vor 200 Jahren hatten. Die Schlacht am Weißen Berge hat viel geändert; die Böhmen wurden politiſch leibeigen und haben ſich erſt durch Metternich's Sturz von Neuem emanzipirt. Wir ſind ein neues Volk, und unſer Böhmen iſt in der Gegenwart ein Land, das einem größeren Staatenbunde ſich angeſchloſſen hat; wollen wir uns jetzt ſepariren und das deutſche Element, das mit dem unſrigen vermengt iſt ganz abſondern; dann müſſen wir auch unſer jetziges Syſtem ganz über den Haufen werfen. Die Böhmen wollen nur gleiche Rechte mit den Deutſchen, und das können ſie mit vollem Recht verlangen, denn ſie ſind das Urvolk; aber auch die Deutſchböhmen begehren nur keine Hintanſetzung, wenigſtens die vernünftigeren. Wer kann nun dafür, daß das deutſche Element zuweilen übergroße Forderungen macht? Böhmens Grenzen, ſeine geographiſche Lage zumal und die Nähe der deutſchen Länder war den Einwanderungen der Deutſchen günſtig und es iſt nicht zu läugnen, daß ſie den materiellen Wohlſtand des Landes gefördert haben. Der große Canal des Völkerreichthums, der Handel hat zu öfteren Zeiten trotz Zollzwang und ungünſtigen Conjunkturen geblüht. Nun ſind aber die Deutſchen in Böhmen mit der Zeit Böhmen geworden, das heißt Landeskinder und haben ſeit Jahrhunderten gleiche Rechte erworben! Können ſie dafür, daß die Fürſten das ganze Land germaniſiren wollten? Iſt es endlich ihre Schuld, daß ſie, die zumeiſt die nördlichen Kreiſe des Landes bewohnen, nicht böhmiſch ſprechen lernten? Die Sprache allein macht die Nationalität nicht aus, wenn ſie auch ein theures Palladium derſelben iſt; iſt doch der deutſche Elſäſſer auch ein Franzoſe, der Lombarde ein Oeſterreicher, der ruſſiſche Kurländer im Grunde des Herzens ein Deutſcher; ſind endlich nicht die ſächſiſchen Anſiedler in Siebenbürgen nicht auch Ungarn und Siebenbürger? Wenn nun jede Nationalität ſich feſtigen und ein Stamm von fremdländiſchem ſich mit einem Male löſen würde; dann müßten Völker wandern und es würde mitunter arg ausſehen um Kron- und Thronrechte, davon freilich ein großer Theil in neueſter Zeit wird aufgegeben werden müſſen. Die Deutſchen ſtehen daran, einen großen Völkerbund zu ſchließen und der königliche Bannerherr von Preußen hat klüglich herausgefunden, daß es Zeit iſt, ein modernes Proletkorat in Deutſchland einzuführen. Darum hat er auch die Bewegung in Schleswig unterſtützt; das iſt zwar löblich, aber das hätte er ſchon längſt thun ſollen, wie jeder deutſche Fürſt; überdies thut er es nur aus Intereſſe, weniger um der guten Sache willen. Die Schleswiger hatten allerdings Recht, daß ſie nicht däniſch ſein wollten, denn Dänemark lebte von Schleswig-Holſtein, wie etwa ein alter, ſiecher Greis, der durch ein junges, friſches Mädchen grünt und blüht und wieder auflebt, aber Schleswig iſt ganz deutſch! Dänemark ſchlich ſich ein. Dann ſollte aber auch Elſaß und Lothringen anders denken und die Franzoſen den deutſchen Rhein ganz und gar meiden; was den deutſchen Geſammtintereſſen allerdings recht wol bekommen würde, denn Rhein und Elbe — herrliche Perſpektive! Frankreich und Rußland beide müſſen ſchier erblindet ſein von dem langen, begehrlichen Schielen nach unſern deutſchen Strömen.

Ebenſo hat der König von Sardinien und Papſt Pius IX. in Rom, der ſchon um einige Jahre früher wußte, wie viel es geſchlagen hat, denn er hatte einen guten Zeiger, gemeint: es wäre gut, Alles zu arrondiren, was italieniſch ſpricht und ſich zu den neuen Acquiſitionen auch Südtirol auszubitten, weil dort noch ein hübſches Feld für italieniſche Spekulationen offen ſteht.

Wenn die eroberungsſüchtigen Fürſten ſo bedacht ſind, verwandte Völker zuſammenzubringen und Einheit der Völker und Sprachen zu bezwecken; dann ſollte ſich doch auch Rußland Liefs- lands und Kurlands entäußern; die chriſtlichen Paſcha's der Donaufürſtenthümer und die Pforte die geraubten, gefangten und geplünderten ſlaviſchen Provinzen der europäiſchen Civiliſation zugänglich machen und herausgeben.

Aber das iſt ſchwer! Mit Fürſten läßt ſich hierüber nicht unterhandeln; hier müſſen die Völker handeln und ſie werden es thun, wie ſie zu allen Zeiten gethan haben, durch Revolutionen.

Nord und Oſten lugen nach der Hegemonie des Slaventhums; aber Oeſterreich iſt zu erſchöpft, um einzuſchreiten, es liegt wie ein krankes Weib im Gebären, während Rußland mit Geld und Bajonneten ſattſam gerüſtet, das Feld der Politik und des Krieges betreten kann. Es iſt lächerlich, wenn man Oeſterreich räth, ſeinen Schwerpunkt an den Donaumündungen zu behaupten, jetzt, wo ſeine alten Länder genug zu ſchaffen geben! Und würde Rußland ſich dabei ruhig verhalten? Es weiß recht gut, daß der europäiſche Staat, der den Donaumündungen gebietet, über den Orient und durch den Orient über die Welt herrſcht! Darum duldet Rußland lieber noch ein Jahrhundert lang Barbaren in Europa!

Wir ſehen leider, daß in Oeſterreich derſelbe traurige Stand der Dinge wiederkehrt, der zu Maria Thereſia's Zeiten da war; Oeſterreich iſt im Innern zu uneins, um ſein Anſehen nach Außen zu feſtigen, ſeine Würde zu behaupten und iſt es da ein Wunder, daß zum zweiten Male ein gekrönter Räuberhauptmann Oeſterreich gegenüber imponiren und den alten Fritz ſpielen will, ohne die Gaben und das Genie dazu zu haben?!

Wir haben es gesehen, daß selten viele Völker und verschiedene Nationalitäten sich unter einem Fürstenhute einigen lassen. Kommt es einmal so weit, daß so widerstrebende Elemente sich durchaus nicht versöhnen wollen, so lasse man sie immerhin, gewähren und es mag ein jedes Land, ein jedes Volk sein Glück auf jenem Wege suchen, wo es dasselbe zu finden glaubt. Mit Zwang läßt sich nichts ausrichten.

Es wird einen neuen Makel auf Oesterreichs Geschichtsbücher, werfen, wenn sich ein großer Staat von einem italienischen Duodezkönig schwächen läßt, wie es vor hundert Jahren für Oesterreich eine Schmach war, daß es den Friedensvertrag zu Hubertsburg unterschrieb; so hat Italien seinen gefährlichen Nachbar zu schwächen gewußt, seit Jahrhunderten durch Lug und Trug, durch Masken und Beichtstühle. Darum hüte sich Oesterreich vor Rom, denn römische Freundschaft ist Verrath gewesen zu jeder Zeit.

Immerhin mag aber Oesterreich sich seiner italienischen Provinzen entrathen, wenn es nur die Eintracht der Slavenstämme erhält. Aber auch hier haben russische Einflüsterungen Unheil gestiftet und lösen sich nicht die Mißverständnisse, die Deutsche und Böhmen entzweien, so steht uns in nächster Zeit, ja unter unsern Augen ein Völkerkampf bevor. Die Ultras vergessen immerdar, daß Böhmen ein anderes ist, wie es vor 200 Jahren war und daß die Zeiten der Dreschflegel und Morgensterne vorüber sind. Unter meinem Kleide schlägt ein eben so ehrliches, böhmisches Herz, als nur irgend eines vor 200 Jahren unter dem Waffenrocke eines freien Cechen schlagen konnte und ich bin stolz darauf, ein Böhme zu sein; wer würde es auch nicht, wenn er einer Nation angehört, die eine große, historische Vergangenheit hinter sich hat?!

Leider ist es der Sprachenkampf, der Volkerhaß, der gleichberechtigte Brüder veruneinigt. Sind die Einwohner Böhmens nicht Böhmen, ob sie deutsch, ob slavisch sprechen? Wir sind fest überzeugt, daß kein Deutscher unserer Muttersprache Hindernisse in den Weg legen wird; sollte aber durchaus kein Auskommen zu finden sein, dann wird sich Böhmen neuerlich sondern, in ein Nord- und Südböhmen, von Deutschen und Slaven bewohnt, ein Deutschböhmen und ein Cechenland. Was aber sollen wir thun, die wir deutsch und slavisch sprechen? Eintracht ist am besten, denn Eintracht erhält, Zwietracht zerstört. Das sehen wir in der Hauptstadt und am Lande, wo ein eigenthümlicher, unheimlicher Geist überhand nimmt und es ist wirklich faktisch, daß wir hier in Böhmen ein zweites Posen spielen; denn eines will Abgeordnete zum deutschen Parlament senden, das andere ruft aus voller Kehle: „Pereat Frankfurt!“

Die Böhmen mögen Recht haben, besonders die cechischen Böhmen, wenn sie von einem Anschlusse an Deutschland nichts wissen wollen; denn wir wissen recht gut, was uns von jeher von den Deutschen wurde; aber wenn wir auch die auswärtigen Deutschen, die Sachsen, Hannoveraner, Bayern, Schleizer und Sondershauser, die Badener und Detmolder nicht wollen; wenn wir auch einsichtsvoll genug sind, uns von den fremden Deutschen keine Gesetze vorschreiben zu lassen, lasset uns darum nicht die Deutschen in Böhmen verachten!!!

Ich selbst, ein Slave, ein Böhme, dessen jeder Pulsschlag dem Vaterlande geweiht ist, gestehe, daß es selbst den eingeborenen Deutschen in Böhmen jetzt sehr unheimlich vorkommen muß und das kann wahrlich keine guten Früchte für das Gesammtwohl der Nation tragen. Wir haben nicht blos Pflichten der Gastfreundschaft zu üben, unsere Sorge mag auch dahin gerichtet sein, daß die einheimischen Deutschen Interesse nehmen an der Sache der böhmischen Nation. Mit den ultramontanen Ansichten vieler Slaven laufen wir geradezu dem russischen Despotismus in den Rachen! Sollte aber, was wir nicht wünschen, Böhmen einmal dennoch sich aus dem österreichischen Staatenverbande lösen, sollten die Böhmen sich wieder selbst Könige wählen; dann wählt weder einen Deutschen, noch einen Russen, denn beides würde der Natur der Sache übel bekommen.

An diesem Vorabend des großen Welt- und Völkerkampfes lächelt nur der Neutralität die Hegemonie über Europa zu. Darum hat sich Rußland den anderen Fürsten gegenüber, scheinbar auf die faule Haut gelegt und wir werden zu unserem Leidwesen sehen, wie das Cabinet von St. Petersburg der Uneinigkeit der Völker gegenüber sich benehmen wird. Es lauert nur auf die Gelegenheit und wartet die ersten Beschlüsse des deutschen Parlamentes ab, um vielleicht eine Demonstration zu machen, wobei ihm die Larve vom Antlitz fallen wird.

Wir kommen nun zu der Frage, wer hat den Umsturz der gewesenen Dinge bewerkstelligt? Weder die Männer der Feder, noch die Bauern am Pfluge — es waren die Proletarier der Städte, jene arme, unglückselige Classe von Menschen, die an das Marterkreuz des socialen Elends genagelt waren, blutige Fußtapfen waren ihre Spur, Hunger ihr Angstschrei, Brod ihr Gebet! Mit tiefem Jammer erfüllt uns der Anblick des Proletariats in Stadt und Gebirg. Keiner aus der menschlichen Gesellschaft trägt so viel Jammer und Entbehrung, als der deutsche Proletarier, der, um mich eines gang und gäben Ausdruckes zu bedienen, von der Hand in den Mund, oder von heut' auf Morgen lebt.

Der Proletarier am Lande, der Bauer war lange Jahre gedrückt, das wissen wir wohl; aber er ist auch über Nacht ein freier Mann geworden und will jetzt obendrein den Herrn im Lande spielen. Und doch ist der Proletarier der Städte, der Arbeiter, der arme Gewerbsmann, zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen ärger daran gewesen, als der Bauer. Schwere Arbeit, karger Lohn, Hunger und Conkurrenz, das war sein Fluch und wird es bleiben Jahrhunderte lang. Wer schreibt über das Elend des Arbeiters in Deutschland, Böhmen und Oesterreich, der zehnmal ärgere Frohndienste leisten muß, als der Bauer? Betrachten wir den Handwerker im Schoße seiner Familie, 5—6 Kinder hungern und frieren, denn für den kargen Verdienst konnte er nicht Brod kaufen für die Seinen, nicht Holz, um ihre erfrorenen Glieder zu erwärmen; das Bette wurde ihm unter dem Leibe weggerissen, sein Handwerksgeräthe verpfändet. Mein Gott, wie viel Tausende und Hunderttausende von Handwerkern und Arbeitern in Werkstätten und Fabriks-Etablissements haben um erbärmlichen Lohn gefröhnt, gehungert, gedarbt, gefroren und nicht gemurrt. Wie mancher Knabe und kräftige Jüngling wurde ein Opfer fauler Fabriksdünste und wie manches blühende Fabriksmädchen hat ihre Unschuld zu Markte getragen, um am Winterabend ein warmes Tuch zu haben, wenn sie nach Hause wankte. Die Arbeiter sind arm geworden, während Andere durch sie reich wurden; sie gingen in Fetzen und Lumpen, während ihre Herren kostbare Tücher trugen und Maitressen und Zweckessen hielten. — —

Das Ende von Allem war, daß der Arbeiter zuletzt müde und träge wurde und mit stumpfer Gleichgiltigkeit dem moralischen Tode zuwankte. Aber einmal an seiner wunden Stelle berührt, wurde der moralisch-sieche Mann ein fürchterlicher Schildträger. Wie sehr ist der Bauer zu beneiden gegen den armen Arbeiter, gegen den kleinen Manufakturisten. Er baut wenigstens so viel Brod, als er für sich braucht und kann noch welches verkaufen, der Gewerbsmann könnte es nicht einmal kaufen; der Bauer hat doch mindestens Feld und Hütte, der Gewerbsmann oft nichts, als seinen Hammer, sein Schurzfell, seinen Meißel, sein Werkzeug; der Bauer konnte sich ruhig schlafen legen, denn selbst im Falle einer Mißernte hatte er noch Brod für seine Familie, der Gewerbsmann aber wußte oft am nächsten Morgen nicht, ob er Arbeit genug haben würde, um sich nur das Brod der Armen — den faulenden Kartoffel kaufen zu können. Das vertheuerte Brod konnte er nicht kaufen, denn Niederträchtigkeit und Hinterlist trugen noch dazu bei, es ihm zu möglichst hohen Preisen zu verkaufen. Die unläugbar schlechte, nichtswürdige Aufsicht, die sich mitunter wenig um den gesetzlich bestimmten Preis der Lebensmittel bekümmerte und bestechlich war, ließ Alles gehen, wie es wollte. Dies war der ärgste Diebstahl der Behörden an dem armen Manne, am Arbeiter, an der Nation.

Blickt auf die Leichen des Vogtlandes und Riesengebirges, seht das Elend des Webers, geht hinüber in's Egerland und weidet Eure Augen an den bleifarbenen Kindern, die verkrummt und seelenlahm seit ihrem fünften Jahre beim Klöppelsacke aufwachsen und vom Brod der Armen, dem faulenden Kartoffel und der braunen Suppe — genannt Milchkaffee — gelebt haben, die zu Zeiten Moos und Kräuter aßen und doch zufrieden waren. Der arme Mann, der Gebirgsmanufakturist ist jederzeit ein Kreuzträger gewesen; der mindere Gewerbsmann nicht weniger, denn er wurde unrecht besteuert, ja Krämer mußten eben so viel Steuern zahlen als Bankiers und reiche Großhändler. Nicht nur das, aber auch die ungerechte Vertheilung des Lohnes hat uns oft so schwer bekümmert, denn in vielen Fabriken wurde der Faule eben so gut gezahlt, wie der Fleißige, der Trunkenbold eben so gut, wie der Nüchterne.

Der Bauer hat die größten Errungenschaften, den gesichertsten Grundbesitz, er wird seine Interessen wohl zu wahren wissen,

wer aber wird der ärmeren Volksklaſſe aufhelfen? Wer kümmert ſich um ſeine nächſte Umgebung? Wir wiſſen, was über und unter uns vorgeht, aber nicht was neben uns geſchieht? *) Was haben wir zu erwarten, wenn der Hunger alle Schranken brechen und jeder ſein Theil an den Glücksgütern verlangen wird, was ihm früher die Kurzſichtigkeit der Regierungen verſagte?

Unſer Jahrhundert iſt zu einem Extrem gekommen, das lange in Ausſicht ſtand, das Licht mußte einmal durch die Finſterniß hereinbrechen und die Völker mußten einſehen, wie ſie ſeit Jahrhunderten in ihren heiligſten Pflichten waren verletzt worden, und das weniger durch Souveraine, als durch ihre Rathgeber, welche die Zuſtände des Landes für ihre eigenen Intereſſen auszubeuten wußten, wie der öſterreichiſche Menzikoff, Metternich! Jetzt grünt den Völkern der Baum der Erkenntniß; aber ſie begehren zu viel auf Einmal, ich fürchte, ſie werden ſich übereſſen und an Indigeſtionen zu leiden anfangen. Dann werden ſie nach Aerzten ſuchen, die die Zeit erfaſſen, aber wo ſind ſolche?

Es darf uns nicht befremden, wenn wir alle Tage neuen Extremen begegnen, die Völker-Intereſſen ſind noch zu ſehr im Gähren. **) Aber die Zeit iſt da, wo die Völker ſich an Denen rächen werden, die Schuld an ihrem Drucke waren. Wir wünſchen uns aus vollem Herzen ein einiges Oeſterreich, denn wir ſind feſt überzeugt, daß unter einer zweckmäßigen Verfaſſung Oeſterreich einer guten Zukunft entgegen geht und den europäiſchen Mächten und ihren Anmaßungen die Spitze wird bieten können.

Möchte er aber jener Zeitpunkt noch fern bleiben, der für das geſammte Europa unausbleiblich iſt, wo Europa, das mehr als ein Jahrtauſend die Angelegenheiten der Welt überſah und leitete, das ein ausſchließliches Privilegium auf die Denkblätter der Weltgeſchichte hatte, wie ich mich faſt ausdrücken möchte, zerfallen wird, weil ſeine Völker uneins ſind. Dann werden die Staaten Amerika's als Muſterſtaaten daſtehen und Bewohner fremder Welttheile Europa etwa mit jener Pietät beſuchen, mit jenem wehmüthigen Schauer, mit dem wir die Trümmer von Memfis und Jeruſalem und den einſt klaſſiſchen, jetzt puniſchen Boden von Italien und Griechenland betreten! Amerika wird blühen, wenn Europa verblüht iſt. Wie manches Schwanenlied wird der wahren Freiheit bis dahin geſungen werden!

G. P.

Feargus O'Connor und die Kundgebung der Chartiſten von Kenningſton-Common.

Am 10. April d. J. fand in London eine großartige Demonſtration der Chartiſten ſtatt, über welche die Zeitungen umſtändlich berichteten. Bei dieſer Demonſtration hat Feargus O'Connor, deſſen Porträt hier beigegeben wird, die Hauptrolle geſpielt.

Feargus O'Connor, gegenwärtig Parlamentmitglied für Nottingham, iſt der Sohn Roger's O'Connor Esqu. von Conn' Orville, Bantry-Bay (Irland), und Neffe von Arthur O'Connor, welcher lange Zeit in Paris wohnte, wohin er ſich nach der im Jahre 1798 ſtattgefundenen Schilderhebung Irlands, bei welcher er in hervorragender Weiſe betheiligt war, geflüchtet hatte. Feargus O'Connor iſt Mitglied des iriſchen Gerichtshofes und war während einiger Zeit Eigenthümer des Journals „Northern-Star" (Nordſtern.) Seine parlamentariſche Laufbahn trat er 1832 an. Er vertrat die Grafſchaft Cork von 1832 bis 1835. Im letztern Jahre wurde er wiedererwählt, ſeine Wahl jedoch durch das Haus annullirt. In demſelben Jahre ſtellte er ſich nach Cobbett's Tode in die Reihen der Bewerber für Oldham, aber er fiel durch. Erſt im vergangenen Jahre gelang es ihm, wiedererwählt und als Mitglied des Hauſes beſtätigt zu werden.

Obwol die Zeitungen von den redneriſchen Erfolgen O'Connor's in den letzten Sitzungen des Unterhauſes ſo gewichtige Mittheilungen machten, darf man doch, um der Wahrheit die Ehre zu geben, die lächerliche Niederlage nicht unerwähnt laſſen, welche jene gerühmten Erfolge vernichtete.

Man wird ſich erinnern, mit welchem Geräuſch die monſtröſe Petition angekündigt wurde. Sie war von 5,706.000 Chartiſten unterzeichnet, hatte ein Gewicht von 5 Tonnen, war einige hundert Ellen lang, und mußte in das Haus der Gemeinen hineingefahren werden! Von dieſen Unterſchriften ergaben ſich jedoch ſo viele als ungiltig, daß nur 1,975.496 als echt anerkannt werden konnten. Sogar Frauen und Kinder hatte man unterzeichnen laſſen, damit die Seiten angefüllt würden. Außerdem figurirte in dieſen Namenliſten die Königin Victoria dreißig oder vierzig Mal; der Name des Herzogs von Wellington findet ſich auf jedem Blatte, eben

ſo jener Sir Robert Peel's. Zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen bemerkte ſogar der Oberſt Sibthorp, dieſer Stammhalter des alten Torysmus, daß man mit ſeiner Unterſchrift verſchwenderiſchen Unterſchleif gemacht und ſah ſich demzufolge gezwungen, eine energiſche Proteſtation gegen ſolche Uebergriffe der Anmaßung einzulegen.

Ungeachtet dieſer Fälſchungen blieb die Petition doch immer noch mit einer Menge von Unterſchriften belaſtet, welche durch Allgemeinheit des Namens der Prüfung nicht unterworfen werden konnten. So war z. B. der Name Smith nicht weniger als 150.000 Mal angebracht! Aber genau genommen, dürfte es ſich

*) Wir wollen manchmal ſogar nicht wiſſen, was neben uns vorgeht. Das habe ich ſelbſt empfunden, denn als ein Schriftchen von mir erſchien „das Freie Böhmen", das mit redlicher Offenheit manchen Uebelſtand beſprach und beſonders vor Rußland warnte, wurde mir erzählt, daß einige Nationalgarden einer böhmiſchen Stadt ihre Pallaſche zogen und mich in meiner Wohnung aſſaſſiniren wollten. Zum Glücke wurden ſie belehrt, ſonſt wäre ich wol zum Lande hinausgefabelt worden. Und ich bin doch gewiß ein guter Böhme! Aber, mein Gott, die Finſterniß laſtet noch auf einigen Köpfen und gegen Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens!

**) Möchte doch die neuerliche Verbrüderung der Deutſchen und Slaven in der Hauptſtadt dem ganzen Lande jene Beruhigung geben und überall jene Hegemonie der Nationalitäten herſtellen, die uns jetzt ſo Noth thut.

trotz der Allgemeinheit dieses Namens, noch immer in Zweifel stellen lassen, ob wenn alle Smith's in den vereinigten Königreichen die Petition unterzeichneten, die Summe von 150.000 herausgekommen wäre. M. Cripps trat deswegen besonders heftig gegen O'Connor auf, — in gleicher Weise entspann sich zwischen M. Cripps und O'Connor eine Debatte über das wahre Gewicht der Petition. In Folge des Streites verließ O'Connor den Saal mit den Worten, daß er anderswo als im Unterhause antworten werde. Sogleich wurde er von Gerichtswegen verfolgt, was jedesmal geschieht, so oft ein parlamentarischer Streit über die Schranken des Parlaments hinaus auf ein anderes Feld gezogen wird. Inzwischen legten sich mehre Mitglieder des Hauses in's Mittel und drangen in Mr. Cripps, die persönlich beleidigenden Ausdrücke, welche ihm im Verlauf der Rede entschlüpft waren, zurückzunehmen. Nur nach langem Bitten gab Mr. Cripps nach.

O'Connor wurde gefangen wieder eingebracht und erfuhr, was in der Zwischenzeit vorgefallen war. Mr. Cripps verständigte sich mit ihm und die ganze Versammlung vereinigte sich endlich auf Kosten der ungeheuren Petition, nachdem O'Connor erklärt hatte, die Debatte vorläufig nicht weiter verfolgen zu wollen. Später nahm er seine Motion ganz zurück und die so sehr gefürchtete englische Revolution ging in eine lächerliche Seifenblase auf, welche nicht besser bezeichnet werden kann, als durch die bekannte Fabel von dem kreisenden Berge, der eine Maus zur Welt bringt.

Badeleben.

Kalt-Wasserheilanstalt zu Kreuzen. Seit dem Jahre 1846 besteht auf der herzoglich Sachsen-Koburg'schen Fideicommiß-Herrschaft Kreuzen im Mühlkreise Oesterreich ob der Enns, eine Stunde von Grein an der Donau entfernt, in einer der anmuthigsten Gegenden von Oberösterreichs mit der Fernsicht auf die Gebirge Steiermarks eine Wasserheilanstalt, die die Natur selbst dazu geschaffen hat, indem in sehr naher Umgebung an 30 Quellen sich befinden, wovon bereits sieben mit einer Temperatur von 5 bis 8 Grade Reaum. gefaßt sind, die nach einer mit größter Genauigkeit vorgenommenen chemischen Analyse vollkommen rein, und dem Bad Gasteiner-Wasser gleich sind, nur daß letzteres heiß, ersteres kalt zu Tage kömmt. Bereits stehen 6 Douchen mit 12 bis 20 Fuß Fallhöhe und beliebig zu richtendem Strahle aus dem von den häufigen Quellen gebildeten Forellenbache, 3 großartige Wellenbäder, von diesem über Felsen stürzendem Bache gebildet, zwei Regen- und Wannenbäder mit zufließendem Wasser und eine aufsteigende Douche im Gebrauche. — Behandelnde Aerzte sind Herr Med. Dr. Franz Stark in Grein, und Wundarzt Maxmilian Keyhl in Kreuzen, welch' letzterer in Gräfenberg selbst diese Behandlungsart kennen lernte, und seither durch mehr als hundert gelungene Heilungen seine Fähigkeiten als Wasserarzt bewiesen hat. — Die Anstalt steht Winter und Sommer zum Gebrauche offen, und werden Bestellungen und Anfragen in jeder Hinsicht frankirt an den Wundarzt Max. Keyhl in Kreuzen erbeten.

Schloß Kreuzen, am 25. April 1848.

Historische Miscellen.

Buddeus studirte, seit seinem zwölften Jahre vierzehn Stunden täglich bis zu seinem Tode, an einem einzigen Tage seines Lebens jedoch nur vier Stunden: an seinem Hochzeitstage. Mosheim schlief und wachte abwechselnd eine Nacht. Andreas Baselius verließ seine Studirstube nur Sonntags, um in die Kirche zu gehen und Freitags, um seine Freunde zu besuchen.

Oeffentliche Blätter erzählen jetzt folgende Anekdote aus dem Leben Necker's, des bekannten Ministers Ludwig's XVI.: Im Jahre 1789 waren die Aussichten auf die Ernte in Frankreich schlecht, und Necker, damals Finanzminister, eine Hungersnoth für Paris fürchtend, hatte Aufträge wegen Körnerankaufs an das Haus Hope in Amsterdam gegeben, und um recht sicher zu gehen, eine Kaution von einer Million aus eigenen Mitteln angeboten. Am 11. Juli 1789 ertheilte ihm indeß der gutmüthige, aber schwache Ludwig XVI. unerwartet seinen Abschied mit dem Befehl, Frankreich in 24 Stunden zu räumen. — Er gehorchte, aber angekommen in Brüssel, erinnerte er sich jenes Auftrags an Hope, und fürchtend, daß dieser denselben unter den veränderten Umständen nicht weiter respectiren werde, wiederholte er sein Kautionsversprechen. — Paris erhielt auch später wirklich das von Necker bestellte und bezahlte Getreide und wurde dadurch vor Hunger geschützt, das revolutionäre Gouvernement beging aber gleichwol die Niederträchtigkeit, die Wiedervergütung jenes Vorschusses von einer Million an Necker zu verhindern. Erst Ludwig XVIII. zahlte diese Summe an Necker's Tochter, Frau von Stael; und es ist dies eben die Million, von welcher in den Mémoires sur la revolution de France dieser Dame, so oft geredet wird.

Eheliche Zweikämpfe. Bei unseren Altvordern waren auch Zweikämpfe zwischen Mann und Frau üblich, das heißt öffentliche und gesetzmäßige, denn die nicht öffentlichen bestehen auch bei uns noch und werden wol so lange dauern, als die Welt steht. Einen solchen Kampf beschreibt nach einer alten Handschrift Thomasius in der „Wolfenbüttel'schen Bibliothek," wie folgt: „Der Mann steht in einer runden etwas weiten Grube in der Erde bis an den Gürtel, hat in der rechten Hand einen Kolben, mit dem er nach der Frauen schlägt, er darf aber nicht herausgehen, noch der Frauen nachlaufen, auch nicht einmal mit der freien Hand sich an die Grube oder das Erdreich anhalten bei Verlust des Sieges. Die Frau hat einen Schleier in der Hand, in welchem vornen ein Stein von etlichen Pfunden geknüpft ist, womit sie nach dem Mann schlägt. Wenn die Frau dem Manne hinter dem Rücken kommen kann, bemüht sie sich, dessen Kopf hinterwärts aus der Grube zu ziehen und ihn zu erwürgen; pariri der Mann den Schlag mit dem Schleier, mit dem Kolben aus, so erlangt dadurch die Frau Gelegenheit, dem Manne den Kolben aus der Hand zu reißen. Parirt aber der Mann den Schlag mit dem linken und freien Arm aus, so umwickelt sich der Schleier um den Arm, und hat der Mann also Gelegenheit, die Frau zu sich in die Grube zu ziehen, da er dann trachtet, die Frau in der Mitte des Leibes zu fassen und sie in die Grube zu ziehen, auch zuweilen umzuloppeln.

Ursprung des Wortes „Bruder". Das Wort, welches in den verschiedenen Sprachen Europa's dem Begriffe „Bruder" entspricht, zeigt eine merkwürdige Aehnlichkeit. Die Verschiedenheit der Organe, der Sitten und der verschiedenen Umstände bei Entwicklung der Völker macht sich in den mehr oder minder großen Abweichungen bemerklich, welche dieses Wort bietet, wenn man die einzelnen Sprachen durchgeht. Welcher Art jedoch jene Abweichungen auch sein mögen, überall läßt sich der gemeine Ursprung erkennen. Die Hauptveränderung ist die von f in b, wenn man von den südlichen Sprachen zu den nordischen übergeht; allein man weiß, daß dies eine regelmäßige Umwandlung ist, welche in ähnlichen Fällen häufig vorkommen, und welche nur auf einer gewissen Neigung der nordischen Völker zu einer rauheren Aussprache beruht. Uebrigens ist nichts leichter, als der Uebergang von f zu v, und von v zu b. Diese Consonanten werden auf ähnliche Weise mit den äußeren Lippen ausgesprochen, und die nachlässigere Umwandlung ergibt da den ganzen Unterschied. Sonach kann man den brother der Engländer kaum als abweichend vom lateinischen frater ansehen. Dieselbe Verwandtschaft wird man leicht in folgenden Läufen erkennen: lateinisch frater; italienisch: bratello; französisch: frére; deutsch: Bruder; englisch: brother; gothisch: brothar; flämisch: broeder; dänisch: bratz; schwedisch: broder; wälisch: brawd; cornwallisch: bredar; bretagnisch: breur; irländisch: brathair; russisch: brate; polnisch: brat; dalmatisch: brat; böhmisch: bratr.

Da dieses Wort eines der wesentlichen Ausdrücke ist, welche die Sprachen nothwendig mit ihrer ursprünglichen Bildung schaffen, weil es einen zu allen Zeiten vorhandenen Begriff bezeichnet; so muß man aus dem gemeinsamen Gebrauche, den die Sprachen Europa's davon machen, auf einen gemeinsamen Ursprung schließen. Allein welche von allen diesen Sprachen nähert sich der Muttersprache am meisten? Um dies zu bestimmen, muß man zusehen, welche die Bedeutung dieses Wortes durch sich selbst zu erklären vermag. Man kommt solchergestalt zu folgendem Schlusse: Der Begriff „Bruder" ist in seiner größten Einfachheit kein anderer, als der eines Mannes, der von derselben Mutter geboren. Hält man sich nun an die celtische Sprache, so findet man daselbst die Elemente bru, Mutter, ad, ein Partikel, welcher die Wiederholung bezeichnet, ur, Mann, Braut bezeichnet demnach die Wiederholung der Mutterschaft und bruadur einen von derselben Mutter geborenen Mann.

Mode vor hundert Jahren. Noch sind es kaum hundert Jahre, daß man in Wien häufig Nasen von Wachs trug. Wer

daran zweifelt, lese in Küchelbecker's „Allerneueste Nachrichten vom kaiserlichen Hofe, Hannover 1732" die betreffende Stelle nach. Der possierliche Artikel ist dieser:

Die Libertinage ist zu Wien ungemein groß, und das Frauenvolk sehr coquette, und Niemand mißbilliget die Gemeinschaft beiderlei Geschlechtes, bis die Früchte einer allzugroßen Vertraulichkeit an den Tag kommen. Die Geistlichen predigen heftig dawider, allein vergebens; und sowol vornehme als gemeine Weibspersonen bleiben bei ihrer natürlichen Neigung. Ohne Zweifel kommt diese schändliche Aufführung und allzufreie Lebensart von der eingerissenen Schwelgerei her, als aus welcher unzählige Laster folgen. Es ist dahero auch nichts rares, daß man allhier „envoltirte" Personen sieht, welche statt der natürlichen Nase eine von Wachs gemachte zum Zeichen ihrer Konduite tragen. — Wie weit müssen also die guten Wiener in der Sittlichkeit vorwärts gekommen sein, da man sich der Wachsnasen jetzt nur noch auf Maskenbällen bedient?

Oesterreich über Alles.

Von W. J. Menzel, k. k. Professor in Görz.

Hoch lebe das Haus Oesterreich!
Ihm ist an Tugend keines gleich.
Nicht scheut es sich vor dem Gerichte
Der ernsten strengen Weltgeschichte:
Der Völker Glück, Gerechtigkeit,
War stets sein frommer Sinn geweiht.

Um seiner Krone reinen Glanz
Flicht sich der Friedenspalme Kranz;
Des Rechtes, nicht der Raubsucht Bande,
Verknüpften seine weiten Lande;
D'rum schützt es Gott zu jeder Zeit
In Leid und Widerwärtigkeit.

Verzag' nicht, guter Ferdinand!
Nicht sinken läßt Dich Gottes Hand,
Mag auch Verrath Dir gallwärts träufen,
Die Hölle Krieg und Aufruhr speien:
Dem Phönix gleich aus Todesweh'n
Wird Oest'reich schöner auferseh'n.

Ihr Völker Oest'reichs, eilt herbei!
Beweiset Eure Lieb' und Treu'
Ihm, der Euch stets als Vater liebte,
Der Milde nur, nie Strenge übte,
Der Euch mit freud'gem Liebesmuth
Verlieh' der Völker höchstes Gut.

Folgt des Tirolers Edelmuth,
Bezähmt zuerst des Feindes Wuth,
Verjaget ihn aus Euern Marken,
Wollt Ihr Euch retten und erstarken;
Laßt ruhen Wünsche, Zank und Streit,
Eh' Oest'reich von Gefahr befreit.

Fluch Jenem, der in dieser Noth
Nur thut, was Selbstsucht ihm gebot,
Der auf des Vaterlandes Trümmer
Will gründen seiner Ehrsucht Schimmer,
Auf Bürgerleichen, Blut und Grau'n,
Will seiner Größe Tempel bau'n.

Magyaren! Ihr einst Oest'reichs Ruhm!
O kehrt von Eurem Irrweg um,
Auf den Sophisten Euch geleitet,
Wo Ihr der Schmach entgegenschreitet:
Blickt hin auf Euer tapf'res Heer,
Es kämpft für Kaiser, Recht und Ehr'.

Und Ihr Kroaten! laßt den Groll,
Von dem das Herz Euch überschwoll,
Seh't Eure löwenherz'gen Schaaren
Vereint der Kampf mit den Magyaren:
Dort, wo des Krieges Donner brüllt
Ist Ihre Eintracht unser Schild.

Nur Eintracht ist der Staaten Mark,
Nur Eintracht macht die Völker stark;
D'rum höret auf, Ihr edlen Čechen!
Durch Sprachenzwist Euch selbst zu schwächen,
Das Wort ist nur ein bunt' Gewand,
Der Geist allein ist Gott verwandt.

Und auch Ihr Polen! schließt Euch an,
Verschmäht nicht wahres Glück für Wahn:
Statt Ströme Blutes zu vergießen
Könnt Ihr der Freiheit froh genießen;
Ob Polenreich, ob Oesterreich,
Der freie Mann ist üb'rall gleich.

Blickt hin auf Welschlands Prachtgefilde,
Es bietet der Zerstörung Bild;
Der Welsche opfert Glück und Ehre
Für eines eitlen Traums Chimäre;
Krieg, Armuth, Schande sind die Frucht,
Die er sich durch Verrath gesucht.

O Völker Oest'reichs! einigt Euch,
Dann bleibt Ihr mächtig, groß und reich,
Durch Zwietracht könnt Ihr nur Verderben
Auf Eurer Kinder Haupt vererben:
Schaart Euch um Eures Kaisers Thron,
So beut' Ihr allen Feinden Hohn.

Hört Ihr den fränk'schen Hahn nicht kräh'n,
Und seinen Kamm zum Kampf erhöh'n?
O haltet fest auf Tod und Leben,
Dann muß der Freche vor Euch beben,
O reicht die tapfern Hände Euch:
Hoch lebe das Haus Oesterreich!

Russische Charakterzüge und Anekdoten.

Die gewechselten Obristen. Als ich zu W. die Bekanntschaft des daselbst garnisonirenden russischen Obristen im Gasthause machte, forderte er mich auf, bei der auf Morgen bestimmten Parade einen gewissen gemeinen Soldaten der ersten Kompagnie des Regiments, den er mir nach seinem Platz in Reih' und Glied genau bezeichnete, aufmerksam zu betrachten, da er mir von diesem Individuum den nächsten Abend etwas ganz Besonderes erzählen wolle. Ich besah mir den bezeichneten Mann, mußte jedoch Abends dem Obristen gestehen, daß es mir nicht gelungen sei, an jenem auch nur im Mindesten etwas Interessantes zu entdecken.

„Nun sehen Sie!" sprach der Obrist mit höchst wichtiger Miene, „dieser Mann war noch vor wenig Wochen mein Obrist, ja ja, wundern Sie sich nur, ich wußte diese und jene schlechten Streiche von ihm zu allerhöchster Kenntniß zu bringen, er wurde Knall und Fall zum Gemeinen degradirt, und ich, damals sein Obristlieutenant, avancirte zur Belohnung meines Diensteifers an die Stelle des abgesetzten Obristen."

„Aber," sprach ich, „Sie werden doch wenigstens für Ihren ehemaligen Kommandanten einige Rücksichten haben?"

„Was?" rief der neugebackene Obrist, „ich Rücksichten! Da möchte ich mich schön anrekommandiren! Den Kerl lasse ich prügeln, was er nur aushält."

Das Gespenst. Großfürst Konstantin soll in seiner äußeren Erscheinung, wenigstens in den letzten Jahren, nicht besonders einnehmend gewesen sein. Daher mag es wol gekommen sein, daß eine arme alte Magd, als in einen Edelsitz auf dem Lande der Großfürst unvermuthet incognito eintrat, über den wild aussehenden Gast erschrack, und in diesem Schrecken lauter als es rathsam war, ausrief: Ach lieber Himmel! was ist das für ein entsetzliches Gespenst!

Unglücklicherweise hörte Konstantin diese Worte, und gab sogleich Befehl, die Alte jämmerlich peitschen zu lassen.

Wer ist besser ausgestopft? Ein Mazur von kräftigem Körperbau diente in einem Regimente der Besatzung Warschau's, und wurde einst als Ordonanz in das Vorzimmer Konstantin's kommandirt. Hier sah er aus den Gemächern des Großfürsten viele der schönsten und feinsten Zobelpelze heraustragen, und erfuhr von der Dienerschaft, daß sie dazu bestimmt wären, unter der Uniform getragen zu werden, wodurch sich Konstantin nicht nur vor Erkältungen schützte, sondern auch den Formen seiner Gliedmaßen eine gewisse ästhetische Rundung zu verleihen wußte.

Bald darauf bemerkte der Großfürſt bei einer Parade die ſtämmige Geſtalt und hoch gewölbte Bruſt jenes Mazuren in der Fronte des Regiments. Kerl, Du mußt ausgeſtopft ſein! donnerte er dem Soldaten zu. Dieſer traute ſich vor der Disciplin halber nicht ein Wort zu erwiedern. Nun! fuhr der Großfürſt barſch fort, wirſt Du endlich reden? biſt Du ausgeſtopft oder nicht? Nun erwiederte aber der Mazur faſt eben ſo barſch: Ziehen wir uns einmal aus, großmächtigſter Zarewitſch! da wird man ſchon ſehen, wer von uns Beiden beſſer ausgeſtopft iſt!

Glücklicherweiſe war der gefürchtete Konſtantin eben bei ungewöhnlich gutem Humor, und ließ dieſe Kühnheit ungeſtraft.

Der behexte Spiegel. Der große Suwarow hatte in hohem Alter eine ſchöne junge Dame geheiratet, die ihm, wie man wiſſen will, weniger treu war als ſein Degen. Eines Tags kam der Feldmarſchall zur ungewöhnlichen Stunde, mithin unerwartet, nach Hauſe. Da eine ziemlich lange Reihe von Zimmern, geöffnet war, konnte er ſchon von ferne einen Spiegel erblicken, welcher im Boudoir ſeiner wenig tugendhaften Gemalin gegenüber vom Sofa hing. In dieſem Spiegel ſah er eben die unzweifelhafteſten Beweiſe ſeiner weſentlich verletzten Gattenehre, war aber ſo unvorſichtig, durch einige wohlgewählte Kernflüche und heldenmäßiges Fußſtampfen ſchon von Weitem den Verräthern ſeine Ankunft merken zu laſſen. Dadurch gewann die Dame Zeit, den Begünſtigten durch eine geheime Tapetenthüre ſchnell entſchlüpfen zu laſſen, ihre eigene Stellung und Anzug in Ordnung zu bringen und die unſchuldigſte Miene von der Welt anzunehmen. Wüthend ſuchte Suwarow ſeinen Nebenbuhler, um ihn zum allerwenigſten zu pulveriſiren, aber nirgends war dieſer im Zimmer zu finden und von der Tapetenthüre wußte der ſehr tapfere Feldmarſchall nichts. Nun war nur der Spiegel noch den Unſchuldsbetheuerungen der Gattin, welche die Gekränkte und höchlichſt Beleidigte ſpielte, im Wege. Aber auch da wußte ſie Rath.

Dem etwas abergläubiſchen Suwarow wurde auf das ausführlichſte bewieſen, daß der — nun: Mephiſtopheles, Belzebub oder Lucifer, nachdem er einem ſo beiſpiellos frommen und würdigen Mitgliede der ruſſiſchen Staatskirche nicht anders beizukommen wußte, demſelben ein Blendwerk im Spiegel vorgezaubert habe, um ihn ſolchermaßen zu einer Sünde gegen ſeine tugendhafte Gemalin zu verleiten. Suwarow beſaß hinlänglich ſtarken Glauben um ſich alles das weiß machen zu laſſen, damit ihm aber der Teufel künftig nicht mehr ſo leicht Blendwerke im Spiegel vormachen könne, zerſchlug er alle Spiegel in ſeinem Hauſe, und duldete auch ferner keine mehr.

Soj czas! Soj czas! (ſogleich!) heißt das Zauberwort, wodurch der Czar manchmal Dinge möglich macht, die in andern Ländern kaum für ausführbar gelten würden. Es hat allerdings ſeine gute Seite, und ſchon mancher arme Teufel, manche unterdrückte Witwe ſind durch ein zweckmäßig angebrachtes soj czas! faſt augenblicklich zu ihrem guten Recht gegen mächtige Feinde gekommen, was bei dem bekannten Rechtszuſtande in Rußland ohne ſo ein kaiſerliches soj czas! mit dem nicht ſo leicht jemand zu ſpaßen wagt, ſelten möglich ſein dürfte. Der einſichtsvolle Leſer wird ſchon hieraus ſicher entnehmen, daß zwiſchen dem soj czas! und dem „ſogleich!“ welches in manchen deutſchen Bureau's auf gewiſſe Akten geſchrieben wird, ein himmelweiter Unterſchied beſteht.

Vor einigen Jahren wollten ſich zwei junge Leute heiraten, weil ſie aber verſchiedenen Confeſſionen angehörten, wollte der Geiſtliche wegen Gewiſſens-Skrupeln die Trauung nicht vollziehen. Zufällig vernahm der Czar dieſe Geſchichte auf einem Balle um Mitternacht, und beſchloß die Liebenden unverweilt glücklich zu machen. Das allmächtige soj czas! ertönte. Braut, Bräutigam und der Geiſtliche meinten nicht anders, als daß ſie auf dem kürzeſten Wege nach Sibirien — aus unbekannten Gründen — begriffen ſeien, als ſie kurz nach Mitternacht durch Soldaten im Bett ergriffnn, und ohne die Toilette zu wechſeln — ein soj czas! einmal ausgeſprochen, duldet ſo wenig einen Aufſchub als eine losgeſchoſſene Kanonenkugel — alſo im vollſtändigſten Nachtkoſtüm fortgetragen wurden. Bald beruhigten ſie ſich aber Alle, als ſie ſahen, daß ihnen nichts ſchlimmeres bevorſtand, als eine unverzügliche Trauung. Ein soj czas! hat nämlich unter anderem auch die Eigenſchaft, daß es alle Gewiſſens-Skrupeln beſeitigt.

Das verhängnißvolle Feuerwerk. In einer ruſſiſchen Gouvernementsſtadt gab ein durchreiſender Pyrotechniker ein großes, brillantes Feuerwerk. Der Schauplatz war ein Park mit dichten, hohen Baumpartien und ſchattigen Laubgängen. Während nun der Feuerwerker eine Fronte, Fontäne u. ſ. w. nach der andern unter rauſchenden Beifallsbezeugungen losbrannte, hatte ſich, nach anderen Genüßen begierig, der Gubernator (Gouverneur) mit der reizenden Fürſtin N., die ihn lebhaft intereſſirte, in einen der dunkelſten Laubgänge verloren, und von aller Welt ungeſehen, eine üppig begrünte Raſenbank zum Elyſium ſich auserwählt.

Plötzlich verfehlt eine meiſterhaft verfertigte Leuchtkugel ihre beabſichtigte Laufbahn, verirrt ſich geradenwegs in die Nachbarſchaft jener Raſenbank, und verklärt vor den Blicken des hochentzückten Publikums den Gubernator und die Fürſtin mit einem wahren Lichtmeer von blauem, rothem und grünem Feuer. Unglücklicherweiſe befanden ſich die hohen Vertrauten gerade in dieſem Augenblick in einer Poſitur, die offenbar auf eine ſo glänzende Beleuchtung nicht berechnet war. Daher konnte man es auch den zahlreich verſammelten orthodoxen Ruſſen nicht ſo ganz übel nehmen, wenn ſie bei dieſem unverhofften „Anblick für Götter“ trotz allem ſonſtigen Reſpekt für den Gubernator in ein unbändiges Gelächter ausbrachen.

Den andern Tag reiſ'te die Fürſtin wegen dringenden Geſchäften in aller Eile ab. Der Gubernator erkundigte ſich angelegentlichſt nach dem Feuerwerker, welchem er eine ſtabile Verſorgung in Sibirien zudachte, aber dieſer hatte es ſchon zweckmäßig gefunden, ſich bei Zeiten aus dem Staube zu machen, was auch ſein Glück war.

Einem jeden das Seinige! Als Großfürſt Konſtantin zum zweiten Mal den Bund der Ehe geſchloſſen hatte, bat ſeine Gemalin einmal um Gnade für einen verurtheilten Polen. So etwas pflegte er zwar ſonſt nicht allzu gern zu hören, aber die Fürſtin bat gar ſo ſchön, es war auch das erſte Mal, und der Zauber der Flitterwochen blieb ſelbſt auf einen Konſtantin nicht ganz ohne Einfluß, genug, er ließ ſich diesmal erweichen. Aber eine gewiſſe Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt ſtellte ſich in Folge dieſer Begnadigung bei ihm ein, und er konnte es ſich nicht ſo leicht verzeihen, verzieben zu haben. Nebſtdem peinigte ihn noch der Gedanke, daß die Fürſtin auch künftig vielleicht öftere Verſuche wagen könnte, ihm neue Verzeihungen zu entlocken. Um dieſem Unglück für die Zukunft einigermaßen vorzubeugen, erſann der Großfürſt folgende Kriegsliſt.

Die Fürſtin arbeitete an einer ſehr koſtbaren Stickerei. Konſtantin erſah einen Augenblick wo ſie aufſtand, ſetzte ſich ſchnell zum Stickrahmen und arbeitete am angefangenen Prachtwerk aus Leibeskräften weiter. Es wird dem Leſer nicht ſchwer fallen zu glauben, daß der erhabene Großfürſt Alles was er dabei angriff, gründlich verdarb. Eben dieſe Wahrheit ihm zu erklären, bemühte ſich die erſchrockene Gemalin auf das eifrigſte. Da nahm Konſtantin plötzlich eine impoſante Miene an, und ſprach: „Siehſt Du, Theure! wenn ich mich in Deine Geſchäfte miſche, ſo verwirre und verpfuſche ich ſie, eben das thuſt Du aber gleichfalls, wenn Du Dich in meine Geſchäfte eindrängſt. Künftig befaſſe Dich alſo lediglich mit Deinen eigenen Angelegenheiten, und für die meinigen laß mich ſelber ſorgen!“

Die Brücke. Es iſt eine ſo anerkannte Thatſache, daß die Polen ſeit jeher ſich wenig um klaſſiſchen Brückenbau bekümmerten, daß ſie ſelbſt ein ſpöttiſches Sprichwort darüber in Schwung gebracht haben. Ueber eine ſolch' echt polniſche, nichts weniger als vortreffliche Brücke wollte einſt Großfürſt Konſtantin bei einem großen Manöver ſeine Truppen führen, als er bemerkte, daß der Uebergang über die überaus morſche Brücke nicht ganz ohne Gefahr ſei.

Sogleich ließ er die Truppen halten, den Edelmann dem das Gut gehörte, herbeiholen und denſelben unter der Brücke anbinden. Nun ging zuerſt die Infanterie hinüber, dann die Kavallerie unter deren Roſſen das lockere Balkenwerk ſchon bedeutend ſchwankte, endlich das ſchwere Geſchütz, welches unter dumpfem Donner jeden Augenblick dem angſtſchwitzenden Gutsbeſitzer ſammt der Brücke auf den Kopf zu ſtürzen drohte.

Man will wiſſen, daß ſeitdem der Zuſtand jener Brücke bedeutend beſſer geworden ſei.

Falke und Krähe. Bis zu welchem Grade bei ruſſiſchen Poſtſtationen, namentlich im Herzen des Landes, dem eigentlichen Neſt der Großruſſen, die Spitzbüberei überhaupt ausgebildet iſt, darüber, ſo wie über vieles Andere liefert das höchſt gelegene

Werk des Professors Blasius den besten und glaubwürdigsten Aufschluß. Hier wollen wir nur einen geringfügigen, minder schädlichen Nebenumstand der Charakteristik dieser Anstalten beifügen. Ist der Postillon mit dem Trinkgeld des Reisenden zufrieden gewesen, so knallt er auf der nächsten Station, im Beisein der dortigen Kutscher, mit der Peitsche, und ruft lustig aus: sokol! (Ein Falke.) Darunter verstehen seine Collegen einen edlen, respektive freigebigen Vogel, und beeifern sich um die Wette, dem Passagier ihre Dienste zur Weiterbeförderung anzubieten, ja sie reißen sich förmlich um ihn. Hält aber die Freigebigkeit des Reisenden vor der Kritik des Rosselenkers nicht Stand, so verändert er das Losungswort, und ruft auf der nächsten Station verächtlich: worona! (Eine Krähe.) Sobald die andern Kutscher dieses Urtheil hören, sagt einer zum andern der Reihe nach: Fahr' Du! ich mag nicht und der Reisende kann ziemlich warten bis er expedirt wird.

Häringe und Eiszapfen. Ein gewisser russischer Beamte, der sich mit der Untersuchung politisch verdächtiger Individuen befaßte, und um jeden Preis dabei sich auszeichnen wollte, verfiel bei Verfolgung dieses Zwecks mitunter auf originelle Mittel um Geständnisse zu erpressen, oder doch wenigstens den Verhafteten die Zeit ihrer Untersuchung unvergeßlich zu machen.

So z. B. gehörte es zu seiner Methode, den Gefangenen wohlgesalzene Häringe verabreichen zu lassen, worauf sie dann tagelang nichts zu trinken erhielten. Noch sinnreicher war aber folgende Erfindung: Es wurde den Inquisiten angedroht, man würde ihnen den Unterleib aufschlitzen, sodann stellte man sie mit verbundenen Augen und entblößtem Unterleib gegen einen glühenden Ofen, und wenn die Hitze recht gewirkt hatte, so nahm man einen möglichst spitzigen Eiszapfen und fuhr mit der Spitze möglichst derb über den erhitzten Unterleib, welches ein dermaßen sonderbares und unleidliches Gefühl hervorbrachte, daß die Gefangenen wirklich glaubten man schlitze ihnen den Leib auf, und mancher von ihnen zur größten Belustigung der Russen ein unwillkürliches Angstgeschrei ausstieß.

Das Feldspital. Die verhängnißvollen Ereignisse des Jahres 1831 waren auch den Russen theuer zu stehen gekommen, das heißt nach unsern Ansichten, denn in Rußland wird ein Verlust an Menschen nur dann geschätzt, wenn er Leibeigene betrifft, welche so und so viel per Stück in baarem Gelde werth sind. Nach der Erstürmung von Warschau mußte daher unter andern auch im nahe gelegenen Dorfe R. ein Feldspital für die zahlreichen russischen Verwundeten errichtet werden. Dahin wurde zur Oberleitung ein smotritjel (Inspektor) beordert, welcher gleich eine hübsche Heerde gestohlener Pferde mit brachte, die er bei dieser Gelegenheit gehörig ausfütterte und nach und nach gut verkaufte. Nicht so gut wurden aber die Verwundeten ausgefüttert, denn der smotritjel requirirte einige Bauernfuhren, welche Tag für Tag die für das große Feldspital bestimmten Lebensmittel auf den Markt nach Warschau führen mußten, wo sie zum Vortheil des Inspektors veräußert wurden.

Die bleßirten Russen befanden sich dabei dermaßen wohl, daß auch sie täglich zu ganzen Fuhren weggeschafft, und — verscharrt werden mußten.

Wessen sind die Leute. Ein reicher Russe, der sich in W. einen neuen, prachtvollen Palast erbauen wollte, ließ zu diesem Zweck eine hinlängliche Anzahl seiner Leibeigenen nach der Stadt kommen. Ehe zum neuen Bau geschritten werden konnte, mußten die Mauern eines alten Gebäudes, das den Platz theilweise einnahm, niedergerissen werden. Die leibeigenen Arbeiter hatten eine von den alten Mauern gehörig untergraben und erschüttert, so daß sie sich schon bedeutend neigte, und bemühten sich nun, durch daran befestigte starke Seile sie vollends umzureißen, während von der andern Seite wieder einige von ihnen mit Stangen nachschoben.

Die ganze Sache ging dem Herrn zu langsam, daher befahl er, daß einige Arbeiter an der Stelle, wo die Mauer bereits untergraben war, noch weiter graben sollten. Die Leibeigenen, in gegründeter Angst, daß die schon wankende Mauer auf die Grabenden stürzen und sie zermalmen würde, stellten dem gnädigen Herrn demüthig die entsetzliche Gefahr vor, erhielten aber folgenden ungnädigen Bescheid.

Ihr niederträchtigen Spitzbuben! wißt Ihr nicht, daß Ihr alle mein gehört? Wenn Euch alle der Teufel holt, so hat Niemand den Schaden davon als ich.

Scherz und Laune.

Reform. Kürzlich ward durch tobende Volksmassen die nächtliche Ruhe des Bürgermeisters von Stolpe gestört. Derselbe trat im Schlafrock unter die Tumultuanten und fragte: „Na Kinner, wat wille ji denn?" Man schrie ihm entgegen: „Burgemeester, wir wille dat ok, wat de And're wille." — „Wat wille denn de And're?" — „Ja dat weten wie ok nich, und dat möten wie hebben." — „Gott, Kinner, da sölt ji ok Alle hebben." — „Na, denn gode Nacht, Herr Burgemeester." — So trennte man sich in Frieden, nachdem man diese Concession erhalten hatte.

Aus dem Zabergäu, im Mai, schreibt der Stuttgarter Beobachter: Ein Gemeinderath, welcher statt erbetener fünfundsiebenzig Musketen eine einzige erhielt, faßte, wenigstens dem Inhalte nach, folgenden Beschluß: Entweder marschiren wir mit der Muskete, die wir durch's Oberamt erhalten haben, gegen die Franzosen, so laufen wir Gefahr todtgeschossen zu werden, oder wir bleiben zu Hause, so nimmt uns der Feind das Gewehr und wir verstärken ihn. Beschluß: Man bewaffnet sich nicht.

Unter Preßfreiheit verstehen die Bauern, die Erlaubniß oder die Freiheit, Andere beliebig pressen, d. h. ihnen Alles nehmen zu können. Sehr bezeichnend hierbei aber ist es, daß sie meinen, diese Freiheit sei früher ein Vorrecht der Regierung gewesen, und dieselbe hätte sich erst jetzt dieses Vorrechtes begeben.

„Die Preßfreiheit allein ist Schuld an all' dem gegenwärtigen Unglück;" sagte ein Kaufmann, der während der gegenwärtigen Unruhen viel verloren hatte. „Gewiß!" entgegnete ihm ein Anderer, „der Wechsel, welcher durch die Preßfreiheit creirt worden ist, ist unendlich groß, und gar nicht bezahlbar. Es werden Viele durch ihn falliren!"

„Wir bezahlen keine Steuern mehr!" rufen die Bauern, und Andere ahmen ihnen nach und schreien: „Wir werden keine Gerichtskosten mehr tragen!" — „Und warum?" frägt man die Leute hierauf. Da antworten sie: „Warum? Weil der Krieg gegen den König gewonnen ist!" — Ihr deutschen Republik-Lustigen, diese naive, dumme und zugleich sehr bezeichnende Antwort habe ich für Euch — in usum delphini — niedergeschrieben.

Lola Montez kauft sich in der Nähe von Vevay ein Landgut. Mich wunderte dies, und ich sagte einem meiner Freunde, die edle Gräfin hätte lieber in eine große Stadt ziehen sollen, sie würde da mehr Gesellschaft gefunden haben. Aber mein Freund meinte: „Sie will dem engen Städteleben entfliehen, weil — sie mehr die freie Natur liebt."

Weil die Italiener keine österreichischen Soldaten mehr haben wollen, schaffen die Wiener als Repressalie ihre italienische Oper ab. Die Idee ist unsinnig, dessenungeachtet die Repressalie nicht ganz ungleich, wenn man bedenkt — daß sowol die italienische Oper, als das österreichische Militär nur darauf ausging, Eroberungen zu machen.

„Der Champagner," sagte Jemand, „wird im nächsten Jahre in Deutschland außerordentlich billig sein." — „Wie so?" fragte ich. — „Weil heuer Alles bei uns in großer Gährung ist!" war die Antwort.

Sonst war der Adel und die Bureaukratie in Deutschland weit heftiger in ihren Forderungen als jetzt. Sie wollten haben und wieder haben. Jetzt treten sie, obgleich als Reaction, dennoch bescheidener auf und wollen nur wiederhaben.

Zum Modebilde Nr. 6.

1. Hut mit ziemlich schmalen Krempen; bunte Cravate; lange Weste von carrirtem Zeuge mit breitem Shawlkragen; einfarbige Beinkleider; Frack ohne Einschnitt vorn und mit kleinen goldenen Knöpfen.

2. Häubchen mit Bandbesatz; bordirtes Atlasmantelet; Robe von einfachem Zeuge, mit Spitzenbesatz.

3. Krephut; Redingote von Cachemir; Kleid von einfarbigem dunklen Stoffe.

4. Kurzer Rock; bunte Cravate; sehr lange Weste und Beinkleider, die an der Seite mit Borte besetzt sind.

Bilder-Magazin.

Sinnbildliche Darſtellung der Reaktion.

Wie Herr Metternich nach Johannisberg will, zurückgehalten wird und nach London muß.

Gemüthliches Stillleben eines fortgejagten Miniſters.

Empfindungen eines Wirthſchaftsraths, nachdem er die Prager Zeitung geleſen und wieder einen Artikel von Herrn Zebrawſ darin gefunden hat.

Digitized by Google

Abzug der Reaktionäre.

Ein ehemaliger Hofrath und Cenſor als einbalſamirte Mumie zur Bewahrung für die Nachwelt.

Herr Friedrich Hecker an der Spitze ſeiner republikaniſchen Legion aus dem Seekreiſe. (Hinten ſcheint der gute Mond.)

1848 – № VI.

Digitized by Google

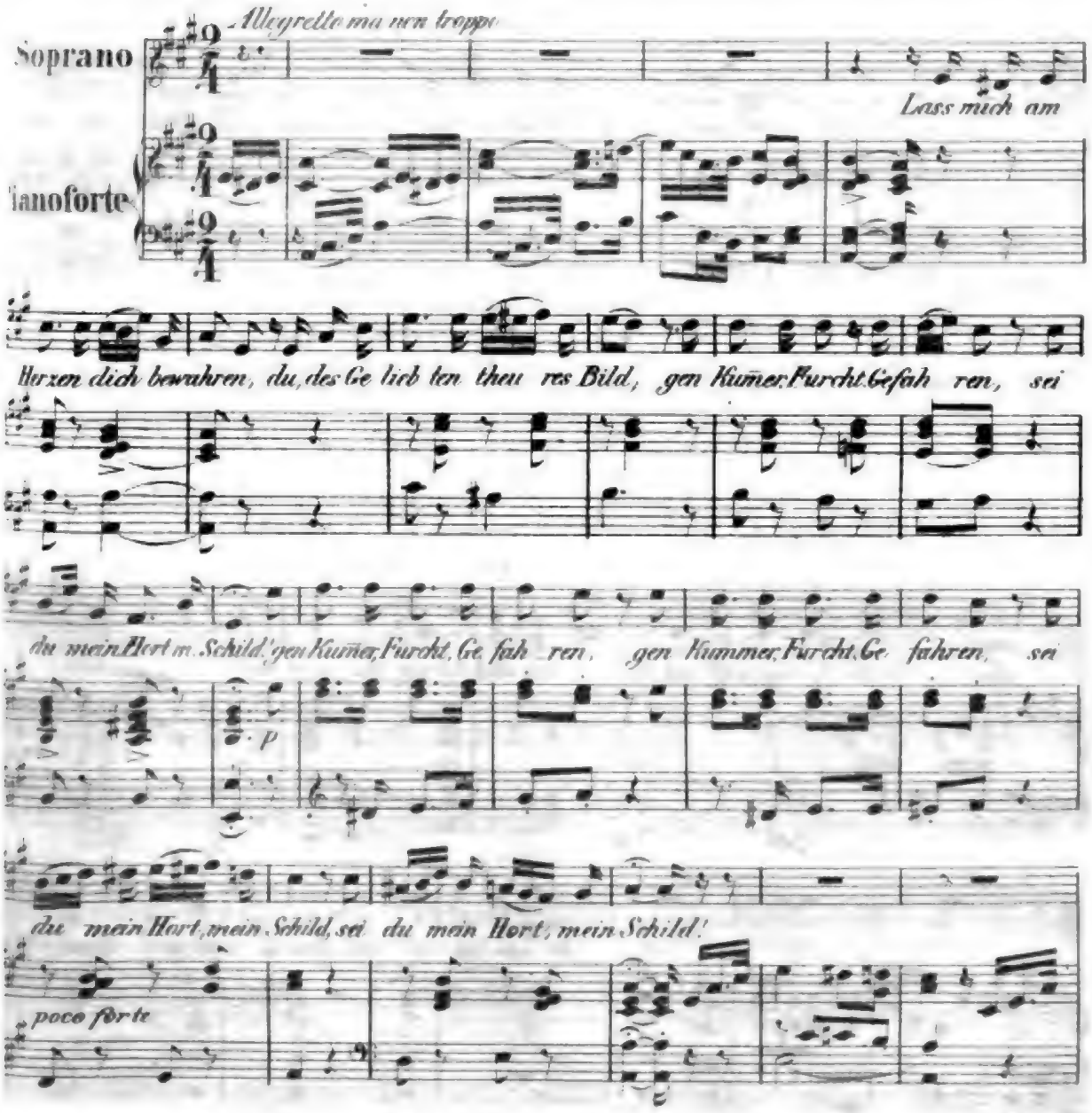
Digitized by Google

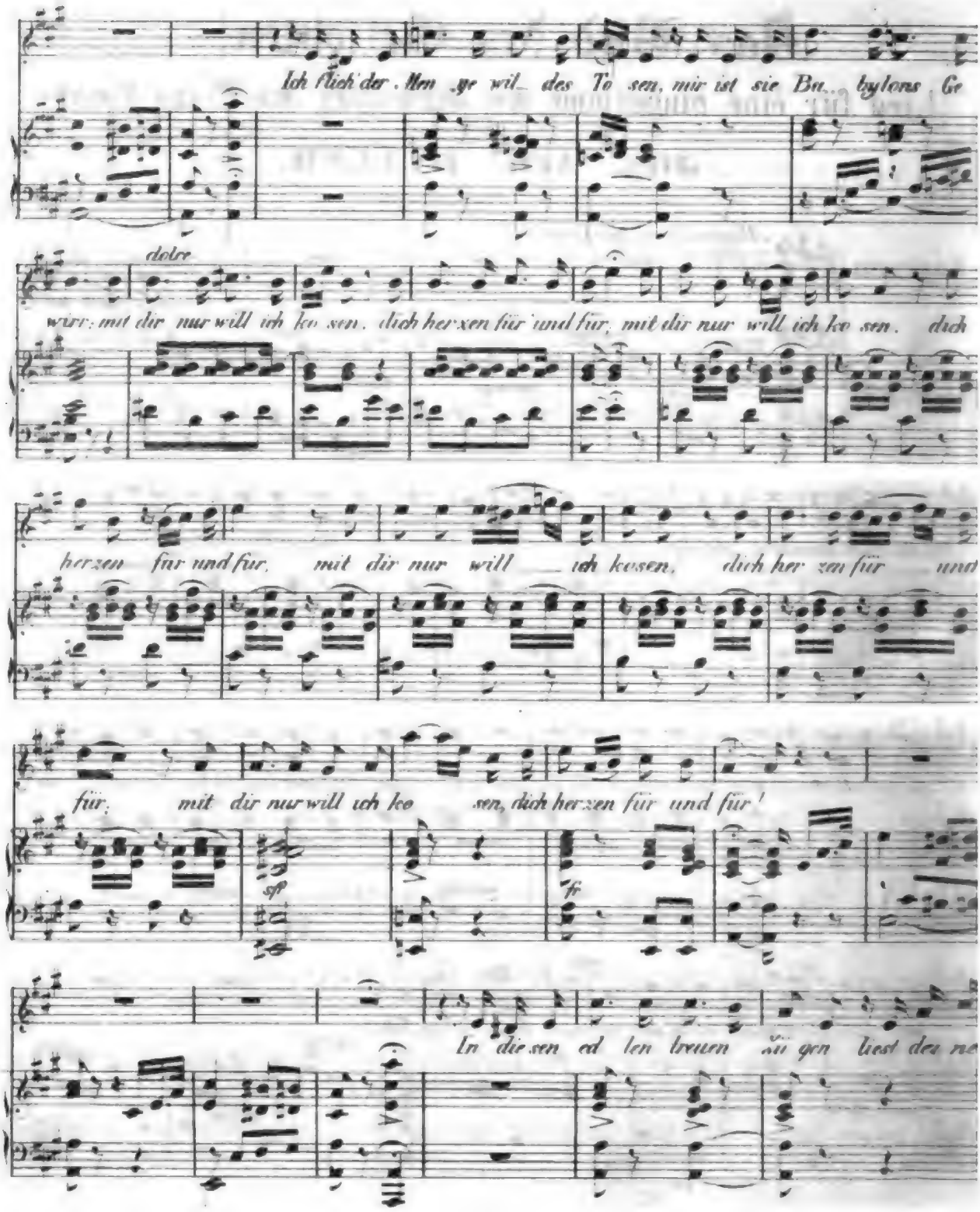
Das Bild des Geliebten!

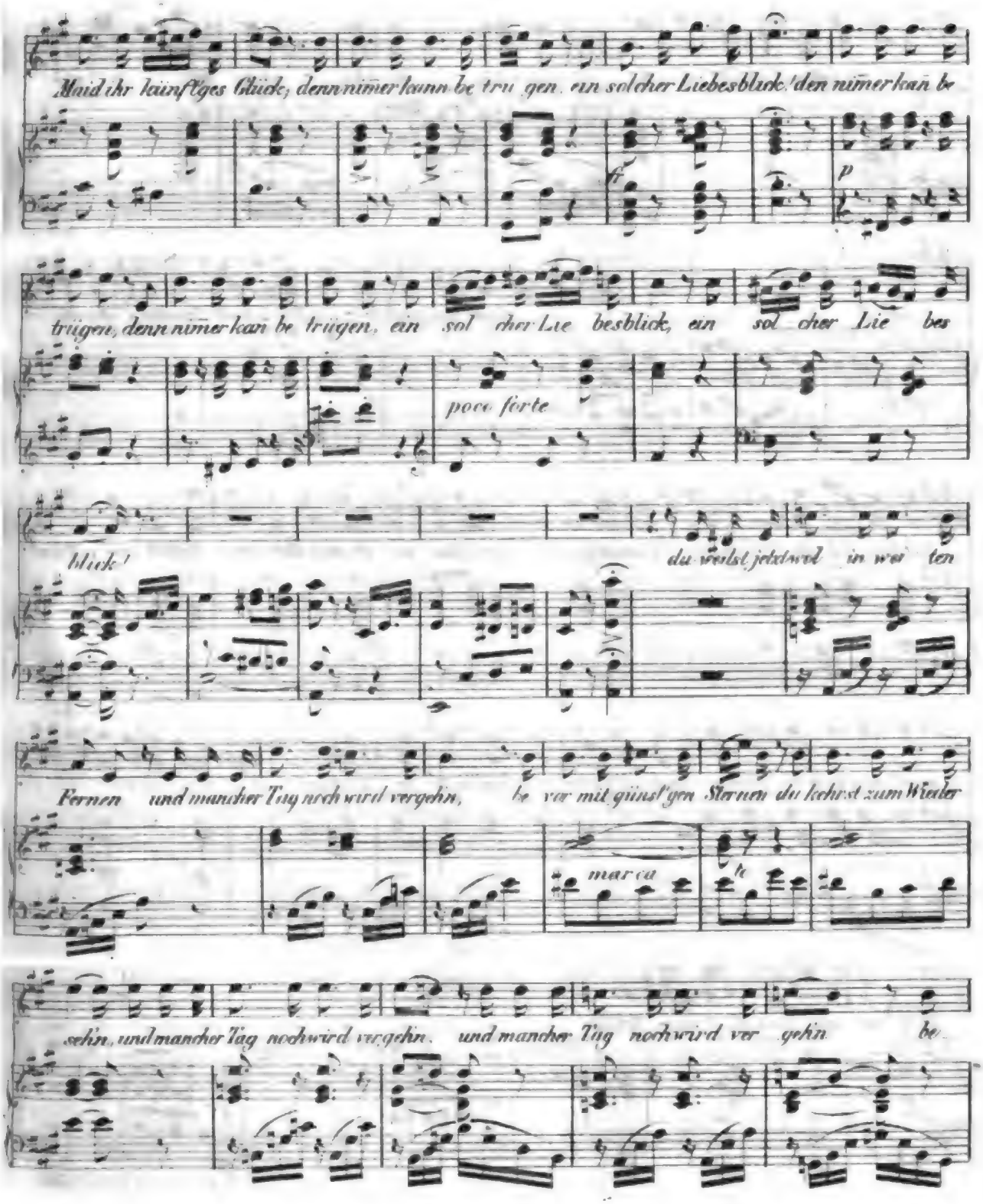
Lied für eine Singstimme mit Begleitung des Piano-Forte

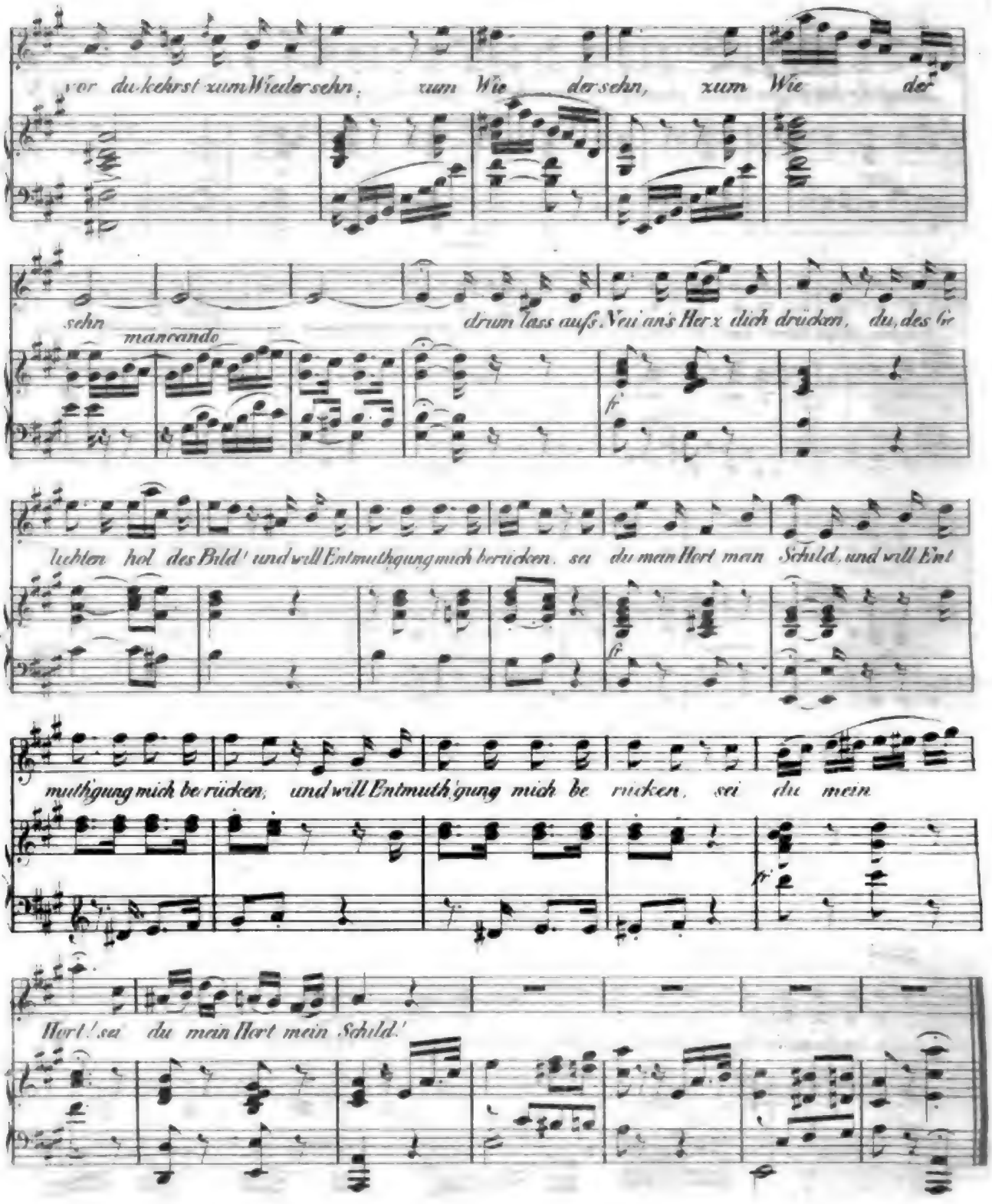
von

JOS. AUG. HELLER.




Ich flieh' der Men ge wil des To sen, mir ist sie Bu.. bylons Ge
dolce
wirr: mit dir nur will ich ko sen. dich herzen für und für, mit dir nur will ich ko sen. dich
herzen für und für, mit dir nur will ich kosen, dich her zen für und
für, mit dir nur will ich ko sen, dich herzen für und für!
sfp
ff
In die sen ed len treuen zu gen liest der ne


Maid ihr künftiges Glücke, denn nimer kann be trü gen ein solcher Liebesblick! den nimer kan be
p
trügen, denn nimer kan be trügen, ein sol cher Lie besblick, ein sol cher Lie bes
poco forte
blick!
du weilst jetzt wo in wei ten
Fernen und mancher Tag noch wird vergehn, he vor mit günst'gen Sternen du kehrst zum Wieder
marca
sehn, und mancher Tag noch wird vergehn, und mancher Tag noch wird ver gehn be


vor du kehrst zum Wiedersehn, zum Wie der sehn, zum Wie der
sehn
mancando
drum lass aufs Neu' an's Herz dich drücken, du, des Ge
fz
lieben hol des Bild' und will Entmuthigung mich berücken, sei du mein Hort mein Schild, und will Ent
fz
muthigung mich be rücken, und will Entmuthigung mich be rücken, sei du mein
fz
Hort! sei du mein Hort mein Schild!

Digitized by Google

Bewegte Zeiten

Ein Kreuzzug in Preußen.

Romantisches Gemälde aus den Zeiten Přemysl Otakar's II. von J. G. Dickel.

Ein Apostel.

„Gehet hin in alle Welt, lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!" — Evang.

Schon war der Christusglaube fast über ganz Europa ausgebreitet, nur der Norden des heutigen Deutschlands lag noch in den Ketten des Unglaubens und der Finsterniß; die Slaven feierten ihren Götzendienst und hielten unerschütterlich an den Göttern ihrer Väter. Preußen, Litthauen, Kurland und Liefland blieben noch zu bekehren, und um dies fromme Werk zu vollenden, ein Werk, das nicht allein mühselig, sondern inmitten kriegerischer Stämme auch gefährlich war, zog der Polenherzog Konrad von Mazewien um das Jahr 1226 die tapfern und für den Glauben fechtenden Ritter des deutschen Ordens in's Land, indem er ihnen einen Landstrich überließ. Wie früher nach dem gelobten Lande, fanden jetzt Kreuzzüge nach dem Norden statt und mit Hilfe solcher glaubensbegeisterter Schaaren eroberten die deutschen Ritter bald in Preußen Pomesanien, Pogesanien, Ermland und Natangen; aber Samland trotzte allen Anstrengungen, der Orden selbst erlitt 1253 eine große Niederlage.

Wichtig für den Orden, wie wichtig für die Ausbreitung der christlichen Religion war dies Stammland der alten Preußen, der Sitz des Heidenthums, das zahlreiche, wilde und kriegerische Völkerstämme dort vertheidigten; das Ansehen, wie die Macht der Ritter stand auf dem Spiele, denn auch die bereits bezwungenen und bekehrten Völkerschaften waren nur allzuleicht geneigt, das Joch der Fremdenherrschaft abzuschütteln. Papst Innocenz IV. ließ daher einen Kreuzzug predigen und durch seinen Legaten, den redekundigen Minoriten Bartholomäus auch den König Přemysl Otakar II. von Böhmen auffordern, daran Theil zu nehmen. Nach König Wenzel I. Tode im Königshofe zu Beraun am 22. September 1253 hatte der junge, kühne und für Böhmens Ruhm und Größe begeisterte Prinz die Regierung des Reiches angetreten, mit allen Nachbarn vortheilhafte Friedensverträge abgeschlossen und strebte nun mit aller Macht dahin, den innern Frieden seines Reiches wieder herzustellen, der unter seinem Vater viel zerrüttet worden war. Der Ruf des Papstes sagte seinem Glaubenseifer wie seinem kriegerischen Gemüthe zu, und als der Hochmeister des Ordens Poppo von Osterna persönlich nach der Moldaustadt kam, den König im Interesse der Christenheit aufzufordern, sich dem Heereszuge anzuschließen, zögerte Přemysl keinen Augenblick, die Kreuzesfahne zu erheben und ein beträchtliches Heer zu sammeln, mit dem er am 14. Dezember 1254 aus Böhmen zog. In Breslau feierte er bei den schlesischen Herzogen die heiligen Christtage und dort vermehrte sich das Kreuzheer durch die Ankunft des Markgrafen Otto von Brandenburg, des Markgrafen Heinrich von Meißen so wie des Schweizergrafen Rudolph von der Habsburg, welche mit ihren Schaaren zu ihm stießen und es auf 60.000 Mann vermehrten.

Der kurze Dezemberabend war zu Ende und die Nacht bereits eingebrochen, das Firmament tiefblau und wolkenlos, die Sterne funkelten desto heller, je kälter und reiner die Luft war, Sümpfe und Gewässer waren fest gefroren und tiefer Schnee lag in der Ebene wie Gebirge, eine leuchtende weiße Masse bildend, aus welcher sich hie und da große schwarze Waldmassen erhoben, oder die eine scharfe Linie am Horizonte abgrenzte. Fast ganz eingeschneit lagen die Dörfer der Samländer und nur selten erhob sich ein großes, aus unbehauenen Holzstämmen erbautes, mit breiten Wassergraben umgebenes Schloß aus der Ebene, das Besitzthum eines ihrer Fürsten oder Führer. Schaaren von Wölfen streiften an den Waldsäumen hin oder jagten in der Ebene nach Beute und zuweilen tauchten Reiterschaaren, auf kleinen, magern aber windschnellen Rossen mit langen, im Winde flatternden Mähnen auf, gefolgt von großen zottigen Hunden und wohlbewehrt, welche entweder von der Jagd heimkehrten oder irgend einen Streifzug gegen die christlich gewordenen Nachbarstämme unternahmen, welche von den heidnischen Samländern als Abtrünnige und Vaterlandsverräther gehaßt wurden.

Zwei Wanderer gingen mühsam auf ungebahnten Wegen, Schneeschuhe an den Füßen und in weite Pelze gehüllt, oft sich nur mit Mühe aus einem Gewehe herausarbeitend oder über einen Sumpf schreitend, dessen Eis unter ihrer Last krachte, der Eine war ein Greis schon nahe an den Sechszigen, aber eine hohe, kräftige ungebeugte Gestalt, der Andere schien kaum dem Jünglingsalter entwachsen. Der Aeltere schien ein Mann des Friedens; aber der Jüngere war wohlbewaffnet mit Helm und Brustharnisch, seine Rechte stützte sich auf einen kurzen Speer mit scharfer Stahlspitze und unter dem Pelze klirrte ein gutes Ritterschwert an einem breiten Ledergurte.

„Vater," begann der Jüngling, nachdem sie lange schweigend neben einander geschritten waren, „es ist schon spät und noch immer zeigt sich keine Hütte, kein wirthlich Gehöfte. Wölfe und Samländer, die Einen so fürchterlich für den einsamen Wanderer, wie die Andern, schwärmen um uns're Wege; wir hätten besser gethan, vor dem Beginne unsrer Wanderung aus dem Ordensstalle ein Paar tüchtige Rosse zu nehmen, auf die wir uns verlassen könnten im Falle der Noth."

„Mein Sohn," versetzte der Alte, „es fällt kein Sperling vom Dache und kein Haar vom Haupte des Menschen, ohne den Willen des Ewigen; wir stehen in seiner Hand. Und sollten wir einherziehen hoch zu Rossen, als die Verkündiger seines Wortes, wo er, der Heiland, barfuß das Land durchzogen hatte, um seine göttliche Lehre überall zu predigen?"

„Ich beuge mich in Demuth vor Euch, Vater, und wenn ich gesprochen, was Euch Unrecht scheint, so vergebt es dem Neophyten des ritterlichen Ordens, dem jungen Kriegsmanne, der freilich nichts Herrlicheres kennt, als ritterliches Gewaffen und ein muthiges Streitroß."

„Du hast Deine Aufgabe zu erfüllen, ich die meinige!" sagte der Greis mit Würde.

„Aber, sagt Vater," fuhr der Jüngling fort, „warum

wir uns in Gefahr stürzen mitten unter jene heidnischen Stämme, während das Kreuzesheer bereits auf preußischem Boden steht und bald den Kampf beginnen wird, in dem das Christenbanner von Romove's Zinnen siegreich wehen muß. Ist erst der Heiden Macht gebrochen und vernichtet, dann fällt auch die Bekehrung leicht und büßen sollen sie den Tod des h. Adalbert."

Da ward das Gesicht des Alten gar ernst und trübe und er warf einen langen, strafenden Blick auf den Sprecher.

„Hat uns der Herr Krieg gepredigt oder Frieden?" sagte er. „Was sollen Heere und Blutströme? Sie sind nicht die Mittel, um Herzen zu rühren und zu bessern; des Glaubens einzige Waffe, durch welche er siegen soll und muß, ist Liebe und das Wort. Der Orden will erobern und darum führt er die Waffen; der Glaube gewinnen und darum kämpft er blos mit geistigen Waffen. Darum habe ich mich aufgemacht aus dem Ordenshause, hinauszuziehen in die heidnischen Lande, Christus Lehre zu predigen; um es nicht hören zu müssen, das Lärmen roher, blut- und beutedurstiger Krieger, das Geklirr der Waffen und die Pläne des Zorns und der Gewalt; man hat mein Alter zum Vorwande genommen, mich nicht allein ziehen zu lassen und der Ordensmeister Dich mir zum Gefährten gegeben. Doch ich weiß es, Du hast einen andern, geheimen, wichtigen Auftrag; Dein Weg ist nicht der meinige."

Betreten schwieg der Jüngling und wagte es nicht, vor dem strengen, forschenden Blicke des Begleiters das Auge aufzuschlagen; dieser fuhr nach einer Pause fort: „Man hat Dich mir mitgegeben, daß Du das Innere des Landes auskundschaften sollst, um dem Heere den leichtesten Weg zu bezeichnen, auf dem es vordringen kann; um die Art der Festungen zu erkunden, welche der Samländer angelegt, um sein Land zu schützen vor Einfällen und dem Volke des Flachlandes eine Zuflucht zu gewähren."

„Ja, Vater!" rief ergriffen der Jüngling, „der Auftrag ist mir geworden und es wird mir schwer genug, ihn zu erfüllen. Ich bin jung, mein Herz sehnt sich nach Kampf und Gefecht; aber die Rolle des Spions widert mich an. Aus einem armen ritterlichen Geschlechte entsprossen, bin ich bestimmt, in den Orden zu treten, meine Dienstzeit hat begonnen und ich habe Gehorsam gelobt meinen Oberen."

„Gehorche Du, wie ich gehorche; Du den Menschen auf Erden, ich dem Einen im Himmel!" sagte der Greis mit Würde; „aber prüfe Dich wohl, mein Sohn, ehe Du Dich bindest!"

Sie waren während des Gespräches um eine Waldecke gekommen und standen plötzlich vor einem geräumigen Gebäude, das von breiten Gräben umgeben war, während sich jenseits derselben ein ziemlich hoher Auswurf erhob; es war ein Stockwerk hoch und aus unbehauenen Baumstämmen gezimmert bildete es ein regelmäßiges Viereck. Es hatte kleine, schmale, Schießscharten ähnliche Fenster, deren mehre erleuchtet waren. Die Wanderer blieben überrascht stehen, so plötzlich ein Obdach gefunden zu haben.

„Stoß' in Dein Hüfthorn, mein Sohn," sagte der Greis, „sein Ton wird die Bewohner aufmerksam machen, daß draußen in der Winternacht Wanderer stehen, welche ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen."

„Und werden Sie uns dieselbe gewähren, uns, den Fremden?" fragte der Jüngling nicht ohne Verlegenheit. „Wird man uns nicht einführen in eine Mördergrube, um uns als Feinde zu ermorden?"

„Der Slave ist muthig und tapfer im offenen Felde seinem Feinde gegenüber; aber er ist gastfrei und wer eingetreten in dessen Behausung, mag ruhig sein Haupt niederlegen zum Schlummer und führte er Säcke Goldes mit sich, oder hätte er eine Blutschuld auf dem Herzen."

Der Jüngling ließ sein Horn zwei-, drei Mal in langgezogenen Tönen erschallen; wüthendes Hundegebell antwortete aus dem Innern des Gebäudes, und bald erschien auf dem Walle jenseits des Grabens eine kleine, gedrungene Gestalt in einem weiten Schafspelze, welche fragte, wer Einlaß begehrte? Der Alte antwortete in der Slavensprache. Der Samländer sah, daß ein Paar verirrte Fremde die Gastfreiheit des Besitzers in Anspruch nehmen. Scharf lugte der Knecht hinaus in die sternenhelle Nacht, und horchte, ob er nicht Pferdegetrappel vernähme oder Lärm von Stimmen; als aber Alles ruhig blieb, so ließ er eine Art von Fallbrücke, welche in Stricken, aus Weidenästen geflochten hing, herab und zog sie schnell wieder auf, als die Fremden den Graben überschritten hatten. Er winkte ihnen schweigend zu folgen, wies die Hunde, welche sich bellend und schnobernd um die Fremden drängten, zur Ruhe und führte diese in das Innere des Gebäudes. Sie traten in eine große Halle, wo am obersten Ende auf einem aus Lehmsteinen gemauerten Herde ein gewaltiges Feuer loderte, welches das Gemach zugleich erwärmte und erleuchtete; die Wände, wie die Decke der Halle waren vom Rauch geschwärzt, an der Seite hingen Waffen, Jagdgeräthe und die Häute wilder Thiere zum Trocknen ausgespannt. Neben dem Herde stand ein aus Eichenholz roh geschnitztes Bild von halber Menschengröße, den Donnergott Perun vorstellend; in der Mitte eine lange Tafel, an deren oberem Ende ein erhöhter Sitz für den Hausvater gestellt war; Knechte und Mägde saßen am untern Ende der Tafel oben auf einem besondern Sitze, jedoch niedriger, als der des Herrn; die Hausfrau, eine Matrone mit greisem Haare, doch milden Antlitzes.

Bei dem Eintritte der Fremden und dem Klirren von Theobald's Waffen blickten Alle verwundert auf, die Mägde hielten mit dem Spinnen inne und die Knechte warfen Zornesblicke auf die Ankommenden, in denen sie auf den ersten Blick Feinde erkannt hatten.

Ruhig schritt der Alte vor bis zum Sitze der Hausfrau und sagte:

„Der Friede sei mit diesem Hause, das zwei obdachlose verirrte Wanderer gastlich aufgenommen; wollest Du Mutter, Brod und Salz mit ihnen essen, daß sie sich niederlassen können und die erstarrten Glieder wärmen an der Flamme Deines Herdes, daß sie essen können von Deinem Brode und trinken von Deinem Methe und schlafen sonder Furcht und Fahrniß!"

Einen langen prüfenden Blick warf die Matrone auf die Angekommenen und erwiederte:

„Ihr tretet ein in das Haus Samo's des Ur's, so genannt, weil er fürchterlich ist im Kampfe, wie der gereizteste Ur unser Wälder, Ihr seid Fremdlinge und gehört zu den Feinden unseres Volkes; aber nicht ziemt es zu fragen nach Namen und Beginnen, so Einer die Gastfreundschaft eines Slaven in Anspruch nimmt. Der Friede sei

mit Euch, ſo Ihr Frieden bringt und Marzena (die früchtenſpendende Ceres) labe Euch mit ihren Gaben. Nicht daheim iſt der Herr des Hauſes, daß er mit Euch das Brod brechen mag und ſo thue denn ich es im Namen Samo's."

Sie ſtand auf und nahm von einer Holzplatte, welche auf dem Tiſche ſtand, einen Fladen aus Weizenmehl gebacken und ein Gefäß mit Salz, dann brach ſie ein Stück vom Gebäcke ab, tauchte den Biſſen in Salz, aß ihn und reichte beides den Fremden, um ein Gleiches zu thun. Aufgenommen waren ſie nun im Hauſe, geſchäftig eilten die Knechte ihnen die ſchweren Pelze abzunehmen und Theobald zu entwaffnen; mißtrauiſch wollte der es erſt nicht zugeben, aber ein Blick des Alten gebot ihm Beſonnenheit und Vertrauen. Nun führte die Hausfrau ſelber den Vater Ambroſius zu dem Ehrenſitze des Hauſes und kredenzte ihm den Methbecher. Ambroſius trug ein ſchwarzes, weites Ordensgewand, in langen Locken wallte das weiße Haar darauf herab; ſein Geſicht von der Flamme des Herdes erleuchtet, war ernſt und mild, ſein Auge feurig. Theobald hatte ein blondes Haar, einen recht zierlich geſtutzten Schnurr- und Knebelbart; ſein Geſicht hatte trotz dem etwas Zartes, Mädchenhaftes, dem freilich der derbe Knochenbau widerſprach. Freundliche Blicke warfen die Mägde verſtohlen herüber nach dem ſchmucken Jünglinge und ſelbſt die Knechte ſchienen den jungen, kriegeriſchen Deutſchen mit Wohlgefallen zu betrachten, der es noch immer nicht begreifen konnte, mitten unter Feinden eine ſolche Aufnahme gefunden zu haben. Es wurde wenig geſprochen; denn ſchweigſam iſt der Slave dem Gaſte gegenüber, den er zu verletzen fürchtet durch Fragen oder läſtiges Geplauder.

„Möge Perun den Hausvater beſchützen, daß er glücklich heimkehre an ſeinen Herd!" ſagte Ambroſius, das lange Stillſchweigen brechend.

„Er wird noch heute erwartet von Romove, wo er geſeſſen im Rathe der Führer und vernommen hat den Ausſpruch der Götter," antwortete die Hausfrau.

„Auch wir ſind Boten des Friedens," fuhr Ambroſius fort, „und wir bringen Heil und Segen, wenn Samo offenes Ohr hat für unſere Worte! Verehren wir auch nicht den Donnergott ſondern einen größern und mächtigern über uns, deſſen Diener ich bin, ſo ſind wir doch Freunde der ſamiſchen Slaven; wir ſind gekommen, abzuwenden Gewitterwolken, welche ſich über dem Lande thürmen."

„Sprecht mit dem Gebieter," entgegnete die Hausfrau, auf deren Stirne ſich trübe Wolken lagerten; „nicht ziemt es dem Weibe mitzuſitzen im Rathe."

„Der Mann iſt die Sonne, die ſtrahlt und brennt; die Frau der milde Mond, der die Nacht erhellt. Der Mann hört nur die Stimme des Ruhmes, den Ruf der Gewalt; die Frau öffnet ihr Ohr dem Worte der Liebe und Milde."

Ambroſius wollte weiter ſprechen; aber wohlbekannter Hornruf ertönte von Außen und Pferdegetrampel, die Knechte ſprangen auf und eilten hinaus, ſelbſt die Hausfrau ging ihren Gemal zu empfangen.

Ambroſius blieb mit Theobald allein.

„Es iſt mir wie ein Traum," ſagte der, „daß wir hier ſo mitten im Feindeslande ſitzen, unter ungläubigen, grauſamen Heiden, ruhig und unbekümmert, als ob wir im Refektorium des Ordenshauſes unſer Veſperbrod äßen."

„Mein Sohn," entgegnete der Prieſter, „Du nennſt ſie ungläubig; wer hat ihnen den wahren Glauben gepredigt? Du nennſt ſie roh und ſie achten die Gaſtfreundſchaft; Du nennſt ſie grauſam und nicht lange wird es dauern, ſo kommen Chriſtenritter, ihre Hütten zu plündern, ihre Tempel zu verbrennen und Ströme Blut zu vergießen: wer iſt nun roh, wer grauſam? O daß der Orden Hunderte ausſenden möchte, zu lehren in Liebe und Sanftmuth; daß die Ritter ſtatt nach dem Schwerte, nach dem Kreuze griffen und dem Evangelienbuche!"

Die Thüre ward geöffnet und der Hausherr trat ein.

Die Seherin.

„Ihr theures Bild wird freundlich Dich umſchweben,
Ein treues Schirmgeleite durch das Leben,
Ein zwar ſehr ferner, aber heller Stern.
Dir bleibt der Troſt aus meinen Paradieſen
Hat keines Menſchen Herman mich gewieſen,
Den ſtrengen Richtſpruch ſchrieb die Hand des Herrn."
Leutſchniggs.

Samo war ein großer, kräftig gegliederter Mann von fünfzig und einigen Jahren, ſein Geſicht drückte Muth und Entſchloſſenheit aus; es hatte den echt ſlaviſchen Typus, die etwas aufgebogene Naſe und die rundere Form. Seine Kleidung beſtand in einem weiten, pelzgefütterten Rocke von grobem Tuche, um die Mitte von einer Art Schärpe von rother Wolle feſtgegürtet, an der auch das gebogene Schwert hing, ähnlich der Karabela der ſtammverwandten Polen, Hoſen von gleichem Stoffe und Stiefeln aus Wildleder, der Bart war wohlgepflegt, das Haupthaar bis auf einen Büſchel am Wirbel glatt abgeſchoren. Ihm nachfolgte die Hausfrau, ein Mädchen führend, das in eine Art von Regenmantel gehüllt war, deſſen Kapuze das Geſicht verhüllte. Er ging ſchweigend zu den Fremdlingen, welche aufgeſtanden waren, ihn zu begrüßen und maß ſie lange mit ernſtem Blicke; dann ſagte er:

„Ihr habt Brod und Salz gegeſſen mit der Hausfrau und Euer Haupt iſt nun heilig in meinem Hauſe. Ihr ſeid gekommen in den Horſt des Adlers, eine junge Weihe und ein Silberſchwan; er aber fragt ſie nicht, was ſie wollen; ſie können bleiben ſo lange, ſie können gehen, wenn es ihnen gefällt. Samo wird ſein Auge wegwenden von dem Pfade, den ſie betreten und keiner ſeiner Knechte verfolgen die Feinde ſeines Landes; denn daß Ihr es ſeid, kündet mir Euer Ausſehen."

Ambroſius ſprach ruhig und voll Würde einige Worte des Friedens und der Verſöhnung, er ſprach von dem allmächtigen Gott der Liebe, der mit gleicher Liebe umfaßt den Slaven wie den Deutſchen und deſſen Stimme einſt mächtig erklungen auf Sinai unter Donner und Blitz, ſprechend: „Du ſollſt keine Götter haben neben mir!" Samo hörte ernſt zu, ohne den Greis zu unterbrechen; dann nahm er das Horn mit Meth gefüllt und goß es aus vor dem Götzenbilde am Herde, als wollte er deſſen Zorn verſöhnen und antwortete ruhig:

„Dem Gaſte ſei der Glaube des Gaſtfreundes heilig; ich habe Euch nicht nach dem Eurigen gefragt; nicht läſtert Ihr die Götter des Hauſes, die Euch ſchützend aufgenommen."

Starr hatte die verhüllte Mädchengeſtalt dageſtanden, ihr Auge auf die Fremden gerichtet, ohne Leben, ohne Be-

wegung; plötzlich ſchien ſie ein elektriſcher Schlag zu durchzucken, ein leichtes Zittern ging durch ihre Glieder, hoch aufrichtete ſie ſich und warf den Mantel ab, der ſie verhüllte; wie von einem Blitze geblendet, ſahen die Fremden ein Weſen von überirdiſcher Schönheit vor ſich ſtehen. Es war ein Mädchen von kaum neunzehn Jahren, ſchön wie ein Frühlingstag, wie Dziwa, Siebög des Lebensgottes Gemalin, die Göttin der Liebe; ihre Wange deckte hohe Röthe, ihr Auge leuchtete vom Feuer innerer Begeiſterung, entfeſſelt rollte reiches Blondhaar wie ein goldener Mantel um ihre Schultern und floß bis zur Ferſe hinab, ein Kranz von Fichtenzweigen ſchmückte ihre Schläfe. Ein Gewand von weißem Wollenſtoffe mit weiten Aermeln, welche einen runden, marmorweißen Arm ſehen ließen, umfloß in weiten Falten die jugendlichen Glieder; ein goldener Gürtel markirte die feine Taille. Um den entblößten Hals trug ſie eine Schnur von Bernſteinkugeln, an der ein kleines, ebenfalls aus Bernſtein geſchnitztes Bild eines Gottes hing; Armbänder aus Muſcheln zierten die Hände.

„Wehe," begann ſie mit zitterndem, einſylbigem Tone, der aber bald feſt und vollklingend ward, „den Fremdlingen, die gekommen ſind, ſich mit falſchem Herzen zu ſezzen an den Tiſch der Slaven, Honigſeim auf den Lippen und bitt're Galle im Herzen; wehe den Fremdlingen, die gekommen ſind, Perun's Altar zu ſtürzen und zu zertrümmern die Bilder der Götter! Ich kenne Euch, Fremdlinge, und durchſchaue Eure Herzen; Du mit der ehrwürdigen Miene und dem greiſen Haar biſt ein Diener des Gottes der Deutſchen, der mächtiger ſein ſoll, als die Götter der Slaven, und der ſie bekämpfen und vernichten will; Dein Herz iſt ſanft und milde, wie Dein Auge; aber ich ſehe Triſua, die Leichengöttin ſchweben über Deinem Haupte und Hela's Götter erwarten ihr Opfer. Wende Deine Schritte rückwärts; vorwärts tragen ſie Dich zum Tode! Du aber mit, dem blonden Gelocke, biſt ein Prieſter Liada's des Kriegsgottes, Dein Herz brütet Verrath am Volke der Slaven und Dein Arm greift nach dem Schwerte, es zu vernichten! Ich ſehe Dich in hellglänzender Rüſtung, Dein Arm trägt ein Banner mit zwei weißen Streifen und Liada lächelt dem Kühnen; aber Cernobog zürnt und Du biſt verloren."

Sprachlos vor Erſtaunen hatten die Fremdlinge den Worten der Jungfrau gelauſcht, welche vom Geiſte der Wahrſagung ergriffen, der Erde entrückt ſchien; ſie ſtand da, den Blick zum Himmel gerichtet, den Arm erhoben, als lauſche ſie einer Stimme von Oben.

„Wir ſtehen in Gottes Hand, Jungfrau!" ſagte Ambroſius und ein ſeliges Lächeln verklärte ſeine Züge, „hat er mich gewürdigt, für meinen Glauben zu ſterben, ſo werde ich ihn preiſen bis zum letzten Athemzuge meines Lebens unter Martern und Schmerzen."

Theobald konnte kein Auge abwenden von der himmliſchen Geſtalt, er fühlte ſein Herz mächtig ſchlagen und tauſend nie gekannte, nie geahnte Gefühle in ſeiner Bruſt erwachen; die Worte der Seherin trafen ihn wie Blitzesſchläge und riſſen ihn fort in eine ferne Zukunft.

„Wehe aber auch uns," fuhr die Jungfrau, den Ton wechſelnd fort; „ich ſehe, ſie kommen in langen Zügen die Schaaren der Feinde, erzgerüſtet und bewehrt, Slave bekämpfet den Slaven und unaufhaltſam dringt der Strom vorwärts. Romove fällt, vernichtet wird der Hain der Götter, ihr Opferfeuer erlöſcht, ihre Bilder zertrümmert die Streitart der Krieger! Ich ſehe ſie knien die Führer der ſlaviſchen Stämme vor einem unſichtbaren Gotte, mächtiger als Perun und Cernobog, und zwiſchen ihnen wandeln fromme Männer, die Prieſter jenes Unſichtbaren; klares Waſſer gießen ſie aus auf die Häupter der Knienden und das Volk der ſamländiſchen Slaven beugt ſich vor dem neuen Gotte. Aber ein Blutſtrom rinnt zwiſchen dem Jezt und Einſt; tauſend Opfer werden fallen. — Ein Adler ſtürzt mit durchſchoſſenem Fittige herab und die Schaar der Geier fällt über ihn, ſie halten Gericht, ſie wollen ihn zerfleiſchen mit Klauen und Schnäbeln als Opfer; eine weiße Taube naht und rettet den Adler aus den Klauen der Geier. Adler und Taube erheben ſich in die Lüfte. Der Adler biſt Du, Fremdling, und die Taube iſt eine ſlaviſche Jungfrau — es wird plötzlich finſter vor meinem Geiſte, Nebel verhüllen das Bild — ich kann ſie nicht erkennen!"

Erſchöpft ſchwieg ſie, der Blick ſenkte ſich zu Boden, ermattet ſank der erhobene Arm und der Geiſt ſchien aus höhern Regionen wieder zur Erde zurückkehren zu wollen; erſtaunt, verwundert ſah ſie im Kreiſe umher, als könnte ſie ſich nicht beſinnen auf das, was vorhergegangen und ſank in die Arme der Mutter, welche ſie zu ihrem Sitze neben dem Vater führte.

„Erhole Dich, Ausca," ſagte beſorgt die Mutter, „der Geiſt iſt über Dich gekommen und wehe, wenn eintrifft, was er uns verkündet!"

Ausca ſenkte den Kopf auf die Bruſt, ſie ſtrich ſich die goldenen Locken von der Stirne, nahm den Kranz von Fichtenzweigen und legte ihn zu den Füßen des Götzenbildes.

„Erdrückt mich, Mutter, die Götter haben mich heimgeſucht und die Prieſterin opfert ihnen ihren Schmuck."

Ruhig blieb ſie ſitzen und ihr Auge ſtreifte zuweilen träumeriſch nach Theobald hinüber, der den Blick nicht wenden konnte von ihr, und dem ſo wehe war im Herzen und doch ſo unausſprechlich wohl; Samo aber legte das ſorgenſchwere Haupt in die Hand und ſagte halb vor ſich, halb zu den Gäſten gewendet:

„Es wird kommen, wie ſie geſagt hat; zum zweiten Male hat ſie heute geſprochen und immer gleich klangen ihre Worte! Ihr aber merket wohl darauf, und wendet Eure Schritte rückwärts dem Lager Eurer Freunde zu, ſonſt bedrohet Unheil Euer Haupt."

Ein einfaches Mahl ward aufgetragen und ſchweigend verzehrt; denn ob auch das Horn des Urs mit Meth gefüllt die Runde machte, Jeder hing zu ſehr den eigenen Gedanken nach, war zu ſehr mit der Scene beſchäftiget, welche eben vorgegangen, als um der Heiterkeit der Geſelligkeit Raum zu geben.

„Ihr werdet reiſemüde ſein," ſagte Samo nach Beendigung des Mahles und ſtand auf, indem er einen Kienſpan am Feuer des Herdes anzündete; „Euer Wirth wird Euch begleiten zur Schlafſtelle."

Er führte ſeine Gäſte durch einen ſchmalen Gang nach einem Gemache, das eben ſo einfach war, wie die Halle; Binſenmatten waren auf dem Boden ausgebreitet und weiche Felle über ein, aus getrockneten Baumblättern bereitetes Lager ausgebreitet; Samo ſteckte den brennenden Span in eine Mauerſpalte und entfernte ſich.

Die beiden Fremden blieben allein.

„Sagt, Vater Ambrosius," nahm Theobald nach einer Weile das Wort, „ist das Alles kein Traum, kein leeres Gaukelspiel, was sich vor unsern Augen begeben? Ich möchte daran zweifeln und noch klingt mir der Ton der melodischen Stimme im Ohre wieder, noch steht das wunderholde Bild mit allen Reizen vor meiner Seele."

„Es gibt Dinge," erwiederte der Missionär, „welche wir uns nicht erklären können; solche begeisterte Priesterinen sind mir, wiewol selten vorgekommen unter dem Heidenvolke, das ihnen den Rang einräumt neben ihren Göttern. Ein guter Christ aber darf sich durch solchen Heidenspuck nicht fesseln lassen und nicht schrecken!" setzte er hinzu.

„Vater," fuhr Theobald nach einer Pause fort, indem er sich angekleidet auf's Lager warf und die Hand auf die Augen preßte, um das schöne Bild recht fest zu halten; „nicht in der Heimat, dem schönen Deutschlande, sah ich solch' liebliches Bild, nicht in den Landen, die ich durchzogen."

„Schön ist die Sünde und die Versuchung prüfet die Herzen, mein Sohn!"

„Ach Vater, ich fühle meines so wild, so ungestüm schlagen! O wäre jenes himmlische Wesen keine Heidin, wäre ich daheim auf der Burg meiner Väter."

„Und Du willst in den Orden treten, dessen erstes Gelübde Entsagung ist, dessen zweites Kampf für den Glauben?" versetzte Ambrosius mit mildem Vorwurfe. „Prüfe Dich, Sohn und sei stark; das Herz des Mannes muß gestählt sein im Kampfe, und nicht erliegen darf es der Versuchung."

Einen tiefen Seufzer stieß Theobald aus und schwieg; er schloß die Augen und in desto brennenderen Farben stand das geliebte Bild vor seiner Seele da, sein Geist erging sich in wachen Träumen, und selbst als sich der Schlummer auf sein Auge herabgesenkt hatte, spann sie die aufgeregte Phantasie geschäftig weiter; Pater Ambrosius aber betete noch lange und inbrünstig, und als er an das Lager des schlafenden Jünglings trat, so hob er die Hände und sagte leise: „Herr, führe ihn nicht in Versuchung!"

Spät erwachte Theobald am folgenden Morgen, sein Gefährte hatte schon das Gemach verlassen; er sprang auf und wusch sich das brennende Gesicht, denn so eben hatte ihn im Traume Ausca's Bild verlassen, um beim Erwachen wieder vor seinem Seelenauge zu stehen. Er eilte hinab in die Halle, wo die Familie beim Frühmahle saß. Sein erster Blick, nachdem er den Hausherrn und die Hausfrau begrüßt hatte, traf Ausca, welche abseits saß und fleißig die Spindel durch ihre rosigen Finger gleiten ließ; ihre Augen begegneten sich und eine tiefe Röthe trat auf die Wangen des Mädchens. Ambrosius war mit Samo in ein gar ernstes Gespräch vertieft, ein Gespräch, das er geschickt anzuknüpfen gewußt und das er mit überzeugender Beredtsamkeit weiter führte; keine Gelegenheit wollte er versäumen, die wahre Lehre zu verbreiten, und wenn es ihm auch für den Augenblick nicht gelingen sollte, zu bekehren, wenigstens Samenkörner der Gotteslehre in eine Menschenbrust zu streuen, welche mit der Zeit reiche Früchte tragen mußten. — Es war kein wildes Streiten um Meinungen, es war ein Austausch der Gedanken und oft schien Samo nachdenklich und ergriffen von der überzeugenden Rede des Priesters. Freilich kam es für jetzt noch zu keinem Resultate; denn nicht so leicht legt der Mensch Vorurtheile ab, welche ihm lieb und heilig geworden durch die Gewohnheit; nicht so leicht ändert er seinen Glauben, den er eingesogen mit der Muttermilch, den er ererbt von seinen Vätern. — Theobald lauschte still dem Gespräche, das er freilich nicht ganz verstand; denn er war der Slavensprache nicht mächtig; sein Geist weilte bei Ausca und ein innerer magnetischer Rapport schien zwischen beiden jugendlichen Wesen stattzufinden. Gerne wäre er aufgestanden und hätte sich ihr genähert; aber er wagte es nicht, er fürchtete sich zu verrathen. Die erste Liebe ist schüchtern und zaghaft wie ein Kind, wo es zu sprechen, kühn und männlich, ein Held, wo es zu kämpfen gilt. Aber ihre Blicke fanden sich immer öfter, wurden immer beredter, ihre Herzen verstanden sich und in dem Geisterkusse der Liebe schmolzen Vorurtheile und Stammhaß, wie der Schnee auf den Felsenzinnen der Berge vor dem heißen Strahle der Frühlingssonne.

Draußen tobte ein Wintersturm finstere Wolken bedeckten den Himmel und der Schnee fiel in dichten Flocken; nicht ziehen lassen wollte Samo den neuen Gastfreund, welcher ihm schnell lieb geworden war, obgleich er in ihm einen Feind seines Glaubens erkannt hatte, einen um so gefährlicheren, je überzeugender seine Worte. Ambrosius blieb, obgleich er nicht die Schlöffer der Fürsten und der Führer aufsuchen wollte, um seine selbstgewählte Sendung zu erfüllen, das Evangelium den Heiden zu predigen, sondern die Dörfer der Stämme, weil er sah, daß sein Same auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen war. Mehr noch als Samo schien die Hausfrau ergriffen von Ambrosius überzeugender Rede, und als der Hausherr sich entfernte, um den Knechten nachzusehen und in den Ställen, wo er edle Rosse zog und Hornvieh, den Reichthum der Samländer, da bat sie den Greis, sie ganz einzuweihen in die Geheimnisse einer Lehre, welche Milde, Liebe und Sanftmuth predige.

Drei Tage weilten Ambrosius und Theobald im Gehöfte Samo's als sich das Wetter klärte und nicht länger wollte sich nun der Greis zurückhalten lassen; er schied von den Gastfreunden, nachdem Samo's Gattin im stillen Gemache die Taufe und in ihr den Namen Bozena empfangen, nachdem auch Samo, wiewol mit widerstrebendem Herzen die Gewalt der göttlichen Lehre einsehen gelernt. Vergebens riethen ihm Beide, nicht weiter vorzudringen im Lande, wo Alles in Gährung begriffen sei, weil sich bereits die Nachricht von der Annäherung eines Christenheeres verbreitet habe, welches komme um die Samländer zu unterjochen und die Tempel ihrer Götter zu zerstören; Ambrosius hörte ruhig die Schilderungen der Gefahren an, denen er entgegen ging und entgegnete ruhig, daß diese nur ein Sporn mehr seien, seine Sendung zu erfüllen.

Theobald reichte dem Alten und der Hausfrau schweigend zum Abschiede die Hand; als er sich aber Ausca näherte, da zitterte sie vor Schmerz und Aufregung und unwillkürlich stieg ihm eine Thräne in's Auge bei dem Gedanken, von dem holden Wesen, das seine ganze Seele erfüllte, scheiden zu müssen ohne Hoffnung des Wiedersehens. Reichlich flossen die Zähren über die Wangen des Mädchens, als sie die dargebotene Rechte des Jünglings ergriff.

„Lebe wohl, für immer!“ ſagte Theobald mit gebrochener Stimme.

Da durchzuckte es Ausca, ihr Auge leuchtete, ihre Geſtalt hob ſich: „Wir ſehen uns wieder in ſchwere Gefahr drohender Stunde!“ rief ſie mit prophetiſchem Sinne; denke Adler an die Taube, wenn Dein Leben Gefahr bedroht! Ein Myrthenzweig ſchlingt ſich auf Deinem Helme mit dem Eichengrün des Siegers zu einem Kranze; aber Deinen Gefährten umſchwebt Triſna. Und doch iſt ſein Haupt von einer Strahlenglorie umfloſſen, nicht hinunter zieht ihn die finſtere Leichengöttin in Hela's Reich; er ſchwebt aufwärts zum blauen Himmel.“

Mit hoher Begeiſterung hatte ſie dieſe Worte geſprochen und ehe es Theobald verſah, hatten ihre Arme ihn umſchlungen, lag ſie an ſeinem Herzen und ein heißer Kuß brannte auf ſeinen Lippen; dann riß ſie ſich los und ſchwankte wie eine Träumende durch die Halle.

Das Kreuzheer.

„Um die Heldenleichen dort
Rauft der Schare ſich mit den Raben,
Will vom Tageslichte fort
Tief die Schmach der Welt begraben.“
Lenau.

Nicht Kälte, Wind, Schnee und Entbehrungen aller Art ſchrecken den Krieger, wenn ihn eine hohe, große Idee beſeelt, wenn an ſeiner Spitze eine leuchtende Heldengeſtalt ſteht, die er verehrt und welche den Sieg an ſeine Fahnen zu bannen ſcheint. Solch' ein hohes Vorbild, ſolch' ein geliebter Führer war Otakar II., der Böhmenkönig, dem alle Fürſten, die an dieſem Kriege Theil nahmen, einſtimmig die Führerſtelle abgetreten; oft erprobt im Kampfe zeigte er ſich auch hier als ein umſichtiger Feldherr. Reichlich war das Chriſtenheer mit Allem verſehen und lange Züge von Wagen und Packpferden folgten ihm mit Proviant und Zelten; denn wohl wußte der Premyſlide, daß, je tiefer ſie in das Land des Feindes eindringen würden, ſie deſto weniger Vorräthe anträfen. Ohne eine Schlacht zu wagen, zogen ſich die Samländer nach Romove, ihrem Hauptorte, wo im heiligen Haine die Tempel ihrer Götter ſtanden, wo ihr Fürſt, wo ihre Prieſter weilten; ſie verließen ihre Dörfer, ihre Gehöfte, indem ſie Weiber und Kinder, ihre Vorräthe und ihr Schlachtvieh mit ſich führten und dem Feinde nichts zurückließen, als die ärmlichen Hütten von Holz und Lehm aufgeführt. Aber ſelbſt dieſe fand das Chriſtenheer immer ſeltener, je weiter ſie ſich vom friſchen Haff entfernten und in's Innere eindrangen; denn die Samländer warfen Feuerbrände in die verlaſſenen Hütten und übergaben ſie lieber den Flammen, als daß ſie ſelbe den Feinden ihrer Nationalität und ihres Glaubens überlaſſen hätten. Otakar's Heer beſtand nicht wie die früheren Kreuzheere, welche nach Paläſtina gezogen waren, aus zuſammengelaufenem Geſindel, Leuten ohne Gut, Freibeutern und Abenteurern, es waren die Kerntruppen des Ordens der deutſchen Ritter, denen Alles an der Eroberung des Samlandes lag, aus den böhmiſchen Rittern mit ihren wohleingeübten Knappen und Reiſigen und dem angeworbenen Volke der übrigen Fürſten, welche ſich dem Kreuzzuge angeſchloſſen hatten; Otakar hielt gute Mannszucht und geſtattete es nicht, daß einzelne Haufen ſich vom Heere entfernten, um zu plündern oder Feinde aufzuſuchen und ſich mit ihnen in Scharmützel einzulaſſen. Er hatte Alles zu einem entſcheidenden Schlage vorbereitet und zu dem wollte er ſeine Kräfte ungeſchwächt erhalten; er mußte, um entſcheidend zu ſiegen, den Feind im Herzen ſeines Landes angreifen.

Ein weites, wüſtes, verödetes Land hatte er durchzogen, eine große Schneefläche und das Heer hielt Raſt in der Nähe von Romove, in deſſen Nähe einſt der heilige Adalbert den Märtyrertod erlitten; ſchon hatten einzelne blutige Gefechte zwiſchen dem Vortrabe des chriſtlichen Heeres und den ſich zurückziehenden Samländern ſtattgefunden und Leichen deckten ſo manches Schneefeld, das zur blutigen Wahlſtatt geworden war. Da trat eines Abends ein leichtgerüſteter Streiter in das Zelt Popo's, des Ordensmeiſters, und beugte ſich demüthig vor dem Gebietenden; ſcharf muſterte dieſer im Halbdunkel die Züge des Eingetretenen und rief halb mit Staunen, halb mit Unwillen: „Theobald!“

„Ja,“ erwiederte dieſer, „Herr und Meiſter, es iſt Theobald von Eichen, der vor Euch hintritt, ſich zu melden bei Euch, daß er eingetroffen nach mancher Fährniß im Chriſtenlager und der Euch bittet, ihn Theil nehmen zu laſſen am heiligen Kampfe!“

Strenge faltete der Meiſter die Stirne und fragte mit verſchränkten Armen: „Ihr ſeid in den Orden getreten als Novize, um einſt das Kreuz des Ritters zu erhalten; Ihr habt die erſte Ordensregel verletzt, den unbedingten Gehorſam gegen Eure Oberen; könnt Ihr Euch verantworten?“

„Ich kann es, Meiſter,“ entgegnete muthig Theobald, „ſo Ihr geneigt ſeid meine Vertheidigung anzuhören.“

„Ich habe Euch ausgeſendet mit Ambroſius, den der heilige Eifer hinaustrieb, die Heiden zu bekehren, ohne erſt den Erfolg unſerer Waffen abzuwarten; Ihr ſolltet ſein Schutz ſein und ſein Schirm, Ihr ſolltet nebſtbei die Wege erkunden in dem fremden Lande, die Stärke und Stellung des Feindes. Wo habt Ihr Euren Begleiter gelaſſen? denn ich kenne Ambroſius Feuereifer zu gut, als daß er zurückgekehrt wäre, ohne daß er ſeine Sendung erfüllt hätte.“

„Er iſt nordenwärts gegangen; ich aber mußte den Rückweg antreten. Ich ſchützte Eure Befehle vor, ihn nicht zu verlaſſen; er aber wies mir ein Pergament vor, mit Eurer eigenen Fertigung, Eurem eigenen Siegel, daß ich ihm unbedingten Gehorſam zu leiſten habe. Mit ſchwerem Herzen habe ich ihn verlaſſen.“

„Und der andere Theil Eurer Sendung?“

Theobald erzählte, was er während der Dauer ſeiner Reiſe erfahren und den Aufenthalt in Samo's Schloſſe ohne jedoch Ausca's zu erwähnen. Der Großmeiſter ſchien wenig befriedigt, doch gab er Theobald den Auftrag, ſich aus dem Waffenmagazine des Ordens vollſtändig zu rüſten und die Anführung einer kleinen Reiterabtheilung zu übernehmen, mit welcher er einen Streifzug ſeitwärts des Heeres machen ſollte, wo ſich zahlreiche Feinde zeigten und dasſelbe häufig beunruhigten. Dieſer Auftrag war Theobald willkommen; denn ſeit er Samo's Schloß verlaſſen, eine unglückliche hoffnungsloſe Liebe im Herzen, ſehnte er ſich nun nach Kampf und einem ehrenvollen Tode auf dem Schlachtfelde.

Mit dem Morgengrauen brach er mit ſeiner Schaar

in der bezeichneten Richtung auf; scharf blies der Wind über die Schneefläche und fester wickelten sich die Reiter in ihre Mäntel, da in der Ebene kein Ueberfall zu besorgen stand. Mit einem Male kam ihm die Gegend so bekannt vor, ein dichter Tannenwald tauchte vor seinem Blicke auf, unfern vor demselben stand ein Gehöfte; er rieb sich die Augen, er wollte ihnen nicht trauen: vor ihm lag Samo's Schloß, das er vor wenigen Tagen verlassen. Unkundig der Gegend hatte er eine Zirkelbahn beschrieben, um zum Heere zu stoßen. Laut klopfte sein Herz bei diesem Anblicke und das Jubelgeschrei, das seine nach Kampf und Beute dürstenden Reiter beim Anblicke des Gehöftes ausstießen, schnitt ihm tief in die Seele. Es konnte nicht anders sein, dies Gehöfte diente der kühnen Schaar, welche das Heer zu beunruhigen wagte, zum Verstecke; vielleicht war Samo selbst der Anführer. Und gegen ihn, gegen Ausca's Vater sollte er nun das Schwert ziehen, erstürmen das Schloß, das ihn gastlich aufgenommen, wo der Engel lebte, der ihm vorschwebte im Wachen und Träumen. Sollte er vorwärts, sollte er die Geliebte den Gefahren des Ueberfalles preisgeben, vielleicht im Kampfe das Blut des Vaters vergießen und so eine ewige Scheidewand aufthürmen zwischen sich und ihr? Unwillkürlich hielt er sein Roß an und gebot Halt. Die Reiter sahen verwundert auf den Führer und ein leises Murren ging durch ihre Reihen; nur ein rascher Angriff konnte hier entscheiden und Theobald zögerte. Er dachte einen Augenblick daran, unter irgend einem Vorwande umzukehren; aber mächtig ertönte in seiner Brust das Gebot der Ehre und übertäubte die Stimme der Liebe. Er sandte zwei Reiter zurück mit der Meldung vom bevorstehenden Angriffe und verlangte Verstärkung; er selbst setzte sich fester im Sattel, schloß das Visier, zog das Schwert und in Sturmeseile ging es vorwärts über den hartgefrorenen Boden. In einiger Entfernung vom Gehöfte machte er Halt und sandte Einzelne ab, welche dasselbe umkreisen und auskundschaften sollten, ob nicht im Walde ein Hinterhalt liege. Eine peinliche Viertelstunde verging, Alles blieb ruhig und die ausgesandten Reiter kehrten mit der Meldung zurück, daß das Gehöfte verlassen scheine, das Thor stehe offen und die Zugbrücke sei herabgelassen. Theobald rückte noch immer, eine Falle fürchtend, langsam vor, ließ vor der Brücke Halt machen, einen Theil seiner Leute absitzen, den Uebrigen aber zur Hut der Rosse zurück, und um ihn vor einem Ueberfall zu schützen, er selbst eilte nun mit seinen Leuten in's Gehöft. Kein Hundegebell erscholl, Alles blieb ruhig, leer und offen standen die Ställe, die Vorraths- und Waffenkammern; er eilte durch die Höfe der Halle zu. Auch sie war leer, die Waffen und das Jagdgeräthe an den Wänden fehlte; auf dem Herde lag noch ein Haufe glühender Kohlen, ein Beweis, daß Samo mit den Seinigen vor nicht langer Zeit erst sein Eigenthum verlassen hatte. Wild tobten und lärmten die Reiter durch das verlassene Gehöfte und spähten überall herum nach Beute, ihren Uebermuth trotz Theobald's Bitten und Befehlen an den vorgefundenen Geräthen kühlend, die sie zertrümmerten, da es ihnen nicht der Mühe werth schien, sie mitzuschleppen. Theobald fühlte sich sonderbar bewegt, er setzte sich auf den Platz am leeren Tische, den er vor wenig Tagen eingenommen und starrte hinüber, wo Ausca gesessen, aber das holde Bild wollte nicht erscheinen. Da fiel sein Blick zufällig auf das roh aus Holz geschnitzte Götzenbild am Herde, es schien ihn höhnisch anzugrinsen und leuchtende Augen zu rollen — es war mit Blut bespritzt und eine mit Blut gefüllte Schale stand zu dessen Füßen. Samo hatte ein Opfer gehalten ehe er ausgezogen; Theobald schauderte, denn er wußte, daß die Slaven ihrem Kriegsgotte Menschenopfer zu bringen pflegten. Er vergaß Alles um sich her und überließ sich seinen Träumen; ein seltsames Geknister schreckte ihn auf, das von der Decke, das aus dem Getäfel der Wand zu kommen schien; ein wildes Geschrei von Außen folgte und wohlbekannte Hörnersignale seiner Reiterschaar. Theobald sprang auf und eilte zur Thüre, ein dichter, stinkender Rauch drang aus dem Gange und beim Luftzuge schlug ihm die helle Flamme entgegen; es galt keinen Augenblick zu verlieren, wollte er nicht lebendig verbrennen, denn die Halle hatte keinen Ausgang und ein Sprung aus den Fenstern war lebensgefährlich. Mit dem wilden Muthe der Verzweiflung drang er durch Rauch und Flamme, und erreichte den Ausgang; im Hofe fand er seine Reiter in größter Verwirrung. Die Meisten hatten ihre Rosse schon bestiegen, Andere zogen die Sattelgurten fester an; Alle aber harrten des Führers, denn die Gefahr war drohend. Von Außen tönte Waffenlärm und Kampfgeschrei, die zurückgelassene Reiterschaar wehrte sich gegen eine überlegene Feindesschaar, welche sie jeden Augenblick zu umzingeln und zu vernichten drohte, und die beim Ausbruche des Feuers aus dem Walde vorgestürmt war. Im brennenden Schlosse konnten sie sich nicht halten und in der Ebene mußten sie der Uebermacht erliegen; Theobald faßte schnell den Entschluß.

Er ließ seine Reiter mit Einem vorbrechen aus dem Thore des Gehöftes zur Unterstützung der Außen haltenden Abtheilung — in festgeschlossenen Reihen stürmten sie vorwärts gegen den Feind, der sich eines solchen Angriffes nicht versah und nicht gewohnt in geschlossenen Massen zu kämpfen, sich zerstreute, wie ein Taubenschwarm vor dem Stösser. Aber eben so schnell hatten sie sich wieder gesammelt und während ein Theil sich von Vorne auf die deutschen Reiter warf, umschwärmten die Uebrigen sie im Rücken und in den Flanken und lichteten mit Pfeilen ihre Reihen. Theobald kämpfte wie ein Löwe, er wollte sich halten bis auf den letzten Mann, wenn nicht die Verstärkung zur rechten Zeit käme, ihn aus dieser Klemme zu befreien. Er trat den Rückzug an, wobei er freilich manchen wackern Reiter todt oder schwer verwundet zurücklassen mußte; da brach eine neue Schaar aus dem Walde hervor, ein wildes Geheul begrüßte diese Verstärkung, welche die Vernichtung der Reiterschaar gewiß machen mußte. Aber nicht nur Ermattung lähmte die Kraft von Theobald's Reitern, sondern eine Erscheinung, welche die Leichtgläubigen für eine überirdische nahmen; selbst Theobald starrte sie an und ließ den erhobenen Arm mit dem Schwerte sinken. Auf einem milchweißen Rosse mit langen, im Winde flatternden Mähnen, das ohne Sattel — blos von dem Zurufe, von dem Willen der Reiterin geleitet zu werden schien, sprengte eine Jungfrau der neuen Schaar voran; ein leichter Panzer bedeckte ihre Brust — ein kleiner, spiegelblanker Eisenschild schützte ihren linken Arm, während ihre Rechte ein Sichelschwert schwang; ihr Haupt war unbedeckt, blos ein Kranz

von Fichtenzweigen ſchmückte ihre Stirne und die langen, im Winde fliegenden goldenen Locken.

„Ausca!“ ertönte es wie aus einem Munde von der Slavenſchaar, die ſich mit doppelter Erbitterung auf die Reiter warf und Ausca wiederhallte es in Theobald's Herzen; er hatte das geliebte Bild erkannt. Vorwärts ſtürmte ſie, hinein in die Feinde mit hochgeſchwungenem Sichelſchwerte, ein Bild der Kriegesgottin, umgeben und beſchützt von ihren Treuen; der Angriff galt dem Führer, der gelähmt durch Ausca's Anblick kaum das Schwert zur äußerſten Nothwehr ſchwingen konnte. Ein Schlag mit einer ſchweren Streitart, den nur der Helmbuſch minderte, daß er nicht tödtlich ward, betäubte ihn und zertrümmerte das Viſier. Ausca war in ſeiner Nähe und feuerte ihre Krieger an, den Fremden lebendig zu fangen, als Opfer für ihre Götter, da traf ihr Blick Theobald's Antlitz. Sie ſtieß einen Schrei aus, der tief in das Herz des Deutſchen drang, denn er ſagte ihm, daß ſie ihn erkannt habe; ihr Pferd machte einen gewaltigen Sprung, mit ihrem Sichelſchwerte warf ſie eine Lanze zurück, welche die Bruſt des Deutſchen durchbohren ſollte und hob den Schild, um ihn zu ſchützen, während ſie ihrer nächſten Umgebung einige Worte zurief, die vom Munde zu Munde wiederklangen und dem Gefechte Einhalt thaten. Mit Staunen blickten die Slaven auf ihre Prieſterin, welche ſie wie eine Gottheit verehrten und deren Ausſpruch ſie ſich unbedingt fügten; ein zweiter Ruf ertönte von ihren Roſenlippen und alle Waffen ſenkten ſich. Einen Blick voll Liebe warf Ausca auf Theobald; dann wandte ſich ſchnell ihr Roß und flog wie eine Geiſter-Erſcheinung dem Walde zu von den Slaven gefolgt.

Theobald mit ſeiner Schaar war gerettet.

Die Märtyrer.

„Du willſt geſühnt ſein? Weißt Du auch, was Sühnung iſt?
Die Erd' umwandelt der Verſöhner Tod.
Die Zeit war ſtets die Hefe nur der Ewigkeit,
Das Ereignen Abfall vom Allfaters Thron,
Und Sühnung iſt, geläutert dahin geh'n!“

Tegnér.

Einſam, begeiſtert von dem großen Zwecke ſeiner ſelbſtgewählten Miſſion hatte Ambroſius ſeinen Weg fortgeſetzt, nicht achtend die Witterungsbeſchwerden und die Gefahren, denen er ſich ausſetzte; mehre Stunden war er in tiefem Schnee gewadet, bis er ein kleines ſamländiſches Dorf erreichte, deſſen niedere, mit Schilfrohr gedeckte Hütten faſt ganz unter dem Schnee begraben lagen. Sein Erſcheinen brachte faſt das ganze Dorf in Aufruhr, Männer, Weiber und Kinder umringten ihn und Viele ſtießen Drohungen und Verwünſchungen aus, als ſie in ihm einen chriſtlichen Miſſionär erkannten, ſie vermutheten in ihm einen Kundſchafter des chriſtlichen Heeres, von deſſen Annäherung ſich bereits die Nachricht im flachen Lande verbreitet hatte. Ruhig und mit ernſter Würde trat ihnen Ambroſius entgegen, ſeine Lippen ſprachen begeiſtert und entwaffneten den Zorn der Menge; ein alter Samländer wagte es, ihm ein Obdach in ſeiner Hütte anzubieten. Von dem Augenblicke, wo er der Gaſtfreund eines der Ihrigen geworden, hatte der Miſſionär nichts mehr von den Gliedern der kleinen Gemeinde zu befürchten; mit heiligem Eifer erfüllte er ſeine Sendung und ſein Wort fiel bei Vielen auf einen fruchtbaren Boden; ehe eine Woche verging hatte er ein Häuflein Bekehrter gewonnen.

Es war an einem Sonntage der chriſtlichen Zeitrechnung und Ambroſius hielt mitten im Orte auf einem freien Platze Gottesdienſt, eine Feierlichkeit, welcher nicht nur die Neubekehrten, ſondern auch der größte Theil der Dorfbewohner aus Neugierde beiwohnten; da ſprengte plötzlich eine große Zahl bewaffneter ſamländiſcher Krieger durch die lange Gaſſe des Ortes und hielt ihre dampfenden Pferde am Orte der Verſammlung an. Bolko der gefürchtete Führer, der tödtlichſte Haſſer der Chriſten und blinder Anhänger des Heidenthumes ſtand an der Spitze der Schaar und ſein blitzendes Auge, das ſtrenge und wild die Verſammelten muſterte, erkannte ſchnell die Urſache derſelben. Bebend drängten ſich die Dorfbewohner aneinander wie die Lämmer, wenn der blutgierige Wolf einbricht in ihre Heerde; die Weiber und Kinder erhoben ein Wehegeſchrei und ſuchten vergebens zu entfliehen; auf einen Wink des Führers ſchloßen die Reiter einen Kreis und ihre geſenkten Lanzen verſperrten jeden Ausweg. Bolko ſprengte mitten unter die Zitternden.

„Was geht hier vor und wer iſt jener graue Fremde? Ich kenne ihn,“ donnerte er, „er iſt Einer jener Chriſtenprieſter, welche das Land durchziehen, um das Volk zum Abfalle von den alten Göttern zu verführen, damit uns die bekreuzten Ritter deſto leichter unterjochen können. Er hat Euch verzaubert, er hat Euch gewonnen durch Honigworte und ein Feſt wurde hier begangen, das Perun's Donnerkeil herabruft und Černobog's Rache. Wehe ihm, wehe Allen, welche daran Theil genommen; bei Hela's finſtern Reichen, die Verächter der Götter ſollen des qualvollſten Todes ſterben!“

Ein einſtimmiges Wehgeheul erhob ſich und übertäubte Ambroſius's Stimme, der ſeinen Schülern Troſt zuſprach und ihnen Muth einflößte; aber Viele bereuten, noch ſchwach im Glauben, von Todesfurcht geängſtigt, ihren Abfall von den alten Göttern, und um das eigene verfallene Leben und das der Ihrigen zu retten, wurden ſie zu Anklägern und überhäuften den Miſſionär mit Vorwürfen und Verwünſchungen.

„Ja, er hat uns verführt, er hat uns verblendet durch Zauberkünſte und wir bereuen! Laß ihn ſterben, Fürſt, unter Qualen und Martern und nicht die unſchuldigen büßen, die Verführten!“

Und auf die Knie warfen ſich die Feigen und erhoben die gefalteten Hände zu dem Wilden, der mitten unter ihnen auf dem dampfenden Rappen hielt, deſſen Huf ungeduldig den feſtgefrorenen Schnee aufhieb; während die Krieger ein wildes blutdürſtiges Geheul ausſtießen. Ein höhniſches Lächeln des Triumphes flog über Bolko's Züge und eine Hölle flammte in ſeinem Auge auf.

„Ihr ſolltet Alle ſterben und große Luſt hätte ich, um ein abſchreckendes Beiſpiel allen Verräthern und Abtrünnigen zu geben, Euch einſperren zu laſſen in Eure Hütten und ſie anzuzünden über Eurem Kopfe; weithin ſollte der Brand leuchten durch das Samland und Allen verkünden, ſo ſtrafe Bolko die Abtrünnigen und Verräther.“

Eine Bewegung entſtand unter den Reitern, welche ſich auf die Wehrloſen ſtürzen wollten und die nur des Füh-

Digitized by Google

rers Blick noch im Zaume hielt; ein hundertſtimmiges Wehgeheul erhob ſich, dem eine tiefe erwartungsvolle Stille folgte. Ambroſius ſtand unerſchrocken am Altare vor einem großen, aus zwei unbehauenen jungen Baumſtämmen roh zuſammengefügten Kreuze, ſein Auge glühte vor Begeiſterung: „Fürchtet Euch nicht,“ rief er mit ſtarker wohlklingender Stimme, „vor Denen, welche den Leib tödten können, die Seele aber nicht; fürchtet Euch vor Dem, welcher ſowol den Leib als die Seele in der Hölle unglücklich machen kann.“

Aber die Menge hörte nicht darauf und nur ein kleines Häuflein drängte ſich todesmuthig um den Miſſionär, während die Uebrigen durch wüthendes Geſchrei ſeine Rede übertäubten.“

„Gnade!“ rief der große Haufe. „Tod dem Verführer und ſeinen Anhängern!“

Bolko richtete ſich im Sattel auf und wies mit der Streitart nach dem Altare.

„Bindet Jene dort, ſtürzt das Zeichen des fremden Gottes und Euch ſei verziehen!“

Wie eine gehetzte Meute, vom Leitriemen losgekoppelt, ſich auf ein Rudel Hirſche ſtürzt, das, von Jägern umſtellt nicht entrinnen kann, ſo warf ſich der Haufe auf Ambroſius und ſeine Anhänger, welche dieſer ermahnte, keinen Widerſtand zu leiſten und ehe einige Minuten vergingen, waren ſie alle geknebelt; Männer, Weiber und Kinder. Bolko lächelte grimmig, als ſich die Begnadigten um ihn drängten und ſeine Füße küßten. Auf einen Wink von ihm war auch das Kreuz zu Boden geſtürzt und der Altar, nur leicht aus Aeſten und Brettern zuſammengefügt, zertrümmert. Weinend und wehklagend ſahen es die Neubekehrten und erwarteten einen Blitzſtrahl vom Himmel, der die Frevler vernichten ſollte; aber Alles blieb ruhig. Der Kreis der Krieger öffnete ſich und ließ die Begnadigten entfliehen; aber enger ſchloß er ſich um die Gebundenen und harrte auf einen Wink des Führers.

„Tödtet die Hunde!“ rief der wuthſchäumend; „nur ſchont den Prieſter; unter Qualen ſoll er ſterben, ein willkommenes Opfer am Altare Cernobog's!

Aus den Köchern raſſelten die Pfeile und die Bogenſehnen wurden geſpannt, Schwerter und Streitärte hoben ſich; während einige Reiter Ambroſius in die Mitte nahmen und ihn ſeitwärts in Sicherheit brachten. Waren die zum Opfertode für ihren Glauben Beſtimmten früher muthlos und zagend geweſen, ſo ſchien jetzt, in dem letzten Augenblicke, wo ſie die heilige Chriſtuslehre mit ihrem Blute beſiegeln ſollten, ein höherer Geiſt über ſie gekommen zu ſein, eine freudige Gottergebenheit; Ambroſius ſtimmte ein heiliges Lied an und wie die erſten Chriſten unter den gräßlichſten Martern und Qualen in Rom, ſo fielen auch hier die zum Tode beſtimmten ſlaviſchen Chriſten mit frommer Inbrunſt ein. Ein feierlicher Geſang ertönte, der ſelbſt ihre Henker einen Augenblick ſtutzen machte.

Bolko winkte mit der Streitart.

Da klangen zwanzig Bogenſehnen, zwanzig gefiederte Pfeile mit ſcharfen Eiſenſpitzen flogen vom Bogen und trafen eben ſo viele Opfer, welche ſich ſtöhnend, ſchreiend unter den Zuckungen des wüthendſten Schmerzes am Boden wälzten; denn nicht tödtlich hatten die unſichern Schüſſe ihr Ziel getroffen. Eine Weile weidete ſich die grauſame Schaar an dem Anblicke der Qualen ihrer Opfer; dann erſt fiel ſie über dieſelben her und ſie verröchelten unter den Waffen der Heiden. Allmälig erſtarb das Geſchrei, das Gewimmer, das Stöhnen und Todesröcheln; nur Ambroſius Stimme ertönte, wie eine eherne Glocke, welche zum Himmel um Rache ſchreit, ein de profundis anſtimmend. Die Henker gönnten ihrem Opfer dieſe Freude; ſie lechzten nach Blut, ſie ſättigten ſich im Blute und achteten auf Nichts. Eine lautloſe Stille trat ein; Bolko's Augen funkelten, indem ſie die Stätte der Unthat überblickten, wo fünfzig Leichen auf dem aufgewühlten, blutgetränkten Schnee lagen.

„Bindet den Verführer an den Schweif Eurer Pferde?“ herrſchte er Denen zu, welche Ambroſius bewachten; „und dann aufgebrochen!“

Flink ſprang einer der Krieger von ſeinem Roſſe und band den Miſſionär an den, faſt bis an die Erde reichenden Schweif desſelben, indem er ihm die Handgelenke zuſammenſchnürte, daß das Blut unter den Nägeln hervortrat und die Haut durchſchnitten wurde; dann ſchwang er ſich wieder auf den Rücken ſeines Thieres. Ruhig und als ob nichts vorgefallen wäre, wandte Bolko ſein Roß und gab das Zeichen zum Aufbruche; die Schaar ſetzte ſich in Trab und der unglückliche Gefangene war gezwungen, mit keuchenden Lungen, ſchweißtriefendem Antlitze und dem ganzen Aufwande ſeiner Kräfte mit den Thieren gleichen Schritt zu halten, wollte er nicht geſchleift, unter ihre Hufe geworfen und von denſelben qualvoll zertreten werden.

In ihre ärmlichen Hütten hatten ſich die Dorfbewohner verkrochen und lugten aus den mit Blaſen überklebten Löchern, welche die Stelle der Fenſter vertraten, nach der Blutſcene; ſie wagten es nicht, ihrem Schmerze, ihre Brüder, Schweſtern, Freunde, Verwandte hingewürgt zu ſehen, Worte, Töne zu leihen; erſt als Alles längſt ruhig geworden, wagten ſich die Muthigſten heraus und überzeugten ſich, daß die Reiter abgezogen. Ihnen folgten die Uebrigen und wehklagend umſtanden ſie die Stätte des Mordes, dann gruben ſie ein großes Grab und beſtatteten die Ihrigen.

Bolko's Schaar machte nach einer Viertelſtunde Raſt; denn die Roſſe waren vom früheren ſcharfen Ritte angegriffen; Feuer wurden angezündet und Lebensmittel aus den Ledertaſchen, die jeder Reiter am Sattel angebunden hatte, hervorgeholt, ein Quell war bald aufgefunden und ſo hielten ſie Mittagsraſt. Der Gefangene wurde an einen Baum gebunden und Niemand bekümmerte ſich weiter um ihn, obgleich er vor Ermattung in die Knie brach. Der Schweiß rann in Strömen über ſein Antlitz, aber er erſtarrte nach und nach von der großen Kälte und bildete eine leichte Kruſte, welche die Haut ſpringen machte, Eisklümpchen hingen in den Locken und die Zähne klapperten vor Froſt aneinander, Hände und Füße bluteten; der Schmerz machte Ambroſius ohnmächtig, er murmelte ein Gebet, ſchloß die Augen und meinte zu ſterben. Empfindliche Stöße mit einer Lanzenſpitze, welche durch die von Dornen und Geſtrippe zerfetzten Kleider in's Fleiſch drangen, weckten ihn zum Leben, er ſchlug die Augen auf und ſah ſich wieder in den Händen ſeiner Peiniger, welche ihm bedeuteten, aufzuſtehen; er verſuchte es, aber die geſchwollenen, ſteifgewordenen Glieder verſagten ihm den Dienſt und er blieb auf den Knien liegen. Vergebens ſtießen ſie ihn mit den Schäften ihrer Lanzen, er konnte ſich nicht erheben. Da faßten

ihn Einige rauh, ſie hoben ihn auf ein ungeſatteltes Pferd, das frei und ledig der Schaar gefolgt war, vielleicht von einem Wolfe von einer Heerde weggetrieben, verfolgt und aus natürlichem Inſtinkte bei den Menſchen Schutz ſuchend, ſie banden ihn dort feſt, warfen dem Thiere eine Schlinge um den Hals, koppelten es an ihre Roſſe und brachen wieder auf, den Weg nach dem Verſammlungsorte der ſamländiſchen Kriegesſchaaren antretend.

Gefangenſchaft und Flucht.

„Ach gibt es denn eine Kraft, über die Liebe mit ſtarkem Fittig ſich nicht ſchwingen könnte? Was iſt für ſie Raum und Zeit? Lebt ſie nicht im Gedanken und kennt der ein Maß?“
E. T. A. Hoffmann.

Mitten in einem Walde liegt Romove, die Burg des Herzogs, die Wohnungen der Prieſter, ihrer Diener, des Gefolges umfaſſend, eine kleine Stadt auf mehren, unter einander zuſammenhängenden Hügeln erbaut, mit breiten Gräben umgeben und von einer aus Felsſtücken und Baumſtämmen erbauten Mauer von mehr als Mannshöhe eingefaßt. Im heiligen Haine ſtanden die Bildſäulen der Götter und ihre ſchmuckloſen Tempel; auf freien Plätzen waren die Opferaltäre aufgerichtet, deren jede Gottheit ihre eigenen hatte. Roh und unvollkommen waren ihre Bildniſſe aus Eichenholz geſchnitzt oder in weichen Sandſtein gehauen, aber von rieſigen Dimenſionen, von gigantiſcher Größe; da ſtand Perun, der Donnergott, dort Liada, der des Krieges, Cernobog, der Gott des Todes, denen man blutige Opfer brachte, Gefangene am Altare ſchlachtete. Ferne von dieſen waren die Altäre Dziwa's, der Göttin der Liebe, der ein ewiges Feuer brannte, das von Jungfrauen unterhalten wurde, Marzena's, der Früchteſpendenden, Simſtrela's, der Göttin des Frühlings und Ganda's, des Gottes der Ehen. Nur von den Prieſtern durfte der heilige Hain betreten werden, nur vom Herzoge und den Vornehmſten im Gefolge derſelben, wenn ein Opfertag angeſagt worden; mitten im Haine ſtand eine alte Eiche, welche vielleicht ſchon ein Jahrtauſend hatte vorüberziehen ſehen und breitete ihre Aeſte aus zu einem gewaltigen Laubdache, ein weites Zelt von Linnen umgab ſie, wo Perun's Bild ſtand, dem die Eiche geheiligt, dorthin durfte der Kriwe allein treten, der Oberprieſter, wenn er die Götter um Rath fragte. Seinem Ausſpruch gehorchte der Fürſt, das Volk blindlings, als dem Worte der Götter; doch hochangeſehen und mächtig waren auch die übrigen Prieſter, vor Allem die Cernobog's, des finſteren Gottes, des Bringers alles Böſen. — In Romove waren die Schätze des Fürſten gehäuft und der Prieſterſchaft; denn tief lag es im Herzen des Landes und unbezwinglich ſchien es den Slaven; dahin war nun bei der Annäherung des Kreuzheeres alle ſtreitbare Mannſchaft gezogen, um den heiligen Ort, die Tempel der Götter zu vertheidigen bis auf den letzten Blutstropfen. Reich mit Waffenvorräthen und Lebensmitteln war die Burg verſehen worden, die Männer hielten häufige Berathungen und ſandten ihre Weiber und Kinder nach Rudau, eine noch feſtere, am Gebirge gelegene Burg; denn nicht durften Frauen länger als drei Tage weilen in der heiligen Burg, blos um zu opfern den Göttern. Hoher Muth erfüllte die Herzen der Slaven; denn ſie kämpften für ihre Selbſtſtändigkeit, ihren Herd und ihre Götter im Angeſichte und unter dem unmittelbaren Schutze derſelben; immer neue Schaaren derſelben ſtrömten herbei und manche von ihnen brachte Gefangene mit, Nachzügler des Chriſtenheeres oder Krieger, welche ſich von demſelben verirrt hatten, um ſie den Göttern zum Opfer zu bringen und den Sieg von ihnen zu erkaufen. Am letzten traf Volko mit ſeinen Kriegern ein, durch ſeine Wildheit bekannt, wie durch ſeine Tapferkeit und wurde mit Jubel empfangen und allen Ehren; in des Kriwe's Hand übergab er ſeinen Gefangenen der von dem Ungemach des Rittes, von den erduldeten Qualen erſchöpft, mehr einer Leiche ähnlich ſchien. Die Unterprieſter banden ihn los, hoben ihn vom Roſſe und brachten ihn in ein feſtes Gemach der Prieſterwohnung, das zur Aufbewahrung der Opfer diente; dort legten ſie ihn auf ein weiches Lager aus Baumblättern und Fellen, wuſchen ſeine Wunden mit warmem Methe, verbanden ſelbe ſorgfältig, und erquickten ihn mit Speiſe und Trank, denn ſie fürchteten, er möchte ſterben vor der Zeit, oder ein unwillkommenes Opfer fallen den Göttern. Wol kannte Ambroſius die Sitten und Gewohnheiten der Heiden zu gut, um aus dieſer ſorgfältigen und liebevollen Behandlung, Troſt und Hoffnung für ſeine Zukunft zu ſchöpfen; aber das Gottvertrauen wich nicht aus ſeiner Bruſt und ſelbſt als Gefangener, am Rande des Grabes ſtehend ſuchte er zu wirken für die wahre Gotteslehre indem er ſeinen Kerkermeiſter belehrte. Ruhig, ohne zu unterbrechen, hörten ſie ihn an, wenn ſie abwechſelnd bei ihm Wache hielten; aber kein Zug ihres Geſichtes veränderte ſich, keine Antwort erfolgte.

Eilboten kamen in's Heidenlager, welche als Späher ausgeſandt worden waren, die Bewegungen des Chriſtenheeres zu beobachten und brachten die Nachrichten von dem bevorſtehenden Angriffe; in der Halle des Fürſten kamen die Führer zuſammen und die oberſten Prieſter, um ſich zu berathen. Es gab nur ein Mittel, mit aller Kraft zu ſtreiten und verſöhnen wollten ſie zu dem Zwecke die Götter durch Opfer. Ein reiches, ſchwelgeriſches Mahl wurde gehalten, die Führer erſchienen vollſtändig gerüſtet, die Becher mit würzigem Methe gefüllt, mit friſchen Fichtenzweigen bekränzt, machten die Runde, bis der Tag ſich neigte und die Dämmerung hereinbrach; Kienfackeln wurden angezündet und vor der Wohnung des Oberprieſters verſammelte ſich die ſchweigende Schaar, der Opfer zu harren. Ambroſius kniete an ſeinem Lager und betete, er wußte, daß ſeine Stunde gekommen; denn die Prieſter hatten ihn ſeines Gewandes beraubt und ihn in ein weites, weißes gehüllt, die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden, um jeden Widerſtand des Opfers zu vereiteln, und ſie ſchmückten die weißen Locken mit grünem Fichtenkranze. Ruhig hatte ſich der Greis in ſein Schickſal ergeben, ihn begeiſterte der Gedanke, zu ſterben, wie ſo viele Märtyrer vor ihm und gereinigt durch ſein Leiden, ſein Blut zu treten vor den Thron des ewigen Gottes. Ein blutrothes Licht verbreiteten draußen die Fackeln, deſſen Schimmer in Ambroſius dunklen Kerker fiel; da traten vier Unterprieſter ein und bedeuteten ihm, ihnen zu folgen. Ohne Widerſtreben erhob ſich Ambroſius und folgte ihnen hinab in den Hof, wo die andern Gefangenen, zwölf an der Zahl, in banger Todesfurcht harrten; mitten unter ſie trat der

Greis und ermunterte die Zagenden, ſich zu ſtärken zum letzten ſchweren Wege durch ein gemeinſchaftliches Gebet. Die Thore wurden geöffnet und begleitet von Prieſtern, welche lange, ſcharfe Opfermeſſer in den Händen trugen, trat die Schaar der Gefangenen in's Freie. Ein dumpfes Gemurmel der Freude und der Erwartung empfing ſie, mit blutgieriger Neugierde ſtarrten die Augen der Krieger nach ihnen; Samo war unter den Führern, welche ſich in Romove verſammelt hatten, er erblickte Ambroſius unter den Opfern und bebte. Er war ſein Gaſtfreund geweſen, er hatte mit ihm Brod und Salz gegeſſen und manche ſeiner Lehren war bei ihm auf fruchtbaren Boden gefallen, wenn er ſich auch noch nicht ganz losreißen gekonnt vom Unglauben und der Verehrung der alten Götter. Samo wußte, daß Ambroſius verloren war, daß er ſterben müſſe, noch mehr, daß er ſterben müſſe unter grimmigen Martern, und darum ſchauderte er, und ſein Auge ſuchte den Boden, als ihn ein Blick des Alten traf und er das milde, verzeihende Lächeln ſah, das deſſen Lippen umſpielte. Plötzlich raffte er ſich auf aus ſeiner Entmuthigung, er ſagte ſeinem alten, erprobten Diener, der hinter ihm ſtand, um den Auszug der Gefangenen mit anzuſehen, einige Worte in's Ohr; dieſer nickte ſchweigend mit dem Kopfe, bahnte ſich einen Weg durch das dichte Gedränge und erreichte bald die Burg des Fürſten in deren Thore er trat.

Der Opferzug ſetzte ſich in Bewegung.

Hörnerklänge begleiteten die dumpfen Geſänge der Heiden, während Ambroſius mit der Chriſtenſchaar ein frommes Gebet ſprach, an den Oberprieſter ſchloß ſich Withold an mit dem Gefolge der Führer, die Menge begleitete den Zug bis an den Saum des heiligen Waldes, wo ſie zurückbleiben mußte; finſter und wolkenumhüllt war der Himmel und ein Sturm ſauſ'te durch die blätterloſen Wipfel und Zweige der mächtigen Eichen und ſchlug die immergrünen Aeſte der Fichten und Tannen, auf denen hart gefrorener Schnee lag, an einander, ſchwarzer Rauch wirbelte von den Kienfackeln auf, deren Flammen hin und her flakkerten und ſcheues Nachtgevögel flog hie und da mit widrigem Gekreiſche auf, umflatterte den Zug in immer weiteren Kreiſen, bis es in der Finſterniß verſchwand.

Endlich war der Zug auf dem Opferplatze angelangt. Ein großes Felsſtück mit Moos überwachſen, von dem der Schnee ſorgfältig abgekehrt war, ſtand in der Mitte; die eine Fläche war glatt behauen und trug in roher, erhabener Arbeit in der Mitte einen rieſigen Kopf mit weitgeöffnetem Rachen, rings um dasſelbe ſtanden fünf größere Steine, oben abgeplattet, neben jedem war ein großer Holzſtoß. Krampfhaft zog ſich das Herz der Gefangenen beim Anblick des Opferplatzes zuſammen, die Wangen der beherzteſten Krieger erbleichten, manches Auge umdunkelte ein Flor der Ohnmacht, nur Ambroſius ſtand ruhig und muthig aufrecht und betrachtete ruhig alle Vorbereitungen zum ſchrecklichen Götzendienſte.

„Herr!“ rief er mit ſtarker Stimme, „laß den Kelch der Leiden vorübergehen an Deinen Bekennern, laß ihr Blut Dir Sühne ſein für ihre Schwächen und Fehler, und nimm ſie auf in Dein Reich; gib Deinem Heere den Sieg, daß es zertrümm're die Altäre der falſchen Götter, daß das Auge der Blinden ſehen lerne und wir die letzten Opfer ſeien, die an dieſer Stätte geblutet! Amen.“

Zwei Unterprieſter traten zu jedem Opfer und faßten es an den Armen. — Eine Todtenſtille trat ein. —

In ſeinem Zelte, von dem die böhmiſche Reichsfahne wehte, der weiße Leue im rothen Felde und das Heeresbanner, das große rothe Kreuz auf weißem Grunde, ging der Premyſlide nachdenkend auf und nieder; der Abend nahte und mit dem Morgengrauen ſollte der Kampf beginnen, der ein blutiger und entſcheidender werden mußte. Er hatte den Schlachtenplan entworfen, die Rollen des entſcheidenden Spieles vertheilt; noch einmal überdachte er ihn mit der Sorgſamkeit des großen Feldherrn, ob er nichts außer Acht gelaſſen. Premyſl Otakar, der Sohn Otakar's I. und ſeiner Gemalin Konſtanze, war damals in dem kräftigſten Mannesalter, kaum fünfundvierzig Jahre alt; er war ein Mann von ausgezeichneten Herrſchertugenden, von ungeheuchelter Frömmigkeit und ſeltenen Gutherzigkeit, aber auch prachtliebend und nach Ruhm und Ehre geizend, mit einem Worte ein ritterlicher König. Darum hatte er ſich ſo leicht dem Kreuzzuge angeſchloſſen, darum arbeitete er ſo thätig an der Ausrottung des Heidenthumes. Plötzlich wurde der Zeltvorhang haſtig aufgeriſſen und ungemeldet trat Poppo, der Großmeiſter des deutſchen Ordens ein; er war aufgeregt, ſein Antlitz geröthet und ſein Auge glühte. Fragend trat ihm der Böhmenkönig entgegen.

„Vergebung, Majeſtät, wenn ich Euch zur ungewohnten Stunde ſtöre,“ ſagte er Otakar begrüßend, „aber ich habe eine Nachricht von Wichtigkeit zu hinterbringen. Ein Streiftrupp, der ſich tollkühn bis in die Nähe von Romove wagte, bemerkte heute darin eine ſeltene Aufregung und Thätigkeit; ſie legten ſich in den Hintergrund auf die Lauer und es gelang ihnen, einige Slaven aufzugreifen, welche eben nach der Stadt ziehen wollten. Mit ihren Gefangenen kehrten ſie in das Lager zurück und dieſe ſagten aus, daß heute Nachts im heiligen Haine ein großes Opferfeſt gefeiert werden ſollte, bei welchem chriſtliche Gefangene verbluten unter dem Opfermeſſer der Prieſter; aber noch ſchrecklicher iſt es, daß ſie erzählten, ein Gerücht habe ſich verbreitet, daß ſich unter den Chriſten auch ein greiſer Mann befinde, ein Oberprieſter der Feinde, der allein und unbewehrt in's Land gekommen, um den Dienſt der Götter zu ſtürzen. Es iſt entſetzlich, ſo nahe von uns ſolch' eine gräßliche That; jener Miſſionär, von dem der Heide erzählte, iſt der fromme Ambroſius.“

Erſchüttert vernahm Otakar dieſe Kunde und ſeine Stirne legte ſich in düſt're Falten.

„O daß wir um den einen Tag unſern Angriff verzögert; die Gefangenen wären vielleicht jetzt ſchon befreit.“

„Oder niedergemetzelt; denn die Heiden kennen kein Erbarmen,“ verſetzte der Großmeiſter. „Aber was ſollen wir thun? Wir als chriſtliche Ritter können es nicht mit ruhig anſehen, daß wenige Stunden von uns die Heiden ihre teufliſchen Feſte feiern, daß ſie einen unſ'rer Brüder, daß ſie einen Prieſter des ewigen Gottes abſchlachten. Wir müſſen unſer Gelübde halten.“

„Zeigt mir einen Ausweg, Poppo!“ ſagte tiefbekümmert der König.

„Laßt die Trompeten durch's Lager ſchmettern,“ rief der mit wildem kriegeriſchen Feuer; „laßt das Heer aufbrechen in dem Augenblicke, uns die Heiden überfallen, ehe ſie es vermuthen und ſie ſo vernichten!“

Otakar ging einige Male ſchweigend im Zelte auf und ab, dann blieb er vor dem Großmeiſter ſtehen und ſah ihn klar und ruhig an.

„Poppo," ſagte er, „Euer Schlachtenmuth verblendet Euch die Augen; ich lobe Euern Entſchluß, aber ich kann ihn nicht billigen. Da ſei Gott davor, daß ich den Sieg leichtſinnig dem bloßen Zufall anheim geben, das Leben von Tauſenden hinwerfen ſollte, vielleicht nutzlos, um uns mit Schmach zu bedecken, die Vorwürfe der Chriſtenheit auf uns zu laden! Der Krieger kämpft nicht gerne bei Nacht, wo er ſeinen Feind nicht ſehen und faſſen kann, wo er oft Freund und Feind nicht zu unterſcheiden vermag; überdies iſt der Heide gegen uns dann zu ſehr im Vortheile, da er die Gegend kennt, die ſeine Heimat iſt, wir aber auf's Geradewohl ziehen müſſen. Wer ſteht Euch dafür, daß nicht Alles ein blinder Lärm iſt; wer ſteht Euch dafür, daß wir nicht Alles auf's Spiel ſetzen und dennoch zu ſpät kommen?! Nein, Poppo, Gott iſt mein Zeuge, daß mir das Schickſal jener Unglücklichen ſchwer auf's Herz fällt; aber wüßte ich meinen Bruder in den Händen des Feindes, ich könnte als König, als Heerführer nicht anders ſprechen!"

Poppo ſchwieg von der Wahrheit der Worte getroffen und dachte einige Augenblicke nach.

„Und wenn ſich ein kühner Mann fände," entgegnete er raſch, „der ſich, freiwillig, mit Freiwilligen entſchlöße aufzubrechen noch in dieſer Stunde und ſein Leben zu wagen an das Leben ſeiner Brüder, würdet Ihr ihn ziehen laſſen in Gottes Namen?"

Ernſt, nicht ohne Rührung blickte der König den Großmeiſter an.

„Ihr ſeid ein tapferer, Ihr ſeid ein edler Ritter; nicht hindern will ich den Opfertod eines begeiſterten Häufleins, denn der Herr kann Großes wirken in uns Schwachen; aber Eines vorerſt, edler Freund. Der Führer gehört zu ſeiner Schaar — bezwingt Euer Herz; Ihr dürft nicht jene Schaar führen; wählt einen Andern."

Ein Zug des Mißmuthes flog über das Geſicht des Großmeiſters dann beugte er ſich gehorſam vor dem Heerführer und ſagte: „Ich muß gehorchen; doch denke ich, der Führer iſt gefunden. Erlaubt, daß ich ihn rufen laſſe."

Der König nickte mit dem Kopfe; der Großmeiſter ging vor's Zelt und ſagte ſeinem Diener einige Worte, der ſich entfernte. Schweigend, Jeder von andern Gedanken ergriffen, ſtanden die beiden Kriegshelden; da trat Theobald in's Gemach. In wenig Worten ſchilderte ihm der Großmeiſter die Lage der Dinge und die Gefahr des allgeliebten Prieſters Ambroſius; mit Begeiſterung bot der Jüngling ſich zum Führer an. Sein Leben war ihm längſt zur Laſt geworden, er ſuchte die Gefahr auf und eine heimliche Hoffnung wachte in ſeinem Herzen auf, Ausca vielleicht zu ſehen beim Opferfeſte der Heiden.

Ehe eine Viertelſtunde verging trabte eine kleine reiſige Schaar in aller Stille aus dem Lager und eilte dem Walde zu, der ſchwarz, ruhig und ſchweigend vor ihr auf der Schneefläche lag.

Feierlich umſchritt der Kriwe fünfmal den Fels mit dem Götzenbilde, geheimnißvolle Worte murmelte er und Beſchwörungen, dann winkte er ſeinen Dienern, ſie ſtießen die Fackeln in die Holzſtöße; dieſe loderten bald hell auf, daß die Flammen weithin leuchteten. Mit einem Ruck hatten ſie fünf der Gefangenen ergriffen und warfen ſie auf die Opferſteine; ein Blitz, und fünf blanke Meſſer durchſchnitten die Kehlen der Gefangenen, während andere Diener das warme, rauchende Blut in Schalen auffingen und dem ſcheußlichen Götzenbilde in den weiten Rachen goßen, dann warfen ſie noch die zuckenden, bluligen Körper auf die Holzſtöße, deren Feuer ſie durch zugeworfene Holzſtücke unterhielten. Zweimal wiederholten ſie dies und riſſen endlich auch die zwei letzten Opfer zum Altare, Ambroſius aufſparend zum qualvollen Tode. Schon hoben ſich die Meſſer und die vor Schreck und Angſt erſchöpften Schlachtopfer ergaben ſich lautlos in ihr Schickſal, da klang es immer näher, wie Hufſchlag eines im Galoppe anſprengenden Pferdes, ein lautes Wiehern ertönte und etwas Weißes ſchimmerte zwiſchen den Baumſtämmen und entlaubten Zweigen; die Prieſter hielten inne und ſahen zornig nach der Gegend, von wo der Frevler erſcheinen mußte, der es gewagt, den heiligen Hain zu betreten und die Myſterien der Prieſter zu unterbrechen.

Ein milchweißes Rößlein mit weitgeöffneten Nüſtern und im Winde flatternden Mähnen ſprengte an, auf ſeinem Rücken ſaß in weißen Gewändern, mit gelöſ'tem Goldhaar ein weibliches Weſen, die Rechte mit der ſcharfen Stahlſichel bewehrt.

„Ausca!" tönte es verwundert wie aus Einem Munde von den Anweſenden.

„Ja!" rief die Seherin, „es iſt Ausca, die herausgetrieben aus dem Tempel, wo ſie betend lag, die Stimme der Götter, Euch zu künden ihren Willen! Haltet ein und laßt der Opfer genug ſein, führt ſie zurück, die geblieben, zur Burg, daß wir ſie aufſparen zum Siegesfeſte!"

Murrend ließen die Prieſter ihre Opfer los, welche vor der holden Erſcheinung, die ſie für einen Engel des Himmels hielten, auf die Knie ſanken; Ausca aber blickte mit leuchtenden Augen umher im Kreiſe und ihr Blick fiel auf Ambroſius.

„Hört weiter die Stimme der Götter," fuhr ſie mit erhobener Stimme fort; „jenen Mann dort mit dem weißen Haare hat ſich Siebog, der Lebensgott, erkoren zum Sklaven, daß er diene in ſeinem Tempel. Ich die Seherin verkünde Euch den Willen des Gottes und berühre mein Eigenthum mit der heiligen Sichel."

Und mit Blitzesſchnelle, ehe es noch die Prieſter, welche ihr Opfer nicht laſſen wollten, hindern konnten, war ſie bei dem Greiſe und berührte ihn mit dem Sichelſchwerte; Ambroſius war gerettet, denn nicht verfallen durfte mehr Cernobog, was berührt die Prieſterin Dziwa's. Die beiden andern Opfer hatten nur Aufſchub erlangt, nicht Rettung, denn nicht fortgeſetzt durften die blutigen Myſterien werden, waren ſie einmal unterbrochen; Ausca kümmerte ſich wenig um ſie, ihr leuchtender Blick ſuchte und fand Samo, der ihr mit freundlichem Lächeln zunickte. Sie ſprang von ihrem Roſſe und ſchnitt mit dem Sichelſchwerte Ambroſius Bande durch; mit Schauer warf ſie einen Blick auf die Scheiterhaufen, von denen ein dicker, übelriechender Rauch aufſtieg; eine hohe Röthe ſtieg auf ihre Wangen und leiſe, kaum hörbar fragte ſie den Greis: „Und Dein Begleiter?"

Ambroſius lächelte ſanft und ſchüttelte das Haupt. Da wieherte das weiße Rößlein hell auf, hob ſich auf

den Hinterfüßen hauend und beißend, mit gespitzten Ohren wie zum Kampfe empor; es brach durch's dichte Gebüsch, Waffengeraſſel und wie Hagelwetter ſtürzte die Schaar chriſtlicher Krieger, Theobald an der Spitze mit erhobenen Schwertern auf die Beſtürzten, von denen Manche fielen von gewichtigen Hieben getroffen. Aber ſchnell beſonnen hatten die Führer zu den Waffen gegriffen, die Prieſter, entſchloßen ihr Heiligthum zu vertheidigen, brachten ihre langen, ſcharfen Opfermeſſer und die kleine Schaar wurde umzingelt. Theobald ſah Ambroſius, er ſah Ausca mit gezückter Sichel neben ihm ſtehen; einen Augenblick fühlte er ſich gelähmt, dann drang er vorwärts wie ein Raſender.

„Die iſt meine Retterin!“ rief der Greis und warf ſich vor Ausca, welche bei Theobald's Anblick zum Steinbilde geworden; denn er dachte, der Deutſche wolle ſie tödten; aber anderen Sinnes war Theobald. Er ſprang von dem Roſſe, warf Ambroſius die Zügel desſelben zu, indem er zu ihm ſagte: „Rette Dich, Vater, mit den Reiſigen, die ſich durchſchlagen, nun ihr Tagewerk erfüllt, mein Roß iſt ſicher, mir gehört dieſe da!“

Mit ſtarkem Arme erfaßte er Ausca, indem er den Schild zurückwarf, das Schwert umkehrte, um ſich darauf zu ſtützen; dann ſuchte er ſich mit der ſchönen, werthen Laſt ſeitwärts in den dunklen Forſt zu werfen. Eine geraume Zeit eilte er vorwärts, ohne verfolgt zu werden; Ausca regte ſich nicht, ihr Kopf war auf ſeine Schultern geſunken, ſie ſchien ohnmächtig geworden. Aber bald fühlte er eine ſonderbare Ermattung, es rieſelte ſo warm über die Bruſt, er faßte mit der Hand nach der Gegend, wo er plötzlich einen ſtechenden Schmerz fühlte und zog ſie blutgefärbt zurück; er taumelte und ſank bewußtlos auf den hartgefrorenen Boden. Wie lange er in ſeiner Erſtarrung da gelegen, wußte er nicht; als er wieder die Augen aufſchlug, graute der Morgen. Er lag auf einem weichen Lager in einem geräumigen Gemache, ſeine Wunde war verbunden und ſchmerzte nur wenig; ſie hatte nur das Fleiſch aufgeriſſen und nur der Blutverluſt ihm eine Ohnmacht zugezogen. An ſeinem Lager ſaß auf einer Seite Ambroſius, auf der andern — Ausca, welche ihn mit ängſtlichen Blicken betrachtete.

„Wo bin ich?“ fragte der Jüngling ſich aufrichtend; „ſind es Fieberträume, welche mir dieſe Erſcheinungen vorſpiegeln oder iſt es Wirklichkeit?“

„Ruhig, Sohn,“ ſagte der Greis ihn ſanft auf das Lager niederdrückend, „ſonſt möchte Deine Wunde wieder zu bluten anfangen.“

„Aber wo bin ich?“

„In Romove, in Samo's Burg; dieſer Engel hier, dem Gott bald die Binde des Unglaubens von den Augen reißen möchte, hat uns gerettet.“

Theobald warf einen langen Blick, in dem eine unausſprechliche Liebe und Dankbarkeit lag, auf Ausca, welche tieferröthend ihr Auge zu Boden ſchlug, die Hand auf's Herz drückte und ſich raſch entfernte.

„Erzählt mir, Vater, wie Alles gekommen,“ bat Theobald den Alten, „ich kann es nicht begreifen. Und Ihr, auch Ihr ſeid wieder Gefangener dieſer Heiden, die Euch tödten wollten dieſe Nacht? Warum ſeid Ihr nicht geflohen?“

„Du nahmſt Ausca mit Rieſenkraft und ſchleppteſt ſie fort in's Dickicht, ohne daß es Jemand im Getümmel des nächtlichen Kampfes bemerkte, als Deine Reiſige mich zu Pferde ſahen, ſchloßen ſie einen Kreis und zogen ſich der Uebermacht weichend zurück, ohne daß es die Heiden, einen Hinterhalt fürchtend, wagten, ſie zu verfolgen. Mit Widerſtreben folgte ich, da ich Dich nicht unter uns ſah, doch ſchwieg ich, da ich meinte, Du habeſt Dich vielleicht zu einer andern Schaar begeben, die Du auf der entgegengeſetzten Seite zum Hinterhalte und zur Unterſtützung aufgeſtellt hätteſt. Plötzlich aber blieb Dein Roß ſtehen, wieherte laut hinaus in die kalte Nachtluft, machte einen gewaltigen Satz und ſprengte mit mir davon, das Gebiß zwiſchen die Zähne nehmend, je toller, je feſter ich die Zügel anzog. Ich klammerte mich an den Sattel und fort durch das Geſtrippe brauſ'te der Renner, bis er auf einen freien Platz kam; dort fand ich Dich und Ausca, welche neben Dir kniend bemüht war, Deine Wunde zu verbinden, Dir Stirn und Schläfe mit Schnee zu reiben, um Dich wieder in's Leben zu rufen; ihr weißes Rößlein ſtand neben ihr mit geſenktem Kopfe und blickte mit klugen Augen nach ihrer Herrin. Deine Bewußtloſigkeit wollte nicht weichen; es blieb kein Mittel übrig, als Dich entweder in das Chriſtenlager zu bringen, oder nach Romove zurück. Da traf Samo mit einigen ſeiner Leute auf dem Platze ein; er hatte ſich aufgemacht Ausca zu ſuchen. Sie bat ihn unter Thränen, Dich zu retten. Samo ließ Dich in einen der Filzmäntel ſeiner Begleiter hüllen, ſetzte Dir eine ſlaviſche Mütze auf und ſo hielten wir in aller Stille, von der Nacht begünſtigt, unſern Einzug in der Burg, die Wachen täuſchend, welche in Dir einen der Ihrigen ſahen, der ſchwer verwundet ſei.“

„Alſo doch gefangen!“ ſeufzte der Deutſche, „und vielleicht zum gräßlichen Opfertode verdammt oder zur ſchimpflichen Knechtſchaft!“

„Ausca verſprach uns zu retten; ſie wird ihr Wort halten.“

Der Tag war völlig angebrochen.

Ein Waffenlärm ertönte in den Höfen der Burg; Samo trat völlig gerüſtet in das Gemach ſeiner Schützlinge.

„Ich habe meine Pflicht erfüllt,“ ſagte er ernſt und ruhig, „ſelbſt gegen meine Feinde, die meine Gäſte geweſen, mit denen ich Brod und Salz gegeſſen! ich habe Euch gerettet. In großen Haufen zieht das Chriſtenheer gegen Romove, überflutet hat es den heiligen Hain der Götter, zurückgeworfen oder getödtet unſere Streiter; Wuth und Schmerz erfüllen unſere Herzen und Jeder iſt entſchloſſen, bis zum letzten Athemzuge die Burg zu vertheidigen. Es wird ein blutiger Kampf werden; leicht vorherzuſehen iſt ſein Ende: Romove wird fallen und das Kreuz ſiegen. Hier dürft Ihr nicht länger bleiben, denn man weiß um die Anweſenheit dieſes Mannes,“ fuhr er fort, auf Ambroſius zeigend; „wer weiß, ob meine Knechte nicht auch die dieſes Kriegers verrathen; das Volk, die Prieſter, die Führer würden Euern Tod verlangen, ich und Ausca zu ſchwach ſein, Euch ferner zu ſchützen. Ihr müßt fort. Fühlſt Du Dich ſtark genug, Jüngling, zu fliehen?“

Theobald erhob ſich vom Lager; ſeine Wunde ſchmerzte, der Blutverluſt hatte ihn erſchöpft; aber er nahm alle ſeine Kraft zuſammen und der feſte Wille iſt allmächtig, er iſt der Gott in unſerer Bruſt.

„Gut,“ ſagte Samo, „ich werde Euch Ausca ſen-

den, ſie ſoll Euch führen!" — Dann trat er näher zu Ambroſius und reichte ihm ſeine Rechte.

„Liebe Deine Feinde, thue Denen Gutes, die Dich haſſen! Du haſt es mich gelehrt, edler Greis, und tief im Herzen haften Deine Worte; ſie haben Früchte getragen. Ja göttlich muß eine Lehre ſein, die ſo erhabene Grundſätze ausſpricht; ich fühle es, göttlicher iſt das Bewußtſein, Gutes gethan, als das, ſeine Rache befriedigt zu haben. — Lebet wohl; vielleicht ſehen wir uns wieder!"

Er wandte ſich ſchnell und verließ das Gemach.

Wenige Augenblicke trat Ausca ein.

Sie war nicht mehr die Prieſterin, die begeiſterte Seherin, ſondern das einfache, ſchlichte Mädchen; ihr goldenes Haar war in zwei langen Flechten geordnet, ein Kleid von dunklem Wollenſtoff ſchmiegte ſich an ihre zarten Glieder. Scheu und mit klopfendem Herzen, in dem eine junge Liebe aufblühte wie eine Roſe, näherte ſie ſich den Schützlingen."

„Seid Ihr bereit, ſo kommt," ſagte ſie mit leiſer Stimme, „Ausca wird Euch führen!"

Theobald erhob ſich, auf Ambroſius geſtützt und ſie verließen das Gemach. Einen langen, dunklen Gang führte ſie das Mädchen, er brachte ſie in den Tempel Dziwa's, am Altare der Göttin, wo ihr aus Holz geſchnitztes Bild auf einem roh behauenen Granitblocke ſtand, hob Ausca eine kleine Fallthüre und ſtieg eine ſchmale Treppe hinab, nachdem ſie früher eine Lampe am ewigen Feuer der Göttin angezündet hatte. Ambroſius und Theobald folgten ihr. Bald gelangten ſie in einen Schacht. Er war ſo niedrig, daß die Männer nur gebückt vorwärts gehen konnten; die Luft war kalt und dumpf, wie in einer Gruft, und hie und da ſickerte das Waſſer von den Wänden. Eine gute Viertelſtunde mochten ſie ſo fortgeſchritten ſein, kein Wort wurde gewechſelt; da ging der Weg wieder aufwärts und ſie kamen in eine große geräumige Höhle, deren Eingang im Gebüſche verſteckt war.

„Wir ſind zur Stelle," ſagte Ausca, die Lampe auf einen Stein ſtellend und wies mit der Hand nach dem Ausgange, „und Ihr ſeid gerettet. Mitten im heiligen Haine liegt dieſe Grotte und der geheime Gang iſt nur den Prieſterinen der Dziwa bekannt, vorgedrungen ſind die Chriſten, ſie haben den Hain beſetzt, Ihr befindet Euch in Sicherheit, bald ſeid Ihr bei Euren Freunden. Ich kehre nun zurück; lebet wohl. Die Götter mögen mir vergeben, wenn ich gehandelt habe gegen ihren Willen, indem ich Euch gerettet, dem Altare ſeine Opfer entzogen habe."

Sie wandte ſich raſch ab, denn ihre Stimme zitterte vor Schmerz und Aufregung und eine Thräne glänzte in ihrem Auge; Theobald konnte ſich nicht mehr länger bezwingen, er faßte ihre Hand und legte ſeinen Arm um ihren ſchlanken Leib.

„Ausca!" rief er, „rettender Engel, Du holdes Bild, das im Wachen wie im Traume in meinem Herzen lebt, o bleibe! Nein, Du ſollſt, Du darfſt nicht von mir gehen! Ich halte Dich feſt in meinen Armen, ich drücke Dich an meine Bruſt und flüſtere Dir zu das ſüße Geſtändniß meiner Liebe."

Das Mädchen zitterte in Theobald's Armen, es wollte ſich losreißen, aber es hatte nicht die Kraft dazu.

„O mein ſüßes Mädchen," fuhr Theobald fort, „von dem Augenblicke, wo ich Dich ſah, iſt meinem Leben ein glänzender Stern aufgegangen; die Liebe iſt wie eine ſiegreiche Königin eingezogen in mein Herz! Ausca, und Du? Du ſchweigſt, Du ſenkſt Dein Köpfchen wie die Blume, die rauher Nordwind umtoſ't? Haſt Du keine Worte, keinen Blick für mich; theilſt Du nicht mein Gefühl?"

Einen Blick voll Liebe warf das Mädchen unter Thränen lächelnd auf Theobald und lehnte das Haupt an ſeine Bruſt; er aber drückte einen Kuß auf ihre Roſenlippen — einen Kuß, der wie ein elektriſches Feuer ſie durchzuckte, der ſie zittern machte.

„Wehe mir!" ſeufzte ſie ſchwer athmend, „was haſt Du gethan, Fremdling? Du haſt mein Herz verkehrt und abgewandt dem Dienſte der Götter; ich habe mein Gelübde gebrochen und zürnend wendet die Göttin ihr Auge von mir."

„Nein, nicht zürnend blickt Gott auf liebende Herzen, die ſich gefunden haben im Thale des Lebens, um ſich anzugehören; er ſegnet den Bund der Liebe. O gib ihn auf, Ausca, den finſtern Unglauben, öffne Dein Herz dem Lichte und werde mein für immer — meine Gattin!"

„Dein Weib, Theobald," rief Ausca und heftete einen Blick des Staunens und Schreckens auf den Jüngling, „ich Dein Weib — ich die Prieſterin des heiligen Feuers, eine Dienerin des Tempels und Dein Weib?"

„Und liebſt Du mich nicht, holdes Leben?" erwiederte Theobald.

Ausca legte ihre Hand auf's Herz und liſpelte mit einem Blicke voll Zärtlichkeit:

„Wol liebe ich Dich, Fremdling; ach ich fühle es am Klopfen meines Herzens, fühle es an der Wonne und dem Schmerze, die meine Bruſt erfüllen; aber nie, nie darf ich Dir gehören. Ich muß ſcheiden von Dir und nimmer werde ich Dich wiederſehen!"

Feſter umſchlang Theobald die Geliebte und wollte ſie nicht laſſen; aber Ambroſius trat zwiſchen ſie.

„Scheidet, meine Kinder, wie es geſchehen muß; der Schmerz führt zur Wahrheit zum Glücke, die Erinnerung umſchwebt uns mit leiſem Flügelſchlage als tröſtender Engel! Das Herz des Menſchen gleicht der Harfe, aus deren Saiten eine höhere Hand bald ſanfte Töne lockt, bald ſtürmiſche Accorde."

Theobald drückte Ausca noch einmal feſt an ſeine Bruſt und küßte ſie; das Mädchen konnte dem Zuge des Herzens nicht länger widerſtehen — ſie ſchlang ihre Arme um ſeinen Nacken und ſo blieben ſie lange Bruſt an Bruſt, Auge in Auge getaucht, dann riß ſich Ausca los, nahm die Lampe und eilte wie ein leichtfüßiges Reh nach dem Hintergrunde der Höhle, wo ſie in dem unterirdiſchen Gange verſchwand.

Ambroſius und Theobald traten in's Freie.

Kaum waren ſie einige Schritte gegangen, als ſie ſich von einer kleinen Schaar umzingelt ſahen, welche ſie an ihrer Bewaffnung, an den rothen Kreuzen für Krieger des chriſtlichen Heeres erkannten; mit Jubel wurden ſie in das Lager geführt. Poppo belobte den Jüngling und Otakar ſelbſt, dem die Kunde davon geworden, verſprach ihm den Ritterſchlag nach Beendigung des Krieges.

Des Heidenthumes Fall.

„Es iſt der Krieg ein roh gewaltſam Handwerk;
Man kommt nicht aus mit ſanften Mitteln; Alles
Läßt ſich nicht ſchonen." Schiller.

„Er nimmt das Wort des Fluchs und hällt's in Gnade ein,
Und ſendet's dann zurück; daß es ſoll Segen ſein!"
M. G. Saphir.

Bis an die Wälle Romove's hatte das Chriſtenheer die heidniſchen Schaaren zurückgeworfen; wüthend war der Kampf im heiligen Haine geweſen und jeder Fleck darin mit Blut erkauft worden. Aber nicht nützte den Slaven ihr Todesmuth, mit denen ſie ſich den Rittern, den wohlbewaffneten, in der Kriegskunſt erfahrenen Deutſchen und Čechen entgegenwarfen; ſie verbluteten unter Schwertſtreichen und Otakar blieb Sieger, der Reſt der Heiden warf ſich in die ſichern Mauern. Die erhitzten Führer drangen, darauf ſogleich zu ſtürmen, aber der erfahrene Feldherr, der wohl wußte, daß ſeine Reihen ebenfalls gelichtet worden ſeien, daß ſeine Krieger erſchöpft waren, gebot Halt und wollte ſich erſt in der errungenen Stellung befeſtigen. Er ließ einen Theil des Haines umhauen, und ſo einen natürlichen Wall gegen die Pfeilſchüſſe und Steinwürfe aus der Burg bilden, der ihn zugleich vor einem nächtlichen Ueberfall ſicherſtellte; dann gab er den Befehl, die Bildſäulen der falſchen Götter zu ſtürzen, Artſchläge zerklüfteten den tauſendjährigen Stamm der Perunseiche und ein großes Kreuz wurde an der Stelle, wo die Heiden, in der Nacht ihren blutigen Götzendienſt gefeiert hatten, aufgerichtet; der Biſchof von Gneſen, der den König auf dem Kreuzzuge begleitete, da er Oberhirt der neu eroberten Länder werden ſollte, weihte die Stätte ein, auf welcher der Großmeiſter eine Kirche der h. Gottesmutter zu bauen gelobt hatte und las ein feierliches Hochamt, dem das ganze Heer mit frommer Erbauung beiwohnte.

Am andern Morgen ſollte die Burg erſtürmt werden.

Theobald lag in einem Zelte auf dem harten Lager, neben dem Ambroſius ſaß; ſeine Wunde, obgleich nicht tief und gefährlich, ſchmerzte und war entzündet. Eine Fieberglut leuchtete im Auge und manches Mal verwirrten ſich ſeine Sinne. Ambroſius in der Heilkunſt wohl erfahren, bereitete ihm kühlende Umſchläge und Getränke; der Jüngling drückte ihm dankbar die Hand.

„Bin ich nicht wie ein Mädchen," ſagte er unwillig, „die von der kleinſten Verletzung bettlägerig wird? Flickt nur an dem Schwachen, daß ſich die Wunde ſchließe, denn muß ich doch Morgen und ſollte ich ohne Panzer in's Gefecht gehen müſſen."

„Nein, das darfſt Du nicht, mein Sohn," entgegnete der Greis.

„Ich muß, Vater!" Ich habe eine heilige Pflicht zu erfüllen. Dort ſteht Samo, dort ſieht Ausca; ich muß ihr Leben ſchützen und fällt Romove, was Gott gebe, ſo ſollen ſie meine Gefangenen werden. Der Krieger, blutgierig in der Schlacht, iſt zügellos als Sieger und ſchont weder Alter, noch Geſchlecht und Schönheit. Soll Ausca die Beute eines rohen Kriegers werden; ſoll ſie vielleicht verbluten unter Schwertſtreichen, oder frevler Luſt? — Nein, Vater, ich kann es nicht ausſprechen, der bloße Gedanke daran macht mein Blut ſieden. Voran will ich ſein, der Erſte, der Vorderſte im Gefechte und auf den Mauern; falle ich im Kampfe, dann Vater vertretet Ihr meine Stelle, wenn es zum Entſcheidenden kömmt. Fällt Ausca, und ſie wird kämpfen wie eine Amazone, dann ſtürze ich mich in die feindlichen Schwerter und Ihr mögt unſere Leichen in ein gemeinſames Grab legen!"

„Gott wird Euch Beide ſchützen!" ſagte der Greis mit frommem Gottvertrauen. Thue mein Sohn, was Du nicht laſſen kannſt, wozu Dich die innere Stimme treibt, die gar oft ein Ausſpruch von Oben iſt. Jetzt aber pflege der Ruhe, Du bedarfſt ihrer."

Theobald ſchwieg und ſchloß die Augen; aber je ſtiller, je dunkler es um ihn ward, ein deſto helleres Leben ging in ſeinem Innern auf. Er ſah Ausca und die Hoffnungsgöttin zog mit magiſchen Traumgebilden an ihm vorüber, die er feſthielt, die er als Orakel der Zukunft betrachtete. Ein liebendes Herz iſt ja gläubig und ſeine Wünſche werden ihm zu Sybilliſchen Büchern, in denen es ſein Geſchick lieſ't.

Trompetenſtöße ſchmetterten durch das Lager und weckten die Schläfer, von denen Mancher gar bald tief gebettet werden ſollte zum langen Schlafe, die kalte Morgenluft ſchüttelte ihnen bald den Schlaf aus den Gliedern und ein kriegeriſches Treiben entfaltete ſich im Lager; da wurden Roſſe geſattelt, welche muthig wieherten, als wüßten ſie um den bevorſtehenden Kampf, aus ihren Zelten traten die Ritter, vom Wirbel bis zur Zehe im Eiſenharniſch, über dem ſie den Wappenrock trugen, die Helme geſchmückt mit wehenden Federn; die Ordensritter trugen ſchwarze Panzer und darüber die bekreuzte Dalmatika; die Knechte und das Fußvolk trug leichte Bruſtharniſche, Pickelhauben und Speere oder Hellebarden. Auf das zweite Trompetenzeichen, welches vom Zelte des Feldherrn aus gegeben wurde und das ſich durch's ganze Lager fortpflanzte, ordneten ſich die Krieger um ihre Fahnen und das Heer formirte die Schlachtlinie, wie der König es im Kriegsrathe den Führern befohlen. Am Saume des Waldes vor dem Verhacke entrollte ſich das Kreuzheer im Angeſicht Romove's, deſſen Mauern von bewaffneten Kriegern wimmelten, deren Wuthgeheul durch den Morgennebel herüber drang; im Centrum ſtanden die Čechen mit ihrer Reichsfahne, den rechten Flügel bildeten die deutſchen Ritter und die Ordensknechte unter ihrem Großmeiſter Poppo von Oſterna, welche vor Eifer brannten, ihre erlittenen Niederlagen an den Heiden zu rächen; den linken Flügel bildeten die deutſchen Völker, welche ſich aus verſchiedenen Ländern Deutſchlands beim Kreuzheere eingefunden hatten unter dem Markgrafen Heinrich von Meiſſen. Markgraf Otto von Brandenburg, des Königs Schwager und ſein Kriegsmarſchall auf dieſem Kreuzzuge befehligte die Reſerve.

Blutig roth und glanzlos ging die Winterſonne auf und ſpiegelte ſich in den blanken Harniſchen und Schildern; da ſprengte der Böhmenkönig Otakar mit ſeinem glänzenden Gefolge vom Lager her und muſterte mit dem Adlerauge des Feldherrn und Helden die Schaaren. Er ritt einen ſchweren böhmiſchen Streithengſt, einen Rappen, die Satteldecke war von kirſchrothem Sammt mit Pelzwerk verbrämt und trug in den Ecken den böhmiſchen Löwen mit Silberfäden geſtickt; ſeine Rüſtung war aus blau angelaufenem Stahl mit eingelegten Goldſternen, das Meiſterſtück

eines Mailänder Waffenſchmiedes, oben auf dem Helme war eine kleine goldene Krone und ein ſpringender Löwe, deſſen Pranken den Helmbuſch hielten. Ein Jubelruf empfing ihn, in den das Schmettern der Hörner einfiel; der Biſchof ertheilte dem Heere den Segen und das Zeichen zur Schlacht ertönte.

Hinter ihren Mauern erwarteten die Heiden den Angriff; denn ſie wußten wohl, daß ſie im freien Felde nicht im Stande waren, den Chriſten Widerſtand zu leiſten; bis an den Graben rückte das Fußvolk im Sturmſchritt an, nicht achtend des Pfeilregens und Steinhagels, der manchen wackern Geſellen zu Boden warf; das Waſſer in dem Graben war gefroren und bildete eine Uebergangsbrücke, aber jenſeits war der Wall ſteil und wohlbeſetzt. Entſchloſſen lehnten die Krieger die Sturmleitern an und drängten ſich hinauf zu klimmen, während die Bogenſchützen, am Rande des Grabens aufgeſtellt, furchtbar die Reihen der Vertheidiger lichteten; die Reiterei umſchloß die Stadt in einem weiten Kreiſe, um von allen Seiten gegen einen Ausfall gedeckt zu ſein und für den Fall, daß es den Stürmenden gelänge, die Mauern zu erſteigen und die Thore zu öffnen, von allen Seiten zugleich eindringen zu können. Wild tobte der Kampf und mehre Stürme waren glücklich von den Heiden abgeſchlagen worden, welche Felsſtücke herabwälzten, ſiedendes Waſſer herabgoßen und mehre Leitern, deren Haken nicht feſtgepackt hatten, umſtürzten; da ließ Poppo, der mit den deutſchen Rittern der Rückſeite der Feſtung gegenüber hielt, ſeine leichtbewaffneten Knechte und Knappen abſitzen, Leitern wurden herbeigeſchafft und dieſe ſchlecht von den Belagerten vertheidigte Stelle, da ſie von dieſer Seite keinen Angriff vermutheten, beſtürmt. Theobald war der Vorderſte der Stürmenden, er klomm trotz des Pfeilregens bis auf die oberſte Sproſſe und ſchwang ſich von dort mit dem begeiſterten Rufe: „Chriſtus!“ auf die Mauer; mit Wuthgeheul ſtürzten die Heiden auf den Kühnen los, der ſich nur ſchwach vertheidigen konnte, da ihn ſeine Wunde hinderte, kräftig vom Schwerte Gebrauch zu machen und der ihre Streiche nur mit dem vorgehaltenen Schilde abwehrte; aber Mehre waren ihm gefolgt und ſchützten nun den Führer, erleichterten den Nachklimmenden das Erſteigen der Mauer, die ſich bald mit Streitenden füllte, denn ſelbſt Ordensritter waren von den Pferden geſtiegen und erklommen die Mauer trotz ihrer ſchweren Rüſtungen.

Von zwei Seiten angegriffen, wehrten ſich die Heiden wie die Löwen; aber ſie mußten erliegen, denn unter dem Schutze der Chriſten, welche den Theil der Mauer beſetzt hatten, rückten die untenſtehenden Abtheilungen bis an's Thor vor, einige Kühne warfen ſich in den Graben, klommen am jenſeitigen Ufer empor, kletterten an der Zugbrücke hinauf und trennten mit ſcharfen Axthieben die Stricke und Ketten, welche ſie befeſtigten, daß ſie donnernd fiel; bald wich auch das Thor der Gewalt der Beilhiebe, es ſprang auf und wie eine Waſſerflut ſtrömten die feindlichen Schaaren in das Innere der Stadt. Ein Triumphgeſchrei verkündete den Heiden den Erfolg der Belagerer, ein Wuth- und Schmerzensgeheul, das den Schlachtenlärm übertönte, antwortete ihm, ſie eilten von den Mauern, deren Vertheidigung nutzlos geworden, zum Schutze ihrer Tempel und der Herzogsburg. Eine breite Gaſſe ging von dem freien Platze, auf welchem die Burg und die Tempel von einer beſonderen Ringmauer umſchloſſen ſtanden, nach den verſchiedenen Thoren; in ihnen entſpann ſich ein wüthender Kampf, der noch manchem Feinde das Leben koſtete; von den Dächern der Häuſer donnerten wohlgezielte Steinwürfe, flog eine Menge ſicher treffenden Pfeile. Auf dem Platze ſtand der Kern der heidniſchen Kämpfer, alle Führer, welche den heißen Kampf überlebt hatten, die Prieſter mit Schild, Helm und den breiten Opfermeſſern bewehrt; die Thore zur Burg waren offen, ſie hatten es verſchmäht, ſich hinter Mauern einzuſchließen — ſie betrachteten ſich als eine dem Tode geweihte Schaar. Finſter blickten Aller Augen; aber ruhig wie Steinbilder hielten ſie, bis die Ihrigen, welche die Gaſſen vertheidigten, entweder gefallen waren oder ſich hinter ihre Reihen flüchteten, um ſich dort wieder zu ſammeln. Da gab Withold das Zeichen zum Angriffe: mit Ungeſtüm warfen ſie ſich auf den andrängenden Feind, der ſich eines ſolchen Stoßes nicht verſah und einen Augenblick zurückwich; aber eben ſo ſchnell wurde die weichende Vorhut von den Nachkommenden wieder vorgedrängt. So wogte der Kampf unentſchieden hin und her, im engen Raume konnte man das Schwert kaum ſchwingen, Mann kämpfte an Mann mit Dolch und Meſſer, ſelbſt die Pferde der Heiden dazu für den Einzelnkampf abgerichtet, packten die Roſſe der Gegner wüthend mit den Zähnen an und hieben ſie mit den Vorderhufen; noch auf der Erde liegend kämpften die Schwerverwundeten, indem ſie ihre Schwerter und Speere den Roſſen in den Bauch ſtießen, oder die Sehnen ihrer Füße damit durchſchnitten. Mitten im Kampfgetümmel, an dem die Prieſter erbittert Antheil nahmen, kämpfte Ausca, mit ihrem Sichelſchwerte bewaffnet, auf ihrem weißen Rößlein; ſie trug einen leichten Bruſtharniſch und einen blanken Stahlhelm, um ihre Schultern flatterte ein Wolfsfell, ihr Auge leuchtete, ihr Mund ſprach begeiſterte Worte und eiferte die Ihrigen zu kämpfen für ihre Freiheit und ihre Götter. Immer neue Schaaren der Chriſten eilten herbei, warfen die Heiden zurück und brachten ſie in die Enge, indem ſie dieſelben umzingelten.

Ein junger Krieger auf einem goldbraunen Pferde hatte kaum Ausca erſehen, als er einen Schrei ausſtieß, wie ein Raubvogel, wenn er ſeine Beute erblickt, mit wildem Ungeſtüm warf er die Andrängenden rechts und links aneinander und befand ſich bald in den vorderſten Reihen; wie ein Wahnſinniger ſtürzte er auf den Feind und trachtete in die Nähe der Jungfrau zu kommen, aber ſie war bald da, bald dort, um ſie war das Gefecht am heftigſten, denn die Heiden drängten ſich, um ſie, ihre Seherin, zu ſchützen. Es gelang ihm, da er ſah, daß er im Einzelnkampfe nichts vermöge, mehre Genoſſen zu ſammeln und in feſtgeſchloſſenem Haufen warfen ſie ſich auf den Feind, ſchlugen ſich glücklich durch bis in Ausca's Nähe, umzingelten ſie und während ſeine Genoſſen mit ihren Beſchützern kämpften, faßte der junge Reiter die Seherin mit kräftigen Armen um die Mitte, entrang ihr das Schwert, das er weit hinein ſchleuderte in den dichteſten Haufen, faßte ihr Roß am Zügel, rief ſeinen Genoſſen zu und brach mit ihnen durch die dichteſten Reihen, Ausca mit ſich führend, bis er ſich in der Mitte der Seinigen befand. Die Jungfrau, ihrer Waffe beraubt und eine Gefangene, hatte jede Gegenwehr aufgegeben; aber ſtolz und trotzig ſaß ſie auf ihrem Roſſe, ihr Auge ſprühte Blitze auf den Feind, den ſie nicht

mehr bekämpfen konnte. Ein Wehgeheul lief durch die Reihen der Heiden, als sie ihre Seherin gefangen fortführen sahen, sie machten noch eine letzte verzweifelte Anstrengung, aber sie erlagen. Sie waren umstellt wie ein Rudel Hirsche von der Meute des Jägers, jede Gegenwehr war nutzlos; was nicht im Kampfe gefallen war, ergab sich der Gnade des Siegers. — Romove war gefallen.

Wenige Stunden später, nachdem die Straßen von den Leichen gesäubert worden waren, hielt Otakar seinen Einzug in die eroberte Stadt und nahm in der Herzogsburg seinen Sitz; dort ließ er die Gefangenen vor sich bringen. Trotzig, mit ihren Fesseln klirrend, erschienen sie vor dem Čechenkönig, ihr Herzog Withold an der Spitze — aber mit Sanftmuth und Freundlichkeit empfing sie Otakar, er ließ ihre Fesseln lösen und versprach ihnen völlige Freiheit, königliche Belohnungen, wenn sie dem Orden der deutschen Ritter Treue und Gehorsam geloben, wenn sie ihren Götzendienst mit dem Christusglauben vertauschen wollten.

Finster blickten die Gefangenen auf ihren Sieger und schüttelten die Häupter; aber nicht müde ward der König, ihnen zuzusprechen, er ließ sie frei im Umkreise der Burg, jedoch mußten sie bei ihren Göttern versprechen, nichts gegen die Christen zu unternehmen und dem Unterrichte der Priester Gehör zu geben, welche sie in der wahren Religion unterrichten sollten. Es blieb ihnen keine Wahl — Alle leisteten das Gelöbniß.

Nun ließ der König die Tapfersten aus dem Heere vortreten, welche sich beim Sturme auf Romove ausgezeichnet hatten; unter diesen war Theobald, welcher der Erste auf den Mauern der Stadt gewesen. Er ertheilte Allen den Ritterschlag oder Ehrenketten, versprach ihnen weite Ländereien in der neu eroberten Provinz, wenn sie bleiben wollten unter der Oberherrschaft des Ordens, oder Belohnungen in der Heimat, wenn sie dahin zurückzukehren vorzögen. Als Theobald vortrat, ruhte das Auge des ritterlichen Königs mit Wohlgefallen auf der schönen Gestalt:

„Theobald von Eichen," sagte er, „Ihr seid ein Novize des Ordens und nur Euer Großmeister kann Euch den Ritterschlag ertheilen. Poppo von Osterna wird es auf meine Bitten thun, wird Euer Noviziat abkürzen und Euch aufnehmen in den Bruderbund, wenn Ihr wahren, inneren Beruf fühlt, die schweren Gelübde abzulegen."

Da glühte Theobald's Antlitz und freimüthig sprach er: „Gebt mir den Ritterschlag, mein Herr und König, so Ihr mich dessen von Eurer Hand für würdig hält; denn nicht dem Orden darf und kann ich länger angehören und als freier Mann trete ich aus demselben. Ein viertgeborner Sohn eines deutschen Rittergeschlechtes zog ich hinaus in die Welt, kein Eigenthum mein nennend, als meine Rüstung, mein Schwert und mein Roß; ich hatte keinen Wunsch, keine Hoffnung, als mir Ehre und Ruhm zu erkämpfen und mit leichtem Herzen trat ich in den Orden. Jetzt ist es anders geworden, mein Herz ist erwacht wie eine Blume vom Winterschlafe und nicht kann ich schwören die Gelübde des Ordens. Ich bin nicht gebunden und willig wird der Großmeister ein Mitglied ziehen lassen, das die ersten Bedingungen nicht zu erfüllen vermag."

„Du bist frei, Novize des Ordens — ziehe hin, wie Du gekommen," sagte Poppo von Osterna; „der Orden will keine gezwungenen Diener."

„Theobald von Eichen," fragte der König wieder, „willst Du hier bleiben im eroberten Lande und Dich belehnen lassen mit weiten Landstrecken, oder welche Gnade erbittest Du Dir? ich bin gewillt, Dir jede zu gewähren."

Da beugte Theobald seine Knie vor dem Könige und sagte: „Herr und König!" wie verdiene ich diese Huld? Aber wenn ich eine Bitte wagen darf, so nehmt mich auf, mich, den Fremdling, in Euer schönes Čechenland. Ich habe keine Heimat, laßt mich dort eine finden, wo Ihr herrschet gerecht und weise. Weithin ist der Ruhm von Euren Königstugenden gedrungen, Herr, viele Länder sind Eurem Scepter unterthan und nicht fehlen wird Deutschlands Kaiserkrone Eurem Haupte; laßt mich mitfechten Eure Schlachten, laßt mich theilen den Ruhm Eures Volkes und mein Herz sich erfreuen an seiner Größe!"

Es geschehe wie Ihr wünscht; kniet nieder und empfanget den Ritterschlag."

Theobald ließ sich vor dem verehrten Herrscher auf die Knie nieder, der sein Schwert entblößte und zu dreien Malen die Schultern des Deutschen berührte: „Stehe auf," sagte er dann, „Theobald von Eichen, und indem ich Dich aufnehme in mein Reich, sollst Du Dubský heißen und belehnen will ich Dich nach unserer Rückkehr im Čechenlande mit Burg und Ländereien."

Eine Prophezeiung.

„Wie schön, wie nahe ist
Zwei treuen Herzen jenes Erdenglück;
Wenn sie den Muth nur haben, es zu fassen,
So folgt es willig nach und baut ihnen
Im Staube unter Wolken schon ein Wiegolf."
Tegnér.

„Ist dies nicht etwas mehr als Einbildung,
Was hattet Ihr davon?"
Shakespeare's Hamlet.

Romove's Fall hatte den Fall des Landes und zum Theile den des heidnischen Glaubens entschieden; zwar war noch hinter dieser Stadt die feste Burg Rudau, wo sich die Frauen der Edlen und viele Schätze in sicherer Hut befanden; aber sie widerstand dem Belagerungsheere nicht lange; die Kunde vom Untergange Romove's, von der Gefangennahme des Herzogs, der Edlen und der Priester hatte alle Herzen entmuthigt und bald öffneten sich die Thore. Ohne Widerstand ergab sich das flache Land an die Sieger und zahlreiche Priester, meistens frommen Orden angehörig, durchzogen es, um die heilige Lehre in den Dörfern und Hütten der Slaven heimisch zu machen und der beste Erfolg lohnte in kurzer Zeit ihr Bemühen. Der Bischof von Gnesen selbst ertheilte den Gefangenen Unterricht und treu ihm zur Seite stand Abrosius, dessen Worte mit siegender Gewalt die Herzen der Heiden rührten; kaum waren vierzehn Tage vergangen, so erklärten die Meisten sich bereit, die heilige Taufe zu empfangen.

Ausra war von Theobald aus dem wilden Kampfgetümmel in Sicherheit gebracht worden; anfangs zürnte sie zwar dem Jünglinge, daß er ihr seine Befreiung auf solche Weise vergolten und sie nicht habe untergehen lassen mit ihren Göttern; aber leicht verzeiht die Liebe. Nach Romove's Eroberung eilte der Deutsche mit bangem Her-

zen in die Burg, um unter den Gefangenen nach Samo zu spähen; er fand ihn leicht verwundet.

Mit scharfem Auge hatte ihn der Slave erkannt und trat auf ihn zu:

„Schnell wechselt das Glück, Jüngling," sagte er bitter, „ich bin jetzt Dein Gefangener, wie Du vor Kurzem der Meinige warst; nehmt mir das Leben, Christen, es ist mir eine Last geworden, seit ich Alles — Alles verloren habe. Meine Tochter —"

„Ausca?! sie lebt, sie ist wohlbehalten, Samo," entgegnete der Jüngling mit leuchtendem Auge, „und wenn Ihr sie zu sehen wünscht, soll sie bei Euch sein. Sie ist meine Gefangene, ich gebe ihr die Freiheit, um ewig ihr Sklave zu bleiben."

Samo drückte Theobald's Hand.

„Bringe sie zu mir; die Tochter gehört zum Vater."

Ausca pflegte mit kindlicher Sorgfalt ihren Vater und der fromme Greis Ambrosius unterrichtete sie in der heiligen Lehre. Täglich kam Theobald und die beiden jugendlichen Herzen schloßen sich immer fester aneinander; Samo und Ausca fühlten die siegende Gewalt der Wahrheit und waren bereit, ihren Unglauben abzuschwören.

Otakar hatte den Tempel Peruns zur christlichen Kirche umgestalten lassen, der Bischof weihte ihn ein zum Gotteshause und dort sollte öffentlich und feierlich die Taufe der Neubekehrten stattfinden; auf einem Throne unter Baldachin saß der König, neben ihm stand der Großmeister und die deutschen Herzoge im reichsten Schmucke, das Schiff der Kirche füllten Ritter und Edle, welche gekommen waren, der heiligen Handlung beizuwohnen. Am Altare stand der Bischof von Samland mit der assistirenden Geistlichkeit und erwartete die Neophyten. Im langen Zuge nahten sie in ihrem reichsten Schmucke, paarweise, grüne Tannenzweige in den Händen, mit entblößtem Haupte; Samo schloß ihn mit Ausca, bei deren Erscheinen ein Gemurmel der Bewunderung und des Staunens durch die Versammlung lief. Otakar selbst war Withold's Taufzeuge, Ritter und Edle vertraten diese Stelle bei den Uebrigen. Demüthig beugte sich Ausca über das Taufbecken; sie war nicht mehr die kühne Amazone, die Seherin, sie war ein frommes, liebendes Mädchen. Nach der heiligen Handlung las der Bischof eine feierliche Messe und ertheilte den Anwesenden den Segen.

Da erhob sich der König von seinem Throne und sprach feierlich: „Frei seid Ihr nun, wie ich es gelobte mit meinem königlichen Worte, Ihr edlen Samländer und zu Rittern ernenne ich Euch kraft meiner königlichen Gewalt, wie Ihr gewesen Eures Volkes Führer und Edle. Nicht als wilde Eroberer kamen wir in dies Land, um unser Ländergebiet zu vergrößern; wir wollten Wahrheit und Licht verbreiten, wo bisher Unglaube geherrscht und Finsterniß; es ist uns gelungen mit Hilfe des allmächtigen Gottes, und unser Tagewerk geendet. Ungekränkt und beschützt bleibe Jeder in seinem Besitzthume, so er diese Gnade nicht selbst verwirkt durch Treulosigkeit oder Abfall; dem Orden der deutschen Ritter sprechen wir dies Land zu, und ihm mögen die Bekehrten den Vasallen-Eid leisten in die Hand des Großmeisters Poppo von Osterna."

Am Altare leisteten Alle dem neuen Oberherrn den Schwur der Treue.

„Aber noch eine heilige Handlung ist zu verrichten," fuhr Otakar fort, „und vollzogen soll sie werden in unserem Beisein. Ein edler Ritter will sich vermälen mit der Tochter eines edlen Samländers; wir billigen die Wahl, denn nur fester knüpfen solche Verbindungen das Band zwischen stammverwandten Nationen; wir selbst wollen die Braut zum Altare führen."

Theobald's und Ausca's Blicke trafen sich; dunkler Karmin deckte die Wangen des Mädchens, sie mußte sich auf den Arm des Vaters stützen, um nicht zu wanken, als der König auf sie zuschritt und ihr die Hand reichte, um sie zum Altare zu führen, während Poppo zu Theobald trat. Die heilige Handlung wurde vollzogen und Beide sprachen aus vollstem Herzen den Schwur gegenseitiger Treue, unvergänglicher Liebe aus, welche noch über das Grab hinausreicht; Otakar selbst zog einen glänzenden Goldreif vom Finger und legte ihn in die Hand der Braut, um ihn mit ihrem Bräutigame zu wechseln.

Nach vollbrachter Trauung reichte der König dem Ritter Theobald Dubský die Hand und küßte die schöne Braut, welche in der Taufe den Namen Božena erhalten hatte, auf die Stirne; da heftete diese plötzlich, wie von magischer Gewalt bezwungen, auf das Heldenantlitz ihr Auge, das vom Feuer der Begeisterung leuchtete, während ihre Gestalt sich aufrichtete, vor Aufregung zitterte. Befremdet blickte sie der König, Theobald und die Umstehenden an, ihre Lippen bewegten sich und murmelten erst heimliche, abgebrochene Worte; dann aber rief sie mit lauter Stimme, so daß sie selbst von den Entfernten gehört werden konnte:

„Großer König, Held aus dem Stamme der Přemysliden, der Geist schwebt um mich, er erfaßt mich; höre meine Worte! Unsterblich wirst Du fortleben, ob der Neid Dich verklein're, der Unverstand Dich anschwärze, im Munde Deines Volkes und es heben zur Größe; Du wirst mächtig herrschen über viele Reiche und selbst eine Kaiserkrone Dir angeboten werden. Greife nicht darnach, Held, denn sie ist Dir nicht beschieden! Mein Geist schaut in die Zukunft und viele Bilder ziehen an meiner Seele vorüber; ich sehe ein wildes Heer der Hunnen, die Söhne aus den Steppen eines fremden Landes Dir gegenüber stehen auf weitgedehnter Ebene an dem Ufer eines Flußes, Du besiegst sie und Haufen von Leichen decken den Wahlplatz! Du bist vermält und liebst eine Andere, welche Mutter Deiner Kinder ist; und doch wirst Du Dich scheiden von der Ersteren, wirst die Andere vergessen und ein Königskind heiraten aus asiatischem Blute entsprossen, schön von Gestalt wie die Schlange, aber falsch und listig von Gemüth wie diese. Hüte Dich, Čechenkönig, denn sie wird Dich verwunden, Du wirst auf ihren Rath Deine Hand ausstrecken nach einer Kaiserkrone und — sterben; jene Krone aber auf dem Scheitel eines Adlers prangen, der sich erhebt von seinem Felsenhorste in einem mit Eisbergen umgürteten Land. Eine blutige Schlacht wird geschlagen werden und die Deinen feige fliehen, Dich verrathen. Hüte Dich, edler Held, vor den Rosen, die auf einem Berge wachsen, sie werden Dir viel Herzensleid bereiten und die Klauen des Bären abstumpfen, daß er sie nicht breche; hüte Dich, König, vor einem Schurken, denn er wird Dein Tod sein! — Wehe mir, Viele werden an dem

Tage zu Witwen gemacht werden und Tausende von Waisen ihre Väter beweinen; ich sehe eine Eiche vom Blitzstrahl zertrümmert und eine in schwarzen Schleier gehüllte Gestalt neben ihr am Boden knien und verzweifeln."

Ruhig wie ein Marmorbild blieb sie stehen und starrte auf den König, der vielleicht zum ersten Male in seinem Leben erbleichend zurücktrat; langsam nur schien die Sehergabe von ihr zu weichen, ihr Bewußtsein war zurückgekehrt und ohne sich an das, was vorgegangen, zu erinnern, blickte sie erstaunt im Kreise umher. Theobald bebte, er erinnerte sich an jene Scene in Samo's Burg und wie Alles in Erfüllung gegangen; Otakar aber sagte, mit der Hand die in Furchen gelegte Stirne glättend:

„Eure Frau, Ritter Dubský, hat eine absonderliche Sehergabe und Gott verhüte, daß es also kommen möge, wie sie gesagt hat; doch wir stehen in der Hand des Allmächtigen und uns geschehe nach seinem unerforschlichen Rathschlusse."

Die Neuvermälten verließen die Kirche, mit ihnen der König und sein Hofstaat; ein glänzendes Festmahl, bei dem aber die rechte Fröhlichkeit fehlte, da Keiner der Anwesenden die unheildrohende Prophezeiung vergessen konnte, folgte.

Geendigt war Otakar's Aufgabe im Samlande, nun, wo es nicht mehr Waffengewalt galt, um das Errungene zu behaupten; jene Edlen, welche zum Christenthume übergetreten waren und dem Orden Treue gelobt hatten, wurden reich beschenkt und mit Ehren überhäuft entlassen; die Uebrigen, worunter sich auch der Oberpriester befand, der sich standhaft geweigert hatte, dem Dienste seiner Götter zu entsagen, blieben als Geiseln für die Ruhe der heidnischen Einwohner zurück; Otakar übergab sie dem Ordensmeister, legte am Pregelflusse den Grundstein zu einer befestigten Stadt, welche ihm zu Ehren „Königsberg" genannt werden sollte, und kehrte mit seinem Heere nach Böhmen zurück.

Einundzwanzig Jahre später.

„Mit jedem Gegner mag' ich's,
Den ich kann sehen und in's Auge fassen,
Der selbst voll Muth auch mir den Muth entflammt,
Ein unsichtbarer Feind ist's, den ich fürchte."
Schiller.

„Sei stark, Gebieterin, fühle Dein Herz!
Mit Fassung trage, was Dich erwartet,
Mit männlicher Seele den tödtlichen Schmerz!"
Schiller.

Přemysl Otakar kehrte im Triumphe in seine Länder und durch ganz Europa flog die Kunde von seinen neuen Siegen; in Prag belohnte er Theobald mit einer Burg und reichen Ländereien; er hatte den jungen Ritter liebgewonnen und gab ihm eine Stelle in seinem Hofstaate, um ihn so näher um sich zu haben. Freilich hätte Theobald ein Leben auf seiner Burg vorgezogen allein mit seiner geliebten Božena, doch durfte er den Antrag des Königs nicht ausschlagen und stieg immer höher in dessen Gunst, da er seine Liebe, seine Treue unerschütterlich fand. Božena war der Stern am Hofe, um den sich alle mit Bewunderung und Verehrung drängten, vor allen Frauen glänzte sie durch Schönheit und Liebreiz, aber nur Theobald war der Glückliche, der ihre Liebe gewonnen und dem sie treu blieb. Hoch stieg auch sie dadurch in der Gunst der Königin Margarethe von Oesterreich, der alternden Gattin des lebenskräftigen Königs, welche sie wie eine Tochter liebte.

Nicht Ruhe hatte Otakar daheim; die Steiermärker, des ungarischen Joches überdrüssig, das ihnen König Bela auferlegte, sandten Abgeordnete an Otakar, um ihn zu bitten, durch Waffengewalt sie wieder mit Oesterreich zu vereinigen. Nach langem Zaudern entschloß sich der König ihren Bitten nachzugeben; ein allgemeiner Aufstand der steirischen Edlen befreite das Land von den Ungarn und Otakar wurde in Grätz gehuldigt. Ein Krieg entbrannte nun zwischen Otakar und Bela, der mit Vernichtung der ungarischen Macht im Marchfelde endigte, einem der größten Siege, den Böhmens Geschichte aufzuweisen hat, die Schlacht bei Kresenbrunn. Neue Lorbeeren pflückte sich Theobald von Duba und Otakar sandte ihn als Boten mit der Siegesnachricht nach Prag.

„Grüße Božena," sagte er beim Abschied „und sage ihr, daß eingetroffen sei, was sie vorhergesagt, denn wir haben die Ungarn geschlagen im weiten Felde an der March; sterbe ich nur auf dem Felde der Ehre siegreich und groß, nun so mag auch der andere Theil ihrer dunklen Prophezeiung eintreffen."

Es ist hier nicht der Ort eine ausführliche Geschichte eines der größten Helden zu schreiben, den Böhmen aufzuweisen hat; nur sei es uns vergönnt anzuführen, daß sich Alles erfüllte, wie Božena vorhergesagt. Er trennte sich von Margaretha, von der er des vorgerückten Alters wegen — sie zählte damals sechsundfünfzig Jahre — keine Nachkommen mehr erwarten konnte und sie verließ am 18. Oktober 1261 Böhmen, ging nach Krems in Oberösterreich, wo sie am 28. Oktober 1267 starb. — Schon am 25. Oktober 1261 hielt Otakar in Preßburg mit Kunigunde, der Enkelin König Bela's von Ungarn, Tochter des Herzogs von Mačwa, feierliches Beilager und führte seine schöne, junge Gemalin nach Prag, wo er einen festlichen Einzug hielt und sich vom Mainzer Erzbischofe Werner sammt seiner Gattin im Dome krönen ließ.

Mit Thränen hatte Božena von ihrer geliebten Königin Margarethe Abschied genommen; nicht konnte sie die neue Ehe als eine rechtsgiltige betrachten und sehnte sich vom Hofe, wo mit der jungen Gebieterin ein wechselvolles Leben eingezogen war, nach der Einsamkeit. Ihre Ehe war mit zwei Kindern gesegnet, diesen und ihrem Gatten wollte sie leben und bestürmte ihn täglich, den Hofstaat zu verlassen, wo Kabale und Ränke, Liebesabenteuer und Intriguen an der Tagesordnung waren; anfangs wollte er seinen König nicht verlassen, aber nur zu bald wurde er dazu gezwungen. Ein fürchterlicher Feind war ihm in Zawiš von Rosenberg erwachsen, der sich ungescheut um die Gunst der jungen Königin bewarb und der alle Mittel versuchte, den Freund des Königs zu stürzen, der ihm gefährlich werden konnte. Eifrig wirkten seine zahlreichen Verwandten und Freunde mit, und wenn auch Otakar anfangs widerstand und mit Entrüstung jede Verdächtigung zurückwies: der fallende Tropfen höhlt den Stein aus und fortgesetzte Verläumdungen erschüttern auch das redlichste Herz. Immer kälter ward der König gegen Dubský und gab ihm eines Tages unter einem geringfügigen Vorwande die Entlassung von dem bekleideten Posten, den so-

gleich ein Günſtling Záwiš's einnahm. Reiſefertig trat Theobald am folgenden Tage vor den König, der ihn verlegen empfing.

„Ich komme, mein König," ſagte Dubſký freimüthig, „um Abſchied zu nehmen von Euch; da Ihr meine Dienſte nicht brauchet. Eure Gnade hat mir Beſitzthum verliehen und auf dem Schloſſe Duba will ich mich derſelben erinnern. Braucht Ihr mich, Herr, ſo ruft mich und Ihr ſollt den treueſten Diener an mir haben; kommt Ihr, kommt mein neues Vaterland je in Gefahr, ſo werde ich mich einfinden in der Reihe Eures Heeres, auch wenn Ihr den Dubſký vergeſſen."

„Du gehſt, Du biſt ergrimmt über mich?" fragte gedehnt Otakar. „Es thut mir leid, daß ich Dich entfernen mußte aus meinem Hofſtaate; aber die Königin lag beſtändig darum an; ich habe der Sorgen genug, im Reiche ſoll ich Unfrieden haben im eigenen Hauſe einer Kleinigkeit willen?"

„Ihr nennt es eine Kleinigkeit, Herr, wenn Ihr einen treuen Diener kränkt, wenn Ihr ihn verbannt aus Eurer Nähe um einer Laune willen? Nein, ich muß offen ſprechen und mein König wird mich nicht mißverſtehen — wenn Ihr mich einem Feinde zum Opfer bringt, der es auch mit Euch nicht redlich meint."

Der König ſtutzte und fragte raſch: „Wie meint Ihr das und wen wollt Ihr verkleinern?"

Ruhig blickte Dubſký in das Auge ſeines königlichen Gebieters.

„Hütet Euch vor den Roſenbergern, Herr," ſagte er mit Nachdruck; erinnert Euch an Božena's Prophezeiung an unſerm Hochzeitstage und wie Alles eingetroffen bisher; ſollte Euch dies nicht billig Bürge ſein für die Erfüllung des Uebrigen?"

Des Königs Auge blitzte, ſeine Stirne furchte ſich und um ſeine Lippen zuckte es wie Grimm und Wuth, er wollte losbrechen, aber er hielt an ſich und erwiederte nach einer Weile: „Ihr ſeid ſehr kühn, Ritter Dubſký, ich verzeihe es dem Krieger, der heimiſch iſt, wie Ihr auf dem Schlachtfelde, wenn er ſpricht, wie es ihm gerade um's Herz iſt; was Ihr aber da eben erwähntet, iſt meine eigene Sache. Lebt wohl!"

Er drehte ſich raſch um, Dubſký entfernte ſich tief und ſchmerzlich gekränkt.

Einen nicht viel beſſeren Abſchied hatte Božena bei der Königin, obgleich ſie geſchmeidiger war und ihren Groll hinter ein ſüßes Lächeln verſtecken konnte; ſie freute ſich, daß die ſchöne Frau, welche ſelbſt ihre Reize verdunkelte und engelrein war, den Hof verließ.

Auf Duba begann nun ein ſtilles und glückliches Leben für die beiden Gatten, welche ſich noch mit derſelben innigen Liebe zugethan waren, wie am Hochzeitstage; Theobald unterrichtete den Knaben in allen ritterlichen Künſten, während Božena das Mädchen zur Hausfrau erzog.

Alle Nachbarn achteten den Ritter und ſeine Gemalin, und manche frohe Feſte wurden gefeiert; Dubſký nahm den lebhafteſten Antheil an den Angelegenheiten des Landes, wie des Königs, wenn er auch all' und jeder thätigen Einwirkung auf dieſelbe entſagt hatte. Wie ein ſtrahlendes Meteor ſtand Otakar an dem politiſchen Himmel ſeiner Zeit; untergehen ſollte er wie eine Sonne. Seit ſeiner Trennung von Margaretha und ſeiner Vermälung mit Kunigunde ſchien ſein guter Engel von ihm gewichen und ein böſer Dämon an ſeine Seite getreten; der Königin und ihrer Günſtlinge Einfluß verleitete den ſonſt zwar ſtrengen, aber gerechten König zu vielen Ungerechtigkeiten, zu vielen Grauſamkeiten, welche die Gemüther empörten; ihr Ehrgeiz zu manchen Uebergriffen. Einen neuen Krieg führte er, als Graf Heinrich von Güßing den Prinzen Bela, den Bruder ſeiner Gemalin, in Ofen ermordete und die Ungarn ihn nicht ausliefern wollten, mit dieſen (1273) und ſchloß einen vortheilhaften Frieden, da die Ereigniſſe in Deutſchland ſeine volle Aufmerkſamkeit und Thätigkeit in Anſpruch nahmen. Das große Interregnum war den deutſchen Fürſten läſtig geworden und ſie ſandten Mehre aus ihrer Mitte, um dem Böhmenkönige die heilige Reichskrone anzutragen; doch ſchlug er ſie aus, daß Richard, ſein Freund, in getheilter Wahl mit Alphons zu dieſer Würde erhoben worden war. Richard ſtarb bald darauf und nun ſchritten die Churfürſten am 29. September 1273 zu Frankfurt am Main zu einer neuen Königswahl, welche die deutſche Reichskrone dem Grafen Rudolph von Habsburg auf's Haupt ſetzte. Otakar erließ mit mehren andern Fürſten dagegen eine Proteſtation.

Nun erhoben alle Mißvergnügten in Böhmen ihr Haupt und Boreš von Rieſenburg ward die Seele aller Machinationen; vergebens aber verſuchten ſie Dubſký zu einer Verbrüderung mit ihnen zu bewegen. König Rudolph begann Feindſeligkeiten gegen Otakar und dieſer wurde in die Reichsacht erklärt, und der offene und heimliche Krieg begann; Rudolph griff die böhmiſchen Länder von allen Seiten zugleich an, indem ſich auch die Ungarn auf die Seite der Deutſchen geſchlagen hatten.

Otakar forderte alle böhmiſchen Edlen auf, zum Heere zu ſtoßen, um gegen Wien, das dem Könige Treue hielt, vorzurücken und es zu ſchützen; Dubſký nahm Abſchied von den Seinen und ſtieß bei Tepl zum böhmiſchen Heere; aber während der König abweſend war, erhob die Empörung im Lande ſelbſt ihr Schlangenhaupt unter den zwei mächtigen Familien der Witkowece unter Záwiš von Roſenberg und der der Rieſenburge, und die Empörer griffen gegen ihren rechtmäßigen Herrn und König zu den Waffen. Da eröffnete Otakar Unterhandlungen, ſchloß unter den mißlichſten Bedingungen Frieden und am 26. Nov. 1276 huldigte Otakar im Lager bei Wien dem deutſchen Kaiſer Rudolph von Habsburg als deſſen Vaſall und kehrte nach Prag zurück.

Dubſký kehrte auf ſeine Burg zurück, wo er mit Jubel empfangen wurde; aber nicht lange ſollte er dort der Ruhe genießen. Neue Mißhelligkeiten entſtanden zwiſchen den gekrönten Häuptern und auf's Neue rief Otakar ſein Volk, ſeine Lehensträger zu den Waffen; Dubſký war der Erſte, der dem Rufe ſeines königlichen Herrn gehorchte. Weinend ſtürzte Božena an ſeine Bruſt, als er völlig gerüſtet vor ſie trat, um Abſchied zu nehmen, ſie bat, ſie beſchwor ihn zu bleiben, indem ſie auf ihre Kinder zeigte, ſich nicht auf's Neue dem wechſelvollen Kriegesglücke zu vertrauen; eine böſe Ahnung quälte ſie und nicht von ſich laſſen wollte ſie den Gemal. Sanft machte ſich dieſer aus ihren Umarmungen los.

„Otakar hat mein Glück gegründet, was ich habe, was ich bin, verdanke ich ihm," ſagte er ernſt, „und ferne ſei es von mir, daß ich undankbar an ihm handle; er hat

Digitized by Google

Der Buckingham-Palast.
(Neue östliche Fronte.)

Digitized by Google

den treuen Freund in mir verkannt und um den Preis meines Lebens will ich mich vor ihm reinigen. Weine nicht, Bożena, auch wenn in Erfüllung ginge, was Du einst vorhergesagt mit prophetischem Geiste, wenn ich auf der Wahlstatt bliebe: der Schlachtentod in unverletzter Ehre ist des Mannes, ist des Ritters werth und in unsern Kindern wird unser Geschlecht fortgrünen. Lebe wohl, Bożena, lebt wohl, Ihr meine Lieben!"

Die Hörner im Burghofe ertönten, um die Fahne schaarten sich die Reisige; Dubský schwang sich auf sein Streitroß und stieß zum Heere des Königs, auf dessen Haupt nun auch der vom Papste Nikolaus III. gesprochene Bannfluch lastete und das kaum 26.000 Mann zählte. Otakar rückte in Oesterreich ein und abermals ward das Marchfeld, auf dem vor wenig Jahren der Čechenkönig einen so glänzenden Sieg erfochten, zum Kampfplatze um Ehre und Krone bestimmt.

Am 26. August 1278 begann der ewig denkwürdige Kampf, den schon so viel Chronisten geschildert, daß wir uns einer ausführlicheren Beschreibung entheben können; das Feldgeschrei der Böhmen war: „Budějowice, Praha," das der Deutschen: „Rom, Christus."

Wunder der Tapferkeit verrichteten die Böhmen und ihr König focht an dem Tage wie jener Leonidas bei Thermopilä; aber Verrätherei hatte sich in seine Reihen geschlichen und Milota von Dědic wandte sich mit den Mährern zur Flucht.

Mit einem kleinen Häuflein hielt Otakar, sein Auge blickte im Kreise umher; unweit von sich erblickte er Theobald Dubský, der mit blutbefleckter Rüstung auf seinem dampfenden Schlachtrosse hielt, nur den Befehl des Königs erwartend, um sich auf's Neue in den Feind zu stürzen. Er erkannte ihn am Wappenschilde und ritt auf ihn zu.

„Ihr seid hier, Dubský und nicht bei den Verräthern?" sagte er. „Ihr rächt Euch nicht an mir, der Euch verkannt, der Euch wehe gethan!"

„König und Herr," entgegnete Dubský, „Blut und Leben für Euch."

Da bot ihm Otakar die Rechte und sagte leise, so daß es die Umstehenden nicht hören konnten:

„Es geht in Erfüllung, was Bożena vorhergesagt; ich habe mich vor den Rosen nicht gehütet, ich habe meine Freunde verkannt und meine Feinde beschützt; es ist vorbei. Geht, geht," setzte er heftig hinzu, „denn auch von einer zerschmetterten Eiche sprach sie und ich will nicht Euern Tod verschulden, so wie den von so vielen Tausenden!"

„An Eurer Seite ist mein Platz in der Schlacht und hat es Gott so beschlossen, so falle ich an Eurer Seite!" entgegnete der Ritter mit Feuer.

Da drückte ihm der König gerührt die Hand, dann schloß er den Helmsturz, stieß das Feldgeschrei aus und stürzte sich mit seinen Getreuen mitten in den dichtesten Kampf; sie verrichteten Wunder der Tapferkeit. Wie Schnitter mähten sie in den Reihen ihrer Feinde und fielen mit ehrenvollen Wunden; Otakar kämpfte wie ein Verzweifelter, an seiner Seite Dubský, wie sein schützender Engel, mit dem Schilde ihn deckend und die Streiche auffangend. Da stürzte des Königs Roß von einem Lanzenstoße getroffen, der Helm fiel von seinem Haupte und im Bügel stehend über dem getödteten Thiere vertheidigte er sich wie ein Löwe; Dubský wollte vom Rosse springen und es seinem Herrn anbieten, aber ein kumanischer Reiter war von rückwärts an ihn gekommen, mit der Gewandtheit der Steppensöhne warf er ihm eine breite Lederschlinge um den Hals und sein Pferd zum schnellsten Laufe antreibend, riß er den schwerbewaffneten Ritter zu Boden, wo er unter Keulenschlägen und Schwerthieben endete. Sein letztes Wort war: Bożena.

Der König blutete aus mehren Wunden, aber noch stand er aufrecht und schwang sein Schwert in leuchtenden Kreisen, — da sprengte auf einem Tigerrosse Berthold Schenk von Emerberg an und erkannte den König. Dieser rief ihn an und ergab sich ihm auf ritterliche Haft, aber Emerberg, eingedenk dessen, daß sein Bruder, der Verrätherei überführt, auf Otakar's Befehl war hingerichtet worden, stieß ihm den Speer tief in die Brust und an siebenzehn Wunden verblutete der ritterliche König.

Die Schlacht, der Sieg war entschieden.

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Trauerkunde von dem Tode des Königs nach Böhmen und fand überall Thränen und Wehklagen, in allen Kirchen wurden Gebete gehalten, von allen Thürmen tönte das Trauergeläute.

Einsam, in trübe Gedanken und Ahnungen versunken, saß die Burgfrau auf Duba in ihrem Gemache, als die wenigen Reiter, welche mit ihrem Gemal hinausgezogen, die Heimat wiedersahen, einritten in den Burghof; ein allgemeines Wehklagen war die Antwort auf ihre Frage. Alles Roth wich aus den Wangen der Frau, ihr Auge stierte thränenlos vor sich hin und sie mußte sich auf ihre weinenden Kinder stützen, um nicht hinzusinken.

„Ich ahnte es, daß es so kommen würde, war auch der Geist der Wahrsagung von mir gewichen; gebrochen, zersplittert liegt die Eiche auf freiem Felde und die Klagegestalt neben ihr bin ich. Gott hat mir viel gegeben, er hat mir genommen; sein Wille sei gelobt!"

Wenige Wochen später wurde in Prag in dem strengen Orden der Klariſſinen eine Nonne eingekleidet; es war Bożena v. Dubský, die Tochter Samo's, des Slaven.

Der Buckingham-Palast.

(Mit einer lithographirten Abbildung.)

London, die Hauptstadt des Brittenreiches, die größte Stadt Europa's, über vier deutsche Meilen lang und über drei deutsche Meilen breit, gewährt Demjenigen, der sie zum ersten Male besucht, einen Anblick, der weniger durch Großartigkeit und äußere Pracht, als vielmehr durch Unendlichkeit der Häusermassen imponiert. Man bedenke 14.000 Straßen, deren Zahl fortwährend durch neue Anbauten vermehrt wird! Im Ganzen haben aber diese Häusermassen ein düsteres Aussehen, welches durch den sich überall ansetzenden schwarzen Ruß des, wie eine Wolke auf der Stadt ruhenden Steinkohlendampfes, vereint mit der graubraunen Farbe der englischen Backsteine, dem gewöhnlichen Bau-

material in London, verursacht wird. Eine vollkommene Rundschau zu gewinnen, ist selbst von der hohen im Mittelpunkte der Stadt gelegenen St. Paulskirche herab unmöglich wegen des ebenerwähnten Steinkohlendampfes und des fast beständigen trüben bedeckten Himmels. Der westliche Theil von London, das sogenannte Westminster, bietet ein glänzenderes Bild als die alte, enggebaute City, die Ostseite. Im Westminster ist dem modernen Geschmack ausschließlich gehuldigt, zierliche Häuser, prächtige Plätze, schnurgerade Straßen und das schönste Steinpflaster in Europa zeichnen diesen Stadttheil aus. Unter den Palästen verdient zunächst der St. James-Palast, die königliche Residenz, Aufmerksamkeit; nach diesem der Buckinghamhouse in St. James-Park, das neue schöne Residenzgebäude mit den herrlichsten Colonnaden, Terrassen und Statuen, dieser prunkvolle Bau, von welchem hier die Ansicht der neuen östlichen Fronte gegeben wird.

George Villiers, Herzog von Buckingham (geb. 1592, gest. 1628), der berüchtigte Günstling Jakob's I. und Karl's I. von England, ein Mensch, der mit den reichsten Naturgaben die unwürdigste Gesinnung vereinte, hat Buckinghamhouse den Namen gegeben.

Wohlthäterin der Armuth.

(Mit einer Lithographie.)

Karl Hübner aus Königsberg verschwand bis 1844 dem großen Publikum unter den zahlreichen Genre- und Porträtmalern Düsseldorfs. Ohne besondere Theilnahme sah man seine Landschaft mit Wilddieben oder das heitere Bildchen, wo ein Bursch neckend den Dorfmädchen mit ausgestreckten Armen den Zugang zum Brunnen verwehrt, oder irgend andere hiermit verwandte Gegenstände. Und mit Einem Male, durch Ein Bild stieg dieser Künstler zum Liebling des großen Publikums, das jetzt auf allen Ausstellungen vor seinen Sachen zuerst stehen bleibt. Diese Bilder regen jedesmal das lebhafteste Streitinteresse auf, sie werden rasch verkauft, auch durch Kopien, die man bei dem Künstler bestellt und durch Nachbildung in Stich und Druck veröffentlicht. Hübner genießt endlich die Früchte seiner Studien: mitten im kräftigsten und hoffnungsreichsten Mannesalter lebt er verheiratet zu Düsseldorf, wo er von der Akademie geschieden, sich ein eigenes Atelier gegründet hat.

Hübner hat für Deutschland ein neues Fach des Genres aufgethan, welches man passender das sozialistische Genre, als das Genre des Proletariats nennen dürfte. Denn seine Gegenstände schildern alle den Druck, welchen die durch Geburt, politische Freiheiten oder Geldmacht Bevorrechteten auf die Stände unter ihnen gelegt haben. Daß die Stimmung dieser Bilder hierdurch eine trübe wird, darüber sollte man nicht mit dem Künstler rechten. Das Wesen des Genres ist die Darstellung der Wirklichkeit in Individuen, die nicht durch die Größe historischen Charakters sich über ihre Umgebungen emporheben, sondern vielmehr in ihrer Person das Gesammtleben und Geschick ihres ganzen Standes repräsentiren. Es ist somit dieser Gattung der Malerei nicht blos erlaubt, sondern es liegt ihr als Pflicht ob, auch die schmerzlichen Verhältnisse der Gegenwart, sofern sie überhaupt künstlerischer Darstellung fähig sind, abzuschildern, und Ein Blick auf die Kunstgeschichte beweis't, daß auch die großen alten Genremaler sich diesen Vortheil nie entgehen ließen. Neben den lustigen Kirmessen und Schänkstuben des Teniers und Jan Steen, neben den eleganten und comfortablen Boudoirstücken des Dow und Netscher stehen in der niederländischen Kunst, die ernsten Scenen Wouverman's da, wo die vom Kriege ausgesogenen Bauersleute mit den magern Gäulen unter freiem Himmel ihre Rast halten, und es fehlen selbst greuliche Hexenbilder und noch schrecklichere Episoden des dreißigjährigen Krieges nicht, wo eine zügellose Soldateska mit Raub und Mord das friedliche Hüttenleben tilgt und nicht einmal die Katze auf dem Baume verschont. Nun aber ist auch unsere Zeit eine schwere Zeit für Jeden, dem die Norne nicht schon bei der Geburt Macht oder Gold in die Wiege gelegt hat, und vor Allem den sogenannten untern Ständen ist die alte frische Lebenslust und mit ihr die Poesie der Existenz größtentheils ausgegangen über der Sorge um das tägliche Brod. Der Grundton im gegenwärtigen Leben unseres Volkes ist mehr der Ernst als der Spaß, mehr der Gram als der Jubel und der Künstler, der nicht gedankenlos die ausgetretenen Pfade fortschlendern mag, darf einen solchen Grundton nicht überhören.

Nur muß im Interesse der Kunst allezeit festgehalten werden, daß es in dieser Art Stoffe gibt, die unter der künstlerischen Möglichkeit liegen. Lumpen gehören in die Stampfmühle, Schmutz auf die Gasse, nicht auf die Palette. Es gibt ferner Empfindungen, die über das Maß des ästhetischen Schmerzgefühls herausgehen, indem sie das Gemüth zerreißen, statt es zu erheben, oder doch einen unharmonischen ungelöst'ten Schmerz in ihm zurücklassen. Dieselbe Kunstkritik, die den größten Theil der französischen Romantik mit vollem Recht verwirft, muß auch Bilder treffen, die auf diesen Abweg ausgehen. Gerade eins der gepriesensten Bilder Hübner's scheint mir diesem Fehler zu verfallen: ich meine das vielbesprochene Jagdrecht. Sehen wir auch ganz von dem Stoffe selber ab, dessen Kritik ein deutscher Fürst mit Geist vollzog, als er von dem Bilde sagte: „Das ist aber kein Jagdrecht, sondern ein Jagdverbrechen!" — so ist das Gefühl, welches hier in uns erweckt wird, Erbitterung, nicht Versöhnung, und selbst das, was eine solche Versöhnung gewissermaßen ersetzt, den Ausblick auf eine künftige Nemesis, hat der Maler nicht anzudeuten verstanden. Weit besser ist dies in den schlesischen Webern gelungen, jenem Bilde, welches den Ruhm Hübner's gegründet: hier war schon in mehren Jünglingsgestalten das Unwetter des Aufstandes geweissagt, das so bald ausbrach. Ebenfalls das herrliche diesjährige Bild, Auswanderer, die von den Gräbern der Ihrigen schweren Abschied nehmen, trifft einen ergreifenden, aber nicht zerreißenden Moment und verdient wol unter Allem, was Hübner gemalt hat, den ersten Preis, während der Holzdieb und die Verlassene wieder mehr eine herbe Spannung ohne Auflösung in sich trugen. Von dieser Seite betrachtet

DIE WOHLTHÄTIGKEIT IN DER HÜTTE DER ARMEN.

Digitized by Google

muß ich das Bild in unserm Jahrbuch sehr hoch stellen, obwol das Publikum, nach seiner Art die stärksten Erschütterungen liebend, dem gleichzeitigen Jagdrecht den Vorzug gegeben hat. Es stellt eine schlesische Weberfamilie in ihrer Hütte bei kaltem, trübem Abend dar, der Schneeflocken wider das unvollständige Fenster treibt. Eben ist der starke Bursch rechts wiedergekommen und hat statt des Geldes das fertige Stück Leinwand zurückgebracht, welches der Großhändler nicht angenommen, sondern mit dem Stempel der Untauglichkeit zum Verkauf unfähig gemacht hat. Bei dieser furchtbaren Nachricht ermattet des Alten Lebenskraft, während die Frau, über das Kind hingeworfen, betende Hände zum Himmel wendet. In der Ecke links schläft ein junger Bursch in einer großen Jacke seinen Hunger aus. Da tritt in dem Moment, wo Verzagen, Ingrimm, matte Verzweiflung triumphiren wollen, noch ungesehen die Rettung ein in Gestalt jener wohlgekleideten Frau aus den bürgerlichen Ständen, die mit frostrothem Gesicht mühsam den schweren Korb und das Bündel mit der Flasche hereinbringt: sie gibt zu der ganzen wehmüthigen Harmonie den mildernden Schlußakkord. Dieses Bild, welches ein Jahr nach den schlesischen Webern (1845) in Köln ausgestellt war und nach England verkauft wurde, machte eine stille und schöne Gesammtwirkung, und ich habe Leute gekannt, die mit Thränen in den Augen davor gestanden sind.

In allem Aeußern, was zum Malen gehört, ist Hübner durch die großen und männlichen Stoffe, die er behandelt, über alle Kleinlichkeit heraufgehoben worden. Er hat, wie es seinen Gegenständen zupaßt, alles Glänzende von sich abgethan, aber dafür eine seltene Kraft der Farbe sich erobert. Den Hauptton seiner Bilder wird man meist etwas düster finden; alles Einzelne ist mit Mark und Bestimmtheit, aber ohne tiftelndes Nachpinseln der Natur hingesetzt, und gerade durch diese breite kecke Behandlung tritt der Hauptgedanke jedes Bildes, unbehindert von den Nebensachen, so wuchtig und unwiderstehlich hervor. Kaum Einer der jüngern Meister Düsseldorfs hat so gründlich wie Hübner in Gehalt, Auffassung und Farbe die Romantik und die etwas bängliche Technik der alten Schule von sich abgethan.

Feuilleton.

Eine neue Land- und Wasser-Straße nach China.

Der großartige Unternehmungsgeist des nordamerikanischen Volkes bereitet gegenwärtig durch Dampfschifffahrt und Eisenbahnen eine Verbindung mit China und den Ostküsten Asiens vor, welche ihres Gleichen auf der Erde nicht hat und für die Fortschritte der Civilisation sowol, wie für den europäischen Handel nach jenen Gegenden von unberechenbaren Folgen sein muß. Man wird künftig den Weg nach China und den Ostküsten Asiens, vielleicht auch nach dem britischen Ostindien, nicht mehr wie bisher um das Cap der guten Hoffnung herum oder mittelst der indischen Ueberlandpost durch Aegypten, sondern durch die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und das Stille Meer nehmen. Die Eroberung Kaliforniens im letzten mexikanischen Kriege, welche man im Interesse der Civilisation als ein glückliches Ereigniß betrachten muß, hat zunächst diese Aussicht eröffnet, und der darauf gegründete Plan zur Ausführung des ganzen Unternehmens, vom Herrn Maury, Lieutenant in der Marine der Vereinigten Staaten und Vorsteher des National-Observatoriums in Washington, verfaßt, und vom Herrn Butler King, dem Vorsitzenden des Marine-Comité's im Repräsentanten-Hause, zur Vorlage für den amerikanischen Kongreß vorbereitet, wird diese Aussicht, aller Wahrscheinlichkeit nach, verwirklichen. Man wird auf dem neuen Wege von London aus China in sechzig Tagen und später sogar in fünfundvierzig Tagen erreichen!

Lieutenant Maury bezeichnet in seinem Plane die Schwierigkeiten des Land- und Wasserweges als keineswegs so groß, daß sie nicht überwunden werden könnten. Was zuerst den Letzteren betrifft, so sucht er vor allen Dingen nach der kürzesten Linie, die sich von der Küste Kaliforniens durch den Ocean nach China ziehen läßt. Er vermißt in allen Projekten, welche von Zeit zu Zeit gemacht worden sind, um mittelst einer Eisenbahn über den Isthmus von Darien oder anderen Theilen des amerikanischen Kontinents einen Weg nach China zu eröffnen, das Ziehen einer solchen Linie, der großen Kreislinie durch den Ocean. „Wenn wir," sagt er, „den Weg und die Entfernung von Panama nach Shanghai prüfen, wie sie auf Mercator's bekannter Seekarte erscheinen, so finden wir eine Entfernung zwischen beiden Orten von ungefähr 9500 engl. Meilen und die Sandwichs-Inseln auf der Mitte des Weges. Aber auf dieser Karte, wie auf allen übrigen, ist die Oberfläche der Erde, die doch eine Kugel ist, als Fläche dargestellt und deshalb aus einander gezogen. Die kürzeste Entfernung zwischen zwei Orten, welche nicht gerade unter dem Aequator oder demselben Meridian liegen, ist nicht die gerade Linie auf der Karte, sondern eine Linie längs des Bogens des großen Kreises, auf dessen Fläche die Orte gelegen sind, und dieser Bogen erscheint, auf der Karte weiter ausgedehnt, als eine Kurvenlinie. Nehmen wir einen gewöhnlichen Erd-Globus und ziehen darüber einen Faden von Panama nach Sanghai, so wird dieser die kürzeste Entfernung zwischen den beiden Orten angeben und die große Kreisroute zwischen ihnen darstellen; aber er wird, weit entfernt, die Sandwichs-Inseln zu berühren, vielmehr durch den Golf von Mexiko, durch Louisiana nach dem Oregon-Gebiet gehen und den Ocean mehrere Tausend Miles nördlich von den Sandwichs-Inseln durchschneiden. Die Entfernung von Panama nach Shanghai auf diesem Wege wäre, wenn man ihn wirklich bereisen wollte, 8200 Miles oder um etwa 1200 Miles geringer, als jene über die Sandwichs-Inseln. Aber dieser Weg ist nicht praktikabel, und man muß eine andere Straße suchen, die von der ersten so wenig wie möglich abweicht und dabei den Vortheil bietet, den ganzen Weg zu Wasser zurückzulegen. Hält man den Faden noch immer auf dem Globus bei Shanghai fest und führt ihn so durch den Ocean, daß er die Halbinsel Kalifornien berührt, so werden wir einen großen Kreisbogen erhalten, den ein Dampfschiff, mit hinreichender Feuerung versehen, von Chili bis zu den Inseln Japans befahren könnte, ohne jemals nöthig zu haben, das Land zu suchen. Dies ist deshalb der kürzeste schiffbare Weg nach China für alle Schiffe von Chili, Bolivia, Peru, Ecuador, Central-Amerika und den mexikanischen Küsten des Stillen Meeres; es wird die künftige Handelsstraße des Stillen Oceans von Amerika nach Indien sein."

Nachdem Lieutenant Maury so den kürzesten Wasser-Weg nach China geographisch gefunden, untersucht er die Möglichkeit und die nöthigen Mittel der praktischen Ausführung seines Planes. Als Ausgangsplätze liegen ihm die drei Häfen Ober-Kaliforniens am günstigsten, San Diego, Monterey und San Francisco. Doch scheint er sich vorzugsweise für Monterey zu entscheiden, welches einen der ausgezeichnetsten Häfen der Welt haben soll. Die Verbindung zwischen Monterey und Süd- und Central-Amerika ist theils schon hergestellt, theils in naher Aussicht; von Valparaiso besteht über Callao und Guyaquil nach Panama eine amerikanische monatliche Dampfschifffahrt, von Herrn Wheelright gegründet, und auf Grund einer Bill des amerikanischen Kongresses vom vorigen Jahr haben die Herren Aspinwall und Comp. in New-York unter dem Beistande des amerikanischen Marine-Departements bereits einen Kontrakt zur Einrichtung einer anderen monatlichen Dampfschifffahrt von Panama nach der Mündung des Columbiaflusses, so daß, wenn die Dampfschiffe der letzteren Linie, wie es nicht anders sein kann, bei Monterey anlaufen, dieser Hafen Stapelort und Ausgangs-Station für die amerikanisch-chinesische Linie, sein muß. Monterey liegt unter 36° 38′ n. Br. und

auf dem direkten Wege von Panama nach China, der hier schon zum dritten Theil zurückgelegt ist; die ganze Entfernung aber von diesem Hafen auf der großen Kreisroute bis Japan ist nicht mehr so groß, als die bloße Entfernung von Panama nach den Sandwichs-Inseln. Die letztere beträgt nämlich 4500 Miles, die erstere nur 3700 Miles oder gerade so viel, wie von Charleston nach Liverpool. Daß hiernach das ganze Unternehmen einer Durchstechung der Landenge von Panama, zur Verbindung nach China, als ein unfruchtbares aufgegeben werden muß, wenigstens von den diesseits gelegenen Staaten, liegt auf der Hand. Der einzige Umstand, abgesehen von den vielen Schwierigkeiten der Durchstechung, muß es auch vereiteln, daß auf dem ganzen Wege von Panama nach den Sandwichs-Inseln kein Haltepunkt sich findet und diese Strecke von 4500 Miles jetzt noch von keinem Dampfschiffe wegen Mangel an ausreichendem Feuerungs-Material befahren werden kann. Zwischen Monterey und Shanghai dagegen liegen ziemlich auf der Mitte des Weges die Fuchs-Inseln oder Aleuten, wo ein Kohlen-Depot für die Dampfschiffe eingerichtet werden kann. Nimmt man die Schnelligkeit der zwischen England und den Vereinigten Staaten courirenden Dampfschiffe zum Maßstabe, so kann die ganze Strecke von Shanghai bis Monterey in sechsundzwanzig Tagen zurückgelegt werden, mit Einschluß eines Tages Aufenthalt bei den Aleuten. So scheint jede nähere Prüfung diese Linie immer mehr als den kürzesten und besten Seeweg von Amerika nach China zu bestätigen.

Um indeß diesen Seeweg dem europäischen und amerikanischen Verkehr zu eröffnen, ist noch die Ausführung eines zweiten, eben so riesenhaften und weit schwierigeren Unternehmens nöthig, nämlich die Verbindung des Atlantischen Oceans mit dem Stillen Ocean durch eine Eisenbahn, welche die Länder der Vereinigten Staaten mitten durchschneidet und durch die noch unkultivirten, von Wilden bewohnten Steppen Neu-Mexiko's bis zu einem der drei obengenannten kalifornischen Häfen sich erstreckt. Doch auch den Schwierigkeiten dieses Unternehmens weiß der Plan des Lieutenant Maury zu begegnen.

Eine Eisenbahn von Savannah und Charleston bis nach Memphis am Mississippi im Staate Tennessee, die seit lange projektirt war, ist jetzt zum Theil schon vollendet, und Memphis wird deshalb für diejenige Stadt erklärt, von welcher die neue Bahn nach dem Stillen Ocean ausgehen müsse. Ihre Lage ist dazu äußerst günstig. Mitten im Herzen des Landes in reicher betriebsamer Gegend gelegen, bildet sie jetzt schon den Centralpunkt der Verbindung aller Theile der Vereinigten Staaten durch die unzähligen Fluß-Schifffahrtslinien, welche sich hier kreuzen, durch den Mississippi, welcher sie mit dem Süden und dem Golf von Mexiko, durch die Charleston-Eisenbahn, welcher sie mit dem Osten und dem Atlantischen Ocean verbindet. Wie indeß die Eisenbahnlinie von Memphis nach der kalifornischen Küste zu legen sei, darüber gibt Lieutenant Maury keine bestimmte Auskunft und überläßt dies einer späteren genauen Untersuchung des Terrains. So viel nur scheint gewiß, daß bis Santa Fé oder Taos die Straße in jedem Falle geführt werden muß, möge San Diego oder Monterey oder San Franzisko zum Endpunkt gewählt werden. Von hier würde sie entweder durch einen der Gebirgspässe auf der alten Karawanenstraße von Santa Fé nach Kalifornien bis zum Rio Colorado und von da in südlicher Richtung nach San Diego geleitet werden müssen, oder weiter nördlich durch die großen Sandflächen unterhalb des großen Salzsee's nach San Franzisko oder Monterey ihren Lauf nehmen. Die erstere Route mag den Vorzug verdienen und San Diego deshalb in praktischer und kommerzieller Hinsicht als Endpunkt der Straße größere Vortheile bieten, als das geographisch direkter liegende Monterey. Auch ist in der Nähe von San Diego im Solidad-Thal kürzlich ein Kohlenlager entdeckt worden. Die Eisenbahn könnte übrigens um einige Hundert Miles verkürzt werden, wenn man den Arkansas mit Dampfschiffen hinaufführe und sie also nicht von Memphis aus, sondern erst da anfinge, wo der Arkansas aufhört, schiffbar zu sein. Als ein dritter, aber ganz unausführbarer Weg wird noch der auf dem Rio Grande bezeichnet. Man soll diesen Fluß mit Dampfschiffen 400 bis 500 Miles bis zum Paso del Norte hinauffahren, dann durch die Sierra bis zu den Quellen des Gila vordringen, diesen Fluß bis zu seiner Mündung in den Colorado verfolgen und von dort nach San Diego gehen. Dieser Weg ist indeß unausführbar, weil alle diese Ströme nicht schiffbar sind und auch wol niemals schiffbar gemacht werden können.

Die Entfernung von Memphis nach Monterey und auch nach San Diego beträgt etwa 1500 Miles, und es könnte diese Strecke pr. Eisenbahn, auf die Stunde 20 Miles gerechnet, was keineswegs zu viel ist, da auf mancher Eisenbahn in England 40 Miles auf die Stunde kommen, in drei Tagen zurückgelegt werden. In dreißig Tagen also würden nach hergestellter Dampfschifffahrts-Verbindung zwischen San Diego und Shanghai und nach vollendeter Eisenbahn von Memphis nach San Diego die reichen Produkte China's und Japan's in dem Mississippi-Thale niedergelegt werden können, um von hier nach allen Richtungen der Welt weiter befördert zu werden, denn auch die Verbindung mit den südamerikanischen Staaten wäre von hier aus schneller und besser zu bewerkstelligen, als von irgend einem anderen Punkte, etwa von Panama oder San Diego aus. Um von Panama nach Memphis pr. Dampfschiff durch den mexikanischen Golf und den Mississippi hinauf zu gelangen, braucht man, 220 Miles auf den Tag gerechnet, neun Tage, also bis San Diego im Ganzen zwölf Tage. Die ganze Entfernung beträgt zur See und zu Lande 3500 Miles. Von Panama bis San Diego aber beträgt die Entfernung zur See allein beinahe 3200 Miles, und man würde, um die Strecke pr. Dampfschiff an den Küsten des Stillen Meeres zurückzulegen, ziemlich funfzehn Tage brauchen. Die Durchstechung der Landenge von Panama für den einen Zweck, eine Verbindung zwischen den südamerikanischen Staaten am Stillen Meere und dem Mississippi-Thale herzustellen, wäre also von Nutzen, und sie wird nicht ausbleiben, sobald das Interesse jener Staaten sich so offenbar daran knüpft. Was aber die Weiterbeförderung der aus China nach dreißigtägiger Fahrt in Memphis eingegangenen Nachrichten und Güter nach Europa betrifft, so könnten erstere sofort durch den elektrischen Telegraphen nach New-York und Boston gelangen, hier von den nach England gehenden Dampfschiffen aufgenommen werden, in dreizehn Tagen London und in fünfzehn den europäischen Kontinent erreichen. Fünfundvierzig Tage wären immer der größte Zeitraum, um auch Waaren von China bis nach London gelangen zu lassen.

Die Rentabilität der Eisenbahn von Memphis nach San Diego setzt Lieutenant Maury außer Zweifel. Der ganze Karavanenhandel nach Santa Fé und Mexiko würde ihr zufallen, und mehre Millionen des mexikanischen Volkes würden ihre Bedürfnisse durch sie beziehen, sobald sie einsehen, daß dieselben ihnen hier billiger beschafft werden können, als durch die unwegsamen Gegenden von Veracruz und Tampiko aus. „Wenn man überhaupt," heißt es in dem Berichte, „die gegenwärtige kommerzielle Lage Japans und des chinesischen Reiches betrachtet, wenn man die große Bestimmung der neuen Unionsstaaten an dem Stillen Ocean erwägt, und bedenkt, daß von den 800 Millionen Menschen, welche die Erde bewohnen, 600 Millionen auf den Inseln und in den Ländern in und an dem Stillen Ocean leben, so kann man die Bedeutung und den Werth eines sicheren und schnellen Communicationsmittels mit diesen Völkern durch Kalifornien gar nicht überschätzen. Der Insulaner wird aufhören, nackt zu gehen, der Chinese wird seinen Holzlöffel, der asiatische Russe seinen Thran lassen, sobald sie gefunden haben, daß sie die Produkte ihres Bodens und ihrer Arbeit gegen andere Güter austauschen können, die ihnen zusagen. Die arbeitenden Klassen China's werden nicht immer von Reis leben, wenn sie Fleisch und Brod haben können. Man wird sie lehren, Bedürfnisse zu haben, und sie werden kaufen lernen."

Diese weitaussehenden Erfolge sind natürlich nicht in nächster Zukunft zu verwirklichen. Selbst die Anlage der vorgeschlagenen Eisenbahn muß ein Werk der Zeit sein. Dennoch kann aber der Anfang zu diesem Unternehmen jetzt schon mit Herstellung der Dampfschifffahrts-Linie von Kalifornien nach China gemacht werden. Für diesen Fall schlägt Lieutenant Maury die Einrichtung einer reitenden Ueberlandpost von Monterey oder San Diego nach dem passendsten Punkte in den Vereinigten Staaten vor. Diese Post soll monatlich einmal befördert werden und zwar von Memphis oder Little Rock über Santa Fé oder Taos durch einen Gebirgspaß auf dem direktesten Wege nach dem kalifornischen Hafen. Da der Weg durch Indianergebiete führt, so werden in kurzen Entfernungen Blockhäuser zu errichten sein, welche Besatzungen aufnehmen und als Stations-Orte für den Pferdewechsel dienen können. Es wird berechnet, daß auf diese Weise 50 Miles mit Bequemlichkeit in zwölf Stunden zurückgelegt und der ganze Weg von Kalifornien bis Independence (Missouri) oder Fort Gibson (Arkansas) in zehn bis zwölf Tagen gemacht werden könnte. In New-

York würde man die Nachrichten aus China immer noch in fünfundvierzig Tagen, d. i. in zweimal so kurzer Zeit als gegenwärtig, erhalten.

Aus der Bourbonenzeit.

Die zehnte eben in Paris erschienene Nummer der „Revue rétrospective" enthält manches interessante Aktenstück; keines wird jedoch so sehr Erstaunen erregen als Nachstehendes, worin ein Anonymus den König vor einem Feinde in seiner Familie warnt, und dieser Feind ist kein Anderer als — der Herzog von Orleans. Dasselbe ist ohne Angabe des Orts vom 2. Mai 1839 datirt, und lautet also: „Sire, die Könige können nicht Alles wissen, besonders wenn die hochgestelltesten und ergebensten Diener das Herz eines Vaters zu verletzen fürchten, so sie dem König von dem politischen Betragen eines seiner Kinder, desjenigen mit einem Wort sprächen, das, als das älteste, seinem Herzen und seinem Thron am nächsten steht. Ein Ritter der Ehrenlegion unter Ihrer Regierung, Sire, der Ihnen Treue schuldet, hält es, geschützt durch seine Entfernung von den Geschäften, und der keine Gunst mehr von der Gewalt zu verlangen haben wird, für seine Pflicht, Ew. Majestät in Kenntniß zu setzen, daß Monseigneur der Herzog von Orleans auf seiner letzten Reise im nördlichen Frankreich sich erlaubt hat, mehreren Generalen und andern Officieren seine persönliche Unzufriedenheit mit Allem, was geschieht, zu äußern, indem er unter tausend andern Dingen sagte, er habe weniger Macht als ein Wähler, er sei weniger als dieser, er thue nichts, als die Aufträge eines Ministers bestellen, Alles sei in einem unsichern (précaire) Zustande und verspreche keine Dauer, man könne nicht voraussehen, was daraus werden würde und unsere Armee sei nicht in der Fassung, einen Feldzug auszuhalten. Man fragt ihn, wann des Grafen von Paris Taufe stattfinden werde, er erwiedert, er wisse überhaupt nicht, ob sie je stattfinden werde; Andern sagt er endlich, er sei Cherbourg näher als irgendeinem andern Orte u. s. w. Es ist unbegreiflich! Und doch erzählen mehr als 300 Officiere die unglücklichen Aeußerungen Monseigneurs. Wolle Gott, daß die schlechte Presse sich ihrer nicht bemächtige. Das, Sire, wird Niemand Ihnen zu enthüllen wagen, und doch ist es nöthig, solchen für Frankreich gefährlichen Verirrungen Grenzen zu setzen. Die Treue, die nichts Anderes, als die Fortdauer Ihrer Dynastie wünscht, wagt es, Ihnen diese Enthüllungen zu machen. Ew. Majestät begreift, daß es unnütz ist, Beweise zu liefern. Sie ist auf dem Wege, sich deren zu verschaffen von den Chefs der Corps, wie von den Personen, die den Prinzen begleitet haben. Er (der Einsender) wiederholt, daß er nichts Anderes bezweckte, als unter dem Schutz seiner ihm schirmenden Verborgenheit eine Pflicht zu erfüllen. Seine einzige Furcht ist, daß dieser Brief nicht zu den Füßen Ew. Majestät gelange, zu denen er auch den Ausdruck seiner ehrfurchtsvollen Ergebenheit und seiner unerschütterlichen Treue niederlegt."

Ein allgemeineres Interesse für die Geschichte des Juliuskönigthums hat das folgende Schreiben Guizot's an den König, es enthält überdies ein Gegenstück zu dem vorstehenden: „Anteuil, 27. Sept. 1842, 8 Uhr. Sire, ich habe die Ehre, Ew. Majestät einen Brief des Prinzen von Oranien für Mons. den Herzog von Nemours zu senden. Sie wird durch die Depesche Bois-le-Comte's sehen, daß der König der Niederlande, den Franzosen wenigstens, laut seine Absicht, Frankreich zu besuchen, äußert. Ich glaube in der That, er wird kommen, und glaube es auch vom Großherzog von Mecklenburg-Schwerin. Wie dem König, ist auch mir das Stillschweigen aufgefallen, das er (der Großherzog) in der von Montguyon hinterbrachten Antwort darüber beobachtet. Aber ich sehe in diesem Stillschweigen vielmehr die Schüchternheit eines jungen Fürsten, der aus Furcht, er müsse schon jetzt einen offenen Krieg mit den Gegnern seines Entschlusses bestehen, sich im voraus und ohne Rückhalt auf nichts Bestimmtes einlassen will, als den geheimen Wunsch, bei diesem Entschluß zu beharren. Alles, was ich von dieser Seite höre, und ich höre viel, sagt mir, daß der Großherzog in der That diese Reise wünscht und sich das Wort gegeben hat, sie zu unternehmen. Man darf ihn nur, denke ich, seinen eigenen Neigungen überlassen und muß ihm von unserer Seite viel Wohlwollen, aber beileibe kein hastiges Entgegenkommen zeigen. Im allgemeinen, Sire, bin ich der Meinung, daß die fremden Fürsten, die nämlich, die uns gerade nichts Böses wünschen und sich nicht zu unsern Gegnern aufgeworfen haben, im Grunde ihrer Seele, sei es Reiz der Neugierde, sei es Liebe zur Zerstreuung, sei es noch mehr als das, die Gewalt, welche das Ansehen eines Königs, der heutzutage alle Throne so glänzend ehrt und so wirksam schirmt, den aufrichtigen und ziemlich lebhaften Wunsch hegen, sich uns zu nähern und nach Paris zu kommen. Aber sie lassen sich durch falsche Furcht, durch falsche Scham, durch die angenommene Sitte und eigene Aeußerungen davon wieder abbringen. Ich hege das Vertrauen, daß die stätige Fortsetzung und der fortdauernde Erfolg der guten Politik des Königs diese Hindernisse überwinden und jenen Fürsten den Muth geben werden, den sie nicht haben und den sie so froh wären, zu fassen; aber das Alles unter der Bedingung, daß wir nichts thun und nichts sagen werden, um diesen Moment zu beschleunigen. Alles, was von unserer Seite die Absicht sie zu drängen und bloßzustellen, verrathen würde, könnte die natürliche Strömung der Dinge, welche dieselben auf unsere Seite treibt, nur aufhalten, statt ihr größere Schnelligkeit zu geben. Ich betrachte den Eintritt Sr. königl. Hoheit des Herzogs von Nemours als eine der Thatsachen, in denen Europa eines der klarsten Anzeichen von dem Fortschritt des monarchischen Geistes bei uns erkennen wird. Es scheint mir von Wichtigkeit, daß er ohne Verzögerung stattfinde, und daß nächsten Sonntag in St. Cloud bei dem ersten Ministerrathe der Marschall (Soult) amtlicherweise den König darum angehe, der dann auf der Stelle den Prinzen holen ließe, dann wäre die Sache abgethan. Ich hatte gestern eine lange Unterredung mit dem Minister der öffentlichen Arbeiten (Teste) und ich gestehe meine Furcht, die Worte des Königs über den Zollverein*) möchten in dessen Geist keine tiefen Wurzeln geschlagen haben. Ich fand ihn aber so ängstlich als je in dieser Frage. Im Ganzen begegne ich den Anstrengungen, die ich von meiner Seite mache, gegenüber einem erklärten Widerstand oder übertriebener Zaghaftigkeit. Der Herzog von Broglie, der Morgen nach der Schweiz abreist und gestern bei mir zu Tische war, gehört zu den Zagenden. Diejenigen, die mir keine wesentlichen Einwürfe machen, scheinen mir zu sagen: „Nimm diesen Kelch von mir weg." Der König kennt die Menschen viel zu gut, um nicht zu wissen, daß ihm nur Wenige ihre ganze Meinung sagen, wenn sie nicht zu der seinen stimmt, oder die dem König ihre ganze Zaghaftigkeit zeigen, wenn er ihnen seinen ganzen Muth zeigt; aber das Grundgefühl beharrt, wenn auch verborgen; wenn der Augenblick des Handelns kommt, so ist es fast immer das Grundgefühl, welches das Betragen regelt. Ich habe nicht nöthig, hoffe ich, dem König zu sagen, daß für meinen Theil dies Alles nicht im Mindesten mich von meinem Wege abbringt, aber es ist unumgänglich nothwendig, daß der König alle Stimmungen und alle Hindernisse kenne. So sehr ist in Fragen dieser Art die Zaghaftigkeit an der Tagesordnung, so unser Oberzolldirektor, Hr. v. Greterin, der vor zwei Jahren dem Handelsvertrag mit England sehr günstig war, als wir in dem Entwurfe dieses Vertrags den Engländern große Vortheile in Betreff von Garn und Linnen machten, sich fest dagegen erklärt, jetzt da England sich willig zeigt, uns noch immer zu gewähren, was es früher gewährte, obgleich wir den Ersatz dafür nicht mehr bestehen lassen. Indem ich also unsere Unterhandlung mit England, um, wie es doch wol sein muß, eine Lösung herbeizuführen, wieder aufnehme, begegne ich bei jedem Schritt der Furcht und dem Verlangen des Stillstandes, das die Deklamationen der Tagesblätter und die leichtgläubige Erregbarkeit des Publikums den tüchtigsten Geistern eingeflößt haben. Ich hoffe, daß wir geheilt werden von diesem Uebel, aber es wird Mühe und Zeit kosten. Ich bin mit der tiefsten Achtung, Sire, Ew. Majestät u. s. w. Guizot."

Friedrich Hecker.

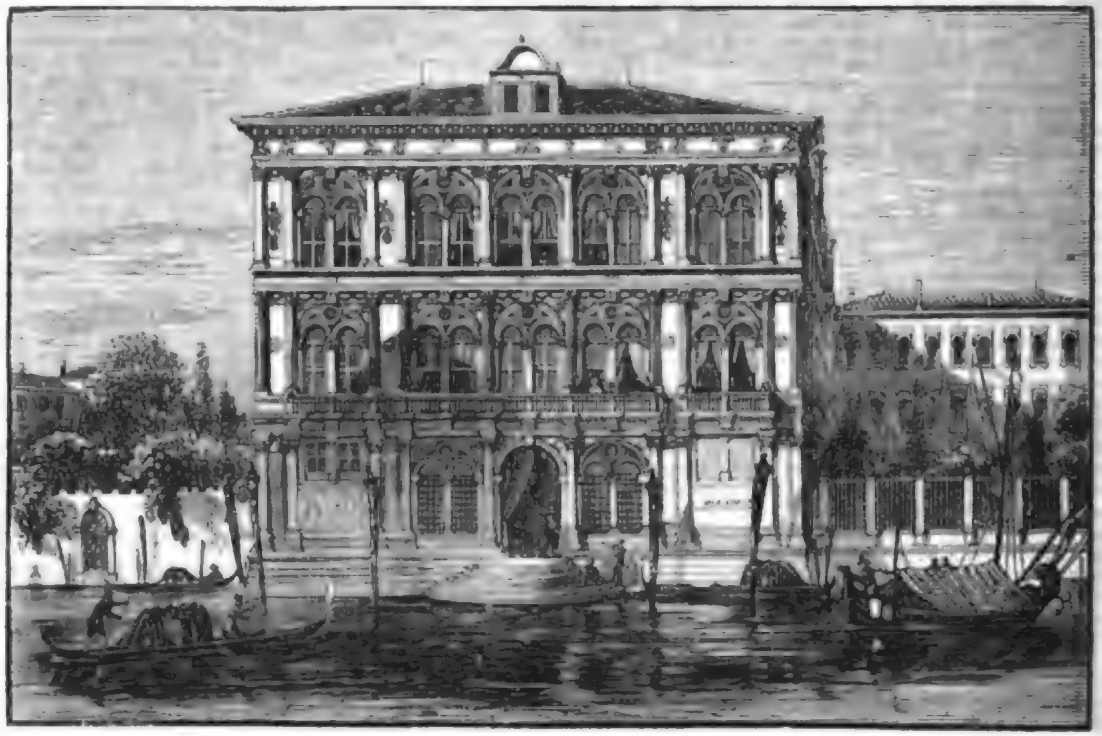
Der „Stuttgarter Beobachter" theilt folgende interessante Schilderung der Persönlichkeit Hecker's, jenes bekannten deutschen Republikaners und Freischaarenführers, mit: Hecker ist eine gedrungene, dabei schlanke Gestalt, zierlich in allen seinen

*) Eine frühere Nummer der „Revue rétrospective" brachte schon mehre Briefe Guizot's an den Ludwig Philipp, worin der Minister auf die Nothwendigkeit eines Zollvereins mit Belgien hindeutet und den König auffordert, zu diesem Zweck auf seine Collegen einzuwirken.

Bewegungen und höchſt gewinnend im perſönlichen Umgange. Blond iſt ſein Haar und ſein Bart, beide lang gewachſen, und wenn nicht der Schnurrbart, ſtets durch und durch mit Schnupftabak verunreinigt, an moderne Zeiten erinnerte, ſo könnte man in dieſem ausdrucksvollen, lebendigen, leidenſchaftlichen Kopfe ohne alle Täuſchung den Typus alter Heroenzeiten finden. Seine blauen Augen haben ein bei dieſer Farbe ſeltenes Feuer: ſie ſprühen. Man beginnt neuerdings zwiſchen Rednern und Sprechern zu unterſcheiden, in dem Sinne, daß jene die deutſche, dieſe die franzöſiſche Art der Beredſamkeit darſtellen. Hecker gehört zu den Letzteren: er hat ſich ganz nach Barreau und Tribüne der Franzoſen gebildet und verfügt mit uſurpatoriſcher Gewalt über die Thatſachen und ihre Schilderung. Hinreißend, überwältigend iſt ſeine Rede; ſie ſtrömt ihm wie ein Gießbach von den Lippen mit einer Schnelligkeit, der die Feder des Geſchwindſchreibers kaum zu folgen vermag; ja ſie ſcheint dem Gedanken ſelbſt vorauszueilen. Sein Witz lag ſtets bereit wie ein Häuflein Pulver, das nur des zündenden Funkens erwartet. Seine Zwiſchenrufe, die er keineswegs ſparte, ſchnitten wie ſcharfe Scheeren die Rede des Gegners durch. Man bedürfte eines guten Gehörs auf der Gallerie, um ſie ſich nicht entgehen zu laſſen; denn ein ſchneidendes Wort, von Hecker's wohlbekannter Stimme dazwiſchen geworfen, und ein allgemeines Gelächter im Saale, das folgte ſich wie Blitz und Knall. Sehr oft nahm man die Urſache erſt in der Wirkung wahr; dann ſteckte die Gallerie die Köpfe zuſammen: „Was hat er geſagt?“ und manchmal erfuhr man es erſt aus dem Sitzungsprotokoll und theilte die Heiterkeit der Verſammlung. Als er aus der Sitzung kam, wo die Dreifabrikenfrage verhandelt worden war und Mathy als Berichterſtatter einen glänzenden Sieg über ihn davongetragen hatte, rief ein Abgeordneter der Rechten: „Sehr, der Hecker geht ganz bedeutend einher!“ — „Ihr ſchlechten Kerls,“ gab er mit kordialem Lachen zurück, „wenn Ihr was durchſetzen wollt, wo Talent dazu gehört, müßt Ihr Euch doch immer erſt Einen von uns entlehnen.“ Sein offenes gerades Herz war noch ſtolz auf den alten Freund, mit dem er gebrochen hatte. Jener Bruch der „Halben“ und „Ganzen“ hat viel Unheil über das badiſche Land gebracht. Er ging, wie ſo manches Wichtige in dieſer Welt, aus Kleinigkeiten hervor; der Terrorismus der „Ganzen,“ dem man nur die Wahl hatte ſich unbedingt zu fügen oder unbedingt zu widerſetzen, machte ihn unheilbar. „Wenn Sander noch lebte,“ ſagte Mathy am Schluſſe ſeiner Rede über die Fabriken, „dann würde ſein junger Freund auf jener Bank zwar eben ſo geiſtreich, eben ſo hinreißend, aber in entgegengeſetzter Richtung geſprochen haben.“ Hecker ſchien von dieſen Worten tief verwundet zu ſein. Aber allgemein war unter der Oppoſition der Glaube verbreitet, daß nur Einer noch Einfluß auf ihn hätte und ſein ſtürmiſches Gemüth zügeln könnte: der Abgeordnete, der auf dem Friedhofe zu Raſtatt ſchläft. Ob Sander ihn von dem Freiſchaarenzuge zurückgehalten haben würde? Ueber der eigentlichen Urſache dieſes plötzlichen Losſchlagens liegt noch ein Dunkel, das wol erſt ſpäter aufgehellt werden wird. Es war in der Rede über die Fabriken, wo Hecker die Berechnungen und Zahlen mit einer in der That bedenklichen Willkür behandelte. Man rief ihm von allen Seiten Berichtigungen zu. „Laſſen Sie ihn doch machen!“ warf Vogelmann von der Rechten dazwiſchen: „ein paar Tauſend ab oder zu, was liegt dem Abgeordneten Hecker d'ran?“ Und Mathy ſagte nachher als Berichterſtatter: „Ich will dem Abgeordneten Hecker keine Zahlen mehr angeben, er geht zu gefährlich damit um, als daß ich ihm deren noch mehr anzuvertrauen wagte.“ Er hat ſich auch beim Freiſchaarenzuge verrechnet, denn er zählte ſichtbar auf das Ueberlaufen der badiſchen Regimenter. Hat er ſich getäuſcht oder iſt er getäuſcht worden? Wie ſtünde dieſe kühne, rückſichtsloſe Kraft jetzt der Pauls-kirche an, ſtatt im ſüdweſtlichen Winkel nutzlos zu verpuffen oder tödtliche Entzweiung in deutſchen Landen zu pflanzen! Von ihm ſteht geſchrieben: „Wär' ich beſonnen, hieß ich nicht der Tell.“

Der Palaſt Vendramin Calerghi in Venedig.

Unter der großen Zahl kunſtreicher Bauwerke der Dogenſtadt, deren Anblick den Reiſenden mit Bewunderung der italieniſchen Architectur erfüllt, iſt der Palaſt Vendramin Calerghi eines der herrlichſten. Die Erbauung dieſes Palaſtes, welcher am Hauptkanal liegt, fällt in die nächſte Epoche nach Tizian und Paolo Veroneſe und wurde begonnen im Jahre 1481 auf Befehl des Dogen Andrea Loredan. Aus dem Styl erkennt man leicht ein Werk der Lombardi's, jener Architektenfamilie, welche damals



so ruhmeswürdig vor allen Meistern ihrer Kunst sich hervorthat und Venedig mit den großartigsten Gebäuden bereicherte und verschönerte. Sansovino erklärt das Palais Loredan für eines der schönsten, welche man je zu sehen bekommt, theils wegen seiner Höhe und Größe, theils wegen der Reinheit seines Styls und seines inneren Reichthums. In der marmorenen Basis liest man die eingehauene Inschrift: „Non nobis, Domine, non nobis!" Man erzählt, daß, als ein Loredan von einer jüngeren Linie dieses edlen Geschlechtes als Verräther der Republik verurtheilt war, der ältere Stamm diese Devise ihrem Wappenschilde hinzufügen ließ, um nicht mit dem Verurtheilten verwechselt zu werden. Die Erben des Andrea Loredan verkauften das Palais im Jahre 1581 dem Herzoge von Braunschweig für 70.000 Dukaten, eine zu jener Zeit beträchtliche Summe. Im Jahre 1586 an den Herzog von Mantua weiter verkauft, wurde es nach dessen Tode versteigert und 1589 von dem Patricier Vittore Calerghi für 36.000 Dukaten gekauft. Seitdem wurde es auf die Grimanis vererbt und endlich kam es an die Grafen Vendramin Calerghi. Diese verkauften es im Jahre 1843 an die Herzogin von Berry, welche es um einen Preis erstand, den vielleicht das Karniess allein werth ist. Die Façade, ganz von istrischem Marmor, ist mit Porphyr, Serpentin und den köstlichsten Säulen aus parischem Marmor geziert. Sie ist in drei Abtheilungen getheilt, alle drei in corinthischer Ordnung. Ihre gewagten Proportionen, die doppelten Fensterbögen, welche mit anscheinender Leichtigkeit dem Gebäude eine große Festigkeit gewähren, der Balcon des ersten Stockes, die Sculpturen und Ornamente, von Meisterhand gefertigt, bilden ein Ganzes, welchem weder an Größe, noch an Einfachheit ein zweiter Palast aus jener Epoche gleichkommt.

Im Inneren finden sich stattliche Zimmer, geschmückt mit großen und schönen Kaminen von antikem Marmor; sehr bemerkenswerthe Statuen des Giulio Lombardo, Adam und Eva darstellend und ursprünglich für das Grabmal des Dogen Andrea Vendramin bestimmt; dann ein Plafond im arabischen Styl und endlich eine durch zwei Säulen von rothem und grünem Marmor gehaltene Thür, diese letzterwähnten Säulen stammen, wie es glaubwürdig erwiesen ist, aus dem Tempel der Diana zu Ephesus, einem der sieben Wunder der Welt, durch dessen Verbrennung Herostrat seinen Namen für ewige Zeiten gebrandmarkt hat.

Album für Damen.

Die Emancipation der Frauen im Orient. Während unter den vielen ernsten Umstaltungen, die gegenwärtig alle Gemüther beschäftigen, auch die Frauen, namentlich in Frankreich, eine höhere sociale Stellung zu erringen suchen, hat Mehemed Ali, der ergraute Vicekönig von Aegypten, den Samen der Emancipation in seinem Harem ausgestreut. Allen Odalisken ist ein militärischer Grad mit dem dazu gehörigen Gehalt ertheilt worden. Es gibt unter ihnen Generale, Obriste, Rittmeister, Lieutenants, Unteroffiziere und Korporale. Mehemed Ali vermählt diese Sklavinen noch in ihrer Jugend mit seinen Mameluken von gleichem Grade. Nach der Heirat genießen sie nicht mehr die Ehre, vor dem Pascha zu erscheinen, aber es ist ihnen gestattet, die früheren Gefährtinen im Harem zu besuchen, und schon läßt sich ein unmittelbarer Einfluß der Frauen auf die Politik in Aegypten verspüren. Durch gegenseitige vertrauliche Mittheilungen in alle Geheimnisse der Regierung eingeweiht ist es ihnen schon mehr als einmal gelungen, den Absolutismus in den Entscheidungen des Pascha's bedeutend zu verringern.

Wir überlassen diese eben so wahre als merkwürdige Thatsache den Betrachtungen aller Neuerungslustigen männlich und weiblich, welche sich so eifrig bestreben, die socialen Lagen der Frauen zu verbessern, um ihnen Laufbahnen zu eröffnen, die bis jetzt dem Manne allein bestimmt zu sein schienen.

Die neuen Frauen. Der Pariser Frauen-Klub hat in seiner zweiten Sitzung folgendes Programm entworfen:

Die Rechte der Frauen. 1. Die Frau ist das natürliche Oberhaupt des Mannes. Die Herrschaft der Frau ist Naturgesetz. 2. Das Weib ist der natürliche Hüter der Geheimnisse des Mannes. 3. Der Frau allein gebührt die Kontrole der Putzmacherin-Rechnung. 4. Das äußerste Alter einer Frau ist dreißig Jahre. Sie kann wol jünger, nie aber älter sein. Mit dem dreißigsten Jahre hat jede Frau das Recht, ihren Taufschein zu verbrennen. 5. Die Frau hat das Recht, auf ihrer Meinung zu beharren und man erklärt es als eine verabscheuungswürdige Tyrannei, für diese Meinung Gründe anzugeben.

Die Pflichten der Frauen. 1. Es ist Pflicht der Frau, ihren eigenen Weg zu gehen. Diese Pflicht ist aber herrlich. Der Zweck heiligt die Mittel. 2. Es ist Pflicht der Frau, ihren Mann zu lieben und zu ehren. Das Wort „gehorchen" kann nur auf die Männer angewandt werden. 3. Es ist die Pflicht einer jeden Frau, ihre natürlichen Vorzüge auf bestmöglichste Weise geltend zu machen. Dem Anzuge gebührt deshalb eine religiöse Ehrerbietung. 4. Der Mensch ist das einzige Geschöpf, welches sich selbst kleidet, sich selbst belustigt und sich selbst seine Nahrung bereitet. Da nun das Weib den einen Rang im Menschengeschlecht einnimmt, hat es auch die unumschränkteste Souveränität in Betreff der Tafel, der Toilette und der Gesellschaft.

Gesetzvorschläge. 1. Ein Gesetz, das denjenigen Ehemann, der über kaltes Mittagsessen brummt, für strafbar erklärt. 2. Ein Gesetz, welches verschiedene Grade Gefängniß demjenigen Ehemann zuerkennt, der sich über das Fehlen von Hemdeknöpfen beklagt oder beim Anziehen seiner Frau ungeduldig wird. 3. Ein Fundamental-Gesetz für ehelichen Verrath, kraft dessen für schuldig erklärt wird: a) Jeder Ehemann, der im Besitz eines Hausschlüssels gefunden wird, ohne eine schriftliche Erlaubniß seiner Frau aufweisen zu können; b) jeder Ehemann, der einige Freunde zum Mittagsessen mitbringt, ohne dies mindestens vierundzwanzig Stunden vorher angezeigt zu haben, auch schriftlich bei seiner Frau die Erlaubniß dazu eingeholt hat; c) jeder Ehemann, der in Gegenwart seiner Frau irgend einem andern Weibe Aufmerksamkeiten erzeugt; d) jeder Ehemann, des Rauchens überführt, außer wenn die Frau selbst raucht.

Adresse deutscher Gattinen und Hausfrauen an ihre Ehemänner. Die deutschen Frauen, bedroht in ihrem Höchsten und Heiligsten — in dem Schooße ihrer Familie — durch die jetzt herrschende und Alles durchdringende Gährung und Aufregung der Gemüther, können nicht umhin, auch ihrerseits Befürchtungen und Besorgnisse laut werden zu lassen, zumal da die in Frankfurt aufgetauchte und verfochtene republikanische Regierungsform, wenn gleich dermalen bekämpft und unterlegen, sie für die Aufrechthaltung des monarchischen Prinzips auch in der Ehe in Zukunft ernstlich besorgt machen muß. Diese Befürchtungen betreffen die Entfremdung sämmtlicher Eheherren von Allem, was Haus, Familie, Kinderzucht betrifft, ja selbst die Lockerung der Bande ehelicher Liebe! Hier muß eine schleunige, gründliche Abhilfe geschehen, wenn nicht der Staat in seiner Grundveste erschüttert werden soll! Wir lebten still und harmlos und in süßester Eintracht mit unseren Männern, bis die unglückselige französische Revolution ihrer frommen Denkart Milch in gährend Drachengift verwandelte! Wir kennen unsere Männer nicht mehr! Auf unsere süßesten Schmeicheleien, unsere zärtlichsten Liebkosungen erfolgt keine Erwiederung, keine Antwort! Finster, die Stirne in Falten gezogen, brüten sie über den ellenlangen Zeitungsblättern, und die Politik, die unheilvolle Politik hat die Liebe aus ihren Herzen verscheucht! — Sprechen wir von nothwendigem Kinderzeug, so reden sie von der Wiederherstellung Polens; sprechen wir von der Ungeschicklichkeit der Dienstboten, so reden sie von der verkehrten Politik Metternich's, — verlangen wir ihre Begleitung zum Spaziergang, so müssen sie auf's Rathhaus oder in den Club oder zum Exerciren! Beim Erwachen ist das erste Wort die Zeitung, beim Schlafengehen, — gewöhnlich 12 oder 1 Uhr Morgens! — das letzte Wort die Zeitung! Beim Frühstück wird uns kein Blick gegönnt, die Zeitung aber verschlungen, beim Mittagsessen kein anderes Wort gesprochen, als was wol die Zeitungen Abends bringen werden! Beim Abendessen bereiten sie sich auf die Reden vor, welche sie im Club halten wollen! — Ja! haben wir nicht sogar schon das Gräßliche mit eigenen Ohren hören müssen: „Wenn ich nur nicht verheiratet wäre, auf daß ich auch mitgehen könnte!?"

So weit sind sie also bereits in ihrer politischen Wuth gekommen, daß sie das, was ihnen vor Allem und einzig und allein am Herzen liegen sollte, — Weib und Kind, — als eine Last, als ein gehässiges Hinderniß betrachten.

Wehe uns deutschen Hausfrauen! Wie soll das enden? Muß nicht der Staat hier einschreiten, der in seinem Fortbestand am meisten bedroht ist?

Und wir wissen recht wohl, gegen wen und wie der Staat einschreiten muß! Gegen wen? Gegen die Ledigen, die Weiberfeinde, die Hagestolze, gegen die männliche Jugend überhaupt, die

nie das ſüße Glück, Gatte und Vater zu ſein, gekoſtet haben, denn dieſe ſind es, von welchen unſer und unſerer Männer Verderben ausgeht! Dieſe ſind es, welche mit Frevlerhand die Bande des ehelichen Glücks, die Grundfeſten der Häuslichkeit, die Heiligkeit des ehelichen Verhältniſſes antaſten und lockern!

Wie? durch Einführung einer ſtrengen Cenſur für politiſche Zeitungsartikel, denn nur durch die Aufhebung dieſes für uns und unſere Ehen ſo ſegenbringenden Inſtituts iſt der böſe Geiſt in unſere Männer gefahren! Ja, indem unſere Männer nicht mehr auf die Cenſur ſchimpfen können, ſuchen ſie andere Gegenſtände, an denen ſie ihrem verborgenen Grimm Luft machen können!

Aber Fluch und Wehe den Aufwieglern und Zeitungsſchreibern. Keine liebende Gattin ſoll ihnen den Dornenpfad des Lebens mit Roſen beſtreuen, und kein weibliches Auge wird und darf auf ihr einſames Grab eine Thräne träufeln laſſen.

An Euch aber, Verblendete und Unſelige, an Euch, deutſche Ehemänner und Gatten, ergeht hiermit eine laute Ermahnung, der Angſtſchrei Eurer Frauen: Kehrt um, auf dem ſchlimmen Wege den Ihr betretet, laſſet Euch nicht verlocken von den Böſen, kehrt wieder in die Arme Eurer liebevollen, leicht verſöhnten Gattinen, und wir verſprechen Euch eine leichte Laſt, eine ſüße Bürde.

Noch iſt es nicht zu ſpät; noch kennt Ihr das Unkraut mit der Wurzel aus Euren Herzen reißen! Höret und folget uns, bevor wir, zum Aeußerſten getrieben, auch zum Aeußerſten ſchreiten!

In der gewohnten, tiefſten Unterwürfigkeit legen wir Euch dieſe unſere Bitte zu Füßen, aber auch feſt entſchloſſen, kein erlaubtes Mittel unangewendet zu laſſen, Euch auf die Bahn des Rechts, auf den ſtillen Weg der ruhigen Häuslichkeit, der alten Liebe und des alten Gehorſams zurückzuführen.

Gemeinnütziges.

Maikäferſuppen, ein vortreffliches und kräftiges Nahrungsmittel. Der Stadtphyſikus von Dresden, Dr. Siebenhaar, als Arzt und Naturforſcher gleich hochgeachtet, veröffentlichte den 11. Mai d. J. Folgendes in den Dresdner Lokalblättern: „Der Geh. Medicinalrath Dr. Schneider in Fulda hat mich auf ein kräftiges, vortreffliches Nahrungsmittel aufmerkſam gemacht, das ich nach geſchehener Prüfung nicht anſtehe, zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, um ſo mehr, da ſich der vielen Maikäfer wegen die Behörden veranlaßt gefunden, deren Vertilgung auf's Strengſte anzuordnen. Man ſollte nicht glauben, daß der gemeine Maikäfer (Melontha vulgaris Fabr., Scarabaeus Melontha Linné), welcher oft eine verderbliche Landplage iſt, eine ſo gute Suppe liefern könnte, wie ſolche wirklich von ihm gewonnen und im Fuldaiſchen z. B. häufig bereitet und mit Vergnügen genoſſen wird. Die Maikäferſuppe wird bereitet, wie jene der Krebſe. Die Käfer, von welchen man 30 Stück auf eine Perſon rechnet, werden, ſo wie ſie gefangen ſind, gewaſchen, dann ganz in einem Mörſer geſtoßen, in heißer Butter hart geröſtet und in Fleiſchbrühe aufgekocht, fein durchgeſeiht und über geröſtete Semmelſchnitte angerichtet. Iſt die Bouillon auch ſchlecht, ſo wird ſie doch durch die Kraft der Maikäfer vorzüglich und eine Maikäferſuppe, gut bereitet, iſt ſchmackhafter, kräftiger und beſſer, als eine Krebsſuppe; ihr Geruch iſt angenehm, ihre Farbe braunlich, wie die der Maikäferflügel. Nur Vorurtheil konnte dieſes feine und treffliche Nahrungsmittel, namentlich für ſehr entkräftete Kranke, dieſen entziehen, und iſt das Vorurtheil dagegen einmal beſiegt, ſo wird dieſe Suppe eine gute Acquiſition für Hoſpitäler und Kaſernen, wo ſie, auch ohne Bouillon, mit Waſſer bereitet werden kann, herrliche Dienſte thun. Warum verachtet man überhaupt die Maikäfer? ſehen ſie eckelhafter als die Schildkröten aus, aus denen die ſo berühmten und theuern Kraftſuppen bereitet werden? Alle Gäſte, die beim Medicinalrath Dr. Schneider, ohne es zu wiſſen, und Viele auch, ohne es zu erfahren, Maikäferſuppen genoſſen haben, verlangten doppelte, ja dreifache Portionen. Will man täuſchen, ſo thut man zu benannter Käferſuppe einige Krebſe, ihre Farbe wird dann roth und die Suppe paſſirt für die vorzüglichſte Krebsſuppe, beſonders wenn ſich in derſelben noch einige Krebsſchwänze befinden. Zu bemerken iſt noch, daß, da die Käfer, wie ſie ſind, genommen werden müſſen, man jene nicht ſo dienlich zu dem Zwecke finden wird, welche das Laub von Eichenbäumen gefreſſen haben, weil die Suppe durch ſie einen adſtringirenden Beigeſchmack erhält. Auch iſt vor allen Dingen darauf zu achten, daß die Käfer lebend und friſch vom Baume genommen werden. Die Maikäferſuppen haben durchaus keine irgendwie nachtheilige Nebenwirkung, ſondern ſind blos ein herrliches Nahrungsmittel. — Der Hirſchkäfer (Schröter, Hornſchröter, Luranus Cervus Linn.) ſoll zu ſolchen und noch kräftigeren Suppen dienen."

Wenn wir bedenken daß in der großen, weiten Schöpfung nichts ohne Nutzen iſt, daß wir nur durch Vorurtheile Manches verabſcheuen, von uns ſtoßen, welches, wäre eben dies Vorurtheil in früher Jugend nicht traditionell gleichſam eingeflößt worden, in einem ganz andern Lichte uns erſcheinen dürfte, ſo iſt auch nicht einzuſehen, warum wir vor einem Nahrungsmittel zurückſchrecken ſollten, das jedenfalls weniger eckelerregend iſt, als manches theure Gericht, deſſen Beſtandtheile wir nie zu erfahren bekommen, und welches uns doch als delikater Leckerbiſſen dünkt. Jedenfalls aber iſt die Maikäferſuppe ein ganz zeitgemäßes Gericht für Gaumen und Phantaſie, denn es iſt neu und pikant, gerade wie die Ereigniſſe unſ'rer Zeit neu und pikant ſind. L.

Miscellen.

Napoleon Louis Bonaparte iſt geboren in Paris am 20. April 1808; ſein Vater war der Exkönig von Holland, Louis Napoleon Bonaparte, ſeine Mutter, Hortenſe Eugenie de Beauharnais, Tochter der Kaiſerin Joſephine; er wurde im Jahre 1811 getauft und zwar von ſeinem berühmten Onkel, dem Kardinal Feſch; der Kaiſer und die Kaiſerin haben als Pathe, reſp. Pathin, ihm den Namen Louis Napoleon gegeben, den er ſpäter nach dem Tode ſeines älteſten Bruders mit Napoleon Louis vertauſchte.

Er zählte ſieben Jahre, als ein Dekret Ludwig des Achtzehnten die Familie des Kaiſers „auf ewige Zeiten" vom franzöſiſchen Boden verbannte, in deſſen Folge er mit ſeiner Mutter Frankreich verließ und ſich nach Augsburg begab, und von da nach der Schweiz, wo die Exkönigin das Schloß Arenenberg im Kanton Thurgau käuflich an ſich brachte. Der junge Napoleon lebte dort zurückgezogen bis 1830, wo er nach der Julirevolution und nachdem er vergeblich die Regierung Louis Philipp's um Aufhebung des Verbannungsdekrets erſucht hatte, in der Reihe der italieniſchen Patrioten an der Seite ſeines Bruders kämpfte, welcher in Forli ſtarb.

Am 20. März 1831 kam er mit ſeiner Mutter heimlich nach Paris; beide wurden ausgewieſen und kehrten nach Thurgau zurück.

Kurze Zeit darauf veröffentlichte er ſeine „politiſchen und literariſchen Betrachtungen über die Schweiz;" 1834 wurde er zum Hauptmann eines der Regimenter in Bern ernannt, nachdem er ſchon das Bürgerrecht erhalten hatte.

In Bern lernte er den Obriſt Vaudry kennen, mit dem er am 30. Oktober 1836 den mißglückten Aufſtand in Straßburg verſuchte; er wurde bekanntlich gefangen und kurze Zeit darauf nach New-York transportirt.

Nicht lange darnach kehrte er nach Thurgau zurück, beunruhigt durch die Nachrichten über den Geſundheitszuſtand ſeiner Mutter; in der That ſtarb dieſelbe zwei Monate nach ſeiner Rückkunft im Schloſſe Arenenberg.

Die franzöſiſche Regierung verlangte damals durch das Organ des Herzogs von Montebello, des letzten Kriegsminiſters Louis Philipp's, daß die Schweizer Tagſatzung dem Prätendenten den Schweizer Boden verbiete.

Napoleon entfernte ſich freiwillig, begab ſich durch Deutſchland nach London, ſchrieb dort ebenfalls einige nicht unintereſſante Werke und gründete daſelbſt eine Zeitung: „Le Capitale."

Am 5. Auguſt 1839 machte er den zweiten, ebenfalls verunglückten Aufſtandsverſuch in Boulogne, in deſſen Folge er mit ſeiner Suite, beſtehend aus vierundfünfzig Perſonen, arretirt wurde.

Die Pairskammer verurtheilte den Neffen des Kaiſers zu ewiger Gefangenſchaft; viele Pairs waren nicht erſchienen; ein hundert einunddreißig nur haben das Urtheil unterzeichnet, Berryer und Marie hatten die Vertheidigung übernommen.

Bemerkenswerth iſt, daß Napoleon in ſeiner Proklamation an das franzöſiſche Volk Herrn Thiers zum Präſidenten der zu gründenden proviſoriſchen Regierung ernannt hatte.

Der Verurtheilte wurde nach Ham gebracht, wo er bis vor etwa zwei Jahren verweilte; die Geſchichte ſeiner Entweichung durch Vermittlung ſeines Arztes, der eine Puppe in's Bett legte, während Napoleon, als Arbeiter verkleidet, entfloh, iſt allenthalben bekannt.

Einige Tage nach der Februarrevolution war er in Paris, um der Republik seine Dienste anzubieten; auf den Wunsch der provisorischen Regierung entfernte er sich wieder. Jetzt werden ihm, als Volksrepräsentanten, wol die Thore seiner Vaterstadt offenstehen.

Sein Gesicht soll ganz das des Kaisers sein; ich habe zwar weder den einen noch den andern gesehen, doch scheint mir den Porträts nach das Gesicht des Kaisers länglicher und vollkommener; auch der Schnurrbart des neugewählten Volksrepräsentanten trägt viel dazu bei, die allerdings in den Zügen vorhandene Aehnlichkeit zu schwächen; man schildert seine Haltung militärisch, seine Gesichtszüge freundlich, sein Benehmen einfach.

Das Würfelspiel. Selbes soll schon während der Belagerung von Troja erfunden, Griechen und Römer leidenschaftliche Würfelspieler gewesen sein. Von A. Senftleben, welcher 1667 in Leipzig eine höchst gelehrte Abhandlung über dieses Spiel herausgab, erfahren wir, daß der Würfelbecher „Arca," der Würfel aber „Talus" oder „Tessara" genannt wurde. Der Gewinn fiel demjenigen Spieler zu, der — es wurde gewöhnlich mit drei Würfeln gespielt — die meisten Augen geworfen hatte. Der glücklichste Wurf — die drei Sechsen — wurde „Venus," der unglücklichste — die drei „As — Canis" genannt. Dieses Spiel hatte frühzeitig, namentlich im Heere, dergestalt um sich gegriffen, daß der römische Senat sich genöthigt sah, es nur während der Feier der Saturnalien zu gestatten, sonst aber zu verbieten. Ein Spieler von Profession, ein liederlicher Mensch, wurde daher „Aleator" genannt. Noch viel leidenschaftlichere Würfelspieler, als die Römer, waren die alten Deutschen, von denen der gute Tacitus erzählt, sie hätten selbst während der Schlacht gespielt. Auch Julius Cäsar muß ein passionirter Würfelspieler gewesen sein, denn als er den Rubicon überschritt, rief er aus: „Jacta est alea!" (Der Würfel ist geworfen.) In der Geschichte neuerer Helden begegnen wir dem alten Blücher, der selbst am Vorabend der Schlacht bei Ligny auf der Trommel gewürfelt und so viel Geld verloren hatte, daß er, den Becher wegwerfend, ausgerufen haben soll: „Hol' der Teufel die Würfel und — Franzosen!"

Das Gewälsch, dessen sich viele Philosophen bedienen, um klare Sachen dunkel zu machen, treibt auch seine Sprossen in die Unterhaltung von solchen Leuten, welche gern gelehrt scheinen wollen. Hegel soll definirt haben: „Ein Loch ist die Continuation in der Negation der Affirmation." Ein Bauer auf einem Dorfe in der Nähe von Jena, mit welchem die Studenten oft Scherz trieben, erklärte: „Ein Hase ist, — wenn ich so sagen soll, — ein infektliches Wesen von beweglicher Lebensart."

Die medicinische Fakultät zu Orford hat an die Aerzte Großbritanniens und des Continents eine Preisfrage ergehen lassen, welche freilich sehr sonderbar klingt, deren Inhalt aber folgender ist: „Ob und was für Gründe vorhanden wären, daß das weibliche Geschlecht, dem im Allgemeinen ein größerer Sinn für's Schöne angeboren sei, als dem männlichen, die Nägel an den Fingern fast in der Regel länger wachsen ließe, als dies bei den Männern der Fall ist."

Eine Eigenheit des türkischen Reichs ist die Art und Weise der Einquartierung. Kommt ein türkischer Soldat in eine Stadt oder in ein Dorf, so steigt er vor der Thüre des ersten besten Gasthauses ab, das ihm gefällt, läßt sich von dem Eigenthümer desselben geben, was er und sein Pferd brauchen, und wenn er wieder aufbricht, verlangt er etwas Zahngeld, d. h. eine Entschädigung in Geld für den Schaden, den seine Zähne bei dem Kauen der ihm vorgesetzten Lebensmittel gelitten haben mögen. Der Wirth gibt das Verlangte und drückt dabei die Hoffnung aus, der Schaden möge nicht von der Art sein, daß er ihn verhindere, später wieder einzukehren. Bei allem diesen bleiben Wirth und Soldat fortwährend ganz gelassen und gravitätisch.

Als ein eclatantes Beispiel wahrer Männerliebe mag Folgendes dienen: Ein junger Chemiker in Paris, der seiner Geliebten, wie man zu sagen pflegt, mit seinem Herzblute dienen wollte, ließ sich so lange zur Ader, bis er aus dem dadurch gewonnenen Blute so viel Eisen gewann, um für dieselbe einen Ring anfertigen zu lassen, und — starb endlich an den Folgen der häufigen Aderlässe.

Wie fest England an den Buchstaben seiner Gesetze hält, mag unter Anderm auch Folgendes beweisen: Nach einer alten Schenkung werden in Exeter allwöchentlich eine gewisse Anzahl Brode an die im dortigen Gefängniß verhafteten Schuldner ausgetheilt. Jetzt befindet sich dort nur ein einziger Gefangener, der nichts destoweniger, der Vorschrift gemäß, jede Woche neunundzwanzig zweipfündige Brode erhält.

Professor Wolf widmete dem Professor Haase ein Buch, indem er den scherzhaften Gedenkspruch in dasselbe einschrieb: „Eine Bestie der andern!" — Eine ähnliche Anspielung auf den Namen machte Jemand bei der Gelegenheit, als sein Bekannter Haase den Mantel beim Weggehen vergessen hatte. Er rief ihm vom Fenster aus zu: „Freund, Sie haben Ihren Balg dagelassen!"

Ein Beamter war in seinen Berichten an die Oberbehörde immer mit ironischen Bemerkungen über Uebelstände und fehlerhafte Einrichtungen bei der Hand. Ein Vorgesetzter sagte halb im Scherz, halb im Ernst zu ihm: „Lieber Freund, führen Sie nicht eine so spitze Feder, sonst werden wir sie Ihnen einmal abkippen!" — „Gut! dann schreibt sie grob!" erwiederte der Angeredete.

Wer in Südrußland eine Hexe sehen will, muß nach dem dort herrschenden alten Volksglauben in der Käsewoche (ein Theil des Karnevals) ein Stück Käse in den Mund stecken und mit demselben die ganze Nacht schlafen, ohne es zu verschlucken, dann aber dies Stück Käse in einem Knoten des Hemd's bis zum Ostertag auf der Brust tragen. In der Frühmesse des Tags kann er dann sogleich eine Hexe erkennen: sie bemüht sich einen Platz an der Kirchthüre einzunehmen und hält sich mit zwei Fingern am Thürschloß. Sehr klug ist es, sie von der Thüre zu entfernen, denn sie fürchtet die Flamme der geweihten (Lstrastnoi) Kerze, und so wie sie das Knistern des brennenden Dochtes bemerkt, so geht sie von der Thüre weg. Zu dem Menschen, der den geweihten Käs trägt, kommen unfehlbar alle Hexen und bitten ihn anfangs, den Käs herauszugeben; will er aber den Bitten nicht nachgeben, so bedrohen und kneipen sie ihn.

Auch die bis jetzt für uneinnehmbar gehaltene Festung Königstein ist es nicht mehr. Gestern hat die Festung Königstein eine interessante Erfahrung gemacht, wie noch nie. Ein junger Mann von achtzehn Jahren, der an der Eisenbahn arbeitet, will einen Bruder auf der Festung besuchen; da derselbe keinen Einlaß erlangt, klettert er von der Stadtseite bis hinauf, wo er dann allerdings sofort von der Wache verhaftet wird.

Länder- und Völkerkunde.

Heiratsgebräuche der Slavonier. Sehr umständlich und kostspielig sind die Heiraten der Slavonier und es kostet den Verwandten mehr Geld und den Freunden mehr Lauferei, als sonst irgendwo. Wenn, gewöhnlich auf dem Jahrmarkt oder der Kirchweihe, die Augen des Vaters oder Sohnes auf ein Mädchen gefallen sind, welche eine gute Hilfe im Hause zu werden verspricht, und beide, — wobei der Antrieb gewöhnlich vom Vater ausgeht, — darüber einig geworden sind, so begibt sich einer der älteren Verwandten um's Allerheiligenfest mit gefülltem Tornister und der Rakiflasche zu den Eltern des Mädchens und wirbt um ihre Hand. Gewöhnlich lautet die erste Antwort ausweichend und es wird nun im Familienrathe der Antrag überlegt. Während dieser Zeit meidet das künftige Brautpaar sich gegenseitig; sie sehen sich erst beim Ringwechseln. Zum Zeichen der Einwilligung bestellt nun der Brautvater den des Bräutigams auf irgend eine benachbarte Kirchweih, dort erscheint der Vater des Bräutigams wieder mit wohlgefülltem Kober, dessen Inhalt zum Zeichen der Einwilligung die Familie der Braut sich wohl schmecken läßt. Die Braut wandert dann mit dem künftigen Schwiegervater an den Kaufläden hin und sucht sich auf dessen Kosten allerlei Schmuck aus. Dann erhält sie noch, wie bei einem Handel, ein förmliches Draufgeld von einem Thaler oder einem Dukaten, mit dem italienischen Worte „Capara" genannt. Nun geht zur Bestätigung des Verlöbnisses der Ringwechsel vor sich, bei dem der Bräutigam nicht zugegen zu sein braucht, und dabei wird der Braut ein großer Apfel (Jabuka) verehrt, in dem mehrere Gold- oder Silbermünzen stecken. Als Geschenke gebühren ferner dem Brautvater wenigstens 10, der Mutter 2 fl., dem Familienoberhaupt (Hospodar) 12 fl., jedem Bruder 6 fl., den übrigen Hausleuten 7 fl., so daß man, da 30 bis 40 Personen in einem Gehöfte wohnen, die Bedeutung die-

ſer Geſchenke ermeſſen kann. Kommt nun, wenn es ſo weit iſt, ein zweiter Brautwerber, der beſſer zahlt, ſo wird Alles abgebrochen, der frühere Bräutigam klagt auf Entſchädigung, und wenn er ſeine Auslagen berechnet und durch den neuen Bewerber von der Familie der Braut zurückerſtattet erhalten hat, ſo iſt die Sache ausgeglichen, doch kommt manchmal ein Dritter, noch reicherer und überbietet den glücklichen Nebenbuhler des erſten. Wegen dieſer Umſtände und Koſten kommt es nicht ſelten vor, daß die Burſche, wenn ſie beim Tanz ſich aufgeregt, ein Mädchen hinaus locken und mit Hilfe einiger Freunde entführen. Da aber kein Geiſtlicher ſie zu trauen wagt, ſo kehrt das Paar gewöhnlich nach einigen Tagen reuig nach Hauſe, und wenn der Mädchenräuber ſeine Tracht Stockprügel empfangen, da iſt die Sache vergeſſen.

Die Begräbniſſe koſten ebenfalls viel, beſonders bei den Griechen, durch Abgaben an die Geiſtlichkeit, Ausgaben für Wachskerzen, Seelenmeſſen und den Todtenſchmaus. Einige Eigenthümlichkeiten ſind, daß der Sarg nicht mit Stricken, ſondern mit den Händen hinabgelaſſen wird, daher das Grab ſehr breit, aber deſto flacher gemacht wird, und daß die Särge offen zum Beerdigungsplatze getragen werden müſſen, zwei Umſtände, welche in geſundheitspolizeilicher Hinſicht bei den häufigen Einbrüchen der Peſt ſehr nachtheilig wirken. Die Armen dagegen erhalten oft nicht einmal einen Sarg, ſondern werden in einem ausgehöhlten Baumſtamm begraben.

Ein türkiſches Diner. 1. Suppe (Reis, Bouillon à la Julienne). 2. Hammelfleiſch. 3. Seefiſch mit Sauce. 4. Alwa tetlissi (Reis mit Quittenſaft und Honig), roth und ſüß. 5. Gedämpfte Hammelskeule. 6. Compot von gedämpften Quitten. 7. Gemüſe (Bohnen, Wirſigkohl, Mohrrüben, Zwiebeln) mit Hühnern. 8. Radaif (Fadennudeln in Zucker kandirt). 9. Ekattekaheb (ſüße gebackene Nudeln). 10. Bouletten mit Sauce. 11. Hammel-Coteletten mit Purée von Zwiebeln. 12. Tusuk Jülschög (weiße, ſüße Speiſe). 13. Gebackene Hähnel. 14. Fiſch auf türkiſche Art. 15. Frikaſſé von Hühnern mit Trüffeln. 16. Türkiſche Saucisses von Rindfleiſch. 17. Flamming von Gries. 18. Süße Knödel von Blätterteig. 19. Dolma (Reis in Kloßform, mit Kohlblättern umwickelt). 20. Eispunſch in Gläſern. 21. Lockma (ſüße Reisklöße). 22. Waſſerreis mit Trüffeln. 23. Tschika (Hammelbraten, in kleine Würfel geſchnitten). 24. Hatha (Gebackener Griesbrei mit Zuckerguß). 25. Fricandeaux von Hühnern. 26. Friſche Butter, mit Zuckerguß bedeckt (!!!). 27. Gebratene Hühner. 28. Avikauva (Braten in Geléeform). 29. Gebratene Wachteln. 30. Türkiſches Blank-Manger mit Vanille. — Deſſert: Torte, Napfkuchen, Weintrauben, Feigen, Aepfel, Quitten, Granatäpfel, Zuckerwerk, Eis.

Humoriſtiſche Bagatellen.

Cirque national et olympique. Im neuerbauten Cirque national et olympique wird demnächſt eine große Vorſtellung der berühmten Kunſtreiter-, Seiltänzer-, Jongleurs-, Athleten- und Taſchenſpieler-Geſellſchaft der Herren Kings et Comp. zum Beſten einiger verarmten Mitglieder dieſer Geſellſchaft ſtattfinden.

Die bei dieſer Gelegenheit aufzuführenden, zum Theil noch nicht da geweſenen Pieçen ſind:

1. La Révolution, großes Manövre, ausgeführt auf ungefähr 40 ungeſattelten Staatspferden von den berühmteſten Mitgliedern der Geſellſchaft, und angeführt vom Herrn L. Philipp King im Coſtume eines grauen Amors.

2. Die Flucht. Große Galoppaden-Scene die mit einem Salto mortale beginnt, und mit einem Sprung über die Barriere endigt.

3. La Barricade. Spektakelſtück, in welchem ſich unſere Athleten auszeichnen werden, ausgeführt bei obligatem Feuerwerk.

4. The Prince of Wales. Engliſcher Schul-Pony, vorgeritten von Madame Victoria Queen.

5. Das Verſchwinden. Große Eskamotage, in welcher der berühmte Zauberer Bosco Maitreuich ſelbſt unſichtbar gemacht wird.

6. La Espagnola. Bayriſch-ſpaniſcher National-Tanz, ausgeführt auf zwei überſpannten Liebes-Seufzer-Seilen von Herrn Louis King und Fräulein Maria y Parros-Montez-Fitz-James-Dufarrier-Liszt et Comp.-Lola.

7. Polonaise. National-Kriegs-Tanz, ausgeführt bei obligatem Kanonendonner und begleitender Shrapnel-Trauer-Muſik. (Dieſes Stück wird nächſtens wiederholt werden). Ausgeführt von den Herren Taube, Pfuel und mehren Andern.

8. Die Furcht. Komiſches Intermezzo, in welchem die Clowns der Geſellſchaft, die Herren Ferdinand, Banquier Bourgeois ꝛc. ſich auszeichnen.

9. Il imperatore. (Der Kaiſer.) Deutſches Vollblutspferd aus Frankfurt. Vorgeritten von Siebenzehn und Mehr.

10. Die Republik. Ein Ballſpiel mit 35 Kronen, unternommen von dem deutſchen Jongleur Struvel-Hecker.

11. La Anarchia. Unbändiges Roß, beſtiegen von Phantaſten.

12. Die Rückkehr. Großes Spektakelſtück mit ſchwarz-rothgold'ner bengaliſcher Flamme, unter Aſſiſtenz von 11.000 weißgekleideten Jungfrauen und vielen Mitgliedern der Geſellſchaft Kings et Comp., angeführt von Wilhelm King and Prince of Prussia.

Preiſe der Plätze. Standesperſonen zahlen, wie immer, nach Belieben.

Anfang: beſtimmt, Ende: unbeſtimmt.

Bruchſtück aus einer Sauerkrautrede. Das Leben iſt ein Sauerkraut! Es wird vom Schickſal mit Füßen getreten und in das Faß des Daſeins eingeſtampft! Das Leben eines großen Genie's iſt ebenfalls ein Sauerkraut, ebenfalls wird's mit den Füßen getreten und viele Menſchen laſſen ihm wie dem Sauerkraut nicht eher Gerechtigkeit widerfahren, bis er in Fäulniß übergeht. Auf ein Genie und auf Sauerkraut muß erſt ein großer Stein gewälzt werden, wenn ſie uns munden ſollen. Darum ſoll man nie das Todtenfeſt irgend eines großen Mannes feiern, ohne Sauerkraut zu eſſen. Kraut als Zeichen, daß für den Tod kein Kraut gewachſen iſt, und ſauer, das Zeichen, daß ihm das Leben ſauer gemacht wurde. Aber wenn Sauerkraut im Allgemeinen bei jedem Todtenfeſte gegeſſen werden muß, ſo bezeichnet das, was im Sauerkraut ſteckt, die beſonderen Eigenſchaften und Tugenden des Todten! Z. B. eine Wurſt im Kraute bedeutet einen todten Lyriker! Dieſes Lange, Dünngedehnte, dieſes inwendig Zerbröckelte und Zerbröckelte iſt die Lyrik, und zugleich ſei ſie uns eine Ermunterung, nicht nachzulaſſen, uns gegenſeitig die ſaure Welt der Kunſt und Literatur durch gegenſeitige: „Lobwurſt gegen Lobwurſt," angenehm auszufüllen! Ein „Gänſefuß" im Kraute bedeutet einen großen Gelehrten, der ſehr viel citirte und alle ſeine Citate mit Gänſefüßen („—") transportiren ließ.

Die häßliche Mode, ein Glas vor das Auge einzuklemmen, ſoll von dem Fürſten Pückler-Muskau erfunden und auch ziemlich lange allein geübt worden ſein. Zugleich wird eine darauf bezügliche Anekdote erzählt: Der Rittmeiſter von der Decken hatte endlich dem Fürſten das Kunſtſtück abgelernt und bot dieſem, als er einmal im Theater zu Berlin durch ſeine eingeklemmte Lorgnette am ſchwarzen Bande allgemeines Aufſehen erregte, die Wette an, daß er nicht nur in ein Auge, ſondern in beide, ſtatt der Lorgnette, harte Thaler klemmen wolle, die natürlich wegen ihres größern Umfanges und ihrer bedeutenderen Schwere ungleich ſchwieriger feſtzuhalten ſind; ja, er erbot ſich mit den beiden ſo eingeklemmten Thalern in kurzem Trabe um den ganzen Exerzierplatz vor dem Brandenburger Thore zu reiten. Die Wette wurde angenommen und ging vor ſich; mehre Kampfrichter ſtellten ſich rings um den Platz auf, und Herr von der Decken begann ſeinen Ritt. Noch hatte er die erſte Allee nicht zur Hälfte durchritten, als ihm ein Berliner Eckenſteher begegnete. Als dieſer ihn kommen ſah, blieb er verwundert ſtehen, um die merkwürdige Menſchengeſtalt mit den blanken Thalern ſtatt der Augen anzuſtarren. Im höchſten Erſtaunen rief er: „Na, ſind det en Paar Ogen!" mit ſo lauter Stimme aus, daß das Pferd des Rittmeiſters, welches dieſer wegen ſeiner augenblicklichen Blindheit nicht gehörig im Zügel halten konnte, ſtutzte und kurz anhielt. In Folge der Erſchütterung, welche dies dem Unvorbereiteten verurſachte, verloren die beiden Thaler den Halt und rollten in den Sand. So gewann der Fürſt Pückler ſeine Wette; Herr von der Decken wurde überdies tüchtig ausgelacht, und der Eckenſteher ſuchte die beiden Augenthaler aus dem Sande auf.

Eine ſehr erfreuliche Nachricht.

„Guten Morgen, Herr Advokat."

„Recht guten Morgen, mein Herr, — mit was kann ich dienen."

„Ich hab' in Triest, wo ich in Arbeit stand, in den Zeitungen gelesen, daß Sie mir eine sehr erfreuliche Nachricht mitzutheilen haben; da hab' ich meinem Meister gekündet und mich schleunigst auf die Sohlen gemacht, um nun zu hören, was es ist."

„Ei, sind Sie der Herr Müller? Nun, das ist ja recht schön, daß Sie endlich einmal da sind. Ich habe Ihre Hierherberufung in alle vorzüglicheren Zeitungen Europa's einrücken lassen; und das freut mich, daß Sie doch endlich einmal aufgefunden worden ist."

„Nun, Herr Advokat, wollen Sie aber auch so gütig sein und mir sagen, in was denn eigentlich diese sehr erfreuliche Nachricht besteht?"

„Ja so. — Sehen Sie, Ihr Vetter Knödelmayer ist gestorben, und hat Ihnen 191 fl. 37 kr. 3 Pf vermacht."

„Aber, Herr Advokat, wenn ich gewußt hätt', daß es weiter nichts wär', so hätt' ich meine gute Arbeit nicht aufgeb'n. Doch ist's immer besser, 'was, als nix, man muß halt auch mit Wenigem zufrieden sein. — Kann ich das Geld vielleicht gleich empfangen?"

„Entschuldigen Sie; — hier leg' ich Ihnen die Rechnung für meine Gebühren inclusive der Auslagen, namentlich der Inserationsgebühren vor, wonach Sie noch gefälligst 1 fl. 42 kr. 1 Pf. darauf zu bezahlen haben."

„Was Herr? — Ich glaub', Sie woll'n mich foppen?"

„Mit nichten, woll'n Sie sich nur gütigst selbst überzeugen."

„Und das nennen Sie eine erfreuliche Nachricht, das? Und auch noch sehr erfreulich? Na, Herr, das nennt unsereins: die Leut' angeführt!"

„Will Er nicht so anzüglich werden, sonst häng' ich Ihm einen Injurienproceß an den Hals, dann kann Er sehen, wie's Ihm geht."

„Steht's so? — Nun gut, ich will zahl'n, sonst zieht man mir am End' die Haut auch noch ab. Da, — da ist's Geld, und d'hüt' mich Gott vor allen Advocaten, wie Sie sind, und solchen sehr erfreulichen Nachrichten."

Scherz und Laune.

Ein alter pommerischer Riesen-Grenadier, den sein fünfzehnjähriges Lieutenantchen mißhandelte, hielt seine Mütze über ihn und sprach: „Wären Sie nicht mein Vorgesetzter, — bei Gott, ich löschte Ihnen das Licht aus!"

Dem Bischof Fénelon zeigte ein Pfarrer seines Sprengels selbstgefällig an, daß in seiner Kirchengemeinde nicht mehr getanzt werde. Fénelon beschämte ihn durch die Frage: „Was haben Sie den Leuten dafür gegeben?"

„Wat is woll schlimmer," fragte Rohle seinen Freund, den Schuster Schlendisch; „geköpt werden oder gerädert?" — „Ach, det kommt uf Eens raus," erwiederte der Gefragte; „schempfirt is man ja doch zeitlebens!"

Zwei Herzoginen unterhielten sich mit einander. „Die Osterzeit ist nahe," sagte die Eine; „das fordert zum Nachdenken auf. Wir sind große Sünderinen, was werden wir beginnen?" — Ganz ruhig antwortete die Andere: „Wir wollen unsere Bedienten fasten lassen."

Ein Berliner Eckensteher, der sich heimlich von seiner Frau und seinen Kindern trennte, hinterließ folgenden lakonischen Abschiedsbrief: „Adies Frau! Uf's Fenster liegen sechs Dreier."

Ein Herr rief jüngst dem Marqueur zu: „Gib Acht, ungeschickter Mensch, Du begießest mein Beinkleid mit Kaffee." — „Sprechen Sie höflicher mit mir," erwiederte dieser, „seit dem 15. März stehen wir uns Alle gleich." Der Herr verzehrt seinen Kaffee, bezahlt, nimmt sein kleines Geld und geht. — „Mein Herr, vergessen Sie den Marqueur nicht." — „Bürger, ich werde meines Gleichen nicht die Beleidigung anthun, ihm zwei Groschen zu schenken."

Eine der größten numismatischen Seltenheiten ist ein Geldstück, das im Jahre 1751 in Breslau geprägt worden. Bei der dortigen Münze war ein Oesterreicher angestellt, der aus Haß gegen Friedrich II., weil dieser durch das Recht der Eroberung Schlesien an sich gerissen, folgende Infamie beging. In der Devise theilte er die Worte „Ein Reichsthaler" auf folgende Weise ab: „Ein Reich stahl er." Diese injuriösen Thalerstücke wurden auf Befehl des Königs eingeschmolzen, doch existiren noch einige derselben und werden von Liebhabern mit Gold aufgewogen.

Ein amerikanisches Blatt schlägt laut Modenzeitung ein köstliches Mittel vor, Zusammenrottungen zu zerstreuen, und nicht etwa durch Feuerspritzen, die auch gute Dienste zu diesem Zwecke leisten; man soll nämlich eine Anzahl von Personen mit Büchsen zur Einsammlung von Gaben zu einem wohlthätigen Zwecke herumgehen lassen, vor solchen Büchsen halten nur Wenige Stand.

„Warum," fragte ich, „hat der König von Sachsen den Exkanzler Metternich nicht bei sich aufgenommen, als dieser ihm bei seiner Flucht durch Dresden seine Aufwartung machen wollte?" — „Vergessen Sie nicht," antwortete man mir, „daß der sächsische König als ein gründlicher Deutscher, alles Flüchtige verabscheuen muß!"

Im Großwardeiner „Wegweiser" war eine Anzeige von einem Advokaten K. Gy. zu lesen, worin sich derselbe erbietet, alle Prozesse, welche man gegen Juden anhängig machen wolle, zu führen. — Ein Paar Tage darauf machte aber einer seiner Concurrenten bekannt, daß er die Klagen aller derjenigen Juden anhängig machen wolle, welche von dem Advokaten K. Gy. Geld zu fordern hätten; und jetzt bringt ein censurfreies ungarisches Blatt ihm ein Diplom, das angeblich dem frommen Advokaten für seine christliche Liebe vom lieben Gott selbst zugeschickt worden sein sollte, und ihm das Recht verleiht, bei seinem Eintritte in den Himmel unter den Märtyrern Platz zu nehmen.

Ein russisches Dekret befiehlt allen Einwohnern Warschau's die Gewehre abzuliefern. — Einem on dit zufolge ist dieser Befehl nur gegeben worden, damit sich die Warschauer, um der russischen Polizei und Knute zu entgehen, nicht selbst erschießen. O der russische Kaiser ist den Polen ein Vater, obgleich kein natürlicher!

Neulich wurde im „Club der Frauen" in Paris über die Frage: „Gibt es einen Gott?" debattirt. Die Discussion währte gegen zwei Stunden und war äußerst stürmisch. Endlich wurde das Dasein Gottes durch zwölf Stimmen Majorität festgestellt. (Dieses Faktum erinnert uns an die Anekdote. „Glauben Sie an einen Gott?" fragte man einen jungen Freigeist. — „Gott bewahre!" antwortete der großartige Schwachkopf.)

Die berühmte Schauspielerin Déjazet wurde neulich von einem Bettler um ein Almosen angesprochen. Sie beschenkte ihn und er versicherte sie seiner Fürbitte bei Gott. Mademoiselle Déjazet erwiederte lächelnd: „Die Mühe, armer Teufel, kannst Du Dir ersparen, denn Du scheinst mir im Himmel nicht gut angeschrieben zu sein, sonst würde er auf Erden Dich nicht Hunger leiden lassen."

Der Dichter Platen, der sich einmal in Italien in Geldverlegenheit befand, ein Zustand, in welchen auch der Naturdichter gerathen kann, schrieb nachstehende Bittschrift an den Geheimreferendar Eduard von Schenk, den Dichter des „Belisar":

„Herr Geheimer Referendarius
Und Dichter des Herrn Generals Belisarius,
Wie geht's in Ihrem lieben München?
Fährt man noch fort zu mauern und zu tünchen?
Und ist noch etwas Geld vorhanden
Für einen armen Dichter in fremden Landen?"

Zum Modebilde Nr. 7.

1. Reitcostum. Leibchen und Rock von schwarzem Sammt, schwarzer Hut mit weißem Schleier; einfach gekräuselter Stehkragen. Weißes, mit Spitzen garnirtes Unterkleid.

2. Schweizerhütchen von Stroh; schwarzes Sammtband und und schwarzer Schleier; schmaler Halskragen; Leibchen mit gefälteltem Besatz und zwei großen Schleifen von doppelfarbigem Bande, welches den Farben des Kleidmusters (weiß und lufthlau) entspricht. Einfacher Besatz.

3. Hut von Rosaailas, mit Weinlaub geschmückt; Ueberwurf von kaffeebraunem Seidenstoff, mit gekräuseltem Besatz; gelbgestreiftes Kleid, vorne mit weißen Schleifen versehen.

4. Herrenanzug für den Morgenspaziergang. Schwarzer oder überhaupt dunkelfarbiger Rock, vorn mit vier weit von einanderstehenden Knöpfen; gelbes Gilet; carmoisinfarbenes Seidentuch; die Hosen von hellvioletem Sommerzeuge mit rothen Streifen.

Bilder-Magazin.

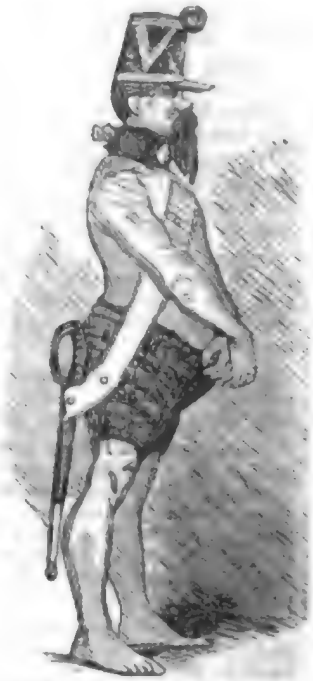
Badescenen.

„Hören's auf, ich werd' hin!“ — „Ah was, das Bisserl! 's ist ja so nicht viel d'rin und nachher haben's den Kopf voll!“

Lassen's Ihnen noch ein wenig andampfen; 's ist nur wegen der Constitution, verstehen's?

Nur hinein! Es ist schon warm genug!

'S ist nur, weil ich mich verkühlen könnt'; ich hab' eine zarte Natur, und dann — 's wird Einem immer so viel Dampf vorgemacht!



Natürliches Costum eines Nationalgardisten im Bade.

1848 – № VII.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

GEORG HUEBMER,
Schwemmmeister.

Aus den Annalen von Capowce.

Erſtes Kapitel.

Sentimentale Reiſe des abſolvirten Hörers der Philoſophie, Onufryj Protopopowicz, von Lemberg nach Capowce.

Auf ſandigen Landwegen rollte eine Pritſchka von Lemberg aus gegen Weſten zu. Der vornehmſte Theil der Ladung beſtand aus der werthen Perſon des abſolvirten Philoſophen Onufryj Protopopowicz, welcher als contraktmäßig aufgenommener Hofmeiſter des jungen Herrn Rogaczynski mit herrſchaftlicher Fahrgelegenheit nach Capowce eilte, um von ſeiner neuen Würde Beſitz zu ergreifen. Der angehende Pädagog war ein wahrhaftiger Phönix unter den Muſenſöhnen Lembergs. Während es eine Hauptregel iſt, daß die Zeit, welche dem aktiven Dienſte der Wiſſenſchaften gewidmet wird, ausſchließlich auf die letzten vier Wochen vor der Prüfung beſchränkt bleibt, verlegte ſich Protopopowicz gleich vom Anbeginne des Schuljahres auf die Studien mit jenem Grade des erpichteſten Eifers, welchen unzarte Menſchen durch den etwas anzüglichen Ausdruck: „büffeln" bezeichnen. Unbekannt mit der Topographie der Lemberger Kneipen, Kaffeehäuſer und anderer noch minder empfehlungswürdiger Inſtitute, hatte er nie die Seligkeiten eines Rauſches empfunden, niemals Schulden halber mit den Söhnen Iſraels zu thun gehabt, und nie Schläge empfangen oder ausgetheilt. Die höchſte Bewunderung aber nöthigte jedem gerechten Beurtheiler Onufryj's Verhalten im Punkte geſchlechtlicher Herzensangelegenheiten ab. Nicht nur dem Namen, ſondern der innerſten Weſenheit nach Philoſoph, hatte er die ſokratiſche Stimmung ſeines Gemüthes von jedem Sturme ſinnlicher Leidenſchaft zu bewahren gewußt, und wenn ja ein leichter, ganz leiſer Anklang erotiſcher Elemente an ſeinem asceſhiſchen Lebenswandel faſt unmerklich vorüber geſchwebt war, ſo konnte man dies gewiſſenhaftermaßen nicht einmal eine platoniſche Flamme, ſondern höchſtens einen Embryo eines platoniſch-contemplativen Fünkchens benennen.

Der Gegenſtand, von welchem der eben erwähnte ſympathetiſche Schimmer ausging, wäre wol fähig geweſen, die meiſten Collegen des ehrenfeſten Protopopowicz in bedenklichem Maße zu elektriſiren. Hanuſia, in Rundung und Fülle der Formen dem Schema der Kürbiſſe mit ſeltenem Erfolge nachſtrebend, dabei kernig wie friſches Eichenholz, war mit einem Paare ſchwarzer Augen begabt, deren Glut vielleicht hinreichend geweſen wäre, um eine Cigarre anzuzünden, nur nicht das philoſophiſch-gepanzerte Herz des unerſchütterlichen Onufryj. Im Bodenraume, nahe dem Dachſtübchen, wo der tugendſame Jüngling den ernſten Muſen unermüdet huldigte, hatte Hanuſia einen Winkel zu ihrer Reſidenz und Ruheſtätte angewieſen erhalten, und mehr als einmal ließen ihre Augen ein Bataillefeuer verführeriſcher Blitze gegen den felſenfeſten Protopopowicz ſpielen; aber Alles, was ſie damit erzielen konnte, waren einige lächelnde Verziehungen der Mundwinkel, welche in dem gravitätiſchen Lehrgedichte ſeines ſtreng wiſſenſchaftlichen Lebens hin und wieder wie unbedeutende platoniſch-contemplative Beiſtriche erſchienen. Nach der Abreiſe des rühmlichſt abſolvirten Philoſophen und angehenden Pädagogen nach Capowce tröſtete ſich die neue Dido mit einem weniger platoniſchen Grenadier aus dem kräftigen Volksſtamme der Ruſſinen, und fand bald den Tauſch vortrefflich.

Da ſchon ſeit einigen Tagen ſchönes Wetter und mithin guter Weg war, auch die Bagage des Hofmeiſters ſehr wenig Gewicht hatte, ſo ging die Fahrt mit drei nicht allzu ſchlechten Rößlein raſch von Statten. Der Weg von Lemberg nach Capowce führt durch drei Dörfer, deren Namen in der Geſchichte zu keiner ſonderlichen Berühmtheit gelangten, mithin füglich verſchwiegen werden können. In jedem dieſer Dörfer war unſerem Philoſophen ein intereſſantes Erlebniß vorbehalten. Im erſten derſelben herrſcht die Sitte, daß die hoffnungsvolle Jugend, ſowol Bübchen als Mädchen hinter jedem vorbeifahrenden Reiſewagen mit Geſchrei herläuft, und ſobald ſie denſelben erreicht hat, ihre Kunſtfertigkeit im Radſchlagen, auf den Händen gehen und ſich auf den Kopf ſtellen, produzirt, Alles in der unſchuldigen Abſicht, von mitleidigen Reiſenden irgend einen Kreuzer zu erlangen. Seit wie vielen Jahrhunderten ſich dieſe harmloſen Ceremonien herſchreiben, können wir aus Mangel an verläßlichen Quellen nicht mit Beſtimmtheit angeben, der wichtigſte, auf unſeren Helden bezügliche Umſtand war aber der, daß er die Erſtlinge ſeiner hofmeiſterlichen Einkünfte in Zwanzigern erhalten hatte, von denen noch keiner in Kreuzer umgewandelt worden war, und aus dieſer Urſache ſich nicht in der Lage befand, die Sehnſucht der lieben Dorfjugend nach Kreuzern zu befriedigen.

Eine Erſcheinung voller Mannskraft erwartete den Reiſenden im zweiten Dorfe, welches hart an einem großen, ſchönen Teiche lag, über deſſen Damm der Weg gegen das Waſſer zu, von einem Geländer geſchützt, führte. Der Tag war drückend ſchwül und die Kühle der Wellen zum Bade höchſt einladend. Nach dieſer Wolluſt lechzend, war ein Bauer im Begriffe, ſich der läſtigen Gewänder, vor Allem aber der gewaltigen Stiefel zu entledigen, was ihm auch ohne Zweifel gelungen wäre, wenn nicht ein vorhergehender, mehr als hinlänglicher Genuß geiſtiger Flüſſigkeiten ſeine Geſchicklichkeit empfindlich beeinträchtigt hätte. In dieſem Drange der Umſtände wandte ſich der gute Landmann, Hilfe ſuchend, an die Gefälligkeit eines vorübergehenden Collegen. Der Angeſprochene zeigte ſich bereitwillig zur Leiſtung des gewünſchten Liebesdienſtes, packte ſeinen geſchätzten Kameraden, der ſich an das Geländer des Dammweges gelehnt hatte, mannhaft beim rechten Stiefel an. Da jedoch beide Bauern die Regeln des Gleichgewichts wenig berückſichtigten, ſo lag nach dem erſten kräftigen Ruck der Badeluſtige plötzlich auf unſanfter Lagerſtätte, nämlich auf einem Steinhaufen. Der erbetene Beiſtand ließ ſich durch eine ſolche Kleinigkeit in der Fortſetzung des Stiefelausziehens nicht im mindeſten beirren; weil aber der Stiefel mit Schiller's Worten: „wie zuſammengeleimt und gegoſſen" am Fuß hielt, vielleicht auch, weil der zweite Landmann eben auch nicht den ganz wünſchenswerthen Grad von Nüchternheit beſaß, ſchien er es beinahe darauf anzulegen, ſeinem Genoſſen den Stiefel ſammt dem darin ſteckenden Fuß auszuziehen, und ſo kam es, daß er den badeluſtigen

Freund auf dem Rücken liegend mitten durch den gräßlichſten Staub quer über den Fahrweg zog. Der Wagenlenker des Herrn Onufryj Protopopowicz mußte eine Zeit lang inne halten, um nicht beide Bauern zu überfahren, und der neue Pädagog hatte alle Muße, über die Wirkungen des Branntweins und über die Unvollkommenheiten ländlicher Badeanſtalten nachzudenken.

Im dritten Dorfe wurde auf ein Stündchen vor der Schänke Halt gemacht, um die Pferde zu füttern. Die Schänkſtube diente ſo eben zum Tanzſaale, auf deſſen ſchmuzigem Eſtrich die ſchwergeſtiefelten kleinruſſiſchen Grazien mit ihren muskulöſen Anbetern tapfer herumſtampften. Der Klang der Geige und des Cymbals rief bei Onufryj Protopopowicz ſehnſüchtige Erinnerungen hervor, und er beſchloß ſich das Vergnügen zu vergönnen, nach längerer Entbehrung wieder einmal den Anblick eines ländlichen Tänzchens zu genießen. Die Kolomyjka ging zur großen Zufriedenheit unſeres Philoſophen wacker von Statten, kaum war ſie jedoch beendigt, als er einen jungen Bauer von herkuliſchem Ausſehen auf ſich zuſchreiten ſah, welcher ihm nach einer anſtandsvollen Verneigung in ganz artigen Worten erklärte: nachdem es ſeiner Gnaden beliebt habe, ſich an den Vergnügungen ſchlichter Landleute huldvoll zu betheiligen, ſo erwarteten die Burſche nunmehr auch von ſeiner Großmuth, einen freigebigen Beitrag zur Anſchaffung des beliebten Schnapſes. Da ſich in ähnlichen Orten und Zeiten die galiziſchen Bauern ſeit Menſchengedenken geſetzgebende Rechte anmaßen, deren Nichtanerkennung ohne eine Reſerve imponirender Streitkräfte wir Niemandem anrathen möchten, ſo bedauerte nunmehr Onufryj Protopopowicz herzlich, daß er keinen von ſeinen Zwanzigern in Kupfermünze umgeſetzt hatte, denn um nicht ganz gegen ſeine Grundſätze die Unantaſtbarkeit ſeiner werthen Perſon auf bedenkliche Weiſe zu compromittiren, ſah er ſich in der unausweichlichen Nothwendigkeit, den Wünſchen der durſtigen Tänzer und Tänzerinen — in Galizien iſt nämlich der Branntwein keine Prärogative des männlichen Geſchlechtes — einen ganzen Zwanziger aufzuopfern.

Zweites Kapitel,

enthält einige vorläufige Aufſchlüſſe über die Familie Rogaczynski.

Die erſte Perſon, welcher ſich Protopopowicz nach ſeiner glücklichen Ankunft in Capowce pflichtſchuldigſt vorſtellte, war Herr Amandus Rogaczynski, der Gutsbeſitzer und Vater des hoffnungsvollen zu übernehmenden Zöglings. Herr Amandus führte jedoch nur dem Namen nach die Regierung in ſeinem Hauſe und auf ſeinen Gütern, denn bei ſeinem zwar lebhaften, aber unbeſtändigen, leichtſinnigen und wetterwendiſchen Charakter, bei ſeiner übermäßigen Schwäche gegen ſeine jedesmalige Umgebung, brauchte er ſtets Jemanden, der ihn auf geſchickte Art am Gängelbande zu leiten verſtand. So lange dieſer Jemand ſeine Gemalin, Frau Leokadia Rogaczynska, war, ging in Capowce Alles gut und ſchön, doch nicht lange ſollte der Eheſtandshimmel wolkenlos bleiben. Unſtät und übermüthig wie Herr Amandus war, vernachläſſigte er bald nach der Geburt ſeines Sohnes die liebenswürdige und bis dahin vorwurfsfreie Gattin ſo auffallend, daß dieſe, eine feurige und reizbare Polin, in ihrem Zorne über die unverdiente Zurückſetzung von Seite des ausſchweifenden Herrn Gemals, demſelben Gleiches mit Gleichem vergalt. Ehe ſich Rogaczynski vermälte, hatte ſowol in ſeinem Hauſe, als auf ſeinen Gütern, eben in Folge ſeines angebornen Leichtſinns, die gräulichſte Unordnung geherrſcht, und Schulden häuften ſich auf Schulden. Das war aber ſeinen hung'rigen und heuchleriſchen Seitenverwandten eben recht; welche ſich von allen Seiten wie gierige Blutigel an ihn hängten, und bei der eingeriſſenen Verwirrung in der Wirthſchaft weidlich im Trüben fiſchten. Mit Herrn Amandus Vermälung hörte dies Alles auf, denn Frau Leokadia, welche ihn anfangs ganz unter ihren Einfluß zu bringen wußte, ordnete das Hausweſen muſterhaft, tilgte die Schulden durch bedeutende Opfer aus ihrem eigenen Vermögen, und ſetzte der Raubgier der Verwandtſchaft unüberſteigliche Grenzen, zog ſich jedoch dadurch den wüthenden Haß derſelben zu.

Mit Frohlocken bemerkte die böswillige Sippſchaft die eingetretene Spannung zwiſchen beiden Gatten, und gab ſich alle erdenkliche Mühe, einen gänzlichen Bruch herbeizuführen, was auch zum Unglück der Familie gelang. Zur Zeit der Berufung des philoſophiſchen Onufryj Protopopowicz nach Capowce waren die Individuen, von denen ſich Herr Amandus blindlings leiten ließ, ein weitläufiger Onkel, wie man behauptet, ehemals Obriſt in franzöſiſchen Dienſten, Namens Wojowski, und eine altjungfräuliche, dürre Couſine, Fräulein Petronella Rogaczynska. Unter der Aegyde dieſer Beiden ging das alte Unweſen, nur noch zehnmal ärger als zuvor in Capowce wieder los, und die plünderungsluſtige Verwandtſchaft fiſchte abermals unverdroſſen im Trüben.

Des ehrenfeſten Onufryj Protopopowicz angehender Zögling, der nunmehr eilfjährige Czeſlaw Rogaczynski, erſter und letzter eheliger Sprößling des Hrn. Amandus, ſpielte im politiſchen Gleichgewichte von Capowce eine der erſten Rollen. Sein Vater hegte nämlich eine wahre Affenliebe für ihn und der junge Herr, der dies ſehr wohl wußte und eine Schlauheit beſaß, die ſeinem zarten Alter bedeutend vorausgeeilt war, benützte die väterliche Schwäche mit ſo herrlichem Erfolge, daß ſein Einfluß oft genug jenen des Herrn Onkels und der Fräulein Tante überwog, und mithin die eigentlichen Regenten von Capowce abwechſelnd bald der Obriſt und Fräulein Petronella, bald der junge Czeſlaw waren. So unangenehm dieſer Umſtand der werthen Sippſchaft war, welche ſchon merkte, daß bei der frühzeitig hervorbrechenden, mit Scharfſinn gepaarten Energie des Knaben dieſer ihr ſpäter einen ganz anderen Damm entgegenſetzen würde, als ſein wankelmüthiger Vater, ſo verbargen doch Onkel und Tantchen ſorgfältig ihren Unmuth hierüber, da ſie mit allem Rechte fürchteten, daß der hoffnungsvolle Neffe, wenn er von ihnen einmal ſtark gereizt würde, allenfalls ſchon jetzt im Stande wäre, ihrem Bleiben in Capowce, ein ſchnelles Ende zu machen. Von allen Seiten verwöhnt, geſchmeichelt und verzogen, hatte es das junge Herrchen glücklich dahin gebracht, daß ihm nicht leicht irgend ein Knabe auf meilenweite Runde an Ausgelaſſenheit und Stützigkeit gleichkam, und nachdem er nutzlos bereits ein halbes Dutzend Hofmeiſter bis zum Siechthum geärgert hatte, war nun die Reihe an Onufryj Protopopowicz zu erproben, ob das Pfundleder ſeines Organismus gegen die Liebenswürdigkeit des Zög-

lings hinlänglich gestählt sei. Nicht am besten befanden sich unter diesen Verhältnissen Dienstleute und Bauern zu Capowce, denn abgesehen davon, daß unter den sehr mannigfaltigen Launen des gnädigen Herrn manchmal auch die Prügellaune von selbst sich einstellte, so wußte ihn auch seine Sippschaft sehr leicht zur Freigebigkeit mit Stock und Faust gegen jeden Untergebenen zu bewegen, der bei ihr nicht in Gnaden stand; die sichersten Prügel waren jedoch diejenigen, welche der junge Herr versprach, denn so bald er Jemanden eine gewisse Anzahl derselben zusagte, so wußte man aus gründlicher Erfahrung, daß Herr Amandus diesen Wechsel weit pünktlicher, als jeden anderen auslösen würde.

Das unglücklichste, und trotz ihres einmaligen Fehltritts unbestreitbar noch das liebenswürdigste Mitglied der Familie, war Frau Leokadia Rogaczynska. Wenn sie bedachte, wie das von ihr mühsam und sorgfältig in guten Stand gesetzte Erbe ihres Sohnes jetzt durch die Sorglosigkeit des Herrn Amandus und die Schelmereien seiner Sippschaft muthwillig vergeudet und verwüstet wurde, hatte sie schon Ursache genug zur Kränkung, noch weit größeren Kummer empfand sie jedoch, wenn sie erwog, wie die glücklichen vielversprechenden Anlagen des jungen Czeslaw durch dessen verkehrte Erziehung verwahrlos't und falsch geleitet wurden. Zwar verwehrte es Herr Amandus, der bei allem Leichtsinn doch nicht geradezu böse war, dem Sohne nicht, seine Mutter öfters zu besuchen, und in diesen Augenblicken that sie wol, was sie konnte, um durch liebevolles Zureden den wilden Sinn des unbändigen Knaben einigermaßen zu mildern; aber wie unzureichend mußten diese kurzen und sparsamen, wohlthätigen Einwirkungen bei einem Kinde sein, zu dessen sichtlichem Verderben sich ein unvernünftiger schwacher Vater und eine heimtückisch schmeichelnde Verwandtschaft förmlich verschworen zu haben schienen.

Die schnell nacheinander wechselnden Hofmeister leisteten zwar, was sie konnten, aber der verzogene und im Hause beinahe unumschränkt gebietende junge Herr lernte und that überhaupt, was er wollte, und sobald ein Hofmeister bei ihm in Ungnade kam, so konnte dieser sicher sein, daß nicht mehr lange seines Bleibens in Capowce war. So blieb der trostlosen Mutter nichts übrig, als die äußerste Nachsicht und eine unendliche Geduld gegen den unverantwortlich verzogenen Sohn, denn hätte sie dessen Fehler nach Verdienst rügen wollen, so hätte die saubere Sippschaft diesen Umstand gierig benützt, um die wohlmeinende Mutter dem Kinde als eine Tyrannin zu schildern und verhaßt zu machen. Um die Zukunft ihres Kindes zu retten, hätte Frau Leokadia gern das Aeußerste zur Versöhnung ihres Mannes aufgeboten; aber das war es eben, was die Sippschaft am meisten fürchtete, und da sowol der Obrist, als Fräulein Petronella wohl wußten, daß der wankelmüthige Herr Amandus bei einer persönlichen Zusammenkunft mit seiner verstoßenen Gemalin ihrer Ueberredungsgabe nicht allzu unerschütterlich widerstehen und vielleicht eben so schnell zu versöhnen sein dürfte, als er früher zu erzürnen war, so stellten sie förmlich Wachen nach allen Seiten aus, welche jeden Besuch der Frau Rogaczynska in Capowce selbst mit Anwendung von Gewalt zu verhindern den Auftrag hatten, und bemühten sich unaufhörlich den Widerwillen Rogaczynski's gegen seine Frau durch neue Einflüsterungen und Verläumdungen zu nähren und zu verstärken. Auf diese Art verlebte die immer noch reizende und liebenswürdige Frau Leokadia ihre Tage in tiefem Gram bei guten Freunden in der Nähe von Capowce, um wenigstens Gelegenheit zu haben, von Zeit zu Zeit die Besuche ihres Sohnes zu empfangen, welcher als Gegengewicht zu allen seinen Fehlern wenigstens eine heiße, ja ungestüme Liebe zu seiner zärtlichen Mutter an den Tag legte.

Drittes Kapitel.

Spazierfahrten, politische Verwicklungen und Staatsstreiche, oder die Komödie zwischen Onkel und Neffen.

Zu den vielen Privilegien des jungen Czeslaw gehörte vor Allem die unbeschränkte Erlaubniß, spazieren zu fahren, so viel er wollte, und damit er in diesem seinem Lieblingsvergnügen um so weniger gehindert würde, hatte ihm der Vater ein eigenes Viergespann (czwórka) von vier feurigen Rößlein nebst einer hübschen leichten Pritschka geschenkt. Des Hofmeisters Obliegenheiten bei diesen Expeditionen reduzirten sich hauptsächlich auf das Mitfahren, damit das junge Herrchen wenigstens nominell immer unter Aufsicht sei, das heißt eigentlich, damit er sich unter Aufsicht eben so viel Unfug erlaube, als er es ohne Aufsicht auch gethan hätte. Nebstbei wollten Onkel und Tantchen den harmlosen Protopopowicz auch noch dafür verantwortlich machen, in welcher Richtung der hoffnungsvolle, präsumtive Erbe von Capowce seine Spazierfahrten anstellte, und zwar lediglich deshalb, weil sie die Zusammenkünfte des Knaben mit seiner Mutter möglichst zu vermindern wünschten. So grundschlecht aber dieser Wunsch auch war, so mußte er dennoch aus der Ursache unter die frommen gezählt werden, weil weder der junge Czeslaw selbst, der auch gewöhnlich eigenhändig kutschirte, sich irgend etwas befehlen ließ, noch auch die beigegebenen zwei Diener einen Befehl gegen den Willen des Knaben annahmen, dessen Zorn für sie eine erprobte und reichhaltige Prügelquelle war.

Bald nach Onufryj's Ankunft erkrankte Herr Amandus Rogaczynski, und zwar offenbar durch eigene Schuld. Da er zu solchen Zeiten die Trennung von seiner Frau am meisten empfand — denn ihre Pflege war ohne Vergleich besser gewesen als jene, welche ihm seine jetzigen Hausgenossen angedeihen ließen — so lag auch gerade jetzt der edlen Sippschaft noch mehr als sonst daran, jede Verbindung zwischen Capowce und Frau Leokadia zu unterbrechen, und da weder der Obrist noch der Hofmeister hinlängliche Macht besaßen, um dem Willen des jungen Czeslaw offen zu widerstehen, so war nichts natürlicher, als daß der Onkel, als ein ehemaliger Kriegsheld, auf verschiedene Kriegslisten sann, um seine Absichten zu erreichen. Er begab sich also in den Stall, und band den zwei besten Pferden von Czeslaw's Viergespann einen schwarzen Seidenfaden fest um jeden Fuß. Die Pferde waren dunkelbraun und die Haare wurden sorgfältig über dem Faden glatt gestrichen, so daß man von der Verrätherei nichts sehen konnte, während den armen Thieren die unterbundenen Füße anschwollen und erlahmten. Dieser Kniff half nicht gar viel, denn Czeslawchen, als er sah, daß er nicht wie gewöhnlich mit seinen vier Braunen ausfahren könne, fuhr ohne Umstände mit zweien, und zwar gradaus zur geliebten Mutter.

Nun ſchritt der Onkel zu verſchärften Maßregeln, und unterband auch noch den übrigen zwei Braunen des jungen Herrn die Füße, wobei er dem ſämmtlichen Stallperſonale unter Androhung ſchlagender Folgen das ſtrengſte Schweigen anbefahl. Im Punkte der Prügel waren die Drohungen des Onkels beinahe eben ſo gefürchtet, als jene des Neffen, weshalb ſich auch keiner von den Stallknechten unterfing, das Geheimniß zu verrathen. Als nun das junge Herrchen wieder einmal ausfahren wollte, und zu ſeinem nicht geringen Verdruß ſeine Lieblinge alle Vier erlahmt fand, band er ohne Umſtände vier andere Pferde, mit denen eben der Obriſt ſelbſt ausfahren ſollte, eigenhändig von der Krippe los, führte ſie aus dem Stall, und befahl ſie vor ſeine Pritſchka einzuſpannen. Niemand wagte, ſich dem jungen Wildfang offen zu widerſetzen, und ſo ging es wieder in Trab und Galopp ſchnurſtraks zu Frau Leokadia.

Onufryj Protopopowicz konnte ſich bei dieſem ganzen Treiben mancher Bedenklichkeiten allerdings nicht erwehren, und vermochte überhaupt Alles das, was in Capowce vorging, ſo wenig mit ſeinen pädagogiſchen und philoſophiſchen Anſichten zuſammen zu reimen, daß dieſelben beim Haar in die kläglichſte Verwirrung gerathen wären. Das gutmüthige Hofmeiſterherz konnte ſich übrigens des Mitgefühls mit den Leiden der wahrhaft zärtlichen und guten Mutter nicht erwehren, auch war die zu Capowce herrſchende Unordnung ſo handgreiflich und unerträglich, daß wol kein ehrlicher Menſch mit den Urhebern derſelben einverſtanden ſein konnte, und Onufryj Protopopowicz war ein ehrlicher Menſch. Was aber vielleicht mehr als alles Andere dazu beitragen mochte, die Mutterliebe in den Augen des Pädagogen im glanzendſten Lichte erſcheinen zu laſſen, das war der überaus vortreffliche und in reichlicher Doſis gereichte Kaffee, womit ihn Frau Leokadia jedesmal bewirthete, wobei ſie auch nicht ermangelte, einen bedeutenden Theil ihrer Liebenswürdigkeit gegen den abſolvirten Philoſophen zu entwickeln.

Viertes Kapitel.

Asparagus officinalis, der Spargel.

Das dürre Fräulein Petronella Rogaczynska führte ihren Antheil an der Mitregierung von Capowce mit knochenfeſter Hand und ſcharfen Krallen. Obwol aber dabei weder das Geld, noch die Naturalvorräthe des Herrn Amandus im Geringſten geſchont wurden, ſo folgt daraus nicht, daß im Hauſe ſelbſt irgend ein Ueberfluß herrſchte, oder die daſelbſt befindlichen Leute gut gehalten wurden. Das ganze Streben des Fräuleins ging vielmehr dahin, ſo viele irdiſche Güter, als ſie zu erreichen vermochte, für Capowce unſichtbar zu machen, und was ſie nicht für ihre eigene werthe Perſon in's Trockene brachte, darauf harrte ſchon eine Schaar gieriger Verwandten, welche nur deshalb Herrn Amandus die Augen zu öffnen ſich büteten, weil ſie unter den ſchirmenden Fittigen des Obriſten und Fräulein Petronella's mit im Trüben fiſchten. Von den beſten und ſchmackhafteſten Erzeugniſſen aus Garten und Hühnerhof, Teich und Wald bekamen Herr Amandus ſelbſt und ſeine Tiſchgenoſſen nur dann und wann aus großer Gnade etwas zu koſten, während das Meiſte theils von Fräulein Petronella unter der Hand auf eigene Rechnung veräußert, theils an ihre Schützlinge in der Nachbarſchaft verſendet wurde. Am beſten gelang es noch manchmal dem jungen Czeſlaw, die zähe Hand des Tantchens zu öffnen, denn es war in Capowce eine gewagte Sache, dem jungen Herrn etwas geradezu abzuſchlagen, aber auch in dem Punkte wußte ſich das Fräulein oft Rath zu ſchaffen, indem ſie ſich ſammt den Schlüſſeln zur Speiſekammer unſichtbar machte, und ganz romantiſch im Schatten irgend einer wohlverſteckten Gartenlaube poetiſirte, bis der hoffnungsvolle Neffe des Suchens nach ihr müde war.

Onufryj Protopopowicz, eine weit minder wichtige Perſon als Rogaczynski Vater und Sohn, wurde eben deshalb in gaſtronomiſcher Beziehung von Fräulein Petronella deſto rückſichtsloſer behandelt, was keineswegs Sympathien mit der knickeriſchen Dame in ihm erregte, von der es obendrein allgemein bekannt war, daß ſie ſich ſelbſt mit geheimen Naſchereien um ſo reichlicher gütlich that, je mehr ſie den übrigen Hausgenoſſen am Mundvorrath abzwackte. Der abſolvirte Philoſoph hatte zu Lemberg nicht in glänzenden Umſtänden gelebt, und wäre wol im Stande geweſen, aus eigener Erfahrung nachzuweiſen, daß der Menſch unbeſchadet ſeiner Geſundheit Jahre lang leben könne, ohne Spargel zu eſſen, ja ohne ihn auch nur zu koſten. In Capowce, wo der Garten Spargel vollauf lieferte, lernte Onufryj den Geſchmack dieſes Küchengewächſes erſt recht kennen, und nie bewährte ſich das Sprichwort: l'appétit vient en mangeant glänzender, als beim Mentor des jungen Czeſlaw. Dreimal glücklicher Protopopowicz, wenn Du den Spargel nie kennen gelernt hätteſt! So reichlich nämlich der Garten auch Spargel lieferte, ſo ließ ihn doch Fräulein Petronella nur ſehr ſelten auf die Tafel geben, das heißt, wenn ſie ſchon nicht mehr anders konnte, um Herrn Amandus, oder was noch wichtiger war, Czeſlawchen nicht ganz toll zu machen, und höchſtens noch, wenn in Capowce ein Gaſt einkehrte, der ſich der beſonderen Gunſt des Fräuleins erfreute. Außerdem zog es die edle Petronella vor, den Spargel auf ihre Rechnung in das nächſte Städtchen zum Verkauf zu ſchicken, ja es gab ſogar Fälle, wo ſie bei Mangel an Abſatz dieſes Gemüſe lieber auswachſen ließ, als daß ſie den Hausgenoſſen einen guten Biſſen vergönnt hätte.

Wir bemerkten bereits, daß Onufryj Protopopowicz vor ſeinem Aufenthalt in Capowce kaum etwas mit Spargel zu thun gehabt hatte, aber in Folge der Regel: l'appétit vient en mangeant hatte er kaum zwei- bis dreimal von dieſer Leckerei gekoſtet, als er auch eine unüberwindliche Leidenſchaft dafür empfand, welcher alle Schätze ſeiner Philoſophie nicht das Gleichgewicht zu halten vermochten. Je mehr aber die Spargelbegierden des Pädagogen heranwuchſen, deſto mehr geizte Fräulein Petronella mit dem erſehnten Gemüſe, wodurch der abſolvirte Philoſoph, der bei ſtrotzend vollen Spargelbeeten doch ſeinen Appetit nicht befriedigen konnte, die Qualen des Tantalus litt, und wer die Hieroglyphen einer hundertfach gefalteten Stirne zu leſen vermocht hätte, dem wären die Wollen auf des Hofmeiſters Stirne, wenn er bei Tiſch ſaß, oftmals wie eine mit großen Buchſtaben geſchriebene Anzeige vorgekommen, des Inhalts: „Heute iſt ſchon wieder kein Spargel auf der Tafel!“ — Nun geſchah es einmal noch vor Ablauf der Spargelſaiſon, daß ein von Fräu-

lein Petronella ſehr protegirter Gaſt einen Morgenbeſuch in Capowce abſtattete. Das Fräulein im Wahne, der Gaſt würde bei Tiſch bleiben, ließ ſogleich den Befehl in die Küche ergehen, man ſolle zu Mittag eine ſchöne Schüſſel Spargel in Bereitſchaft ſetzen. Der Gaſt ließ ſich jedoch wider Verhoffen nicht zurückhalten, und fuhr noch vor dem Speiſen davon. Nun erging ſogleich Gegenbefehl von wegen des Spargels in die Küche, und der Koch wurde angewieſen, denſelben noch ungekocht abzuliefern, damit derſelbe Morgen zum Verkauf geſchickt würde. Dieſer Gegenbefehl, kam aber zu ſpät, ſintemalen der Spargel bereits gekocht war.

Der Koch hatte nicht Luſt, Fräulein Petronella von der vollen Wahrheit in Kenntniß zu ſetzen, weil ſie das höchlich geärgert hätte, und ein ſolcher Aerger leicht in Prügel ausartete. Da er zu ſeinem Glücke mit dem Gärtner im guten Einvernehmen ſtand, ſo beſchloß er einen Staatsſtreich zu wagen, bat ſich von demſelben eine zweite Lieferung Spargel aus, lieferte dieſen friſch geſchnitten dem gnädigen Fräulein ab, und behielt nun den bereits gekochten zur freien Verfügung. Etwas davon verſpeiſ'ten Koch und Gärtner in ſchönſter Eintracht, weil aber bei ihnen vorzugsweiſe ausgiebigere und kernigere Nahrungsſtoffe im beſten Kredit ſtanden, ſo vertieften ſie ſich nicht ſonderlich in den wenig ſtärkenden Spargel, von welchem mithin der beſte Theil übrig blieb. Nun erinnerte ſich der Koch gerade zu rechter Zeit der Spargelleidenſchaft des Herrn Hofmeiſters; Onufryj Protopopowicz war beim Hausgeſinde nicht ganz unbeliebt, und ſo wurde beſchloſſen, dem abſolvirten Philoſophen eine Ueberraſchung und einen recht guten Tag zu machen. Als der Küchenjunge dem Pädagogen insgeheim die verdeckte Schüſſel zeigte, und unter dem flüchtig gelüfteten Deckel die zarteſten Spargeldüfte heranſtrömten, als vollends unter dem Schatten des Deckels eine dichte Reihe appetitlich geordneter dunkelgrüner Köpfchen zum Vorſcheine kam, da ſtrahlten Onufryj's Augen vor Glückſeligkeit wie ein Paar Centralſonnen. Nun war nur noch die Frage: wo der köſtlichſte Schmaus am beſten abzuhalten wäre? Im eigenen Zimmer wagte es der Hofmeiſter nicht, denn erſtens bewohnte er es gemeinſchaftlich mit ſeinem Zöglinge, welcher von der Geſchichte nichts merken ſollte; zweitens konnte er daſelbſt jeden Augenblick von Herrn Amandus oder ſonſt von Jemanden aus der Sippſchaft überraſcht werden. Da fiel dem Philoſophen zu rechter Zeit ein, daß der franzöſiſche Lehrmeiſter des jungen Herrn ein Zimmer im ſogenannten Souterrain*) bewohne, woſelbſt nicht ſo leicht ein unerwünſchter Beſuch zu hoffen ſei. Auch der Franzoſe, Monſieur Jolicoeur, lebte auf Kriegsfuß mit Fräulein Petronella, auch er „war in Arkadien geboren," das heißt: er ſpeiſ'te gern Spargel und bekam ihn ſelten, mithin nahm er ſowol Onufryj Protopopowicz, als auch die volle Schüſſel mit offenen Armen auf; aber ſo köſtlich der Spargel auch war, ſo erquickte er die beiden Präceptoren doch noch nicht ſo ſehr, als der herzerhebende Gedanke: wie würde ſich Fräulein Petronella ärgern, wenn ſie es wüßte!

Fünftes Kapitel.

Auszug aus der Biographie des Herrn Narciſſe Jolicoeur, wohlbeſtallten Präceptors der franzöſiſchen Sprache in Capowce.

Durch den eben gemeldeten Spargelſchmaus war die Freundſchaft zwiſchen Monſieur Jolicoeur und Onufryj Protopopowicz viel inniger geworden, wiewol ſonſt zwiſchen polniſchen und franzöſiſchen Informatoren die Rivalität meiſtens allen Sympathien entgegen tritt, und ſo wie der Bund Pfeile auf den holländiſchen Dukaten die Eintracht zwiſchen den verſchiedenen Provinzen bezeichnen ſoll, ſo hätte man als Symbol des guten Einvernehmens zwiſchen Protopopowicz und Jolicoeur einen Bund Spargel anwenden können. In Folge dieſer gemüthlichen Annäherung fühlte ſich der Franzoſe bewogen, dem polniſchen Philoſophen einige ſeiner wichtigſten Lebensereigniſſe vertraulich mitzutheilen, wovon wir das Hauptſächlichſte hier wiederholen.

Narciſſe Jolicoeur war von Hauſe aus ein Schuſtergeſelle, wanderte als ſolcher aus Frankreich und kam nach mancherlei Wechſelfällen endlich nach Galizien. Seine Unkenntniß der Landesſprache und ſein anmaßendes Benehmen gegen die Meiſter waren Urſache, daß er ſich bald ohne Erwerb ſah und in das größte Elend gerieth. In dieſer kritiſchen Lage hatte er das Glück, von einer Gräfin bemerkt zu werden, welche ihn in Dienſt nahm, erſtens um ſich eines franzöſiſchen Bedienten rühmen zu können, und dann, um ihren Töchtern Gelegenheit zu verſchaffen häufiger als bisher franzöſiſch zu reden. Mehr konnte Jolicoeur in linguiſtiſcher Hinſicht ohnehin nicht leiſten, als mit den Comteſſen plaudern, denn leſen und ſchreiben hatte er nicht gelernt. In dieſem neuen Verhältniſſe befand ſich der Franzoſe ganz leidentlich, er wurde nicht ſchlecht gezahlt und beköſtigt, auch erhielt er anſtändige Kleidung, um dem gräflichen Hauſe Ehre zu machen, und da ihn die beiden jungen Comteſſen ihrer Converſation öfters würdigten, ſo fiel es ihm nicht ſchwer, ſich in Kurzem zu ihrem beſonderen Schützling zu machen. Nur eine Sache lag wie ein centnerſchwerer Stein auf dem Herzen des ehrgeizigen Narciſſe. Die Gräfin beſtand nämlich unerbittlich darauf, daß er jeden Morgen auf dem parkettirten Fußboden ihrer Zimmer unter Mitwirkung des übrigen männlichen Dienſtperſonals einige Contratänze, Ecoſſaiſon und verſchiedene andere Tänze ausführe. Vor Eröffnung dieſer Tanzproduktionen wurde der Fußboden jedesmal mit einem großen Klumpen rohen Wachſes eingerieben, die Tänzer aber befeſtigten ſich mittelſt Riemen ſtarke Bürſten unter den Füßen, und hörten ſodann nicht eher zu tanzen auf, als bis die Parketten glatt und glänzend wie Spiegel waren. Dieſe Tanzübungen verleideten dem Franzoſen unendlich den Aufenthalt im gräflichen Hauſe. Je mehr er die Verhältniſſe in Galizien kennen lernte, deſto deutlicher wurde es ihm, daß ihm ſchon ſeine Geburt in Frankreich hinreichenden Werth verliehen habe, um das mühſame Schuſterhandwerk ganz entbehren zu können; denn ein Haus, welches ſich rühmen darf, einen National-Franzoſen zu beſitzen, blickt dort mit demſelben Stolze auf jedes andere Haus hernieder, dem dieſes Glück ver-

*) Die Landſitze des polniſchen Adels ſind häufig auf abſchüſſigem Grunde gebaut, ſo daß daran von einer Seite blos ein Erdgeſchoß, auf der andern aber ein erſter Stock erſcheint. Dieſer erſte Stock bildet zugleich die Gartenſeite, und die Zimmer unter demſelben werden insgemein „Souterrain" genannt. Sie dienen zu Wohnungen für Hausgenoſſen minderen Ranges und zu Gaſtzimmern.

ſagt iſt, wie ein arabiſches Reitpferd auf einen gemeinen Packeſel.

So lange Narciſſe in Frankreich lebte, war es ſeine Lieblingsgewohnheit, dem Zeitgebrauche gemäß, über die ſogenannten privilegirten Klaſſen gewaltig zu ſchimpfen; als er aber in Galizien fand, daß er ſchon durch ſeine bloſe Eigenſchaft als geborner Franzoſe die beſten Ausſichten hatte, ſich eben dieſen Privilegirten zu nähern und anzuſchließen, da ſuchte er, ganz im Gegenſatze zu ſeiner früheren Denkungsweiſe, ſich von den Unprivilegirten immer mehr loszureißen und fern zu halten. So viel Mühe er ſich aber auch gab, ſich immer mehr in die Kreiſe der Privilegirten zu drängen, und ſo oft ihm auch die ſüße Hoffnung eines glücklichen Erfolges zu lächeln ſchien, ſo wurde er doch jeden Morgen durch die oben beſchriebenen Contratänze in den Kreis der gemeinen Dienerſchaft — mithin der Unprivilegirten — gewaltſam zurück gezogen. Unter ſolchen Umſtänden hatte Jolicoeur nach und nach ſeine Kaſſe wohl gefüllt und ſich auch mit einer ſtattlichen Garderobe verſehen. Da nun die verhaßten Tanzübungen auf den Parketten des gräflichen Hauſes durchaus nicht zu vermeiden waren, ſo beſchloß der Franzoſe endlich, dasſelbe zu verlaſſen, und fand bald eine Stelle als franzöſiſcher Lehrmeiſter des jungen Herrn in Capowce.

Sechstes Kapitel.

Gäſte in Capowce.

Da Herr Amandus Rogaczynſki wieder zur Geſundheit gelangt war, ſo wurde es auf einige Zeit wieder lebendiger in Capowce. Einzelne Pritſchken kamen aus verſchiedenen Himmelsſtrichen gleichſam wie zur Rekognoszirung oder als Avantgarden angeraſſelt, Boten kreuzten ſich zu Fuß und zu Roß nach allen Richtungen, und nach wenigen Tagen trafen die Fuhrwerke mit Gäſten aus allen Richtungen in hellen Haufen ein. So lange Frau Leokadia in Capowce geherrſcht hatte, waren Pferde und Dienerſchaft ankommender Gäſte jedesmal im Hof unterbracht und vom Herrſchaftshauſe aus gaſtfrei verpflegt worden, ſeitdem aber der Obriſt und Fräulein Petronella herrſchten, führten dieſe eine ganz andere Mode ein. Wagen und Geſpanne der Gäſte wurden nunmehr — angeblich wegen Mangel an Raum — zum Juden, welcher die Dorfſchänke in Pacht hatte, geſchickt; dieſer mußte aber Hafer und Heu für die Pferde der Fremden zu einem vom Obriſten feſtgeſetzten, wahrhaft unchriſtlichen Preiſe aus dem Schloß nehmen, und da Herr Amandus nicht in das Geheimniß dieſer Spekulation eingeweiht war, ſo floß der Ertrag davon in die Taſche des Obriſten, welcher mit Fräulein Petronella Halbpart machte.

Ein großes Diner, welches nun veranſtaltet wurde, gehörte gewiſſermaßen in die Kategorie der Zweckeſſen, weil das Vorhaben, in einem Hauſe der Nachbarſchaft dramatiſche Dilettanten-Vorſtellungen zu geben, die Zuſammenkunft der Gäſte veranlaßt hatte.

Auch Herr Amandus war mit einer Rolle bedacht worden und übernahm ſie bereitwillig ſchon deshalb, um ſich die Langeweile zu vertreiben. Obriſt Wojowſki übernahm es bei Tafel, hauptſächlich die Gäſte zu unterhalten und das große Wort zu führen. Kaum waren einige Gläſer Wein in das Departement des Innern befördert, ſo fing der alte Kriegsmann nach ſeiner Gewohnheit an, hundertmal erzählte Heldenthaten aus ſeinen ehemaligen Feldzügen zum hundert und eintenmal zum Beſten zu geben, wobei nur zu bedauern war, daß manche der Zuhörer ein beſſeres Gedächtniß hatten, als der Erzähler ſelbſt, und mithin jeden Augenblick in der Lage waren, den jetzt erzählten Umſtänden der unglaublichen Kriegsthaten jene ſehr abweichenden Angaben entgegenzuſtellen, welche der Obriſt ſelbſt bei der letzten Reproduktion ſeiner Heldenſtücke angeführt hatte. Ein Hauptthema in dieſen Erzählungen bildete jedesmal eine erſtaunliche Anzahl von Koſaken, welche Wojowſki nach ſeiner Angabe durch verſchiedene taktiſche Verfahrungsarten maſſakrirt hatte, und eine gleichfalls nicht geringe Anzahl Juden, welche er nach ſeiner ausdrücklichen Verſicherung hatte aufhängen laſſen.

Als er gerade im beſten Strome der Erzählung war, hatte einer von den Gäſten den verrätheriſchen Einfall, ein großes, zuſammengefaltetes Blatt Papier aus der Taſche zu ziehen und den Obriſten zu fragen, ob er nicht im Stande ſei, ihm beiläufig anzugeben, wie viel er im Ganzen genommen und in runder Summe mit den von ihm befehligten Truppen Koſaken erlegt, und wie viel Juden er habe aufknüpfen laſſen? — Der Befragte ſtutzte hierüber, und erwiederte mit auffallender Verlegenheit, daß es ihm ſchwer ſei, dies im Kopfe zuſammenzurechnen. Der ungelegene Peiniger ließ ſich aber nicht irre machen, und drang mit Beziehung auf die wichtigſten, von Wojowſki ſchon oft erzählten Kriegsthaten, wobei der Obriſt das Gedächtniß ſeines Inquirenten im Stillen zu allen Teufeln wünſchte, unbarmherzig auf ſpecielle Zahlen. Angaben, wobei Wojowſki auf ſein Ehrenwort immer nur das Minimum anſetzte. Nun ſchrieb der Frager das Reſultat der ſo erzielten Angaben auf das früher erwähnte Blatt Papier mit einem ſchon bereit gehaltenen Bleiſtift, und ſprach ſodann zur Geſellſchaft. Meine Herren! ſchon ſeit einigen Jahren beſchäftige ich mich damit, die Anzahl der Koſaken und Juden, welche von unſeren tapferen Landsleuten in den vormaligen franzöſiſchen und polniſchen Heeren aus der Welt geſchafft wurden, in dieſes kleine Verzeichniß einzutragen, wobei ich mich ſtets an Ihre eigenen Angaben des Minimums halte; da ich jedoch nur einen verhältnißmäßig ſehr kleinen Theil dieſer Tapfern perſönlich zu kennen die Ehre habe, ſo ſehen Sie wol ein, daß die bisher durch einzelne mündliche Nachfragen von mir ermittelten Zahlen noch bei weiten nicht die Geſammtſumme liefern können. — Und nun nannte er als Ergebniß ſeiner bisherigen Forſchungen unter nicht geringem Gelächter des Auditoriums eine ſolche Zahl umgebrachter Koſaken und Juden, daß nach allem ſtatiſtiſchen Ermeſſen in ganz Rußland und Polen niemals ſo viele derſelben hätten leben können.

Wer dieſen Witz am ſchlechteſten fand, war gewiß Obriſt Wojowſki, welcher dadurch auf eine gute Weile mißlaunig wurde und verſtummte. Uebrigens waren ihm ähnliche Widerwärtigkeiten nicht ganz neu, und nach einigen abermals hinabgefloſſenen Gläſern Wein kam er wieder in's Geleiſe. „Wiſſen Sie wol, meine Herren," hob er an, „was mir auf dem Rückzug von anno 1812 in Prawdoſlawice geſchah? Der ruſſiſche General — wie hieß er nur zum Gukguk — Dings da — war uns hart auf den Ferſen

mit einer zwanzigmal überlegenen Macht, und von Weitem ſah man ſchon die Piken ſeiner Koſaken wie dürre Hanfſtengel über dem Schneegefilde hervorgucken. Ich hatte faſt lauter Infanterie, und ohne Zweifel hätte uns die Teufelsbrut eingeholt, wenn mir nicht zum größten Glück meine Marketenderin einen geſcheidten Rath gegeben hätte. Ich ließ in aller Eile aus ſämmtlichen Judenhäuſern die Federbetten und Polſter heraustragen und die Ueberzüge aufreißen, die Federn aber ſo hoch als möglich in die Luft werfen. Während wir nun ſo ſchleunig als möglich unſere Retirade fortſetzten, ſtanden die Juden händeringend auf der Straße, und blickten heulend und wehklagend zu ihren Bettfedern empor, die der Sturmwind im raſchen Wirbel herumjagte. Sie wiſſen, meine Herren! wie beutegierig und habſüchtig die Koſaken ſind. Kaum waren dieſe in das von uns ſo eben verlaſſene Prawdoſlawice eingerückt, ſo erkannten ſie ſogleich, daß die Juden, denen um die Bettfedern entſetzlich leid war, dieſelben gerne gut bezahlen würden. In Hoffnung dieſes ſicheren Gewinnes, ſtellten ſich nun die Koſaken auf ihren Pferdeſätteln empor, und waren emſig befliſſen, mit Lanzen und Kolpaks die zahllos in der Luft wimmelnden Federn herabzulangen, ja manche von ihnen ließen ſogar ihre trefflich dreſſirten Pferde ſich ſenkrecht aufrichten, und trieben ſie dann mit Sporen und Kantſchuhieben zu erſtaunlich hohen Luftſprüngen, um den Federn mit noch beſſerem Erfolg nachzujagen. Während ſie ſich aber auf dieſe Weiſe in Prawdoſlawice aufhielten, gewann ich mit meinen Truppen ſo viel Zeit, als nöthig war, um den nächſten Wald zu erreichen, in deſſen Schatten wir ſicher geborgen waren."

Die Erzählung des Obriſten erregte allgemeines Gelächter, welches er ſich unbedenklich in beifälligem Sinne auslegte. Da nun auch einige andere, aus der Geſellſchaft verſchiedene Abenteuer zum Beſten gaben, kam die Rede auch auf den verhängnißvollen Uebergang über die Berezina. „Ach, meine Herren!" rief Wojowſki nach einem gewaltigen Seufzer aus, „niemals in meinem Leben werde ich dieſe vermaledeite Berezina vergeſſen und was ich daſelbſt ausgeſtanden habe. Es iſt weltbekannt, daß der große Napoleon bei dieſer Gelegenheit über den wüthend dahin ſchäumenden, mächtige Eisblöcke mit ſich fortreißenden Fluß in Eile zwei Brücken ſchlagen ließ, die jedoch beide unter dem Getümmel der wilden Flucht zuſammenbrachen. Auf einer dieſer Brücken befand ich mich im Momente des Einſturzes gerade über der Krone eines Jochs. Rings um mich her ſtürzten Krieger, Roſſe, Kanonen und verſchiedene Bagage in die gräßliche, Alles verſchlingende Tiefe der Fluten; aber mein treuer Rappe erhielt ſich feſten Fußes auf dem noch hervorragenden Jochbalken, und wußte ſich glücklich im Gleichgewichte zu behaupten." — „Welch' ein ungeheures Glück!" rief man von allen Seiten dem Obriſten zu. — „Ja wol, meine Herren!" erwiederte dieſer, „aber wenn mich mein treffliches Pferd auch vom augenblicklichen Tode gerettet hatte, ſo ſchwebten wir deshalb nicht minder noch immer in fürchterlicher Gefahr, denn durch die brauſenden Wellen und Eisſchollen des hoch angeſchwollenen Fluſſes ſchwimmend zu gelangen, durfte ſelbſt der kühnſte Wagehals nicht hoffen, und außerdem daß mein Rappe jeden Augenblick vom ſchmalen Balken ausgleiten und mit mir herunterfallen konnte, verfolgte uns auch eine mörderiſche Kanonade der Ruſſen, die meine Wenigkeit ganz beſonders zu ihrem Ziele auserkoren hatten. Links und rechts brummten mir die verdammten Kanonenkugeln an den Ohren vorbei, doch dem Himmel ſei's gedankt, daß die Hallunken von Artilleriſten erbärmlich ſchoßen und mich und den Rappen ſtets verfehlten, bis die Nacht dem Kampfe ein Ende machte. Nicht ohne peinliche Unruhe ſah ich dem nächſten Morgen entgegen. Ich fühlte, daß der Froſt immer grimmiger wurde, auch rauſchten die Wogen der Berezina immer ſchwächer und ſchwächer in der Tiefe. Wenn der Fluß, ſo dachte ich bei mir, bis zum Morgen hinlänglich feſt zufriert, ſo gibt dies eine Bahn, auf welcher man davon reiten kann, und dann: lebt wohl, meine lieben Ruſſen! Der treue Rappe hielt ſich glücklich im Gleichgewicht bis zum Grauen des Morgens, welchen kein Hahnenſchrei verkündete, denn durch den Marſch der ausgehungerten Heere war alles Geflügel aus der Gegend verſchwunden. Die Berezina rauſchte ſchon ſeit einigen Stunden gar nicht mehr, was mir die Ueberzeugung einflößte, daß ſie ganz mit feſtem Eiſe überzogen war. Sobald die Dämmerung ſich ſo weit aufhellte, daß ich das Eis unter mir deutlich ſehen konnte, entſchloß ich mich, das Aeußerſte zu wagen, und lieber, wenn das Eis noch nicht feſt genug ſein ſollte, in den Fluten unterzugehen, als mich den Feinden zu ergeben. Mit einem kühnen Satz war mein Rappe vom Jochbalken herab und auf dem Eiſe — glücklicherweiſe hielt es feſt, und ehe ſich die Ruſſen noch die Augen recht ausgerieben hatten, trabte ich luſtig der franzöſiſchen Armee nach, welche ich bald wohlbehalten zu erreichen die Ehre hatte."

Ein allgemeines „Ah!" krönte hier den Schluß der Geſchichte, ja ſogar die ſervirenden Bedienten, welche mit aufgeriſſenen Mäulern und Ohren zugehorcht hatten, konnten ſich nicht enthalten, in dieſes „Ah!" mit einzuſtimmen. Um dem Obriſten nicht allzuviel ſchuldig zu bleiben, ergriff nun ein Gutsbeſitzer aus der Nachbarſchaft das Wort und begann: „Meine Herren! in einer Verſammlung ſo vieler ausgezeichneter Landwirthe, als ich hier beiſammen ſehe, dürfte ich mir vielleicht ſchmeicheln, daß Sie auch einem ökonomiſchen Stoffe ihre gütige Theilnahme nicht gänzlich verſagen werden. Ohne Zweifel laſen Sie ſchon öfters in Zeitſchriften von mancherlei wichtigen Verſuchen, den Dampf als Arbeitskraft bei verſchiedenen landwirthſchaftlichen Verrichtungen anzuwenden. Da ich wie ſo viele meiner geehrten Freunde und Nachbarn einen Theil meiner Grundſtücke aus Mangel an hinreichenden Frohndienſten nicht gehörig bewirthſchaften kann, ſo richtete ich meine geſpannteſte Aufmerkſamkeit auf die neueſten Fortſchritte der Mechanik, und beſchloß durch deren Einführung und das hiedurch gegebene Beiſpiel unſerem geliebten Vaterlande nützlich zu werden. Zu dieſem Zwecke beſtellte ich gradenwegs aus England einen ganz neu erfundenen Pflug, welcher blos durch die Kraft des Dampfes in Bewegung geſetzt wird. Sie werden gewiß begreifen, daß es keine Kleinigkeit iſt, mit Leuten, welche nie einen Dampfpflug geſehen hatten, einen ſo künſtlichen Mechanismus gehörig zu dirigiren, und es war mir in der That um dieſen Punkt ziemlich bange, obwol ich zugleich mit der Maſchine eine ſehr ausführliche Anleitung zu deren Gebrauche erhalten hatte. Zum Glück hat einer von meinen Wirthſchaftsbeamten ein auffallendes Talent für Alles, was in das Gebiet der Me-

Digitized by Google

chanik einſchlägt; in dieſen Menſchen ſetzte ich mein Vertrauen, und er rechtfertigte dasſelbe in der That ſo vollkommen, daß dieſer einzige Dampfpflug die Arbeit von zwanzig gewöhnlichen Pferdebeſpannungen verrichtete. Die Erſparniß dabei war ſehr groß, da die Maſchine weiter nichts brauchte, als eine unbedeutende Quantität Holz und Waſſer und zwei Knechte, den einen zur Unterhaltung des Feuers, den andern zur Lenkung des Pflugs in der nöthigen Richtung. Meine Freude über den glücklichen Erfolg war ſo groß, daß ich bereits damit umging, noch ein zweites Exemplar eines ſolchen Dampfpflugs aus England kommen zu laſſen; denken Sie ſich aber meine Ueberraſchung, als mir eines Tages die Schreckenspoſt hinterbracht wurde, mein Dampfpflug ſei — durchgegangen. Ja, meine Herren! förmlich durchgegangen, die Knechte mußten ſich ohne Zweifel bei der Leitung irgend eine Unvorſichtigkeit zu Schulden kommen laſſen, da nahm die Maſchine plötzlich Reißaus und jagte mit unerreichbarer Schnelligkeit über alle Berge davon. Erſt nach mehren Monaten erhielt ich durch einen reiſenden Ochſenhändler die Kunde, daß jetzt mein Dampfpflug in der fernen Walachei fremder Bojaren Grund und Boden pflügt, und ich habe für alle meine Opfer an Geld und Bemühungen das leidige Nachſehen."

Dieſe Erzählung des Edelmannes erreichte noch den beabſichtigten Zweck, aber von dieſem Momente an gewann der Geiſt des Weines über alle andern Geiſter in ſo tyranniſcher Weiſe die Oberhand, daß die Unterhaltung in ein ſchauderhaftes Chaos überging, welches endlich im vergeblichen Kampfe gegen die Uebermacht des Morpheus ein ſchnarchendes Ende fand.

Siebentes Kapitel.

Herr Amandus Rogaczynski beginnt ſeine Laufbahn in der dramatiſchen Kunſt.

Die Geſellſchaft fuhr Tags darauf nach allen Richtungen auseinander, nachdem man ſich über Vertheilung der Rollen verſtändigt und zur nächſten Zuſammenkunft, wo ſchon die erſte Probe ſtattfinden ſollte, einen benachbarten Landſitz gewählt hatte. Herr Amandus, der ohnehin nicht wußte, was er vor Langerweile anfangen ſolle, machte ſich eben deshalb um ſo lieber an das Einſtudiren der Rolle. Als nun der Tag herankam, wo er zur erſten Probe fahren ſollte, ließ er deshalb den Mandatar (Gutsbeamten) rufen, um zur Vorbereitung ſeiner mehrtägigen Abreiſe die nöthigen Befehle zu ertheilen. Bevor der Gerufene erſchien, unterhielt ſich der gnädige Herr einſtweilen mit Wiederholung ſeiner Rolle und vorzüglich mit einer Stelle, von welcher er ſich großen Effekt verſprach. Er hatte nämlich mit gezücktem Säbel ſeinem Gegner die Drohung zuzurufen: „Hinaus, oder ich haue Dich in Stücke!" Herr Amandus donnerte ein heroiſches: „Hinaus!" — und die Fenſter zitterten. Herr Amandus hob den Fuß etwa eine Elle hoch empor, ſtampfte dann mit aller Macht auf den Fußboden — und alle Tiſche und Stühle im Zimmer wackelten. Hierauf zog er den größten ſeiner Säbel aus der Scheide, und verſuchte einige Ausfälle nach einander, wobei er ſich alle Mühe gab, die Beine immer mehr auszuſpreizen und ſich gleichſam wie in den Sattel zu ſetzen, ſo daß der Untertheil des Rumpfes immer näher gegen den Boden herabgedrückt wurde. Dabei wurde der rechte Arm möglichſt ſenkrecht emporgeſtreckt und der blanke Säbel auf die Art gezückt, daß die Klinge beiläufig wie ein umgekehrter Zopf von der Fauſt zum Genick hernieder hing. Nun legte Herr Amandus ſelbſtzufrieden den Säbel weg, ſtellte ſich vor den Spiegel und verſuchte eine Auswahl der grimmigſten Augenverdrehungen. Als er auch über dieſen Punkt mit ſich einig war, befragte er den Spiegel über einen anderen mimiſchen Moment, nämlich das Verzerren des Mundes mit beſonderer Rückſicht auf das Zähnefletſchen. Nach dieſen mit großer Kunſtliebe unternommenen Vorbereitungen beſchloß Herr Amandus einmal den Totaleffekt zu prüfen. Er ergriff den weggelegten Säbel wieder, ſtampfte mit abwechſelnden Füßen dreimal nacheinander herkuliſch auf, machte einen Ausfall ventre à terre mit kunſtgerecht in's Genick herabhängendem Säbel, und brüllte wüthend: „Hinaus, oder ich haue Dich in Stücke!"

Gerade in dieſem Augenblick trat der gerufene Mandatar in die Thüre, welcher der dramatiſche Dilettant zugewendet war. In ſeiner wirthſchaftsämtlichen Laufbahn hatte es der gute Mandatar noch nie erlebt, daß der gnädige Herr ein ſolches Bild der gräßlichſten Wuth vorgeſtellt hätte, daher war es auch um ſo weniger zu verwundern, daß der gerufene Beamte, als ihm Herr Amandus das effektvolle: „Hinaus, oder ich haue Dich in Stücke!" mit hochgeſchwungenem Säbel und den kräftigſten mimiſchen Beigaben entgegen brüllte, vor Schrecken erblaßte und unverzüglich die Flucht ergriff. Herr Amandus bemerkte ſogleich das Mißverſtändniß, und da er nothwendig mit dem Mandatar zu ſprechen hatte, von den Bedienten aber ſoeben keiner bei der Hand war, ſo lief er über Hals und Kopf dem Entfliehenden nach, vergaß aber in der Zerſtreuung, den blanken Säbel aus der Hand zu legen. Der Mandatar blickte auf ſeiner Flucht ängſtlich zurück, ſah ſich vom gnädigen Herrn haſtig verfolgt, ſah deſſen furchtbare Waffe im Sonnenſchein glänzen, und wurde hiedurch noch mehr in dem Wahne beſtärkt, Herr Amandus müſſe heute von einem unauslöſchlichen Durſte nach dem Blute ſeines Oekonomie-Perſonals beſeſſen ſein. Das Reſultat dieſes eben ſo hitzig als hartnäckig fortgeſetzten Wettrennens war endlich, daß ſich der Mandatar im Walde in das dunkelſte Dickicht der Brombeerſträuche verkroch, aus welchem er ſich erſt nach drei qualvollen Tagen jämmerlich zerkratzt, zitternd und halb verhungert, wieder herauswagte. Herr Amandus aber kam von ſeiner vergeblichen Nachſetzung von Schweiß triefend und weidlich fluchend zurück.

Achtes Kapitel.

Vom großen Stockfiſchfang.

Herr Amandus Rogaczynſki verreiſ't, wie ſchon erwähnt, in dramatiſchen Angelegenheiten, und überließ die Zügel der Regierung einſtweilen ausſchließlich dem Obriſten und Fräulein Petronella. Schon ſeit längerer Zeit glaubte man bemerkt zu haben, daß aus dem Teiche zu Capowce öfters Fiſche geſtohlen werden, und die verſchiedenen bemerkten Spuren erregten den Verdacht, daß die Schuldigen einem benachbarten, übelberüchtigten Dorfe angehören mochten. Kaum war nun Herr Amandus abgereiſ't, ſo kam Tags darauf ein Hofknecht, der über Nacht

die Feldwache gehabt hatte, in aller Frühe zum Obriſten mit der wichtigen Meldung: eben dieſe Nacht habe er eine Schaar von Bauern belauſcht, welche in aller Stille Fiſchreuſen in den Teich gelegt und dann eben ſo heimlich den Rückzug angetreten hätten. Lärm hatte der Wächter nicht machen dürfen, weil der Diebe viele waren, und hätten ſie ihn entdeckt, ſo wäre ſchwerlich ein ganzer Knochen an ihm geblieben. Uebrigens war die Sache auch dem Obriſten ſo viel lieber, denn anſtatt die Diebe zu verjagen, konnte man nun hoffen, ſie beim Herausnehmen der Reuſen auf friſcher That zu fangen und der Strafe zu überliefern. Die gewöhnlichen Manövers des Fiſchdiebſtahls waren in Capowce nicht unbekannt, es wurden nämlich die Fiſchreuſen, ſo wie diesmal bei der Nacht gelegt, möglichſt gut verborgen und etwa in der dritten Nacht darauf eben ſo geheim wieder herausgenommen. Hienach konnte der Obriſt leicht ſeine Maßregeln treffen, wobei ihm ein hochbewachſenes Kukurutz- (Mais) Feld in der Nähe des Teiches wohl zu ſtatten kam. Wojowſki rekapitulirte, während er am Teiche mit langen Schritten und auf dem Rücken gekreuzten Händen auf und ab ſchritt, alle ſeine ſtrategiſchen und taktiſchen Syſteme aus den Zeiten Napoleon's, berechnete alle Zugänge zum Teiche, die taktiſchen Vortheile des Terrains und alle vorhandenen Möglichkeiten des Entkommens. Die erſte und zweite Nacht wurden blos Vorſichts halber verſtärkte Wachen ausgeſtellt, als aber die entſcheidende dritte Nacht herankam, verſammelte der Obriſt in aller Stille die Dienerſchaft des Hauſes, die Knechte der Maierhöfe und einige Bauern, welche ſammt den Wirthſchaftsbeamten ein Armeecorps von etlichen dreißig bis vierzig Köpfen bildeten. Das Eintreten der völligen Dunkelheit wurde abgewartet, einige der Helden bewaffneten ſich mit Jagdgewehren, Säbeln und Piſtolen, die meiſten jedoch mit plebejiſchen Heugabeln und koloſſalen Prügeln, ſodann ſetzte ſich der Zug in tiefem Stillſchweigen rückwärts durch den Garten, dann über einſame Feldreine gegen den Teich zu in Bewegung. Das Haupttreffen kauerte ſich im Dickicht des Kukurutzfeldes nieder, einzelne Pikets im Schilfe des Teiches.

Gegen Mitternacht deutete entfernes Hundegebell die Erſcheinung irgend eines verdächtigen Gegenſtandes an. Nicht lange nachher wurden dumpfe Tritte hörbar, und ein Zug unheimlich im Mondſcheine einherſchreitender Geſtalten wanderte gerade nach dem Teiche zu. Behutſam ſpähten ſie nach allen Seiten herum, und als ſie nichts Bedenkliches entdeckten, legten ſie ihre Kleider am Ufer des Teiches auf's Gras und ſtiegen im National-Koſtume Adam's und Eva's in das Waſſer, um die Reuſen auszuheben. Als dieſer Moment eingetreten war, wo ſich die Diebe augenſcheinlich in der taktiſch unvortheilhafteſten Lage befanden, ließ der Obriſt das Commando zum Angriff laut erſchallen. Kukurutzfeld und Rohrdickicht wurden nun plötzlich in drohender Weiſe lebendig; mit gräßlichem Geſchrei ſtürzten ſich die Streitkräfte von Capowce auf die Unternehmer der unlegitimirten Fiſcherei, und während ſich dieſe vergebens bemühten, durch Untertauchen in's Waſſer dem Hagelwetter von Prügeln auszuweichen, das auf ſie herabfiel, feuerten Wojowſki und das Amtsperſonale einige Schüſſe in die Luft ab, um das Maß des Schreckens auf's Höchſte zu füllen. So viel Aufwand an Feldherrntalent von Seite des Obriſten war nicht im geringſten überflüſſig geweſen; denn trotzdem, daß die äußerſt nachtheilige Stellung der Diebe jeden Widerſtand unmöglich zu machen ſchien, wehrten ſie ſich bei ihrer Gefangennehmung dennoch ſo verzweifelt, daß viele von den Helden aus Capowce mit artigen Löchern im Kopf oder blutigen Naſen dekorirt wurden, was ſie allerdings prima furia alſogleich auf dem Schlachtfelde den Dieben mit reichlichen Zinſen vergüteten.

Endlich ſtimmten nach heißer Arbeit die tapfern Capowcer ein ſchallendes „Victoria!" an, worin die Unken und Fröſche des Teiches begeiſtert mit einſtimmten. Die jämmerlich zerbläuten Fiſchdiebe wurden mit gebundenen Händen, vor Näſſe und Kälte zitternd (denn der Obriſt erlaubte ihnen nicht, die ausgezogenen Kleidungsſtücke wieder anzuziehen), durch Puffe und Stöße mit aller Höflichkeit zum Weitergehen ermuntert, und im Nachtrabe folgten einige Capowcer Hofknechte mit den glorreichen Trophäen des Kampfes, als da waren: die erbeuteten Fiſchreuſen, Hemden, Leinenhoſen, Stiefel, Gürtel und Röcke (Sioraki) der Diebe und dergleichen Koſtbarkeiten mehr ſchwer beladen. Leute, welche in die Moralitäts-Verhältniſſe der Capowcer Heldenſchaar dem Detail nach eingeweiht ſein konnten, wollten ſogar die Behauptung wagen: der Obriſt habe ein halb Schock gebundener und alterum tantum ungebundener Spitzbuben im Triumph nach Capowce geführt.

Neuntes Kapitel,

welches davon handelt, was für ein Unterſchied zwiſchen ſolchen Spitzbuben, die bereits geſtohlen haben, und ſolchen, die erſt ſtehlen wollten, exiſtirt.

Der Obriſt war außerordentlich über ſich ſelbſt und die ſo eben errungenen Lorbeeren entzückt, und nachdem er die gefangenen Miſſethäter, unbekleidet wie ſie waren, theils in den grundherrlichen Arreſt, theils aber, weil hier bei Weitem nicht genug Raum war, in verſchiedene Keller und Schweinſtälle hatte einſperren laſſen, war es ſeine angelegentlichſte Sorge, Anzeige vom Vorgefallenen an das nächſte Kriminalgericht zu erſtatten, damit die nöthigen Anſtalten getroffen würden, um die Delinquenten dahin zu überliefern. Zu einem ſo wichtigen Staatsgeſchäfte war es natürlich, daß man die Matadoren der Rechtsgelehrtheit und des ſchönen Styls, ſo viele ihrer in Capowce aufgetrieben werden konnten, zu Rathe zog, dieſe Matadoren beſtanden aber ſammt und ſonders aus dem Mandatar, dem Oekonomen und Herrn Onufryj Protopopowicz, welche unter dem Vorſitze Wojowſki's die Fiſchdiebſtahl-Angelegenheit aus kriminellem Geſichtspunkte würdevoll verhandelten. Mandatar und Oekonom fanden es den Grundſätzen ihrer Staatsklugheit nicht angemeſſen, dem Obriſten in's Geſicht zu widerſprechen, als dieſer ſich für unverzügliche Einleitung der angemeſſenen Schritte erklärte, um die eingefangenen Spitzbuben dem Kriminal — und wie er ſich einbildete, vielleicht ſogar dem Galgen zu überliefern. Freimüthiger war dagegen Onufryj Protopopowicz, welcher überdies von einigen befreundeten Rechtsbefliſſenen in Lemberg hin und wieder manche zufällige Brocken von den Grundſätzen der Kriminaliſtik glücklich aufgeſchnappt hatte. „Wollen Sie die Leute dem Kriminal überliefern," ſprach er zum hocheifrigen Obriſten, „ſo müſſen Sie ihnen vor allem Andern ein wirkliches Kriminalverbrechen nachweiſen

können. Sie meinen freilich, es liege gegenwärtig der Kriminalpunkt des Fiſchdiebſtahls vor; wie denn aber, wenn ich Ihnen klar und deutlich darthue, daß gar kein Diebſtahl ſtattgefunden hat?"

„Himmelkreuzmilliondonnerwetter!" fuhr Wojowſki auf, „haben wir denn nicht die verdammten Schelme beim Stehlen auf brühwarmer That ergriffen?"

„Belieben ſich Euer Gnaden allergnädigſt nicht zu ereifern," fuhr der Pädagog mit unerſchütterlicher Gelaſſenheit fort, „und wollen Sie lieber geruhen, ſich über den Punkt mit völliger Beſtimmtheit gnädigſt auszuſprechen, ob beſagte verhaftete Individuen wirklich, ſei es auch nur einen einzigen der hohen Capowcer Grundherrſchaft rechtmäßig zugehörigen Karpfen, Hechten, Schleien oder ſonſt einen Fiſch — ja wäre es auch nur ein miſerabler Krebs — aus dem Teiche fortgetragen haben? Können Sie das im Ernſte behaupten oder gar rechtskräftig beweiſen?"

„Aber zu allen Teufeln!" wetterte der Obriſt d'rein, „Sie werden mir doch nicht gar auf die Naſe binden wollen, daß die Reuſen in einer andern Abſicht in den Teich gelegt wurden, als um Fiſche zu fangen und zu ſtehlen?"

„Ich bitte ergebenſt nur noch um eine ganz geringfügige Quantität von Hochdero Geduld," erwiederte der Hofmeiſter mit unwandelbarer Ruhe, „ſelbſt in dem Falle, daß wir die Abſicht zu ſtehlen als erwieſen annehmen wollen — ein Punkt, den ich mir noch näher zu beleuchten vorbehalte, ſo reicht dies noch keineswegs zur Conſtatirung des Diebſtahls hin, denn die Verhafteten hätten ja zufällig die Reuſen wol ausheben, aber keine gefangenen Fiſche darin finden können."

„Nun denn!" rief der enträſtete Obriſt, „wenn ſchon Ihre hohe Weltweisheit alle möglichen Argumente zum Vortheile der Spitzbuben hervorzuſuchen ſich bemüht, ſo werden Sie mir doch mit aller Ihrer Philoſophie nicht abſtreiten, daß ſchon das bloße Einlegen von Fiſchreuſen in einen fremden Teich eine unerlaubte und folglich ſtrafbare Handlung ſei."

„In polizeilich politiſcher Beziehung allerdings," entgegnete Protopopowicz, „aber noch nicht in krimineller, denn das Kriminalverfahren erfordert vor Allen einen wohlbeſchaffenen, ordentlich vollzogenen und von allen weſentlichen Mängeln freien Diebſtahl, und wenn ich mich vorhin erkühnte, ſelbſt die Abſicht eines ſolchen Diebſtahls nicht als hinlänglich erwieſen anzuerkennen, ſo wollen Sie mir zu Gnaden die weitere unterthänigſte Bemerkung geſtatten, daß die von Ihnen des Diebſtahls beſchuldigten möglicherweiſe ihr früheres, tadelnswerthes Vorhaben bereits von Neue erfüllt abgeändert haben konnten, und vielleicht nur deswegen kamen, um die Reuſen unbemerkt wieder zu entfernen, mit dem feſten und aufrichtigen Entſchluſſe, jeden allenfalls darin gefangenen Fiſch redlich und unverſehrt wieder in den Teich zurückzuwerfen."

Hier riß dem Obriſten der letzte Faden ſeiner Geduld. Mit einem Fauſtſchlag auf den Tiſch endigte er die Sitzung und ließ ſodann nach ſeinem Sinne durch den Mandatar die Anzeige an das Kriminalgericht zu X. erſtatten. Der Beſcheid, welcher nicht übermäßig auf ſich warten ließ, rechtfertigte auf das Glänzendſte die Sachkenntniß des abſolvirten Hörers der Philoſophie Onufryj Protopopowicz, indem das Kriminalgericht erklärte, es finde kein Grund zum ämtlichen Einſchreiten ſtatt, und das Wirthſchaftsamt von Capowce in dieſer Angelegenheit rund und rein abweis. Wojowſki ſchlug ob ſolchem Beſcheid die Hände über dem Kopf zuſammen, und ſchärfte allen Organen und Dienern der Grundherrſchaft von Capowce ein, ſie möchten ſich in alle Zukunft gewiſſenhaft davon enthalten, einen Dieb am Stehlen zu verhindern, oder ihn auch nur im geringſten dabei zu ſtören, ſondern vielmehr denſelben mit dem geſtohlenen Gute jedesmal ruhig und unbeläſtigt nach Hauſe gehen laſſen, um ſodann nachträglich in beſter Form Rechtens den Kriminal-Prozeß gegen ihn anhängig machen zu können, vorausgeſetzt, daß man ihn nämlich erwiſchte. Um aber die Arreſtanten auf gute Manier los zu werden, rekapitulirte man mit ihnen das Kapitel von den Prügeln durch ſämmtliche Paragraphe auf das Gründlichſte, worauf dieſelben endlich aus den Staatsgefängniſſen und Burgverließen von Capowce in Gnaden — aber nicht in Röcken entlaſſen wurden, denn über letztere hatte der Obriſt das Urtheil der Confiscation ausgeſprochen.

Zehntes Kapitel.

Prophetiſcher Traum des abſolvirten Hörers der Philoſophie und wohlbeſtellten Hofmeiſters in Capowce, Onufryj Protopopowicz.

Die Spargelſaiſon nahte ſich ihrem Ende, aber noch vor dem Abſchluß derſelben, fand die ſtille Wuth des Hofmeiſters gegen Fräulein Petronella um ſo häufigere Nahrung, da Herr Amandus, durch eigene Schuld von Neuem auf das Krankenbett geworfen und zu grauſamer Diät gezwungen, beinahe nichts genießen konnte, weshalb ſich das Fräulein noch weniger als ſonſt genirte, den Tiſch für die übrigen Hausgenoſſen ſo ſchlecht als möglich beſtellen zu laſſen. Insbeſondere geizte ſie nun dermaßen mit dem Spargel, daß es ſelbſt dem jungen Czeſlaw blos ein einziges Mal gelang, durch offene Drohungen das Erſcheinen einer Schüſſel von dieſem Lieblingsgericht zu erzwingen.

Da kam ein recht langweiliger, erzverdrießlicher Regentag. Unermeßliche Wolkenlaſten drückten die Atmoſphäre nieder, und ſchienen mit jenen nicht minder düſteren Unmuthswolken im brüderlichen Bunde zu ſtehen, welche auf der Gemüthsſtimmung des nach Spargel ſchmachtenden Pädagogen laſteten. Zu dieſen unangenehmen Gefühlen kam noch der Umſtand, daß auch der junge Czeſlaw über die Unmöglichkeit, bei dem anhaltenden Gußregen ſpazieren zu fahren, oder auch nur in den Garten zu gehen, höchſt mißvergnügt war, und in Folge deſſen noch zehnmal unausſtehlicher als ſonſt zu ſein beliebte. Kurz, es war einer der garſtigſten Tage, welchen Onufryj in Capowce verlebt hatte, und auf dieſen Tag folgte eine Nacht unter eben ſo unholden Auſpizien. Zwar konnte ſich Protopopowicz eben nicht beklagen, daß ihn der Schlummer fliehe, vielmehr trieb heute die Langeweile ſämmtliche Bewohner von Capowce etwas früher als gewöhnlich in's Bett, und einer der erſten, welche ſich dahin begaben, war unſer Philoſoph, der auch gar bald durch ſein Schnarchen, welches einem gelinden Donnerwetter auf's Haar glich, den Beweis ſeiner zeitweilig ſuspendirten Geiſtesthätigkeit lieferte. Diesmal war aber der Schlaf für den Pädagogen kein milder Friedensengel, ſondern ein centnerſchwerer Alp, der ihn während ſeiner Bewußtloſigkeit unbarmherzig folterte und

ihm obendrein mit manchen ſchweren Träumen von Fräulein Petronella und verzauberten, von böſen Geiſtern an glühenden Ketten bewachten Spargelbeeten peinigte.

Plötzlich ſchimmerte ein wunderholdes Licht vor dem geiſtigen Auge des immerfort träumenden Hofmeiſters. Eine großartige Roſenlaube füllte den ganzen Geſichtskreis ſeiner aufgeregten Phantaſie, und mitten aus dieſer Laube trat in feenhaftem Schmuck Frau Leokadia hervor, und ſprach: „O Du mein vortrefflichſter Onufryj Protopopowicz! Muſter und Tugendſpiegel aller abſolvirten Hörer der Philoſophie! Prachtexemplar eines geduldigen Pädagogen und unſchuldiger Märtyrer der Ausgelaſſenheit meines nichtsnutzigen Söhnleins! Du biſt der Auserleſene, welcher vom Geſchick dazu beſtimmt iſt, Heil und Gedeihen wieder nach Capowce zurückzuführen, dieſes Heil aber, dieſes Gedeihen bin ich ſelbſt, und den Lohn, welcher Dich dafür erwartet, ſiehſt Du hier in meiner Hand.“ — Alſo ſprach im Traume Frau Leokadia zu Protopopowicz, und was war es wol, das ſie in der Hand hielt? — ein großer Bund des allerſchönſten und allerbeſten Spargels! Um dieſen Spargel noch beſſer zu ſehen, riß der Philoſoph die Augen weit auf, und dies gelang ihm in ſeiner Aufregung ſo vollkommen, daß er nicht nur die geiſtigen Augen der traumerhitzten Phantaſie, ſondern zugleich auch die leiblichen aufriß, und alsbald die Wirklichkeit: das heißt nichts als pechfinſtere Nacht ſah.

Mancher Leſer dürfte aus eigener Erfahrung wiſſen, daß der Menſch in ſolchen Augenblicken beinahe in jenen Zuſtand unſchuldiger Verdutztheit und Bewußtloſigkeit verſetzt wird, wie etwa ein neugebornes Kind bei ſeinem erſten Blick in die noch nie geſehene Welt. Die erſte Frage, welche in dem augenblicklich ganz verwirrten Bewußtſein des Philoſophen auftauchte, war die: Wo bin ich? Bevor aber ſeine Geiſteskräfte ſich ſo weit erholen und ſammeln konnten, um hierauf zu antworten: In Capowce, bei Herrn Amandus Rogaczynski als Hofmeiſter des hoffnungsloſen jungen Herrn Czeſlaw, — erfüllte plötzlich eine ungeheuer blendende Helle das Zimmer, und auf dieſen mächtigen Blitzſtrahl folgte eine ſchwere Geſchützſalve der furchtbarſten Donnerſchläge.

Unſtreitig ſind ſolche Erſcheinungen, beſonders wenn ſie den Menſchen ganz unerwartet in einem Zuſtande heftiger Seelenſpannung überfallen, nicht ſelten im Stande, eine gewiſſe Betäubung, ja ſogar Blödigkeit zu bewirken, welche uns ziemlich nahe an das Stadium der Dummheit führt, und es dürfte kaum einem Zweifel unterliegen, daß hierin der Urſprung einer bekannten Redensarten „der oder jener iſt blitzdumm“ zu ſuchen ſei.

Ganz anders war jedoch die Wirkung der frei gewordenen atmoſphäriſchen Elektricität auf Onufryj Protopopowicz. Er, bei dem die feſt verpuppte Pſyche ſeit jeher mühſelig und langſam nach Enthüllung und Befreiung gerungen hatte, fühlte ſich mit einem Male wunderbar erleichtert und gekräftigt, klar und beſtimmt traten drei vollendete Bilder vor ſeinen Geiſt: Capowce, Frau Leokadia, Spargel; eine bisher ungekannte Energie durchſtrömte ſein ganzes Weſen, Plan auf Plan durchzuckte mit Blitzesſchnelle ſein bis dahin ſo langſam fungirendes Gehirn, kurzum, der Wetterſchlag hatte bei unſerem Pädagogen wie eine geiſtige Hebamme gewirkt und von nun an ging ſein geſammtes Denken und Trachten dahin, wie es am beſten ausführbar ſei, Frau Leokadia in ihre Rechte als Hausfrau von Capowce der ganzen feindſeligen Sippſchaft zum Trotz wieder einzuſetzen.

Eilftes und letztes Kapitel.

Wie eine Frau ihren Mann wieder erobert.

Bald nach dem bedeutungsvollen Traume des Philoſophen nahm Monſieur Narciſſe Jolicoeur Abſchied von Capowce. Sowol Czeſlawchen als der Obriſt und Fräulein Petronella ſtellten ſeine Geduld auf immer ſchwierigere Proben, und die Geduld eines Franzoſen iſt ſelten unendlich. Bevor jedoch Narciſſe Capowce auf immer verließ, wollte er noch dem befreundeten Onufryj einen Beweis ſeiner beſonderen Zuneigung hinterlaſſen.

Wie ſchon früher erwähnt wurde, bewohnte Jolicoeur ein Zimmer des ſogenannten Soutterrains, deſſen in den Garten gehende Fenſter mit Eiſenſtangen verwahrt waren. Der Franzoſe litt in Capowce bedeutend an Langeweile, und liebte es, ſich dafür dann und wann durch nächtliche Ausflüge ſchadlos zu halten. Durch die gewöhnliche Hausthüre ließ ſich das aber ſchwer bewerkſtelligen, denn dieſe war bei Nacht geſchloſſen, und Jolicoeur hätte nicht ein- und auspaſſiren können, ohne das ganze Haus in Allarm zu ſetzen. Unter dieſen Umſtänden betrachtete er die Eiſenſtäbe ſeiner Fenſter keineswegs als eine Schutzwehr gegen eventuellen Räuberanfall, ſondern vielmehr als gehäſſige, tyranniſche Schranken ſeiner perſönlichen Freiheit, und trieb den Liberalismus ſo weit, daß er nach und nach mittelſt eines Brecheiſens zwei von den ominöſen Eiſenſtangen aus der Einmauerung losmachte und beſeitigte. Nun hinderte den Franzoſen nichts mehr, in gar manchen ſchönen Mondnächten ſentimentale Spaziergänge durch's Fenſter zu unternehmen, wohin? — Darüber ſchweigt die Geſchichte, auch kümmerte ſich bei der allgemeinen Unordnung und Sorgloſigkeit, welche ſeit Frau Leokadia's Abweſenheit in Capowce eingeriſſen war, Niemand um die Breſche im Fenſtergitter. Dieſes ſelbſterrungene freie Entrée ſchätzte Narciſſe als ſein höchſtes Gut in Capowce, und da man insgemein Andere gern nach ſich ſelbſt beurtheilt, ſo glaubte er ſelbſt dem tugendſamen, ehrenfeſten und erzphiloſophiſchen Onufryj Protopopowicz einen großen Gefallen zu thun, wenn er dieſem als Vermächtniß die Möglichkeit hinterließ, ähnliche ſentimentale Spaziergänge nach Belieben anzuſtellen. Jolicoeur nahm daher Abends vor ſeiner Abreiſe den Philoſophen vertraulich bei Seite, und gab ihm nebſt ſeinem Zimmerſchlüſſel folgende Inſtruktion: „Bei der hier im Hauſe herrſchenden Lüderlichkeit würde es zwar vielleicht geſchehen, daß irgend Jemand nach meiner Abreiſe den Schlüſſel meines Zimmers abzöge und in Verwahrung nähme, wenn er nämlich daran ſteckte, wenn Du ihn aber ſtillſchweigend bei Dir behältſt, ſo wird ſich kein Menſch die Mühe nehmen, ernſtlich darnach zu ſuchen, oder gar einen neuen machen zu laſſen. Wenn Du ſodann einige Tage ſpäter das Zimmer unvermerkt wieder abſchließeſt, ſo bleibt es Dir hoffentlich zum beliebigen Ein- und Ausgange durch das Fenſter unangefochten ſo lange, bis man es für einen neuen Bewohner braucht, und dieſer letztere Fall, dürfte wol nicht ſo bald eintreten. Die kleine

Stiege aber, welche aus dem Inneren des Hauses nach dem Souterrain hinab führt, bietet Dir bei Tag und Nacht Gelegenheit, ohne daß es Jemandem auffällt, in mein Zimmer hinab zu schleichen.“

Onufryj Protopopowicz hatte sich zwar niemals sentimentale Mondscheinspaziergänge zu Schulden kommen lassen, nahm aber dessenungeachtet den Schlüssel dankbar an, denn seit er sich mit kühnen Plänen zur Wiedereinsezzung der Frau Leokadia in ihr Regiment herumtrug, war Capowce für ihn zu einer vom Feinde besetzten Festung, und jeder Aus- und Eingang daselbst zu einem strategisch hochwichtigen Punkte geworden.

Um aber auf die Person des ehemaligen Schustergesellen und improvisirten Präceptors Narcisse Jolicoeur zum letzten Male zurückzukommen, führen wir nur noch an, daß er in Folge seines hohen Selbstvertrauens und der im Adel eingefleischten Devotion gegen alle Franzosen (denn von anderen Verdiensten besaß er blutwenig) immer bessere Geschäfte machte, und sich endlich selbst zum Gutsbesitzer emporschwang, wo er sodann auf seinem eigenen Grund und Boden — einem hübschen Landsitz, wenige Meilen von Lemberg entfernt — an den Mühseligkeiten des Informatoren-Lebens bei unaufhaltsam zunehmender Körperfülle behaglich ausruhte.

Da sich Czeslawchen auch während der jetzigen Krankheit des Vaters seine Spazierfahrten zur theuren Mutter, trotz Onkel und Tantchen, nicht nehmen ließ, und Onufryj Protopopowicz die strenge Verbindlichkeit hatte, den jungen Herrn auf allen Wegen und Stegen zu begleiten, so hatte der Hofmeister Gelegenheit vollauf, sich mit Frau Leokadia über alle seit dem Blitzstrahl bei ihm so häufigen genialen Inspirationen mit aller möglichen Muße zu besprechen. Die unglückliche Mutter, seit langer Zeit auf das Aeußerste gekränkt und beleidigt, wäre wol kaum geneigt gewesen, den ersten Schritt zur Aussöhnung zu thun, wenn es sich blos um die Liebenswürdigkeit des Herrn Amandus gehandelt hätte, aber es galt das ganze Wohl ihres Sohnes, seine Erziehung sowol als sein künftiges Erbe, und das gab den Ausschlag. Als Hauptprincip aller zu unternehmenden Operationen wurde angenommen, daß der junge Czeslaw, der über seinen schwachen Vater in der Regel Alles vermochte, und dabei leidenschaftlich an der Mutter hing, seinen allzuoft übel angewendeten Einfluß auch einmal zur Versöhnung der Eltern benützen, und daher im entscheidenden Augenblicke — aber nicht eher — in's Verständniß gezogen werden sollte. Der Zeitpunkt war eben jetzt günstig, denn Herr Amandus war in seiner Krankheit sehr kleinmüthig und desto melancholischer, da man ihn immer ärger vernachlässigte. Unter diesen Umständen war es ziemlich wahrscheinlich, daß ihn die Aussicht auf die treffliche Pflege seiner Gemalin leicht zur Versöhnlichkeit bewegen würde, nur bestand darin die größte Schwierigkeit, wie Frau Leokadia Zutritt zum Patienten erhalten sollte, weil Capowce, wie wir schon anfangs erwähnten, förmlich mit Wachen umstellt war, die auf Befehl des Obristen und Fräulein Petronella's jede Annäherung der vertriebenen Hausfrau oder ihrer Freunde verhindern, und bei jedem solchen Anlasse gleich Lärm schlagen sollten, damit die Sippschaft auf den ersten Allarmruf ihre gefährdete Macht mit den äußersten Mitteln vertheidigen könne.

Schon war Onufryj Protopopowicz auf den Gedanken gekommen, die gnädige Frau möchte sich beim nächsten Besuch des Sohnes ohne weiters in ihre Equipage setzen und den jungen Czeslaw kutschiren lassen; denn diesen aufzuhalten, wenn er nach seiner Gewohnheit wie toll einher jagte, hätte nicht so leicht irgend ein Wächter, dem seine Haut lieb war, gewagt, und auf diese Art wäre Frau Leokadia gleichsam im Triumph unter der Aegide ihres Sohnes in's Haus eingedrungen. Dieser Plan hatte zwar Möglichkeiten des Erfolges für sich, doch wurde er nach einiger Ueberlegung von Frau Leokadia verworfen, denn im Falle des Mißlingens wäre die erste Folge gewesen, daß alle ferneren Verbindungen zwischen Mutter und Sohn um jeden Preis abgeschnitten worden wären, und das hätte der unglücklichen Frau den Todesstoß versetzt. Es wurde nun beschlossen, einen anderen Operationsplan zu wählen, welcher den jungen Herrn und dessen Hofmeister nicht so auffallend compromittiren sollte, obwol er sich mit der Eitelkeit einer Dame — aus den ausgezeichnetsten Kreisen der Gesellschaft minder zu vertragen schien.

Eines Tags fuhr der Obrist einige Meilen weit zu einer Jagd, und Czeslawchen gleich darauf mit seinem Hofmeister zur Mutter. Diese besprach sich eine Zeit lang leise und lebhaft mit Onufryj Protopopowicz, während der junge Herr ganz und gar in ein köstliches Vesperbrod vertieft war, welches seine gesammte Aufmerksamkeit vollkommen absorbirte. Hierauf begann sie ihr Söhnlein auf das zärtlichste zu herzen und zu küssen, und fragte dasselbe unter Thränen: „Ob es denn niemals gewünscht habe, die Mutter wieder im Hause zu haben?“ Es erfolgte nun ein rührender Ausbruch kindlicher Liebe, während dessen sich Onufryj Protopopowicz eben so sehr in das Vesperbrod vertiefte, als kurz zuvor sein hoffnungsvoller Zögling. Endlich wischte sich Czeslawchen die Augen und der Pädagog den Mund, und nach einem kürzeren Aufenthalte als gewöhnlich — fuhren Beide wieder zurück nach Capowce. Auf dem Heimwege berührte der Hofmeister vorsichtig die Frage, ob sich denn Herr Amandus niemals zu einer Aussöhnung mit seiner Gemalin bereden lassen würde? Dabei ließ er wie zufällig leichte Anspielungen fallen, daß der junge Herr gar viel beim Papa vermöge. Auf den Knaben, welcher lebhaften Geist und früh entwickelte Fassungskraft besaß, machten diese Reden tiefen Eindruck und als sie das Haus erreichten, befand sich Czeslawchen in einer ungewöhnlichen Aufregung.

Schon war Onufryj Protopopowicz in einiger Besorgniß, daß sein allzu lebhafter und schwer im Zügel zu haltender Zögling in seiner Hitze zu bald mit der Sprache herausstürmen, und dadurch vielleicht Alles verderben würde, weshalb er auch beschloß, beim ersten Eintreten des Knaben zum Vater selbst zugegen zu sein; zum Glück wurde aber dieser unzeitige Erguß auch noch durch die Gegenwart Fräulein Petronella's vereitelt, welche angelegentlich darüber wachte, daß ihr Neffe nach jeder Zurückkunft von seiner Mutter nie sogleich allein mit Herrn Amandus sprach. Der junge Czeslaw bewohnte mit seinem Hofmeister ein Zimmer, dessen Fenster auf den Hof und auf die Vorfahrt hinaus gingen. Noch nie hatte sich der absolvirte Philosoph so viele Mühe gegeben, seinen Zögling im Zimmer zurückzuhalten, als diesen Abend, noch nie schien

aber auch die Aussicht aus dem Fenster ihn so sehr zu interessiren, als eben heute, obwol man ihr keineswegs nachrühmen konnte, daß sie malerisch sei. Bei der Ungeduld des jungen Herrn war es eben nicht leicht, denselben längere Zeit an einem Orte festzuhalten, und auf seine Subordination konnte man sich durchaus nicht verlassen. Onufryj Protopopowicz schien diesen kritischen Fall vorausgesehen zu haben, wenigstens hatte er alle seine Taschen — und diese enthielten bedeutenden Raum — mit verschiedenen, für den Knaben sehr verführerischen Geschenken der Frau Leokadia angefüllt, und so oft er den jungen Herrn nicht mehr anders zurückzuhalten wußte, rückte er mit irgend einer von diesen Gaben zur freudigen Ueberraschung des Zöglings heraus. Dabei erzählte der Pädagog zur angenehmen Abwechslung Gespenstergeschichten, wovon Czeslawchen ein großer Verehrer war. Plötzlich gerieth der Knabe auf den Einfall, seine erhaltenen Geschenke dem ganzen Hause triumphirend vorzeigen zu wollen, worüber Onufryj Protopopowicz erst recht in Verlegenheit gerieth, doch in diesem Augenblick machte ein ganz besonderer Vorfall der ängstlichen Spannung des Philosophen ein Ende.

Die vom Obristen und Fräulein Petronella ausgestellten Wachen waren vorzüglich dazu angewiesen, auf jedes aristokratische Fuhrwerk, worin allenfalls eine Dame sitzen könnte, ein scharfes Augenmerk zu haben, während gemeine Bauern- oder Judenfuhren keiner Beachtung von ihnen gewürdigt wurden. Nun kam eine Budka (galizisches Judenfuhrwerk) zur Vorpostenlinie angefahren, und passirte dieselbe als unverdächtig. Voran saßen zwei Israeliten mit ungeheuren Bärten — deren Echtheit nicht untersucht wurde, der hintere Theil der Budka war, wie gewöhnlich, mit grober Leinwand überdeckt, und dessen Inhalt nicht sichtbar. Im Galopp fuhr das Gespann am Herrenhause von Capowce vor, die zwei Juden sprangen rasch von der Budka herab, und ohne das charakteristisch-orientalische Wakeln eilten sie zum Wagentritt und hoben vom gedeckten rückwärtigen Sitz eine verschleierte Dame herab. In diesem Augenblicke flüsterte Onufryj Protopopowicz seinem Zögling zu: „Die Mutter ist da!“ und schob ihn, oder warf ihn vielmehr augenblicklich zur Thüre hinaus. Hastig drückte Frau Leokadia — denn sie war es — den Knaben an's Herz, sagte ihm ein Paar Worte in's Ohr und eilte mit ihm gradenwegs auf das Zimmer los, wo sich Herr Amandus auf seinem Schmerzenlager abquälte. Aber nicht nur der Hofmeister hatte die Ankunft der Budka bemerkt, sondern auch Fräulein Petronella, welche sogleich zum Haupteingange der Gemächer des Herrn Amandus stürzte, dieselbe hinter sich zuschlug und verriegelte, nachdem sie der erstaunten Dienerschaft hastig zugekreischt hatte: „Holt auf der Stelle den Mandatar! den Richter! die Geschworenen! Sendet einen Eilboten nach dem Herrn Obristen!“

„Hundert Prügel, wer sich unterſteht einen Schritt zu thun!“ donnerte der junge Czeslaw, und diese Drohung bewirkte in der That, daß keiner von den Bedienten sich rührte. Ungestüm riß nun der Knabe an der Klinke und polterte an der Thüre; doch seinen schwachen Kräften wich diese nicht, und der Vater, welcher noch durch drei Zimmer davon entfernt war, hörte den Lärm nicht. Schon dachte er daran, die Thüre mit einer Axt einzuhauen, als ihm sein Hofmeister etwas in's Ohr raunte und zugleich einen Schlüssel in die Hand drückte. Sogleich faßte er die Mutter am Arm und lief mit ihr hinaus, dem Garten zu. Um dieses Flankenmanöver gegen Fräulein Petronella zu maskiren, deckte Onufryj Protopopowicz das Schlüsselloch mit seiner philosophischen Person, und fuhr fort an der Thüre zu rütteln und zu pochen, ohne jedoch seine Stimme vernehmen zu lassen. Mit Blitzesschnelle eilte der junge Czeslaw zum Fenster in dessen Eisengitter Monsieur Narcisse Jolicoeur die bewußte Bresche hinterlassen hatte. Durch die Vorsorge des Pädagogen waren die Fensterflügel blos angelehnt und wichen auf den ersten Druck geräuschlos zurück; Frau Leokadia hätte sich zwar auf keinen Fall in Vorhinein überreden lassen, ihren Einzug in Capowce durch das Fenster zu halten, nachdem sie aber schon so weit gegangen war, hätte sie sich noch weit mehr dem Hohngelächter ihrer boshaften Feinde preisgegeben, wenn sie unverrichteter Sachen den Rückzug angetreten hätte. Ohne sich zu besinnen, sprang sie in das leere Zimmer, der treulich aufbewahrte Schlüssel — das edelmüthige Vermächtniß des Franzosen an Onufryj — öffnete die Thüre, und im nächsten Augenblick drangen Mutter und Sohn durch den rückwärtigen Eingang in das Krankenzimmer des Herrn Amandus.

Die weitere Entwickelung ist einfach. Herr Amandus Rogaczynski vertauschte den tyrannischen Pantoffel seiner raubgierigen Sippschaft mit dem gemäßigt monarchischen und für ihn sehr heilsamen Pantoffel seiner Gemalin; der Obrist überzeugte sich bald, daß er auf dieser Jagd einen ungeheuren Bock geschossen, und der absolvirte Philosoph und wohlbestallte Hofmeister Onufryj Protopopowicz hatte fortan in Capowce goldene Zeiten, und Jahr aus, Jahr ein Spargel in Hülle und Fülle.

Mephisto.

Bittere Erinnerungen aus meiner Studienzeit, oder: Eine Erziehungsanstalt unter der Leitung eines Ex-Jesuiten.

Von Franz Hirsch.

Ich hatte mein dreizehntes Jahr erreicht, als meine Eltern sich bemüssigt fanden, mich zur Fortsetzung der begonnenen Studien in eine Erziehungsanstalt zu Desenzano (Lombardie, Provinz Brescia) gegen ein jährliches Kostgeld von 500 fl. C. M. unterzubringen.

Ich erinnere mich noch jetzt des unheimlichen, schauerlichen Gefühles, das sich meiner beim ersten Anblicke des Direktors jener Anstalt bemächtigte. Ich sehe ihn noch lebhaft vor mir, jenen Mann von kolossalem Körperbau, mit strengen, marmorbleichen Zügen, mit dem düstern forschenden Blicke, wie er mich kalt und zurückhaltend empfing. In einem Hause der Gesellschaft Jesu zum geistlichen Stande erzogen, war er einige Jahre Mitglied dieses Ordens gewesen, den er in der Folge verließ, um in seinem Geburts-

Digitized by Google

orte Defenzano auf eigene Kosten eine Privat-Erziehungs-Anstalt, verbunden mit einem öffentlichen Gymnasium, welchem später auch noch die philosophischen Studien beigefügt wurden, zu gründen. Niemand konnte sich erklären, woher der Stifter die zur ersten Begründung einer so bedeutenden Anstalt nöthigen Geldmitteln bezog, da seine Familie keineswegs zu den reichen des Ortes gehörte. Die guten Leute schienen nichts zu wissen von den planmäßigen, ungeheueren Verbindungen der Gesellschaft Jesu, deren Ordenshaupt einstens zum Herzog von Brissac sagen konnte: „Von diesem Zimmer aus, mein Herr, beherrsche ich nicht allein Paris, sondern auch China, und nicht blos China, sondern die ganze Welt, ohne daß Jemand weiß, wie das zugeht."

Despotismus, Scheinheiligkeit, Angeberei und Spioniren bildeten hier, nach jesuitischen Grundsätzen, die Basis für die Erziehung der Jugend. Alle Lehrer und Aufseher waren geistlichen Standes und alle nur die elenden willenlosen Werkzeuge des Direktors. Ein flüchtiger Blick auf die Eintheilung und die Disziplinarvorschriften des Institutes wird dies am Besten zeigen.

Die 120 bis 160 Zöglinge waren nach Altersklassen in drei Abtheilungen, die man Compagnien nannte, eingetheilt. Zur ersten gehörten alle Jene, welche das dreizehnte Jahr noch nicht überschritten, die zweite bildeten die Zöglinge vom dreizehnten bis zum sechszehnten Jahre, und die dritte jene vom sechszehnten aufwärts. Jede Compagnie hatte ihren abgesonderten Hof, ihre eigenen Gänge, Schlafzimmer u. s. w. und zwei Aufseher (Präfekten), die alle Schritte und Tritte der jungen Leute mit Argusaugen beobachten. Jeder Verkehr zwischen diesen Compagnien war auf's Strengste verboten. „Wer mit einem Zöglinge einer andern Compagnie spricht, oder durch was immer für Zeichen, Lachen, Blicke u. s. w. mit ihm zu verkehren sucht," hieß es im Institutsreglement, „wird mit drei bis acht Tage Arrest bei Wasser und Brod bestraft."

Dieser Verkehr mit Blicken war übrigens nur im Speisesaale möglich, denn an allen übrigen Orten hatte man ja die Zöglinge wie Verbrecher geschieden; selbst in der Kirche fand eine stallartige Absonderung durch hohe Bretterwände statt. Sogar Brüder waren von dieser abscheulichen Regel nicht ausgenommen, wenn sie sich in verschiedenen Compagnien befanden, und bedurften einer eigenen Erlaubniß des Direktors, um sich zu sprechen; diese Bewilligung wurde übrigens sehr häufig verweigert.

Begegneten sich zufällig zwei Compagnien auf einem Spaziergange, so mußten sie der Vorschrift gemäß, mit niedergeschlagenen Augen an einander vorübergehen. Dieser Punkt wird Manchem fabelhaft klingen, und ich selbst müßte daran zweifeln, hätte mich nicht eine sechsjährige bittere Erfahrung von der Möglichkeit eines solchen gräulichen Pfaffen-Despotismus überzeugt.

Mit gleicher Strenge und Wachsamkeit wurde jede etwas lebhafte Freuden-Aeußerung, jedes lärmende Spiel und hauptsächlich jedes Freundschaftsbündniß, als den Sinnen und der Religion gefährlich, unterdrückt. Nie durften zwei Zöglinge leise und allein unter sich sprechen; um jede Herzlichkeit, jedes gegenseitige Vertrauen zu ersticken, mußte immer ein Dritter zu allen Spielen und Unterredungen gezogen werden. Bemerkte jedoch der Präfekt, daß ein solches Kleeblatt zu häufig die Köpfe zusammenstreckte, so war dies schon ein hinreichender Grund um augenblicklich einen Befehl zu erwirken, welcher den drei Verdächtigen auf lange Zeit, manchmal wol gar für immer jeden Verkehr untersagte. Ich selbst war oft in der Lage, mit zwölf bis fünfzehn meiner Kameraden aus derselben Abtheilung viele Wochen kein Wort sprechen zu dürfen. So wurden uns die wenigen freien Stunden, denen die lebensprühende Jugend sonst mit frohen Herzen entgegeneilt, zu zwangvollen Prüfungen eines sklavischen geisttödtenden Gehorsams, wo wir wie leblose Automaten herumwandeln sollten, ganz nach dem Sinne des Jesuitenstifters Loyola, der auf dem Sterbebette sagte: „Jedes Mitglied des Ordens sei in der Hand seines Vorgesetzten nur ein Leichnam."

Das vorzüglichste und gefährlichste Mittel aber, durch welches der Director und seine Gehülfen alle Freiheit der Gedanken, und des Willens zu knechten, und die glücklichsten Anlagen der Zöglinge zu verdummen strebten, die zahllosen mannigfaltigen Andachtsübungen, die vielleicht in einer Karthause nicht strenger und pünktlicher vollzogen werden dürften. Es sei mir gestattet, Einiges darüber anzuführen.

Nebst der Messen brachten wir täglich früh und Abends eine Stunde mit Gebeten und Meditationen in der Kirche zu. Für Letztere lieferte die Nachfolge Christi von Kempis und die Betrachtungen des Alfons Liguori einen sehr reichlichen Stoff, und diese zwei „goldenen Werke," wie sie unser Direktor nannte, wurden uns denn auch das ganze Jahr hindurch vorgelesen, erklärt in allen möglichen Wendungen, zergliedert und mit den erbaulichsten Commentaren wieder vorgekäut. Jeden Abend bildete das Legend der Heiligen den Beschluß dieser geistlichen Uebungen. Da wurden wir inständigst ermahnt, uns ein Beispiel zu nehmen an diesen heiligen Männern, wie z. B. an einem heiligen Simon, der dreißig Jahre auf einer Säule aufrecht gestanden sein soll, zum größern Ruhme Gottes, so daß ihm die Füße bis an den Bauch abfaulten. Ich erinnere mich des guten Mannes noch recht lebhaft, weil ich es einmal gewagt hatte, den bescheidenen Zweifel zu äußern, wie ein bis an die Knie abgefaulter Mensch noch stehen und und überhaupt leben konnte, und wegen dieser ketzerischen Vermessenheit zwei Tage bei Wasser und Brod eingesperrt wurde, und während dieser Strafzeit das Leben des erwähnten Wundermannes aus dem Legend abschreiben mußte.

An Sonn- und Feiertagen kamen wir beinahe den ganzen Tag nicht aus der Kirche, und die größere Zahl von uns sah denn auch mit geheimem Schauer dem Herannahen dieser Martertage entgegen, in denen man uns so unbarmherzig die geistliche Zwangsjacke anlegte, um uns, nolens volens einen hohen Grad von Frömmigkeit einzutrichtern. — Jeder Zögling mußte zweimal im Monate beichten und wenigstens einmal die Communion verrichten. Um sich bei den Vorgesetzten in ein besonders gutes Licht zu stellen, war es übrigens nöthig, die Zahl der Beichten und Communion im Laufe des Monates so viel als möglich zu vermehren, und so gab es denn Viele, die entweder aus Heuchelei oder übertriebener Frömmigkeit, alle Sonntage ihre Andacht verrichteten, und den Leichtsinnigern als ein Muster christlicher Tugend und Gottesfürchtigkeit bei jeder Gelegenheit aufgestellt wurden. Der Erfolg dieser Methode ist leicht zu errathen; es entstand ein unversöhn-

licher Haß, ein beſtändiges Mißtrauen unter den Zöglingen, um ſo mehr, da man es dieſen privilegirten Tugendſpiegeln zur Pflicht gemacht hatte, jedes Wort ihrer Gefährten aufzuſchnappen, jede Handlung, jeden Schritt zu belauern und Alles den Vorgeſetzten mitzutheilen. Die drei Beichtväter des Inſtitutes, d. h. der Direktor ſelbſt, der Vicedirector und der Religionslehrer mißbrauchten ihr heiliges Amt — wenn übrigens die Ohrenbeichte etwas Heiliges an ſich haben kann — auf die ſchändlichſte Weiſe, indem ſie jedem Zögling dieſe niedrige Angeberei und dieſes gehäſſige Spionirſyſtem als ein gottgefälliges, zum Seelenheil der Kameraden beitragendes Werk darſtellten. Glücklicherweiſe fanden dieſe perfiden Rathſchläge nicht überall einen günſtigen Boden und trotz aller dieſer mächtigen Feſſeln, mit denen man jede beſſere Regung des Gemüthes niederzuhalten ſtrebte, gab es immer eine, freilich nur kleine Partei, eine Art liberalen Clubb, der, ſo weit es ein ſolcher Druck geſtattete, innig verbrüdert, mit allen Kräften, bald geheim, bald öffentlich ſich den dunklen Machinationen des Jeſuitismus entgegenſtemmte und ihm ſo manches Opfer, beſonders unter den Neuangekommenen, entriß. Ich brauche wol nicht zu ſagen, daß ich ſtets zu den eifrigſten Anhängern dieſer Partei gehörte.

Beſonders bei Söhnen von reichen Häuſern ſetzten die Obern alle teufliſchen Hilfsmitteln in Bewegung, um ſelbe für den Prieſterſtand zu gewinnen, oder wenigſtens aus ihrem Bigottismus einen Nutzen für die Anſtalt zu ziehen. Sehr oft waren die guten Väter ſo unverſchämt, goldene Kelche, Lampen, Meßkleider, oder das monatliche Taſchengeld der Zöglinge, als Bußopfer für begangene Sünden zu fordern. Das Almoſen für die Inſtitutskirche bildete das Lieblingsthema der ſonntäglichen Predigten und mit bewunderungswürdiger rhetoriſcher Gewandtheit wußte unſer Herr Religions-Profeſſor in jedem Evangelium, es mochte nun handeln von was es wollte, die Spenden für die Kirche als eine Haupttugend auf's Tapet zu bringen und ſeinen Zuhörern mit recht ſalbungsvollen Worten an's Herz zu legen. In der Folge habe ich mich übrigens überzeugt, daß man ähnliche kunſtvolle Digreſſionen beinahe in jeder Kirche zu hören bekömmt.

Ein unwillkürlicher Schauer befällt mich noch immer, wenn ich an die erdrückenden Andachtsübungen der Charwoche denke. Kein lautes Wort durfte da geſprochen werden, und wehe dem, der es gewagt hätte, an jenen Tagen zu lachen, oder nur ein heiteres Geſicht zu zeigen. Jeder mußte bußfertig und zerknirſcht ausſehen; ob es ihm vom Herzen ging oder nicht, das war alles Eins.

Schwarze Vorhänge verhüllten bei dieſer Gelegenheit alle Fenſter der Kirche, ſo wie der übrigen Gemächer, und verbreiteten ein gleichmäßiges düſteres Halbdunkel in den geſchloſſenen Räumen der Anſtalt. — Um einen noch lebhaftern Eindruck auf die jungen Gemüther hervorzubringen, ließ man für dieſe Zeit fremde Prediger kommen, meiſtens Kapuziner oder Jeſuiten aus dem Ordenshauſe zu Novara. Da wurde uns denn in drei Predigten täglich nichts als Tod, Hölle und Verdammniß von der Kanzel heruntergedonnert. Nie kam ein Wort von Freundſchaft und Menſchenliebe über die Lippen der unheimlichen Prediger; nie hörten wir Etwas von jener erhabenen, beſeligenden Moral, die mit einfachen, aber ergreifenden Worten Duldung und Liebe lehrt. — An dieſe Predigten ſchloßen ſich dann ganz paſſende Meditationen, lange Gebete, Litaneien und Roſenkränze, die wir maſchinenmäßig nachplapperten, und zum Beſchluſſe dieſer heilvollen Charwochenübungen eine General-Beichte. Bei dieſen trüben, niederdrückenden Religionsübungen gehörte wirklich eine beſondere Kraft, um ſich nicht von jenem ſtupiden Hinbrüten ergreifen zu laſſen, welches man dort Frömmigkeit und Gottesfurcht zu nennen pflegte.

Allen Perſonen weiblichen Geſchlechtes war der Eintritt in die Anſtalt verſagt. Die Mütter, Schweſtern und andern weiblichen Verwandten wurden in einem eigenen Sprachzimmer empfangen. Die Aengſtlichkeit der Vorgeſetzten grenzte in dieſer Beziehung an's Unglaubliche, an's Fabelhafte. So unterſagte man z. B. den Zöglingen ihre Schweſtern, oder jüngeren Perſonen der Verwandtſchaft zu küſſen und mit ihnen allein zu bleiben, weil die Keuſchheit dadurch ſehr leicht gefährdet würde. Das nenne ich Vorſicht!!

Alle Bücher, in denen nur ein Wort von Liebe und Neigung zum andern Geſchlechte vorkam, waren als hölliſche Machwerke, als Schlingen des Satans aus dem Inſtitute verbannt. Zu dieſen verbotenen Teufelswerken gehörte denn auch der arme Telemach, Paul und Virginie, Eliſabeth oder die Verbannten in Siberien, und hundert andere, die man ſonſt der reifern Jugend unbeſorgt in den Händen läßt. Eines Tages überraſchte mich der Direktor in meinem Zimmer mit Uhland's Werken, aus welchen ich zum Zeitvertreib die Ballade vom treuen Walther in italieniſche Verſe zu übertragen verſuchte. Welches Entſetzen ergriff den guten Mann beim Durchleſen meiner Ueberſetzung. „Unglücklicher!" rief er mit theatraliſchem Pathos, „woher haben Sie dieſes Sündenbuch bekommen?"

„Von meinem Vater, der es mir eigenhändig gegeben hat," erwiederte ich ganz erſtaunt.

„Gott im Himmel," rief der Ex-Jeſuit, und verdrehte ganz andächtig die Augen, „welche Verblendung herrſcht doch unter den Deutſchen! wie kann man einem ſiebenzehnjährigen Jünglinge ſolche Teufelsbücher in die Hände geben!! — Leſen Sie lieber die Nachfolge Chriſti von Kempis, da werden Sie ſchöne, erhabene Gedanken finden. — Ich kannte ihn ja hinlänglich, dieſen Kempis, dieſes traurige Machwerk, das nichts enthält, als tauſend troſtraubende Gedanken, düſtere Betrachtungen, um ſchwache Gemüther zu erſchüttern und ſie der Willkür eines ſchlauen Beichtvaters preiszugeben. Da heißt es z. B. darin: „Glaube an Nichts auf Erden. — Es gibt keine Freunde keine Verwandte. — Je mehr ein Menſch ſich ſelbſt abſtirbt, je mehr beginnt er in Gott zu leben. — Es iſt ein großer Vortheil im Gehorſam zu leben, und nicht der Herr ſeiner Handlungen zu ſein. — Nur dem furchtbaren unverſöhnlichen Gotte, dem wir dienen ſind wir blos in Jammer und Qualen willkommen" — und in dieſem Tone iſt die ganze Moral jenes Buches.

Alle an die Zöglinge gelangenden, oder von ihnen abgeſendeten Briefe paſſirten natürlich durch die Hände des Direktors, der auch mit den nöthigen Schlüſſeln verſehen war, um zu jeder Stunde alle Zimmer, Schränke, Schubläden, kurz alle ſchließbaren Behältniſſe nach Belieben zu öffnen und jeden Winkel auszuſpioniren.

Ich könnte hier noch die unzähligen Schikanen und Verfolgungen anführen, denen alle Jene ausgeſetzt waren,

Digitized by Google

die ſich nicht mit der geprieſenen Schafsgeduld nach dem frommen Wunſche Loyola's zu einem Leichname umwandeln ließen; doch das Wenige kann wol genügen und den denkenden Leſer auf die unheilvollen Folgen aufmerkſam machen, welche durch eine ſolche Erziehungsmethode nothwendigerweiſe herbeigeführt werden müſſen.

Da es übrigens leicht möglich wäre, daß Jene, die ſo glücklich waren, ferne von der verpeſteten Atmoſphäre einer ſolchen Anſtalt aufzuwachſen, dieſe Mittheilungen, als eine übertriebene und gehäſſige Schilderung betrachten dürften, ſo glaube ich mich verpflichtet, auf mein Ehrenwort zu erklären, daß alle hier angeführten Thatſachen buchſtäblich wahr und dieſe jeſuitiſche, alle Seelenkräfte und alles beſſere Selbſtgefühl erſtickende Erziehungsmethode in jener Anſtalt — und wer weiß, ob nicht auch in vielen andern unſerer Monarchie — vielleicht noch zu dieſer Stunde, unangetaſtet und von der Regierung beſchützt, wie ein giftiges Unkraut fortwuchert.

Doch jetzt wo das Reich des Druckes und der Finſterniß zertrümmert liegt, wo Aufklärung und wahre Religion Hand in Hand die Völker einer beſſeren Zukunft entgegenführen ſollen, jetzt wird das Sonnenlicht der Freiheit auch die düſtern Mauern der Erziehungsanſtalten erleuchten und beleben, und unſere Nachkommen werden in ihrem glücklichſten Alter nicht mehr geſchieden ſein von der Welt, von Herzlichkeit und Freiheit, ſie werden nicht mehr ſeufzen und verkümmern unter der despotiſchen Hand eines unwürdigen Obſkuranten.

Conſtitutioneller Brief des alten Rübezahl.

An ſeinen Gevatter „Fichtelberger" in Bayern.

Wie ich g'hört hab', daß die Conſtitution auskommen is, hab' ich nichts Eiligeres z' thun g'habt, als von meinem Rieſengebirg 'runter zu ſteigen und in die Welt zu gehen, um zu hören, wie die Aktien ſtehen, und was man von dem und jenem hält.

Wie ich an der preußiſchen Grenz' an'kommen bin, da hab' ich eine Aufregung bemerkt ohne Gleichen, die preußiſchen Schleſinger haben wollen partout öſt'reichiſch werden und im Rieſengebirg haben's Freudenthränen g'weint und Freudenfahnen aufg'ſteckt; aber nit ex officio wie früher, wo's die Schulkinder abg'waſchen und ihnen Verſe eingebläut haben, da war Alles voll Freud' und Jubel. Ich bin in Nachod auf's Schaumburg'ſche Schloß 'naufg'ſtiegen und hab' 'runter g'ſehen auf's große, weite, ſchöne Land; da war kein Metternich mehr und kein Sedlnitzky und keine Spions mehr und keine Raderer.

Wann nur die Leut' auch einſehen lernen, was a Conſtitution iſt. Aber 's wird Mancher glauben, Conſtitution heißt: billigeres Bier und größeres Brod! Der Schritt is freilich ein Bischen zu überſtürzt kommen; denn, wann's auf'n Metternich an'kummen wär', ſo hätten wir no lang keine Conſtitution 'kriegt, weilen es in ſeinem Intereſſe g'legen hat, die Köpf' dunkel zu laſſen und zu die Schriftſteller „taci" zu ſagen. Schad' war's um ſeine Staatskenntniſſe, wann er's nur zum Beſten des Lands ang'wendet hätt'. Jetzt wiſſen Manche no nit, was mit der Conſtitution anz'fangen is, beſonders die Proletarier. Mein Schneider hat mir müſſen ein neues G'fräck anmeſſen und wie er zu mir 'kummen is, hat er auch ſo ein Zeichen im Knopfloch g'habt, und wie ich im Gaſthaus zur „Sonne" in Nachod Table d'hote g'ſpeiſ't habe, wo ich ein ſehr patzigen Kneipier g'funden hab', der ſich einen großen Stiefel einbilden muß, da is ein kleiner Bub 'rein 'kommen, der hat auch ſo ein Kokarden g'habt. S' war ſchon recht, wann's Nationalg'fühl ſchon bei die Kinder ang'regt wird, aber ſie müſſen darnach ſein; aber der Kerl hat gar ein dummes, bausbackiges G'fries g'habt, daß 's ein reines Pasquill auf die Conſtitution war. Da möcht' einer wirklich ſagen: „Bübrl, wo haben's Dir denn das Pflaſter aufpappt?" — Ja, ſieht der G'vatter, da hab' ich feſt 'glaubt, daß 's uns ein Pflaſter auf'pappt haben; aber die Nation ſtiefelt jetzt rieſig vorwärts und mit den alten Verſprechungen und Conzeſſionen iſt's halt tempi passati.

Der Metternich, der wird ſich auch auf ſeine alten Tage nicht 'dacht haben, daß 's mit ſein Juste-milieu-Syſtem ſo ein trauriges Facit nehmen wird und den Herren Jeſuiten ihre Schwarzröck' ſein blaß worden vor Angſt und iſt ihnen d' Farb aus'gangen. Und der Sedlnitzky, der der Nation immer 's Maul mit Cenſurpapp verſchmiert und den Cenſoren den Zopf ex officio zug'ſtutzt hat nach ſeiner Manier, der ſoll ja alle Tag beten, daß ihm der liebe Herr Gott ſeine Sünden ſo aus'm Regiſter ſtreicht, wie er einmal die guten Gedanken aus den Büchern 'raus'g'ſtrichen hat, daß ausg'ſehen haben, wie nichtiges Löſchpapier. Das hat ſich der Sedlnitzky nit denkt, daß ein Zeit kommen wird, wo alle die unterdrückten Seufzer laut werden und alle die Thränen trocknen, und daß Eins wird ſprechen dürfen und denken, was und wie man's will. Blamiren kann ſich Eins jetzt eben ſo gut, wie früher — aber das fade G'ſchmier in unſ're öſt'reichiſche Journale wird einmal aufhör'n und 's wird nit jeder miſerable Lump hingeb'n und ein' ehrlichen Mann begeifern, und mit ſeiner gallſüchtigen, fuchſigen Tinten anſpritzen, weil er nichts Beſſeres ſchreiben kannt und durft; aber auch die Redaktors werden 's nimmer nöthig haben, Charaden und Räthſeln z'bringen und g'malte Rebuſſen, um dem armen Publikum, das eh' arm und g'ſtraft gnu' is, daß dö Dömmheiten alle leſen muß — ſie werden feſt d'rauf losdrucken, was denken. Da werden wir aber auch ſeh'n, was ein wahrer Schriftſteller iſt, denn jetzt kann halt jeder 's Maul aufmachen, und darf ſich kein Blatt vor die Zähn nehmen, und die Patrons werden wir auch bald ſatt kriegen, die ſich immer auf die Cenſur ausg'redt und g'ſagt haben, wir möchten ſchun anders ſchreiben, wenn wir nur derfeten!

Der Teufel auch! Das war ihnen g'rad ein willkommenes Panier, wo's ihnen haben derhinter verſtecken und Freudethränen ex officio haben weinen dürfen! Hör der Gv'atter, ich hab' a ſakriſche Freud' über alle die offizioſen Anſinger und Anplärrer der alten, bezopften Syſteme. Die haben auch bei jeder Gelegenheit gleich obligate Freudenthränen g'weint und alle Quartal in der Theaterzeitung oder im Wanderer ſo ein' großen Herrn ang'weint und alleweil

's Schnupftüchel in d' Hand g'nommen und Bückling g'ſchnitten bis auf die Erden. Der Peter hat ein Gedicht auf'n Zapfel g'macht, und der Zapfel hat zum Herrn von Seppelberger g'ſagt: Sie, der Peter kann hübſche Verſ' machen und is ein dummer Kerl, bringen's den höher; d'rauf hat der Zapfel dem Peter ein Paar Gulden 'geben und der hat ſich ein' halbe Bayriſche 'kauft und ſein Schnupftüchel ausg'wunden und war ganz ſelig, wann's beim Daum oder Katzmaier oder ſonſt wo ſein G'ſchmier g'lobt haben! Wie werden's denn jetzt die Herren alle anſtellen, daß's mit Raffinement umfatteln!

Ja, von der Knechtſchaft bis zur kompletten Freiheit is ein gewaltiger Sprung.

Aber, glaub' der G'vatter nit, daß ich d'rum den früheren Cenſoren bös will, das war'n lauter wack're Leut', die haben nix dervor können und haben thun müſſen, was Andere g'wollt haben und 's hat manchmal gar Manchem im Herzen weh 'than, wenn er eine hübſche Stelle hat ſtreichen oder ein gutes Werk verhunzen müſſen, das den Leuten ein Flambeau aufg'ſteckt hätt'. Wird ſich mancher ehrliche Mann hinter'm Kopf 'kratzt und 'dacht haben: „Wann ich jetzt den Dichter da hätt', ich gäbet ihm einen Kuß, denn's iſt ein braver Mann; aber ich hab' ſo und ſo viel Hundert Gulden alle Jahr' — da muß ich ihm halt ſtatt 'n Kuß ein Ohrfeigen geben, oder 'n Wiſcher mit'm Rothſtift und ſeine herrliche Idee wegſtreichen."

Das is jetzt Alles anders; aber g'freut hat mich's, wie ich g'hört hab', daß die Literaten in Prag zum „Erzherzog Stephan" z'ſamm'kommen ſein und ein Schutz- und Trutzbündniß g'macht haben gegen die Uebergriffe in die Preß-Angelegenheiten! Das is auch nöthig, denn 's gibt ſchon ſolche Leut' unter uns, die immer aufhetzen und ſchüren, und die nie g'nug kriegen können; wir müſſen mit Klugheit und Mäßigung benutzen, was uns der Zufall 'geben hat. Es wär' ja der ſchändlichſte Undank, wann wir die Feder gegen unſ're eigene Nation kehren thäten. Die Feder eines Schriftſtellers is eine ſchärfere Waffen, als das Bajonnet von ein' Soldaten und kann größere Wunden ſchlagen, als ein dreiſchneidig's Schwert — der Schriftſteller ſchlagt, wann er will Wunden, die nie zuheilen können, und das wär' ſchlecht, unedel, feig, undankbar, herzlos! Herzlos ſag' ich und niederträchtig, wann er die Nation begeifern thät; denn ob einer Jud oder Türk oder Chriſt iſt, er muß ein' Gott in ſein' Herzen haben und darf der Jugend nit den Glauben an ein Etwas über den Sternen nehmen; ſchlecht wär's, wann einer die Moral mit Füßen trät' oder es wagen ſollt, Hand zu legen an Fürſt und Vaterland; niederträchtig, wann er achtbare Perſonen angreifet und ihren guten Ruf brandmarket. Aber noch ſchlechter wär' ein ſolcher, der ſich erkaufen und ſeine niederträchtige Feder vergolden laſſet.

Wir müſſen unter uns ſelbſt auf Ehre halten, wann wir wollen geehrt ſein und wir werden es, denn wir ſind Böhmen, und ſei'n ſtolz d'rauf, Böhmen zu heißen! Ich glaub', 's wird's ein Jeder wiſſen, was ein Böhme iſt und was Böhmen iſt!

Es iſt ein Juwel in der Krone unſers Kaiſers, eine koſtbare Perle, die nie trüb war, als da, wo's freie Wort geknechtet war; es iſt ein Diamant und hart und feſt, wie dieſer Edelſtein, iſt auch der Nationalſinn geweſen und wird es bleiben in alle Ewigkeit. Es iſt ein großes, weites, ſchönes, reiches Land — es rauſchen die grünen, herrlichen Wälder und an den himmelhohen Bergen ſei'n ſtolze Jahrhunderte und rieſige Geſtalten vorüber'gangen, — und die breiten Silberſtröm', die zieh'n durch reiche, ſaatengrüne Felder und Wieſ' und See und die Berg' tragen Silber und ſchweres Erz in ihrem tiefen Schlund — aber mehr werth als alles Silber, das alle Jahr in unſern Gruben ausgraben — iſt der Sinn der Böhmen für alles Edle und Gute und es bedarf nur einen Impuls, ſo übertrifft der Böhme eine jede Nation. Die Zeiten ſei'n freilich vorüber — wo finſt're Burgen ſtolz 'runter g'ſeh'n haben von den Bergen — 's war freilich eine ſchöne Zeit, 's war aber damals viel feudaler Unfug und Jeſuitenthum, jetzt braucht 's Volk keine Burgen mehr zu ſeinem Schutz, es ſchützt ſich ſelber und iſt aufgeklärt worden, und hat Fabriken und treibt Handel und Wandel, und 's kann, Gott ſei Dank, Jeder, der ſich's nur ein Bischen ang'legen ſein laßt, ein' guten Rock am Leib haben. Wer kann denn dafür, wann's alleweil no viel nacketes G'ſindel gibt; ich ſag' halt, wann a Jeder das ſein wollt, für was er Talent hat, ſo würd' er auch ſicher ein Brod darnach haben. Einer möcht' freilich gern ein General ſein, aber 's Patent kann man ihm nit dazu ausfertigen, und da kehrt er halt derweil die Gaſſen; und ein Anderer möcht' gern ein Miniſter ſein, er is aber kurzſichtig und ein Miniſter darf nie kurzſichtig ſein, das hat der G'vatter in letzter Zeit ſelber g'ſeh'n.

Wir haben große Männer in unſerem herrlichen Land g'habt — Geſtalten für alle Jahrhundert, und ich glaub', wann keine neue Sündflut kommt, die unſ're Annalen wegſchwemmt, ſo werden's auch für Jahrtauſende leben, — wir haben einen Bauer g'habt, der is Herzog worden — der G'vatter wird ſchon wiſſen, wen ich mein' — den Premyſl, der hat beſſer z' regieren g'wußt, als der Bürgerkönig, den's aus'm Land g'jagt haben, denn er hat gar ein' langen Stamm von Nachkommen g'habt, die alle 's Land aus'm Fundament regiert haben, ohne Bill's und Reformbanketts und ohne Rothſchild und Pair's und Algier! Und dann unſer Premyſl Otakar und unſer kühne Georg von Podébrad! Wir haben auch unſ're Momente g'habt, die der ganzen Welt die Schlafmützen vom Kopf g'riſſen haben, unſern Huß, den's haben verbrennen laſſen in Conſtanz, wie ein' Tabakſidibus und unſern Zizka und Wallenſtein. Der eine war freilich ein butiger Patron, der's Land mit Blut gedüngt hat und der And're hat gar zu hoch hinaus wollen und hat's in Eger bußen müſſen. Er hat g'laubt, er wird die Welt bemeiſtern und der Tod hat ihn bemeiſtert. Es waren aber doch Männer, Männer, Männer! —

Uebrigens wär's aber auch mit uns Böhmen nie ſo ſchlimm 'worden, wann wir nur z'ſammg'halten hätten und nit alle Augenblick Fraktionen und Mißtrauen entſtanden wären. Haben's denn uns trauen ſollen, wenn wir uns ſelber nit 'traut haben?! Wer hat uns denn g'heißen vor 200 Jahren den Winterkönig aus der Pfalz z' rufen, daß er's Land ausſackeln und Bauketter geben ſoll — ich war damals noch ein ganz kleiner Bub und hab' ſelber ganz unſinnig mitg'ſchrieen — und jetzt bin ich halt ein ſteinalter Herr und wann ich ſo meine Pfeifen rauch' — da denk' ich mir halt immer, wir hätten's damals nit nöthig

g'habt. Aber da haben's ſo lang kein Ruh' 'geben und immer die Ausländer 'reing'ruft, und die andern, die Deutſchen drauſt, die haben's auch nit beſſer 'than! War's denn ein Wunder, wann's uns z'letzt verboten hab'n, z' reden?!

Wenn ich ſo in's vorige Jahrhundert zurückſchau', haben's da nicht auch g'rad ſo ang'fangt, wie heurigen März, und damals hat's da noch kein Märzenbier 'geben, der G'vatter muß ja wiſſen, denn er is a halber Bayer! Damals und bis anno 13, da haben's uns gar arg mitg'ſpielt und unſerm Kaiſer auch; da ſein die Blauröck' über'n Rhein kummen und haben die Blaustrümpf ganz verruckt g'macht, da haben die Deutſchen wie beſeſſen mitg'ſchrien: „Vive la France!" und die Rheinländer: „Vive l' Empereur!" Von ein' römiſch-deutſchen Kaiſer haben's gar nix wiſſen wollen! Der Napoleon is damals no am hohen Pferd g'ſeſſen und hat ein Weſtphalen und ein Königreich Italien und ein' helvetiſche Republik und ein König von Schweden machen dürfen. Das is Alles in ſo einer G'ſchwindigkeit 'gangen, als wie ich meine Pfeife ausrauche! Das hat den Franzoſen g'fallen und den Deutſchen auch — der ſelige Kaiſer hat am End' recht gut 'than, daß er'n Reichshofrath aufg'löſ't und die deutſche Kron' niederg'legt hat; denn 's war kein Deutſchland mehr und die Kron' hat ihm mehr g'koſt, als 's ihm ein'tragen hat. Wie's aber g'ſehn haben, daß's mit'm Napoleon aus is, und daß die alten Garden in Rußland erfroren ſei'n — da haben's 'n ſitzen laſſen und war ihnen Oeſterreich wieder gut, um die Blauröck' zum Land hinauszujagen!

Jetzt is freilich ein anderes Frankreich wie damals und ſtatt die Sansculotten, heißen's ihnen jetzt Blouſenmänner; aber die Eroberungsſucht haben's no immer im Schädel und brauchen ein Algier und ein Rhein. Und weiß der G'vatter, was no brauchen? Ich will's ihm in's Ohr ſagen: einen Napoleon — weiter nix und die Parlevous ſtiefeln wieder auf deutſchem Boden 'rum.

Sie müſſen ein' haben, der's Blut abzapfen verſteht, und im Grund hat der Napoleon recht g'habt, es ſchad't ein'm Volk nicht, wenn ihm einmal zur Ader g'laſſen wird, geht doch viel unnützes und verdorbenes Blut derbei heraus. Aber der Operateur muß ein g'ſchickter Mann ſein und dann nur keinen Bürgerkrieg.

Der Napoleon hat's verſtanden, der hat'n Krieg niemals in's Frankreich hineing'ſpielt; er hat ſeine Franzoſen mit hinausg'nommen aus'm Land und hat die Kunſt trefflich verſtanden, wie man auf anderer Leute Köſten leben kann. Er hat ganz franchement zu die Deutſchen g'ſagt: „Wann Ihr frei ſein wollt, ſo müßt Ihr auch dafür bezahlen!" Das haben's auch 'than, denn die Deutſchen ſein von jeher Affen g'weſen, die Alles nachg'macht haben, beſonders wann's aus Frankreich kam, und jetzt haben's ihnen wieder die Dementi mit die Ruſſen geben. Ich glaub', ſie werden doch nit ſo dumm ſein, daß ſie ſich unter die ſibiriſche Knute ſtellen werden.

Wie ich ſchon g'ſagt hab', der Napoleon war ein Mann für die Franzoſen, er hat ihnen alleweil zu Krieg und Sieg g'führt und lauter Herzog' und Fürſten g'macht und mit der Ehrenlegion hat er 'rumg'worfen wie mit Haſelnüß.

Die Generals waren lauter junge Feuerkerls, die ſich vor'm Teufel nit g'fürcht haben und die Welt eing'riſſen hätten und: „Avant Grenadiers!" das war der Ruf, und: „Vive la patrie!"

Die Franzoſen müſſen eine Beſchäftigung haben — d'rum halt's zuſammen Böhmen und Deutſche — Ungarn und Ihr da unten, Ihr Italiener und Evvivas — und laßt's nit wieder ſo weit kommen wie Anno 13, und ſollt's ja wieder einmal ſo kommen, ſo bleibt's einig, damit ich auf meine alten Tag' noch einmal die Freud' hab', wann ich z' Haus auf meiner Schneekoppen ſitz', daß ich die Franzoſen laufen ſieh, wie's vor fünfundreißig Jahren vor der deutſchen Einigkeit dervong'laufen ſei'n.

Aber halt, lieber G'vatter, er möcht' am End glauben, ich ſei ein Feind der neuen franzöſiſchen Freiheit — Gott bewahr'! Ich hab's ja ſchon vorhin g'ſagt, wir haben jetzt ein ganz anderes Frankreich, wie vor funfzig Jahren, und die Blouſenmänner haben ihnen mit weit mehr Energie und Klugheit benommen, wie damals die Jakobiner und Ohnehoſen. Die Franzoſen ſei'n 's ja g'weſen, die dasmal uns Deutſchen die Schlafmützen vom Kopf g'riſſen haben, und die den Impuls 'geben haben, daß der Volkszwang einmal aufhört. So lang 's ihnen mit Moderation innerhalb ihrer Grenzen benehmen werden, wird's kein' deutſchen Fürſten einfallen, ihnen zu moleſtiren. Aber ein' weiß ich doch, dem's nit recht is; ich hab' neulich von meiner Schneekoppen ſchon ſein Militär ſpazieren ſehen, ſie kommen Bajonnet an Bajonnet und möchten gern die deutſche Conſtitution d'ran ſpießen. Na, Gott ſei Dank, mir Deutſchen ſei'n der ruſſiſchen Knuten entwachſen! 's iſt eh eine Schand, daß wir in ganz Europa nur noch zwei Vandalenſtaaten haben, das iſt die Türkei und Rußland. Und doch hat die Türkei ſelbſt in der Zeit, wo's noch im höchſten Flor war, keine ſolche Uebergriffe in die deutſchen und europäiſchen Angelegenheiten 'than, und die Türken waren Türken, die Ruſſen aber ſei'n — Chriſten! Die Türken und ihre Janitſcharen waren niemalen ſo verhaßt, wie die Ruſſen mit ihrer Knuten!

Aber 's wird auch einmal ein Tag kommen, wo die Soun' aufgeh'n wird in Rußland und 's Eis wird ſchmelzen und dem rußniakiſchen Koloß werden die Zähn' wackeln. Dann werden die G'fangenen in Sibirien heulen wie tolle Hund' in wilder Freud' und mit die Ketten z'ſamm'ſchlagen und der Koloß wird in ſich ſelber zerfallen. Das werd' ich vielleicht nimmer erleben, aber 's kommt doch noch einmal und dann weh', dreimal wehe über Rußland!

D'rum halt's zuſammen Deutſche und Oeſterreicher, bleibt's treu und einig, und wehrt's den Erbfeind Eurer Freiheit ab — und Du mein liebes, altes, herziges Oeſterreich halt' feſt aus bei Deinem Kaiſerhaus und Ihr Nationen alle, Deutſche, Böhmen, Ungarn, Polen, Kroaten und Italiener bildet's ein ſtarkes, einiges, feſtes, unerſchütterliches Oeſterreich!!!

Ich ſetz' indeß meinen Wanderſtab weiter und bitt' den G'vatter, daß er mir bald ſeine Meinung über die Lage der Welt ſchreibt. Ich bin ſein getreuer G'vatter.

Der Rübezahl.

P. S. Bei ihm is 's Bayriſche g'wiß theurer 'worden, denn ich denk', die guten Münchner werden im Freudentaumel den Vetter Gambrinus nit g'ſpart haben.

Digitized by Google

BLINDEKUH SPIELENDE KINDER.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das gr. n. u. Kloster Dragomirna in der Bukowina.

Das gr. n. u. Kloster Sutschawitza in der Bukowina.

Digitized by Google

Das Kloster Dragomirna.

(Mit einer lithographirten Abbildung.)

An einem heitern Maitage früh am Morgen machte ich mich von Sutschawa, der einstmaligen Residenz moldauischer Fürsten, auf, um das nordwärts derselben in mehrstündiger Entfernung gelegene griechisch nicht unirte Kloster Dragomirna zu besichtigen. Die Sonne war noch hinter den von ihr goldbesäumten Bergen verborgen. Ein leichter Nebel schwebte über dem Wasserspiegel des Sutschawa-Flußes. Ein tausendstimmiger Gesang befiederter Sänger ertönte in dem der Straße nahe gelegenen Walde. Während mein Ohr sich an dem Gesange ergötzte, schweifte mein Auge umher, und traf, unweit des von Russen bewohnten Dorfes Lipoweni, hinter einigen Baumgipfeln des ein nordöstliches Berggelände zierenden Fichtenhains einen rothen, im Strahle der über den Bergen emporgestiegenen Sonne erglänzenden kegelförmigen Körper. Ich kam näher und fand, daß es die Thurmspitze war des nun vor mir in seiner ganzen Größe ausgebreiteten Klosters. Der Anblick dieses vom griechisch nicht unirten Erzbischof Krimko im J. 1611 zur frommen Gebetsübung und einem beschaulichen Lebenswandel gegründeten Klosters überraschte mich auf's Angenehmste.

In einer Bergfalte rings von Wäldern umgeben, liegt dieses einem erhabenen Zwecke geweihte Gebäude. Eine mehre Klafter hohe, ziemlich dicke steinerne Mauer umschließt in Viereck-Gestalt den innern Theil. In jeder Ecke erhebt sich ein steinerner, einige Stockwerke hoher Thurm, dessen altersgraue Farbe sonderbar gegen die Weiße der frisch übertünchten Façade absticht. In der Mitte der Façade ragt das schlanke Haupt des Glockenthurmes majestätisch empor. In zwei Stockwerke wurde dieser Thurm getheilt, von denen das letzte der Glockenbehälter wurde, das erste aber eine dem heil. Nicolai geweihte Kapelle bildet. Unterhalb eines kleinen, der Kapelle Licht zuführenden Fensters ist ein halb erhabener steinerner Ochsenkopf — das moldauische Wappen — angebracht. Nachdem ich eine großgeringelte eiserne Kette an der rechten Thoreinfassung, eine viereckige Oeffnung über dem Schlußstein, sämmtliche Ueberbleibsel der einst bestandenen Zugbrücke, und ein Freskogemälde, das den frommen Stifter knieend vor seinem Kloster darstellt, besichtigt hatte, öffnete mir ein Kaluger (Mönch) das kleine Pförtchen und ich trat in den Hofraum des Klosters.

Ein großes sehr sparsam verziertes Gebäude, aus dessen südlichem Theile ein von Alter geschwärzter, aus Stuck zusammengesetzter Thurm sich erhebt, war der erste Gegenstand, der sich meinem Blicke entgegenstellte. Und dieses ernste Gebäude ist die Klosterkirche. Ueber einige Treppen gelangte ich durch eine nach gothischer Art gewölbte Vorhalle in das Innere derselben. Eine auf Trägern ruhende Wand scheidet das Schiff vom Chor. In Fresko gemalte Heiligenbilder — die aber von keiner hohen Kultur der freien Künste in der Moldau zeigen — zieren das Schiff, während das Chor geweißt ist. Nachdem ich den von der russischen Kaiserin Katharina dem Kloster geschenkten gläsernen Kronleuchter und das einfache Grabmal des frommen Klostergründers besichtigt hatte, beschaute ich noch vor meinem Scheiden einen gothisch gewölbten Saal, die neue erbaute einstöckige, von einem Igumen (Klostervorsteher) und fünfzehn Mönchen bewohnte Mönchswohnung. Von der hier einst bestandenen Münzstätte fand ich keine Spur mehr.

Schlichting.

Meyer's Kinder beim Blindekuhspiel.

(Mit einer lithographirten Abbildung.)

Der Maler dieses reizenden Bildchens, J. G. Meyer, gibt ein interessantes Beispiel, wie jede Veränderung der innern Lebensrichtung auch das äußere Schaffen des echten Künstlers umgestaltet. Aus einer frommen Familie in Bremen am 28. Oktober 1813 geboren, verfiel er durch Erziehung und Umgang früh einer warmen religiösen und selbst bekehrungslustigen Stimmung, der nur eine frühe Liebe zum Malen ein Gegengewicht lieh. Er beabsichtigte Geistlicher und selbst Missionär zu werden: da erschreckte ihn eine heftige Aeußerung pietistischer Borniertheit. In seinem sechszehnten Jahre hörte er von einem befreundeten Geistlichen das Wort aussprechen: „die Kunst sei eine Erfindung des Teufels, und man solle alle Bilder in's Meer werfen und ersäufen, wo es am tiefsten sei.“ Dies Wort entschied: durchdrungen von dem dunkeln Bewußtsein, daß auch die Kunst göttlichen Lebens voll sei, bestimmte sich der Jüngling jetzt ganz für sie und reis'te, anfangs in sehr beengenden Verhältnissen, im Jahre 1834 zur Akademie nach Düsseldorf ab. Hier durchlief er in einigen Jahren alle Klassen, erst in der Schule des Professors Sohn, dann unter besonderer Leitung des Direktors Schadow. Die fromme Richtung seines Gemüths wandte ihn zuerst auf heilige Malerei: 1837 sah ich in Düsseldorf sein hoffnungsvolles erstes Bild auf der Staffelei. Es stellte den Propheten Elias in der Wüste vor und lag also dem Stoffe nach so fern als möglich von den neuern Bildern des Künstlers ab. Aber in Einem verhieß er schon damals, was er später erfüllt hat: der blendend die Gestalt des Dulders umfließende Glanz deutete bereits auf jene virtuosen Lichtwirkungen hin, welche ihn noch jetzt charakterisiren. Außer einer Menge biblischer Kompositionen, die unausgeführt blieben, entstanden damals noch zwei religiöse Bilder: Abraham mit seiner Familie beim Untergang der ruchlosen Vierstädte, und ein kleineres: Christus den Seinigen die Zerstörung des Tempels verkündigend. Aber allgemach wurde im Gemüth des Künstlers eine freiere, selbstständige Denkweise über religiöse Dinge und über das Leben herrschend, die Ansichten schwanden, für die er früher geschwärmt hatte, und der Eifer für biblische Darstellungen wich einem offenen empfänglichen Sinne für die gemüthliche Seite des gegenwärtigen Lebens und der umgebenden Wirklichkeit. Diese Umwendung prägt sich in

den Bildern seit 1839 ab: Meyer hat seitdem gar kein biblisches Bild mehr, sondern nur Scenen des heitern oder elegischen Genres gemalt und durch sie seinen Ruf begründet. Vor vier Jahren verließ er die Akademie, blieb jedoch in Düsseldorf, wo er denn gleich so vielen Andern auf einem eigenen Atelier malt. Es mag dies wol dazu beigetragen haben, seinen Bildern seitdem eine noch größere Eigenthümlichkeit zu geben.

Das Charakteristische dieses Malers liegt, wie mich dünkt, eben so sehr in den Gegenständen, wie in der Behandlung. Es ist vor Allem das Familienleben unseres kernhaften Bürgerstandes und in ihm wieder die Kinderwelt in ihrem anspruchslosen und darum so bezaubernden Reiz, in ihrer unschuldigen und doch so schalkhaften Naivetät, was er mit wahrhaft bewundernswürdigem Talent für jeden kleinsten Charakterzug auffaßt und wiedergibt. Seine Stoffe sind demgemäß weniger bedeutend als vielmehr anziehend und häufig rührend: während in Hübner eine starke, ja herbe Mannesseele wohnt, besitzt Meyer den ganzen Zauber weicher, anmuthiger, ich darf wol sagen weiblicher Empfindung. Am meisten verbreitet in den rheinischen Kreisen ist sein märchenerzählendes Mädchen, weil der Kölner Kunstverein es durch den Kupferstich bekannt gemacht hat. Hier und auf dem Bilde, das unser Jahrbuch mittheilt, ist das neckische Uebergewicht des klugen Mädchens über die Bubenwelt und wiederum der ältern Geschwister über die jüngern das Anziehende: auf andern Bildern aber stellt sich dies himmlische Gefühl, durch welches erst der Kreis der Familienempfindungen sich beglückend aufschließt, das Gefühl der Geschwisterliebe, in voller rührender Innigkeit dar, wenn etwa die Kinder sich um die Wiege des Neugebornen versammeln, oder das kranke Kind umringen oder endlich — dies ist eins der jüngsten und gelungensten Werke — das Genesende zum erstenmal wieder in ihre Spiele ziehen. In größern Umfang gehen denn solche Stücke, wo die Erwachsenen in's Kinderleben miteingreifen, die Wittwe, die mit den Ihrigen das Abendgebet hält, der Pfarrer, der am Morgen seines Jubiläums aus der Pforte tritt und mit Jubel empfangen wird, oder der Künstler, der nach geraumer Zeit in's Vaterhaus heimkehrt, während die Buben seine Effekten herbeischleppen und die Mädchen sich über den langen Bart verwundern, der ihm seither angewachsen ist. Erst in jüngster Zeit hat Meyer sich auch auf ergreifende Gegenstände gewendet und 1845 durch den träumenden Gefangenen, dem die Freiheit Weib und Kind nebst dem erlösenden Schlüssel in den Kerker bringt, so wie durch die „Ueberschwemmten" von 1846 den Beweis geliefert, daß ihm auch der volle nächtige Ernst des Lebens nicht verschlossen ist. Namentlich das letztere Bild gehörte unstreitig zu den Hauptzierden der jüngsten rheinischen Ausstellungen. Eine Wöchnerin mit dem Säugling, den ältern Kindern und der Ziege erscheint auf dem obersten, künstlich noch erhöhten Boden des Hauses vor dem steigenden Wasser geflüchtet, das auch diese letzte Zuflucht zu erobern droht. Da kommt ein rettender Nachen, und die ganze Familie, von der ehrwürdigen Großmutter herab bis zu den frohen Kindern, grüßt mit trefflich abgestuften Empfindungen das wiedergeschenkte Leben.

Da der Künstler einen feinen Geschmack und eine solide, durch Belesenheit in den besten Schriftstellern genährte Bildung besitzt, so ist er in dergleichen Darstellungen stets mit Glück an der Klippe sowol des Zerreißenden, als des Widrigen vorbeigefahren, und es gelingt ihm beständig die Natur von der edlern Seite zu fassen, wozu ihm die frühern historischen Studien trefflich an die Hand gehen. Meyer's anziehende Sujets werden nun unterstützt durch große Verdienste der Ausführung. Charakteristisch für ihn ist der Sinn für das Licht, der so vielen Düsseldorfern abgeht: namentlich liebt er die Anwendung eines klaren Helldunkels. Seine Ausführung ist die genaueste: doch scheint er in den figuren- und umfangreichern Gemälden der letzten Jahre mit Glück einem breitern Pinsel nachzustreben. Besonders meisterlich und farbenkräftig behandelt er auch kleine Skizzen und Erfindungen in Aquarell: solche Blättchen von ihm sind gesucht. Ueberhaupt ist seiner geschmackvollen Stoffwahl, seiner reinlichen Technik und seinem Fleiße, der sich schon in der bedeutenden Anzahl der von ihm gelieferten Bilder kund gibt, auch die Gunst des urtheilenden und kaufenden Publikums bedeutend entgegengekommen, und es ist um so höher anzuschlagen, daß er sich dadurch nicht zu handwerklichem Arbeiten verführen läßt, in welches der Genremaler, wenn er erst ein gewisses Geschick und einigen Kredit gewonnen hat, so leicht verfällt. Allerdings liegt bei jenen frühern Sujets das Verkommen in unbedeutende Stoffe nahe, und im Kolorit hat Meyer sich theils vor den allzubrillanten Lichteffekten, theils vor etwas matter und gebrochener Farbengebung, überhaupt vor dem zu Künstlichen und deshalb Unwirklichen zu hüten. Da aber gerade die jüngsten Bilder ihn im erfreulichsten Fortschritt zum Gehaltvollen und zu gediegenster Technik zeigen, sind die Abwege zur Bravour nicht leicht zu besorgen.

Die Blindekuh spielenden Kinder hat der Künstler selbst mit zuvorkommender Gefälligkeit in verkleinertem Maßstab für dieses Jahrbuch gezeichnet und hierdurch allein die meisterliche Nachbildung möglich gemacht, die dem Leser vorliegt. Alle guten Eigenschaften des Malers sind hier vereinigt, und die reizende Schelmerei des Kinderlebens spricht sich gleich auf den ersten Blick so verständlich aus, daß hier jedes Wort zur Erläuterung Ueberfluß wäre.

Georg Huebmer.

(Mit lithographirtem Portrait.)

Zu jenen Männern, die aus dem Volke hervorgegangen, von Kindheit an vom Glücke in Allem vernachlässigt, was dem Geiste Bildung, dem physischen Menschen Genuß verschaffen könnte, dennoch durch rastloses Streben, durch ungewöhnliche Anstrengungen für die Wohlfahrt ihrer Mitbrüder wirkten, und sich so auf eine unerwartete Art ein segensreiches Andenken stifteten, gehört auch der niederösterreichische Schwemm-Meister Georg Huebmer, welcher, in seinen jüngern Jahren ein gemeiner Holzknecht, durch eigene Kraft und Ausdauer bei den vielfach ihm entgegen-

getretenen Hindernissen und ohne alle technischen Kenntnisse so sehr Unglaubliches gewirkt hatte, daß bei dem bloßen Anblicke der von ihm verfügten und geleiteten Schwemm-Anstalten Jedermann zum Erstaunen hingerissen wird. — Wenn man die vielen Mühseligkeiten der niederösterreichischen Holzknechte kennt, wenn man die unzähligen auf allen Seiten sie bedrohenden Gefahren berücksichtigt, unter denen sie das oft auf den höchsten und steilsten Felsengipfeln gefällte Holz im Winter auf der schneeigen Bahn über Abhänge weiter und weiter fortschaffen bis an den Bestimmungsort, wo dasselbe im Großen weiter versendet wird; wie sie besonders durch den häufig eine Kluft verdeckenden Schnee ungeahnt in unabwendbares hilfloses Verderben stürzen; wenn man überhaupt das Gefahrvolle beim Fällen ungeheurer Baumstämme, das Erklimmen der höchsten Felsen, die Verrichtung der Arbeit an Bergabhängen und die Verflößung des Holzes im Sommer betrachtet: so wird Jeder auch gewiß einsehen, wie wohlthätig jener einfache Mann in seinem Wirkungskreise gewesen, indem er so Vieles zur Erleichterung dieser beschwerlichen und gefahrvollen Arbeiten unermüdlich unternahm und vollführte. — Die Arbeit, wenn die Stämme bereits gefällt und in Scheite oft durch Sprengen mit Pulver gespaltet sind, besteht in dem Zubringen und Fortschaffen des Holzes. Ersteres besteht darin, daß das Holz durch Hinabgleiten über oft gähe Abhänge bis zu jenem Orte gebracht wird, von wo es mittelst der Eisriesen im Winter, oder mittelst der Wasserriesen im Sommer immer tiefer und tiefer in jene Thäler gelangt, wo es von größeren Schwemmwerken aufgenommen wird. Sowol die Eis- als Wasserriesen sind große, ungefähr 3 bis 4 Schuh weite, und zuweilen mehre Stunden lange Rinnen, welche auch über Abgründe führen und oft einen gähen Fall haben. Die Eisriesen, aus rohen Baumstämmen zusammengesetzt, werden zeitlich, schon während den ersten Fröſten in der späten Jahreszeit, mit Wasser begossen, und durch das Gefrieren desselben zur Arbeit vorgerichtet. Die Wasserriesen sind jedoch sorgfältiger aus festen behauenen Pfosten zusammengefügt, sie sind meist so tief als weit und endigen gewöhnlich in einem der Schwemmbäche; ihre Bewässerung wird durch sorgfältiges Auffangen aller Quellen und Bächlein bewerkstelligt. — Eine solche Wasserriese ist es, welche dem Manne, dessen Porträt hier lithographirt beiliegt, die erstaunenswerthe Idee eingab, das Geschaid, eine Einsattelung zwischen zwei Kuppen, welche die natürliche Grenze zwischen den Vierteln ober und unter dem Wiener Walde bildet, durchzubrechen, und mittelst des Stollens die jenseitigen Gewässer mit der diesseits schon längst errichteten Wasserriese zu verbinden. Die wohlthätige Folge hievon war, daß das in dem bisher nutzlos gestandenen jenseitigen Urwalde geschlagene Holz durch die dortigen Gewässer in den 227 Klafter langen Stollen geschwemmt und von da über Wiener-Neustadt bis nach Wien zu Wasser verführt werden konnte. Huebmer begann diesen Durchschlag, durch welchen neben der Wasserriese ein Fußsteig hindurchführt, und in dessen Hintergrunde der Ausgang beim Eintritte in den Stollen nur in einem kleinen Lichtpunkte bemerkbar ist, bereits im Jahre 1811, mußte aber, durch mehrfache wesentliche Hindernisse bewogen, den Bau mehrmals wieder einstellen. Erst im Jahre 1827 ward das Werk zum Erstaunen Aller beendigt, die diese Arbeit, als nutzlos betrachteten, indem sie nicht glauben konnten, daß dieser schlichte, aller hiezu nöthigen Kenntnisse entbehrende Mann die Arbeiten, welche doch von beiden Seiten begonnen wurden, so werde leiten können, daß sie gerade und wagrecht zusammentreffen, — und diese für den mit Kenntnissen reichlich Ausgestatteten schon sehr schwierige Arbeit, während welcher vielerlei Ungemach vorfiel, das Manchen von der Fortsetzung der Arbeit abgeschreckt hätte, hat zum allgemeinen Jubel Georg Huebmer, der einst ungelehrte Holzknecht, vollführt! — Nun ergab sich aber noch eine andere Schwierigkeit. Aus den tiefen Theilen der Berge konnte das gefällte Holz wegen Steilheit der Bergwände nicht hinaufgeschafft werden; aber Huebmer wußte auch hier zu helfen, indem er unter der Höhe des Durchschlags einen Kanal am gähen Abhange des Berges graben, Schiffe bauen und diese, im Urwalde mit Holz beladen, durch Pferde bis unter den Durchschlag ziehen ließ. Von hier aus wurde das Holz auf zwei ebenfalls von Huebmer errichteten Aufzügen auf zwei Wagen bis zum Durchschlag hinaufgewunden, so das Fortschaffungsgeschäft auf die möglichst leichte Weise durchgeführt und alle Hindernisse auch von dieser Seite erfolgreich besiegt. — Diesem einfachen, und ausgezeichneten Manne, der ungekannt nur von seinen Holzknechten geliebt und geehrt in der Einsamkeit des Waldlebens so wohlthuend wirkte, verdankt das große Wien die Mittel, seinen ungeheuern Holzbedarf zu decken. — Aber auch für das geistige Beste seiner Gewerksleute vergaß er nicht zu sorgen, und das Drückende der Entbehrung jeglichen Unterrichtes an sich selbst erfahrend, erbaute er auf eigene Kosten hoch im Naßwalde, wo itzt seine Grabstätte zu sehen ist, ein Bethaus, zugleich eine Schule, dann auch eine Schule beim Durchschlag, und in jeder unterhielt er einen Lehrer ebenfalls aus eigenen Mitteln, weil diese Gegend von dem vorgesetzten Pastorate in Mitterbach zu weit entfernt ist, als daß letzteres seine in tiefer Wildniß ihre ganze Lebenszeit zubringenden Kirchkinder mit dem nöthigen Unterrichte erfolgreich versehen könnte.

F. J. T.

Feuilleton.

Brief des Fürsten Metternich an Guizot in London.

Aufgefangen und übersetzt von B.

Monsieur! Endlich habe ich einmal ein Versteck gefunden, wo ich einige Tage ausruhen und wieder einmal Französisch schreiben kann. Ich habe nun drei Wochen nichts als Deutsch hören und, um nicht erkannt zu werden, auch Deutsch sprechen müssen; denn ich galt für einen ehrlichen behäbigen Grazer. Denken Sie meine Qual, drei lange Wochen nichts als jene rauhen teutonischen Klänge hinunter würgen zu müssen! Ich, der ich alles Deutsche von jeher haßte; ich, der ich mich alles Deutschen, bis auf den Johannisberger, entschlagen hatte; ich, der ich nie einen lesenswerthen deutschen Brief schreiben konnte: ich mußte als Deutscher gelten, nur deutsch reden, und oft gar die verhaßten deutschen Farben aufstecken, jene Farben, die ich so sehr verfolgt, im Knopfloche tragen! Wahrhaftig ich hielte es nicht mehr aus, wenn ich nicht Jemand hätte, dem ich in der geschmeidigen Gallierſprache schreiben könnte.

in der ich so oft das Ohr der Regenten und Minister bethörte, und dieser Jemand ist kein Anderer, als Sie. Die regierenden Herren halten uns, wir wissen ja wie dies dort Sitte ist — für Dummköpfe, sobald wir fallen, und unsere Briefe nicht des Lesens werth; die erilirten Minister haben nur Schimpf für mich, sie sehen in mir den bösen Feind, der sie irreführte, und möchten die Schuld ihrer Ungeschicklichkeit, die auch meinen Fall herbeiführte, gerne mir in die Schuhe schütten. Sie sind ein Gelehrter, fast ein deutscher Gelehrter, sie werden auch mein Schreiben lesen, studiren und analysiren, und darum schreibe ich Ihnen, denn offen gesagt — und Sie wissen, ich habe nie Zuneigung geheuchelt — also offen gesagt: ich hatte für Sie keine Sympathie und hörte Ihren Fall nicht ungerne. Sie waren doch immer ein Minister der Canaille, sie hatten doch gewisse Freiheitstheorien, die Sie nie aufgeben wollten. Sie gönnten jedem Volke doch ein gewisses Maß constitutioneller Freiheit; aber eben das war Ihr Unverstand. Die Völker lassen sich nie die Freiheit mit Löffeln zumessen. Leben die Völker einmal, fühlen sie sich, so wollen sie auch ganz das, was sie meinen, es sei ihr Recht. Aber sie haben ja kein Recht, denn dem Gewaltigen gehört die Erde, und das sind wir, die gewaltig sind an Verstand und Intrigue. Die Völker sind offen, frei, ohne Hinterhalt, großmüthig und das — ist Unverstand, dadurch geben sie in unsere Falle, und darum glaube ich, es sei noch kein wahres Wort an all' dem Freiheitsgesalbader, das sie jetzt machen. Ich glaube, meine Zeit sei noch nicht zu Ende. Meine Leute werden die ehrlichen Deutschen schon wieder ködern, und wenn der Friedensfürst Godoy zu Ehren gekommen, kann es mir auch noch gelingen, und ich hoffe die Zeit zu erleben, wo ich allen Jenen, die mich jetzt mit langen Nasen abmalen, den Kopf sammt der Nase abhauen lasse, wenn nicht Freund Nikel sie ihnen bei einer Promenade nach Sibirien hat schon früher abschneiden lassen. Ich war ja auch ein Friedensfürst, ich wollte nichts als den Frieden, denn mit dem Kriege wäre mein Reich zu Ende gewesen. Sollte mein Herr oder besser mein erster Unterthan unterliegen, so wäre es aus mit mir gewesen. Ich wußte, daß die österreichischen Erzherzoge, die ich bis auf Einen wie die Schulbuben traktirte, nur auf eine Gelegenheit warten, mich zu stürzen, und ein unglücklicher Krieg ist immer das Unglück des Premierministers. Sollte ich (Sie wissen, ich war eigentlich Herr) siegen, so mußte man das Volk enthusiasmiren, da wäre doch eine Geistes'kraft erweckt worden, die hätte nöthigerweise auch andere Geistes'kräfte geweckt, und das Volk wäre aus seiner Verdummung gerissen worden. Es würden höhere Gefühle wach geworden sein; aber wenn ich regieren sollte, mußte das höchste Volksinteresse auf Strauß'sche Walzer und Backhändel geleitet werden, durfte der Enthusiasmus nur den Beinen einer Tänzerin oder der Kehlenfertigkeit einer Sängerin gelten.

Ich weiß mir auch keinen Vorwurf zu machen, daß ich etwas meinem Streben Förderliches vernachlässigt hätte. Habe ich nicht die Ligourianer und Jesuiten in's Land gerufen? Habe ich nicht die Schulen und den Volksunterricht so viel als möglich zu vernachlässigen befohlen? Habe ich nicht den Jüngern der Wissenschaft die Weisheit in so dürftigen Portionen zugemessen, daß sie kaum davon nippen, vielweniger den Durst löschen konnten? Und doch sind es gerade jene Burschen, die mich wie weiland den großen Napoleon davonjagten. Aber Jener hat sein Schicksal weit eher verdient, als ich. Er war bei allen seinen Fähigkeiten doch immer ein Soldat; er dunkte sich zu groß, um kleinlich zu sein; er glaubte Alles durchhauen zu müssen, und wollte sich nicht winden und krümmen, um auf Umwegen Etwas zu erlangen. Er wollte Alles mit einem Handgriffe erhaschen. Man erkannte seine Gewalt. Ich ging klüger zu Werke, und kriegte ihn herum. Auch den ritterlichen Alexander umstrickte ich so. Nur Ihr König Lud. Philipp hat mich verstanden; aber das ist ja keine Politik für einen Barrikaden-König. Hätte Carl X., der legitime Fürst sie verfolgt, so hätte sie gelingen müssen. Auf dem Throne hätte auch ich sie durchgeführt, und meine Kartätschen hätten schon den Wiener Studenten- und Bürgerpack zu Paaren getrieben, aber ich handelte unter fremder Firma und da fiel es dem Namensträger einmal ein, selbst den Herrn spielen zu wollen, und als er meine Geschäftsführung sah, jagte er mich auf und davon.

Es ist auch mit diesen Habsburgern gar nichts anzufangen, sie taugen durchaus nicht zum Regieren, sie sind zu weich, zu gutmüthig, zu österreichisch. Jubelt ihnen das Volk zu, so gehen ihnen gleich die Augen über, sie möchten sich dem Volke an den Hals werfen und ihnen sagen: nehmt hin Alles, was ihr wollt, wir geben Euch Alles, Alles und wäre es selbst unsere Krone; sie zittern vor jedem Tropfen vergossenen Bürgerblutes, als wenn die zehn Gebote auch für die Regierenden und nicht blos für die Regierten gälten. Da lobe ich mir den König von Preußen, der hat mehr Energie in sich, der kann schon ein Paar Hundert Niedergeschossene sehen, ohne ohnmächtig zu werden; aber er hat die Eitelkeit, sich gerne reden zu hören, und da muß er auch Andere gegenreden lassen, und sobald die Leute reden, ist es aus mit der Alleinherrschaft. Nicht mucken darf das Volk, lautet der 1. Paragraph in meinem Königsgesetze, zum Volke gehört aber auch der König. Ich habe auch nie viel gesprochen, ich habe mich mit wenigen Worten oder mit einem gravitätischen Schweigen begnügt und dadurch dem Volke glauben gemacht, ich besitze eine höhere Weisheit, als Andere. Sie kennen die Scene in Dresden zwischen dem corsischen Helden und mir; damals schwieg ich auch, beiläufig gesagt aus Unmuth und Wuth, denn er hatte mich durchschaut mit seinem Adlerblicke, als er mich fragte: „Metternich, was gibt Ihnen England, daß Sie mir den Krieg erklären?" Also ich schwieg, weil ich niedergedonnert war. Ich hatte meinen Meister gefunden. Als Oesterreich hierauf am Befreiungskriege Theil nahm, was auf jeden Fall geschehen wäre, wenn er sich nicht gebeugt hätte, glaubte man, ich sei die Ursache seines Falles gewesen und deutete mein jedesmaliges Schweigen für Thatkraft, die Worte verschmäht. Obwol es oft nur davon herrührte, daß ich nichts zu sagen wußte, denn mit der Beredsamkeit war es bei mir nie weither. Ein gut regierter Staat muß einem großen Gefängniß gleichen, einem Gefängniß nach amerikanischer Art mit dem Schweigsystem. Da spielte mir so ein ergrauter Erzherzog der vor meiner Zeit in Ungarn Palatin und Statthalter geworden war, den Streich, diese Magyaren reden zu lassen, was und soviel sie wollten. Ich verstand von dem Zeugs nichts, denn es durfte in Uebersetzung nichts von dem gesagt werden, was dort geredet wurde und ich verstand nicht magyarisch. Als ich endlich sah, daß die Dinge nicht nach meinem Kopfe gingen, und man dort Manches nachgeben, Manches bewilligen mußte, wollte ich Einhalt thun; aber er protestirte, behauptete, man müsse die Nation sich entwickeln lassen; aber Nationen sollen sich ja nicht entwickeln; sie sollen ewig in Wickeln und Windeln bleiben, fest geschnürt und gewickelt bis an den Hals, daß sie nicht wissen, man könne gehen mit den Füßen und schlagen mit den Händen.

Aber der Erzherzog drang immer, wenn auch nur halb durch; ja er brachte es so weit, daß man seinen Sohn zum Landeschef von Böhmen ernannte, und der hätte auf ein Haar auch den böhmischen Ständen völlig frei zu reden erlaubt. Zum Glück starb der Alte, man schickte den Sohn nach Ungarn, und ich hieb die Stände Böhmens mit einem Machtworte nieder. In Ungarn aber ging die Hetze erst recht los, der neue Palatin schloß sich der Nation an, sie sprachen, was sie wollten und er ließ es zu, daß man es ganz oder zum Theile druckte, so daß endlich ein Advokat, ein gewisser Kossuth, so keck wurde, sein eigenes, von mir unabhängiges Ministerium und eine Constitution für alle Länder zu fordern, und er hatte ein furchtbar loses Maul bei dieser Gelegenheit, betitelte mich nicht sehr hübsch, und hieb meinem kühnsten Advokaten Apponyi so fest vor die Ohren, daß ihm Hören und Sehen verging. Auch hat sein Wort wie ein Blitz gezündet, denn reden kann er und hat nicht wenig beigetragen zu den Wiener Ereignissen. Auch war ich damals schon in nicht geringer Verlegenheit, denn Ihr Frankreich war, gedankt sei es Ihrem gelehrten Starrsinn, eine Republik worden. Mit Republiken weiß ich nicht umzuspringen, die sind gar störrig, es ist da Alles öffentlich, nichts geheim und da sind unter den Vielen doch immer Einige, die auch die fein angelegten Pläne durchschauen, Lärm machen und Alles zerstören. Darum wurde ich beinahe auf ¼ Stunde ohnmächtig, als ich die Nachricht erfuhr, in Paris habe man die Republik proklamirt. Aber ich erholte mich bald, beschloß die fatalen Forderungen Kossuth's zurückzuweisen und die anderen Stände mit schönen Worten so lange hinzuhalten, bis die Republik gestürzt und die Zeit besser würde; da brach die verdammte Wiener Intelligenz los und ich fliehe mit Fluch bedeckt durch Europa. Sie haben doch noch immer Ihren Gelehrten-Ruhm gerettet; man verachtet, man haßt Sie nicht. Kämen Sie z. B. nach Deutschland, so würde man über Sie lachen, Sie aber nicht verfolgen; Sie deckt ihr König, als dessen Werkzeug man Sie betrachtet, mich aber nennen Sie den Erzschelm, den Sünder, der seinen Kaiser

Digitized by Google

verrathen und würden mich gewiß aufhängen. Aber man hängt Niemand, man hat ihn denn zuvor. Was mich am meiſten ärgert, iſt, daß ſich jetzt dieſe großherzig närriſchen Ungarn ſo eng an die Oeſterreicher anſchließen. Da könnten beide Länder gar blühend und mein Wahlſpruch apres moi le deluge zu Schanden werden, aber wartet! Nikel kömmt, der ſoll euch ſchon Mores lehren, dann komme auch ich wieder. Fürſt Metternich.

Militäriſche Beredſamkeit.

Die preußiſche Armee zählt in ihren Reihen und ebenfalls „a. D., mit der Armee-Uniform und den vorgeſchriebenen Abzeichen für Verabſchiedete", eine unendliche Zahl von Don Quixoten aller Grade, vom Unteroffizier bis zum kommandirenden General, Originale, die man in keiner andern Armee der Welt findet, die aber alle ein und daſſelbe am Rhein ſogenannte „preußiſche" Geſicht und dieſelben „preußiſchen" Manieren haben. Es iſt die bekannte „magere Ritterſchaft", die ſich vor wie nach durch Grobheit, Arroganz, Unwiſſenheit und verdorbenen Berliner Accent ſo vortheilhaft von den übrigen Deutſchen unterſcheidet. Es ſind die bekannten

— bloſſen Canaillen, die ausgeſeh'n
Wie Liebe, Glauben und Hoffen,
Und die ſeitdem in unſerm Wein
Sich reihe Roſen geſoffen.

Es ſind jene Urtypen des altpreußiſchen Soldaten, die ſeit einem Jahrhundert ſich faſt gar nicht verändert haben, und von denen geſchrieben ſteht:

Sah wieder preußiſches Militär,
Hat ſich nicht ſehr verändert.

Es ſind die grauen Mäntel noch
Mit den hohen rothen Kragen —
(Das Roth beerbtet Franzoſenblut,
Sang Körner in früheren Tagen.)

Noch immer das hölzern pedantiſche Volk,
Noch immer ein rechter Winkel
In jeder Bewegung, und im Geſicht
Der eingefrorene Dünkel.

Sie ſtelzen noch immer ſo ſteif herum,
So kerzeng'rade geſchnitzelt,
Als hätten ſie verſchluckt den Stock,
Mit dem man ſie einſt geprügelt.

Ja, ganz verſchwand die Fuchtel nie,
Sie tragen ſie jetzt im Innern;
Das traute „Du" wird immer noch
An das alte „Er" erinnern.

Der lange Schnurrbart iſt eigentlich nur
Des Zopfthums neuere Phaſe;
Der Zopf, der früher hinten hing,
Der hängt jetzt unter der Naſe.

Dieſe Don Quixoten befinden ſich ſeit der Märzrevolution in einer beklagenswerthen Lage. Sie ſind eben ſo erſtaunt darüber, die ſchwarz-roth-goldene Kokarde am Helm tragen zu müſſen, als die ſchwarz-roth-goldene Kokarde erſtaunt iſt, die Revolution von 1848 zu repräſentiren. Sie ſind wie ein benachbarter Publiziſt, der Verzweiflung preisgegeben, weil ihnen der Rechtsboden unter den Füßen abhanden gekommen iſt. Ihre erſte Lebensbedingung, mit Gott, für König und Vaterland ſackgrob und unverſchämt zu ſein, iſt gefährdet, und nächſtens ſollen ſie ſogar den Eid auf die Verfaſſung leiſten!

Es iſt erklärlich, daß dieſe Helden den glühendſten Haß gegen die revolutionäre Ordnung der Dinge hegen. Ihre Wuth kennt keine Grenzen, als die ihnen die Rückſicht auf ihre Sicherheit auf ihre Gage oder Penſion bietet. Wo ſie zufällig noch die Macht haben, wie in Mainz, da provoziren ſie irgend einen Vorwand, um den Belagerungszuſtand zu erklären, um die Bürger zu entwaffnen und um ſich in ihrer ganzen Brutalität zu ergehen; wo ſie ohnmächtig ſind, da knirſchen ſie vor Wuth gegen die Revolution und werden komiſch in ihrem impotenten Zorn.

Ein ſolcher impotenter Don Quixote iſt — mit Vorbehalt des erſten Rangs für Herrn von Thadden und ſeinen Galgen — der Herr General von Webern Hochwohlgeboren in Berlin. Derſelbe hatte neulich eine Verſammlung von Landwehrunteroffizieren, Feldwebeln u. ſ. w., welche zu kontre-revolutionären Konſpirationen benutzt werden ſollten. Der Herr General hielten daſelbſt folgende Rede:

„Kameraden! Wem verdanken wir die Revolution? Wem anders als den franzöſiſchen und polniſchen Aufwieglern und den Literaten, die das Volk aufgehetzt und unſerm allergnädigſten König Gewalt angethan haben! Das, Kameraden, ſind die Leute, die all' das Unheil anſtifteten, aber ich will Euch ſagen, was das für Leute ſind! Es ſind ... es ſind ... na, ich ſage Euch, es ſind Sch ... kerle, und abermals Sch ... kerle und zum drittenmal Sch ... kerle!" (Donnernder Beifall.)

Die Zeitungshalle hatte dieſe Rede wörtlich publizirt. Man erhob Zweifel gegen die Richtigkeit des angeführten Terles. Aber Herr General von Webern, mit Recht ſtolz auf ſein Meiſterſtück altpreußiſcher Beredſamkeit, beſeitigte bald jede Ungewißheit durch folgenden Brief an die Redaktion der Zeitungshalle, der in der Nummer vom 6. Juni d. J. abgedruckt ſteht:

„Der Unterzeichnete iſt der Gegenſtand eines geharniſchten Angriffs in der Zeitungshalle geworden ... Aber Wahrheit iſt ein gutes Ding, ſelbſt dann, wenn ihre ſcharfe Säbelſpitze in der Hitze des Gefechts auch etwas in den Schmutz gehauen haben ſollte, und ſo nehme ich keinen Anſtand zu erklären, daß ich die Wühler und insbeſondere das fremde ausländiſche Element unter ihnen, welches das gute geſunde deutſche Blut der treuen Berliner Landwehr habe verderben und anſtecken wollen, wirklich als ... kerls bezeichnet und vor ihnen gewarnt habe ... Berlin den 4. Juni 1848. General von Webern."

Das preußiſche Vaterland kann ruhig ſchlafen, ſo lange es noch Helden beſitzt, die zu jeder Zeit bereit ſind, mit „ihrer ſcharfen Säbelſpitze ſo in den Schmutz zu hauen!"

Kleine Erzählungen.

Es war einmal auf Erden ein böſer Mann, welcher ſich für einen großen Zauberer hielt, weil er viele dienende Geiſter hatte. Dieſer Mann hieß der große Nikolaus, und ſeine dienenden Geiſter nannte man Unterthanen.

Die Nachbaren des Nikolaus hatten viel von ihm zu leiden, denn er war ſehr herrſchſüchtig, ſuchte ſie auf alle mögliche Weiſe zu übervortheilen, und wollte auch manchmal die Grenzſteine verrücken und weiter vorſchieben, denn im Vorſchieben war er Meiſter, und das Verrückt-Machen verſtand er aus dem Grunde. Demungeachtet aber ließen ſich dieſe Nachbaren Vieles von ihm gefallen, weil ſie ſeine Zauberkünſte fürchteten, und gehört hatten, daß er im Verſchwinden-Laſſen ſogar die einſt bekannten Magier Bosco, Philadelphia, Döbler ꝛc. überträfe.

Nur ſeine eigenen, ihm dienenden Geiſter, machte Herr Nikolaus leiden, alle Anderen aber waren ihm widerwärtig, denn er glaubte, ſie könnten ihn in ſeinen Zaubereien und Höllenkünſten ſtören, und er hatte daher befohlen, daß in die Gegend, welche er beherrſchte, kein fremder Geiſt, ſei es mit oder ohne Paß, zugelaſſen würde, und wollte ja Einer die Grenze ſeines Reiches im Geheimen überſchreiten, ſo hatte er Maßregeln getroffen, daß jede ſolche Ueberſchreitung ſcharf geahndet wurde.

Da geſchah es eines Tages, daß ein Mann Namens „Zeitgeiſt" einige Luſt verſpürte, auf Reiſen zu gehen und ſich die Welt anzuſehen.

Dieſer Herr Zeitgeiſt war ſehr ſchnell in der Inswerkſetzung ſeiner Gedanken, und er zögerte daher auch nicht lange, und machte ſeinen neuen Wunſch ſogleich zur Wahrheit. Er flog eiligſt vom Himmel nieder, ſah ſich auf Erden ringsum und machte dann ſeine Wanderungen durch aller Herren Länder. Ueberall wurde er freundlich und unfreundlich aufgenommen, denn es gab Viele, die ihn nicht leiden mochten, weil er ſtets gradaus ging und gar nicht kriechen wollte.

Zuletzt kam der Zeitgeiſt an das Reich des großen Nikolaus und klopfte an das Grenzthor, um Einlaß zu erlangen.

„Wer da?" fragte ein wachehaltender Koſakengeiſt, und unſer Freund antwortete: „Ein Reiſender."

„Was für ein Reiſender?" entgegenfragte der Koſak wieder, und fügte hinzu: „Gebt mir Euren Paß!"

Der Zeitgeiſt überreichte ſeinen Paß, und der Koſakengeiſt las: „Inhaber dieſes, der Reiſende Zeitgeiſt —"

Als der Kosak so weit gekommen war, gab er den Paß hastig zurück und sprach: „Ihr seid ein Geist! Wir können hier keine Geister brauchen, — fort mit Euch!“ — Nach diesen Worten schlug er dem Zeitgeist das Thor vor der Nase zu, und unser Freund hatte lange zu rufen und zu bitten, ehe der Kosak das Thor noch einmal öffnete und den Paß weiter las.

Endlich geschah dies, denn der Zeitgeist hatte dem Kosaken etwas von Irrthum und Erkenntlichkeit zugerufen.

Der Kosakengeist las also: „Inhaber dieses, der reisende Zeitgeist, reis't in eigenen Geschäften, mit geistigen Speisen und Getränken (hier lächelte der Kosak und schnalzte mit der Zunge) und ist überall ungehindert passiren zu lassen. Der Präsident des himmlischen Reiches als Polizeiverweser: Gabriel, Engel. — Signalement des Paßinhabers: Religion, alleinseligmachend. Alter, unbekannt. Größe, ungemein. Haare, vom letzten Nervenfieber ausgegangen. Stirne, frei. Augen, freundlich. Nase, mußte in letzter Zeit viel schnupfen. Mund, offen und freundlich. Bart, geschoren. Gesicht, ausdrucksvoll und zum Verlieben. Statur, gewaltig. Besondere Kennzeichen, Zeichen der Abzehrung aus Gram.“

„Gut,“ sagte der Kosak, als er zu Ende gelesen hatte. „Der Paß ist richtig; nun gebt mir auch ein Zeichen, daß ihr wirklich Derjenige seid, von dem hier die Rede ist. Zeigt mir die Proben Eurer Handelsartikel.“

Der Zeitgeist öffnete sein Gepäck, zog ein Fläschchen hervor, darauf stand: Neuerungstropfen, goß Einiges daraus in ein Glas, mengte die Flüssigkeit mit einigen anderen, die er Freiheitswasser, — Gedankenextract u. s. w. benannte, und gab dem Kosaken zuletzt von seiner Mischung zu trinken.

Dieser leerte das Glas mit einem Zuge, dann sagte er: „Dein geistiges Getränk ist besser als Gorjoti, besser als Eau de vie, besser als Branntwein. Dein Paß ist in Ordnung. Ziehe ein in das Reich des Herrn Nikolaus. Gib meinen Brüdern zu trinken, und mache gute Geschäfte.“ — Er öffnete hierauf das Thor, drückte dem Reisenden die Hand, und dieser zog so — ungehindert ein in das Reich des Zauberers Nikolaus.

Ueberall, wo er hinkam, machte er gute Geschäfte. Die Unterthanen des Herrn Nikolaus rissen sich um seine geistigen Getränke, und als der große Zauberer endlich die Anwesenheit des fremden Geistes erfuhr, war es — zu spät, denn es war Niemand da, der den ungebetenen Gast austreiben wollte, und Herr Nikolaus selbst sah sich genöthigt, zur Stärkung seiner Gesundheit dem reisenden Zeitgeist ein Fäßchen Konstitutions-Oel abzukaufen.

Dies ist das Ende der Geschichte von Nikolaus dem schlimmen Zauberer, — der heute noch lebt, wenn er nicht gestorben ist.

Der unwillkommene Gast. In das Bad Ems kam einmal (erzählt Dr. Schubert) gerade in dem Augenblick, da der Kellner das Glöcklein zog, durch dessen Ton die im Hause wohnenden Herrschaften zur Wirthstafel gerufen werden, ein Fremder herein, den weder der Wirth noch der Kellner kannten. Es war ein kleiner, wohlbeleibter Herr in schwarzem Frack, seidenen Strümpfen und Schuhen, stattlich daherschreitend, als käme er von einer Audienz beim durchlauchtigsten Herzog, der gerade damals auch in Ems sich aufhielt. Der kleine Mann setzte sich ungenöthigt mitten unter die vornehmsten Herrschaften hinein, mit deren etlichen er schon bekannt schien, ließ sich das gute Essen und mehre Sorten des Weines sehr wohlschmecken, unterhielt aber daneben die Gäste durch die mancherlei Neuigkeiten und Geschichten, welche er erzählte, so vortrefflich, daß zuletzt Alle horchten und hinsahen auf das Männlein, das so munter und lebhaft erzählte.

Die Tafel wurde jetzt aufgehoben, die Gäste hatten sich meistens entfernt, der Wirth stand im Billardzimmer bei einem Fenster. Da trat der Fremde zu ihm hin, lobte ganz höflich die schöne Lage des Hauses, die gut bestellte Tafel und den Wein und fragte dann nach seiner Zeche. Der Wirth, welcher sich darauf verstand, seine (meist) hohen Gäste durch hohe Rechnungen zu überraschen, benannte ihm eine beliebige Summe. Der kleine Mann sah den großen Rechner verwundert an, zog den Beutel, sagte aber ganz freundlich: „Ich bin der Schinder von Wiesbaden und da“ — — Der Wirth ließ ihn nicht ausreden. Er faßte ihn gar unsanft bei dem Arme an und von Zorn wie von Schrecken blaß, sagte er halblaut, damit nur keiner der Billardspieler den Scandal merken sollte: „Er verwünschter Kerl, kommt mir da herein unter die Herrschaften; jetzt mache Er gleich, daß Er fortkommt, — fort, fort, fort!“ — Was sollte der Fremde thun? der Wirth ließ ihm keine Zeit zum Bezahlen; er mußte, um nichts Schlimmeres von dem zornigen Manne zu erfahren, sich eilig aus dem Staube machen; den Gastgeber im Bad Ems grollte und grimmte der Streich noch lange nachher, so oft er daran dachte.

So unrecht hatte derselbe gerade nicht damit. Er war noch nicht lange von Frankfurt am Mein dahergezogen, mußte Alles thun, um seine Kundschaft, mit der es doch zunächst auf hohe Herrschaften abgesehen war, zu Ehren zu bringen, und jetzt kommt ihm ein Solcher mitten unter die Gäste herein, dessen Handtierung damals noch allgemein für so unehrlich galt, daß sich auch im geringsten Dorfwirthshause, wenn man gewußt hätte, wer er wäre, kein Tagelöhner, geschweige denn ein Bauer würde neben ihn gesetzt haben, und daß ihm die Hausmagd einen Krug ohne Deckel gebracht hätte. Der unverschämte Mensch! Hätte er sich doch wenigstens noch, wie höfliche Leute seines Standes, als „Wasenmeister“ oder als „herrschaftlicher Roßabstreifer“ benannt, so aber gerade mit dem gemeinsten Namen als Schinder. Wäre die Sache ruchbar geworden, das schöne Gasthaus im Bade Ems hätte für lange Zeit seinen guten Ruf verloren. Indeß mußte zum Glück keiner der Gäste es gemerkt haben, in welch' unsauberer Gesellschaft er gespeis't; die Herrschaften gingen und kamen, bewunderten und zahlten die Rechnungen nach wie vor. Der Wirth im Bad Ems dachte schon seltener an den widerwärtigen Handel. Da führte ihn einstmals ein nothwendiges Geschäft nach Wiesbaden. Er stieg vom Postwagen ab und besorgte alsbald seine Angelegenheiten. Indeß war es Essenszeit geworden. Der Mann war hungrig und liebte eine gute Tafel; er ließ sich nach dem besten Gasthofe der Stadt hinweisen. Hier versammelten sich so eben die Gäste zur Wirthstafel. Es war eine große ansehnliche Gesellschaft, dennoch wurde dem Einser ein Ehrenplatz, nicht weit vom Hausherrn, angewiesen. Die Unterhaltung bei Tische war überaus lebhaft. Der Wirth, ein kleiner wohlbeleibter Mann in schwarzem Frack seidenen Strümpfen und Schuhen, erzählte so viel Neuigkeiten und hübsche Geschichten, daß Alle hinhorchten und hinsahen auf das Männlein, das so munter und lebhaft erzählte.

Auch der Wirth aus Bad Ems horchte und sah hin, und der Erzähler kam ihm einigermaßen bekannt vor; nur wußte er, wie man zu sagen pflegt, nicht recht, wohin er ihn thun sollte. Seinerseits schien auch der Hausherr sein besonderes Augenmerk auf seinen Collegen aus Ems gerichtet zu haben. So oft ein vorzüglich leckeres oder seltenes Gericht kam, nöthigte er ihn zum Zulangen und ließ ihm durch den Marqueur von den besten Weinen, die er im Keller hatte, eine Probe nach der andern vorsetzen. Dem Gaste aus Ems gefiel und schmeckte zwar Alles sehr wohl, doch graute ihm schon im Voraus vor der Rechnung. Als er aber, bald nach aufgehobener Tafel — denn der Postwagen war nahe im Abfahren — zu dem kleinen dicken Wirthe hintrat und nach seiner Schuldigkeit fragte, da klopfte ihm dieser freundlich auf die Schulter und sagte halblaut: „Der Schinder von Wiesbaden nimmt von seinem Collegen, dem Schinder aus Ems, keine Bezahlung an; schenken Sie mir ferner die Ehre.“

Jetzt gingen erst dem Wirth aus Bad Ems die Augen und das Verständniß auf; er begriff nun, was sein College bei dem Nennen seines Incognititels gemeint hatte; denn das Handwerk, das dieser Titel andeutet, wird gar auf sehr verschiedene Weise nicht nur an Todten, sondern auch an Lebenden betrieben, und während jenes äußerlich, mag dieses innerlich unehrbar sein.

Ein Räuberanfall in Spanien. Das Licht der Laterne (heißt es im Berichte eines Reisenden), welches oben von der Post herableuchtete, ließ mich erkennen, daß die Straße zwischen Amposta und Vinaroz, auf dem Wege nach Madrid, mit Olivenbäumen besetzt war, und daß die Maulthiere durch irgend ein Hinderniß in Unordnung gerathen waren; sie drängten sich an einander, als ob sie fürchteten, sich zu bewegen, und sahen sich mit scheuen Blicken und gespitzten Ohren an. Ein Schimmer rechter Hand gab den Schlüssel zum Geheimniß. Gleich am Vorderrade des Wagens stand ein Mann in jener wilden valencianischen Tracht, welche ich zum ersten Male in Amposta gesehen hatte. Seine rothe Mütze, welche ihm bis auf den Rücken hinabhing, lag vorn an der Stirn fest an, und sein gestreifter Mantel, anstatt um ihn geschlungen, hing nachlässig auf einer Schulter. Das linke Bein etwas vorwärts gesetzt, hatte er seine Flinte angelegt, sein Auge funkelte wild den Lauf derselben entlang nach dem Gesichte des Schirrmeisters. Auf der andern Seite gestaltete sich die Scene

Einer der sich herablassen will, deutscher Kaiser zu werden.

Digitized by Google

Digitized by Google

anders; Pepe, der Postillon, der wach war, als diese Unterbrechung stattfand, wurde auf einmal für sein Leben besorgt. Er hatte die Zügel weggeworfen und sprang von seinem Sitz auf die Straße, in der Meinung, durch die Bäume entkommen zu können. „Unglücklicher, junger Mann! Hättest Du Deinen Vorsatz doch nicht ausgeführt! — Kaum hatte er den Boden betreten, so war die Mündung einer Flinte schon auf ihn gerichtet, und ein dritter Wütherich erschien in demselben Augenblick aus dem verrätherischen Zufluchtsort eben jener Bäume, durch welche er entfliehen wollte; er wurde ergriffen und mitten auf die Straße geschleppt, wo man ihn zwang, sich platt mit dem Gesicht auf die Erde zu legen, wie es ebenfalls der Schirrmeister auch hatte thun müssen.

Jetzt konnte ich deutlich hören, wie einer dieser Räuber, — denn das waren sie, — auf spanisch den Postaufseher nach der Zahl der Reise den fragte; ob einiges Geld sich in dem Postwagen befinde; und den Beschluß der Fragen machte die Forderung „La Bolsa!“ in einem etwas ärgerlichen Tone. Demüthig gehorchte der arme Teufel; er richtete sich etwas in die Höhe, um einen großen Lederbeutel aus einer innern Tasche herauszuziehen, und seine Hand in die Höhe streckend, um selbigen zu überliefern, sagte er: „Toma usted caballero, pera no me quita usted la vita!“ (Hier nehmt, Herr, aber nehmt mir nicht auch das Leben.) Der Räuber jedoch war ohne Erbarmen. Er ergriff einen Stein von einem großen Haufen, welcher zur Ausbesserung des Weges da aufgerichtet war, und schlug wild dem Postaufseher damit auf den Kopf. Der arme Mann erhob das kläglichste Geschrei um misericordia und piedad. Aber eben so gut hätte er den Stein, der ihn traf, um Erbarmen anrufen können, als diesen Elenden, welcher jenen handhabte. In seiner Todesangst rief er Jesu Christo, Santiago Apostoly Martir, la Virgin del Pilar und alle jene heiligen Namen, welche bei dem Volke in ehrwürdigem Ansehen stehen und meistentheils die Wuth des Mörders hemmen. Alles umsonst! der Mörder verdoppelte seine Schläge, bis er über sein Geschäft so wüthend wurde, daß er die Flinte bei Seite legte und nun mit beiden Händen auf sein Opfer loschlug. Das Geschrei um Mitleid, welches zuerst durch die Streiche erregt ward, verstummte zuletzt durch dieselben. Es hatte sich mit dem Erdulden dieses Schrecklichen allmälig vergrößert, dann war es in ein weniger lautes und unarticulirtes Gestöhn übergegangen, bis zuletzt nur noch zuweilen tiefe Athemzüge und krampfartige Zuckungen das einzige Merkmal wurden, daß die Lebensgeister noch nicht ganz entflohen waren.

Dem Pepe ging es fast noch schlimmer, obgleich er statt des Geschrei's um Erbarmen, wie es der Postaufseher gethan hatte, nur ein unterdrücktes Geheul ausstieß, welches sich in den Sand unter ihm verlor. Man sollte glauben, daß die außerordentliche Jugend desselben Mitleid eingeflößt haben würde, aber daran war gar nicht zu denken. Unstreitig waren die Räuber aus Amposta, und da sie von uns gekannt, fürchteten sie entdeckt zu werden. Als die beiden Schlachtopfer zum Schweigen gebracht worden waren, entstand eine kurze Pause, und eine heimliche Berathung fand unter den Bluthunden statt; alsdann machten sie sich an die Ausführung ihrer Pläne. Der Erste ging herum auf die linke Seite des Wagens, und nachdem er den Hemmschuh an ein Rad befestigt hatte, als neues Sicherheitsmittel gegen jedes Entkommen, öffnete er die Thüre zum Fond, stellte sich auf den Kutschentritt und verlangte auf spanisch mit einer fürchterlichen Drohung eine Unze Gold von jedem Passagiere. Diesem folgte zur Antwort die Klage des valencianischen Krämers, daß er nicht so viel bei sich habe, aber was er habe, gern geben wolle; dann entstand ein Geklapper von Börsen, einige Stücke fielen bei der Eile und Geschäftigkeit auf den Boden. Nachdem er einige Zeit an der Thür des Wagens verweilt hatte, kam er nicht zum Cabriolet vorn, sondern ging plötzlich nach dem Hintersitze. Hier gebrauchte er größere Vorsicht, vermuthlich, weil er den Abend vorher in Amposta gesehen hatte, daß darin keine Frauenzimmer sich befanden, sondern sechs junge Studenten, welche alle stämmige Jungen waren. Die mußten, einer nach dem andern, von ihrem Platze heruntersteigen, ihr Geld und ihre Uhren hergeben und sich dann platt auf die Straße legen, die Gesichter der Erde zugekehrt.

Während dessen kehrte der andere Räuber, nachdem er sich mit seinem Genossen berathschlagt, an den Platz zurück, wo der Postillon Pepe sich hin- und herwälzte. Als er bei ihm war, zog er aus den Falten seiner Binde ein Messer, öffnete es und stellte sich mit seinen nackten Beinen gespreizt über den Körper des Unglücklichen, dann bog er sich herab, schob die Jacke des jungen Mannes auf die Seite und versetzte ihm mehrere Stiche am ganzen Körper. Mein Gefährte, ein junger Geistlicher, ganz von Schauder erstarrt, drückte sich in seine Ecke und verbarg sein Gesicht in seine zitternden Hände; doch meine Augen waren wie festgebannt, ich konnte sie von dem schauderhaften Anblicke nicht wegwenden, und meine Ohren waren aufmerksamer, als je. Obgleich die Fenster vorn und an den Seiten noch geschlossen waren, so vernahm ich deutlich jeden Stoß des mörderischen Messers, der sein Opfer traf. Es war kein so starker Schall, wie der eines Säbels, welcher mit Bestimmtheit trifft, sondern ein zischender Ton, als ob das Messer, nur an das Zertheilen des Brodes gewöhnt, ungern diese schändliche Arbeit vollführte. Dies war der unglücklichste Augenblick meines Lebens, denn konnte wol eine Lage erbarmungswürdiger sein, als die des armen Pepe, der wie ein Hund starb? und ich war gezwungen, Zeuge seines bedauernswerthen Schicksals zu sein, aber ohne Macht, ihm zu helfen!

Nachdem er die That zu seiner Zufriedenheit vollendet, kam der kaltblütige Mörder an die Thüre des Cabriolets und versuchte, sie zu öffnen. Er rüttelte heftig an derselben, uns zurufend, daß wir ihm helfen möchten; aber zu gleicher Zeit waren wir auf der andern Seite herausgekommen, und der junge Geistliche, welcher zum ersten Male in einem Postwagen fuhr, glaubend, daß nur eine Thüre darin befindlich, antwortete dem Kerl, daß er müsse auf die andere Seite kommen. Sogleich bei Erscheinen dieser ungebetenen Gäste hatte ich eine kostbare Uhr, die ich in der Westentasche trug, herausgenommen und sie in einen meiner Stiefel gleiten lassen; aber bedenkend, als ich unsere Führer erschlagen sah, daß die wenigen Thaler, welche ich in meiner Börse hatte, ihnen nicht genügen dürften, steckte ich sie hurtig wieder an ihren vorigen Platz, um sie in möglichster Kürze überliefern zu können. Diese Vorsorge jedoch war glücklicherweise unnöthig. Der dritte Räuber, welcher mit der Flinte im Arme seinen Kreislauf um die Postkutsche fortgesetzt hatte, blieb plötzlich vor uns auf der Straße stehen, legte sich mit dem Ohr an die Erde, um zu horchen, und ging dann eilig zu seinen Genossen, mit denen er leise sprach. Sie hielten sich noch einige Augenblicke bei dem Postaufseher auf und versetzten demselben mit ihren Flintenkolben noch einige Stöße auf den Kopf, der Kerl, der vorhin schon das Messer geführt hatte, gab ihm ebenfalls zum Abschied noch einige Stiche und mit einem Male waren sie Alle aus unserer Nähe verschwunden.

Länder- und Völkerkunde.

Geographische Vorstellungen vor drei Jahrhunderten. Man kann sich nicht des Lächelns erwehren, wenn man sieht, mit welcher Einfalt früher unsere Gelehrten die Erde zu einer Zeit beschrieben, die praktisch so Ungeheures für die Erdkunde geleistet hatte. Es ist daher wahrhaft kurios zu sehen, wie sich diese ehrlichen deutschen gelehrten Herren in ihren Folianten aus dieser Verlegenheit halfen. Sie, die so oft nur in ihren vier Pfählen recht zu Hause waren, und hinter dem warmen Ofen über den Erdkreis schrieben, konnten so leichten Kaufes die Scholastik der Großväter nicht daran geben und blieben mit der modernen Welt und ihren Entdeckungen immer etwas über den Fuß gespannt. Unter die ersten größeren geographischen Werke damaliger Zeit, das sich besonders eines großen Publikums erfreute, gehört besonders das viel verbreitete und viel gelesene: „Weltbuch oder Cosmographie“ von Sebastianus Frankus.

Als scharfsinnigem Manne ist es dem gute.. Sebastian Frank keineswegs entgangen, daß die Erde und wenigstens Deutschland, wie er es leibhaftig vor sich sah, gar nicht Das war, was die Alten als solches geschildert hatten. Da stand z. B. Schwarz auf Weiß zu lesen, daß am Rheine die Ubier wohnten, und doch hätte man — wie weiland Diogenes Menschen suchte — mit der Laterne in der Hand bei hellem Tage das ganze Rheinland durchwandern können, ohne einem einzigen Ubiermenschen zu begegnen. Manche Geographen hatten wegen solcher Dinge schon gedacht, daß seit Ptolomäus Zeiten wol gar Manches in der Welt anders geworden sein möge; sie hatten sich bemüht, zu dem Alten das Neue zu fügen, und die alten verschollenen Namen durch die gegenwärtigen zu ergänzen. Bitterböse ist unser Frank auf diese Neuerer und zwar aus einer ganz merkwürdigen Ursache — um der heiligen Religion willen. Man muß seine Erklärung darüber in seiner eigenen Sprache vernehmen:

„Jedoch wolt ich, dz man nit ewig in disen dingen und unnöttigen, doch feynen stucken, also grüblet, sucht, und dabei das nöttigst, ja das allein not ist, vergessen, nämlich Maria teil, der von jr nit gnommen wirt, auff gottes wort und werk sehen, was er uns damit getröwt und anzeigt haben wöll, und nit also ewig in wortkriegen ligen, von den eitteln nammen der ding, stätt, flüss, berg und nation, sundern zur füssen Christi sitzen, nach erkantnis gottes unnd des Evang. im acker unsers hertzens begraben, graben, damit wir nit ewig den stein Sisiphi uff den berg weltzen, Penelope's wepp wider weben, und wie Prion im rad, uns alzeyt selbs nachlauffen, und nimmer erlauffen, — — mit dergleichen fragen Aristoteles, Homerus, unnd vil der alten, sich selbs hart bekümmert, zum teil unsinnig gmacht und getödt haben, dz sy aller ding art und ursach nit haben finden mögen, noch gott durchauß (das ja doch verbotten ist) in sein spil sehen. — —

Darumb wolt ich das man die theür zeit baß anlegte, unnd nit ewig mit disen unnützen fragen, suchen, grüblen die zeit hinbrächten, verzörten, und ewig ein knopff an einer bintzen suchten, sundern zuklend wie ein hund auß dem Nilo, von disen dingen tränckten u. s. w."

In der That, ein feines Argument, das seitdem mit einiger Veränderung der Phrasen noch oft angewandt worden ist, um sich den armen Kopf unter der bepuderten Perrücke nicht allzu sehr zerbrechen zu müssen! Aber was nun anfangen, um das ehrwürdige Alterthum mit der Gegenwart zu versöhnen? Sebastian Frank hat ein Kunststück gefunden, das über alle Verlegenheit forthilft: er will es mit Keinem verderben, weder mit Strabo und Cäsar, noch mit Christoph Columbus und Wilibald Pirkeymer. Sie alle sollen endlich einmal zu ihrem Rechte kommen und es schenkt ihnen unser Sebastian gleichmäßig Glauben. So stehen denn in schönster Ordnung die Erzählungen des Herodot in Reih und Glied neben den Erfahrungen des XVI. Jahrhunderts: in der freien Reichsstadt Köln z. B. hausen die Ubier, und in Cairo, der Sarazenenstadt, das Volk von sieben Kasten, welches die Pyramiden erbaute.

Diese damals sehr verbreitete Art von Erdbeschreibung ist es, die wir durch einzelne Proben charakterisiren wollen.

Höre man zuerst die Anfangsworte des Werkes:

„Die Astronomi haben mit iren Instrumenten erfunden, das ein staffel am himmel, die sy gradus nennen, hab sybenhundert stadia. Nun hat ein stadium 12 schritt, und ein yeder schrit fünff schuch. Seit aber nun 360 staffeln am himmel, so erfindet sichs, dz zwölfftausend 52 Teutscher meil des erdtrichs umbkreyß seind."

Wir übergehen seine Beschreibung Afrika's, in welcher z. B. die „Reitterey der Mammaluken in Alkeyr" sehr friedlich neben den Fabelvölkern Herodot's und den alten Pharaonen aufgestellt ist, und begnügen uns hier mit einigen Proben aus dem Abschnitte „Von der gelegenheyt, außerterung der geschwell und grentz Europa, auch der darinn gelegnen völker gewonheyt, sitten, religionen ꝛc."

Es heißt da unter Anderm folgendermaßen:

„Von Coblentz hebt an die gegne Ubiorum, deren gegne von wegen jrer redlichen, glaubhafftigen trew, von den Römern nit wenig erweittert worden ist. — Andernach, das billiger under der Trierer dann Ubiger stätt gezält wird. — Bonna, Bon, dargegen über ligt Genosia, da Drusus dem Rhein ein bruck zugefügt hat. — Köln, ein hauptstatt Ubiorum. — Aach, das billicher an die Menapios dann Ubios gehört. — Geldnba, Geld, beim schloß Linem des bischoffs von Köln, yetz zerstört. — Braunschweig ist die gröst statt in Teütschen landen, da seind fünff märkt, fünff Radtßheüser ꝛc."

Dieselbe wilde Confusion zieht sich durch den ganzen dicken Folianten hindurch, so daß man gar nicht begreift, wie der würdige Frank nicht während des Schreibens endlich zur Besinnung gekommen ist. Was seiner Zeit angehört, sind unter Anderm seine Urtheile über die Sitten und den Charakter der deutschen Stämme; wir theilen daraus einige Bruchstücke mit, weil diese Urtheile aus den damaligen Ansichten des Volkes, — Frank war unseres Wissens ein Schwabe, — entnommen zu sein scheinen.

„Die Francken seind ein arbeytsam volck. Das Bier verachten sy, und lassen es nit leichtlich jnen zugefürt werden. Es ist ein hochtrabent volck, welches über andere nationen sich erhebt, ja, sy auch hönet und verspottet, doch wer diß leidet, überhören kann, und mit geduld überwindet, der kumpt linderlich bei jnen auff. Zwei laster schreibt man jnen für andere völckern zu, nämlich raubere oder mord und Gotteslesterung, denn es ein raubgirig, Gotteslesterig volck ist.

Die Schwaben seind so eyn unkeüsch volck, dz es selten zu rechtem mannbarem alter kumpt, und bei andern völkern ein Sprüchwort darauß worden ist, Schwabenlandt gibt b.... gnug, Frankenland rauber und beiler gnug, Böhmen letzer, Beyer dieb, Schweitzerland hencker, Sachsen sauffer, den Rein fräßig, Frießland und die Westvaler trewloß oder meyneydig.

Die Beyer seind ein gut Römisch andächtig volck, das gern wallet und ehe zu mittag in die kirchen stig, ehe es darauß blib. Es ist auch nit seer ein höflich volck, sunder groben sitten und sprach. Zwei laster werden disem volck für andere nationen als angeboren zugeschriben, das es karg und unwillig gegen den gästen, grappisch und nachgriffig gegen ander leüt gut sey.

Die Sachsen seind solche biersauffer, dz man jnen etwan mit kanten nit gnug zutragen mag, setzen zuzeytten ein melckgelten auff den tisch, voll Biers, dreyn ein Schüssel, wer durst hat der trinckt, ja, sy sauffen eynander darauß zu. Diß Bier ist seer gut, keyn kuw solte sein so vil trincken, als diser säw eine, schier unglaublich zu sagen, trincken tag und nacht, biß sy voll, und wider nüchter werden, der im sauffen jr aller meister ist, der hat nit allein lob, sunder lohn, und ein krantz darvon, wer nit mit saufft, der pack sich. Die Hessen seind ein grob biertrinckend volck.

Seeland ist mit freydigem, geradem, fürschrötigem volck besetzt, gegen yederman fridsam, niemant überlästig, gegen Gott andächtig."

In ähnlicher Weise lobt er noch die Brabanter und die Elsässer; im Allgemeinen aber weiß er doch Vieles an den Deutschen auszusetzen. Die alten Klagen vom Trinken und Spielen kommen immer von Neuem zum Vorscheine. Dazu gesellt sich hier ein Zug, der den deutschen Landsknechten der damaligen Zeit abgesehen ist: „Es ist ein so raggirig anydig unleidlich volck gegen seinen feynden (doch langsam zu erzürnen) dz ja kein greulicheit zuvil ist, sunderlich in kriegen, das sy wol neben dem Türken bleiben."

Doch begleiten wir einmal unsern Sebastian von dem biertrinkenden Deutschland seiner Zeit in das sonnige Italien!

„Italia hat vil länder in sich, nämlich Ligutam, Hetruriam, Latium, Forum Julium, die völcker Bojos ꝛc."

So reitet nun unser gelehrter Autor unbewußt immer weiter auf dem Steckenpferde alter Geographie, bis er sich gar in die Geschichte und die Antiquitäten verirrt. Als Probe davon mögen hier die „Nammen der römischen Empter" stehen.

„Senatores, funfft Patres genannt, waren hundert zu regieren. Die Statt erwölet die Römischen Radtßherren. Patricii hiessen diser sön, geschlechter oder kinder der vätter.

Consules, Burgermeister, der waren allweg zwee.

Triduni, Hauptleüt, Hörfürer oder Zunftmeister, und waren Tribuni feelerum, Vorgeher und Auffmercker auff die laster (!) ꝛc.

Pretor, der eynheymsch Burgermeister.

Dictator, der oberst magistrat, an den alle sach langet und sich endet.

Magister equitum, Marschalck.

Censores, Schuldleüt.

Aediles oder Curules, die Bawmeister, kirchenpröbst oder pfleger. Die Römer hatten auch jre pfaffen, Feciales, Salios Gallos, verschnitten pfaffen, Flamines, Diales, Marciales ꝛc. Die hatten auch ein Bapst, den sy Pontificem maximum nannten."

Wenn diese tolle Verwirrung schon die Beschreibungen derjenigen beiden Länder durchdringt, welche den Deutschen von jeher am bekanntesten waren und sein mußten, so mag man von hier aus auf die Abschnitte schließen, welche von ferner gelegenen Regionen handeln. Namentlich die asiatische Geographie ist ein wahres Quodlibet der verschiedenartigsten Notizen von Herodot und Ktesias bis auf den letzten Ostindienfahrer herab.

Landwirthschaftliches.

Kulturverfahren des Dr. J. F. Klotzsch, um die Kartoffeln gegen Krankheiten zu schützen. Die Kartoffelpflanze, welche den jährigen Gewächsen, beigezählt werden muß, repräsentirt in dem Kartoffelknollen, der sich aus dem Stengel entwickelt, den perennirenden Theil einer Pflanze.

Während nämlich die Dauer ihrer Entwickelung den jährigen Gewächsen analog ist, stimmen die Funktionen genau mit denen dikotyler Sträuche und Bäume überein.

Sie unterſcheidet ſich dadurch von allen in Europa für ökonomiſche Zwecke kultivirten Gewächſen und kann nur mit den Saleppflanzen, die bei uns unter der Benennung: Knabenkraut, Kuckucksblumen oder Ragwurz aus der Tribus Ophrydeae der natürlichen Ordnung Orchideae bekannt ſind, deren Kultur uns noch bevorſteht, verglichen werden.

Beide Knollen gehören zur Kategorie der Nahrungspflanzen und haben mit einander gemein, daß in den Zellen der Knollen Stärkemehlkörner und mehr oder weniger ſtickſtoffhaltiger Schleim aufgeſpeichert werden, die Zellenwände ſelbſt aber die merkwürdige Eigenthümlichkeit beſitzen, durch Kochen mit Waſſer gallertartig aufzuquellen und dadurch leicht verdaulich zu werden.

Während jedoch der Salepknollen ſtets nur eine Knospe oder einen Keim zeigt, entwickelt der Kartoffelknollen deren mehre, häufig ſogar viele.

Die Kartoffelpflanze hat es mit allen jährigen Gewächſen gemein, ihr Hauptſtreben dahin zu richten, Blüthen und Früchte zu entwickeln.

Sie hat es ebenfalls mit den übrigen jährigen Gewächſen gemein, dieſe Entwickelungsperiode je nach der Beſchränktheit ihres Wurzelvermögens abzukürzen, ſo wie ſie dieſelbe durch ein vermehrtes Wurzelvermögen zu verlängern im Stande iſt.

Wir ſehen in der Natur, daß Pflanzen mit geringem Wurzelvermögen ein ſchwächliches, oft kümmerliches Anſehen haben, dabei aber früher zur Blüthe und Fruchtreife, als kräftigere, mit ſtärkerem Wurzelvermögen begabte Exemplare gelangen.

An den ausdauernden Gewächſen nun gewahren wir ein zweites Streben, das darin beſteht, Nahrungsſtoffe zur Conſumtion der Pflanze zu bereiten und dieſelben zu reſerviren.

Die Bereitung dieſer Nahrungsſtoffe geſchieht durch die phyſiologiſche Thätigkeit der Blätter unter Einfluß der Wurzeln.

Je kräftiger und größer die erſteren ſind, um deſto mehr wird dieſer Bereitung Vorſchub gethan.

Reſervirt werden dieſe nährenden Stoffe in der gefärbten Rindenſchichte der Sträucher und Bäume; bei der Salep- und Kartoffelpflanze in den Knollen.

Aber nicht allein dieſe nährenden Stoffe, auch die Zellen ſelbſt verdanken der phyſiologiſchen Thätigkeit der Blätter und Wurzeln ihren Urſprung.

Alles dies erwägend, geht hieraus hervor, daß die Kartoffelpflanze einer größeren Pflege bedarf, als man ihr durchſchnittlich angedeihen läßt.

Bisher beſtand die ganze Pflege darin, daß man ſie vom Unkraut reinigte und die Stengel behäufelte.

Beides iſt für die Kartoffelkultur zwar nöthig, aber nicht ausreichend; denn wir kultiviren ſie nicht ihrer Früchte, ſondern ihrer Knollen wegen und müſſen hiernach unſer Kulturverfahren einrichten.

Hauptmomente für die Erſtrebung dieſes Zweckes ſind: 1. Vermehrung des Wurzelvermögens und 2. Hemmung der Blattmetamorphoſe.

Beides erzielen wir gleichzeitig, wenn wir in der fünften, ſechsten und ſiebenten Woche nach dem Auslegen der Kartoffelknollen und in der vierten und fünften Woche nach dem Auslegen bewurzelter Keime, oder zu einer Zeit, wo die Kartoffelpflanzen den Erdboden um ſechs bis neun Zoll überragen, die äußerſten Zweigſpitzen mittelſt des Daumens und Zeigefingers einen halben Zoll tief ausknipfen oder einſtutzen*) und dies an ſämmtlichen Zweigſpitzen in der zehnten und eilften Woche, gleichviel, zu welcher Tageszeit, wiederholen.

Folge dieſer Hemmung in der Entwickelung des Stengels oder Zweiges iſt: eine Reizung der in der Pflanze befindlichen nährenden, aſſimilirbaren Stoffe auf das Wurzelvermögen ſowohl, wie auf die Veräſtelung des überirdiſchen Stengels, welche nicht allein das Wurzelvermögen begünſtigt, ſondern auch die Blätter und den Stengel dermaßen erkräftigt, daß die durch die phyſiologiſche Thätigkeit dieſer Pflanzentheile bereiteten Stoffe vermehrt auf die Ausbildung der Knollen verwendet werden, gleichzeitig auch die directe Einwirkung der Sonnenſtrahlen auf den Erdboden, durch die dichte Belaubung verhindert und ſomit das Austrocknen, wie die nachtheiligen Folgen davon, verhütet werden.

Hemmung der Blattmetamorphoſe iſt: die Unterbrechung der von der Natur gebotenen Umwandlung der Blätter in Kelche, Blumenkronen, Staubgefäße und Stengel, welche auf Koſten der in der Pflanze angeſammelten nährenden Stoffe geſchieht, die durch Aufhebung dieſer Blattmodificationen, der Knollenentwickelung zu Gute kommen.

Von dieſen Anſichten geleitet, machte ich im Jahre 1846 an einzelnen Kartoffelſtauden, die ich mir genau bezeichnete, Verſuche mit dem Einſtutzen der äußerſten Zweigſpitzen.

Sie zeichneten ſich in ihrem weiteren Wachsthum ſo vortheilhaft von den benachbarten Stauden, namentlich durch eine ſtärkere Veräſtelung, größere und dunklere Belaubung aus, daß es in der That keiner Bezeichnung von meiner Seite zur Wiedererkennung derſelben bedurft hätte.

Der Ertrag an Knollen war reichlich, letztere vollkommen geſund, während die daneben ſtehenden Stauden, an denen die Manipulation nicht verrichtet wurde, durchgängig einen geringeren Ertrag lieferten, und die Knollen derſelben auf der Oberfläche uneben und häufig von der graſſirenden Seuche befallen waren.

Dieſer Verſuch war unvollſtändig, ohne ſicheres Reſultat, aber ermuthigend für mich.

Mitte April des Jahres 1847 wurde dieſer Verſuch auf einem niedrig gelegenen Stück Ackerlandes mit den weißen runden, hier häufig kultivirten Knollen, welche nur wenig von der im J. 1845 hier zuerſt auftretenden Krankheit zu leiden hatten, gemacht; ſie wurden in der üblichen Art von einem der Sache kundigen Bauernknechte gelegt.

Nachdem ſie Ende Mai vom Unkraute gereinigt waren, erneuerte ich an den Stauden der 5 zweiten Reihe durch Einſtutzen der äußerſten Zweigſpitzen meine Verſuche und wiederholte dieſelben zu Ende des Monats Juni.

Der Erfolg übertraf alle Erwartungen.

Die Stengel der ungepflegten Stauden waren lang, mager und ſpärlich belaubt, die Blätter ſelbſt klein und von heller Farbe.

Auf dem benachbarten Acker war von derſelben Staatknolle an demſelben Tage ausgeſetzt. Das Kraut davon blieb der Natur überlaſſen; es zeigte ſich in den erſten ſechs Wochen geſund, ja kräftig, bekam dann nach und nach ein dürftigeres Anſehen, je näher die Zeit der Blüthe und Fruchtreife heranrückte, und verhielt ſich genau wie das Kraut in den Reihen der nicht eingeſtutzten Stauden des Ackers, auf welchem ich meine Verſuche angeſtellt hatte.

Der Anfang der Ernte begann Mitte Auguſt. Sie fiel ſehr mittelmäßig aus. Die Knollen waren durchſchnittlich kleiner, als gewöhnlich, ſehr pockig und in der Peripherie der Aecker in einem mindern Grade von der naſſen Fäule ergriffen.

Ende Auguſt zeigten ſich die Unterſchiede zwiſchen den von mir behandelten und nicht behandelten Reihen ſo auffallend, daß es den in der Nähe beſchäftigten Arbeitsleuten allgemein auffiel, die des Fragens nach der Urſache nicht müde wurden; denn die Stengel der ſich ſelbſt überlaſſenen Reihen waren ſämmtlich theils vertrocknet, theils abgeſtorben; dagegen die, wie angegeben, behandelten Reihen üppig und in voller Kraft, die Stauden buſchig, dicht belaubt und die Blätter groß und dunkelgrün, ſo daß die meiſten Leute glaubten, die der behandelten Reihen ſeien ſpäter nachgelegt.

Aber auch der Unterſchied in den Knollen trat nun entſchieden hervor. Die Knollen der Stauden in den behandelten Reihen waren zwar nicht größer, aber ungleich zahlreicher, weder pockig, noch von irgend einer Krankheit ergriffen, nur ſelten ausgewachſen, was einem ſpäten Regen beizumeſſen, und augenſcheinlich unvollendet in ihrer Entwickelung, während an den Knollen der nicht behandelten Stauden, die ſich bei der vorſichtigſten Handhabung von der Pflanze löſ'ten, Pocken und naſſe Fäule mehr und mehr um ſich griffen.

Obgleich ich nun weit entfernt bin zu glauben, ich ſei im Stande, das Weſen der Kartoffelkrankheit, von der wir in der neueſten Zeit heimgeſucht wurden, zu erklären, ſo bin ich doch ſicher, ein Mittel ausfindig gemacht zu haben, das die Kartoffelpflanze dermaßen erkräftigt, daß ſie den Einflüſſen, die derartige Krankheiten bedingen, widerſteht.

*) Man würde ſich in ſeinen Hoffnungen bitter täuſchen, wollte man, von der Anſicht ausgehend: viel hilft viel, — mehr, als oben angegeben, von den Zweigſpitzen abnehmen, um es als Futter zu benutzen.

Wer ſich durch die angegebene Manipulation, welche ſelbſt durch Kinder ausgeführt werden kann, abſchrecken laſſen ſollte, den Anbau der Kartoffel fortzuſetzen, dem erlaube ich mir in Erinnerung zu bringen, daß von demſelben Felde, mit Kartoffeln bepflanzt, noch einmal ſo viel Menſchen ernährt werden können, als wenn es mit Weizen beſäet worden.

Erfindungen.

Ueber die außerordentliche Nützlichkeit des Ammoniaks zur Entfernung von Schmutz und Flecken, gibt jetzt Fr. Runge folgende intereſſante Mittheilungen:

Das Ammoniak (eine Verbindung von Stickſtoff und Waſſerſtoff), deſſen man ſich meiſtens in Auflöſung im Waſſer bedient (Ammoniakſpiritus), wird für alle durch Eſſig-, Schwefel-, Citronen- und andere Fruchtſäuren auf gefärbten Zeugen entſtandene Flecken mit dem beſten Erfolge angewendet. Man braucht die fleckigen Stellen nur mit Ammoniakflüſſigkeit zu benetzen.

Auch auf Stoffe thieriſcher Abkunft, z. B. Wolle, Seide, Leder, iſt das Ammoniak ohne zerſtörende Wirkung. Es löſ't ſie nicht auf, wie es Kali, Natron, Kalk und dergleichen ſo leicht thun, ſondern nimmt nur die Schmutztheile hinweg, die an denſelben haften. Für die Bearbeitung der Wolle iſt dies beſonders wichtig, und ſchon ſeit alter Zeit wandte man das Ammoniak zur Reinigung derſelben an. Das ſogenannte Entſchweißen der Wolle geſchieht nämlich in gefaultem Harn, und das durch die Fäulniß gebildete kohlenſaure Ammoniak iſt hier das Wirkſame.

Auf wollene Zeuge wirkt das Ammoniak gleichfalls nicht ſchädlich, ſelbſt das reine und ätzende nicht, und was die Hauptſache iſt, ſie laufen nicht ein, d. h. ſie filzen nicht. Es gibt aber kein beſſeres Mittel, wollene Strümpfe, ſelbſt gewebte, zu waſchen, als Ammoniakflüſſigkeiten, mit ihrem zehnfachen Gewichte Waſſer vermiſcht. Man weicht die Strümpfe darin ein, reibt und kocht ſie, legt ſie wieder in die Flüſſigkeit, wiederholt dies noch einmal und ſpült ſie dann mit reinem Waſſer und trocknet ſie. Man wird nach dieſem Verfahren finden, daß die Wolle ihre frühere Elaſticität vollkommen behalten hat, und die Strümpfe nicht, wie gewöhnlich nach einer unachtſamen Wäſche mit Seife, ſo eingelaufen ſind, daß der Haken unterm Fuße zum ſitzen kommt. Es iſt daher auch ein Aufſpannen auf einem Leiſten unnöthig.

Zum Reinigen tuchener Kleidungsſtücke iſt das Ammoniak ſehr zu empfehlen. Die Farbe eines gut gefärbten Tuches wird dadurch nicht verändert oder iſt, wenn es geſchieht, leicht wieder herzuſtellen. So nehmen beſchmutzte ſcharlachrothe Militärkragen in dem oben erwähnten Ammoniakwaſchwaſſer (1 Pfund Ammoniakflüſſigkeit auf 10 Pfund Waſſer), während der Schmutz davon abgeht, eine ponceaurothe Farbe an, die aber durch mit Waſſer vermiſchten Eſſig ſogleich wieder zum Scharlach hergeſtellt wird.

Auch bei der höchſten Reinlichkeit iſt es unmöglich, zu verhindern, daß der hohe Kragen an einem Rocke vom Schweiße der Haare beſchmutzt werde. Wer kein Geld hat, ſich einen neuen anzuſchaffen, laſſe ihn abtrennen und in obiges Ammoniakwaſſer legen. Durch ein gehöriges Kloppen und Bürſten mit dieſem Waſſer geht aller Schmutz heraus, und das Tuch iſt bis auf das, was etwa durch's Tragen abgeſcheuert ſein möchte, wie neu.

Das Waſchen getragener ſeidener Stoffe, z. B. Tücher und Bänder, iſt auf gewöhnliche Weiſe nicht thunlich. Faſer und Farbe leiden dabei. Durch Anwendung von Ammoniak vermeidet man Beides. Legt man ein ſchwarzſeidenes Halstuch in eine Flüſſigkeit, welche auf 10 Pfund Waſſer 1 Pfund Ammoniakflüſſigkeit enthält, arbeitet es ohne Anwendung von Wärme tüchtig durch und ſpült es hernach in gewöhnlichem Waſſer, ſo erhält man es völlig rein mit Farbe und Glanz, wie neu. Mit ſeidenen Bändern iſt es derſelbe Fall, nur daß dieſe ihre oft unechten Farben verlieren, welche das Ammoniak auflöſ't; meiſtens tritt jedoch dafür eine andere an die Stelle, die nicht ſelten recht ſchön iſt.

Moder- und ſogenannte Stockflecken, welche ſeidene Zeuge auf dem Lager oft bekommen, beſeitigt man ebenfalls dadurch. Man taucht das Zeug in ein Gemiſch aus 1 Pfund Ammoniakflüſſigkeit und 10 Pfund Waſſer, reibt die Flecke gelinde, damit ſie gut durchnäßt werden, und ſpült ſie hernach in reinem Waſſer.

Auch das Leder wird vom wäſſerigen Ammoniak nicht angegriffen. Es iſt daher ein vortreffliches Reinigungsmittel für dasſelbe. Legt man waſchlederne Handſchuhe in Ammoniakflüſſigkeit, mit 8 Gewichtstheilen Waſſer verdünnt, ſo quellen ſie ſehr auf und verlieren allen Schmutz, indem das Ammoniak ihn auflöſ't. Spült man ſie nun nach etwa zweitägiger Einweichung in kaltem Flußwaſſer und läßt ſie an der Luft trocknen, ſo nehmen ſie ihren vorigen Umfang wieder ein, ſind rein und wo möglich noch weicher, als vorher. Da bei dieſer Waſchmethode die Handſchuhe gar nicht zerrieben werden, wie es bei der gewöhnlichen Wäſche unumgänglich nothwendig iſt, ſo wird das Leder nicht rauh und nicht faſerig, vielmehr behält es ganz ſein früheres Anſehen.

Die Farbe, womit unſere Thüren und Fenſter angeſtrichen ſind, beſteht aus Leinfirniß und Bleiweiß. Kali und Pottaſchenlauge löſ't ſie auf. Auch warmes Seifenwaſſer greift ſie ſehr an. Sie verliert den Glanz und bekommt eine rauhe Oberfläche, die den Schmutz ſehr leicht annimmt. Ammoniak thut dies Alles nicht, es iſt ohne Wirkung auf den Oelanſtrich und löſ't nur den Schmutz los. Man verdünnt es mit Waſſer und wäſcht die Thüren ꝛc. mittelſt eines darein getauchten Schwammes ab.

Aus gleichen Gründen können Oelgemälde mit Ammoniakflüſſigkeit gereinigt werden. Eben ſo ihre Rahmen, da es beſonders leicht den Fliegenſchmutz auflöſ't.

Wichtige Erfindung für die Dampfſchifffahrt. Eine nordamerikaniſche Zeitſchrift, die „Waſhington Union" veröffentlicht den Bericht einer vom Schatzſekretär eingeſetzten techniſchen Kommiſſion über eine neue Erfindung des Kapt. Ericsſon, welche durch Anbringung zweier neuen Apparate von geringem Umfange, „Evaporator" und „Kondenſator" genannt, das wichtige Reſultat bei Dampfmaſchinen herbeiführt, daß der gebrauchte Dampf alsbald wieder in Waſſer verwandelt und in den Keſſel zurückgeführt wird, und ſo immer von neuem denſelben Kreislauf beſchreibt. Da immer etwas Dampf durch loſe Fugen u. ſ. w. verloren geht, ſo erſetzt der Evaporator die Einbuße aus dem Elemente, in welchem das Fahrzeug ſchwimmt, und aus dieſer Vermehrung des Dampfvorraths liefert der Kondenſator ſo viel friſches Waſſer, als verlangt wird. Die Kommiſſion findet den Apparat untadelhaft und führt folgende Vortheile desſelben an: 1. Ein Seedampfboot, welches ſeine Reiſe mit friſchem Waſſer beginnt, braucht nie Salzwaſſer in ſeine Keſſel aufzunehmen. 2. Es braucht keine Kübel mit friſchem Waſſer mitzuführen, da es ſich immer aus der See verſorgen kann, und ſpart ſo Raum für Feuerung. 3. Man erhält täglich außer für die Maſchine und die Küche immer friſches Waſſer genug, um jedem Mann an Bord täglich ein Bad zu verſchaffen. 4. Das Feuer braucht nicht ausgelöſcht zu werden, um die Keſſel von Salz und Schlamm zu reinigen, was Feuerung erſpart. 5. Der Keſſel bedarf geringerer Aufſicht, da die Maſchine, wenn einmal in Ordnung, alles Uebrige thut und ſtets für den nöthigen Waſſervorrath ſorgt. 6. Ein Keſſel wird zwei- bis dreimal länger halten, als gegenwärtig, da er keine Unreinigkeit aufnimmt. 7. Faſt ein Fünftheil der Feuerung wird geſpart, da die Hitze auf die von Salz- und Schlammkruſten freien Platten und Röhren wirkt und das Waſſer, welches aus dem Condenſator zurückläuft, ſchon ſehr heiß in den Keſſel kömmt. 8. Auch in ſchlammigen Strömen, wie auf dem Miſſiſippi und Miſſouri, wird eine Niederdruckmaſchine genügen, da das ſchlammige Waſſer durch den vorgängigen Verdunſtungsproceß kryſtallhell in den Keſſel kommt. 9. Das Platzen des Keſſels kann ganz verhindert werden.

Hiſtoriſche Miscellen.

Ein ergreifendes Concert. Der General Haro, einer der bravſten Soldaten der franzöſiſchen Armee, hatte ſich ein außerordentliches Subordinations-Vergehen im Felde zu Schulden kommen laſſen. Er wurde deshalb vor ein Kriegsgericht geſtellt und zum Tode verurtheilt. Die ſämmtliche Familie des Verurtheilten, wie auch die erſten Generäle der Armee, baten indeſſen auf das Herzlichſte und Angelegentlichſte um ſeine Begnadigung, allein umſonſt. Zur Zeit dieſer kriegsgerichtlichen Entſcheidung traf zufällig die berühmte Catalani in Paris ein, und kaum hatte Napoleon davon gehört, ſo ließ er Crerentini, der ein vieljähriger ſpecieller Freund der gefeierten Sängerin war, zu ſich rufen und trug ihm auf, dieſelbe zu erſuchen, daß ſie ein ſofort zu arrangirendes Hofconcert desſelben Tages durch ihren Geſang verherrlichen möge. Crerentini verſetzte: daß das nicht möglich ſei, da Madame Catalani, wenn ſie ſingen ſollte, ſich erſt von ihrer Reiſe erholen müſſe. — „Nun gut," ſagte der Kaiſer, indem er ſich umdrehte und fortging, „ſo will ich bis Uebermorgen warten." Crerentini, der den Kaiſer zu gut kannte, als daß er

es hätte wagen sollen, gegen dessen Befehl noch irgend etwas zu verlauten, nahm seinen Hut und Stock und eilte zum Palast hinaus. Kaum aber war er im Freien, so fiel ihm das Schicksal des unglücklichen Generals ein, dessen zwölfjährige Tochter er schon seit längerer Zeit im Gesange unterrichtete. Er gerieth darüber in Nachdenken und kam auf den Gedanken, seine talentvolle Schülerin in dem bevorstehenden Concerte wo möglich irgend eine auf das Schicksal ihres unglücklichen Vaters passende Piece singen zu lassen, um des Kaisers Herz zu rühren, und die Begnadigung des Verurtheilten zu erwirken. Kaum war dieser Gedanke bei ihm wach geworden, so eilte er auch schon in die Wohnung der Familie des verurtheilten Generals und erzählte dessen Lebensgefährtin, der Mutter seiner Schülerin, was er zu thun beabsichtigte. Nach Beseitigung mannigfaltiger, von Seiten der Generalin geäußerten Bedenklichkeiten, setzte sich Crerentini auf der Stelle an den nahe stehenden Schreibtisch und componirte einen zweckmäßigen Text, den er hinterher auch sogleich in Musik setzte. Rasch wurde nun seine Schülerin herbeigeholt, um das Einstudiren dieser eben fertig gewordenen Arbeit sogleich beginnen zu können. Es dauerte nicht lange, so gelangte der wackere Lehrer mit seiner kleinen Lernenden so weit, daß nur noch einige Proben nöthig wurden, zu denen die folgenden Tage noch Zeit genug übrig ließen. Crerentini ging nun an die fernere Einrichtung des Concerts, und bald, nachdem er seine gefeierte Landsmännin gewonnen hatte, war er damit fertig.

Unterdessen war der Tag und die Stunde der Aufführung herangerückt und eins der glänzendsten Concerte damaliger Zeit trat in's Leben. Madame Catalani entzückte den Kaiser und den ganzen Hof durch ihren herrlichen Gesang, während der gefeierte Surblache seinerseits nicht minder zur Verherrlichung des Concerts beitrug. Schon war der Schluß des Concerts herangerückt, da trat endlich auch der edle Crerentini mit seiner kleinen Schülerin an das Pianoforte, um sein erhabenes und menschenfreundliches Werk auszuführen. Der Kaiser war überrascht und wendete sich mit den Worten: „Wer ist die Kleine?“ zu dem hinter ihm sitzenden General Bertrand, der zwar von der Sache bereits wußte, jedoch so gerührt war, daß er augenblicklich nicht Rede stehen konnte, worauf denn der neben ihm sitzende General Carnot antwortete: „Sire, sie ist das Kind eines der bravsten Soldaten der französischen Armee.“ Während der Zeit hatte die kleine Sängerin ihre einstudirte Piece aber auch schon begonnen. Crerentini's Augen glänzten von Thränen und Alles war in der größten Spannung. Der Kaiser hörte vorerst der lieben Sängerin immer ruhig zu; doch wurde er von Minute zu Minute aufmerksamer auf den Inhalt des Gesangstücks, und kaum war der Schluß desselben erfolgt, als er auch schon die talentvolle kleine Künstlerin zu sich winkte. Sie eilte zu seinen Füßen und bevor er noch ein Wort sprechen konnte, flehte sie schon: „Gnade, Gnade für meinen unglücklichen Vater!“ Der Kaiser stand auf und indem er sich umsah und wahrnahm, daß seinen braven Generälen die Thränen über ihre Schnurbärte herabträufelten, rief er aus: „Carnot, Carnot! Ihr fangt wol an auf Eure alten Tage Komödie zu spielen?“ — „Gnade, Gnade für Haro!“ rief Alles, was nahe war. — „Nimmermehr!“ sprach der Kaiser, „das würde eine schöne Wirthschaft in der Armee werden, würde ich dergleichen Insubordinationen ungestraft hingehen lassen.“ — Bei diesen Worten drehete er sich zur Seite und machte Miene den Saal zu verlassen. Crerentini hatte aber kaum des Kaisers Absicht gemerkt, so nahm er schnell seine kleine Sängerin bei der Hand und eilte mit ihr auf den einen der beiden vor der Thür Schildwache stehenden Grenadiere der alten Garde zu, an dessen Seite er sie in stehender Stellung niederknien ließ. Der Kaiser, im Fortgehen begriffen, erblickt die knieende liebliche Kindergestalt und kann sich, so viel er auch dagegen strebt, der Rührung nicht enthalten. Er will sich schon zu ihr wenden, da treten in demselben Augenblick aber die beiden alten Grenadiere, indem sie das Gewehr präsentiren, vor ihn hin und bitten um Gnade für ihren vormaligen braven Obersten. Der Kaiser vermag sich nicht länger zu halten; er faßt mit der einen Hand das liebe Kind und hebt es auf, während er mit der andern an den gewaltigen Knebelbart des alten Grenadiers greift und dabei lächelnd ausruft: „Ach so! jetzt verstehe ich. Nun, wenn meine alten Eisenfresser sogar in der Komödie mitspielen, so bin ich schon gezwungen, auch meine Rolle zu übernehmen, und die Sache mitzumachen. Wohl denn, Bertrand,“ sprach er weiter, indem er sich zu diesem wendete und ihm die kleine liebenswürdige Sängerin übergab, „ich will für diesmal zu einem günstigen Ausgang der Komödie auch das Meinige beitragen! Gehen Sie mit der Kleinen und verkündigen ihrem Vater, dem General Haro, seine Begnadigung.

Haro war gerettet und führte bald nachher die unter seinem Befehle stehenden Truppen wieder in die Schlacht, wo er dem Kaiser seine Dankbarkeit mit dem Leben bezahlte.

Ludwig Napoleon's Abenteuer. „Monsieur Louis“ — die Franzosen benennen den Neffen des großen Kaisers aus Korsika in derselben Weise, wie sie die Kellner in den Gasthöfen anreden, — will, wie er sagt, Pflichten erfüllen, wenn das Volk ihm solche auferlegt! Er ist plötzlich zum starren Republikaner geworden, dem Bürgertugend und Entsagung über Alles gehen. Aber wer wird an diese Verwandlung glauben? Wer sich daran erinnert, welche lächerliche Rolle dieser, von einer an Wahnwitz gränzenden Eitelkeit besessene Mann schon mehr als einmal gespielt hat, findet es lächerlich, daß er sich nun so ernsthaft und uneigennützig gebehrdet. Die Trauben sind sauer und hängen auch zu hoch. Daraus erklärt sich das Räthsel. Vor etwa zehn Jahren dachte der Napoleonide anders. Er hat es sich damals viel kosten lassen, einen kleinen Kaiser, einen Nachdruck des weltberühmten Korporals abzugeben. Einst hörte man an einem schönen Morgen in Straßburg plötzlich den Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ Die Elsasser sprangen erstaunt aus ihren Betten, schauten aus den Fenstern und erblickten in grauem Oberrocke, dreieckigem Hute à l'Empereur und dem eingerosteten Schwerte von Wagram einen jungen Menschen, der einen Obersten, einen Hauptmann, eine Sängerin und etliche in Soldaten verkleidete Leute hinter sich hatte, und mit dieser furchtbaren Macht den Thron Ludwig Philipp's umstürzen wollte, um sich als Kaiser auf die erledigte Stelle zu setzen. Leider begriffen die Bürger von Straßburg diese Romantik ebensowenig, wie die Besatzung. Beide wollten von dem Prätendenten Napoleon II. nichts wissen, man nahm den politischen Gecken gefangen und ließ ihn bald wieder laufen. Er selbst tröstete sich über das Mißlingen seines Unternehmens in den Schlössern der hohen Aristokratie Englands, schloß Freundschaft mit demselben Lord Waterford, dem einst die Nachtwächter zu Bergen in Norwegen das Toben in den Gassen auf die eindringlichste Art abgewöhnt hatten, und schrieb „Napoleonische Ideen,“ mit welchen er damals auch das Rheinland überschwemmte, nachdem die Buchhändler in Köln dieselben für Geld und gute Worte in's Deutsche hatten übersetzen lassen. Sie sollten das linke Rheinufer erobern helfen; denn daß er dieses bei Besteigung des kaiserlichen Thrones den Franzosen zur Morgengabe mitbringen müsse, hat sich „Monsieur Louis“ eben so steif und fest in den Kopf gesetzt, wie der legitimistische, „Mirakeljunge,“ der nun noch obendrein die „Alpengrenze“ der „Rheingrenze“ hinzufügen will, damit die „gloire“ der weißen Fahne desto heller strahle.

Große Geister pflegen beharrlich zu sein, so auch des Kaisers Neffe. Geht es, dachte er, am Rhein nicht, so stellt sich wohl an der Seekante die Sache günstiger heraus. Vor nun acht Jahren, wenn wir nicht irren im Augustmonate, stieg er plötzlich in Boulogne an's Land, gleichfalls mit dem Rufe: Es lebe der Kaiser! Diesmal hatte er indessen eine weit imposantere Streitmacht hinter sich, denn seine Begleitung, meist in der Tracht der Pariser Nationalgarde, zählte in der That fünfzig Mann. Allein die Boulogner erwiesen sich eben so prosaisch wie die Straßburger, erkannten die Dynastie Napoleon gleichfalls nicht an, verhafteten den Kaiserkandidaten auf der Stelle und baten die Behörden, man möge diesen Menschen, welcher zum Zweitenmale die Ruhe des Landes stören wolle, in ein Tollhaus geben, damit er dort Muße habe, sich zu besinnen und zum Bewußtsein seines kolossalen Nichts zu kommen. Ihn selbst sperrte man in die Burg von Ham ein, die meisten jener Landstreicher, die er in London aus allerlei Volk, Italienern, Engländern und Franzosen angeworben hatte, ließ man laufen. In Ham überzeugte sich Monsieur Louis denn auch davon, daß es der Hut von Wagram eben so wenig thue, wie der lebendige Adler, welchen er aus London mitgebracht hatte, um ihn an der Kaiserfäule in Boulogne als gute Vorbedeutung in die Lüfte steigen zu lassen, wenn nur erst die Leute am Kanal ihn als Imperator anerkannt haben würden. Aber er wurde, als er ausriß, im Wasser festgenommen, und die Travestie der Rückkehr von Elba oder der Landung von Cannes war fertig.

Nun hat er sich zum Drittenmale lächerlich gemacht; nachdem seine Umtriebe wiederum gescheitert sind, zieht er sich zurück und

spielt den Freund einer „großen, weisen und einsichtsvollen Republik," natürlich einer „République napoléonienne!" In seiner Verblendung begreift dieser Mensch nicht, daß der Napoleonismus heute ohne alle Berechtigung in der Welt ist. Derselbe beruhte auf der gewaltigen Persönlichkeit eines großen Mannes; als dieser seine Rolle ausgespielt hatte, war auch der Napoleonismus zu Ende, und die Franzosen hüten sich, die ruhmlosen Nachkommen oder Verwandten jenes Kaisers als berufen zur Gründung einer Dynastie zu erachten. Mit dem Napoleonismus ist heute weder eine Idee noch ein politisches Prinzip verbunden. Mit Napoleon ging das Kaiserreich zu Grabe; seine Sendung war erfüllt, und des großen Heerfürsten Asche ruhet in Paris. Das Kaiserreich war bedingt durch einen Mann wie jenen, der sich in zehn Jahren vom Fähnrich zum Kaiser emporschwang. Aber dieses Kaisers Neffe ist ein Abenteurer ohne Talent und dreifach mit dem Fluche der Lächerlichkeit bedeckt. Solche Leute, wie dieser, stürzen keine Republiken und gründen keine Dynastien.

Allgemeines politisches Bürger-ABC.

Antheil wollen wir haben an der öffentlichen Verwaltung daheim und an der Gesetzgebung beim Reichstag.

Bürger wollen wir sein in wahrem Sinne des Wortes, und nicht Schafe, welche durch Magistrats-Beamte nach Willkür geschoren und gehütet werden.

Caution soll uns die Verantwortlichkeit der Minister dafür leisten, daß die Millionen, die wir bezahlen, nicht als Privat-Eigenthum der Könige und Minister in die englische Bank fließen.

Dünkel und Hochmuth privilegirter Kasten und pfeifenschneidender Beamten sollen nicht wie ein drückender Alp auf der Staats-Maschine lasten.

Eisenbahnen sollen weder Staatsbahnen im bisherigen Sinne, noch Privatspekulationen für die großen Agioteure sein. Das Land baue sie nach Projekten, welche durch öffentliche Kritik geläutert worden sind.

Freiheit wollen wir in der edelsten Bedeutung des Wortes, d. i. vollkommene Unbeschränktheit in Allem, was nicht die Rechte Anderer beeinträchtigt; also auch Religionsfreiheit.

Gerichtspflege sei eine rasche und darum eine mündliche und öffentliche durch Geschworene; denn wir wollen lieber laut und öffentlich durch unsere Mitbürger, als leise und insgeheim durch ein bestechliches und leidenschaftliches Inquisitions-Bureau gerichtet werden.

Handel und Wandel soll blühen im Lande, und darum fort mit den hemmenden Schranken! Fort mit dem Prohibitiv-System! Es lebe Cobden! Es lebe der Freihandel!

Industrie soll nicht minder blühen als der Handel, aber man vergesse nie, daß die Bodenkultur ihre ältere Schwester ist, die vor ihr unter die Haube kommen will.

Juden sollen nicht das Monopol des Geldes und der Industrie in den Händen haben; aber sie sollen unsere Brüder sein und Bürger wie wir. Freiheit veredelt, Unterdrückung verderbt.

Kerker, wie sie der Menschheit zur Schmach noch jetzt bestehen, sollen solchen Gefängnissen Platz machen, welche Zeugniß dafür geben, daß wir selbst im Verbrecher noch den Menschen ehren.

Leidende, wenn sie arm sind, sollen durch unsere Vorsorge ihre Pflege in gut eingerichteten Spitälern und Lazarethen finden.

Militär wollen wir gerne besolden, doch soll es zum Schutze des Landes nach Außen und nicht als Gensd'armerie gegen uns selbst und unsere Freiheit gebraucht werden. Darum schwöre es den Verfassungseid.

Nationalbanken, öffentlich verwaltete, sollen nicht nur zur Förderung des Handels und der großen Industrie, sie sollen auch zum Besten des Landmannes und des Handwerkers errichtet werden.

Oeffentlichkeit soll herrschen in allen Verhandlungen, nicht blos beim Gerichte. Auch vom Verfahren in Verwaltungssachen soll der graue Schleier des staubigen Bureau-Geheimnisses gelüftet werden.

Preßfreiheit soll bestehen; denn die freie Presse ist die einzige Lehrmeisterin der Regierungen, weil sie allein aufrichtig zu ihnen spricht.

Quark, der veraltet ist, d. i. solche Gesetze, die nicht mehr für unsere Zeit passen, sollen in die Rumpelkammer geworfen und durch neue bessere Gesetze ersetzt werden.

Regierungsbeamte, welche lebenslänglich angestellt, auf ihren Pfründen ausruhen, sind ein Krebsschaden für den Staat. Alle Zweige der öffentlichen Administration sollen in bestimmten Zeiträumen durch Wahlerneuerungen erfrischt werden.

Steuern wollen wir gerne zahlen, aber nicht um einen Pfennig mehr, als uns bei verhältnißmäßig gleicher Besteuerung aller Stände trifft. Deshalb soll auch über ihre Verwendung öffentlich Rechnung gelegt werden.

Treu wollen wir an der Aufrechthaltung der Gesetze und der Ordnung halten, darum sei jeder gesunde und kräftige Bürger auch waffengeübter Wehrmann.

Urbar soll aller Boden gemacht werden; denn jeder Fleck Erde, der brach liegt, ist ein Diebstahl an dem Wohlsein Aller. Darum sei der Landmann der erste Stand, und soll irgend Einer Begünstigungen genießen, so sei es dieser. Von Roboten gar nicht zu sprechen, die ein Schandfleck für die Menschheit sind.

Verbrüderung soll uns stark machen, denn nur sie gewährt Schutz gegen Despotie.

Wählbar zu allen Stellen im Staate soll jeder Staatsbürger sein; denn Fähigkeit und Tugend allein sollen die Bestimmungsgründe sein bei den Wahlen.

X wird man uns künftig nicht für ein U machen können. Xantippen ähnlich, an welcher Sokrates seine Tugend geübt, hat uns die schlimme Vergangenheit gestählt für die schöne Zukunft.

Zerstörung ohne neues Schaffen ist gegen die Gesetze der Natur. Aus der Verwesung des alten Schlendrians entblühe uns der Frühling der jungen Freiheit!

Russische Anekdote.

Der Tabak-Kontrabaud. Manchem Leser dürfte es bekannt sein, daß zwischen Russisch-Polen und dem eigentlichen Rußland eine scharfe Zollgrenze besteht. Namentlich bestehen beim Reisen aus Rußland nach Russisch-Polen hinsichtlich des Tabaks beiläufig dieselben Verhältnisse, wie z. B. bei der Reise aus Ungarn nach den k. k. Erbstaaten. Ein russischer Obrist der nach Polen reis'te, wurde an der Mautlinie befragt, ob er Tabak bei sich führe, was er in so fern verneinte, daß er blos im Tabaksbeutel einige wenige Pfeifenladungen bei sich habe. Zu größerer Bekräftigung dieser Aussage befahl er seinem Bedienten: He, Iwan! zeige den Herren meinen Tabak! Iwan aber, der den Spaß schlecht verstand, oder vielleicht auch schlecht verstehen wollte, brachte den Zollbeamten einen tüchtigen Wagenpolster, der allerdings mit Tabak ausgestopft war. Die Zollbeamten, über diesen Fund keineswegs mißvergnügt, visitirten nun genau den Wagen und fanden alle Polster mit Tabak vollgestopft.

Dem Bedienten soll es nach diesem Vorfall sehr schlecht gegangen sein.

Scherz und Laune.

Dienstgesuch. Ein tugendhaftes Mädchen von neunzehn Jahren, welches sich ihres Wohlverhaltens wegen ausweisen kann, wünscht in einen Laden, oder zu ein Paar Kindern zu kommen.

Verlorene Sachen. In der „Vossischen Zeitung" stand unter dieser Rubrik: „Laura, habe ich Dein Vertrauen verloren?"

Pariser Hofnachrichten. Se. Majestät das französische Volk hat am Philippstage ein großes Dejeunner in den Tuilerien eingenommen; es waren sehr viele Damen dazu eingeladen. Herr Ledru-Rollin machte die Honneurs. Tags darauf wurde eine große Jagd auf Hochwild zu Chantilly und ein Treibjagen in dem Park von Appremont vorgenommen. Ledru-Rollin stand auch hier an der Spitze und zeigte sich wie Nimrod als ein gewaltiger Jäger.

Aus Rendsburg schreibt man: „Endlich wird es beim König von Preußen mit der längstersehnten Marschordre Ernst." — Wieso? bezieht sich diese längstersehnte Marschordre etwa auf den König?

Die Herren Schuster- und andere honette Jungens werden hiedurch eingeladen, zu einer Besprechung ihrer jetzigen Verhältnisse sich Morgen über acht Tage im Saale des Strohsacks recht zahlreich einzufinden. Redner (an welchen jetzt kein Mangel an Ueberfluß ist), welche sich berufen und befähigt fühlen, das Präsidium zu führen, werden wir willkommen heißen und bemüht sein, wenn sie ihre Sache zu unserer Zufriedenheit durchführen, wenn auch

mit keiner goldenen (da dieſes edle Metall jetzt ſo hoch im Preiſe ſteht), doch aber mit einer recht ſchönen ledernen Medaille zu belohnen. Mehrere Schuſterjungen.

Man ſtreitet ſich viel um die Bedeutung des Wortes „ſelbſtſtändig.“ — Selbſtſtändig, glauben wir, iſt Jeder, der — ſeinen eigenen Hausſchlüſſel hält!

In einer der jüngſten Sitzungen brachte Lord **Bentinck** triumphirend zur Sprache, daß J. M. die Königin befohlen, die Damen bei Hofe möchten ohne alle Kleidung erſcheinen. (Ungeheures Gelächter.)

Lola Montez ſoll an den Fürſten **Metternich** geſchrieben haben: „Tröſten Sie ſich mit mir, wir haben Beide die Zügel verloren, nur die Peitſche habe ich wenigſtens noch behalten.“

Unter den mannigfachen Petitionen, welche die neueſte Zeit hervorgebracht hat, zeichnet ſich folgende aus der Stadt Rummelpuffia durch ihre Präciſion aus: 1. Freie Zeche in allen Gaſthäuſern. 2. Unbeſchränkter Credit bei Schneider, Schuhmacher, Pferdeverleiher ꝛc. bis die ſtaatlichen Verhältniſſe unſeres Vaterlandes ſo geordnet ſind, daß auf jeden der Schuldner ein ſchuldenfreies Gut fällt. 3. Errichtung einer Compagnie ausgeſtopfter Polizeiſoldaten zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung. Bei Regenwetter, wo ohnehin kein Aufruhr zu befürchten, packt jeder Bürger, der es mit der guten Sache aufrichtig meint, den ihm zunächſt poſtirten ausgeſtopften Gensd'armen und trägt ihn in ſeine Wohnung, damit er nicht naß werde und die Uniform leide. 4. Der Staat bezahlt alle bisher contrahirten Schulden ſeiner geliebten Staatsbürger. 5. Auf den Antrag dreier „ſelbſtſtändiger“ Staatsbürger kann jedes Miniſterium abgeſetzt werden. 6. Um die etwaigen Zweifel über active und paſſive Wählbarkeit mit einem Male niederzuſchlagen, ſo erſtreckt ſich die active und paſſive Wählbarkeit überhaupt auf Jeden, der eine Naſe hat. Sollte Einer durch eine leidenſchaftliche Jugend um ſeine Naſe gekommen ſein, oder ſich im Beſitze einer bloßen Wachsnaſe befinden, ſo genießt er, gleichſam als Strafe, nur die paſſive Wählbarkeit. Juden allein, ſind trotz ihres zumeiſt kühnen Geſichtsvorſprunges ausgenommen. 7. Allgemeine Kindererziehung von Seiten des Staates. Es werden zu dieſem Behufe großartige Säugeanſtalten errichtet. 8. Der Staat ſorgt für unentgeltliche Beförderung ſeiner Staatsangehörigen durch Poſten, Eiſenbahnen und Dampfboote. In den ſeitherigen Bahnhöfen werden dem reiſeluſtigen Publikum unentgeltlich Erfriſchungen, nebſt einem Reiſeſtipendium für die wenigen Bemittelten, ausgezahlt.

Gerechte Mitte. Ein ſchlichter Landmann fragte einen Advokaten: „Aber Herr Doktor, erklären Sie mir doch, was iſt denn eigentlich der Unterſchied zwiſchen äußerſte Rechte, äußerſte Linke und rechte Mitte?“ — „Das will ich Euch durch ein Beiſpiel erklären,“ antwortete der Advokat; „ſtellt Euch zum Beiſpiel das franzöſiſche Volk vor als eine Kuh. Nun kommt die äußerſte Rechte und will die Kuh beim Schweif an ſich reißen; die äußerſte Linke will ſie bei den Hörnern an ſich reißen; während die Zwei die Kuh hin- und herreißen, iſt die rechte Mitte in der Mitte und melkt die Kuh!“

Vergeßlichkeit. Vor einigen Wochen kam ein ſehr achtbarer Bürger in das Poſtbureau zu New-York und fragte, ob Briefe für ihn da wären. „Wie iſt Ihr Name?“ fragte der Sekretär. — Der Herr legte den Finger an ſeine Naſe, wurde ſehr ernſt und ſagte, indem er ſich zum Fortgehen anſchickte: „Ich werde es Ihnen gleich ſagen.“ Einige Schritte vom Poſthauſe begegnete er einem Freunde, der ihm zurief: „Nun, wie geht's, Herr ***?“ — „Da hab' ich ihn!“ ſagte der alte Herr, eilte in die Poſt zurück, ſagte ſeinen Namen und erhielt ſeinen Brief.

Ein engliſcher Münchhauſen. Ein Engländer kam vor Kurzem nach dem feſten Lande; was er da ſah, erregte ſein Mitleid. „In England,“ ſagte er, „haben die Manufakturen und Fabriken den höchſten Grad von Vollkommenheit erreicht. Sollten Sie es wol glauben, daß es in London eine Maſchine gibt, welche allein ſo gut, als vier bis fünf Manufakturen iſt? Man führt einen Ochſen herein, ſogleich iſt das Thier todt, abgezogen, zerſtückelt, ſeine Hörner ſind in Kämme verwandelt, ſein Blut in Preußiſch-Blau, ſeine Knochen in Bouillontafeln, ſein zubereitetes Fleiſch iſt auf der einen Seite Beefſteak und Roſtbeef, während ſeine gegerbte und zurechtgemachte Haut auf der andern in ſchönen Stiefeln und Schuhen hervorkommt, und dies geſchieht Alles, ohne daß dabei ein Menſch die Hand anlegt.“ Einiges iſt doch wahr an der Erzählung, denn Vieles ſcheint an Wunder zu grenzen, was die engliſchen Fabriken leiſten und liefern.

„Ach,“ ſagte eine Dame, bevor ſie ſich zum Balle ankleiden wollte, „ich habe heute gar keine Kraft, mich anzuziehen, um wie viel weniger werde ich Anziehungskraft haben?“

Die reizende Gattin eines ältlichen Mannes wollte ſich dieſe Woche von ihrem Gatten ſcheiden laſſen. Als Urſache gab ſie an, daß ſie auch mit dem Zeitgeiſt vorwärts ſchreiten, und **nicht mehr beim Alten bleiben wolle.**

Jemand, der ſpät Abends in ein Gaſthaus kam, fand nur noch einige ſchlechte Speiſen übrig; die anderen Speiſen waren alle auf dem Speiſezettel ausgeſtrichen. Zornig rief er aus: „Leben wir denn noch immer in den Zeiten der Cenſur, daß **alles Gute geſtrichen wird?**“

Im Jahre 1129 wurde zu London eine Synode abgehalten, um den Prieſtern das Halten von Köchinen (cocariae) zu verbieten; allein König **Heinrich I.** ließ ſich von den Prieſtern für die Erlaubniß, ihre „Wärmeflaſchen“ (wörtliche Ueberſetzung des Wortes „cocariae“) beizubehalten, eine ſehr große Geldſumme bezahlen, und ſo blieb Alles beim Alten.

Der Spediteur **Nikolaus Karbatſchinsky** beabſichtigt vom erſten Oktober 1848 ab, eine Eilfracht und Perſonenbeförderung von Berlin nach Tobolsk einzurichten. Herren, die ſich für unbeſtimmte Zeit mit dem Zobelfang unterhalten, die Anwendung des Zuchtenleders kennen lernen oder mineralogiſchen Beluſtigungen in den Bergwerken des Ural obliegen wollen, wird dieſe Reiſegelegenheit beſtens empfohlen. Einfache ländliche Beköſtigung, die tiefſte Ruhe, Entfernung von den unerquicklichen Wirren der Politik und den Aengſten der Anarchie, ein geſundes Klima, bei dem ſelbſt das Queckſilber zur Stabilität gelangt, machen dieſe Gegenden, wohin noch nicht die verderblichen Ideen der Neuerung gelangt ſind, zu einem herrlichen Aſyl. Das herzlichſte Einverſtändniß zwiſchen dem Militär und der Einwohnerſchaft iſt noch nie geſtört worden. Der Berliner patriotiſche Verein nimmt Aktienzeichnungen an. Vielleicht werden ſich die Prager **67** et Comp. an dieſer Aktiengeſellſchaft betheiligen? — In der Expedition der Neuen Berliner Zeitung iſt das Nähere zu erfragen.

Verzeihliche Reaktion. Ein freiſinniger Kunſthändler, Verleger der Porträts der Mitglieder des Miniſteriums **Camphauſen**, beklagte ſich neulich über die ſchlechte Zeit. „Da hab' ich nun die Porträts der abgeſetzten Miniſter verlegt. Ein herrliches Geſchäft! Weiß Gott, ich wollte lieber, die Miniſter wären geblieben und die Porträts wären abgeſetzt!“

Während man die Freiſchärler in Spandau entwaffnete, hat ein junger Mann in holſteiner Uniform (laut Zeitunke), blaugrau mit rothem Kragen, einen Mann in Berlin **entpferdet**, d. h. er hat ihm eine Fuchsſtute mit hellen Mähnen geſtohlen, und — Roß und Reiter ſieht er niemals wieder.

Alle Damen über dreißig Jahre ſollen insgeheim eine Verſchwörung angezettelt haben. Ihr Zweck iſt nichts als Reaktion — Reaktion!!! d. h. ſie wollen die alten Zeiten wieder herbeiführen, jene Zeiten, ach, wo ſie noch fünfzehn bis neunzehn Jahre alt waren. Ja, wir glaubens gern!

Zum Modebilde Nr. 8.

1. Sommeranzug; lichtblaue Beinkleider, hellrothe, faſt orangenfarbene Seidenweſte, mit dunkelrothen Streifen karrirt; leichter ſchwarzer Rock mit einer Reihe gleichfarbiger Knöpfe; blauſeidenes Halstuch.

2. Strohhut mit ſchwarzem Bande; halber Ueberwurf von gleichem Stoffe und gleicher Farbe mit dem Ueberrock; ſehr gut ſteht ein einfaches Muſter des letzteren, weißer Grund und blaue ſich kreuzende Streifen.

3. Weißer Atlashut mit Blättern und Jasmin aufgeputzt; fahlgelbes Atlasoberkleid mit weißen breiten Litzen am Vordertheil; das Unterkleid von gleichem Stoff und gleicher Farbe; ſchwarzes Florтuch.

4. Sommerpaletot von lichtgrauem Stoffe; chamoisfarbene Beinkleider, braunſeidenes geſtreiftes Halstuch; hellgelbe Glacée's.

Bilder-Magazin.

Dieſer junge Mann verräth ſehr viel Talent als Heuler und kann noch einmal ſehr groß werden!

Unterſuchungsrichter (außer ſich): „Ha, es iſt entſetzlich! Sollen Sie denn Alle unſchuldig ſein, dieſe Blutnächtler?"
Sekretär: „Um des Himmels Willen, Herr Kriminalrath, nicht ſo laut! Dieſe Blutnächtler gehören ja auch zu den lieben Landsleuten des Herrn Präſidenten und der Herr Präſident kann nur ein Freund der Unſchuld ſein!"
Unterſuchungsrichter: „Ha!"

Hier ſind die Stiefeln für den gnädigen Herrn und die Chokolade für die gnädige Frau!

Jetzt pfeif' ich ſchon eine halbe Stunde lang und das Vieh läßt ſich noch immer nicht ſehen!

„Jetzt recommandir' ich mich, Euer Gnaden! Schaffens' bald wieder ein Dampfbad! O ein Dampfbad iſt das beſte Mittel gegen die Auszehrung Euer Gnaden!"
„Hm — — So? — — Na!?!"

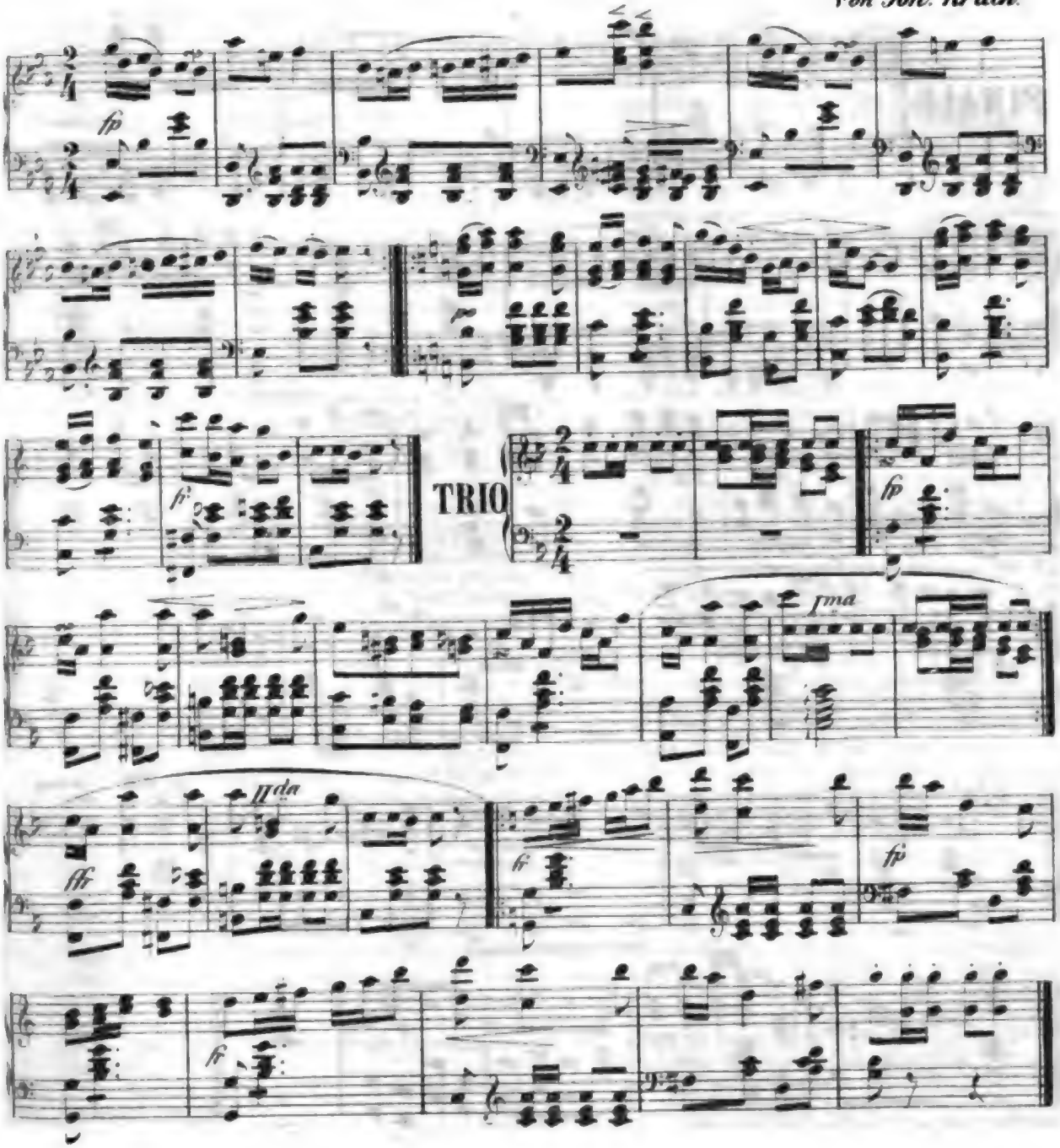
Digitized by Google

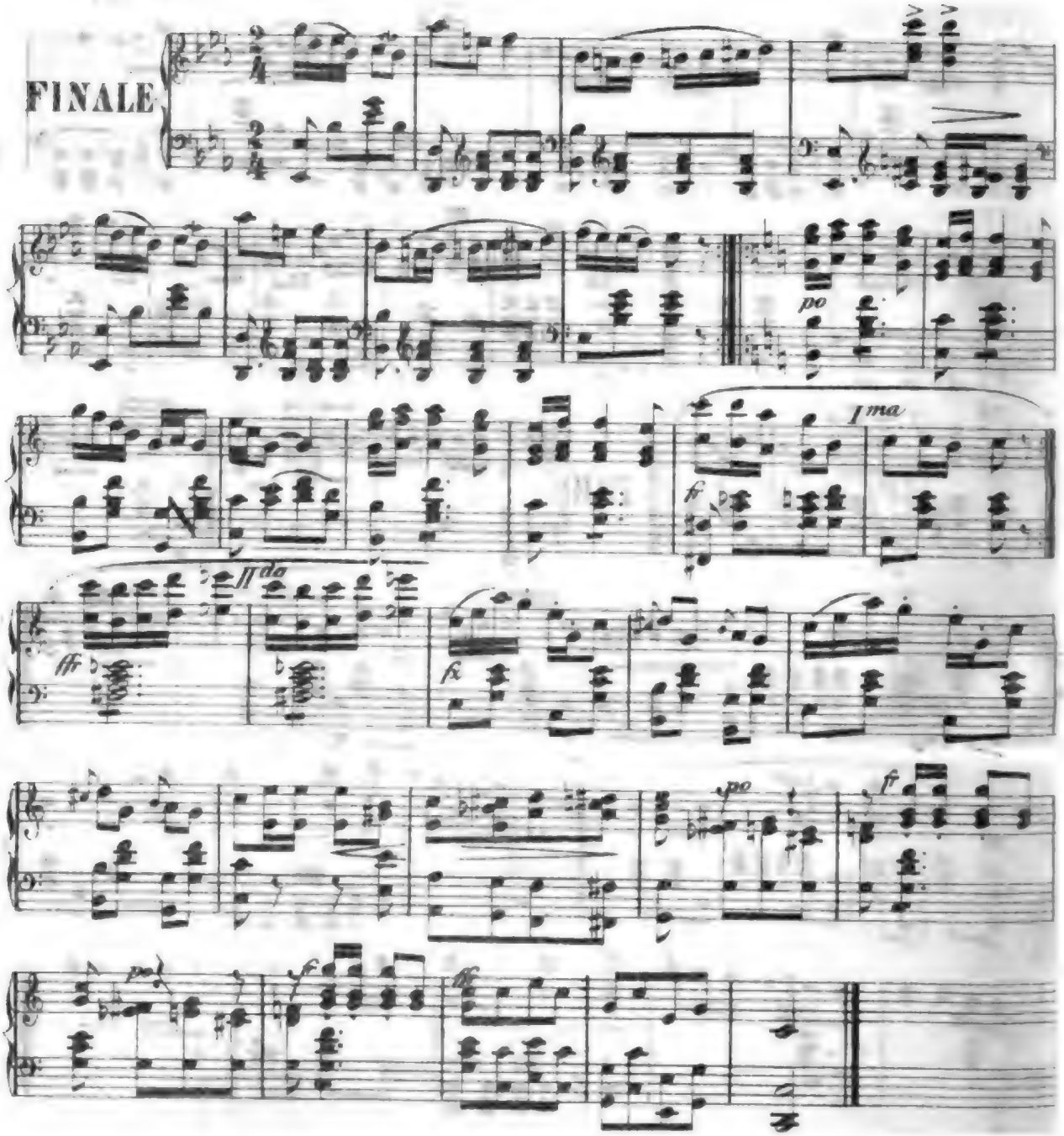
1848-№ VIII.

Digitized by Google

CONSTITUTIONS - JUBEL - POLKA

von *Joh. Kruch.*





Digitized by Google

Der Arme und seine Braut.

Erzählung aus dem Leben von Fr. Ludolphy.

Faschingslust.

Es ist Morgen. — Nicht glänzender Morgen, der die blendend rothen Strahlen vom Osten her wiederspiegelt und alles Leben zur Auferstehung ruft, zur Freude, zum Genuß des Daseins.

Alles schweigt noch.

Alles schläft noch.

Der Schlaf ist bei vielen Menschen die beste Tugend, denn sie thun nichts Böses in diesem Zustande — der Arme schläft aus Ermattung und diese Stunden sind seine glücklichsten — seine Träume die Entschädigung für den Kummer und das gähe Leid, gegen das er vergebens kämpft.

Der Morgen ruht noch im grauen Nachtgewande.

Ein Schmetterling, der seine Farbenpracht in der Verpuppung birgt.

Es schlägt vier Uhr.

Die Glocken der großen Stadt rufen sich in lang gezogenen Pulsen die Stunde zu, die Wächter singen in den Straßen ihr Abschiedslied, dann verfällt Alles wieder in Schweigen — hin und wieder tauchte der schwache Schimmer einzelner Lichter aus den Wohnungen auf wie vereinsamte Sterne. Die Nacht hat ihr dunkelschwarzes Kleid in ein tiefaschgraues verwandelt, es ist ihre letzte Thätigkeit, die sie jetzt beginnt.

Durch die schweigenden Straßen schreitet ermüdet ein junger Mensch, der Schall seiner Schritte und der seines eisenbeschlagenen Stockes auf dem harten, vom Nachtthau feuchten Steinpflaster sind die einzigen Laute, die ihn umgeben. Das Innere der Stadt hat er durchschritten und nun die Vorstadt betreten. Rechts windet sich an der Mauer hin eine schmale Gasse, welche kaum so breit ist, daß ein Wagen sie durchfahren kann. Hier gibt es wenig Verkehr, es wohnen meist arme Leute in diesen Häusern, die schwarzberäuchert in ihren Außenseiten ein sehr treffendes Bild der Armuth ihrer Bewohner geben, welche die Nachtseite des Lebens, Entbehrungen, oft Hunger als ihr Schicksal betrachten können. Je näher der junge Mensch der Vorstadt kam, desto schneller wurden seine Schritte, er schien die Ermüdung zu vergessen, die ihn kurz vorher noch zwang, langsam zu gehen. Sein Blick ist nach einem Dachfenster gewendet, ein ganz matter — nur einem so scharfen jungen Auge wie dem seinen erkennbarer Lichtschimmer ist dort sichtbar.

„Sie arbeitet noch," sagt er zu sich — „ich finde sie munter."

Und nun eilt er noch mehr, um nur das Haus in der schmalen Gasse zu erreichen, wo das Dachfenster ein wenig erhellt ist. Er schließt die Thüre auf und steigt die Treppen hinauf. Trotz der Nacht im Innern des Hauses — selbst der Tag vermag in demselben nur eine schwache Dämmerung zu erzeugen, thut er keinen Fehltritt, er ist mit der Lokalität des Hauses ganz genau vertraut, seit seiner Kindheit wohnt er hier. Die Sehnsucht beflügelt seine Schritte, er denkt gar nicht daran, daß er einen Weg von acht Meilen zurückgelegt hat, seine wunden Füße sind dem starken Willen unterthan. Zwei arme Familien wohnen schon seit vielen Jahren in diesem Hause in der Dachetage, der Kummer, den ihnen die Armuth macht, hat sie zur innigsten Freundschaft verbunden. Eins sucht in der Noth des Andern einen Trost für sich und das gleiche Schicksal hat jedes Hinderniß fern gehalten, welches oft das beste Einvernehmen zweier Nachbaren stört. Unter Hinderniß verstehen wir vorzüglich den Neid, der so natürlich in dem Herzen des Armen wuchert, wenn er sieht, wie sein Nachbar nicht die Entbehrungen, die die Armuth als unmittelbare Bürde auflegt, zu tragen gezwungen ist, wie ein besserer Verdienst ihm erlaubt, sich mancher Bequemlichkeit des Lebens zu erfreuen, und diesen oder jenen Genuß, den er sich verschafft, nicht mit dem mahnenden Gedanken verdüstert und schwächt, daß er Morgen dafür doppelt entbehren muß. Dieser Fall ist unter den beiden Handwerkerfamilien, die diese Dachetage bewohnen, nicht vorgekommen; die Noth ist bei Beiden seit Jahren ein täglicher Gast gewesen, mithin jeder Unterschied, den oft ein wenig mehr Wohlstand hervorruft, gänzlich fern geblieben. Der junge Mensch tritt in das Dachstübchen, in dem er von unten den matten Lichtschimmer bemerkte, leise ein, nachdem er einige Male an die Thüre geklopft hatte, ohne einen Laut der Erwiederung zu hören.

Das Dachstübchen ist klein, jetzt fast dunkel, denn die Lämpchenflamme auf dem Tische befindet sich in den letzten Zügen. Die Dachträger, zwischen denen das schmale Fenster angebracht ist, trotzen dem matten Lichtscheine, der zuweilen periodisch aufflammt, indem sie einen noch tieferen Schatten als die zum Fenster hereinschauende Nacht in den engen Raum fallen lassen. Der junge Mensch sieht also nichts, als das auf einem Buche stehende Lämpchen und vor demselben die Gestalt eines Mädchens, dessen Kopf auf die übereinander gelegten Arme, die auf der Tischkante ruhen, gesunken ist. Rund um dies wenig beleuchtete Bild ist es dunkel. Ein Blick, als er näher getreten, überzeugt ihn, daß das arme Mädchen ermattet von der langen Nachtarbeit dem Schlafe unterlag, denn neben ihr am Boden liegt das Kleid, an dem sie gearbeitet hat. Leise berührt er die Schulter des armen Schneidermädchens, dessen Jugend in Anstrengung und Noth verfließt.

„Lottchen! Lottchen! wach' auf, ich bin da!" sagt er.

„Ich kann nicht, Mutter, ich bin so müde," ist die Antwort der Schläferin, die wol ihren Namen gehört, aber aus den schweren Fesseln der Ermattung sich nicht gleich herausfindet und glaubt, ihre alte Mutter wecke sie.

„Ich bin's ja, Lottchen!"

Jetzt hebt sie den Kopf, die von der Anstrengung der Lichtarbeit stark gerötheten und vom Schlafe schwer gedrückten Augenlieder öffnen sich langsam; aber es dauert noch eine kleine Weile, ehe sie ihn erkennt, dann aber scheint es, als ob aller Schlaf plötzlich aus ihren Augen verschwunden wäre.

„Franz, Du bist's?"

„Freilich ich. Mach' Dich munter, Lottchen, ich habe entsetzlichen Appetit auf ein Frühstück. Heute wollen wir leben wie die reichen Leute — ich habe ein Loth Kaffee

mitgebracht, und zwei Semmeln, 's soll 'nmal hoch bei uns hergehen. Ach, bin ich müde, wie zerschlagen an allen Knochen!"

Mit diesen Worten sinkt er auf den zweiten Stuhl, der sich hier befindet.

Nun ist Lottchen ganz munter geworden. Sie hat so viel zu fragen, wie seine Reise abgelaufen ist; aber das Lämpchen droht zu verlöschen und sie hat kein Oel im Hause, das erschreckt sie gewaltig; aber sie besinnt sich, daß sie von vielen Jahren her noch einen Wachsstock im Schränkchen aufbewahrt, den sie, wie sie noch ein ganz kleines Mädchen war, von einer guten Seele, deren Armuth kein größeres Geschenk erlaubte, an einem Weihnachtstage bekommen und sorgsam wie ein kostbares Kleinod aufgehoben hat.

Franz ist wiedergekehrt, er war zwei Tage weg — jetzt ist er wieder bei ihr, ihre Freude ist groß, der Wachsstock ist nur ein kleines Opfer, das sie ihm bringt, heute muß er daran. Wie hell brennt er! Das erhöht ihre Freude um ein Großes, sie fühlt sich ganz glücklich.

„Du hast mir noch keinen Kuß gegeben," sagt Franz.

Jetzt wird das doppelt eingebracht, und nun frägt sie, wie spät es ist?

„Es geht auf fünf Uhr," antwortet Franz.

Lottchen macht sich Vorwürfe, eingeschlafen zu sein und eilt jetzt, das Frühstück zu bereiten. Kaffee und Semmeln! Das ist nur an großen Feiertagen bei diesen armen Leuten üblich.

„Ist es denn schon Tag?" frägt eine Frauenstimme aus dem Verschlag, der neben dem Stübchen ist.

„Nein, Mütterchen, der Franz ist wieder da."

„Ach, 's ist nicht möglich!"

„Gewiß, gewiß," antwortet Lottchen, „wir werden Kaffee und Semmeln frühstücken, ich mache jetzt Feuer. Wart nur, Mütterchen, ich komme dann gleich hinaus und helfe Dich anziehen."

Die Mutter in der Kammer ist blind, schon drei Jahre lang in diesem traurigen Zustande hat sie keine andere Stütze, keinen Führer, als ihre Tochter, ihr gutes Lottchen. Sie liebt sie aber auch so zärtlich, wie nur ein Mutterherz lieben kann. Glücklicherweise ist noch ein Bund Reißigholz hinter'm Ofen vorräthig und das Feuer flackert bald lustig im Ofen und strömt eine wohlthätige Wärme in das sehr kalt gewordene Stübchen aus. Jetzt von der, obwol dünnen Flamme des Wachsstockes, besser als vorher von der düstern, verglimmenden Lampe beleuchtet, weicht die Nacht, die Dunkelheit aus dem Stübchen und läßt alle Gegenstände deutlicher erkennen. Der erste Blick zeigt, daß es die Wohnung großer Armuth ist, die jedoch nicht auf Kosten der allgemeinen Barmherzigkeit lebt, sondern lieber darbt, als ihre Hilflosigkeit offenbart. Lottchen ernährt sich und ihre blinde Mutter mit Händearbeit, sie ist ein Schneidermädchen, der Verdienst kümmerlich und was ihre fleißigen Finger verdienen, das wandert in den Mund. Der Luxus ist daher ein Fremdling in dieser Wohnung, deren Schwelle er nicht zu überschreiten wagt. Die Wände des kleinen Stübchens haben Sprünge und Stellen, wo der Kalk abgefallen ist. Ein einziges Kleinod ist an einer dieser Wände sichtbar, es ist ein Familienstück, das vom Großvater noch herstammt. Eine rothe Glastafel von ungefähr einer Spanne Höhe und einer halben Spanne Breite, zeigt den mit verblichenen Goldbuchstaben eingebrannten oder vielleicht auch nur mit Goldfarbe unterlegten Trostspruch:

Gott
hat geholfen!
Gott
hilft noch!
Gott
wird weiter helfen!

Und eine Blumenkante von eben so verblichenem Goldschimmer umschließt diese fromme Erhebung spendenden Worte. Ein schlichter und schmaler brauner Rahmen gibt dieser Glastafel das Ansehen eines Bildes. Die Mutter kann es nicht mehr sehen, ihr Augenlicht ist erloschen; aber es ist Gewohnheit bei ihr, jeden Morgen es zu betasten, die arme blinde Frau wäre gewiß sehr unglücklich, wenn es eines Morgens fehlte. Es ist das einzige Stück, was diese Familie je aus einer Erbschaft bekommen hat und die alte Frau ist fest überzeugt, daß es ein Talisman gegen jedes Unglück ist, welches über sie hereinbrechen kann. Und wie viel Unglück hat sie schon erlitten, wie viel Kummerthränen sind schon über ihr Gesicht herabgeflossen — wer sie gezählt hätte! Der Mann, das Haupt der Familie, war Schneider. Die Armuth ist bei so vielen fleißigen Handwerkern der Krebsschaden, welcher im Stillen fortzehrt. Kümmerlich hat er seine Familie ernährt mit seiner Hände Arbeit. Und das will was sagen! ein armer Handwerker hat auch nur für arme, unbemittelte Leute zu arbeiten, welche nur, wenn die höchste Nothwendigkeit da ist, an die Anschaffung eines neuen Kleidungsstückes denken. Der Luxus der Vornehmen, der den schon bemittelten Handwerker in Anspruch nimmt und in die Höhe, in ein gewisses Renommée bringt, hält sich fern von der Thüre des armen Arbeiters. Der arme, aber rechtschaffene Stäblein kämpfte demnach Jahr aus, Jahr ein mit Sorgen, die zuweilen sehr bitter und schwer sein Herz belasteten; aber bei dem Unglück ist immer noch ein Schimmer von Glück. Betrachten wir dies als eine Segnung des Himmels, welcher den Schwergeprüften eine Stütze verleiht, daß er nicht sinke.

Der arme Meister hatte eine brave Frau, sein Töchterchen Lottchen und einen Sohn Simon. Das war seine Welt, und wenn es ihm auch zuweilen recht bange um's Herz wurde, wie es in der Zukunft mit seinen armen Kindern werden solle, dann fiel sein Blick auf die Glastafel, die er von seinem verstorbenen Vater Samuel geerbt hatte, und wie ein wunderbarer Trost kam es in seine kummervolle Seele: „Gott hat geholfen! Gott hilft noch! Gott wird weiter helfen!" Das war seine Stütze und deshalb hielt er das ziemlich unscheinbar werdende Erbstück sehr hoch in Ehren. Die rastlosen Anstrengungen, seine Familie zu ernähren, hatten dem armen Meister ein Brustleiden zugezogen, welches, da er es anfangs nicht beachtete, mit der Zeit unheilbar wurde. Der redliche Arme hat einen gewissen Stolz, seine traurigen Verhältnisse so viel wie möglich vor den Augen der Welt zu verschleiern, dieser Stolz wird oft zur Thorheit, trotzdem man ihn eine Tugend nennen muß in Vergleich zu Jenen, die kein Schamgefühl besitzen und sich gern auf Almosen verlassen. Der geringe Verdienst des armen Meisters langte nicht, um einen Arzt zu bezahlen und Arzneien zu kaufen. Jede solche Ausgabe

mußte seine Familie büßen durch härtere Entbehrungen in ihrer ohnehin von Entbehrungen reichlich überfüllten Lebensweise. Sein Brustleiden wurzelte also fest und wurde unheilbar. Zu diesem Leiden, das ihn allmälig zur Arbeit unfähiger machte und die Armuth vermehrte, gesellte sich noch ein tiefer eben so unheilbarer Gram.

Simon sein Sohn wies nur zu deutlich die Anlagen eines bösen Gemüthes. Dieser Knabe zeigte weder eine Anhänglichkeit an ihn, noch an die Mutter oder an seine jüngere Schwester Lottchen. Das griff tief in das Herz des kranken Mannes. Simon hatte sich schon mehrer Veruntreuungen zu Schulden kommen lassen und jede Züchtigung dafür machte ihn trotziger, verstockter, boshafter. Als die Krankheit dieses armen Vaters schon so weit gediehen war, daß er selbst keine Hoffnung zum Wiederaufkommen hatte, sah er sich gezwungen, seine traurigen Verhältnisse einem Armenpfleger seines Viertels zu offenbaren, was ihm viel Thränen kostete; aber er mußte es thun um — seiner Familie willen, welche dadurch doch in ihrer bittern Noth eine, wenn auch geringe, aber doch eine Unterstützung empfing. Er selbst war nicht mehr zu retten, obwol die Kunst des Armenarztes eine scheinbare Besserung auf kurze Zeit hervorrief und ihn den Seinen noch anderthalb Jahre erhielt. Sein Todestag war für diese Armen ein sehr schwerer Tag.

Simon war fast siebenzehn Jahre alt zu dieser Zeit, Lottchen ein fünfzehnjähriges Mädchen. Den Ersteren berührte der Schmerz seiner Mutter und Schwester durchaus nicht, und seit diesem Tage entstand auch eine Scheidewand zwischen ihnen. Simon war bei einem Krämer in der Lehre und da er auch daselbst schlief, so kamen sie sehr selten zusammen und wenn es geschah, so gab es nur Aergerniß zwischen ihnen. Simon entwickelte Grundsätze, die ein rechtschaffenes Herz nur zittern machen mußten, ja er scheute sogar nicht, seiner Schwester, welche sich zu einem recht hübschen Mädchen ausbildete, anzurathen, ihr Brod auf jene leichte Weise zu verdienen, die leider so häufig von jungen Frauenzimmern gewählt wird. Dies trennte Mutter und Schwester noch mehr von ihm. In dem Hause seines Lehrherrn, der ihn aus Barmherzigkeit aufgenommen, da der Vater als unbescholtener Mann bekannt war, geschah ein bedeutender Diebstahl an Geld, über welchen alle Nachforschungen vergeblich blieben.

Mutter Stäblein bebte bei dem Gedanken, der sie unwillkürlich beschlich, daß ihr ungerathener Sohn vielleicht denselben begangen habe; indeß da jede Spur vergebens war, um den Verbrecher zu entdecken, so beruhigte sie sich wieder. Der Krämer selbst hegte diesen Gedanken nicht, Simon war sein Liebling. In der That besaß dieser junge Mensch alle Eigenschaften, welche blenden können und die noch durch ein empfehlendes Aeußere unterstützt wurden. Offener Kopf, eine Geschmeidigkeit des Charakters, welche sich nicht so leicht durchschauen ließ, ob sie Wahrheit und Heuchelei sei. Später als seine Lehrzeit beendet war, hatte Simon seine Vaterstadt verlassen und war nach Verlauf von zwei Jahren zurückgekehrt in Folge einer Untersuchung, welche im Auslande über ihn verhängt worden, aus welcher er aber wieder entlassen werden mußte, da sich keine giltigen Beweise gegen ihn vorfanden, um ihn des angeschuldigten Verbrechens der Falschmünzerei zu überführen. Indeß der Verdacht gegen ihn war deshalb nicht entkräftet und die Regierung, die ihn gefänglich eingezogen, ließ ihn auch als Gefangenen seiner vaterländischen Regierung überliefern. Er kam wieder auf freien Fuß und lebte nun wieder in seiner Vaterstadt in einem Agenturbureau. Sehr selten kam er mit Mutter und Schwester zusammen. Er zeigte keine Theilnahme in dem Unglück, welches seine arme Mutter betroffen, von ihm hatte die Blinde keine Unterstützung zu erwarten, er war ihr fremder als ein Fremder, der wenigstens ein Mitleid über ihre Blindheit in theilnehmenden Worten ausgedrückt haben würde.

So war diese arme Frau also nur auf ihre Tochter angewiesen und Lottchen strengte sich an, so viel mit ihrer Händearbeit zu erschwingen, um die arme blinde Mutter nicht Hunger fühlen zu lassen; sie opferte sich und ihre Jugend auf, diesen Zweck zu erreichen, und wenn zuweilen Erschöpfung und Angst, ob sie diese Anstrengungen auch aushalten werde, sie peinigten und ihr Thränen erpreßten — die Mutter konnte diese Zähren ja nicht sehen — dann blickte sie auf diese Glastafel, die Großvaters und Vaters Trost gewesen war in schweren Kummertagen, und ihr gesunkener Muth richtete sich wieder zur Ausdauer auf, und sie sagte vertrauensvoll zu sich: „Gott hat geholfen! Gott hilft noch! Gott wird weiter helfen!“

Das Flämmchen des Wachsstockes beleuchtete die kümmerliche Einrichtung des Stübchens, welche in einer längst aller Farbe beraubten altmodischen Schrankkomode, einem Tisch und zwei harten ehemals braunrothen Holzstühlen bestand, die jetzt alterschwach an vielen Flecken die gelbe Naturfarbe des Materials zeigten. Aber auch Lottchen wurde von dem schwachen, aber klaren Lichte beschienen.

Es war ein junges wohlgebildetes Mädchen von Mittelgröße, dem die angestrengt sitzende Lebensart einen gewissen Ansatz von Fülle gegeben, welcher aber nichts desto weniger mit einem kräftigen, kernhaften Fleische zu verwechseln war. Indeß ließ diese nicht gesuchte oder gekünstelte Täuschung ihr sehr wohl, sie glich einer Beschönigung der Entbehrungen, welche dies arme Mädchen nothgedrungen erdulden mußte. Lottchen's Gesicht, der Witterung nie ausgesetzt, besaß einen fast weißen Teint, die Röthe der Wangen war schwach, kränklich, wie Folge einer großen Nervenverstimmung, die einen jungen Körper abspannt und im verdickten Blutumlauf unbemerkbar seine Jugendkraft nach und nach tödtet. Aber eben dies schwache zarte Incarnat verlieh dem Mädchen etwas Feines, Interessantes, zumal, da ein schönes blondes Haar die Weiße des Antlitzes und die sanfte Wangenröthe etwas hob, so daß die sanften freundlichen Züge, diese leidende Miene wie von einem Goldrahmen umgeben schienen. Ein gegitterter Rock von leichtem Kattun und ein Tuchjäckchen machte ihr Hausgewand aus, die helle auflodernde Glut aus der offen gelassenen Ofenthüre übergoß jetzt des Mädchens Gesicht mit einem höheren Purpur. Sie raffte das Kleid zusammen, bei dessen Arbeit sie eingeschlafen war, und hob es auf, dann verließ sie das Stübchen, um ihrer blinden Mutter beim Ankleiden behilflich zu sein.

Der junge Handwerker fühlte jetzt erst die Ermattung, die sich seiner unwiderstehlich bemächtigte. Die Ruhe nach so scharfem Gang spannte seine Aufregung schnell ab, und mit auf die Brust etwas niedergesenktem Kopfe schien er sich der Ermüdung gänzlich überlassen zu wollen. Er war ein jun-

ger Mann von ungefähr dreiundzwanzig Jahren, rüstig gebaut, etwas über Mittelgröße, sein Gesicht von einem noch schwachen schwarzen Barte eingefaßt, trug die Züge entschlossenen Charakters, ja fast Trotzes, wenn die ein wenig aufgeworfenen Lippen als Zeichen dafür gelten. Die Armuth hatte seinem Aeußeren den Stempel des Ernstes aufgedrückt. Das dunkle krause Haar gab ihm sogar den Anstrich eines finsteren Gemüthes, wenn er anhaltend über etwas nachsann. Er war ein Sohn der Armuth, nicht verweichlicht, vielmehr gekräftigt unter den mannigfachen Entbehrungen, welche diese allen Denjenigen, bei denen sie sich heimisch macht, auflegt. Nur um zwei Jahre älter als Lottchen, war er mit dieser und Simon als Nachbarskinder aufgewachsen und von frühester Kindheit an hatte eine Zuneigung zu der Ersteren in seinem Herzen Wurzel gefaßt, und je größer Beide wurden, desto lebendiger wurde auch dies Gefühl bei Beiden. „Es ist sehr schlimm, Gevatter Nachbar," hatte der rechtschaffene Meister Stäblein öfters Franzen's Vater, einem ehrlichen Schuhmacher, gesagt, „es ist sehr schlimm, daß wir Beide nicht große Herren sind, denn dann müßte es mit den beiden Kindern schon richtig sein für's ganze Leben — Ihr versteht mich, Gevatter Nachbar, nicht wahr?"

Der ehrliche Schuhmacher verstand das recht wohl, aber er fand es für thöricht, solche Dinge im Voraus zu besprechen; „denn," sagte er, „man kann nicht wissen, wie die Dinge kommen." Und dann hatte er in der Regel einen stehenden Witz, den er bei jeder Gelegenheit gern anzubringen pflegte. „Hm, es kann geschehen, daß man sich als Hausknecht niederlegt und als Millionär aufsteht, oder es kann auch kommen, daß einer mit einem ganzen Kopf voll hoffärtiger Gedanken zu Bette geht und am andern Morgen mit Erstaunen bemerkt, daß er gar keinen Kopf mehr hat."

Diese stehenden und fast überall angebrachten Bemerkungen des ehrlichen Schuhmachers störten keineswegs die Sympathien beider Kinder, sie liebten sich einen Tag wie den andern, und je mehr der Tage wurden, desto klarer trat's hervor, daß sie sich auch gewiß für's ganze Leben lieben würden.

Franz hatte wie Lottchen seinen Vater verloren, nachdem er bereits als Schmied zwei Jahre auf der Wanderschaft war. Sein Bruder August, dessen Körperkonstitution sich für kein Handwerk eignete, er war etwas verwachsen, hatte bei einem Bekannten seines Vaters, welcher sich durch Musikmachen auf Tanzböden und bei Kirmesfesten schlicht und recht ernährte, Geigenspielen gelernt und trieb nebenbei das Geschäft eines Notencopisten, welches kümmerlichen Verdienst abwarf. Seine Hilflosigkeit, in welche er sich nach dem Tode des Vaters versetzt sah, da er sehr oft kränkelte, war die Ursache, daß er Franz zurückrief aus der Fremde. Er mußte Jemand bei sich haben, der ihm beistand, und auf den er sich ganz verlassen konnte, und wer hätte das anders sein können, als sein Bruder Franz?

Der Letztere befand sich also fast ein halbes Jahr wieder in seiner Vaterstadt und beide Brüder wohnten zusammen und schossen so viel von ihrem kümmerlichen Verdienst zusammen, als dazu gehörte, um die Miethe herauszubringen.

Nachdem wir diese kurze Schilderung entworfen, fahren wir in unserer Erzählung fort. Die Ruhe, welche in dem Stübchen herrschte, hatte Franz zum Einnicken gebracht, er hörte es nicht, als Lottchen die Mutter aus der Kammer führte.

„Pst! sprich jetzt nicht, Mütterchen," flüsterte das Mädchen, „setze Dich ganz ruhig hierher, er schläft — ach mein Gott, der arme Franz ist gewiß sehr müde." —

In der That war es auch so, die Wärme wirkte wohlthätig auf den jungen Mann, welcher seit dem vergangenen Nachmittag die Tour von acht Meilen hintereinander zurückgelegt hatte, um den heutigen Tag, Faschingsdienstag, bei Lottchen zu sein. Ein Vetter war gestorben und hatte eine kleine unbedeutende Erbschaft für ihn und seinen Bruder August hinterlassen. Franz hatte sie persönlich in Empfang nehmen wollen und kehrte jetzt reich wie ein König zurück; denn er trug vierzig Thaler bei sich, eine so große Summe hatte er noch nie aufgezählt gesehen, vielweniger besessen. Ach der Gedanke, so reich zu sein und diese freudige Kunde seinem geliebten Lottchen mitzutheilen, mit ihr zugleich sich zu freuen, trieb ihn, ohne unterwegs auf Ruhe zu denken, die dunkle Nacht hindurch zu marschiren. Er hatte an Alles gedacht, um diese Freude recht groß zu machen. Kaffee war ein Lieblingsgetränk Lottchen's, welches sie des geringen Verdienstes wegen, sich nur sehr selten erzeugen konnte. Also berechnend, daß er sehr früh ankommen und dann noch kein Kaufmannsladen geöffnet sein werde, hatte er ein Loth Kaffee, ein wenig Zucker und ein Paar Semmeln in einem kleinen Städtchen noch vor Anbruch der Nacht gekauft und mit hergebracht.

Der hölzerne Stuhl war wenig geeignet, einem Schlummernden irgend eine Bequemlichkeit zu bieten, er war zu schmal und dieser Umstand war es auch, welcher den jungen Mann bald aus dem kurzen, ihn überraschenden Schlummer riß, indem er beinahe von demselben herabgefallen wäre: die blinde Frau saß ihm schweigend gegenüber, und Lottchen kauerte in der glücklichsten Stimmung vor'm Ofen, um den Kaffee zu bereiten. Durch den heftigen Ruck, welchen Franz empfand, erwachte er. „Sapperment, bald hätte ich unten gelegen. Schade, daß Euere Stühle keine Armlehnen haben, man kann ohne viel Umstände einen Rutscher machen," sagte er, sich den Schlaf aus den Augen reibend. „Ei, guten Morgen, Mutter Stäblein, hab' ich Euch aufgescheucht aus der Nachtruhe? Nun laßt's Euch nicht gram sein, Ihr verliert nicht viel daran, denn jetzt ist es fünf Uhr und der Tag graut."

„Wenn ich nur einmal noch den Tag grauen sehen könnte?" seufzte die arme Blinde fast unwillkürlich. Uebrigens weißt Du ja, Franz, daß es mit dem Schlafe auch nicht viel bei mir ist, wenn ich d'rin im Kämmerchen liege und höre, wie Lottchen hier außen noch munter ist, wie sie die Nacht dazu anwendet, um für uns Beide Brod zu verdienen und sich ihre jungen Augen verdirbt."

„Ach red' doch nicht davon, Mutter," entgegnete das Mädchen vom Ofen her, „Du denkst immer, ich habe gearbeitet. I, bewahre, frag' nur den Franz, der kann Dir's sagen, geschlafen habe ich, wie eine Prinzessin und da sagst Du immer, ich arbeite — hahaha, ich bin ein faules Ding! Du weißt es gar nicht so."

Die blinde Frau antwortete nichts darauf, sie wußte wohl, daß Lottchen ihr den Gedanken rauben wollte, als strenge sie sich zu sehr an, um die Nothwendigkeiten des

Lebens zu verdienen. Gewiß, wenn die arme blinde Frau an ihr großes Unglück dachte, und sich sagte, wie schrecklich es sei, so in Nacht wandeln zu müssen bis an's Ende ihrer Tage, stets der Hilfe bedürftig, nicht im Stande, durch ihrer Hände Arbeit sich zu ernähren wie Andere, die, wenn auch arm, doch so viel, als in ihren Kräften steht, thun können, um einen kleinen Verdienst zu erwerben; dann warf sie wol manchmal die Frage an das Schicksal auf: „Warum mir diese schwere Prüfung? Ist denn die Armuth nicht allein schon eine so schwere, daß man sie kaum ertragen kann?" — Jeder Arme, Betrübte wirft bei sich diese Frage auf, sie ist das Kind des Leides — verdammt den Armen, Gedrückten nicht, wenn er scheinbar ungerecht mit der ewigen Vorsehung grollt, der Schmerz ist so rein menschlich und sein Ausdruck wird in trauriger Stunde nicht abgewogen.

Die blinde Mutter fand bald wieder einen Trost im Leiden; der Gedanke, daß ihr der Himmel ein Kind gegeben, das all' das Schwere auf sich nahm und ängstlich jeden Kummer verbarg vor ihr, um sie nicht zu betrüben, welches sich heiter stellte, weil diese die beste Trägerin des Kummers ist, war gewiß ein erhebender Gedanke für die Blinde und sie gestand sich, daß der Spruch auf der rothen Glastafel eine große Wahrheit sei. Bis jetzt hatte Gott geholfen. — Der Kaffee war fertig, Lottchen brachte ihn auf den Tisch.

„Ja so," sagte Franz, „Bruder August muß ja mittrinken — weißt Du nicht, ob er schon zu Hause ist, Lottchen? Heute war ja freie Nacht im goldenen Hirschen." — „Wahrhaftig, ich weiß es nicht; ich sage es ja, ich bin ein schrecklich faules Ding; ich habe geschlafen während andere Leute arbeiten und Geld verdienen. Wir müssen nachsehen, ob der August zu Hause ist, es hilft nichts."

Indem sie diesen Entschluß ausführen wollten, hörten sie die vierte Treppe langsame Schritte heraufkommen.

„Das ist August," sagte Franz. In der That, der Geiger war's, der mühsam heraufkeuchte und endlich mit einer kleinen Laterne in der Hand, sein Instrument im Futteral auf dem durch einen ziemlichen Höcker verunstalteten Rücken an einer Schnur tragend, die vorn über der ebenfalls höckerigen Brust zusammengebunden war.

August bot den Anblick einer kleinen verwachsenen Gestalt, sein Gesicht war lang mit bleichen abgelebten Zügen, als sei er um dreißig Jahre älter. Jemand der nur schöne Formen zu sehen gewohnt war, würde sich voll Abscheu vor seinem Anblick weggewendet haben. Er glich einem Cyklopen, dessen Häßlichkeit einen abschreckenden Eindruck macht. Die Anstrengungen, welche des Brodverdienstes wegen dieser Bedauerungswürdige auszuhalten gezwungen war — wir meinen das Geigespielen auf den Tanzböden die Nächte hindurch; der heiße Dunst, den er dort einathmen mußte, schien auf seinen ohnehin unglücklichen Körper einen bereits merkbaren Einfluß zu üben, ein hohler keuchender Husten erschütterte oftmals seine Brust; aber trotz dieses Leidens, trotz des Unglücks, welches sich an und in ihm gleichsam verkörpert hatte, hörte Niemand von ihm eine Klage, er war überhaupt still, selten zum Sprechen aufgelegt, vielleicht lag diese Abneigung in seinem Temperamente oder auch in dem Bestreben, seine schwache Brust zu schonen; denn sein Sprachorgan verrieth große Anstrengung, als machte es ihm Mühe, eine Zeitlang bei irgend einer Unterhaltung mitzusprechen, vielleicht auch vermied er es absichtlich, denn sein musikalisch-gebildetes Gehör sagte ihm, daß seine Stimme hohl, unangenehm klingend sei, und daher für Anderer Ohren von üblem Eindruck sein müsse. Indem jetzt dieser Verkrüppelte die Windung der Treppe erreicht hatte, erblickte er vor sich in der halb geöffneten Thüre, wo die Stäblein's wohnten, Lottchen mit dem brennenden Wachsstock in der Hand stehen. Seine müden Schritte wurden rascher, als hätte er plötzlich die größte Eile — über sein langes, bleiches und die größte Abspannung verathendes Gesicht schien ein Strahl wie Freude zu schweben, er drückte mühsam den keuchenden Athem in die Brust zurück.

„Eben wollten wir sehen, ob Du schon zu Hause wärst, August?" sagte Franz hinter Lottchen vortretend. Die plötzlich aufgetauchte Heiterkeit verschwand aus dem abgelebten Gesicht des Armen, es verfiel momentan in die vorige Abspannung zurück.

„Ich komme jetzt erst," antwortete er, „ach diese Treppen!"

Lottchen trat rasch näher und bot ihm die Hand, um ihm die letzten Paar Stufen zu erleichtern. Es schien, als sei der Unglückliche zweifelhaft, ob er diesen Liebesdienst annehmen solle; es war als wenn ihn in diesem Augenblicke eine größere Ermattung, ein dumpfer Schmerz überkäme, jedoch nur für einen Moment, dann faßte er schnell nach der weichen Hand des Mädchens.

„Ich danke Dir!" sagte er tief Athem holend, als er sich oben befand. „Komm," sagte August, ihm die Geige im Futteral abnehmend, „heute wollen wir Fasching machen, 's kommt so selten an uns, einmal fidel sein zu können."

„Ach ja! nie!" antwortete August.

„Aber heute wollen wir es sein," fuhr der Erstere sehr heiter fort, „riechst Du nichts? wir werden einen delikaten Kaffee trinken und hier —" er schlug an seine Tasche — „bringe ich Moses und die Propheten mit. Thu' den Mantel ab, August — Mutter Stäblein ist auch schon munter, sieh' nur — wenn wir den Kaffee getrunken haben, legen wir Beide uns nieder, ich bin müde wie ein Hund."

„Ich auch!" fügte der unglückliche Musikus bei.

„Jetzt müssen wir aber noch einen Stuhl holen," bemerkte Franz.

„Das werde ich thun," sagte Lottchen, „ich nehme gleich August's Mantel und Instrument mit, gib mir nur den Schlüssel."

„Ei so laß mich doch," entgegnete der Vorige.

„Nein, Ihr seid Beide müde, Du und der August."

Während dieser sehr kurzen Wechselreden schien der Verkrüppelte ein wohlthuendes Gefühl zu empfinden, Lottchen drückte seinen Mantel fest an ihr Herz, denn Franz wollte ihr ihn abnehmen. Als der Stuhl an den Tisch gestellt und ein Schemmel aus dem Kämmerchen geholt worden war, setzten sie sich zum Kaffee.

Lottchen hatte sich den Schemmel genommen und saß zwischen den beiden Brüdern. Für vier Personen war der Kaffee allerdings etwas zu lang, indeß der Arme wird schon durch den Gedanken befriedigt, daß es ein und derselbe Genuß ist, den die Reichen sich täglich verschaffen können und bei diesen Armen war jedenfalls die Freude, sich so

glücklich bei einander ſitzen zu ſehen, millionenmal mehr werth, als der ſtärkſte aromatiſche Mokkatrank.

„Sieh', Mütterchen, wie Alles zum Glück iſt," ſcherzte Lottchen; hätte ich geſtern nicht für vier Pfennige Milch mehr genommen, weil die Milchfrau gern fort wollte, ſäßen wir jetzt in Verlegenheit. Wo ſollte ich denn Milch herbekommen? Wir müßten jetzt ja wahrhaftig den Kaffee ſchwarz trinken."

Dieſer Gedanke durch Zufall zu dieſem feſtlichen Frühſtück mitbeigetragen zu haben, ſchien Lottchen ſehr vergnügt zu machen. Franz legte die große Erbſchaft auf den Tiſch. „Vierzig Thaler, wunderſchöne harte Thaler!" ſagte er lachend. „Zwanzig ſind Dein, Auguſt, zwanzig mein — ſo, jedem das Seine. Mutter Stäblein, heute ſpendire ich einen harten Thaler daran, daß wir einmal wiſſen, wie es iſt, wenn man über die Schnur haut. Heute, Mutter Stäblein, das heißt, wenn Ihr nichts dagegen habt, führe ich Lottchen zum Tanze — wollen uns 'n mal ausſchwenken und koſten thut mir die Muſik keinen Heller. Wir gehen in grünen Baum, Auguſt ſpielt dort mit, da fordert mir Niemand einen Pfennig ab. Alſo, Mutter Stäblein — wie ſteht's?"

„Ich habe nichts dagegen," ſagte die Blinde, „'s iſt dem Kinde wol zu gönnen, daß es einmal eine Freude hat. Du, lieber Gott, ich kann dem Mädchen keine machen."

„Alſo heute zu Tanze," ſcherzte Franz ſehr vergnügt, „wir werfen uns in's beſte Zeug — o wir werden ein köſtliches Paar ſein und Bruder Auguſt ſoll Euch, Mutter, Morgen erzählen, wie luſtig wir geweſen ſind."

Lottchen war außer ſich vor Freude, ſie küßte die Blinde aus Dankbarkeit für dieſe Erlaubniß, mit Franz gehen zu dürfen und rief in kindlicher Naivität: „Ach, wenn Du ſehen könnteſt, Mütterchen, wie ich mich heute ſchön machen will, mein Kattunkleid mit den blauen Blümchen auf weißem Boden, wird angezogen und die ſchöne weiße Roſe, die ich von der Mamſell Felnert, unſerer Directrice, geſchenkt bekommen habe, in's Haar geſteckt, — ach, Mütterchen, das wird zu ſchön für mich ſein!" Lottchen klatſchte in die Hände, ſie hüpfte in dem Stübchen herum, welches, ſo lange als dieſe Familie es bewohnte, nie ſo einen Ausbruch von Freude, von Jubel geſehen hatte.

Die Blinde lachte, ihr Ohr vertrat jetzt die Stelle des Auges, deſſen Licht für immer erloſchen war. Sie freute ſich über die Freude ihres Kindes und Franz jubelte mit, er war ja der Schöpfer dieſes Glücks, welches Lottchen ſo außer ſich brachte.

„Heute hätte ich wirklich nicht gedacht, daß ich ſo heiter, ſo vergnügt werden würde," ſagte die Blinde, „hat mir garſtig geträumt."

„Ach was Träume!" rief Franz, „das iſt ja dummes Zeug. Heute iſt Faſching und da wollen wir gar nicht träumen, ſondern fidel ſein, daß ſich der Herr Gott im Himmel darüber freut."

Auguſt ſaß ſchweigend da, er nahm ſichtbar keinen Antheil an dieſer Luſt. Einen Thaler nach dem andern ließ er aus einer Hand in die andere fallen, als erfreuen ſich ſeine Ohren an dem Silberklange.

Glück.

Wir haben im beendeten erſten Abſchnitt dem Leſer ein Bild der Armuth vorgeführt, deren Träger noch nicht zu der unterſten Klaſſe zu rechnen, indem ihr eigenes ſittliches Gefühl ſie vor dem tiefern Sinken, welches ſo verlockend bei Armen iſt, bewahrte.

Lottchen's Glück ſchien alle Grenzen überſteigen zu wollen. Sie war ſo jung noch und hatte der Freude ſo wenig gehabt, daß ſich eben dieſe faſt übermäßige Sehnſucht nach einem Vergnügen, welches ihr als das höchſte erſchien, wol entſchuldigen ließ. So große Freude iſt in dem Leben eines Armen ein Ereigniß. Faſt wäre es der alten blinden Frau ſchmerzlich auf's Herz gefallen, als ob Lottchen ſich nur meiſtentheils deshalb erfreut hätte, um einmal für die Dauer eines Abends aus ihrer Nähe erlöſt zu werden, indeß dieſer Gedanke, der nur einen Augenblick dauerte, fiel wie böſer Niederſchlag ſchnell zu Boden, ſie kannte ja das Herz des Mädchens hinlänglich. Franz und Auguſt ſchliefen ermüdet von ihren Anſtrengungen, ſie aber, trotz dem ſie faſt den größten Theil der Nacht gearbeitet, blieb ganz munter, die Freude ließ ſie nicht an Schlafen denken. Mehr als je war ſie geſprächig, die Blinde konnte kaum genug antworten auf alle Fragen.

„Ich arbeite heute recht fleißig," ſagte ſie, „dann kann ich bis zum Abend das Kleid für die Frau Kommiſſionsräthin abliefern — nicht wahr, Mütterchen? Es iſt doch ſehr hübſch von der Mamſell Felnert, daß ſie mir den Auftrag gegeben hat, das Kleid ſelber zu überbringen, da gibt's doch vielleicht ein kleines Geſchenk für den Weg. So einer reichen Frau kommt es auf ein Paar Groſchen gewiß nicht an, meinſt Du nicht auch, Mütterchen?"

„Man ſollte doch meinen," ſtimmte die Mutter bei.

„Sieh', Mütterchen, wenn man nur etwas in der Hand hätte, nur ein ganz kleines Kapital, daß man ſich ein Bißchen helfen könnte, nicht immer ſo zwiſchen Leben und Tod ſchweben, wie wir. Denke doch, Mütterchen, das könnte Alles ſo gut mit uns gehen, gar nicht ſo armſelig wie jetzt. Mamſell Felnert verdient ſchönes Geld und was thut ſie eigentlich dafür? Daß ſie zu den Damen geht, und Maß nimmt. Wenn die reiche Frau Commiſſionsräthin wüßte, daß ich das ganze Kleid, fix und fertig, allein gemacht habe, das wäre ſchon eine ſchöne Kundſchaft; aber freilich, davon darf kein Wort fallen — bewahre! Wenn Mamſell Felnert nur das Geringſte davon erführe, wär's gewiß aus mit aller Arbeit, die ich von ihr habe, und deshalb — ich bin ihr auch vielen Dank ſchuldig. Wenn ſie mir nicht Arbeit gegeben hätte, Du lieber Gott, wovon hätten wir denn leben ſollen!"

„Freilich," ſagte die Blinde, „die Mamſell Felnert mag ſein, wie ſie will; aber ſie iſt doch die Urſache, daß wir leben können, Du mein Kind mußt freilich hart daran!"

„Das thut nichts, ich arbeite gern... und muß denn Franz nicht auch hart daran? und der arme Auguſt! Ach, mein Gott, wie blaß ſieht der arme Menſch aus und er iſt ſo gut!" — Jetzt folgte eine Pauſe, die ſpäter von Lottchen ſelbſt wieder unterbrochen wurde. Gewiß der Auguſt iſt ſo herzensgut wie der Franz," ſagte ſie; „aber ich möchte wiſſen, warum er ſo geizig iſt? Franz verthut auch nichts, denn ſein Verdienſt iſt faſt noch geringer, aber er

iſt doch nicht ſparſam wie der Auguſt, und wenn er etwas hat, dann gibt er ihm jedesmal davon. Das iſt gewiß ſeltſam, Mütterchen? Franz erfährt nie recht, was Auguſt verdient und wie wachſam iſt der auf ſeinen Notenkaſten! Als wenn eitel Gold darin wäre — Franz geht demſelben nicht zu nahe, um den Auguſt nicht zu ärgern."

„Ja, jeder Menſch hat ſeine Leidenſchaften," ſprach die Blinde, „und dem Auguſt muß man ſo etwas Appartes auch nachſehen, denn er iſt noch tauſendmal unglücklicher, weil er ein Krüppel iſt. Kranke haben viele Schwächen."

Gegen Mittag hatte Franz ausgeſchlafen und kam herüber. „Auguſt ſchläft noch feſt," ſagte er, „ich weiß nicht, wie lange er noch in ſeinem Notenkaſten herum gekramt hat; ich ſchlief darüber ein. Das iſt das Einzige, was mich von ihm ärgert, er weiß, ich nehme ihm nichts, und doch thut er immer ſo geheimnißvoll mit ſeinen Paar Pfennigen, als wäre ich ein fremder, von dem er einen Diebſtahl befürchten müßte. Wir haben auf's Haar die Paar Groſchen berechnet, welche er zu der Reiſe gegeben hat, wenn er nur geſagt hätte: Du haſt Dich müde gelaufen, Franz, ich werde die Hälfte zu dem Kaffee und zu den Semmeln geben. Gott bewahre, daran denkt er nicht. Das gefällt mir nicht von ihm."

Die Blinde verſuchte den kleinen Aerger des jungen Mannes zu beſchwichtigen, und es gelang ihr auch; denn Franz beſaß ein ſehr leicht verſöhnliches Gemüth und es bedurfte nur der Vorſtellung bei ihm, wie noch weit unglücklicher ſein Bruder ſei wegen dem verkrüppelten Körper, und daß ſolche Unglückliche oft weit mehr Schwächen beſitzen, als andere Leute, um die kleine Erregung des Aergers ſchnell niederzuſchlagen. Eine weſentliche Urſache des ſchnellen Vergeſſens derſelben lag wol hauptſächlich in dem heiteren Blicke Lottchen's. Wie hätte nur ein ärgerlicher Gedanke dieſem freundlichen, das größte Glück ſtrahlenden Auge gegenüber beſtehen können!

Das war rein unmöglich, vorzüglich bei einem jungen Manne, der ſo aufrichtig liebte.

„Wißt Ihr, Mutter Stäblein, wozu ich das Erbſchaftsgeld anwende?"

„Nun?" fragte die Blinde.

„Das wird zurückgelegt und dazu ſo viel geſpart, als nur möglich iſt, um Meiſter werden zu können. Es werden freilich noch ein Paar Jährchen darüber hingehen; aber das thut nichts, 's geht einmal nicht anders. Dann gebt Ihr mir Euer Lottchen zur Frau und wir werden leben, wie der Herr Gott in Frankreich. Alle Hagel, Lottchen wird ſich als Frau Meiſterin Schönberg ſehr gut machen, gar keine Frage. Und arbeiten will ich, was das Zeug hält, von früh bis zum Abend, wir werden viel verdienen, ſchrecklich viel, und uns dann eine große Schmiede kaufen — nicht wahr Lottchen, das werden wir?"

Dieſe Träume des Glücks, welches auf neunzehn Thaler baſirt war, gaben reichlichen Stoff zum Lachen, ſelbſt die blinde Mutter ſtimmte in das herzliche Gelächter der beiden jungen Leute mit ein.

„Du lieber Gott," ſagte ſie zu ſich, „warum ſoll man nicht mitlachen? Wird's erfüllt, dann iſt's gut; wird's nicht, nun haben wir dann doch eine unſchuldige Freude gehabt die uns kein Geld koſtete."

Die Stimmung dieſer armen Leute war alſo ſehr fröhlich, und die dampfenden Kartoffeln, welche Lottchen auf den Tiſch ſetzte, ſchmeckten ganz vortrefflich. Der Faſchingsſchmaus eines reichen Mannes iſt öfterer vielleicht von weniger Fröhlichkeit beglückt, als dieſes einfache Gericht, welches dieſe Armen mit ein wenig Wurſtfett und Salz genoßen. Die Phantaſie iſt ein Geſchenk der ewigen Vorſehung für Reiche und Arme.

Wir werfen jetzt einen Blick in die Wohnung Auguſt's und Franzen's. Das Geräuſch, welches der Letztere durch Aufſtehen und Verlaſſen der Stube gemacht, hatte Auguſt aus dem Schlafe geweckt, er war aber mit feſtgeſchloſſenen Augen und tiefen Athemzügen wie feſt ſchlafend liegen geblieben. Erſt als Franz fort war, ſchlug Auguſt die Augen auf und richtete ſich vom Lager auf, auf dem er eine Zeitlang ſitzen blieb. Seine ſchlaffen, abgelebten und vom Schlafe faſt bleichgelben Züge boten einen faſt unheimlichen Anblick. Dieſer junge Unglückliche ſtarrte die Thüre an, durch die Franz das Stubchen verlaſſen hatte; ſeine welken Lippen kniffen ſich zuſammen und es ſchien, als durchziehe Schmerz oder Zorn ſeine Bruſt; dann legte er das Ohr an die dünne Wand und das heitere Lachen von drüben her drang in dasſelbe. Ein dumpfer, gleichſam in der mißgeſtalteten Bruſt niedergedrückter Ton des Unwillens wurde hörbar. Dann ſtand dieſer Unglückliche auf. Die Kleidung verbarg in Etwas die Mißgeſtaltung ſeines Körpers, jetzt aber, als er dem dürftigen Bette entſtieg, blos im Hemd, konnte ſein Anblick allerdings eine Art Grauen erwecken. Sein unverhältnißmäßig zu ſeiner kleinen verwachſenen Figur großer Kopf tief in den hohen Schultern ſitzend, beleidigte für den erſten Moment ſicher jedes Auge und man war gezwungen, ſich gewaltſam daran zu erinnern, daß der Abſcheu vor dem widerwärtigen Anblick, den man unwillkürlich zeige, dem Aermſten die tiefſte Wunde ſchlagen müſſe. Das ſtruppige Haar hing über die ſchmale gedrückte Stirne herab und verfinſterte das welke lange und vorzeitig gealterte Geſicht um Vieles. Seine Lebensweiſe, die für dieſen traurigen Körperbau gewiß furchtbare Anſtrengung, Nächte durch Geige zu ſpielen und den heißen Dunſt in den kleinen Tanzſälen der niedrigſten Kneipen einzuathmen, ſpannten die geringe Kraft des Körpers noch mehr ab. Nach ſolchen durchwachten Nächten zeigten die Geſichtszüge des verkrüppelten Geigers eine faſt furchtbare Erſchlaffung, als habe er ſchon mehre Tage im Grabe gelegen. Selbſt ſeine Augen, das einzige Schöne an ſeinem Körper, wieſen ſich glanzlos, gleichſam abgeſtumpft, überſättigt. Mancher ſchöne Mann würde ſich glücklich geſchätzt haben, dieſe Augen zu beſitzen. In dieſer verkrüppelten Einfaſſung mußten ſie von ihrem Werth und Schönheit verlieren. Sie waren groß, lichtblau, nur nicht zu dem abgelebten welken Geſicht paſſend. Welch' ein ſanfter, liebevoller Blick, wenn er einige Tage oder Nächte weniger Anſtrengung gehabt hatte — dann war er verſöhnend mit ſeiner abſchreckenden Mißgeſtalt, welche kaum die Größe eines zwölfjährigen Knaben erreichte. Ehe ſich dieſer traurige Geiger ankleidete, trat er vor den in Stücke zerbrochenen Spiegel, welcher rahmenlos an der Wand hing. Er betrachtete ſich darin und ein Lächeln, welches ſchwer zu enträthſeln war, ob es Zorn über ſein Unglück oder Verachtung desſelben ausdrücken ſollte, überflog die erſchlafften Züge. Dann kleidete er ſich an und wuſch ſich. Dieſe

Arbeit dauerte etwas lange, als sie geendet war, zog er aus seiner Manteltasche ein Stück Brod und verschlang es heißhung'rig. Hierauf setzte er sich an den Tisch, vor welchem ein Stuhl auf einem Tritt stand, weil es ihm sonst unmöglich gewesen wäre, zu schreiben. Mit einer fast ängstlichen Hast begann er nun Noten zu kopiren. Bei seinem unglücklichen Körper war es eine unerläßliche Nothwendigkeit, öfterer zu ruhen, indem der hohle erschöpfende Husten sonst die Folge einer langen vorwärts geneigten Brusthaltung gewesen sein würde. In einer dieser Pausen, wo er, so gut es sich thun ließ, an der Stuhllehne ruhte, schien ihn ein schöner Gedanke zu überkommen, und er brach unwillkürlich das Schweigen, welches um ihn herrschte. „Sie bot mir die Hand ... sie hat eine so weiche und warme Hand ... sie hat mich nie gekränkt ... nie über mich gelacht ... immer blickt sie mich so freundlich an ... aber ich glaube nicht, daß sie mich je lieben könnte."

Dieser letzte Gedanke schien den Mißgestalteten außerordentlich zu beschäftigen, sein Gesicht wechselte öfters den Ausdruck andeutend, wie seine Gedanken bald einen ihn erfreuenden oder betrübenden Gang nahmen. Endlich schienen die schlaffen Züge wie von einer Wolke tiefen Schattens überlagert zu sein. „Nein, mich nicht ... mich nicht ... den Franz," murmelte er rasch diese einzelnen Worte herausstoßend .... „sie geht mit ihm zu Tanze, wo ich Musik mache." — Das schien eine große Leidenschaft in dem kleinen Krüppel anzuregen, eine Leidenschaft, die ihn so sehr ergriff, daß er den Stuhl verließ und nach dem Fenster zu lief. Dann stellte er sich wieder vor den Spiegel, und ein bitteres, dumpfes Gelächter drang aus seinem Munde; es schien zugleich der Schlußstein dieser ihn überkommenen leidenschaftlichen Aufregung zu sein. Ohne einen Laut von sich zu geben, ohne in seinem Gesicht nur einen einzigen flüchtigen Ausdruck irgend einer Empfindung zu zeigen, setzte sich dieser Unglückliche wieder auf den erhöhten Stuhl und schrieb weiter. Wie es in ihm still geworden zu sein schien, so war es auch in dem kleinen Raume des Stübchens, selbst das Feuer im Ofen, welches Franz vorhin angeschürt, ehe er den Schlafenden verließ, knisterte nicht mehr fort — Alles war still, nur von d'rüben aus der Stäblein'schen Wohnung drang zuweilen der Schall des lauten und lebhaften Gespräches. Auch darauf hörte August nicht mehr, er arbeitete mit Anstrengung fort, bis, da er vergaß, Pausen zur Erholung zu machen, der erstickende Husten ihn ankam.

Franz kam herüber, auch Lottchen, welche das Kleid, an dem sie diese Nacht bis zur Erschöpfung gearbeitet, nun fertig und in ein Tuch eingeschlagen, auf dem Arme trug.

„Du armer August, das ist ja ein erschrecklicher Husten," sagte sie, „lieber Gott, wenn man nur ein wenig reicher wäre, daß Du Dich nicht so sehr anzustrengen brauchtest; die Armuth ist doch recht schlimm."

Franz klopfte ihm im Rücken. August schien, obwol die Anstrengung des furchtbaren Hustens ihm die Augen voll Wasser getrieben hatte, doch unter diesen Thränen der Angst zu lächeln; er streckte seine Hand nach Lottchen aus, welche sie auch theilnehmend ergriff.

„Das ist gewiß," sagte sie, „wenn ich Franzen's Frau sein werde, und der Himmel uns nur ein wenig Glück und Gedeihen gibt, dann sollst Du bei uns sein für immer und ...."

August entriß ihr heftig die Hand und drückte diese auf seine verkrüppelte Brust, als empfinde er im Moment einen außerordentlichen Schmerz. Diese Handlung erschien weder dem Mädchen, noch Franz als etwas Anderes, als gerade das Bedürfniß, einen heftigen Schmerz zu unterdrücken.

„Schreib' jetzt nicht mehr, das strengt Dich zu sehr an, August," redete Lottchen, „spiel' doch lieber Geige, das thut Dir lange keinen so großen Schaden."

Der Husten ließ nach, ohne eine Pause zu lassen, um von der heftigen Anstrengung sich zu erholen, griff August nach der Geige. Als ob die Saiten zerreißen sollten, so wüthend strich er mit dem Bogen über sie hin, in wilden Tönen brauſ'te eine Phantasie, die wie die Verzweiflung einer verlorenen Seele Mark und Bein durchschütterte durch das Stübchen. Franz und Lottchen waren erschrocken, sie blickten sich erstaunt an, sie wußten nicht, was sie davon halten sollten. Aber diese Wuth, dieses leidenschaftliche Aushauchen seiner Stimmung in den Tönen des Instruments, dieses gewaltsame Aufschreien eines tief verletzten Gemüths hielt nicht lange an, die Kraft dazu schien dem Unglücklichen zu entschwinden, allmälig verlor sich diese Heftigkeit in klagenden Tönen, gleichwie die Wässer eines vom Sturm in den Tiefen aufgerüttelten See's sich nach und nach sänftigen und ihr Rauschen immer schwächer wird, bis es in ein ruhiges gleichmäßiges Wallen der Wogen übergeht.

„Manchmal scheint er wahnsinnig zu werden," bemerkte Franz gegen Lottchen.

„So habe ich schon mehre Male geigen gehört, wenn er ganz allein hier war," entgegnete diese, „ich fürchte mich zuweilen ordentlich vor ihm, und doch thut er mir so leid."

Milde, schmelzende Töne klangen dem Mädchen nach, als es mit der fertigen Arbeit auf dem Arm die Treppe hinabging.

Das Haus der Kommissionsräthin Dallichau war eins der nobelsten bürgerlichen Häuser der großen Stadt, in welcher die Ereignisse dieser Geschichtserzählung vorgingen. Madame Dallichau, durch den vor einem Jahre erfolgten Tod ihres Mannes, zur reichen Witwe geworden, wies sich als eine Lebefrau, die, obwol bereits in den hohen vierziger Jahren stehend, dennoch die Genüsse des Lebens liebte und sich für die lange Zeit der Ehefessel, welche sie an ihren dahin geschiedenen Gatten geknüpft hatte, zu entschädigen trachtete. Ihre Ehe war nicht die zufriedenste gewesen, der Charakter des Verstorbenen stand dem ihrigen zu schroff gegenüber. Er durch und durch Kaufmann, stets rechnend, sein Comptoir mehr liebend, als die Vergnügungen der großen Welt, auf welche die Reichen, den giltigsten Anspruch haben, bildete deshalb einen zu starren Gegensatz für ein lebendiges, gefallsüchtiges Weib, und in dieser Ungleichheit der Meinungen beruhten fast alle die Zwistigkeiten, welche Beider Ehe zum Abbild eines launenhaften Apriltages gemacht hatten. Dies Hinderniß war durch den Tod des Kommissionsrathes gehoben und Madame Dallichau bewies nun, daß sie, jeder Fessel ledig, es sich zum Gesetz gemacht habe, keinem Vergnügen zu entsagen. Sie hatte sehr jung den Kommissionsrath geheiratet, der damals allerdings wohlhabend, aber lange noch nicht reich war und es erst durch glückliche Geldspekulationen wurde, welche zu

machen, er durch ihre Mitgift in den Stand geſetzt worden, und auch erſt dieſen Titel im Laufe der Jahre errang.

Ihre eben nicht zu glückliche Ehe hätte vielleicht längſt ſchon einer Scheidung unterlegen, wenn dieſe Frau nicht eine wahrhaft übertriebene Liebe zu ihrem Sohne Emil, dem einzigen Sprößling ihrer Ehe gehabt hätte. Der Gedanke, ſich dann von dieſem trennen zu müſſen, überwog allen Aerger und alle Unzufriedenheit, welche ſie in ihrem Eheſtand mit Recht oder mit Unrecht haben konnte.

Emil zählte jetzt vierundzwanzig Jahre und war ein bildſchöner, junger Mann, ganz übereinſtimmend mit dem Charakter und den frivolen Grundſätzen ſeiner Mutter. Dieſe Harmonie ſchmeichelte der Letzteren außerordentlich und obwol ſie wußte, daß Emil in ſo manche unangenehme Händel ſich eingelaſſen hatte, welche eben kein glänzendes Zeugniß von ſeinem Charakter gaben, ſo dachte ſie doch nicht im entfernteſten daran, ihn von dieſem frivolen Treiben abzuhalten.

Sie ſchalt ihn lachend einen Don Juan und dies war das Einzige, mit Geld war ja Alles abgemacht worden, warum alſo Vorwürfe noch? Weswegen waren ſie denn reiche Leute? In dies Haus begab ſich Lottchen Stäblein, das arme Schneidermädchen, ſie war noch nie in demſelben geweſen und es ängſtete ſie faſt, daß Alles ſo herrſchaftlich hier ausſah. Die Treppe breit und mit blankem, funkelndem Meſſinggeländer zu beiden Seiten führte aus der gewölbten Halle des Flurs herauf in das erſte Stockwerk. Eine Kammerfrau meldete ſie an.

„Ziemlich ſpät," ſagte die Kommiſſionsräthin aus ihrem Zimmer tretend, „Mademoiſelle Felnert hatte es mir früher verſprochen. Wie ſoll es nun werden, wenn etwas noch zu ändern iſt? es bleibt ja keine Zeit dazu!"

„Ich hoffe, daß es zu Ihrer Zufriedenheit ſein wird, Frau Kommiſſionsrätbin," antwortete Lottchen beſcheiden.

„Sie hofft das?" fragte Madame mit einem brüsken Lächeln, „das iſt ſehr naiv von Ihr."

Ehe Madame mit der Kammerfrau in das Zimmer zurückging, betrachtete ſie Lottchen mit einer gewiſſen Geringſchätzung und dieſe ſchlug beſchämt die Augen nieder.

„Warte Sie hier, ich werde es anprobiren."

Lottchen blieb allein im Vorzimmer, das verächtliche Benehmen der reichen Frau hatte ihr wehe gethan; aber die ungewohnte Umgebung, in der ſie ſich hier befand, heiterte ſie wieder etwas auf. Das Vorzimmer war ſo ſchön eingerichtet, daß dies arme Mädchen gar nicht für möglich hielt, es könne noch ſchöner dekorirte Zimmer geben. Die Die Wände mit großen, in Goldrahmen prangenden Bildern geſchmückt, der Fußboden glänzend braun gebohnt, eine Garnitur ſchöner Seſſel, dunkelroth ſammetene Gardinen mit Broncequaſten und dergleichen Pfeile zum Befeſtigen an den Fenſtern, ein broncener Luſter von der gemalten Decke herabhängend, das Alles überraſchte das arme Mädchen, welches in ſeinem einfachen ſchwarzen Schoßjäckchen und dem wohlfeilen gegitterten Kattunrock ſich ordentlich beſchämt fühlte in der reichen glänzenden Umgebung. Freilich war ihre dürftige, obgleich ſaubere Kleidung ein bedeutender Abſtand gegen den Reichthum hier; aber Lottchen war viel zu ängſtlich, um ſich von dem Platze an der Thür, den ſie eingenommen hatte, hinwegzurühren und ſich in einen der großen Spiegel an den Wänden zu beſehen, ſonſt würde ſie wenigſtens in etwas das niederdrückende Gefühl und Bewußtſein, wie tief der Arme unter dem Reichen ſtehe, haben fahren laſſen, ſie hätte dann erkannt, daß ihr hübſches, mit dem goldblonden Haar umrahmtes Geſicht ein höherer Reichthum ſei, als die todten, wenn auch ſchönen Bilder an dieſen Wänden; daß ein ſo reines freundliches Antlitz den Stempel göttlicher Handſchrift in ſich trage und dies Bewußtſein wäre für ſie ohne ihre Eitelkeit etwa zu erregen, gewiß eine Erhebung geworden. Aber die Armuth macht demüthig, duldend, unterwürfig und Lottchen's Gemüth beſaß überhaupt einen Grundzug von leidendem Weſen. Indem ſie den Blick auf die Bilder gerichtet hatte, öffnete ſich die Thüre und ein junger hochgewachſener Mann trat ein. Sein Geſicht war ſehr hübſch, das kleine ſchwarze Schnurrbärtchen, welches ſeine Oberlippe beſchattete, ſchien ihm den Ausdruck der Kühnheit zu geben. Seine Kleidung äußerſt fein, ließ einen vornehmen jungen Mann errathen. Es war Emil, der Sohn der Kommiſſionsräthin. Er ſchien überraſcht, ein ſo hübſches Mädchen in dem Vorzimmer ſeiner Mutter zu finden und nahte ſich ohne Umſtände dem gleichfalls überraſchten Lottchen.

„Diable m'emporte! Ein allerliebſtes Geſicht, auf Ehre! ſehr hübſch, ſehr hübſch! Wer biſt Du, Kind?"

Dieſer vertrauliche Ton und die Manier des jungen Mannes machte Lottchen, welche an ſo etwas durchaus nicht gewöhnt war, beſtürzt und ſie ſchlug die Augen nieder.

„Nun, Du ſchweigſt?" fuhr Jener fort, „iſt das ein ſo großes Geheimniß?"

„Ach nein," antwortete Lottchen, „ich bin das Schneidermädchen, welches der Frau Kommiſſionsräthin ein Kleid gebracht hat."

„Ach ſo! aber auf Ehre, ein allerliebſtes Kind! Hat Dir das noch Niemand geſagt?"

„Nein!" antwortete Lottchen ſehr verlegen, obwol ſie nicht unempfänglich für dies ohne irgend eine Aufforderung ertheilte Lob war.

„Niemand!" rief der junge Mann erſtaunt, „dann bin ich alſo der Erſte. Haſt Du keinen Spiegel?"

„O ja, einen ſehr kleinen, noch von Vatern her."

Der junge Mann hob mit der Hand ihr niedergeſenktes Kinn etwas in die Höhe. Sieh' mich doch an, Du kleine Fee von der Nadel! Erſcheine ich Dir denn ſo häßlich?"

„Nein, das nicht, aber es iſt nicht ſchickſam, ich kenne den Herrn nicht."

„Ach, das iſt ſehr gut!" lachte der junge Mann, „Du glaubſt alſo, man muß allemal die Leute kennen, welche mit uns reden. Das iſt Aberglaube, Kind! Man muß jedem Menſchen in die Augen ſehen, ſonſt iſt man von ſchlechter Lebensart — und ein ſo hübſches Mädchen wie Du..."

Dieſe neue Lobſpende wurde unterbrochen durch die aus dem Zimmer der Kommiſſionsräthin heraustretende Kammerfrau, welche Lottchen zu derſelben rief. Der junge Mann folgte ihr.

„Ich bin ſehr unzufrieden mit Mademoiſelle Felnert," eiferte die Kommiſſionsräthin vor einem großen von der Decke bis auf den Fußboden herabreichenden Spiegel ſtehend — was iſt das für eine Pfuſcherarbeit? wie liederlich ſitzen die Falten! und wie erbärmlich fällt das Kleid? Es iſt eine Schande, daß Mademoiſelle Felnert mir ſo etwas zu ſchicken wagt, — pfui! wahrſcheinlich hat ſie geglaubt,

es sei gut genug für mich und hat es einer Anfängerin im Nähen unter die Hände gegeben — sie soll keine Arbeit mehr von mir erhalten, gewiß nicht, — das Kleid nehme Sie wieder mit, ich kann es nicht brauchen."

Ueber Lottchen's Wangen liefen bittere Thränen, solch' eine Behandlung war ein zu großer Wechsel gegen die Freundlichkeit des jungen Mannes. Und gewiß, Alles, was diese reiche Frau zu tadeln fand, war nichts als Unwahrheit, das Kleid konnte nicht besser sitzen und Lottchen war überzeugt, daß sie es auch mit allem Fleiße gearbeitet hatte, noch Niemand hatte ihre Arbeit getadelt. Wenn sie jetzt das Kleid wieder mitnehmen mußte, dann war vorauszusehen, daß Mademoiselle Felnert ihr vielleicht in's Künftige keine Beschäftigung mehr gab und dieser Gedanke war so tief eingreifend in das kümmerliche Dasein des armen Mädchens, daß demselben nichts übrig blieb, als ihrer Hände-Arbeit so gut als möglich gegen den bitteren Tadel der Kommissionsräthin zu vertheidigen.

„Es ist keine Pfuscherarbeit," sagte sie mit zitternder Stimme, „die Frau Kommissionsräthin ist vielleicht in übler Laune. Lieber Gott, da kann ich ja nicht dafür und das Kleid gewiß auch nicht, denn es ist mit Fleiß und gut gearbeitet. Wenn ich so schlecht arbeitete, würde Mamsell Felnert mir kein Stück anvertrauen und sie beschäftigt mich immer. Gewiß, beste Frau Kommissionsräthin, das Kleid kann gar nicht besser sitzen, es ist nicht möglich — fragen Sie Jeden und Sie werden das Nämliche hören."

„Ich glaube gar, Sie unterstehen sich, mir zu widersprechen?" rief die reiche Witwe aufgebracht.

„Ach, Gott, ich muß ja!" rief Lottchen angstvoll, „wenn ich das Kleid wieder mitnehmen muß, ohne Sie zu überzeugen, daß es gut gearbeitet ist, verliere ich ja mein Bischen Verdienst, Mamsell Felnert wird mir dann kein Stück Arbeit mehr geben und wie soll ich dann mich und meine blinde Mutter ernähren!" Ein Thränenstrom folgte diesen Worten.

„Es ist gut gearbeitet, Mama, Sie befinden sich im Irrthum oder haben vielleicht einen Anfall von Migraine," redete jetzt der junge Mann, den die Kommissionsräthin bis jetzt nicht bemerkt hatte und der nun ihr näher trat.

„Wie? Emil? — Willst Du Dich zum Ritter dieser Schneidermamsell aufwerfen?" fragte sie halb scherzend, halb ärgerlich, sich so bündig widerlegt zu sehen.

„Auch das Mama. Sie wissen, ich kann Niemand weinen sehen," war die Antwort, „und sehen Sie sich nur recht im Spiegel, das Kleid sitzt auf Ehre wunderschön. Sie haben eine Taille wie die jüngste Dame zum Abspannen. Pompös, auf Ehre, Mama! Sie sind reizend in diesem Violet, Sie wissen, ich verstehe mich auf diesen Artikel."

Die üble Laune der Kommissionsräthin schien vor diesem Lobe des eigenen Sohnes zu verschwinden, ihre Eitelkeit war angeregt, sie ließ einen Seitenblick in den großen Spiegel fallen. „Sollte ich mich so sehr getäuscht haben?" sagte sie.

„Der Spiegel ist Schuld, sehen Sie nur hier, Frau Kolbe hat sich heute sehr wenig Zeit genommen, ihn gehörig abzuwischen, manche Stellen sind fast ganz blind — diese Nachlässigkeit ist unverzeihlich," redete Emil, der wie es schien, seiner Mama einen, obgleich nicht vorhandenen Grund verschaffen wollte, hinter welchen sie ihre Ungerechtigkeit gegen das junge Mädchen verbergen konnte, ohne sich eine Blöße zu geben. Die Kommissionsräthin ging schnell darauf ein.

„Es ist wahr, es ist wahr," sagte sie mit verstellter Heftigkeit, „ich bin sehr unzufrieden mit Ihr, Christiane, ich liebe das nicht, daß man die Arbeit nur halb thut und darüber hinrutschelt — das liebe ich nicht, Sie weiß das."

„Aber, beste Frau Kommissionsräthin," hob die alte Kammerfrau an, „der Spiegel..."

„Widerspreche Sie nicht, Frau Kolbe," unterbrach Emil die sich vertheidigen wollende Kammerfrau, „Widerspruch liebt die Mama noch weniger, es ist eine Beleidigung, wenn sich dienende Personen bei jeder Gelegenheit gegen die Herrschaft zu vertheidigen suchen, vorzüglich wenn sie im Unrecht sind, wie Sie es jetzt gerade ist."

Christiane schien durchaus nicht Willens zu sein, zu schweigen, indeß der junge Mann machte ihr ein Zeichen, und so unangenehm es ihr auch sein mochte, sich und ihre Reputation von dem Boden des Rechtes, in Gegenwart dieses armen Schneidermädchens, dessen Vertheidigung der junge Mann so eben geführt, verdrängt zu sehen, so schwieg sie doch. Und Lottchen dankte Gott in ihrem Herzen, daß Alles eine so glückliche Wendung genommen hatte; sie sah recht gut ein, daß ohne des jungen Herrn Beistand sie dies Haus wol sehr traurig verlassen haben würde; sie warf ihm einen dankbaren Blick zu. Jetzt erschien er ihr noch schöner. Er sprach mit der Kommissionsräthin französisch. Diese ging dann an ihren Schreibsekretär, öffnete diesen und nahm aus einem Schubfach ein Geldstück heraus.

„Hier," sagte sie, „für Ihre Bemühung eine Kleinigkeit." — Es war ein Thalerstück.

Lottchen war über dies Geschenk außer sich vor Freude, sie wollte ihr die Hand küssen.

„Wie heißt Sie denn?" fragte die Komissionsräthin.

„Lottchen Stäblein."

„Ihre Mutter ist blind, sagt Sie?"

„Ach, das ist ein großes Unglück, gute Frau Kommissionsräthin," redete Lottchen, „sie kann gar nichts verdienen und wenn ich nur mehr verdienen könnte; aber lieber Gott, das langt kaum zum lieben Leben."

„Emil sprach wieder französisch mit seiner Mutter und darauf wendete sich diese zu Lottchen zurück.

„Nun," sagte sie, „Sie kann auf einige Zeit bei mir beschäftigt werden, ich glaube es wird einen besseren Verdienst abwerfen, als wenn Sie für die Felnert arbeitet, die Ihr gewiß wenig gibt."

„Blutwenig, beste Frau Kommissionsräthin, und wenn ich nicht die Nächte durch arbeitete, wäre es ja gar nicht möglich, zu bestehen."

„Das glaube ich. Also vom künftigen Montag an kann Sie in meinem Hause arbeiten, Sie wird mit der Bezahlung zufrieden sein und ich werde Sie auch weiter empfehlen, daß Sie en vogue kommt."

Obwol Lottchen diesen französischen Ausdruck nicht verstand, so begriff sie doch, daß damit eine bessere Carriere gemeint sein müsse.

Mit welch' fröhlichem Herzen verließ sie jetzt das Haus! Vor ihr schien sich ein ganz neues Leben aufzuthun. Sie war sehr glücklich und fühlte, daß in solchen Stunden des Glückes der Arme wirklich zu arm ist, um einen rechten,

sein Glück ganz umfassenden Ausdruck zu finden. Sie hätte lachen und weinen mögen vor Freude, und konnte doch nur eins von Beiden und die Vernunft sagte ihr, daß sie das Eine wie das Andere unterlassen müsse, denn sie befand sich auf offener Straße — was hatten denn die Menschen von ihr denken sollen? Entweder sie für verrückt halten, daß sie vor sich hin lachte oder sie als eine trostlose Unglückliche betrachten, wenn sie weinte. Wer konnte denn wissen, daß das Freudenerguß bei ihr war! Sie flog die Straße entlang, den Thaler in der Hand. Wie reich mußte die Frau sein, welche ihr so ein Geschenk machen konnte, für die viele Arbeit an dem Kleide bekam sie ja von Mamsell Felnert kaum die Hälfte mehr. Solch' einen glücklichen Tag hatte das arme Mädchen noch nicht erlebt, und wie in ihrem Kopfe die Gedanken durch einander wogten, daß sie keinen einzigen festhalten konnte, denn das Glück berauschte sie, da trat auch die Erinnerung an den schönen jungen Mann, der doch, das fühlte sie, der Urheber ihres Glückes war, vor sie hin und diese Erinnerung war ihr sehr angenehm, ja sie schmeichelte der bis jetzt in ihrem Herzen schlummernden Eitelkeit. Gewiß so ein reicher, junger und schöner Mann, hatte es gar nicht nöthig, nur einen Blick auf sie zu werfen — wie viel reiche Damen würden sich glücklich geschätzt haben, wenn er ihnen so schöne Schmeicheleien gesagt hätte! Und vertheidigt hatte er Lottchen, vertheidigt. Das konnte sie ihm nie vergessen. Wie gut und wie edel mußte er sein, daß er sich ihrer, eines armen, unbedeutenden Mädchens annahm! der Gedanke an ihn war nur ein freudiger. Sie blieb am Ende der Straße stehen und — schaute noch einmal nach dem schönen großen Hause zurück, dann eilte sie wie auf den Flügeln des Windes getragen, nach ihrer armen Wohnung in der Vorstadt, in einem der einsamsten, traurigsten Gäßchen derselben. Ihre Hand hielt krampfhaft den Thaler umschlossen. Athemlos stürzte sie in das Stübchen herein. Ihre blinde Mutter und Franz waren da.

„Herrgott, was ist denn, Kind?" fragte die alte blinde Frau erschrocken.

Und Franz rief: „Verfolgt Dich denn Jemand, Lottchen?" Er rannte nach der Thüre.

„Nein ... nein ... aber das Glück ... das große Glück für mich ... und hier der Thaler ... fühle nur, Mütterchen, der ganze Thaler, der ist mein .... ganz mein!" stammelte Lottchen athemlos und ganz verwirrt vor Freude und Hast, jetzt sich mittheilen, Alles erzählen zu können. Es dauerte lange, ehe sie sich so weit gefaßt hatte, daß sie folgerecht hintereinander erzählen konnte. Sie verschwieg nichts, sie bemerkte in ihrem Entzücken gar nicht, daß Franzen's Miene sich etwas verdüsterte, als sie mit so vieler Freude, mit so viel Dankbarkeit von dem schönen jungen Mann sprach. Und die blinde Mutter konnte es auch nicht bemerken. Der Glücksrausch ist ansteckend, auch die alte Frau fühlte sich davon ergriffen. Ihre Hand langte nach der rothen Glastafel mit dem frommen Trostesspruche, sie betastete das Glas.

„Ja, mein Kind," sagte sie mit gläubigem Vertrauen, „Gott hat geholfen, Gott hilft noch, Gott wird weiter helfen!"

Im grünen Baum.

Im grünen Baum drehte sich eine Unzahl junger Leute beiderlei Geschlechtes im Schimmer einiger mit Oellämpchen erleuchteten Kronleuchter, aus deren façettirten Glöckchen und Zapfen die Lichtstrahlen in allen Regenbogenfarben spielten. Die Faschingsfreude tollte sogar in Masken herum, was auf diesen Tanzsälen eigentlich polizeilich verboten war; indeß wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter, und wer hätte sollen ein Verräther des fröhlichen Treibens sein, das mit dem nächsten Morgen schon wieder vergessen, der Vergangenheit angehörte, wie Alles, was hinter uns liegt. Und von dem bunt dekorirten Orchester herab quoll ein Strom rauschender Musik, begleitet von schmetternden Trompeten und der großen Trommel. Hinter einem der Notenpulte lugte zuweilen ein unförmlich großer Kopf hervor mit bleichem, abgelebten Antlitz. Das viele Lampenlicht, das von den Kronleuchtern, welche in Höhe des Orchesterbaues hingen, herüber auf diesen fiel, und die einzelnen Lampen bei den Pulten eigentlich unnütz machte, beschien allerdings auch den Besitzer des großen Kopfes, es war der kleine mißgestaltete Geiger August Schönberg.

Sein unförmlicher Kopf mit den schlaffen, welken Zügen des langen Gesichts und den großen weitaufgerissenen Augen, wenn er hinter dem Pulte hervor und herunter auf das Gewühl der Tanzenden blickte, glich dem Haupt der Medusa mit furchtbar rollendem Blick. Ja seine Augen schienen sich in das unter ihm wogende Getümmel hinein zu bohren, wie Dolche, die auf eine Brust gerichtet sind. Diese kleine verkrüppelte Gestalt hatte viel Aehnlichkeit von einem bösen Dämone, der einer Seele auflauert, um sie zu verlocken. Wie nur sein Instrument einen Takt Pause hatte, fuhr sein Kopf hinter dem Pulte hervor.

„Ha jetzt, — jetzt!" Ein Mädchen in einem Kattunkleide, blaue Blümchen auf weißem Grunde, eine weiße Rose in goldblondem Haar, umschlungen von einem jungen kräftigen Mann, drehte sich unten im Saale im Walzer. Der Geiger blieb starr für einen Moment, als wollte er das Bild der Tanzenden für immer in sein Gedächtniß einprägen, dann sank er zurück an die Lehne seines Platzes, er vergaß zu spielen, die Geige entsank seiner Hand.

„Was machen Sie denn? Passen Sie doch auf!" rief der Vorspieler, „ist Ihnen unwohl? Haben gewiß wieder nichts gegessen. Sie Hungerleider."

Diese Ermahnung rief die Besinnung bei dem Unglücklichen zurück, mit einer wüthenden Hast setzte er mitten in den schon halbversäumten Takt ein, als müßten Bogen und Saiten zerspringen und der Strauß'sche Walzer erlitt keine weitere Unterbrechung bis zu Ende.

„Wie er doch glücklich ist!" sagte er dann grollend vor sich hin — „und ich!" Die bleichen Lippen, welche er durch einen Schluck Wasser zuweilen netzte (denn der Dunst der Lichter und der Staub, die Hitze, welche von den Tänzern unten im Saale erregt, auf der hochgebauten Orchester-Galerie förmlich lastete, drückten in dieser Höhe gewaltig auf die Athemwerkzeuge), waren sehr zusammengekniffen.

„Was war Ihnen denn auf einmal?" fragte der Vorspieler, der unweit von ihm saß.

„Schwindlich!"

„Das ist Ihr ewiges Wassersaufen, Sie sind ja knickrig

wie der Teufel, wenn er eine verlorene Seele hergeben ſoll," war die Entgegnung; „ſolch' ein jammervolles Menſchenkind, wie Sie, muß eſſen und trinken, daß der unglückliche Cadaver zuſammenhält. Na, ſetzen Sie mich wenigſtens zu Ihrem Univerſalerben ein, Sie Harpax, ich ſchwöre Ihnen zu, es ſoll Alles richtig den Weg alles Fleiſches wandeln."

Obwol dieſe Reden nur geeignet waren, den verkrüppelten Geiger in Zorn zu bringen, da in ihnen Spott und Verhöhnung lag, ſo ſchien der Unglückliche doch durchaus keine Aufmerkſamkeit auf ſie zu geben, wie in ſich ſelber zuſammengeſunken, ſtarrte er gerade aus auf die Lichterzirkel des nächſten Kronleuchters, welcher faſt in gleicher Höhe mit dem Orcheſter hing. Weder Franz noch Lottchen hatten eine Ahnung von der Gemüthsbewegung Auguſt's. Der Tanz war für die Letztere ein zu ſeltenes Vergnügen — ach, ſie war heute ſo königlich froh, dieſer glückliche Tag war wirklich ein Feſttag in ihrem ſo auf ſich ſelber beſchränkten Leben. Stirn und Wangen glühten ihr vom Tanze, ſie war deſſen ſo ungewohnt und ſchon die Freude, ſich in einem ſo rauſchenden Vergnügen mitten inne zu ſehen, in ſolch' einem Meere von Lichtglanz ſich zu befinden, — ſie, die nur ihr trauriges Lampenflämmchen kannte, das goß ſcheinbar eine neue Lebenskraft durch ihre Adern.

Im Anfange that es ihr weh', daß ſie in ihrem einfachen Kattunkleidchen von den übrigen Tänzerinen, die ſich, um ſprichwörtlich zu reden, aufgedonnert hatten, nicht wenig abſtach, indeß ohne die Urſache zu ahnen, warum? ſagte ihr richtiges Gefühl, daß ſie trotzdem im Vortheil ſei. Ihre anſpruchsloſe Anmuth, die unverkünſtelte Jugend waren der Grund, der ihr hier den Vorzug gab. Sie hatte die Freude nicht ſitzen zu bleiben, kein Tanz ging vorüber, wo ſie nicht aufgezogen wurde.

Es war ſchon zehn Uhr vorüber, als ein ganzer Trupp Masken in den Saal drang und unter dem Rufe: „Heute Maskenfreiheit!" ſich unter den Tänzerinen die Schönſten ausſuchte und zum Tanze führte. Niemand wehrte ihrem Beginnen, man fand den Scherz allerliebſt, ſich gleichſam ſo geheimnißvoll überraſcht zu ſehen. Man ahnte, daß der Wirth dies kleine Intermezzo angeordnet habe, um eine Abwechslung zu bezwecken oder auch beim Demaskiren einen überraſchenden Scherz. Franz hatte für einen Moment den Saal verlaſſen und war hierauf auf die Orcheſterbühne zu ſeinem Bruder geſtiegen; unter dieſer Zeit waren die Masken in den Saal gekommen. Von dieſer Höhe herab geſehen, machte ſich das bunte Treiben im Saale wunderlich; aber es war glänzend, beſonders, da die Masken außerordentlich nobel gekleidet waren und in leuchtenden bunten Farben, in reich mit Gold geſtickten Gewändern Schmetterlingen glichen, die ihre volle Lebensthätigkeit nur im glänzendſten Sonnenlichte entfalteten. An der Seite eines in reizende polniſche Nationaltracht maskirten ſchlanken Mannes ſchwebte auch Lottchen dahin. Franz ſah ſie. Es ſchien ihm, als wenn der Tänzer ſich zuweilen zu ihrem Ohre neige und ihr zuflüſtere — das machte ihm heiß, er wußte nicht eigentlich warum? Aber es war ein unangenehmes Gefühl, das er nicht unterdrücken konnte. Er ſtand hinter ſeinem Bruder.

„Auguſt," ſagte er zu ihm, „kannſt vielleicht hinunterſehen?"

„Warum?"

Faſt hätte die Scham Franzen's Mund verſchloſſen; aber das unangenehme Gefühl, welches ihm ganz fremd war, wirkte zu heftig.

„Mir ſcheint, der, welcher mit Lottchen tanzt, flüſtert ihr immer zu," ſagte er ... „ſieh' nur, jetzt wieder, ſiehſt Du's, Auguſt?"

Eine ganz eigenthümliche Lebhaftigkeit überkam den verkrüppelten Geiger; ſeine großen Augen wendeten ſich hinunter.

„Ja," antwortete er, „er flüſtert ihr zu ... ich ſeh's, 's iſt ein hübſch' Mädchen, gefallt Allen."

Franz ſah die Miene des Mißgeſtalteten nicht, es lag eine dämoniſche Freude darin, eine Bosheit, die einen auffallenden Ausdruck in ſeine tiefen abgelebten Züge hervorrief. Und mit erneuter Kraft, als wenn er plötzlich geſtärkt fühle, führte der verkrüppelte Geiger den Bogen, als ſollte er zerſpringen unter dem wilden leidenſchaftlichen Striche.

„Sind Sie verrückt geworden, Schönberg?" rief ihm der erſte Violiniſt zu, „Sie bringen ja Alle aus dem Takte — Donnerwetter, paſſen Sie doch auf!"

Der wilde Sturm bei dem kleinen krüppelhaften Geiger mäßigte ſich und Ruhe und Beſinnung kam wieder in die Führung des Bogens, obwol immer noch eine dämoniſche Freude über ſein welkes Geſicht gleich fahlem Mondſchimmer lag. Zuweilen drehte er den unförmlichen Kopf nach Franz zu, der ganz bewegungslos ſeitwärts vor ihm ſtand und hinunterſchaute in das glänzende lebhafte Durcheinander, wo nur zwei Geſtalten ſeine Aufmerkſamkeit feſſelten, die ſeines Lottchen's und des ſchlanken Tänzers in der glänzenden polniſchen Nationaltracht. Jetzt ſah er es ganz deutlich, der Letztere flüſterte Lottchen während dem Tanze zuweilen in's Ohr und — ha, er konnte den Eindruck nicht bemerken, welchen dies auf das Mädchen machte, die ſchnellen Bewegungen verhüllten jeden Ausdruck ihres Geſichts, kaum die Züge desſelben waren flüchtig zu unterſcheiden. Franz ſtand auf Kohlen, es glühte in ihm wie verzehrendes Feuer, er wußte dem Gefühle, das ihm ſo unwiderſtehlich faßte, keinen Namen zu geben; aber es war ein Krampf, der ſein Innerſtes zuſammenkrallte. Die Melodie des Tanzes brauſ'te in gewaltigen Tönen um ihn her, er hörte nichts, er ſtand immer noch auf demſelben Fleck, als die Inſtrumente ſchon ſchwiegen, als das rauſchende Durcheinanderdrehen im Saale unten aufgehört hatte.

Du ſiehſt wol nach Lottchen?" fragte der Geiger mit der hohlen gepreßten Stimme.

Franz gab keine Antwort, er rannte fort. Der Verkrüppelte ſah ihm nach — es war ein ſchadenfroher Blick, der aus ſeinen Augen leuchtete. Franz durchirrte den Saal, er ſuchte Lottchen. Er ſah ſie nicht, auch die Polenmaske nicht. Eine andere Maske trat auf ihn zu, ein Türke.

„Suchſt Du Lottchen?"

Franz blieb verblüfft ſtehen — wer war das, der ſeine Gedanken errieth?

Der Türke nahm die Maske ab. „Simon!" rief Franz.

„Ja! iſt das ſo etwas Wunderbares, daß ich Simon bin?" ſagte der Demaskirte, die Larve wieder vor's Ge-

ſicht ſchiebend, im lachenden Tone, „einer meiner guten Freunde traktirt Lottchen am Büffet.

„So!“ antwortete Franz. „Hm, ich will auch dahin gehen.“

„Nimm mich mit!“ Mit dieſen Worten hängte ſich Simon an ihn an und hinderte ihn am ſchnellen Durchſchreiten des Saales.

„Wie geht Dir es denn, Franz?“

„Gut!“

Franz hatte jederzeit eine Abneigung gegen Simon gehegt, darum und vorzüglich in der jetzigen Stimmung erfolgte auch eine ſo kurze Antwort.

„Das muß ſo ſein,“ redete Simon, „denn ſonſt ſuchte man Dich vergebens auf einem Tanzſaale. Du biſt wol bei meiner Alten der Hahn im Korbe, daß ſie Dir erlaubt hat, Lottchen mitzunehmen — he?“

„Wie meinſt Du das?“

„Nun, weil die Alte immer gleich denkt, als wenn dem Mädel eine Perle aus der Krone fiel,“ war die Antwort.

Franz machte ſich mit einem ſchnellen Ruck von Simon's Arme los.

„Ich denke beſſer von Deiner Mutter und Schweſter als Du,“ ſagte er, „wenn Du nicht Luſt haſt, mich aufzubringen, dann ſchweig' davon; ich verſtehe in der Art keinen Spaß, Deine Schweſter wird meine Frau, das habe ich mit Deiner Mutter ausgemacht und ich dulde es nicht, daß Jemand im Geringſten geringſchätzend von ihr ſpricht.“

„Du haſt eine wirkliche Schmiedenatur in Dir, Du möchteſt gleich zuſchlagen,“ entgegnete Simon lachend, „ſei doch kein Narr, wir werden uns doch nicht zanken um nichts und wieder nichts. Was geht's denn auch Dich an, daß ich mit der Alten nicht auf dem beſten Fuße ſtehe? ich käme gerne manchmal hin, wenn's anders wäre, aber ich kann's nicht vertragen, daß ſie immer an mir herummeiſtert, als wäre ich ein Schulbube. Habe mich königlich gefreut, daß ich Lottchen hier ſah, 's iſt doch ein Zeichen, daß die Alte mit der Zeit vernünftiger wird.“

Unter dieſen Reden, denn Simon war nicht von Franzen's Seite gewichen, waren Beide in dem kleinen zum Büffet eingerichteten Nebenſaal getreten. Da, da ſaß Lottchen an einem Pfeilertiſchchen ein Stück Kuchen vor ſich auf einem Teller, der zugleich ein noch ganz volles Punſchglas trug. Der junge ſchlanke Pole ſtand vor ihr und redete mit ihr, ſich zu ihr niederbeugend. Dieſer Anblick frappirte Franz außerordentlich und Lottchen ſchien es zu gefallen, was ihr dieſer Maskirte ſagte, ſie lächelte. Simon ſchien das Erſtaunen Franzen's zu bemerken.

„Stell' Dich doch nicht ſo hölzern,“ raunte er ihm zu, „was iſt's denn weiter? Eine Galanterie, ein Glas Punſch, ein Stückchen Kuchen — heute iſt ja Faſching, da muß man nichts auf die Goldwage legen.“

Mit dieſen Worten zog er ihn heran. Lottchen erröthete, als ſie Franz ſah, ſeine Miene des Erſtaunens und des mühſam unterdrückten Unwillens. Simon beſaß eine außerordentliche Suada, er wußte die unangenehme Lage, in der ſich Lottchen ſowol als ſein maskirter Freund und Franz befanden, ſo viel als möglich auszugleichen. Der neu beginnende Tanz trennte das unangenehme Gegenüber; Franz zog Lottchen in den Saal.

„Ein eiferſüchtiger Cyklop,“ bemerkte Simon ihm nachſehend, „mit dieſem ungehobelten Kerl iſt nicht viel zu ſpaßen, er hat ſchreckliche Fäuſte und's Zuſchlagen iſt nicht weit von ihm.“

Der Pole ſtand in Gedanken.

„Ein hübſches Mädchen, Ihre Schweſter,“ ſagte er.

„Gefällt ſie Ihnen?“ fragte der Vorige lauernd.

„Diable m'emporte, ja!“

„Wär' ein Geſchäftchen, nicht wahr — he?“ flüſterte Simon.

Der Andere nickte.

„Kehren Sie ſich ja nicht an die Tugend, das iſt Poſſenſpiel,“ ſagte Simon mit frivolem Lachen, „wenn Sie Ihnen gefällt, bringen wir es ſchon dahin, wohin Sie wollen, ich unterſtütze Sie. Aber verlaſſen wir den grünen Baum, daß wir nicht etwa zu einem Skandal kommen, der Alles verdürbe.“

Er zog den Polen mit fort. Daß Franzens Heiterkeit ſehr geſtört war, bedarf keiner Verſicherung, um ſo mehr beherrſchte ihn eine große und zunehmende Mißſtimmung, als er bemerkte, daß auch bei Lottchen dies der Fall war. Der Tanz, zu dem er ſie gezogen, war für Beide eine Pein. Als ſie einige Augenblicke ruhten, fragte Franz leiſe mit gepreßter Stimme: „Wer war denn das?“

Lottchen ſchien zu erſchrecken. „Wer denn?“ fragte ſie, ihn gar nicht anſehend.

„Der Maskirte?“

„Mein Bruder.“

„Den Andern, meine ich.“

Ein kurzes Zögern von Lottchen's Seite. „Ich weiß es nicht,“ antwortete ſie faſt bebend.

„'S war ein guter Freund Deines Bruders.“

„Ich glaube.“

„Künftig laſſe Dich nicht traktiren,“ ſagte Franz, „das beſchämt mich.“

„Ich habe nichts genoſſen.“

Sie tanzten weiter. Eine Disharmonie waltete zwiſchen Beiden, ſie fühlten es und ſchwiegen. Jedes hatte vor dem Andern ein Geheimniß zu verbergen. Das Lottchen's war das Schwerſte und das preßte ihr Herz; ſie empfand Angſt und doch war es ihr unmöglich, aufrichtig gegen Franz zu ſein, es hing ja ihre ganze Zukunft davon ab, wie ſie glaubte und deshalb hatte ſie ſich zu einer Lüge erniedrigt. Sie hatte den ſchönen, ſchlanken Polen wol erkannt. Es war Emil, der Sohn der reichen Kommiſſionsräthin Dallichau. Er gehörte zu jener Klaſſe leichtfertiger und dem Vergnügen nachjagender junger Leute, die in der Abwechslung den größten Reiz finden und die Freude genießen, wie ſie ſie nur finden. Zu dieſer Abwechslung gehörte natürlich an ſolchen für alle Stände ſich bietenden nationaliſirten Feſttagen wie der Faſching ein Umzug in den öffentlichen Tanzſälen unter dem Geheimniß der Maskenfreiheit. Es war ein ſcharfer Contraſt gegen die ſteifen, vornehmen Bälle und Geſellſchaften, hier war Alles natürlich und in volksthümlicher leidenſchaftlicher Aufregung, man konnte ſich ganz unbehindert dem tollſten Vergnügen überlaſſen und vorzüglich en masque — wer kannte in der Verkleidung die jungen, reichen Wüſtlinge? Lottchen wagte es nicht, den Namen ihres maskirten Tänzers zu nennen. Er ſelbſt hatte ihr geſagt, daß es ihm Vergnügen macht, ſo ungekannt herumzuſchweifen; aber was würde Franz,

der ſchon jetzt ſo ſehr verſtimmt ſich zeigte, ohne zu wiſſen, wer der ſchlanke Pole geweſen, erſt geſagt haben, wenn er erfahren hätte, daß er der Sohn des Hauſes ſei, in welchem Lottchen in's Künftige arbeiten ſollte. Ihre Vernunft ſagte ihr, daß Franz und ihre Mutter ihr es dann gewiß unterſagen würden, dies Haus zu betreten. Und konnte ſie denn das? Ach, ſie mußte, ja ſchweigen! Durch einen beſſeren Verdienſt, den ſie bei der Kommiſſionsräthin jedenfalls erwarten konnte, war es nur allein möglich, für die Zukunft einen Nothpfennig zurückzulegen. Und war es denn nicht auch um Franzen's willen nothwendig, zu ſchweigen? Gewiß! Nur durch einen erhöhten Verdienſt war es ja möglich, daß er Meiſter und ſelbſtſtändig werden konnte. Und das ſchöne Bewußtſein, ſeine Zukunft mitgründen zu helfen, galt das nichts? Sie liebte Franz wirklich herzlich; aber jetzt that ihr ſein Benehmen ſo weh' es griff tief in ihr Gemüth, daß er ihr ſagen konnte, ſie ſolle ſich nicht traktiren laſſen. Sie hatte nicht einen Tropfen Punſch genoſſen, den Kuchen nicht angerührt. Konnte ſie denn gegen dieſen jungen und ſich ihr liebenswürdig zeigenden Mann abſtoßend ſein, nachdem er heute erſt vor wenigen Stunden der Urheber aller Hoffnungen, die ſie auf die Zukunft geſetzt hatte, geworden war und zwar in einem Augenblicke, wo ſie ſich ganz unglücklich fühlte? Das war unmöglich und Lottchen war aufrichtig gegen ſich ſelbſt, ſie geſtand ſich, daß Emil durch ſeine feine Manieren einen freundlichen Eindruck auf ſie gemacht hatte, jetzt das finſtere Benehmen Franzen's gegenüber, mußte dieſer Eindruck allerdings ein ſtärkerer werden.

Franz hatte ſein Geheimniß, eine ſchell auflodernde Eiferſucht, faſt ganz verrathen und er ahnte nicht, daß es eben nicht zu ſeinem Vortheile ſei. In dem ſtillen Leben, welches die Bewohner der Dachwohnung führten, hatte bis jetzt jeder Anlaß gemangelt, die Nacht- oder Schattenſeite der Gemüther herauszukehren und Franz zeigte nun plötzlich eine ſolche, ohne daß ſich Lottchen einen Vorwurf machen konnte, gegen ihn gefehlt zu haben. Das verdüſterte ſie ſehr und ſo fröhlich ſie geweſen war, ſo ernſt und ſchweigſam wurde ſie jetzt. Dieſe Stimmung, welche die Freuden feindſelig verſcheuchte, ließ ſich auch nicht durch ein erkünſteltes Vergnügtſein verbergen. Franz und Lottchen verſtanden nicht, zu heucheln, ſie gaben ſich wie ſie waren, ihre Gemüther glichen einem getrübten Spiegel, welcher kein klares Bild, ſelbſt den ſtärkſten Sonnenſtrahl nicht heiter zurückzuſtrahlen im Stande iſt. In dieſer disharmoniſchen Stimmung verließen ſie ſchon nach Mitternacht den Tanzſaal im grünen Baum. Jedes fühlte ſich durch das Andere im Innerſten verletzt.

„Du wirſt wol ſehr gut heute ſchlafen?“ fragte Franz, als er ſie bis in ihr Stübchen gebracht hatte.

„Sprich' leiſe, Mütterchen ſchläft feſt, ich möchte ſie nicht ſtören, ſie ſchläft ſelten ſo gut,“ antwortete Lottchen halblaut.

„Gute Nacht!“ ſagte Franz trotzig und verließ ſie.

Lottchen ſtand lange in der ſtockfinſtern Stube, es war ihr eiskalt geworden — ſo konnte Franz von ihr fortgehen? Es lag in dieſem Trotz eine gewiſſe Rohheit, die ſie feindlich anfiel, eine Liebloſigkeit, die ihr ſo weh' that, daß ihr die Thränen in die Augen kamen und ſie ſich, um ſich von dem traurigen Gefühle, das ſie anwandelte, zu erholen, auf einen der Stühle ſetzte. Es hatte ſchon zwei Uhr geſchlagen, als ſie ſich endlich in's Bett legte. Die Blinde erwachte, ſie hatte ſo viel zu fragen und Lottchen mußte ſich gewaltſam zwingen, heiter zu ſcheinen, ob ihr auch die Thränen dabei über die Wangen liefen. Aber ſollte ſie die blinde Mutter betrüben, die ſich ſo glücklich fühlte, daß ihr Lottchen einmal einen fröhlichen Abend und ſo ganz paſſendes Vergnügen genoſſen habe? Dazu liebte ſie die Mutter zu ſehr. Sie ſchwieg alſo von dem ſo unbedeutenden und doch ſie ſchwer verletzenden Vorfalle und die etwas langſamen und nicht mit der gewöhnlichen raſchen Heiterkeit folgenden Antworten ſchienen die alte blinde Frau zu überzeugen, daß das Mädchen von der ungewöhnlichen Anſtrengung des Tanzes ſehr ermüdet und ſchläfrig geworden ſei, und ſo ſchwieg auch ſie endlich; aber es dauerte ſehr lange, bis Lottchen einſchlief.

Die Eiferſucht iſt der Störer aller Ruhe und Seelenfriedens, ein feindlicher Dämon, welcher Blut und Nerven angreift. Als der kleine verkrüppelte Geiger früh um acht Uhr zu Hauſe kam, fand er Franz noch ſchlafend. Das Geräuſch, das der Mißgeſtaltete machte, weckte Jenen auf. Wie gewöhnlich fand keine Unterhaltung zwiſchen ihnen ſtatt. Auguſt liebte vieles Sprechen nicht, da es ihm Mühe und Anſtrengungen zu machen ſchien. Aber heute ſchien er auf Franzen's Geſicht deſſen Stimmung leſen zu wollen; er betrachtete ihn öfter von der Seite. Franz ſprach nicht, er hatte ſich auf den Rand ſeines Bettes geſetzt und ſchien nachzuſinnen.

„Du warſt wol ſehr vergnügt?“ fragte Auguſt nach einer langen Weile, indem er ſeine Noten einpackte.

„Ja.“

„Warum biſt Du ſo zeitig fortgegangen?“

„Es gefiel mir nicht mehr.“

Ueber das abgelebte Geſicht des Mißgeſtalteten flog ein Freudenlächeln, er bückte ſich ganz über ſeinen Notenkaſten, er fragte nichts mehr, das war für ihn genug. In Franzen's Geſicht hatte er Aerger, Nachdenken, unangenehme Stimmung geleſen und das freute ihn. Was zwiſchen Lottchen und ſeinem Bruder geſchehen war, wußte er nicht; aber das mochte ſein, was es wollte, ob er darüber in genaue Kenntniß kam oder nicht, das blieb ſich gleich, augenſcheinlich lag es ja auf der Hand, daß es etwas ſehr Unangenehmes geweſen und alſo ein Riß in das zärtliche Verhältniß ſein mußte. In der Regel wies der Verkrüppelte eine furchtbare Abſpannung, wenn er eine ganze Nacht durch Geige geſpielt, heute ſchien er gar nicht ermüdet zu ſein, er nahm ſein Inſtrument aus dem Futterale, ſtimmte es und ſpielte eine Tanzmelodie. Er war lange Zeit nicht ſo fröhlich geweſen, wie heute. Und dabei flogen ſeine Blicke ſeitwärts nach Franz hin, der immer noch auf der Bettkante ſaß, ohne von der luſtigen Weiſe nur berührt zu werden. Aber ein anderer Ton berührte ihn mehr, draußen auf dem kleinen Gange polterte es mit Fäſſern und ging hin und her. Franz ſprang auf und eilte hinaus. Der Mißgeſtaltete geigte ihm einen Tuſch nach, als ob die Hölle in ein herzdurchſchneidendes Hohngelächter ausbräche. Draußen war Lottchen. Franz trat vor ſie hin, er ergriff ſie bei der Hand. Lottchen's Geſicht überlief von einer Purpurröthe, ſie ſah zur Erde und es dauerte wenig Sekunden nur, bis Thränen aus ihren Augen fielen.

Das brach allen Zorn, alle Eifersucht des jungen Mannes, er nahm sie in seine Arme.

„Lottchen!“ sagte er, „bist Du wieder gut? sieh', ich weiß nicht, wie das so gekommen ist; aber ich habe Dir nicht weh' thun wollen, weiß Gott nicht. Ich habe fast die ganze Nacht vor Aerger über mich selbst nicht schlafen können.“

„Ich auch nicht,“ antwortete Lottchen leise.

„Ach Gott ja, ich glaub' es ja,“ stimmte Franz bei, „'s war aber gerade, als ob ich rein vom Teufel besessen gewesen wäre. Thue mir nur die einzige Liebe und sprich nicht mit so wildfremden Menschen und nimm ja nichts von ihnen an, dies hat mich so wüthend gemacht. Und es kam mir auch vor, als wenn er Dir beim Tanze immer in's Ohr geflüstert; ich stand oben auf dem Orchester — das — das, Lottchen, hat mich fast um den Verstand gebracht. Wie kam er denn zu Dir? sag's doch!“

„Mein Bruder kam mit ihm und er bat mich um einen Tanz, ich konnte gar nicht anders.“

„Nein, nein, das sage ich auch nicht, Gott bewahre; aber der Simon — ist ein schlechter miserabler Kerl.“

„Was hat er Dir denn gethan?“

„Mir? nichts; aber ich trau' ihm nicht über den Weg. Na, Lottchen Friede zwischen uns, nicht wahr? Der Gukguk soll mich holen, wenn ich Dich je wieder kränke.“

Lottchen war wirklich erschüttert, sie hatte ihn in ihrem Gedanken der Rohheit, der Lieblosigkeit beschuldigt und jetzt kam er ihr entgegen und klagte sich selber der Thorheit an. Und sie — sie war gezwungen, ihm zu verschweigen, daß sie ihren Tänzer gekannt habe. Das drückte sie schwer, sie fühlte sich einer Lüge einer Verheimlichung vor ihm schuldig. Der Friede war geschlossen. Franz erkundigte sich, ob sie ihrer Mutter etwas von dieser Sache erzählt habe.

„Nein,“ antwortete Lottchen, „das hätte sie betrübt.“

„Freilich, freilich, Du hast es ganz recht gemacht,“ stimmte Franz bei, „dafür bin ich Dir erst noch Dank schuldig, Du bist tausendmal gescheidter als ich — 's war mir heute Nacht gerade so, als wär' ich mit unserm großen Hammer vor'm Kopf geschlagen. Wie kann der Mensch nur so dumm sein!“

Was der Verkrüppelte sonst nie gethan hatte, das that er heute. Er kam zu Stäblein's herüber, um — sich zu erkundigen, wie es Lottchen im grünen Baum gefallen habe?

„Sehr gut, August — wir wären wol länger geblieben, aber man wird zu müde, wenn man das Tanzen nicht gewöhnt ist,“ antwortete Lottchen. Und die Hitze von den vielen Menschen und den vielen Lichtern — ach Ihr müßt oben furchtbar geschwitzt haben, nicht wahr?“

„Ja!“ sagte August eintönig, einen tiefen Zorn in sich hinunterwürgend, denn was er gehofft hatte zu finden, Franz und Lottchen in feindseliger Stimmung gegen einander, das war nicht der Fall. Beide waren heiter, vergnügt und auf ihren Gesichtern höchstens die Spuren der großen seltenen Anstrengung des Tanzes und bei Franz eine Nachwirkung von dem bedeutenden Marsche, den er in voriger Nacht gemacht hatte.

„Ihr müßt viel verdient haben in dieser Nacht,“ bemerkte Franz.

Ein trockenes „Hm!“ war die ganze Antwort des verkrüppelten Geigers, den diese Frage höchst unangenehm berührte und der sich bald darauf entfernte und in sein Stübchen zurückschlich. Seine Gemüthsstimmung war nicht die beste. „Auch meine Paar sauer erworbenen Pfennige möchte er haben,“ murrte er grollend vor sich hin, „er hat nie genug, obgleich er millionenmal mehr hat, als ich, armer Krüppel, ich Scheusal der Natur, das von Allen mit Abscheu oder Mitleid betrachtet wird. Er hat eine schöne Gestalt und Lottchen — liebt ihn — mich nicht, mich nicht. Und doch will er auch noch wissen, was ich verdient habe — nein, nein, er soll es nie erfahren — ich bin sehr arm, ich hungere, um ein Paar Thaler zu sparen, er nicht.“

Die Zähne des Verkrüppelten knirschten hörbar im Munde, sein Gesicht verzerrte sich, seine dünnen Finger durchfurchten wie in Verzweiflung das über die Stirn hereinhängende Haar. Dann zog er sich aus und warf sich auf sein Lager, wo die Schwäche bald über ihn Meister wurde und ein tiefer fester Schlaf Ruhe in sein zerrissenes Gemüth brachte.

„Es ist doch merkwürdig,“ bemerkte Franz, nachdem sein Bruder die Stäblein'sche Wohnung verlassen hatte, „sobald ich nur von seinem Verdienste zu sprechen anfange, gibt er mir keine Antwort. Denkt er denn etwa, ich bin ein Dieb, der ihn bestehlen würde, wenn ich wüßte, er hätte sich ein Paar Thaler gespart? Und es kann auch gar nicht anders sein, er muß sich etwas gespart haben, er genießt ja selten etwas, er braucht nicht mehr zum Leben für den Tag, als was er durch das Notenschreiben verdient. Man sollte nicht glauben, daß wir Beide Brüder sind.“

„Ja, er ist ein sonderbarer Mensch,“ stimmte Lottchen bei, „man weiß manchmal gar nicht, was man aus ihm machen soll. Gegen mich ist er immer sehr freundlich, drückt mir öfters die Hand und sieht mich zuweilen so wehmüthig an, daß mir sein Blick ordentlich wehe thut.“

„Ich verstehe ihn nicht,“ sagte Franz, „nun lassen wir das, er ist sehr unglücklich und deshalb werde ich ihn nie beleidigen und er ist mein Bruder, das ist die Hauptsache.“

Also Friede und Einigkeit war wieder auf's Neue zwischen Lottchen und Franz geschlossen; aber die Erstere hatte noch eine große Furcht in sich. Wenn der Zufall Franz und Simon zusammenführte und der Erstere erführe, daß der schlanke Pole der junge Herr aus dem Hause sei, wo sie von kommender Woche an arbeiten sollte, dann — war der Friede gewiß wieder gebrochen und vielleicht auf immer. Ihr Wunsch, den sie so sehnlich bei sich hegte, war, daß sie mit Simon sprechen könne; aber dieser Wunsch zerfiel schon im Keime, denn Simon kam nur sehr selten zu ihnen. Die Mutter und sie wußten von seinen Verhältnissen so viel wie gar nichts, ja sie wußten nicht einmal, wo er wohnte. Bis jetzt hatten Beide keinen Trieb empfunden, sich näher nach ihm zu erkundigen, da er sie so absichtlich mied.

Franz begann an selbem Mittag noch bei seinem Meister seine Arbeit wieder. Seine gesunde rüstige Körperkraft hatte die Anstrengungen des Marsches nach dem Erbschaftsgelde und die darauf folgende Ermüdung durch den Tanz schnell überwunden, und da er an Thätigkeit gewöhnt war, so trieb's ihn wieder, rüstig den Hammer zu schwingen.

Wir haben bis jetzt ein unbedeutendes Ereigniß ge-

ſchildert, welches der Quell der Freude und des Kummers für die armen Bewohner dieſer Dachetage geworden und dem Anſchein nach, von keinen weiteren Folgen begleitet war. Die Wünſche der Armen ſind in der Regel ſo beſcheidener Natur, daß ſchon die Erinnerung an eine genoſſene Freude, an ein Vergnügen, welches ſie auf die kurze Dauer einiger Stunden für ſo viele Tage anſtrengenden Kampfes gegen die drohenden Lebensſorgen entſchädigt hat, ein Balſam zu ſein pflegt, welcher ſie wieder auf längere Zeit hinaus erquickt. Die Thätigkeit zerſtreute ſowol bei Franz, als Lottchen jedes Andenken an den zwiſchen ihnen entſtandenen und vorübergegangenen Zwiſt. Arbeit iſt überhaupt ein ſehr wirkungsreiches Mittel gegen alle üblen und den heitern Sinn untergrabende Gedanken, die den Unbeſchäftigten wie Diebe in der Nacht überfallen und ſich ſeiner bemächtigen, der Gedanke an irgend eine Leidenſchaft iſt der eifrigſte Feind, der nie ſeine Angriffe auf Herz und Gemüth aufgibt und durch die raſtloſe Ausdauer, mit der er den Frieden des Menſchen untergräbt, endlich Sieger bleibt. In der Dachetage dieſer Armen war jetzt nur noch der Geiger das einzige Weſen, welches ein gewiſſes, aber höchſt originelles Lebenszeichen von ſich gab, indem er öfters in wilden, öfters ſogar disharmoniſch klingenden Phantaſien auf ſeinem Inſtrumente, die ſich wie ein Heer böſer Geiſter zu jagen ſchienen, und wieder zuweilen in Mark und Bein durchdringenden Klagetönen, welche mit gar keiner bekannten Weiſe zu vergleichen waren, die Empfindungen ſeines zerriſſenen Gemüthes aushauchte. Das war ſeine Luſt, ſein Schmerz und ſeine Geige die einzige Freundin, welche treu und unterwürfig die Disharmonie in ſeinem traurigen Leben wiedergab, der einzige wahrhafte Ausdruck ſeiner Seele, die Niemand verſtand, weil ſie ſich ſcheu zurück von Allen zog, gleichſam erliegend und zertreten unter der Laſt einer mißgeſtalteten Körperform.

Heimlichkeiten.

Der Sonnabend dieſer Woche war ganz herangekommen, die Stäblein's erhielten am Nachmittag einen ſeltenen Beſuch, — Simon war es. Seiner Kleidung nach zu urtheilen, lebte er im Wohlſtande, ſein Benehmen unterſtützte die Meinung vollkommen. Er beſaß jene leichten Manieren, welche man nur an denen bemerkt, die in ſtetem Umgange mit vornehmen Leuten ſind, jene Sicherheit, die ſich fern hält von der oft auffallenden Wortha ſcherei der Individuen aus niederen Ständen, wenn ſie einem Vornehmeren gegenüberſtehen und ſich die erſinnlichſte Mühe geben, aus ihrer Redeweiſe alle jene Ausdrücke aus dem Umgange mit ihres Gleichen, welche ein Höherſtehender vielleicht belächeln oder als gemein betrachten konnte, zu verbannen. Simon hatte ſich auf eine Bildungsſtufe geſchwungen, die durchaus nicht ahnen ließ, er ſei der Sohn eines armen Schneiders, der auf Koſten der Armenkommiſſion hatte begraben werden müſſen. Jetzt in dem ſchönſten Lebensalter, in den zwanziger Jahren, ſtehend, konnte er vermöge des einnehmenden Aeußeren ſeiner Perſon Anſpruch auf Beachtung machen. Die alte blinde Mutter, welche ſchon von der Hoffnung auf die Zukunft, daß ihr gutes Lottchen einen beſſeren Verdienſt haben werde und ſich vielleicht nicht mehr ſo anſtrengend zu plagen brauche wie bisher, ſich ganz glücklich fühlte, nahm daher auch den Beſuch ihres Sohnes ſehr freundlich und dankbar an. Wenn der Menſch ſich in ſeiner heitern Stimmung befindet, verſchwinden öfters der Aerger, die Unzufriedenheit, die Klagen und Beſchwerden, welche er volle Urſache hätte, gegen Andere zu äußern, gänzlich, er vergißt und ein Mutterherz vergißt noch leichter. Die alte blinde Frau hatte ſich zuweilen im Stillen Vorwürfe gemacht, daß ſie ſelber die Urſache geweſen ſei, daß ihr Sohn ſich von ihr abgewendet, indem ſie ihn im Verdachte ſchlimmer Verbrechen gehabt und dies auch gegen ihn geäußert habe, wodurch natürlich von ſeiner Seite ein ſolches Zurückziehen motivirt war. Durch die Zeit ſelber war der Argwohn, den ſie gegen ihn genährt, vernichtet worden, denn war es denn denkbar, daß man Jemand im Beſitz der Freiheit laſſen würde, der ſich Verbrechen ſchuldig gemacht habe und derſelben wäre überführt worden. Es war demnach nur ein unglückliches Zuſammentreffen von Umſtänden geweſen, die den Schein der Schuld auf ihn geworfen, die aber vor einer ſtrengen Unterſuchung eben nur in dem Nichts eines trügeriſchen Scheines ſich aufgelöſ't hatten.

„Nun, wie geht es Euch denn?“ fragte Simon.

„Gott hat geholfen! Gott hilft noch! Gott wird weiter helfen!“ antwortete die Blinde.

Simon lächelte. „Man hört's, daß Ihr näher am Himmel wohnt, als andere Leute, erwiederte er ſcherzend, „freilich, wer das Unglück hat, parterre zu logiren, der vergißt öfters auf ſolche Troſtſprüche.“

Vielleicht bemerkte er, daß dieſer frivole Scherz, der Ausdruck einer an keine Tugend und an keine göttliche Führung glaubenden Seele, die Blinde unangenehm berühre, denn ihr lichtloſes Geſicht nahm einen Anflug großen Kummers an. Er änderte daher ſchnell die Richtung der Unterhaltung, um jedem Vorwurf, den er von der Mutter auf dieſe Frivolität fürchten mußte, vorzubeugen. Dieſe Wendung hatte den gewünſchten Erfolg. Die Blinde erzählte, welch' eine beſſere Ausſicht Lottchen hinſichtlich des Verdienſtes jetzt bevorſtände.

„Ich kenne das Haus der Kommiſſionsräthin,“ ſagte Simon, „ein ſehr nobles. Nun, da wird es ja mit Euch beſſer gehen, das freut mich. Aber da fällt mir ein, hat denn Lottchen auch anſtändige Kleider, denn darauf kommt in ſolchen Häuſern ſehr viel an und vorzüglich, wenn man beabſichtigt, weiter empfohlen zu werden?“

„Du lieber Gott,“ entgegnete die Alte, „da fehlt es freilich. Der geringe Verdienſt des armen Kindes trotz aller Arbeit und Anſtrengung reichte ja kaum hin, um uns Beide zu ernähren. Ein Kleidchen hat Lottchen, ich kann es leider nicht ſehen, vor zwei Jahren hat ſie ſich's angeſchafft, es ſoll von ſehr hübſchem Kattun ſein, blaue Blümchen auf weißem Grund ...“

„Das iſt ja altmodiſch,“ fiel Simon ihr in's Wort, „paßt ja nicht für ein junges Mädchen, das Luxusartikel in vornehmen Häuſern arbeitet. Wer ſoll denn da nur glauben, daß ſie von der Mode etwas weiß? das geht nicht.“

„Ja, wie ſollen wir denn das anfangen?“ fragte die Blinde beſtürzt, „unſer ganzes Vermögen iſt ein Thaler, und den hat Lottchen erſt von der reichen Kommiſſionsräthin geſchenkt bekommen. Wir müßten uns ein Paar Thaler von dem Franz borgen.“

„Das iſt unnöthig,“ entgegnete Simon, „das iſt

eben Euer Fehler, daß Ihr immer auf Fremde eine ganze Welt baut, das kann ich nicht vertragen. Weil ich andere Ansichten vom Leben habe als Ihr, da thut Ihr, als gehörte ich gar nicht zu Euch. In der Welt muß man leben, daß ist nicht anders und ging ich blos mit Hungerleidern um, so wüßte ich ebenfalls nicht, wo ein Bissen Brod herkommen sollte. Heutzutage kommt Alles darauf an, daß man zu den Leuten sagt: Ich bin's! Ein Mensch in einem miserablen Rocke steht weit hinter dem, der da in einem guten Kleidungsstück auftreten kann. Zudem hat Jeder mehr Vertrauen."

„Ja, ja, das mag sein," sagte die Blinde, „Du kannst ganz Recht haben, Simon, ich glaube das auch; aber wie sollen wir es denn auf einmal ändern — wir haben doch nichts!"

„Hier sind einstweilen zehn Thaler," sprach Simon, das Geld auf den Tisch zählend, „langt's nicht, nun dann schieße ich Euch mehr vor."

„Herr des Lebens! bist Du so reich?" rief die Mutter die Hände vor Erstaunen faltend, und Lottchen war vor dem vielen Gelde ordentlich erschrocken.

„Das ist eben kein Reichthum," sagte Simon gleichgiltig, „ich thue es nur, daß Lottchen mehr verdienen soll und damit es überhaupt mit Euch besser aussieht."

„Ach, Du guter Sohn!" rief die Blinde, „warum sind meine Augen erloschen, daß ich Dich nicht sehen kann! Ich habe mir viel gegen Dich vorzuwerfen, jetzt aber erkenne ich es ganz klar, wie sehr ich Unrecht hatte."

„Ach laßt doch das, Mutter, wollen wir lieber das nicht erst erwähnen, das führt uns zu weit," entgegnete Simon.

„Nun, Lottchen, gib Deinem guten Bruder einen Kuß," sagte die Mutter, „er baut Dein Glück auf und der liebe Gott mag ihn tausendfach dafür segnen."

Simon mußte erzählen, was er jetzt betreibe. „Ich bin Agent, mache Geldgeschäfte u. dgl., das bringt schon was ein," war die Antwort.

„Und was Du für feines Tuch trägst!" redete die Blinde über den Aermel seines Rockes streichelnd, „ach, wenn Dich jetzt Dein guter, seliger Vater sehen sollte — welche Freude würde der haben! — der arme Selige hat sich recht kummervoll durchwinden müssen in seinem Leben."

Lottchen mußte ihr beschreiben, wie Simon gekleidet sei, und die arme Frau hatte eine kindische Freude darüber.

„Und wo wohnst Du denn, guter Sohn?"

„In der Amalienstraße Nr. 40, parterre."

„Merk' Dir das, Lottchen," sagte die Blinde.

Simon sah nach der Uhr. „Ich muß fort, Graf Lilienthal erwartet mich."

„Mit vornehmen Grafen hast Du Umgang?" fragte die Blinde erstaunt, „ach, hör' doch nur, Lottchen!" — Der Abschied war kurz. Simon that sehr eilig. Lottchen begleitete ihn.

„Simon," sagte sie draußen auf dem kleinen Gange, der zur Treppe führte, „wenn Du vielleicht mit Franz zusammenkommen sollst, so sag' es um Gotteswillen nicht, daß der junge Herr, der mit mir im grünen Baum tanzte, der ...."

„Ach, ich verstehe," lachte Simon, „der Franz Schönberg ist ein grober Flegel, der sich durch seine dumme Eifersucht ordentlich blamirt hat. Wie roh und ungeschliffen hat er sich benommen, wie er Dich aus dem Büffet zum Tanze fortzog! ein Bauernknecht ist höflicher. Ist es denn ein Verbrechen, daß ein junger Mann mit einem hübschen Mädchen tanzt, demselben einige Schmeicheleien sagt und es mit einem Stückchen Kuchen und einem Glas Punsch traktirt? ich sehe nichts Unziemliches darin."

„Ach nein, es war gewiß nichts Uebles," stimmte Lottchen bei, „aber wenn er es erführe, wer es gewesen wäre, ich dürfte nicht bei der Kommissionsräthin auf Arbeit gehen."

„Von mir erfährt er nichts," antwortete Simon, „von mir gewiß nichts. Habe mich so genug über den groben Menschen geärgert, sagt mir da im grünen Baum, er hätte es mit der Mutter ausgemacht, daß Du seine Frau würdest, das klingt ja gerade, als wenn Du eine Waare wärst, die man froh ist, nur an den Mann zu bringen. Gib Dich doch nicht länger mit dem rohen Menschen ab, Du kannst ja andere Partien machen." Lottchen schwieg.

„Du hast Dich wol mit ihm gezankt?" fragte Simon.

„Nein," sagte das Mädchen sehr leise.

„Na, na, Du willst nur nicht mit der Sprache heraus, ich merk' es schon. Denke darüber nach, was ich Dir gesagt habe. Wenn Dich ein so reicher, junger Mann wie der Dallichau ist, der doch das Auswählen hat, für hübsch findet, brauchst Du Dich wahrhaftig nicht an solch' einen grobfäustigen Schmiedeknecht wegzuwerfen. Adieu, Lottchen!"

Er eilte die Treppe hinunter und Lottchen blieb im tiefen Sinnen stehen. Simon hatte einen furchtbaren Zwiespalt in ihrem Herzen erregt, seine Worte darauf gerichtet, ihre Eitelkeit aufzustacheln, schienen nicht ohne Wirkung geblieben zu sein. Es wallte siedend auf aus ihrem Herzen nach den Wangen, als ertappte sie sich auf einem nicht Vergebung findenden Verbrechen, dann wieder schien es kältend in's Herz zurückzukommen, wie ein Eisstrom bei dem Gedanken an Franz — gewiß er liebte sie. Freilich die feinern Manieren gingen ihm ab, beim Schmiedehammer und dem Sprühen der dem glühenden Eisen entströmenden Funken ist es nicht möglich, sich jene Geschmeidigkeit zu verschaffen, welche Bewunderung erregt und oft seine Bildung genannt wird, obwol sie nur ein äußerlicher Flittertand bei Vielen zu sein pflegt, der die innere herzlose Leere verdeckt. Der Schmiedehammer entwickelt bei dem, der ihn führt, den Ausdruck der physischen Kraft und seine Leidenschaften, seine Erregungen tragen mit wenig Ausnahmen diesen unausrottbaren Stempel. Simon war die Schlange gewesen, die in das Paradies des reinen Seelenfriedens Lottchen's sich gestohlen hatte — langsam, sinnend ging das Mädchen in das Stübchen zu der blinden Mutter zurück, die ihre Hand auf der rothen Glastafel an der Wand ruhen hatte, und als sie den Schritt ihres Kindes hörte, mit dankbarem, gläubigem Vertrauen sagte: „Sieh', mein Lottchen, Gott hat geholfen! Gott hilft noch! Gott wird weiter helfen!"

Als Lottchen in das Stübchen tretend, dessen Thüre hinter sich zugemacht hatte, öffnete sich eine andere Thüre, die eines kleinen Kohlenbehältnisses, dicht an der Treppe gelegen. Der verkrüppelte Geiger trat heraus, in seiner Hand ein Körbchen mit Kohlen. Er war der ungesehene

Ohrenzeuge des Gespräches zwischen Simon und Lottchen geworden. Der Mißgestaltete schlüpfte so leise als es nur möglich war, in seine Stube zurück, er vergaß über das, was jetzt in seiner Seele vorging, die Kohlen in den Ofen zu werfen. Er hockte vor dem Letzteren nieder, planlos in die Flamme starrend, welche in demselben loderte. Sein langes, häßliches Gesicht von dem grellen Reflex des Brandes im Ofen beleuchtet, sah in diesem Augenblicke scheußlich aus; er glich einem Ungeheuer, das die Gluten der Hölle schürt, seine abschreckenden Züge waren in diesem Momente durchaus von keiner Leidenschaft bewegt, es war still, todt, ohne Bewegung. Auch in seiner Seele regte sich ein Zwiespalt, der bei seinem Entstehen im Keime erstarrend, erst allmälig zu einer lebensvollen Thätigkeit gedieh. Dieser arme, scheinbar im Werden vom ewigen Schöpfer zum Spott oder Jammergebilde Bestimmte — wenigstens schleppte sich der Unglückliche mit diesem traurigen, jedes bessere Gefühl entnervenden Gedanken an einen Fluch vor seiner Geburt — war mit sich selber uneins in jeder Beziehung, eben so leicht zum Guten sich hinneigend, wie zum Bösen. Es schien, als ob in diesem unglücklichen Körperbau Himmel und Hölle mit einander um den Besitz rangen. Die Fähigkeit zum Guten, das heißt, die Neigung, edle Gefühle in sich aufzunehmen und auszubilden, die Empfänglichkeit für das Schöne, Harmonische war eben so stark bei ihm vorherrschend, als wie der eingefleischte Haß war, den er gegen Alle die empfand, welche mit einer kräftigen, gesunden Gestalt begabt waren, mithin im Besitz eines Glückes, das für ihn ohne Ausdruck blieb, um welches er sie beneidete, das er bewunderte und welches, indem der Gedanke an seine eigene Entbehrung ihn furchtbar quälte; er eben deswegen auch im tiefsten Herzen haßte. In seiner Seele regte sich stets dieser Kampf des Hasses mit der Liebe. Seine physische Schwäche hinderte ihn, dem Hasse einen Ausdruck zu geben, der Andern schaden konnte. Sein Bruder war für ihn ein Gegenstand seiner in tiefster Brust verschlossenen Feindseligkeit gegen alle körperlich Glückliche. Welcher Contrast zwischen Beiden! Trotz der Armuth und der schweren Arbeit war Franz heiter zufrieden — natürlich, seine Form war makellos, kräftig. August bedurfte seiner, Franz war der Einzige, auf den ihn die Verwandtschaft als natürlichen Freund und Pfleger in seiner Hilflosigkeit angewiesen hatte; aber er beneidete ihn um die kräftige schlanke Gestalt. Sein Neid wuchs mit den Jahren, als er zur Erkenntniß kam, daß Lottchen seinen Bruder liebe. In dem Herzen des Mißgestalteten zeigte sich insgeheim, dem noch unter einem festgeschlossenen Vulkan gährenden Feuerstrom gleichend, eine starke innige Zuneigung zu dem Mädchen, das ihn nie mit einem Blicke betrübt, jederzeit liebevoll gegen ihn sich gezeigt; diese innige Zuneigung wuchs bald zur furchtbaren Leidenschaft, die er mit Mühe nur in seiner Brust verbarg. Die Vernunft sagte ihm: „Offenbare Dich nicht, Spott ist Dein Lohn, sie ist zu schön für Dich.“ Ha, welch' eine Qual! Die Furcht, ausgelacht, verhöhnt zu werden von ihr, die er so sehr liebte, legte ihm ein an seinem unglücklichen Dasein zehrendes Schweigen auf; unter dieser Last mußte er untergehen. Darum haßte er Franz nur noch mehr; eine Rache, mußte er haben, eine Rache — der Gedanke war der einzige Trost für ihn. Aber welche? Sein Verdienst war Franz unbekannt, daher konnte dieser ihm nicht nachrechnen. „Ich will Alles, so viel als möglich, sparen, Lottchen soll nach meinem Tode meine Erbin sein,“ sagte er zu sich, „dann hat sie Geld und er ist arm, das bringt Unfriede zwischen sie, das trennt sie vielleicht gar — wenn ich's auch nicht sehe; aber er ist doch abhängig, er bleibt arm, er kann nie Meister werden, immer Knecht und sie erbt's mit der Clausel, daß sie ihn nicht nimmt. Hahaha! das Geld ist ein Magnet, Geld zieht — ja, das thu' ich, das —“ Dieser schändliche Undank gegen seinen leiblichen Bruder erquickte ihn vollkommen, er entsagte jedem Genuß, der bei seinem unglücklichen Körper sogar nothwendiges Bedürfniß zu dessen Erhaltung gewesen wäre; er darbte, er hungerte, er strengte sich über seine Kräfte an, zusammenzusparen so viel wie möglich; mit Notencopiren, was für seinen mißgestalteten Körper eine Qual, sogar eine Gefahr war, erwarb er so viel als er zum Leben bedurfte, ja er legte noch eine Kleinigkeit zuweilen davon zurück. Das durch sein Geigenspiel auf dem Tanzboden eben so sauer und mit Aufopferung seiner Gesundheit erworbene Geld rührte er nicht an, er legte es auf Zinsen, es mußte sich selber vermehren. Ja, er ging noch weiter, der Gedanke an diese Rache war Fleisch und Blut in ihm geworden. Er verkaufte seinen merkwürdig mißgestalteten Körper in Voraus an die Anatomie. Was lag ihm daran, ob nach seinem Tode das Messer des Sektors in seinem Fleische wühlte? — es war ja todt, fühllos! Und er bekam bei Lebzeiten eine kleine Summe für seinen verkauften Leib.

Wir wollen diese Nachtseite im Charakter dieses Unglücklichen nicht weiter ausmalen, uns lieber seinen besseren Gefühlen zuwenden. Zu diesem gehörte vor Allem eine wahrhaft rührende, schweigende Liebe zu Lottchen. Sie schien der gute Engel zu sein, der die böse Gewalt in seinem Gemüth gänzlich besiegte. Er liebte sie so sehr, daß er sich glücklich fühlte, wenn ihr Blick ihn traf, ihre Hand ihn berührte, ihre Stimme in sein Ohr drang. Für ihn war sie ein solcher Gegenstand der zärtlichen Empfindung, wie seine Geige es für ihn war. Dieser Verkrüppelte liebte die Musik außerordentlich, sie war die einzige Sprache, in der ihm vergönnt war, seine Gefühle ohne Scheu auszudrücken, seinen Zorn, sein Unglück, sein Gefühl für Lottchen. Wie die Letztere ihm als Mittelpunkt aller Harmonie des Leiblichen erschien, so seine Geige als Mittel sich in einen glücklichen, melodischen Rausch zu versetzen, als treue Dienerin seiner Wünsche und Gefühle. Und wenn die feinen rührenden Töne der Geige in seine Seele eine gewisse Ruhe einen stillenden Frieden gebracht hatten, dann lichtete sich auch die das bessere Theil in ihn verhüllende Nacht des Bruderhasses, er empfand Reue, er weinte sogar über seinen Undank an Franz; aber die Gewalt des Bösen tauchte dann wieder in ihrer ganzen Mächtigkeit in ihm auf und die Reue versank spurlos, die Thränen rannen nicht mehr, der Dämon des Neides, des Hasses war sein Meister. Als er jetzt über das nachsann, wessen er Ohrenzeuge geworden, da regte sich die böseste Schadenfreude in ihm und zugleich eine fast unglaubliche Furcht, daß Lottchen, sein Lichtbild, sein Ideal in den Schlingen der Verführung ihre Seelenreinheit verlieren könnte. Dieser Gedanke durchfröstelte ihn mit Schauer. Aber dann kam wieder ein wunderbares Vertrauen auf Lottchen's Tugend in seine

Seele und die Freude, seinem Bruder eine bittere Kränkung, eine Störung dessen Glückes, dessen Heiterkeit, vielleicht gar eine entscheidende Feindschaft zwischen demselben und Lottchen herbeigeführt zu sehen, beschäftigte ihn außerordentlich. Aus dem Gespräch Simon's und Lottchen's hatte er es herausgefühlt, daß bereits eine unangenehme Scene zwischen der Letzteren und seinem Bruder stattgefunden haben müsse, das leise gepreßte „Nein!" Lottchen's auf Simon's Frage bestätigte ihm vollkommen diese Vermuthung — und hatte er nicht an jenem Abend im grünen Baum die ersten Spuren einer erwachenden Eifersucht bei Franz gesehen? Er rieb sich die Hände vergnügt und sagte: „Wenn ich dazu beitragen könnte!"

Schon diesen Abend hatte er Gelegenheit zu bemerken, wie Franz in einer sehr verdüsterten Stimmung sich befand. Dieser war nach dem Feierabend nach Hause gekommen und fand Lottchen's an einem neuen Kleide, welches bereits zugeschnitten war, arbeitend. In dem Glauben, daß sich ihr wieder ein schöner Verdienst biete, sprach er seine Freude darüber aus und erfuhr zu seinem größten Mißvergnügen von der sich ganz glücklich schätzenden Blinden, daß Simon heute da gewesen und seiner Schwester eine Unterstützung von zehn Thalern gegeben habe, damit sie anständig in einem so noblen Hause wie das der Kommissionsräthin erscheine, und Lottchen arbeite nun über Hals und Kopf, um es bis Montag früh fertig zu kriegen. Franz fühlte, daß es eine Thorheit sein würde, über diese Unterstützung zu sprechen. In welches Licht würde er sich auch gestellt haben! Und die arme blinde Frau war so glücklich über diese gute Handlung ihres Sohnes, es wäre Sünde gewesen, sie zu betrüben und Lottchen arbeitete mit großer Emsigkeit an dem neuen Kleide, sollte er ihr die Freude stören, sich so herausputzen zu können? Er verbarg seinen Groll und Gram, daß er nicht selber auf den Gedanken gerathen und Simon, den er nicht leiden konnte, ihm zuvorgekommen sei. Er war ja im Besitz der kleinen Summe von neunzehn Thalern, damit hätte er Lottchen helfen können und er hatte — nicht daran gedacht. Das nagte an ihm. Seinen Unmuth konnte er indeß nicht so verbergen, daß August es nicht bemerkt hätte.

„Ist Dir ein Unglück geschehen?" fragte der Verkrüppelte aufmerksam werdend.

Franz erzählte ohne Rückhalt. „Das zeigt nicht viel Vertrauen auf Dich von den Stäblein's, daß sie Dir nichts gesagt haben, daß Lottchen Geld braucht zu einem Kleide," bemerkte August, „mir gefällt das nicht."

„Wenn Du Dich nur nicht in Lottchen betrügst, Franz, das sollte mir leid thun um Dich."

Franz fuhr auf, dies Eulengekrächz durchschauerte ihn förmlich aber es lag eine gute Meinung seines Bruders darin, der zum Erstenmal eine lebhaftere Theilnahme gegen ihn wies. Er schwieg; auch der Verkrüppelte schwieg und nahm seine Geige, um einen lustigen Tanz zu spielen — das war der einzige Ausdruck seiner dämonischen Schadenfreude, des bösen Geistes in ihm.

Kain und Abel.

In dem Zeitraume unserer Geschichtserzählung findet sich nun ein Sprung von drei Monaten. Der Mai mit seinem frischen Blütenkranze feierte das Auferstehungsfest der Natur, die linden einschmeichelnden Lüfte riefen das schlummernde Leben der bunten Käferwelt zum Erwachen und frisches, saftiges Grün breitete sich wie ein versteinerter Smaragdsee über Wiesen und Fluren. Und Alles jubelte; was in den Lüften segelte, alle Töne der Schöpfung im Brautkleide vereinten sich zur Harmonie, das Gewand des Himmels selbst prangte in tiefer Azurbläue, unter welcher die warmen, leuchtenden Strahlen der Sonne ein feuchtglänzendes, dünnes, durchsichtiges Netz woben, wie keine sterbliche Hand je weben kann und der Glanz dieses Strahlennetzes sank blendend nieder, ein Lichtmeer über die fröhliche verjüngte Erde ausgießend, die es einsog mit der Begier des Kindes, das an der Mutterbrust die Quelle der Liebe und des Lebens sucht und findet.

Solch' ein glänzender, wonniger Maitag war. Die Sonne stand hoch im Mittag. Die Himmelfahrt des Herrn gab den Arbeitern einen Fest- und Ruhetag, und die frische, freie Natur lud sie ein zur Freude, zum Genuß des Lebensglückes. Während Alles hinausströmte zu den Thoren, wandelte ein junger Mann mit niedergesenktem, trübem Blick durch die menschenleeren Straßen der großen Stadt. Das Antlitz dieses jungen Mannes drückte tiefen Gram aus, die Jugendröthe schien aus demselben gewichen zu sein, es war blaß, eingefallen, sein schwarzer Bart hob diese Bläße noch mehr. An dem Hause der Kommissionsräthin sah er hinauf, seine Lippen kniffen sich krampfhaft zusammen, seine Hände ballten sich und er murmelte vor sich hin: „Seit sie hier ist, hat sich Alles verändert — verflucht sei das Haus, es hat mein Glück verschlungen" — und dann ging er weiter den Weg nach der Vorstadt, wo er wohnte. — Jetzt in den schönen, herrlichen Sommertagen, wo Alles sich mit dem Anstrich einer aus dem Innern dringenden Heiterkeit schmückte, glich die enge Gasse an der Mauer mit den hohen, schwarzverräucherten Häusern, die wie Gefängnisse aussahen, einem Grabe und wahrhaftig, es war auch, wenigstens in Beziehung auf den jungen Mann ein Grab, denn sein Glück, das nur einzig und in seiner Liebe zu Lottchen Stäblein ruhte, war gebrochen, vernichtet. In drei Monaten hatte sich so viel geändert, so viel, daß wenn er dessen gedachte, das Blut ihm siedend aus dem Herzen nach der Stirne emporschoß, als müsse es diese zersprengen. Wie damals flog auch jetzt sein Blick hinauf nach den Fenstern der Dachetage, jetzt freilich stahl sich nicht der matte Schein des verglimmenden Lämpchens, bei dem Lottchen an jenem Fastnachtsmorgen ermüdet von der Nachtarbeit eingeschlafen war, durch die Fenster; die Sonne lag hell auf dem Dache, er blickte nieder zur Erde. Dort aber war Alles todt für ihn, nur die scharfen, schrillenden Töne der Geige seines Bruders drangen herab in sein Ohr, sie konnten ihm keinen Frieden geben. Er stieg die düstern, gewundenen Treppen hinauf nach seiner Wohnung.

Unterdeß führen wir in Kürze dem Leser die Ereignisse vor, welche der Zeitraum von drei Monaten umschloß und die so wesentlichen Einfluß auf den jungen Gesellen Franz bereits geäußert hatten. Lottchen hatte im Hause der reichen Kommissionsräthin mehr seine Sitte kennen gelernt, sie hatte sich in ihren Manieren, wie man zu sagen pflegt, vortheilhaft formirt. Der Verdienst war brillant zu nennen und die gute, gewürzhafte Kost, die feinen ausgewählten Speisen, die sie vom Tisch der Kommissions-

räthin erhielt, indem sie mit der alten Kammerfrau derselben aß, schienen wahrhaftig nicht ohne Einfluß auf Lottchen zu bleiben. Das Bewußtsein des eigenen Werthes, welches in der Regel bei den Armen durch schmale, dürftige, wenig nahrhafte Kost mehr niedergedrückt als erhoben wird, begann bei Lottchen mehr an's Licht zu treten. Diejenigen, welche davon schwatzen, daß der Arme eben so gut fühlt wie der Reiche, der vom Ueberfluß Gesättigte, vergessen gewöhnlich zu erörtern, daß dies sich nur auf starke Empfindungen bezieht, auf den Ausdruck des Schmerzes oder der Freude, auf die rein körperlichen Gefühle vorzüglich. Die Entbehrung mindert jederzeit den Muth, die Empfindung des Selbstwerthes, sie regt im Gegentheil zu einer hervortretenden Leidenschaftlichkeit an, welche bei den Armen oft die Stelle des Genusses vertritt. Er genießt hastig, in der Furcht, daß ihm ein ungünstiger Zufall hindernd in den Weg treten könne, deshalb ist auch der Ausbruch der Leidenschaften bei den untern, auf Entbehrung beschränkten Klassen der Gesellschaft um so furchtbarer, als sie nach schneller Befriedigung trachten, weil sie die räuberische Einwirkung der nächsten Stunde zu fürchten und in der Aufregung in der Regel mehr Sinn für thierischen Instinkt, als für eine geistige Selbsterhebung haben. Die Intrigue, die vorsichtig und fein angelegte Cabale, welche langsam schleichend wie eine Schlange unter Rosen zum Ziel sich windet, ist nie des Armen Sache, der mit der Sorge des Lebens zu kämpfen hat, es gehört ein sorgenloser Geist dazu, die Sorge aber, welche die Befriedigung des Magens betrifft, überwiegt Alles, sie stumpft ab für andere Sorgen. Fleisch und Blut ist die Stütze der Intelligenz, diese erhöht sich, sobald den Ersteren verfeinerte Nahrungsstoffe zu Theil werden. Lottchen lernte darin also den ersten Unterschied der Stände kennen, sie fühlte sich muthiger, weil sie sich dadurch gehoben fand; sie lernte einsehen, wie viele Abwechslungen der Wohlhabende besitze, um den Genuß der Speisen zu erhöhen und denselben lockend zu machen. Alles, was sie umgab, äußerte auf sie einen wohlthuenden Eindruck. Die Manieren, die Redeweise selbst in diesem reichen Hause waren anders, als sie gewohnt war, aber sie waren heiter und sie fand sich schnell darein. Die Unterwürfigkeit, die ihr so wohl stand, verwandelte sich bald in ein Gefühl der Selbstachtung, ohne jedoch ihrer persönlichen Anmuth zu schaden. Der Eindruck, den sie auf diese Art empfing, mußte daher in ihr auch zum Ausdruck werden. Der verbesserte Verdienst und die veränderte Lebensweise ließen auch Wünsche in ihr aufsteigen, die sich leicht befriedigen ließen. Sie verschönerte ihre kleine Wohnung nach Kräften durch Kleinigkeiten. Ein Blumenflor auf dem Sims des Dachfensters spendete Wohlgerüche in das enge Stübchen, die harten hölzernen Stühle waren gepolsterten gewichen, der durch die Jahre an Farbe höchst unbestimmte Tisch hatte eine Decke erhalten, welche sein gealtertes Ansehen dem Auge entzog. Franz bemerkte aber mit Unmuth, daß Lottchen auch im Ganzen gegen ihn verändert war, ihre Ansichten waren anders geworden, ihn überkam das Gefühl, als ob eine Scheidewand unsichtbar zwischen ihm und ihr emporwachse — das verdüsterte ihn und doch gab ihm Lottchen keine Gelegenheit, sich über diese Veränderung aussprechen zu können; er konnte keinen Grund als wahrscheinlich hervorheben, daß sie ihn nicht mehr wie früher liebe. Sie war freundlich wie sonst gegen ihn, aber diese Freundlichkeit war kühler, weniger wohlthuend, sein Herz nicht durchwärmend. Die arme Blinde allein war noch die Frühere — sie, von der Außenwelt durch ihre Blindheit abgeschlossen, war für die äußern, durch das Auge wirkenden Eindrücke unempfänglich, in ihr Stillleben war nur jene behagliche Freude eingedrungen, die ihr Mutterherz bei dem Gedanken empfand, daß ihr geliebtes Kind jetzt im besseren Stande sei und glücklicher sich fühle. Die arme Frau betastete oft mit dem innigsten Dankgefühl die an der Wand hängende Glastafel und sagte gläubig und vertrauend zu sich: „Gott hat geholfen! Gott hilft noch! Gott wird weiter helfen!“

Lottchen hatte der Kommissionsräthin gesagt, daß sie eine blinde Mutter habe. In solch' einem Hause, wo die Sparsamkeit eine Untugend ist, konnte man es nicht, daß die Ueberbleibsel der Speisen zum nächsten Tag aufbewahrt werden mußten, die Kommissionsräthin hatte Lottchen also die Erlaubniß gegeben, jeden Mittag ihrer blinden Mutter Essen hinzutragen und dies war für die arme Frau ein unumstößlicher Beweis, daß das Mädchen sich das vollkommenste Wohlwollen erworben haben müsse. Der Gedanke machte sie sehr glücklich und sie sagte öfters zu Lottchen, daß sie jetzt mitten im Unglücke — sie meinte damit ihre erblindeten Augen — besser als je lebe, — in ihrem ganzen Leben sei sie nicht so zufrieden gewesen, habe sich nie und noch dazu an so vortrefflichen Speisen sattessen können. Die arme Blinde ahnte nicht, daß sie dadurch ihr Kind an den Rand des Verderbens drängte. Lottchen liebte ihre Mutter zu sehr, um den Muth in sich aufrecht zu erhalten, einer ihr drohenden Gefahr auszuweichen, da es noch Zeit war. Diese Gefahr lag in der immer mehr sich enthüllenden Leidenschaft Emil's für sie. Sie läugnete es sich nicht, daß er einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, es schmeichelte ihrer Eitelkeit, sich von einem so schönen, reichen, jungen Manne geliebt zu sehen — zuweilen gab sie sich gar verführenden Phantasiebildern hin, die, wie ihre Vernunft ihr sagte, nie in Erfüllung gehen konnten. Die Liebe zu Franz versank dagegen immer mehr im Schatten, sie fand an ihm dies nicht, was Emil in großer Vollkommenheit besaß; Franz glich gegen diesen feinen, jungen Mann einem bis zum Ausdruck der Formen unter der Hand eines Bildhauers gearbeiteten, aber dann verlassenen Figur, an ihm fehlte die feine Arbeit, das Polirte, Geglättete der Vervollkommnung. Franz war eine kräftige, rohe Form, Emil besaß den augenzückenden Ausdruck der vollendeten Schönheit, seine Erscheinung war anziehend, seine Rede verführerisch, jedes Wort, was er sprach, entbehrte den Anklang des gemeinen Lebens, er war mit jener glänzenden Ueberredungsgabe ausgestattet, welche den Zuhörer berauscht und ihn ganz vergessen läßt, daß das Wort keine Brücke ist. Und Emil besaß im vollsten Grade die Kunst der Schmeichelei, er konnte verführen, Alles unterstützte ihn bei diesem Willen. Franz konnte von allem diesem nichts aufweisen, er hatte nur ein redliches Herz und die harte Arbeit, welche ihn ernährte, hatte wol allerdings seine Muskeln eisern gemacht, aber seiner Gestalt jenes Anhängsel von Plumpheit beigegeben, die stets eine Folge der täglichen Anstrengungen bei den niedern Ständen zu sein pflegt.

Dieſen Unterſchied lernte Lottchen nur zu bald erkennen. Franz kam ermüdet geſchwärzt von Rauch, Feuer und der ſchmutzigen Arbeit des Abends zu Hauſe, dann liebte er die Ruhe, er war matt vom harten Tagewerke und ſchlief oft ein. Der früheſte Morgen fand ihn ja wieder vor dem Ambos und eine fünfzehnſtündige Arbeit ſpannt ab. Das hatte Lottchen früher nicht beachtet, es war ihr nicht aufgefallen, ſie kannte damals nichts anderes — jetzt freilich fand ſie einen großen Unterſchied. Zuweilen kam ihr das Bewußtſein, daß ſie die redliche Liebe Franzen's, welche ſo fern aller Schmeichelei war, mit Undank belohne, daß ſie an ihm ein Verbrechen begehe und in ſolchen Augenblicken der Erkenntniß faßte ſie den Entſchluß, Alles aufzugeben, was jetzt den Schein eines Glückes für ſie trug. Sie wollte aus dem Hauſe der Kommiſſionsräthin wegbleiben. Aber ein Blick auf ihre blinde Mutter, die ſich jetzt trotz ihrer traurigen Blindheit ſo glücklich wie nie im Leben fühlte, machte dieſen Entſchluß ſchnell wanken und dann, konnte ſie denn jetzt auch, wenn ſie ihre eigene Zukunft nicht gänzlich untergraben wollte, aus dem Hauſe der Kommiſſionsräthin wegbleiben? Das war nicht möglich. Warum? würde die Welt gefragt haben und der jederzeit fertige Argwohn hätte ihr ohne Säumen ein Verbrechen angedichtet, eine Veruntreuung als Urſache ihres Wegbleibens ausgeſprengt. Konnte ſie denn den Leuten ſagen: „Ich fliehe dies Haus des Reichthums, um einer meiner Tugend drohenden Gefahr zu entgehen?" Wer hätte das wol geglaubt? Niemand! Und wo ſollte ſie denn dann Arbeit finden, um ſich und ihre arme Mutter zu ernähren! Der üble Ruf iſt bei einem Mädchen, das von ſeiner Hände Arbeit lebt, der Untergang ſelbſt. Und wir wollen es nicht verfehlen, wenn auch in Lottchen's Herzen dieſe beiden wichtigen Gründe ſie gebieteriſch zwangen, ihren Entſchluß nicht auszuführen, ſo gab es noch einen Grund dazu, den ſie ſich freilich zu verheimlichen ſtrebte, der aber nichts deſtoweniger im Laufe der Zeit ein großes Uebergewicht bei ihr errang und dieſer war ihre ſtark aufgeregte Eitelkeit und eine immer ſtärker werdende Zuneigung zu Emil. Aber immer noch war ſie tugendhaft, trotz dem ſie ſich geſtehen mußte, daß er ihr nicht gleichgiltig ſei, ihre Neigung beſtand nur in einem unſichern Schwanken, das ſie ſelber täuſchte. — Emil hatte es bisher noch nicht gewagt, mit irgend einem Antrag ihr zu nahen, der ihr die Augen hätte öffnen können, ſie achtete ihn, ſeine Schmeichelei erſchien ihr als der Ausdruck einer wahrhaften Zuneigung. Von allem dieſen wußte Franz nichts, er ſah nur die Wirkungen, ohne die Urſachen derſelben ſich erklären zu können, obwol er vernünftig genug war zu ahnen, daß irgend etwas, was er nicht kannte, Lottchen's Herz ihm abwendig gemacht hatte. Wie ſchön waren ſonſt ſeine Sonn- und Feiertage geweſen! die einzigen freien Tage, an denen er von der harten Arbeit ausruhen konnte und in ihrer Geſellſchaft. Das war anders geworden. Lottchen hatte mit dem Kammermädchen der Kommiſſionsräthin Bekanntſchaft gemacht und wenige Sonntage vergingen, wo ſie nicht in deren Geſellſchaft war oder für dieſe neue Freundin im Hauſe der Kommiſſionsräthin arbeitete. Zuweilen auch kam Simon und ladete Lottchen zu einem Sonntagsvergnügen, zu einer Spazierfahrt ein, denn Simon galt jetzt viel bei der blinden Mutter, die das Wort der Schrift „und es wird über den wiedergefundenen Sohn viel Freude ſein" buchſtäblich erfüllte. Und Franz beſaß ein tiefes Ehrgefühl, er vermochte es nicht über ſich zu gewinnen, ſich gegen die alte Stäblein auszuſprechen, es that ihm wehe, einen Zweifel über Lottchen zu äußern und in der That, er liebte ſie zu ſehr, um an ihr zu zweifeln; ein falſches Schamgefühl hielt ihn zurück, ſeinen Schmerz über das veränderte Benehmen Lottchen's zu erkennen zu geben und konnte er denn auch einen haltbaren Grund aufſtellen, der da bewies, ſie habe ſich von ihm abgewendet? nein, ſie war freundlich wie ſonſt gegen ihn, wenn auch in dieſer Freundlichkeit nicht undeutlich eine Abnahme ihrer Neigung an's Licht trat.

Heute wieder — der Tag war ſo ſchön. Alles eilte in's Freie und Lottchen war mit dem Kammermädchen der Kommiſſionsräthin und mehren Freundinen derſelben zu einem Caffee im Freien verſprochen. „Ich kann das nicht abſchlagen," hatte ſie geſagt, als Franz erwähnte, daß es ihm große Freude gemacht haben würde, wenn ſie einige Stunden dieſes vom ſchönſten Wetter begünſtigten Feiertages in ſeiner Geſellſchaft zugebracht hätte — „ich kann das nicht abſchlagen, die Mädchen ſind Alle in vornehmen Häuſern, das bringt mir viel Nutzen, man empfiehlt mich um ſo eher, wenn man mich kennt, darauf muß ich ſehen, es iſt wegen der Zukunft."

Franz ſchwieg, es überlief ihn eiskalt, daß Lottchen Freundſchaft aus Spekulation zu ſchließen ſuchte. Gern hätte er ihr erklärt, wie ihn dies von ihr überraſche; aber es krampfte ſein Herz zuſammen und war das nicht der größte und bitterſte Hohn, daß er ſich bei nur einigem Nachdenken ſagen mußte: Jeder, der Lottchen ſo ſprechen hörte, müßte ihr beiſtimmen? Als Franz jetzt die Treppen hinaufſtieg, wurde ihm das Herz immer ſchwerer. Sonſt eilte er, obwol ermattet von der anſtrengenden Tagesarbeit, raſch hinauf, jetzt ging er langſam, er fand ja nichts, was ihn freute. So mit dieſem niedergedrückten Gefühl trat er in ſein Stübchen. Der Verkrüppelte, der erſt in einigen Stunden nach dem Tanzboden ging, um wie gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen Muſik zu machen, empfing ihn mit einer luſtigen Tanzmelodie, die einen ſchneidenden Contraſt gegen die traurige Stimmung des jungen Geſellen bot. Aber Franz beachtete es nicht, er hatte nur mit ſeinem Kummer zu thun. Er warf die Mütze auf's Bett und ſetzte ſich mit auf die Bruſt geſenktem Kopf auf den Rand desſelben. Der Verkrüppelte blickte ihn zuweilen von der Seite an. Die luſtige Tanzmelodie ſchien allmälig zu erſterben, zu verhallen. Der Dämon des Haſſes, des Hohnes wich einem ſanfteren Gefühle, die immer leiſer klingenden Töne glichen einer ſchmerzlichen Theilnahme, einem Mitgefühle — endlich waren ſie verklungen — eine tiefe Stille folgte. Der Geiger ließ wie in Gedanken ſeine Geige an der verkrüppelten Bruſt ruhen, die Hand mit dem Bogen hing ſchlaff an ſeiner Seite herab. Nur zuweilen und wie unbewußt ließen ſeine auf der Seite des Inſtrumentes ruhenden Finger eine derſelben in die Höhe ſchnellen, ein ſchillernder Ton wie vom zerſprungenen Gefäße folgte dann und unterbrach die Stille. Nach langer Weile endlich — wendete ſich der Mißgeſtaltete zu Franz, er betrachtete ihn. „Biſt krank?" fragte er.

Franz hatte keine Aufmerkſamkeit auf dieſe Frage;

der Andere wiederholte ſie in heiſerem Tone. Nun richtete Franz den Kopf auf.

„Nein!“ ſagte er.

„Ja!“ entgegnete der Geiger beſtimmt.

Franz erſtaunte. „Wie meinſt Du das?“ fragte er.

„Ha!“ — der Vorige legte ſein Inſtrument in das ſtets offen neben ihm liegende Futteral, ſchwenkte ſich dann vom Stuhle und trat zu ihm hin. Die großen Augen des Verkrüppelten ſchienen einen Weg in das Herz ſeines Bruders zu ſuchen, er betrachtete ihn mit langem Blick, welcher Franz ſo ſehr auffiel und beunruhigte, daß er die Frage an ihn richtete: „Warum ſiehſt Du mich ſo an, Auguſt?“

„Ich weiß, woran Du krank biſt.“

Eine flüchtige Röthe ſchoß über Franzen's Wangen, er ſchwieg überraſcht, beſtürzt. Bisher hatte er gar nicht geahnt, daß dieſer arme Mißgeſtaltete auf Jemand außer ſeiner eigenen Perſon eine Aufmerkſamkeit wenden könne und nun plötzlich trat Auguſt ſo ſprechend zu ihm hin. „Ich bin nicht krank,“ antwortete er nun mißgeſtimmt.

Ein zweifelhaftes Lächeln überſtreifte das unſchöne Geſicht des Andern. „Lottchen!“ ſagte er.

Franz wurde von dieſem Namen angeregt, der Verkrüppelte hatte einen Blick in ſeine Seele geworfen und die wunde Stelle entdeckt.

„Wie meinſt Du das?“

„Könnte Dir was ſagen — hm, weiß nicht, ob Du's vertragen wirſt,“ redete der Geiger.

„Rede doch! rede doch!“ rief Franz ſchnell in eine Haſtigkeit übergehend, die dem Andern bezeugte, daß er den rechten Fleck getroffen. „Ueber Lottchen willſt Du mir was ſagen?“

Der Geiger nickte.

Franz ſprang auf. Er faßte Auguſt hart am Arme; der ſo Angegriffene ſtieß einen Schmerzſchrei aus — Franz ließ ſeinen Arm los. „Ich wollte Dir nicht wehe thun,“ ſagte er, „wahrhaftig nicht; ich wußte nicht, was ich that — ich bin manchmal nicht recht bei Sinnen.“ Nach einer Pauſe fuhr er fort: „Du wollteſt mir was ſagen über... Lottchen... das erſchreckte mich. Was iſt's denn?“

Der Geiger rieb ſeinen Arm, der von der harten Schmiedefauſt faſt zerdrückt ihm dünkte.

„Lottchen hat'n Andern!“ ſagte er dann.

Franz war ſtarr, das Wort machte einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß ſein Blut plötzlich zu ſtocken ſchien, es folgte eine Pauſe. Dann aber rangen ſich mit Gewalt die augenblicklich gehemmten geiſtigen Kräfte zu einer um ſo mehr erhöhten Thätigkeit. Sein Auge, das im Moment erloſchen ſchien, flammte plötzlich auf, ſeine Geſichtszüge zuckten fieberiſch. „Einen Andern?!“ rief er... „Auguſt, beweiſe das! Du mußt's beweiſen, denn ich laſſe Lottchen's Ehre von keinem Menſchen antaſten, auch von Dir nicht, wenn Du auch mein Bruder biſt.“

Der Geiger behielt die Ruhe eines Menſchen, der ſeiner Ueberzeugung ganz ſicher iſt. Die Gewohnheit alle ſeine Empfindungen tief in ſein Innerſtes zu verbergen und nur in den Tönen ſeiner Geige ſie auszuſprechen, die für Alle eine geheimnißvolle Sprache waren, machte es ihm jetzt um ſo leichter, ſeine wahren Gefühle zu verſchleiern. In der That, ihn leitete jetzt ein dreifaches Motiv, um ſeinem Bruder zu entdecken, was ihm das auf der Treppe zwiſchen Simon und Lottchen gehaltene kurze Geſpräch verrathen hatte. Die Freude, Franz durch dieſe Entdeckung recht unglücklich zu machen, war Eins der Motive; das zweite fand ſeinen Grund in ſeiner eigenen Befürchtung, daß Lottchen, welche er ſo ſehr liebte, die ihm bisher als ein reines Ideal erſchienen war, in die Fallſtricke der Verführung gerathen ſei, ein Gedanke, unter dem ſeine Seele erbebte; das dritte Motiv bildete eine jener räthſelhaften Erſcheinungen, deren Grund die Seelenkunde oder Pſychologie vergebens zu entziffern ſtrebt. Es war ein unwillkürliches Mitleid mit Franz, ein Gefühl, das einer Reue ſehr ähnlich ſah, einer Genugthuung, zu welcher es ihn drängte, weil er das Bewußtſein in ſich trug, daß ſein Schweigen über jenen Vorfall Alles herbeigeführt hatte. Vielleicht lag auch der Grund zu dieſer Reue in ſeiner eigenen Angſt um Lottchen, daß er das Unglück ſeines Bruders verſtand. Dieſe drei Motive verſchloß er in ſeine Bruſt, in welcher Franz natürlich nichts dergleichen vermuthen konnte. Er hörte nur mit Erſtaunen, was ihm Auguſt erzählte. Eine lange Stille folgte auf dieſe Erzählung, es hatte faſt den Anſchein, als koſte es Franz Anſtrengung, ſich das nur als eine Möglichkeit zu denken; aber je mehr er darüber dachte, deſto deutlicher entfaltete ſich vor ihm eine entſetzliche Wahrheit.

„Simon!“ rief er, „Simon dieſer Nichtswürdige! wenn ich ihn finde, koſtet es ſein Leben. Er hat das Alles veranſtaltet — jetzt iſt's klar vor mir — Lottchen ſpielt die Falſche oder ſie iſt betrogen. Dallichau heißt die Commiſſionsräthin, wo ſie arbeitet — hat ſie einen Sohn?“

„Ich weiß es nicht; aber ich erfahre es — ich muß es erfahren.“

Mit großen Schritten durchrannte er das kleine Stübchen, die Aufregung in ihm war furchtbar, ſein aus ſtillem Gram gebleichtes Antlitz war dunkelroth vor Zorn, ſeine Hände geballt preßten ſich heftig gegen die Stirn, als ſei es möglich, dieſe furchtbare Erkenntniß, die jetzt jede geiſtige und leibliche Fieber in ihm zittern machte, zu unterdrücken. Der verkrüppelte Geiger empfand Schreck, als er dieſen großen Aufruhr bei ſeinem Bruder ſah — welch' ein Ausdruck von Wuth und aufflammender Leidenſchaft. Franz ſtieß einzelne Worte aus, die ſeinen Gedankengang bezeichneten. „Der Pole.... gewiß.... Betrügerin... Schurke... aber ich erfahr's!“ Dann blieb er plötzlich vor Auguſt ſtehen. „Warum haſt Du ſo lange geſchwiegen?“ rief er, „damals war's noch Zeit, ſie zu retten, jetzt iſt Alles vorbei.“

„Mein Gott,“ ſtammelte der Kleine, „was denn vorbei?“

„Was?“ entgegnete Franz, „mit Lottchen iſt es vorbei.“ Damit wendete er ihm den Rücken zu.

„Was iſt denn mit Lottchen vorbei?“ fragte der Mißgeſtaltete in Angſt ſich an ſeinen Arm hängend.

Der junge Geſell betrachtete ihn mit einem ſo wilden Blicke, daß Jener vor Furcht erzitterte. „Geh,“ ſagte er ihm ſeinen Arm entreißend, „Du haſt zu brüderlich an mir gehandelt, Gott hat Dich nicht um ſonſt gezeichnet.“

Das war für Auguſt ein Todesſtreich, der ihn förmlich niederſchlug. Er hat noch nie aus ſeines Bruders Munde ein hartes Wort gehört, dies war das erſte; aber es war auch ein ſo furchtbares, ſo niederſchmetterndes, daß

der Verkrüppelte davon vernichtet schien. Zwischen Beiden wurde kein Wort mehr gesprochen. Später verließ Franz die Wohnung, dann ging auch der Geiger mit seinem Instrumente, um — auf dem Tanzboden zu spielen. Die Stimmung des Ersteren läßt sich nicht schildern, er rannte vor's Thor hinaus. Aus allen Gärten drangen melodische Klänge, überall war heute Concert, man lachte, jubelte und Franz war so unglücklich. Den Blick zu Boden gesenkt, durcheilte er planlos die Gegend. Die wunderbaren Freudenstimmen in Farbe und Ton, die die reiche anmuthige Landschaft zu jedem Herzen sendete, gingen an dem seinen verloren, die Welt hätte können in Brand auflodern, es hätte ihn gleichgiltig gelassen. Seine Gedanken waren wie Sturmflut, nicht festzuhalten, fliehend und wiederkehrend, nichts Klares, ein buntes Durcheinander, eine Qual, die ihn rastlos verfolgte der es nicht möglich war, zu entfliehen. Es war schon sehr düster, als er erschöpft nach der Stadt zurückkehrte. Als er in seiner Wohnung anlangte hörte er die blinde Stäblein aus ihrem Stübchen rufen: „Bist Du es, Lottchen?"

Wie? schon in der zehnten Abendstunde und Lottchen noch nicht da? konnte sie so auf ihre arme Mutter vergessen und diese der Einsamkeit auf so lange Zeit überlassen?

„Ich bin's, Mutter Stäblein," sagte er zu der Blinden in's Stübchen tretend.

„Lottchen bleibt recht lange," entgegnete diese mit einem unterdrückten Seufzer.

„Hm, es ist bald Zehn."

„Wenn man so allein ist, wie ich es bin," redete die Blinde, „werden die Stunden doppelt lang."

„Nun tröstet Euch mit mir, Mutter Stäblein, Lottchen denkt nicht an Euch und mich, man muß das gewöhnt werden."

Die Blinde gab darauf keine Antwort, sie horchte gespannt, ihr seit der Blindheit verdoppeltes Gehör hatte den Schall der Schritte Lottchen's gespürt. „Jetzt kommt sie! Ach, Gott sei gelobt! welche Angst habe ich um das Kind gehabt!"

Franz hatte sich an die Wand gelehnt, er erwartete Lottchen's Eintritt. Dieser erfolgte bald. Das Mädchen war athemlos.

„Liebes Mütterchen, sei nicht bös, ich habe mich ganz in der Zeit vergessen," sagte sie.

„Ja Du bist sehr lange geblieben," seufzte sie, „ich wäre auch gern einmal an die Sonne gegangen, es würde mir so wohl thun, aber ich habe Niemand, der mich führt."

Lottchen zögerte mit einer Antwort auf diesen gerechten Vorwurf, es war so dunkel in dem Stübchen, daß sie Franz, der unbeweglich an der Wand lehnte, nicht bemerkte. Sie erschrack deshalb um so mehr, als sie ihn jetzt sagen hörte: „Nun grämt Euch nicht, Mutter Stäblein, 's werden noch mehre schöne Tage kommen und ich verspreche Euch, daß ich Euch Sonntags an die Sonne führen will, da Lottchen so viele Abhaltungen hat."

„Franz auch hier?" fragte das Mädchen und in dem Tone ihrer Stimme lag der Ausdruck des Schreckens, „ich muß nur Licht machen, es ist sehr dunkel hier, man sieht Niemand."

Die Blinde schien in dem Anerbieten des jungen Gesellen seine Stimmung gegen ihre Tochter herauszufühlen. „Er hat Recht," sagte sie, „es ist sehr Unrecht von Dir, Lottchen, ich muß Dir das sagen. Mit Franz gehst Du auch nicht mehr — Du bist ganz anders geworden."

„Aber mein Gott, ich..." Lottchen stockte mit der Antwort, sie verbarg ihre Verwirrung und das Bewußtsein ihrer Schuld unter dem Geschäfte des Feuerschlagens, mit dem sie etwas lange machte, um Zeit zur Fassung zu gewinnen. Endlich brannte das Lämpchen.

Ohne zu sprechen, trat Franz auf sie zu, er faßte ihre beiden Hände und sah ihr scharf in's Auge. Diesen Blick, der in ihrer Seele zu lesen schien, konnte sie nicht ertragen, sie schlug die Augen nieder, sie zitterte; er fühlte das an ihren Händen, die er in den seinen hielt und ihr Gesicht überlief von einer heißen Schamglut. Er sprach kein Wort des Vorwurfs, dieser lange durchbohrende Blick war eine weit eindringende Sprache, dann wendete er sich plötzlich ab, ihre Hände loslassend und sagte: „Gute Nacht, Mutter Stäblein!" Rasch verließ er das Stübchen und eilte in seine Wohnung hinüber. Hier überließ er sich ganz dem heftigen wilden Ausbruch seiner Gefühle. So weit war es schon mit Lottchen, daß sie schamvoll vor ihm die Augen niederzuschlagen gezwungen war, dieser Gedanke machte ihn sehr unglücklich.

„Hat er denn nur von mir gute Nacht genommen?" fragte die Blinde befremdet.

„Nein, auch von mir," sagte Lottchen, um jedem Vorwurf ihrer Mutter, der sich darauf beziehen konnte, vorzubeugen; dann fuhr sie fort sich entschuldigend: „Franz war böse auf mich; aber es geht doch nicht anders. Ich kann solche Einladungen nicht abschlagen, wenn ich mir nicht selber schaden will, er versteht das nicht. Freilich thut es mir leid, daß ich mich heute so verspätet habe; aber auf Dich, Mütterchen, hab' ich nicht vergessen, ich bringe Dir ein Paar Stückchen wunderschöner Kuchen mit. Koste einmal, wie süß, wie delicios!"

Die blinde Mutter vergaß über diesen Beweis von Erinnerung an sie alle Vorwürfe, die sie vielleicht noch gemacht haben würde. Lag denn nicht in diesem Beweise die kindliche Liebe Lottchen's für sie?

„Du brauchst Dich von Niemand führen zu lassen, das werde ich schon thun," bemerkte Lottchen dann — „von Franz war das nicht schön, daß er Dich so gegen mich aufbringen will."

„Er hat es gewiß nicht böse gemeint, er ist ein herzensguter Mensch," entschuldigte die Blinde.

Lottchen blieb die Antwort schuldig. Wenn sie auch gegen die Mutter sich von Franz beleidigt stellte, so war das doch nur ein Vorwand, um wenigstens sich keine Blöße zu geben. Franzen's Blick ging ihr nicht aus dem Gedächtniß. In diesem Blicke lag eine Sprache, die ihr wie ein Dolch in's Herz gedrungen war. Dieser stumme Vorwurf ließ sie in Unkenntniß, ob er um Alles wisse. Dieser Gedanke beschäftigte sie bis zum Einschlafen. In ihrer Seele hatte ein böser Einfluß Raum gewonnen, ihr Bruder Simon beherrschte sie bereits. Er hatte ihre Neigung zu Emil Dallichau erkannt, und auf diesem Grunde baute er fort. Es war ein schweres Stück Arbeit, ein Mädchen, welches, obwol ohne Weltkenntniß, ohne Erfahrung, doch jenes richtige Gefühl für Tugend und Unschuld besaß, das

in ſchweren Lockungen eine ziemlich feſte Stütze zu ſein pflegt, für die Tugend in etwas gleichgiltig zu machen. Das konnte nur allmälig geſchehen und Simon hatte es trefflich verſtanden, die Zeit zu benützen. Der Grund war gelegt, Lottchen fand an dem Wohlleben Geſchmack, ſie war eingeführt worden, ohne daß ſie es merkte, in jene behagliche Stimmung der Sorgenloſigkeit, welche ein guter Verdienſt und ein heiterer Umgang zu geben pflegt, mit einem Worte, ſie hatte das Leben und ſeine Annehmlichkeiten kennen gelernt, obwol in einem ſehr beſchränkten Maße — und daher es auch liebgewonnen, um ſo mehr als die drückende Nahrungsſorge, die übermäßigen Anſtrengungen bei einem kärglichen Verdienſt eine wahrhaft nächtliche Schattenſeite gegen dies heitere Lichtbild boten.

Simon hatte eben ſo allmälig das Fundament ihrer Neigung zu Franz zu untergraben gewußt durch Reden, die anfänglich ihr zuwider waren, nach und nach aber den unangenehmen Eindruck verloren und — der härteſte Stein wird durch immerwährenden Tropfenfall ausgehöhlt — zuletzt faſt wie eine Schmeichelei Eingang bei ihr fanden.

Sie liebte Franz nicht mehr und zog ſich nach der Anleitung ihres Bruders immer mehr von ihm zurück, im gleichen Verhältniſſe wuchs auch die Zuneigung für Emil, den Sohn des reichen Hauſes, welcher immer mehr und mehr eine Leidenſchaftlichkeit für ſie zeigte, deſto mehr er Widerſtand oder lebendiges Gefühl für ihre jungfräuliche Ehre bei ihr fand. Dieſem jungen, durch üble Geſellſchaft und ohnehin leichtſinnigen Charakter verdorbenen Mann war eben ein ſolcher Widerſtand, eine ſolche Tugend etwas Neues, Ungewohntes; ein Reiz, der mit jedem Tage zunahm und in der That eine ſtarke Leidenſchaft in ſeinem Innern gründete.

„Stäblein," ſagte er zu Simon, „Ihre Schweſter iſt von Stahl, ſie gibt nicht nach. Ach, ich verwünſche dieſe prüde Tugend in den Abgrund der Hölle. Noch nie habe ich ſo lange um Erhörung geſchmachtet und ich verzage, daß ich je an dies Ziel gelangen werde."

„Ich nicht, Freund der Seele," antwortete Simon lächelnd, „es iſt wahr, dieſe kleine Närrin hält ſo feſt wie ein Polyp an dieſer ſo lächerlichen Tugend; aber es iſt die ſchlechte Erziehung, die ſo mächtig bei ihr Wurzeln geſchlagen hat. Wir müſſen einen Coup wagen."

„Welchen?" fragte Emil.

„Ueberlaſſen Sie das mir," ſagte Simon, „ich werde Ihnen dann das Nähere mittheilen, wenn es ſo weit iſt. Ha, glauben Sie, daß ich ſo gutwillig die ſchönen fünfzig Luisd'or, welche Sie mir verſprochen haben, wenn ich Ihnen zum Ziele helfe, fahren laſſen werde?"

„Denke nicht daran. — Aber wie?" fragte Emil Dallichau.

„Laſſen Sie das meine Sorge ſein," antwortete der Vorige, „Sie wiſſen, ich haſſe nichts mehr als dieſe Tugendſpielerei, welche doch zuletzt an einer unbemerkten Klippe ſcheitert. Und dieſe Klippe werde ich in Lottchen's Weg ſtellen."

Und Simon war der Mann, welcher in dieſer Beziehung Wort hielt, er beſaß einen wahrhaft böſen Charakter und Böſes zu thun, war ſeine Freude. Er ſcheute nichts, wenn er ein Ziel vor ſich hatte, dieſe Energie, welche für das Schlechte ſo thätig war, entſprang aus dem Bewußtſein oder aus der Ueberzeugung des traurigen Wahnes, daß nur das Schlechte hier auf Erden zu einem glänzenden Lebensweg führe.

Es ſei ferne von uns, den Leſer mit den Sophismen dieſer ſchändlichen und jede Tugend im Keime zerſtörenden Lebensklugheit zu unterhalten, Simon kannte in vielen Beziehungen das menſchliche Herz genau, er wußte, daß die Spekulation die Baſis der meiſten ſich äußernden Triebe und Leidenſchaften ſei. Es war ihm gelungen, das Vertrauen ſeiner Schweſter zu erringen und dies Vertrauen erſchien ihm als ein hinreichendes Fundament, ihre Geſinnungen zu bearbeiten. Mit Freude hatte er bemerkt, daß Lottchen für die Eitelkeit empfänglich ſei. Das war ein guter, fruchtbarer Boden, der jeder Saat der Verführung eine gute Ernte verſprach. Indem er ihre Eitelkeit noch mehr erweckte, unterſtützte ihn die Neigung des Mädchens zu Emil weſentlich.

„Ich ſehe Dich eines ſchönen Tages, als die Gemalin dieſes reichen, jungen Mannes, der ſo, wie ich jetzt aus ganz ſicherer Quelle weiß, eine höchſt glänzende Partie von ſich gewieſen hat, weil er, wie er gerade heraus zu ſeiner Mutter geſagt hat, nur nach ſeiner Neigung heiraten wolle, er ſei reich genug, um ganz nach ſeinem Geſchmacke wählen zu können," ſagte Simon zu ihr, „und an ſelbem Tage noch theilte er mir mit, er habe noch zu keinem Mädchen ſolch' eine Neigung gefühlt als zu Dir."

Lottchen war über und über Purpur, ſie ſchien zu zürnen, daß Simon ihr ſolche Gedanken aufreden wollte.

„Wer bin ich denn?" entgegnete ſie, „ein armes Schneidermädchen, das um Taglohn arbeitet. Nein, Simon, rede nicht mehr von ſo etwas, es paßt ſich nicht, daß ich ſo etwas nur denke."

Simon lachte.

„Warum lachſt Du denn?" fragte ſie.

„Ich hoffe," antwortete der Gefragte, „daß das nur Beſcheidenheit von Dir iſt, die jetzt aus Dir ſpricht. Es ſollte mir leid thun, wenn Du nicht einmal den Wunſch hätteſt, auf eine ehrenvolle Weiſe aus dieſer traurigen Armuth, die nur von heute zu morgen lebt, erhoben zu werden oder es als ein ganz unmögliches Wunder hielteſt, daß ein reicher, junger Mann Dich lieben und, um das Urtheil der Welt ſich nicht kümmernd, Dir mit ſeiner Hand auch ein glänzendes Loos anbieten könnte. Thöricht und unverantwortlich aber wäre es, wenn Du ihn durch eine affektirte Sprödigkeit zurückſtießeſt."

Dieſe Worte konnten nicht ohne Wirkung bleiben bei einem Mädchen, das für den Gegenſtand, den ſie betrafen, bereits eine innige Zuneigung empfand; aber immer noch blieb ſie ſtark, ihre Liebe zu Emil frei von Vergehen. Immer mehr und mehr beengte ſie jedoch ihr gebrochenes Verhältniß zu Franz, es fehlte ihr an Muth, aufrichtig gegen ihn zu ſein. Sie mied ihn, wo ſie nur konnte und die kurze Scene, die wir bereits ſchilderten, machte den Wunſch rege, gänzlich aus ſeiner Nähe ſich zu entfernen. Sie äußerte das gegen Simon.

Zwei Tage ſpäter kam dieſer zur Mutter, welche jetzt jedesmal ſich ſehr glücklich fühlte, wenn er ſie beſuchte. Simon hatte es verſtanden, dieſe arme blinde Frau ganz für ſich zu gewinnen und war es denn nicht ein freudenvolles Bewußtſein für ihr mütterliches Herz, daß die feindſelige Stimmung zwiſchen ihnen durch eine freundſchaftliche

aufgehoben worden sei? Gewiß. — „Ich komme mit einem Vorschlage zu Euch, der sehr vortheilhaft ist," sagte er.

„Mit was für einem denn?" fragte die Blinde neugierig.

„Ihr sollt diese Wohnung verlassen und eine andere schönere und zwar unentgeldlich beziehen."

„Ach, mein Gott, das wird nicht gehen, hier haben wir so lange Jahre gewohnt!" sagte die Blinde.

„Ich sehe darin kein Hinderniß, meinen Vorschlag anzunehmen," entgegnete Simon, „im Gegentheil finde ich für Euch, Mutter, einen großen Vortheil bei einer Veränderung." Er erzählte ihr, daß er ein Haus mit einem schönen Garten von einem Fremden übernommen und es sehr nothwendig sei, daß Jemand daselbst wohne, den er genau kenne. Er schilderte die Lage des Hauses und des Gartens als eine reizende, den Vortheil besonders heraushebend, daß sie ein geräumiges Parterrelogis bewohnen würden, von dem sie nur ein Paar Schritte in den sonnenhellen Garten hätten. „Und Ihr wohnt nicht allein darin," fügte er hinzu, „es ist ein Gärtner daselbst und ein Hausmann, der Letztere ist verheiratet und ich werde dessen Frau beauftragen, Euch zu pflegen, in den Garten zu führen, wenn Lottchen nicht zu Hause ist. Hier habt Ihr keine Bequemlichkeit, müßt den ganzen Tag in dieser Baracke stecken, denn Lottchen ist auf Arbeit."

Die Blinde schwieg darauf, sie erkannte die Vortheile wohl; aber die Anhänglichkeit an ihre jetzige Wohnung ließ sich nicht so leicht überwinden.

„Ich bin hier alt geworden," antwortete sie darauf. Lottchen stimmte indeß bei und so gewann Simon's Vorschlag eine Uebermacht, die Blinde mußte sich darein ergeben, sie fürchtete zuletzt durch längere Weigerung, ihren Sohn, dessen gute Meinung sie als Kindesliebe betrachtete, zu beleidigen und so stimmte sie denn endlich dafür, obwol ihr der Gedanke sehr schwer wurde.

„Das Logis ist ganz möblirt, mit allem Möglichen versehen und Ihr habt nicht einmal nöthig, Eure Betten mitzunehmen," sagte Simon.

„Und wann soll diese Veränderung stattfinden?" fragte die Blinde.

„Morgen, Uebermorgen," war die Antwort, „ängstet Euch nicht, Mutter, über die Umstände eines so unverhofften Auszugs; Lottchen und ich werden Alles besorgen, Ihr habt nichts zu thun, als Euch in einen Wagen zu setzen, in dem ich Euch an Ort und Stelle bringe."

„Ich überlasse das Dir, mein Sohn," sagte die Mutter, „Du großer Gott, was könnte ich auch dabei thun? eine blinde Frau ist eben so unbeholfen wie ein Kind, das nicht ohne Führer sein kann."

Lottchen empfand trotz der Freude aus der Nähe Franzen's zu kommen, denn ihr Bewußtsein warf ihr eine große Schuld gegen diesen vor, eine Bangigkeit, die sie sich nicht erklären konnte. Sie fürchtete den Betrogenen — ach sein langer schweigender Blick trat vor ihr Gedächtniß gleich einem Gespenst, von dem sie gequält wurde. Sie fürchtete, daß Franz oder August es erfahren möchten, daß sie diese Wohnung verlassen würden und um dies zu vermeiden, bat sie die Mutter, gegen Beide davon zu schweigen.

„Warum denn, mein Kind?" fragte die Blinde, „weswegen denn Geheimnisse gegen so brave Nachbarn?"

„Wir wollen sie überraschen," sagte Lottchen sehr verlegen, „nur ein kleiner Scherz, thu' es mir zu Liebe, Mütterchen."

„Das ist doch aber sonderbar," meinte die Alte, „ich begreife nicht, was Du darunter suchst." Aber die gute Blinde versprach Schweigen, sie hätte es übrigens nicht nöthig gehabt; Franz kam an diesem Abend nicht in ihr Stübchen zu Besuch. Am andern Morgen erschien Simon.

„Nun, der Wagen ist da, Mutter, jetzt gebt mir den Arm."

Die Blinde erhob sich, der Abschied von dieser dürftigen Wohnung schien ihr sehr schwer zu werden, sie verschloß diese Empfindung jedoch in ihr Herz. Nur einen Augenblick noch, mein Sohn," sagte sie und trat an die Wand zu der Glastafel.

Simon sagte unterdeß zu Lottchen: „Ich hole Dich dann mit den Sachen ab."

„Nun mein Sohn, ich bin fertig," redete die Blinde, die die Glastafel von der Wand genommen und fest in der Hand hielt.

Simon lächelte. „Ihr habt wol Furcht wegen dem Glase?" fragte er.

„Es ist mein Heiligthum," antwortete sie, „Gott hat geholfen! Gott hilft noch! Gott wird weiter helfen!"

Er führte sie fort. (Fortsetzung folgt.)

Das griechisch nicht unirte Kloster Sutschawitza.

In einer Thaltiefe umgeben von bewaldeten Bergen gründete der moldauische Fürst Jeremias Mogilla im Jahre 1603 am Bache Sutschawitza das gleichbenannte Kloster.

Nach Art der andern, in der Bukowina befindlichen griechisch nicht unirten Klöster wurde dieses zum erhabenen Zwecke bestimmte Gebäude aufgeführt. Eine steinerne, einige Klafter hohe, ziemlich dicke Mauer von einigen Strebepfeilern unterstützt, umschließt dasselbe. In jeder Ecke und in der Mitte der Façade ragt ein Thurm empor. Umfangsreicher denn die andern, ist der dem Eingange rechts gelegene Glockenthurm; durch eine kleine, wohl verwahrte eichene Pforte gelangt man in des Klosters Innere. Ein zweiundfünfzig Schritte langes und vierzehn Schritte breites, von Morgen gegen Abend gelegenes Gebäude, dessen Wände mit in Fresko gemalten, der heiligen Schrift entnommenen Bildern übersäet sind, ist der erste Gegenstand, der sich dem Auge des Eintretenden darstellt. Und dieses ernste Gebäude, aus dem, mehr gegen das östliche Ende zu, ein auf gleiche Art wie die Wände gezierter Thurm sein Haupt erhebt, bildet die Kirche. — Sowol von Mittag als Mitternacht ist durch Vorlauben der Eintritt in das Innere derselben möglich. Durch kleine, nach gothischer Art geformte Thüren tritt man aus einer Abtheilung in die andere, deren es im Ganzen drei gibt, die Vorhalle abgerechnet. Jede dieser Abtheilungen steht in Hinsicht der Verzierung mit der der äußeren Wandungen im Einklange, nur daß die Gemälde

hier wegen dem ſchwachen Lichte, das ihnen durch kleine gothiſche Fenſter zugeführt wird, viel düſterer ſind. Gewölbt iſt die Kirche nach gothiſcher Weiſe.

Außer den, von keinem beſonderen Geſchmacke deutenden Wandgemälden und den Porträten einiger Biſchöfe, ſind noch ſehenswerth:

Zwei große, in Gold und Silber geſtickte Abbildungen des Kloſtergründers; dann zwei große, gleich gearbeitete, mit Edelſteinen und Perlen reich beſetzte Heiligenbilder, von den Prinzeſſinen des Fürſten Jeremias ſelbſt verfertigt. Schade, daß man dieſe Prachtwerke nicht ganz zu ſehen bekömmt; denn im halb verglaſ'ten Schranke werden ſie aufbewahrt, um ſie ſo den Küſſen andächtiger Wallfahrer zu entziehen, die ſie oft mit einer ſolchen Inbrunſt darbrachten, daß ſich Edelſteine und Perlen den Lippen anſchloßen, die ſie auch im frommen Eifer davon trugen. — Nächſt dieſen Bildern iſt des Sehens werth:

Das Grabmal des Fürſten Jeremias und ſeines Bruders Simeon, welch' letzterer von ſeiner Schwägerin Eliſabeth, deren Haar noch jetzt zu ſehen iſt, vergiftet worden war. Außerdem ſoll ſich allhier noch eine Reliquie vom heil. Jacobus Perſeus befinden. — In öſtlicher und weſtlicher Richtung von der Kirche ſind die Wohnungen der unter einem Igumen lebenden zwölf Mönche. Fromme Gebetsübung, ein beſchaulicher Lebenswandel machen die Obliegenheiten derſelben aus, die bei ihrer Muße leicht eine Schule zur Unterrichtung der Knaben des dem Kloſter nahe gelegenen Dorfes zu bilden im Stande wären.

Erzherzog Johann von Oeſterreich.

(Mit dieſen lithographirtem Porträt.)

Von allen Fürſten in Deutſchland, vom Kaiſer angefangen, und dem König der Preußen, bis zu den kleinen Herzogen und Sedezfürſten herunter, haben wir ſeit hundert Jahren keinen populären Fürſten gehabt, keinen Volksprinzen! Selbſt der „gute Kaiſer Franz" war kein ſo milder Charakter, als man uns gern glauben machen möchte, es lag etwas Verſtecktes, Geheimnißvolles, in dieſem Gemüth, was von dem Feinde aller Nationalitäten, dem Edelmanne am Rhein, Metternich, herrlich ausgebeutet wurde. Dem allmächtigen Staatsminiſter, der um den Preis eines ewigen Friedens Oeſterreich mit einer Milliarde Staatsſchulden belaſtete, war jede freie Regung einer Nationalität ein Dorn im Auge, es war alſo kein Wunder, wenn ſein Haß gegen einen Prinzen des Hauſes Habsburg, wie unſer Johann, faſt unbeſiegbar war; ja Metternich trug großentheils die Schuld, daß ein ſo ehrliches, biederes, echt deutſches Gemüth, wie Johann's dem Hofe und der Politik, ſo wie jedem größeren Wirkungskreiſe fern in den Alpen der Steyermark ſich verbarg.

Und wie glücklich lebte Hans von Oeſterreich in dieſen Bergen!

Johann Baptiſt Joſeph, kaiſerl. Prinz und Erzherzog von Oeſterreich, Ritter des goldenen Vließes, Großkreuz des militäriſchen Marien-Thereſien-Ordens, des Leopoldsordens, General der Cavallerie, General-Direktor des Genie- und Fortifikationsweſens, der Wiener-Ingenieur- und der Wiener-Neuſtädter Militär-Akademie u. ſ. w., wurde zu Florenz den 20. Jäner 1782 geboren. Er iſt der echte Sohn des Kaiſers Leopold II. und der Kaiſerin Maria Ludovika, Tochter Königs Karl III. von Spanien. Schon in früheſter Jugend ſtudierte er die Kriegswiſſenſchaften theoretiſch, für welches Studium, ſo wie für die Geſchichte er die größte Liebe zeigte. Die Invaſionen Napoleon's gaben ſeinem Talente bald einen größeren Spielraum, als Erzherzog Karl das Kommando im Jahre 1800 abgab, übernahm Johann den Oberbefehl des Heeres, mit dem er in Bayern vordrang. Nach dem Frieden von Luneville übernahm er die Stelle eines General-Direktors des Genie- und Fortifikationsweſens, wurde Direktor der Wiener- und Wiener-Neuſtädter Militär-Akademie, welche beide nur durch ihn auf jene hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht wurden, in der ſie jetzt ſtehen. Prinz Johann wurde der Vater der Soldaten, im Frieden ein zweiter Cincinnatus! — Als der Krieg im Jahre 1805 von Neuem ausbrach, befehligte er in Tirol; er kannte das kleine Bergland mit ſeinen Engpäſſen, ſeine ſtrategiſche Wichtigkeit, beſonders für Italien, zu genau, als daß er nicht augenblicklich auf die Idee der allgemeinen Volksbewaffnung hätte fallen ſollen. Er organiſirte den berühmten Landſturm in Tirol, aus dem Männer wie Andreas Hofer, Speckbacher u. a. hervorgingen. Tirol mit ſeinen himmelhohen Bergen, ſeinen Thälern und Engpäſſen war der rechte Spielraum für ſeine heldenmüthige Tapferkeit. Als er durch die Uebermacht des Feindes nach Kärnthen zurückgedrängt wurde, vereinigte er ſich mit dem Erzherzog Karl, um Wien vom Feinde zu befreien. Die Schlacht bei Auſterlitz und der darauf folgende Friede von Preßburg vereitelten dieſen Plan.

Nun wandte ſich der Prinz mit erneuter Liebe den Wiſſenſchaften zu, müde des ariſtokratiſchen Fuß- und Handgelenkes, und der diplomatiſchen Noten, die damals mit ſpaniſch- und öſterreichiſcher Angſt und Etikette am Hofe zu Wien gewechſelt wurden, bereiſ'te er Oeſterreich's ſchöne Alpenwelt, Steiermark, Tyrol, Kärnthen in artiſtiſcher, etnographiſcher Hinſicht, und um Volks- und Sittenſtudien zu machen. Dort fand ſich Herz zum Herzen, auf der hohen Alp ging das Herz des deutſchen Fürſten in Liebe für ſeine Brüder auf, eines Fürſten, der in ſpäteren Jahren zuerſt von allen deutſchen Prinzen den welthiſtoriſchen Ausſpruch that: „Kein Oeſterreich, kein Bayern, kein Preußen, ſondern ein einiges Deutſchland!" Und dieſer Ausſpruch hatte den damaligen Prinzen würdig gemacht, ſpäter einmal als Reichsverweſer das eigentliche Regierungs-Princip für Deutſchland zu repräſentiren.

Nach dem Tilſiter Frieden, der durch Preußens Fahrläſſigkeit namenloſes Elend über Deutſchland hereinbrachte, wandte ſich der Erzherzog von Neuem dem Kriegsſchauplatze zu. Er entwarf ſeinen genialen Vertheidigungsplan für die Weſtmarken des Kaiſerſtaates, die den Angriffen der Franzoſen und meineidigen Bayern ſtets ausgeſetzt waren, er organiſirte die Landwehr und den Landſturm der Tiroler, dieſes herrliche Bollwerk öſterreichiſcher Tapferkeit.

JOHANN, ERZHERZOG VON ÖSTERREICH.

Reichsverweser.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DIE ERMORDUNG DES GENERALS BREA

Die Steyrer, Tiroler und der einfache, wenn auch kaiserliche Prinz Johann wurden in diesen Campagnen gute Bekannte, darum hört man in der Steyermark, dem Aufenthaltsorte Johann's, nur vom guten Hans sprechen. 1801 befehligte er das Heer in Italien, schlug den Feind, bei Venzone, Pordenone, Sacile und drang bis zur Etschlinie, wo ihn aber die Unfälle in Bayern nöthigten, den Rückzug anzutreten. Leider trat sein Armeecorps in der verhängnißvollen Schlacht bei Wagram zu spät ein, um eine günstige Carier für die österreichischen Waffen herbeizuführen. Bis 1805 blieb der Prinz ohne militärischer Anstellung, wo er sich sodann bei der Belagerung von Hüningen sehr auszeichnete.

Als Europa nach langen Jahren unter dem Schwerte Napoleon's ausgeblutet hatte, als Deutschland einen Frieden erkaufte, der unter besseren Bedingnissen hätte geschlossen werden können, wenn Prinz Johann dabei gewesen und Frau von Crüdener nicht dabei gewesen wäre, da zog sich Johann ganz in's Privatleben zurück. Er bereis'te in Gesellschaft des Erzherzogs Ludwig Frankreich und England, von wo er 1816 zurückkehrte. Die Cabalen Metternich's und seiner Creaturen verleideten ihm das Hofleben, und so zog er sich nach seinen Alpen, zu seinen guten Steyrern zurück. Oft genug spottete man am Hofe zu Wien des Mannes, der in schlichter Landtracht unter den Bauern weilte, den man nur den guten „Hansel" nannte und der auf den Wiener Vorstadtbühnen mit steyrischen Kappen und Hüten und Hanslröcken persiflirt wurde. Damals dachte Niemand daran, daß der Hans einmal nach Wien kommen und ihnen den Kopf zurechtsetzen wird!

Seine Heirat, oder wie sie es in Wien nannten, seine fürchterliche Mesalliance mit einer Postmeisterstochter machte ihn vollends unfähig, unter den Prinzen in Wien zu figuriren. Johann grämte sich nicht, sondern brachte es nur einfach zuwege, daß seine Frau den Namen einer Baroneſſe von Brandhof erhielt.

Auf einer Reise berührte er die Poſtſtation Brandhofen — nirgends war ein Postknecht, der ihn hätte fahren können, der Postmeister selbst war ein Greis, da kam seine hübsche Tochter auf den Einfall, sich in Postillonskleider zu stecken. „Wenn Niemand da ist, so fahr' ich den Prinzen selber!" Der Prinz wußte nichts davon; erst im Wagen fiel ihm die zierliche Taille und das hübsche Gesichtchen seines Postillons auf. Der Prinz war von diesem Zuge so tief ergriffen, daß er meinte, „sie wollten künftig immer zusammen fahren."

Nichts trübte das Glück dieser Ehe aus dem Volke. Der Prinz lebte fortan in seinem Lieblingslande Steyermark auf dem Brandhofe, den er zu einem wahren Kunsttempel des guten Geschmackes einrichtete. Fortan lebte er als Bürger unter einem Volke, das ihn anbetete und ihm manche heilsame Institutionen zu verdanken hatte. So gründete er das Nationalmuseum zu Grätz, was seinen Namen führt, eben so wirkte er nutzbringend als Protektor der Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien.

Nun wurde plötzlich durch die freie Wahl der Repräsentanten des deutschen Volkes dieser Prinz zu einer Würde berufen, welche ihm die Obergewalt im deutschen Reiche übertrug. Die Zeit war vorüber, wo der österreichische Kaiserstaat durch den Nationalfeind Metternich mit Tinte und Streusand regiert wurde; man sah, daß es an der Zeit sei, einen populären Prinzen an die Spitze des Reichstages zu stellen, und wählte den Prinzen von Oesterreich dazu. Deutschland hat jetzt ein Reichsoberhaupt. Der Moment war einer der größten in der Geschichte, wo der populäre Heinrich von Gagern in der Paulskirche zu Frankfurt am Main verkündete: 436 unter 546 Stimmen hätten den Prinzen Johann zum Reichsverweser erklärt! Fortan soll Johann der Wächter Deutschlands, der Mann des Vertrauens, die Hoffnung des Volkes, die Stütze unserer Freiheit sein! Tausendstimmig wie der Jubelruf in der Paulskirche, so soll auch der Jubel in allen Landen Oesterreichs wiederhallen, daß wir ein Oberhaupt fanden, dessen Herz immer warm für die deutsche Sache schlug.

Und so lasset uns stark und einig der Zukunft, ob sie auch noch so stürmisch sei, entgegensehen und ausrufen: „Hoch lebe unser Johann, der deutsche Mann!"

Der Tod des Generals Bréa.

(Mit einer lithographirten Abbildung.)

Blutiger als alle Barrikaden-Kämpfe waren die des Juni in Paris. Augenzeugen versichern, daß in keiner der Schlachten des Kaiserreiches so viele Generale und höhere Offiziere gefallen waren, als auf den Barrikaden von Paris in jenem blutigen Monat.

Eine der traurigsten Scenen dieser Kämpfe war der Tod des Generals Bréa, den wir auf unserem Bilde bringen.

Nach der Verwundung des Generals Damesme übernahm er das Commando der Truppen des 12. Arrondissements, um die Barriere von Fontainebleau zu nehmen, die im Besitze der Insurgenten war. Begleitet von einem Mitgliede der Nationalversammlung Herrn de Ludre griff General Bréa an, ohne auf Hindernisse zu stoßen. Erst auf der Höhe der Barriere von Fontainebleau fand er ein regelmäßiges Viereck von Barrikaden. Der General ließ die Kanonen abprotzen, als vier Individuen durch eine Seitenthüre der Barriere kamen und ihn ihrer Ergebenheit für die Republik versicherten. Sie schlugen dem Militär vor, auf die Barrikaden zu kommen und sich freundschaftlich zu besprechen.

Der General, begleitet vom Obristen Thomas, zwei Bataillons-Commandeuren der Nationalgarde, dem Repräsentanten de Ludre und einigen Andern näherte sich der Barrikade, um die Insurgenten zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Er reichte ihnen durch das Gitter der Barriere die Hand und rief ihnen zu: „Es lebe die demokratische, die soziale Republik!"

Die Insurgenten öffneten auf diese Akklamation die Seitenthüre und der General trat mit dem Major Dupont und Capitain Maugin ein, während die Anderen, eine Falle fürchtend, zurückblieben. Kaum waren die Er-

ſieren durch die Thüre getreten, als ſie ſich hinter ihnen ſchloß und den Offizieren, die außen geblieben waren, zugerufen wurde, die Soldaten möchten die Waffen ſtrecken, ſonſt würde der General und die Anderen niedergeſchoſſen werden! Das Militär blieb ſtandhaft, die Barrikade mußte genommen werden. Im Sturme wurde ſie erobert und die Rebellen ohne Gnade niedergeſchoſſen. Vergebens forſchte das Militär nach dem General und ſeinen Begleitern. Endlich fand man ihn und den Capitain de Maugin in einem Octroiwachthauſe. Letzterer war furchtbar verſtümmelt.

Kaum waren die drei Offiziere in der Gewalt der Rebellen, als ſie in das Wachthaus geführt wurden. Sie wurden auf die unwürdigſte Weiſe mißhandelt und als das Militär vorrückte, wollte man ſie erſchießen. Eine Frau warf ſich zwiſchen den General und ſeine Mörder, wurde aber zurückgeſchleudert. In demſelben Augenblicke erhielt der General eine Kugel in den Unterleib, die ihn ſogleich tödtete. Ein Inſurgent ſchoß auf den Capitain und verletzte ihn am Kopfe, während ihn ein anderer mit einem Beile von hinten niederſchlug. Dann ſchnitt man ihm Naſe, und Ohren ab und verſtümmelte ihn der Art, daß er nicht wieder zu erkennen war. Durch einen Blouſenmann wurde der Major Dupont gerettet, welchem man die Details über das beklagenswerthe Ende des Generals und ſeines Capitäns verdankt.

Feuilleton.

Conſtitutionelle Briefe des alten Rübezahl.

An ſeinen G'vatter Fichtelberger.

Die Politiker über Italien. — Neue Robotſchmutzereien. — Ein Jagdſtückel. — Die Wahrheitsroſen. — Der Tabak und die Troſtlanten. — Poſtum- und Untriebe. — Die preußiſchen Bankiers und Geldwechsler. — Was machen die Ruſſen?

„Es iſt halter eine böſe Zeit!" ſo ſchreien die Menſchen von Nord und Süd, aus Oſten und Weſten; aber i glaub' wieder, die Zeit is akkurat ſo, wie's vor hundert und zweihundert Jahren war und die Menſchen ſei'n g'rad no ſo, wie damals. Nur ſein's in's Zeichen des Krebſen 'kommen, d. h. ſie gehen z'rück, ſtatt daß ſie vorwärts gehen ſollen. Oder glaubt der G'vatter epper, wir ſei'n unſern Voreltern voraus, weilen wir Eiſenbahnen, Dampfſchiff', Luftballons, Cravatten ohne Schnallen, Stiefeln ohne Sohlen, Schwefeläther und Galvanismus haben? G'rad' d'rum, ſei'n wir doppelt z'ruck, weil wir die ſchönen Sachen nit beſſer zu benützen verſteh'n; und wann auch die Aerzt' und Feldſcheer'n Schwefeläther erfunden haben, daß mer's nit g'ſpürt, wann ein' der Fuß abg'ſchnitten wird, ſo hab'n wir do no allewell keine Aerzt', die den brandigen Fuß der irrigen Politik amputiren können oder wiſſen, wie man Balſam gießt auf die Wunden, die der Zeitgeiſt dem Menſchen g'ſchlag'n hat.

Dös is ein wahrer Skandal!

Bücher hat's g'nu' über unſere politiſchen Zuſtänd'; aber Keiner verſteht die wahre Politik, Keiner weiß, daß 's Glück nur dann unter die Völker einkehren wird, wann's ihnen werden wirklich vertragen lernen. Darum mein' ich auch, 's is gut, wenn eine jede Nation ihre Freiheiten erringet, und ich kann's den Italienern nit verargen, daß auf ihre Freiheit ſo verſeſſen ſein; haben's denn die Deutſchen anders g'macht? I glaub', wir möchten do g'wiß nit Ruſſen oder Chineſen ſein; ebenſo wenig als die Italiener Deutſche. Uebrigens wann nur die Italiener den Theil an der Staatsſchuld zahlen wollten, die ſie von Gott und Rechtswegen dem Kaiſer ſchuldig ſein, 's wird ihnen Niemand aufhalten, und ſie können ihnen die ſardiniſche Sardellen oder eine Veroneſer Salami in's Wappen malen; wir wer'n nix dergegen einwenden. Aber ärgern thut mich's, wenn ſo manches Schafsg'ſicht in die Sache hineinredt, das auch 's Schießpulver nit erfunden hat. 'S gibt wirkli no in der Welt ſolche Kannengießer und politiſche Fragzeichen, die immer in die Poſaun' ſtoßen und ſchreien: „Wir werden Italien nit verlieren!" Alle Grobheiten hätt' Einer vor vier Monaten kriegen können, wann Einer ihnen 's Gegentheil g'ſagt hätt'.

I hab' auch ſo ein' alten quittirten Feldwebel 'kennt, der keiner Katz was 'than hat und immer in die Zeitungen g'legen is, aber nit g'wußt hat, ob Spanien in Madrid, oder Madrid in Spanien liegt. Der war immer ganz rabiat, wann i g'ſagt hab', wir werden uns in Italien nit halten können. Wie er aber in die Zeitungen 's Kunträre g'leſen hat, is ihm d' Phyſiognomie aus'm Leim 'gangen, und hat er ſchon dervon g'ſprochen, daß Italien pfuiſch is. Im Anfang hat er g'meint, wir könnten ohne Italien nit leben, dann aber hat er g'meint, 's liegt nir d'ran. Sieht Er, das is ſo ein Politiker, wie's in Böhmen achtzig auf ein Hundert gehen. Er hat viel von unſerem Waffenglück g'ſprochen anno 13; ich weiß aber, daß er immer in den vorderſten Reihen war, wann die Truppen bei Marengo, bei Auſterlitz, bei Jena ausg'riſſen ſein.

Der gröſte Graus is aber, wann ſchon d' Weiber anfangen, ſich in die Politik zu mengen und d' Suppen mit politiſchen Pfefferkörnern verſalzen. Neuli ſchreibt mir ſogar meine ehemalige Geliebte, die „Kellnerin zum goldenen Bockshörndl" ein' ellenlangen, politiſchen Brief, wo 's beſonders die böhmiſchen Krapfen, 's böhmiſche Bier und die böhmiſchen Madeln an'prieſen hat und hat mi 'beten, i möcht' den Brief in der Zeitung abdrucken laſſen. Is denn das Bagage rein von der Ketten und will denn ſchon jede Gans partout am Gänſeliel in die Journalwelt reiten? Sie ſoll'n ihnen lieber am Beſen ſetzen und in d' Lüft' fahren, wie die Heren, das rathet i auch der ſaubern Gräfin Landsfeld, die früher Lola Montez g'heißen hat und eine ſpaniſche Tänzerin und no — was anders war, bevor der König von Bayern ſie gnädig ang'ſchaut hat. Jetzt is ſie gar nir anders, denn ſie is privilegirt!!! Eine privilegirte — Dame darf ſich aber viel unterſtehen, eben weil ſie eine privilegirte — Dame is. Sie hat ſich mit ihren niederträchtigen Umtrieben ein' ſaubern Namen g'macht. Ja, jetzt will ſich ſchon Alles ein' Namen machen, Alles will Ausſchuß, Deputirter oder Präſident wer'n, weil's glauben, bei der Conſtitution kann man leicht was wer'n ohne Müh'. Die guten Leut' vergeſſen, daß man g'rad jetzt den Leuten auf die Kappen ſieht und auf d' Zähn' fühlt, denn man braucht jetzt g'ſcheidte Leut'!

Mein Feldwebel ſeine theure Ehehälfte möcht' vielleicht auch gern „Frau Richterin" heißen und über ſo ein Herrnhuter Dorf 's Kommando führen, wie über ihre halbdutzend krummbeinete, dickbeinete, kropfete Wechſelbälg' und den St. Simonismus einführen, d. h. die Güter-Gemeinſchaft, damit s' recht nach Guſto ſtehlen kunnt und no fetter wurd', wie 'ne weſtphäliſche Gans.

Ja, der St. Simonismus, mein lieber G'vatter, das is eine ſehr bequeme Theorie, denn da ſpielt mer in Theilung und jeder Lump kann ſich da eben ſo viel verdienen, wie ein ehrlicher, fleißiger Kerl; das is ſo eine egale Vertheilung und ſie ſagen, die Menſchen wer'n glücklich dabei. Das is auch ſo eine Philoſophie, die s' uns aus Frankreich 'rüber 'bracht haben und die jetzt den Leuten die Köpf' verrücken thut.

Gut wär' ſo eine Gütergemeinſchaft freili für manchen armen Teufel, der nir zu nagen und zu beißen hat und für ſo manchen Robotsmann, der no immer arm und leibeigen is. Glaubt der Vetter etwa, die Robot is ſchon in der Welt aufg'hoben, o nein! I kunnt ihm da ein Paar Stückeln erzählen, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Auf die Getreidefelder hat's freilich hie und da kein' Robot mehr; denn manche Kavaliers war'n ſo brav und haben den G'meinden die Pflichtigkeit erlaſſen; aber 's hat no unter Bürgern und Bauern ſolche Lumpen, die 's zehnmal ärger treiben, wie vor hundert Jahren, ſo daß man glaubet, man lebt no in Rußland. Ich muß ihm da gleich ein Stückel von ſo ein' ſaubern Patron erzählen.

Neuli kummt ein armer Teufel zu mir, dem die Augen in Thränen übergangen sein und aus seinem ehrlichen G'sicht hat der g'rade Ehrenmann 'rausg'schaut. Er hat mir 'klagt, daß er im Königgrätzer Kreis an der Grenzen wohnt, wo der heilige Johannes halb preußisch, halb böhmisch is, und dort ein Häusl gepachtet hat, auf dem eine Fleischerberechtigung is. Das Haus is kein Pfifferling werth, weil's so einer Geizschnauzen von Schulzen g'hört, der, i glaub' sechszig Gulden Zwanziger Pacht dervon nimmt und nebenbei ein' Contrakt mit 'm armen Fleischer g'macht hat, daß ein' ehrlichen Mann die Haar' zu Berg' steh'n und man den Patron überall hin nageln möcht', nur nit an den Galgen.

Der Schulz' hat aber no ein' andern Separat-Contrakt mit 'm Fleischer g'macht, den der Teufel in der Höllen nit hätt' können arglistiger erfinden. Wann der Fleischer ein Stück Vieh g'schlacht' hat, mußt' er ihm immer 's beste Stück dervon geben, vom Kalb d' Füß' oder die Nieren oder d' Leber, von jedem Rind die Zunge, weil's das beste ist. Mit ein' Wort, von jedem Stück 's beste, b'sonders war der Schulz' auf die Kalbsköpf' rein versessen, weil er selber kein' Kopf g'habt hat und no pyßiger 'rumstolzirt is, wie der Pfau am Mist, den er in sein' Hof' g'habt hat. Der arme Fleischer is bei dem niederträchtigen Contrakt ganz zu Grund 'gangen. Warum aber hat er sich auf so ein' Wucherer sein Haus hing'setzt, und hat sich nit lieber einen Erwerbschein g'löst und die Fleischerei auf ein anders Haus ausgeübt, denn 's Wirthshaus is beim Schulzen nit 'gangen, weil er kein Bier schänken durft', sondern nur ein' Branntwein.

Aber halt, no ein Sträußerl vom Schulzen. Er hat no ein' andern Ehrenmann 'quetscht. Auf sein' Grund nämlich hat einer eine Mühle hin'baut und muß dem Schulzen alle Jahre neunzehn Sack Getreid' liefern, zum Dank aber laßt der Richter nicht einmal sein eigenes Getreid beim Müller mahlen, sondern schickt's in eine andere Mühlen. Der Müller im Ort muß ihm auch sechs Tag' Robot thun, weil sein Häusl auch auf Schulzischem Territorium steht. Die armen Leut' weinen blutige Thränen und jammern über eine solche Despotie; aber hilft ihnen Alles nix, sie haben einmal die Contrakt unterzeichnet, da hilft kein Widerreden! Die Robot is schon lang abg'schafft und doch werden no immer solche Schmutzereien geduld't.

I glaub', die Cavaliers wer'n do endlich einmal einseh'n, daß das arme Volk eine Erleichterung braucht. Von die Bauern will i g'rad nit sprechen; denn die haben's do no immer besser, wie die Handwerker, sie haben doch z' leben g'habt auch in der schlechtesten Zeit; aber die armen Häusler, die G'werbsleut' auf ihren Gütern, die sein elend d'ran. Aber 's gibt no immer solche Cavaliers, die kein Herz haben zum Volk und wann's ihnen vor Hunger im Magen kracht. Mein Gott, ihnen thut's ja nit weh'. Sie seh'n so ein' Bauern oder Knecht nur als ein Stück Vieh an und is ihnen an so ein' Menschenleben gar nix g'legen. Davon hab' i mi einmal bei einer großen Jagd überzeugt, wo's in ein Paar Tagen 7000 Hasen, 160 Reh', und i weiß nit, wie viel Rebhühner z'samm'g'feuert haben. Die Netz' war'n ausg'stellt, die Jäger hab'n in prächtigen, grünen Röcken auf hohen Schimmeln g'sessen und die adeligen Herren und Frauen haben mit Büchsen d'rein'g'feuert, daß eine Passion war. Die Treiber war'n in Fetzen und haben's Wild an die Netz' 'trieben und wann's hat durchbrechen woll'n, haben's die armen Hasen bei die Ohrwascheln 'packt und in Kreis z'ruck'g'worfen, das s' g'schrien hab'n, wie die klein' Kinder und ganz desperat 'rumg'loffen sein. Ein Paar sein auf die harten Schollen aufg'fallen und waren glei' todt, denn sie haben ihnen d' Schädeln zerschmettert. Wie d' Jagd vorüber war, da hat ein Kreishauptmann, den's zur Jagd eing'laden hab'n, dem Cavalier sein Servus g'macht und g'sagt: „I dank' Ihnen, Excellenz, für das Vergnügen, 's war eine Passion!" Auf einmal is ein ungeheurer Krawall entstanden, ein Paar Bauernburschen haben zu raufen ang'fangt und is' eine allgemeine Metzelei d'raus wor'n. Dem ein' von den Buben is gleich 's helle Blut über's G'sicht 'runter g'laufen, die Kleider waren ganz roth katrolirt, 's war ein fürchterlicher Anblick! Mein Gott, hab' i mir 'denkt, wird denn keiner von die gnädigen Herren kommen und d' Leut' auseinand'reißen, 's kannt ja ein Todtschlag g'schehen, viel hat nit g'fehlt. Auf einmal is so ein aristokratischer Windhund mit hohen Stiefeln und Brillen auf sein' spitzigen Schmecker herg'sprungen und hat mit einer Stimme g'sagt, die g'rad so 'klungen hat, wie eine zerbrochene Zweikreuzer-Pfeifen: „Gebts dem Kerl fünfundzwanzig!" Und der Herr Kreishauptmann Gnaden hat sich auch nit d'reing'legt, sondern is ganz fest in Wagen g'stiegen und hat 'm Bedienten, der ihm sein' Büchsen übergeben hat, ein Spezialthaler Diskretion geben. Mit ein' einzigen Wort hätt' einer von den Herren der G'schicht' ein End' machen können, wann er nur g'sagt hätt': „Kinder, seid's g'scheidt und vertragt's Euch!" Aber Gott bewahr', was liegt denn d'ran, wann sich ein Paar Bauern d' Köpf' blutig schlagen.

Mir sei'n d' Thränen in d' Augen kummen, und i hab' g'schwind in meine Wahrheitsdosen g'riffen und ein' Pris Tabak g'nummen. I hab' g'niest und ein Bauer neben mir, der Alles mit ang'sehen hat, hat gesagt: „Helf' Gott!" — Ja wol: „Helf' Gott!" hab' i mir 'denkt.

Der Vetter is vermuthlich neugierig, was das für eine Dosen is, von der i da g'sprochen hab'. Meine Wahrheitsdosen hab' i von mein' Vater g'erbt. Wie 'r i vierundzwanzig Jahr' alt war, hat er mir's in d' Hand 'geben. „Bub'! hat er g'sagt, hier hast ein Amulet, Du bist alt gnu', um'n rechten Gebrauch dervon zu machen. 'S is ein Tabak d'rin, der ein' ungeheure Wirkung auf d' Leut' macht. Wannst' Ein eine Pris Schwarz'beizten gibst, so kannst ihm die Wahrheit geigen nach Noten und die Levilen lesen aus'm ff. Du kannst den Leuten die größten Wahrheiten sagen, aber mit Humor; denn, wenn man den Leuten die Wahrheit mit Spaß sagt, so können sie's eher vertragen, als wann man mit Vierundzwanzigpfündern kommt.

Mein Tabak aber besteht aus ein' Pülverl aus Wahrheit, Offenheit, Ehrlichkeit und Freimüthigkeit, denn i fürcht' mi vor Niemanden auf der Welt, selbst vor'm lieben Gott nit, denn dem is schon recht, wann Ein's die Wahrheit spricht. 'S wird sich wol Mancher ärgern, wann i ihm so ein' Pris offerir', daß ihm sein' Nasen ang'schwillt, als wann er Paprika d'rin hätt' — aber ös müßt's nicht hart sein, wann ich Euch z'wellen eine starke Dosis gib; d'rum bin i ja ein Schriftsteller, daß i Euch die Wahrheit sagen soll und Ihr Euch schämen könnts, wann's merkts, daß g'fehlt habts.

Mein Tabak ist gut und billig, er kost' mi eigentlich nix, weil i 'n selber fabrizirn thu'; die Leut' schnupfen 'n gern und er find't guten Absatz, b'sonders mein alter Freund Medau hat schon manche Pris' bei mir b'stellt und für seine Blätter verschrieben, die von Jung und Alt, von Hoch und Niedrig gern g'lesen wer'n. Seit wir die Constitution und Preßfreiheit haben, hat mir der thätige Mann g'schrieben: „Sie, Rübezahl, verdoppeln's die Dosis, sagen's nur die Wahrheit ohne Genirn, 's schad't den Leuten nix, wenn ihnen d' Nasen auch ein Bissel ang'schwillen und wann's auch so groß wer'n, wie ein' Zweikreuzer-Gurken!" Und mein Verleger kennt sich aus auf'n Tabak und liebt b'sonders eine gute Zigarre. So oft i den emsigen Buchhändler in seinem literarischen Kabinet b'such, find' i 'n umgeben von Briefen, Zeitungen und Manuscripten, daß i mein Freud' d'ran hab', und da geht er mit seiner Zigarren 'rum und macht neue nutzbringende Projekten, und was mir am besten g'fallt, er umfaßt mit wenigen Worten viel und hat eine tüchtige Uebersicht, die bei ein' so großen G'schäft unumgänglich nothwendig is. Manchmal sprechen wir auch von andern Sachen als Literatur; von Constitution, Monopol, Censur, Preßfreiheit; von allen Teufeln haben wir schon g'sprochen. Die Monopol, ja die Monopol, der Tabak is auch so ein Monopol.

Er weiß, mein lieber G'vatter, daß Salz, Tabak und Stempelpapier kaiserliche Regalien sind, d. h. daß es Artikeln sein, die nur der Kaiser verkaufen derf. Wir bauen keinen Tabak im Inland; aber die Blätter kommen aus Ungarn und andern Ländern und wer'n in die kaiserlichen Fabriken zubereitet und dann in großen und kleineren Packeln verkauft. Nun dagegen hab' i zwar nix einz'wenden, der Tabak hätt' auch so weit eine gute Qualität, aber er is ein Bißl z' theuer, wenn man berücksichtigt, wie billig ihn d' Sachsen, Preußen und Ungarn haben. Aber no nit g'nug d'ran, es wird auch sonst ein Unterschleif 'trieben, wovon der gute Kaiser nix weiß, die Regie aber nix wissen will. I sich' schon, ich muß der Regie eine Pris' aus meiner Dosen offeriren.

Man hat mir g'sagt, daß 's in den großen Fabriken zu Sedlitz, Hainburg und Göding ein eig'nes Bindungsmittel oder Kitt erfunden hab'n, womit's die Tabakpackeln zumachen. Der Kitt is derart g'macht, daß, wann ein Trafikant 's Packel aufmachet, und was 'rausnämmt, das Packel nit wieder zugeht, wann's ein's auch mit Kitt zumachen wollt. Der Erfinder soll eine große Prämie dafür erhalten haben. Aber die Herren Trafikanten hie und da sein sehr g'scheidt, sie machen die Packeln inwendig ganz g'schickt

auf und ziehen den Tabak 'raus. Dabei bleibt's Siegel unverletzt und daher kommt's, daß wir oft so unverschämt kleine Packeln kriegen, daß 's eine wahre Schand', ein Diebstahl an der Nation is; denn 's gibt Hallunken, die sich nit schämen, den armen Taglöhner, der bei einer Pfeifen Tabak seine Sorgen vergißt, no um ein Paar Kreuzer zu bestehlen. Des herzlose Bagage, Ihr b'stehlts den Monarchen, weil Ihr leichtere Waar' gebt's, es b'stehlts die Nation, denn viele Kreuzer machen Gulden, viele Gulden machen Hunderte, viele Hunderte Tausende. Das Briefgeheimniß ist doch heilig, nit wahr? und 's is ein Postmeister verboten, ein' Brief aufzumachen. Ihr unterstehts Euch aber, no obend'rein aus die Tabaksbrief die Waar' 'rauszustehlen. Mir hat einer erzählt, wie er einmal so ein' Spitzbuben von Trafikanten die ganze Nacht g'holfen hat, d' Brief ausz'nehmen und neue z' machen, da haben's halt aus 100 Packeln 150 g'macht und in's Magazin Wasserfässer eini g'stellt, damit der Tabak recht Feuchtigkeit anzieh'n und schwerer wiegen soll. Pfui Teufel!

Weil ich von die Brief' sprech', so fallen mir g'rad die Postbrief' ein und ich muß auch die Postmeister ein Bißl auf's Tapet bringen.

I bitt', meine Herren Postmeister, wollen's nit auch ein' Pris aus meiner Dosen?

Meine Herren Postmeister, es gibt viele brave und achtungswerthe Leut' unter Ihnen und ich muß Ihnen das Compliment machen daß Sie sich meistens durch zuvorkommende Höflichkeit und Akkuratesse in der Expedition von Briefen und Reisenden auszeichnen, bis auf einige Mameluken, die weder Manier noch Akkuratesse haben. I hab' einige Erfahrungen g'macht, die mir alle Lust zur Post verleid't haben.

Am meisten hat mich oft die unregelmäßige Versendung der Zeitungen chagrinirt, die manchmal unverschämt lang 'dauert hat; denn oft sein die Zeitungen wochenlang aus'blieben, ich weiß nit, ob die Zeitungs-Verleger nit besser thäten, wann's ihre Zeitungen mit Fuhrleuten, statt mit der Post versenden thäten. Manchmal kämen's wirklich en früher an. — Wie im Monat Juli vom heurigen Jahr' die „Constitutionelle Prager Zeitung" sich in eine „Allgemeine Zeitung für Böhmen" verwandelt hat, da hab' i in ein' Ort bis zum 16. warten müssen, bevor i ein Blatt 'kriegt hab' und doch hätt's schon am 3. da sein können. Wie geht das zu? Aber noch infamer is bei verschied'nen kleineren Postämtern die unverzeihliche Nachlässigkeit im Briefaustragen. Auf die Art sein schon durch die Faulheit der Briefträger niederträchtige Lumvereien entstanden. Warum bekümmern sich denn die Herren nit mehr um's Unterpersonal?

I hab' eine Niederträchtigkeit in der Beziehung in einer ungarischen Stadt erlebt, die wirkli' pyramidal war. I hab' nämli damals mit der „Croatia" in Agram korrespondirt, die der Börnstein redigirt hat und hab' mir auch ein Freiexemplar kommen lassen. I war so in Anspruch g'nommen und hab' für viele Blätter g'schrieben, daß i nur selten an mein' Börnstein denkt hab', auch is meine Zeitung von Agram nit 'kommen. Und doch hat's der Börnstein an mich abg'schickt g'habt. Was will der Teufel? I komm' einmal in mein Hotel, wo'r i immer table d'hote g'speis't hab' und find' zu meiner größten Ueberraschung ein Blatt der „Croatia" no ganz frisch in ein Couvert, auf dem mein Namen 'druckt war. I hab' schon gar nit an die „Croatia" 'denkt g'habt, bis mir einfällt, daß das mein Exemplar is. I erkundig' mich weiter und da erfahr' ich, daß die Zeitung vom Briefträger an ein' Juraten abgeben worden is, der ganz anders g'heißen hat. Hat der Lump durch drei Viertel Jahr' meine Zeitung bezogen. Ich bin hin'gangen und hab' dem Vogel sein Nest ausg'nommen, d. h. so ein hundert Nummern des Blatts auf einmal. „Sie verzeih'n's, hab' i g'sagt, heißen Sie vielleicht Rübezahl?" Er is roth und verlegen wor'n und hat was g'stottert. „Nu, i hab' nur 'glaubt, weil's ihnen meine Blätter zug'eignet hab'n." — Er hat aus der Sach' ein Witz machen woll'n, i hab' ihm aber 'n Rücken g'wendt. Wer ist da ein ärgerer Spitzbub, der faule Briefträger oder der Jurat?

No ein Stückel. Vor drei Jahren krieg' i von Olmütz ein' Brief nach Böhmen, wo ein Contrakt d'rin war, den i glei unterfertigen und retourniren sollt'. Es war ein G'schäft, was mir in 6 Monaten 400 fl. Zwanziger ein'tragen hätt'. In dem Ort', wo i damals war und der etwa so ein 3—4000 Einwohner g'habt hat, hat ein klein's Madel von zehn Jahren die Brief' aus'tragen. Zufällig kummt sie zu ein' Andern, dem vor einigen Tagen ein Brief präsentirt wurd', den er nicht hat annehmen wollen; er hat sich gar nit die Müh' g'nummen, auf die Adreß von mein' Brief zu schau'n, sondern hat nur auf d' Rückseiten hingeschrieben: der Brief wird nit ang'nummen." Er hat 'glaubt, 's ist der Brief von neuli und der Brief ist natürlich nach Olmütz z'rückgangen. Zum Glück erzählt mir ein Freund von mir, daß der Brief da is, den ich erwart' — ich erkundig mich und erfahr' die ganze saub're G'schicht'. I geh' g'schwind zur Post oder Briefsammlung und frag' den Inhaber, wo mein Brief is. „Nach Olmütz hab' ich ihn z'rackg'schickt."

„Sie — Sie — — — was zum Teufel ist denn das für eine Wirthschaft, Sie haben ja nit einmal den Brief mir präsentiren lassen. Wissen Sie, daß sie mir ein' großen Schaden zugefügt haben?" — Der gute Mann wollt von nix wissen und mir was weiß machen.

„Sie," sag' ich, „es is eine Impertinenz von Ihnen, die Brief' durch ein kleines Kind an die Parteier zu schicken, das kein Verstand hat; wann Sie sich mit'm Postg'schäft befassen, so is ihre Pflicht, d'rauf zu sehen, so eine Lüderlichkeit verdient, daß man's 'm Oberpostamt anzeigt." Da hat er auf einmal and're Seiten aufzogen, aber er hat do g'meint, er kunnt nit wissen, wo alle Parteien wohnen. „So?" sag' ich, „da erkundigen's Ihnen künftig schön und halten's Ihnen einen Boten, der's weiß; warum beziehen Sie denn die Provision und den Silberkreuzer, den man für jeden Brief extra zahlt, wann er Einem in's Haus 'bracht wird?!" — Das Resultat war, er wollt' den Brief quäftioniren. „Wissen's was, sagt er, „i will an's dortige Postamt schreiben, durch einen unliebsamen Vorfall" is der Brief verloren 'gangen, sie soll'n 'en wieder herschicken." — Unliebsamer Vorfall, hätt' er doch lieber g'schrieben durch seine Lüderlichkeit!

In 8 Tagen hab' i Brief und Kontrakt 'kriegt; aber es war zehn' Tag zu spät, der Kontrakt hätt' sollen gleich bei der ersten Einsendung unterschrieben wer'n, weil's ein G'schäft war, wo sich's um die Stund g'handelt hat. So bin ich durch den sauberen Herrn um 400 fl. b'stohlen wor'n.

Wollen's noch einige Prisen, meine Herren Postmeister, Briefsammler und Expeditoren? Einmal krieg' i in ein' Oertel, wo keine Post oder selbstständige Briefsammlung war, von der nächsten Post durch die Botin ein' Brief, i hab' kein Kleingeld und gib ihr ein' Speziesthaler, sie soll mer herausgeben. Sie brummt und sagt, sie hat nit heraus; so geh'n's wechseln, sag' ich; sie geht und bringt 'raus, und wie ich ihr's Porto gib, brummt's, sie wird künftig kein' Brief mehr für mich mitnehmen, sondern wird'n auf der Post liegen lassen. — Das wird Sie bleiben lassen, sag' ich und schreib' auch gleich dem Postmeister die Eigenmächtigkeit, und ersuch' ihn, daß die Botin verhalten wurd', die Brief' ordentlich z' bringen, wozu wär' denn die Post?

Er schrieb mir, daß in mein' Ort keine Post wär' und wann i Briefe über sein' Ort schicken wollt', müßt' i'n Lottokollektanten ersuchen, daß er's mitschickt oder welche mitbringen laßt, wann er's Geld abführt an die Lotto-Direktion, oder i müßt' ein Extraboten zahlen, denn die Botin wär' nit schuldig, mir meine Briefe mitzunehmen! So schön, i bitt' Ihnen, wofür wär' denn die Post? Im kleinsten Ort soll wer sein, der die Brief' stabil tragt und holt, oder soll i neben'm Porto noch 20 kr. C. M. Botenlohn zahlen? — No, wartens nur, meine Herren, 's wird do no einmal anders wer'n!

Was 's Reisen mit der Post anbelangt, so is es auch nit so ganz komfortabl und seit die Eisenbahnen b'steh'n, nehmen die Passagiers auf der Post ab. Da fällt mir g'rad ein, diesen Sommer reis' ich mit der Post durch ein' klein' Ort, wo wir Abends in ein' recht hübschen Gasthof soupirt haben. I zieh' meine Brieftaschen 'raus und will zahlen und gib'm Wirth ein Fünfziger-Banknoten. Er meint, er kunnt mir nit auf so viel 'rausgeben, i sollt nur ein Bissel warten, er muß vis à vis zum Kaufmann schicken. Nach einer Weil' kummt d' Kellnerin z'ruck und sagt ihr'm Herrn was in's Ohr. Der kommt ganz devot und sagt, i möcht' entschuldigen, aber der Kaufmann wollt' die Banknoten nit für'n ganzen Werth einwechseln, i sollt' zehn Prozent verlieren. Schau, schau, wie g'scheidt! Der infame Cichorie-Kramer muß mi für ein' Ausländer g'halten hab'n, der's kaiserliche Geld nit kennt — i war begierig, den saubern Patron kennen z' lernen und geh' 'nüber, um ihm eine tüchtige Pris' aus meiner Wahrheitsdosen zu offeriren.

„Sie," sag' ich, „Sie eskomptiren ja die Bankpapiere auf

eine wahrhaft spitzbübische Weise!“ Ich hab' ihm meine Dosen hing'halten, und er hat eine so tuchtige Pris' g'nummen, daß er's gleich benetzt hat. Seine Nase is derbei unsinnig lang wur'n. „Ja,“ sagt' er, „man nimmt die Banknoten jetzt nit gern und i muß auch d'ran verlieren.“

„Und da wollen's halt statt fünfzig Gulden blos fünfundvierzig Gulden geben,“ sag ich, „hören Sie, Sie sind ein — —“ Er muß mi richtig für'n Ausländer g'halten haben — denn er hat g'sagt: „Bedenken Sie, i bin ein kaiserlicher Unterthan!“ — „Sie sind ein kaiserlicher Lump!“ hab' i g'sagt und bin zu ein' andern 'gangen, der mir für fünfzig Gulden auch wieder fünfzig Gulden 'geben hat; dem hab' ich die G'schicht' erzählt. „Ja sehen Sie,“ sagt' er mir, „das is ein Unglück, daß's jetzt Leut' hat, die auf das Unglück des Staates spekuliren. Solche Leut' sein die gefährlichsten für den Staatskredit und drücken Handel und Wandel no mehr herunter, so daß bald kein Geld mehr rouliren wird. Silbergeld is oh schon rar, das schleppen's Alles über die Grenz'. Was soll der gemeine Mann thun, wann der Vornehme kein Vertrauen zu den Staatspapieren mehr zeigt? Es is wahr, der Kredit schwankt und wir wissen recht gut, daß die Staatskassen leer sein und daß der Metternich unser Land in eine trostlose Geldkrisis versetzt hat. Welches Unglück aber wird über's ganze Land kommen, wann keiner mehr Papiergeld wird nehmen und einwechseln woll'n, die Leut' wer'n das Silbergeld in den Kisten vergraben und dem Verkehr ganz entzieh'n, so daß dann wirklich jene gefürchtete Geldkrisis eintreten wird, wo die Staatspapiere und Banknoten sinken müssen, weil sie Niemand wird einwechseln und respekturen wollen. I glaub' vor der Hand an kein positives Fallen der Banknoten, i wollt' i hätt' nur ein Paar tausend Stück; aber gut wär's für den allgemeinen Verkehr, wann auch noch kleinere als ein- und zweiguldige Banknoten g'macht wurden, z. B. auf ein' Zwanziger, da könnt' man schon leichter 'rausgeben, denn auf die bloßen Silberzehner, Fünferln, Gröschein und Kupfergeld wird sich doch Niemand setzen und eher auf eine Zwanziger-Assignation 'rausgeben. Die Reichen mußten ja sonst ganze Säcke voll Kupfergeld aufbewahren und das wär' doch g'wiß gar zu lästig!“

I hab' von dem braven Mann so manches gute Wort g'hört und mich nachgerade von Dingen überzeugt, die i für gar nit möglich g'halten hätt'. Besonders in Preußen hab' i eine schöne Spitzbüberei g'funden. Dort muß man wirklich 20 — 25 Percent an den Banknoten verlieren und das gibt den Wechslern, die an der Grenz' sich herumtreiben, Gelegenheit, ein schönes Geld zu profitiren. Das Papiergeld geht nämlich in's Preußische und wird dafür schlechtes preußisches Silbergeld und Treforscheine g'nommen. Jetzt bringen sie preußisches Silbergeld 'rein, das oben'rein noch besser sieht, als 's unsrige, obwol es an Gehalt und Schönheit schlechter is. Die größte Unverschämtheit der Preußen aber is, daß sie auch unser schönes Silbergeld nit einmal zum vollen Preis annehmen. I glaub', uns're Zwanziger sehen doch reputirlicher aus, als die preußischen Vier- und Achtgroschenstückeln, denen die Farb' ganz aus'gangen is und die schon so fuchsig und roth aussehen, als hätten's ihnen im Kupfer gebad't und schämeten sich. Das preußische Geld is wirklich schecht und enthält weniger Silber, ist auch zu einem höheren Fuß ausgeprägt. Wenn also einer 'nübergeht in's Preußische und wechselt jetzt einen Silberzwanziger, so bekommt er nit mehr wie sonsten sieben Böhm dervor, sondern nur sechs Böhm, d. h. für ein schönes, vollwichtiges Stück Silbergeld, für ein' netten, funkelnden Zwanziger bekommt er sechs kleine, magere Stückeln Geld, die so miserabel, so elendiglich, so fuchsig aussehen, daß unsere alten Leopoldigröschein no ein Hautgout dergegen sein. Man bekommt also statt sieben Böhm, jetzt nur sechs und ein Böhm oder Silbergroschen hat in Oesterreich immer nur sieben Scheinkreuzer 'gelten, also kriegt man statt 49 kr., wie früher, jetzt nur 42 kr.!!! Acht Scheinkreuzer an ein' Zwanziger — am baaren, gemünzten Geld! Das hab' i im preußischen Schlesien no vor einigen Wochen oft g'seh'n.

Soll't mer's denn glauben, daß das in ein'm benachbarten Staat geduld't wird, daß ein Fürst, der doch auch mit d'rin sitzt im deutschen Bund und so herrlich kann mit Kartätschen feuern lassen, so was duld't? Umgekehrt, g'rad 's preußische Geld sollt' bei uns verlieren! Uns're kaiserlichen — — Unterthanen (will ich sagen) gehen 'nüber nach Preußen und verkaufen die Banknoten mit 20—25 pCt. Verlust; dann kommen wieder die Preußen und bringen uns ihr schlechtes Silbergeld, bei dem's auch noch ein Paar Perzenten g'winnen; auf die Art werden diese sauberen Winkel-Bankiers ihr kupferfarbiges Mulattengeld los und kriegen uns're hübschen, neuchen Zwanziger hinüber.

Na, schnupfen wir einmal, lieber G'vatter.

Der Kaiser im nordischen Finsterreich hat nit so g'handelt, denn wie i in die Zeitungen g'lesen hab', so hat er ein Ukas heraus'geben, daß die österreichischen Banknoten in Rußland zu ihrem vollen Nennwerth ang'nommen wer'n müssen. Es kann wol sein, daß das eine Politik von ihm is; denn es liegt ihm nix d'ran, wann er im schlimmsten Fall ein Paar Millionen verliert, oder nit; aber er möcht sich halt Oesterreich gern verpflichten, weil er mit G'wißheit weiß, daß es in Oesterreich noch immer eine starke Reaktion gibt, der das Volk den grauen Giftschädel bis jetzt noch nicht hat zertreten können!

Die Uneinigkeit in Oesterreich ist für die Russen, Kosaken und Baschkiren e n g'fundenes Fressen, sie wissen, daß zwei Parteien sich in Oesterreich die Köpf' blutig schlagen, die Reaktionärs, die Alles in's alte, Metternich'sche G'leis z'ruckbringen möchten und die Ultra-Nationalen. Die Reaktionärs erheben seit einiger Zeit das Haupt wieder mit großer Keckheit und der Kossuth kann in Ungarn no so viel gegen die „saubere Wirthschaft in Innsbruck“ schreiben, 's wird no alleweil nit anders, bis der letzte Jesuit mit der Karbatschen über'n Po g'jagt wird. Jetzt haben sich die saubern Schwarzröck' in's Tirolerlandl zu die bigotten Tiroler g'macht, die von einer Preßfreiheit gar nix wissen woll'n und sagen: ihnen is Alles recht, sie sollen's beim Alten lassen, wie's früher war. I nu, in Gottes Namen, wann's Euch nur so g'fallt.“

'S gibt Tausende von Menschen unter uns, Beamten, Geistliche, Soldaten, die gerne wieder den Metternich heraufbeschwören möchten und wollten, daß das Volk den Götzen der despotischen Herrschaft anbeten und vor den Bayonneten ausrufen sollt: „Parce pator virgis!“ Sie geh'n von dem Grundsatz aus, daß das Volk in seiner Unwissenheit glücklicher war, wie jetzt, wo's auf einmal souverain worden is und die Fürsten sich „ausg'ruht haben auszuruhen“, wo das Volk sich selber regier'n darf. Freilich setzt's jetzt blutige Köpf' und blutige Herzen; aber das is und kann nit anders sein — 's is eine Uebergangsperiode.

Freilich haben die alten Minister und Bureaukraten g'sagt und als eine geheime Marum' in ihrer Ministerwirthschaft beobacht', daß Aufklärung und Preßfreiheit gefährliche Sachen, daß es g'ladene Flinten sein, mit denen das Volk nit spielen soll. Das Volk, haben's g'meint, hätt' no ein Bissel länger dumm und in der Finsterniß bleiben können. Das is freilich wahr, daß alles Uebel in den Ländern erst dann ang'fangen hat, wann die Völker zum Bewußtsein 'kommen sein. 'S is nit gut für'n Staat und die Minister, wann ein Bauer weiß, wo der Minister hinaus will und der Beamte am Schreibpult keine Rechenmaschin' mehr is, sondern ebenso viel versteht, wie sein Rath und Minister — das is für den Umsturz des Alten wol sehr delikat! Aber 's is gut, wenn ein Jeder weiß, was die Oberen ihm schuldig sind und ein allgemeines Licht sich in den Köpfen verbreitet — wann die Latern der wahren Civilisirung in allen Ländern der Welt aufg'steckt wird. 'S is freili unter zu großem Jubel und so plötzlich g'scheh'n, daß die Großen alle 's Hasenpanier ergriffen haben, aber g'schieht ihnen schon recht, sie haben's ja g'wußt, daß einmal so kommen wird, warum haben sie nit langsam g'wirkt und dafür g'sorgt, daß das Volk hübsch stat zu sein' Recht kommt? Wir woll'n zu Gott hoffen, daß unser gute Schutzgeist uns aus allen Wirren der Zeit herausführt, daß die Völker sich verstehen lernen und einander näher rücken. Und das is g'wiß sehr nöthig, denn nicht nur unter uns gibt es Heuler und Reaktionäre, die Alles auf'n alten Zopf bringen möchten es gibt noch immer ganze Völker die unter der Despotie sein und sich kein' Augenblick b'sinnen werden, wann ihnen von ihrem Czaaren befohlen wird, gegen die Liberalen zu ziehen und unsere konstitutionelle Freiheit „im Auftrage“ an ihre Bayonnete zu spießen. Die Russen sein eh' zu mächtig und ich bin neulich ordentlich z'sammg'schrocken, wie mir mein Vetter, der Balkan, aus der Türkei schreibt, daß die Russen schon in Bukarest eingerückt sein und daß der General Duhamel so unverschämt is, dort den Herrn zu spielen. Das hat uns Oesterreichern noch g'fehlt, daß die Russen an der Donau einrücken und uns noch g'fährlichere Nachbarn wer'n, als sie's bis dato waren. Die Donaufürstenthümer haben den Russen schon lang in die Augen g'stochen und da haben's g'rad eine gute G'legenheit, die Oesterreicher ganz zu schwächen, denn das hat Peter der Große schon eing'sehen,

wer über die Donau herrscht und über'n Orient, der herrscht in Europa! Warum hat denn mein Freund, der Kahlenberger, in Wien so ruhig d'rein g'schaut und ist nit schon längst mit ein Donnerwetter derzwischen g'fahren. I hätt' an seiner Stell' schon längst eine Invasion in Serbien und der Moldau tentirt. Sonst war er doch gleich bei der Heck', z. B. damals, wie die Türken Wien belagert haben; aber jetzt — jetzt freilich, jetzt hat'n der gute Papa Metternich b'stochen. Mit drei bis vier Bataillons Infanterie und ein Paar Eskadron' Husaren hätt' einer vor sieben bis acht Jahren die ganze Moldau angreifen können; aber Oesterreich hat den günstigen Moment vorübergehen lassen und jetzt haben ihn die Russen erpaßt und werden sich gewiß dort festsetzen.

Sie werden den Südslawen Avancen und 's Maul machen und ein Protektorat ausüben, wie weiland der lorsikanische Länderverschlinger, und werden ihnen 'n Großfürsten Constantin als Kaiser der Slowaken hinstell'n. Dös wär' so eine Passion, für'n russischen Adler, wann er Croatien, Dalmatien, Slavonien, Serbien, Bosnien, Bulgarien, die Moldau und die Wallachei unter seine Flügel nehmen kunnt, dös wär' so ein Stückel zur russischen Landkarten. Dann kommandiret der Ruß von Petersburg bis Constantinopel und seine Schiff' gingen von Fiume bis an's Schwarze Meer und Odessa und Kronstadt und bis zu die Aleuten.

I bitt' wollen's nit vielleicht eine Pris aus meiner Dosen, Sie russischer Adler?

I dächt', die Slowaken wer'n Ihnen nit aufsitzen und der Banus von Croatien, der energische Jellačić, den i als Charakter sehr hochachte, wird sich wol vor'm russischen Einfluß hüten. I wollt' doch lieber ein Stucknecht auf'm Thron der Serben und Bulgarn sehen, als einen russischen Prinzen. Slowaken, paßt's auf, eh's „zu spät" wird; denn Ihr wißt's, was das sagen will „zu spät". Der preußische König, der so gut mit Kartätschen umgehen kann und der König von Napolis wissen eh' schon lang, was das heißt: „zu spät!" In mein' politischen Vaterunser aber heißt's allemal: „und erlöß' uns von den Russen, Amen!"

Ich bin meines Herrn G'vatters wohlaffektionirter

Rübezahl.

P. S. Apropos, lieber G'vatter, wann er nach München zum Bockbier geht, so bitt' er'n König Ludwig von Bayern in mein' Namen, er möcht' do um Gott'swillen keine Verß mehr machen.

Joseph Graf Radetzky und seine Soldaten.

Am 1. August d. J. waren vierundsechszig Jahre verflossen, seit der gefeierte Heldengreis Graf Radetzky in die k. k. österreichischen Kriegsdienste trat. Seine ganze kriegerische Laufbahn ist ein erhebendes Beispiel für unsere Armee, die unter seinem Kommando in Italien in neuester Zeit so glorreiche Siege erfochten hat, und sein Name wird groß werden in der Geschichte unseres Heeres. Wir wollen demnach in gedrängter Kürze hier die wichtigsten Momente seines Lebens aufzählen.

Joseph Graf Radetzky wurde im Jahre 1766 zu Trebnitz in Böhmen geboren, und trat in seinem achtzehnten Lebensjahre (1. August 1784) bei dem zweiten Küraſſier-Regimente (damals Erzherzog Franz) als Privatkadet ein. In diesem Regimente wurde er im Februar 1786 zum Unterlieutenant, und im Dezember desselben Jahres zum Oberlieutenant, dann im Juni 1794 zum Second-Rittmeister befördert. Am 1. Mai 1796 wurde er zum Pioniercorps transferirt und gleichzeitig zum Major befördert. Sein eminentes Talent hatte sich bereits Anerkennung erworben, und schon am 1. Mai 1799 wurde er zum großen General-Stabe transferirt, zum General-Adjutanten ernannt und zum Oberstlieutenant befördert. Noch in demselben Jahre (im Dezb.) wurde er zu dem dritten Küraſſier-Regimente (damals Herzog Albert) transferirt und unter Einem zum Obersten befördert. In Folge Armeebefehls vom 22. August 1805 erfolgte seine abermalige Transferirung zum großen Generalstabe, und seine Ernennung zum General-Major. Mit dem hofkriegsrätplichen Reskripte G. 2214 vom 16. Februar 1809 wurde seine mit 1. März desselben Jahres eingetretene Beförderung zum Feldmarschall-Lieutenant kundgegeben. Im Jahre 1831 zu den Truppen nach Italien beordert. Vermöge allerhöchster Entschließung Sr. Majestät des Kaisers vom 23. und hofkr. Reskripts vom 24. Dezb. 1831 G. 6980 wurde er zum kommandirenden Generalen im lombardisch-venezianischen Königreiche und endlich vermöge hofkr. Reskripts G. 4206 vom 22. September 1836, mit 17. desselben Monats und Jahrs zum Feldmarschall ernannt. Graf Radetzky (von Radetz) ist überdies k. k. wirklicher geheimer Rath und Kämmerer, Hofkriegsrath und Inhaber des seinen Namen führenden 5. k. k. Husaren-Regiments, welches bis zum Ausbruche der italienischen Unruhen: „König von Sardinien" hieß. Die großen Verdienste dieses ausgezeichneten Feldherrn wurden von ganz Europa anerkannt, und er besitzt an in- und ausländischen Orden: Die Ritterkreuze: des österreichisch-kaiserlichen Ordens der eisernen Krone, des russisch-kaiserlichen St. Andreas-, des Alexander Newsky-, des Annen- und des St. Georg-Ordens; des königl. würtembergischen Adler-, des preußischen rothen Adler- und des sardinischen Ordens der Annunziade; das Commandeurkreuz des österreichisch-militärischen Maria-Theresien-Ordens, den russischen Ehrendegen der Tapferkeit; ferner die Großkreuze: des österreichisch-kaiserlichen Leopolds-, des französisch-militärischen St. Ludwigs-, des sardinischen Mauritius- und Lazarus-, des bayrisch-militärischen Max-Josephs-, des hannöver'schen Guelphen-, des großherzoglich-baaden'schen Zähringer Löwen-Ordens; ferner das Großkreuz des päpstlichen St. Gregor-Ordens in Brillanten, und endlich das Senator-Großkreuz des constantinischen St. Georgs-Ordens.

Folgende erhabene Züge weiß die Geschichte aus den letzten Kriegen zu erzählen: In Pirano vernichtete ein muthvoller Kanonier zwei feindliche Schiffe, als das eine sank, rief er den Feinden zu: „Richtet Eure Kanonen besser, sonst geht Ihr zu Grunde." Hierauf schlug eine Kugel aus seinem Sechsunddreißigpfünder in die Pulverkammer eines dritten feindlichen Schiffes und sprengte es in die Luft. Dieser brave Mann wurde mit der goldenen Tapferkeits-Medaille und dem Versprechen eines baldigen Avancements für seine That belohnt. — Bei Treviso war der Kampf sehr blutig; die Soldaten haben Alles gethan, um Oesterreichs Ehre zu retten, aber einer unserer Generäle zeigte sich des Strang es werth. Dieser General hatte das brave steirische Regiment Baron Piret verrathen und verkauft. Zum Glück hatten die Vorposten dieses Regiments einige Tage zuvor gesehen, wie sich dieser Mann zum Feinde geschmuggelt hatte, wo er den niederträchtigen Handel schloß. Am Tage des Kampfes wollte er das Regiment in die gestellte Falle führen und kommandirte: „Vorwärts." Der brave Obrist des Regiments, welcher den verrätherischen Plan durchschaute, machte Vorstellungen dagegen, allein es hieß: „Vorwärts." Da riß die Geduld der Soldaten, einige Schüsse fielen, der schändliche Verräther stürzte todt vom Pferde herab. Möge jeder ehrlose Wicht, so hoch er auch gestellt sein mag, ein solches Ende finden.

Am selben Tage wurde auch ein italienisches Regiment, welches bisher treu an der österreichischen Fahne hielt, in das Feuer kommandirt, aber es feuerte blind. Als der Feldmarschall dieses bemerkte, zog er das ganze Regiment vom Kampfplatze zurück, stellte die König von Bayern Dragoner hinter demselben auf und sprach: „Ihr kämpfet entweder für Oesterreich und seinen Kaiser, dem Ihr Treue geschworen habt, oder — Ihr seid Alle verloren!" Hierauf ließ er das Regiment abermals vorrücken, wo es kämpfte und siegte Nach errungenem Siege zog der greise Feldherr seine Armee vom Kampfplatze auf eine Ebene zurück und nachdem er die braven ermatteten Krieger mit dem starren „Habt Acht!" allarmirt hatte, wurde seine Stimme väterlich weich und er sprach: „Meine lieben Kinder! Vor Sr. Majestät ziehe ich meinen Säbel und präsentirte ihn nicht, aber vor Euch, meine lieben Kinder, präsentire ich."

Hierbei zog er seinen Säbel, schwang ihn dreimal vor seinen Truppen, dann drückte er jedem zweiten oder dritten Mann bewegt die Hand.

Der zweiundachtzigjährige Greis wird nicht nur als Feldherr bewundert, sondern von seinen Truppen auch als Mensch geliebt. Sein Erscheinen in einem Lager ist für die Soldaten aller Waffengattungen ein Fest; Offiziere und Gemeine drängen sich heran, ihn jubelnd zu begrüßen. Ergraute Krieger lassen sich nicht abwehren, ihm die Hand oder das Kleid zu küssen, und seine Befehle werden wie Offenbarungen respektirt. Ein Hoch dem Helden, und ein dreimaliges Hoch dem edlen Menschen, dem treuen Diener seines Kaisers und dem wahren Patrioten!

Die demokratischen Bestrebungen Wiens.

In Wien hat sich gleich a priori das demokratische Element geltend gemacht, und zwar auf eine Art und Weise, die eben so-

wol durch ihre ſtürmiſche Entwickelung als ſtaunenswerthe Schnelligkeit bemerkbar bleibt. — Die Wiener Revolution war das Produkt des Volkes. Die fire Idee der Volksherrſchaft elektriſirte alle Gemüther und der Wahlſpruch: Für's Volk und durch's Volk war die erſte Deviſe, die an dem ſchwankenden Gebäude des neuen Syſtemes glänzte. Der Anfangspunkt unſerer Freiheitskämpfe iſt in der Nothwendigkeit der Aenderungen begründet; damals gab es keine Meinungsverſchiedenheit; das ganze große Reich mit all' ſeinen Provinzen, ſelbſt das Militär begrüßte mit Jubel die Errungenſchaften des März, weniger aus vollem Verſtändniß in allen Schichten der Geſellſchaft, als vorzugsweiſe deshalb, weil jeder Theil eine Erweiterung ſeiner Rechte oder Milderung der drückenden Laſten erwartete. — Sie gaben ſich ohne alle Prüfung den Träumen einer beſſeren Zukunft hin, und vertrauten, ohne mehr nach der Urſache jener Ereigniſſe zu fragen, ohne ſich länger über die Folgen dieſer wichtigen Schritte in einer abſoluten Monarchie zu kümmern. Doch die ſchönen Tage von Aranjuez waren vergangen, der entfernte Provinzbewohner, obwol nicht aller Begeiſterung für die gerechte Sache des Volkes bar und ledig, fing demnach allmälig die Schritte der Wiener zu prüfen an, und eben die Beſchränktheit und der niedrige Standpunkt der Volksbildung in der Monarchie hätte nur zu bald das neugeborene Kind, um das Bürgerblut floſſen, durch die ſchmähliche Unwiſſenheit der Landeskinder getödtet. — In den Provinzen wurden die Ereigniſſe Wiens meiſt falſch aufgefaßt, und wahrlich, es war kein Wunder, da Wien ſelbſt theils aus Eigendünkel, theils aus Nebenrückſichten geleitet, faſt mit Nothwendigkeit ſich in Parteien und Secten zu ſpalten, und dadurch die Meinungseinheit in eine Meinungsvielheit umzuſtalten anfing. — Wien war demokratiſch im Kerne geſinnt, und ein wilder Haß laſtete von jeher auf allen volksfeindlichen Inſtitutionen. Dieſer, dem conſtitutionellen Prinzipe nicht minder feindlichen Anſicht hätte vorzugsweiſe durch die angeborene Liebe zur Dynaſtie mit Erfolg entgegengearbeitet werden können. Die Flucht des Kaiſers jedoch war die Baſis, auf der jene kühnen Gebäude einer der Dynaſtie feindlichen Secte erbaut worden, und obwol der Bau langſam vor ſich geht, ſo dürfte er doch — ohne daß Wunder geſchehen — nicht ſobald zerſtört und verwüſtet werden; die demokratiſch-republikaniſche Partei Wiens, faſt nur aus Intelligenten beſtehend, iſt durch die Vorgänge Badens vorſichtig geworden, ſie baut nicht im Fluge, ſie reißt nicht, wie anfangs, im Sturme alles Beſtandene nieder, ſondern ſie geht Schritt für Schritt vorwärts, ſucht durch wiſſenſchaftliche und philoſophiſche Sätze zu überweiſen, hebet die alten Begriffe nach und nach bei Seite, ſchiebet unvermerkt neue Prinzipien unter, und bereitet ſo den Geiſt des Volkes auf jene Schritte vor, die ihrer Ueberzeugung gemäß zum Wohle des Geſammtvaterlandes und des Volkes unerläßlich ſind. — Sie haben die Gänge und Fäden der franzöſiſchen Revolution vor Augen, und ſuchen fein genug alles zu beſeitigen, was auf Vernichtung, alles zu befördern, was auf bloße Reorganiſirung gerichtet iſt. Sie wiſſen zu wohl, daß Prinzipe ſich nicht vernichten, ſondern nur umändern laſſen, daß in der völligen Vernichtung des leitenden Prinzipes eines Staatenkörpers zugleich der Untergang des Staates enthalten ſei. Auf dieſem Wege hat man das Volk bereits zur Idee der Republik gewöhnt, und der Fluch Oeſterreichs würde die längere Abweſenheit ſeines Kaiſers ſein, denn auf dieſe deuten die Freiheitsapoſteln, auf dieſe ſtützen ſie ihre glänzendſten Beweiſe, durch dieſe iſt die Liebe des Volkes zur Dynaſtie erſchüttert, ja vermindert worden. Obwol für jetzt nichts zu fürchten, ſo möge man bedenken, daß unſere Jugend im Volke groß geworden, faſt durchgehends den Prinzipien der Volksherrſchaft in höherem oder geringerem Maße huldiget, und eben durch die Propaganda der Ueberzeugung dem Throne gefährlich und fürchterlich werden könnte, ſobald es ſo weit kommen ſollte, daß Verſchwörungen ſich geſtalten müßten. — Wer möchte läugnen, daß Oeſterreich dieſelben Elemente zur Bildung einer Gironde beſitze; und wie leicht ſich dann eine Bergpartei bilden würde, wollen wir der eigenen Anſchauung eines Jeden zur Löſung überlaſſen.

Ruſſiſche Brautſchau in Deutſchland.

Unter dem Titel: „Eine geheimnißvolle Heirat", theilte das Feuilleton der Kölniſchen Zeitung die Erzählung eines Vorfalles mit, welcher ſich auf die Vermälung jener deutſchen Prinzeſſin bezog, die ſpäter als Katharina II. in Rußland ſo glänzend regierte. Als der Sohn Katharina's einiger Maßen herangewachſen war, ſuchte man abermals eine deutſche Prinzeſſin zu ſeiner Gemalin zu werben, und zwar durch Vermittelung des kaiſerlich-ruſſiſchen Staatsrathes Achaz Ferdinand v. d. Aſſeburg, Erbherrn auf Falkenſtein und Meisdorf im Harz. Auch bei dieſer Vermälung mag es ſchwerlich an intereſſanten romanhaften Verwickelungen und Intriguen gefehlt haben. Indeſſen beſchränke ich mich (ſagt ein Correſpondent der Kölniſchen Zeitung im Verfolg dieſes Themas), indeſſen beſchränke ich mich einfach darauf, die von Aſſeburg an den deutſchen Höfen angeſtellte Brautſchau kurz zu ſchildern, und zwar nach deſſen franzöſiſcher Correſpondenz.

Die achtjährige Tochter des Grafen Friedrich Eugen von Würtemberg erregte zuerſt Aſſeburg's Aufmerkſamkeit. Drei meiningiſche Prinzeſſinen waren nicht ſchön genug, eine Coburgerin konnte wegen Blatternarben nicht mit auf die Liſte geſetzt werden. Da nun die Würtembergerin viel zu jung war, ſo bat Aſſeburg, daß man ruſſiſcherſeits „der moraliſchen und phyſiſchen Entwickelung derjenigen deutſchen Prinzeſſinen, welche in dieſer Angelegenheit Berückſichtigung verdienten," zwölf bis fünfzehn Monate Zeit laſſen möge. Aber die Friſt verſtrich, ohne daß die Entwickelung irgend einer von ihnen eine beſonders günſtige Wendung genommen hätte, und man machte die Erfahrung, daß die Natur bei einer deutſchen Prinzeſſin eben ſo gut Zeit braucht, um die Reize ſchöner Weiblichkeit zu entfalten, als bei dem ärmſten Hirtenmädchen. Indeſſen fandte Aſſeburg nach Ablauf der verlangten Friſt doch das Porträt der kleinen Prinzeſſin von Würtemberg, ſo wie das der Prinzeſſin Wilhelmine von Heſſen-Darmſtadt, und endlich das der Prinzeſſin von Sachſen-Gotha nach Petersburg.

Für letztere, die Prinzeſſin von Sachſen-Cobourg-Gotha, hatte die Kaiſerin eine beſondere Vorliebe. Am 30. Januar 1771 ſchrieb Katharina eigenhändig folgenden Brief an Aſſeburg, der es verdient, vollſtändig überſetzt zu werden, weil es von dieſem ganzen ſich ſo oft an unſeren Höfen widerholenden ruſſiſchen „Geſchäft" (Auerbach würde es einen „Handel" nennen) ein deutliches Bild gibt.

„Herr v. Aſſeburg! Es naht die Zeit, wo ich ernſthaft an die Wahl denken muß, die ich (!) zu treffen habe, und ſo muß ich Ihnen denn ſagen, daß von allen den Prinzeſſinen, von denen Sie uns unterhalten haben, in dieſem Augenblicke die Prinzeſſin Louiſe von Sachſen-Gotha diejenige iſt, welche mir am meiſten zuſagen würde. (Wohlgemerkt aber, ſetzen Sie ja Ihre Nachforſchungen fort!) Ich glaube, das beſte Mittel uns zu überzeugen, ob dieſe Wahl nach unſerem Geſchmacke ſein würde oder nicht, wäre, Sie verſuchten, ob Sie nicht die Witwe des Fürſten von Sachſen-Gotha bewegen könnten, eine Reiſe nach Rußland zu machen; ihre Töchter, die beiden Prinzeſſinen, könnten ſie begleiten. Lieber Aſſeburg, erſinnen Sie doch irgend einen Vorwand für dieſe Reiſe, denn der wahre Grund darf nicht bekannt werden, weil ich mich (!) zu nichts verpflichten will, bevor ich ſie geſehen. Sie können gelegentlich von der Verheiratung einer der beiden Prinzeſſinen, falls die Religion kein Hinderniß ſei, ein Wort fallen laſſen und ſehen, was es für Wirkung thut. Die Mutter Johann Auguſt's von Sachſen-Gotha war aus dem Hauſe Anhalt-Zerbſt und mit meinem Vater Geſchwiſterkind. Ein Bruder dieſes Johann Auguſt, Prinz Wilhelm, war mit meiner Tante, der Prinzeſſin Anna von Holſtein-Gottorp, verheiratet. Alſo gleich eine doppelte Verwandtſchaft, welche für dieſe Fürſtin wol ein oſtenſibler Grund wäre, mich zu beſuchen und zuzuſehen, ob ſie durch dieſe Reiſe ihre und ihrer Töchter Lage verbeſſern könne. Das Schlimmſte wäre ja doch immer, wenn das Unglück wollte, daß keine von Beiden uns zuſagte; und was hätten ſie dabei zu verlieren? Die Fürſtin würde hier eine Ausſtattung für ihre Töchter bekommen, mit der ſie dieſe Beide anderweitig anbringen könnte. Endlich würde die Reiſe ſie nicht ruiniren, weil ihr die Koſten von hier aus zurückerſtattet werden würden, und ſie ja bis nach Rußland, wo ſie freigehalten werden würde, incognito reiſen könnte. Zudem könnte ja dieſe deutſche Fürſtin, wenn ſie etwa an Zurückgezogenheit gewohnt iſt, die Monate des Jahres zu ihrer Reiſe nach Rußland wählen, wo der Hof auf dem Lande iſt; ſie könnte von Lübeck oder Roſtock aus zu Waſſer reiſen, wenn die Landreiſe ihr zu ermüdend vorkommt; dann ließen wir ſie auf bequemen Fahrzeugen abholen, und unſer ganzes Geſchäft könnte vor Winters Anfang beendet ſein. Das iſt es, was ich jetzt Ihnen anzudeuten habe; mit Ungeduld warte ich auf Antwort, um zu erfahren, ob Sie das Ganze ſo für ausführbar halten. Ich geſtehe

Ihnen, es wird mir ſchwer, der Wahl der Prinzeſſin von Würtemberg zu entſagen; aber Verſtand geht über Neigung; ſie iſt zu jung. Verhindern Sie wo möglich, wenn die Sache nicht ſchon geſchehen iſt, daß die Prinzeſſin Louiſe (von Gotha) vor ihrer Reiſe in der lutheriſchen Religion confirmirt wird, weil die Proteſtanten erſt von dieſem Augenblicke an feſt an ihrer Kirche hangen und bis dahin ihren Glauben frei wählen können. Dann würde ſich die Sache um ſo leichter machen. Wollen Sie der Fürſtin ein Beiſpiel vorführen, um ſie zu dieſer Reiſe zu beſtimmen, ſo berufen Sie Sich auf meine Mutter; ſie kam hierher unter dem Vorwande, der verſtorbenen Kaiſerin im Namen ihrer Familie für die verſchiedenen Gunſtbezeugungen, die ſie ihr hatte zu Theil werden laſſen, zu danken. Ich kenne die zuvorkommende und verſtändige Art und Weiſe Wilhelm's von Sachſen-Gotha, der mit meiner Tante verheiratet war, und bin überzeugt, daß er bereitwillig dieſe Reiſe befördern wird, wenn nicht ein Umſtand, der ſich von hier aus nicht mit in Anſchlag bringen läßt, Sie verhindert ihn für ſich zu gewinnen. Er hat ſehr ſorgfältig eine Art von Verhältniß zu mir gepflegt, indem er ein- oder zweimal des Jahres ein Glückwunſch-Schreiben an mich richtete. Alles dies aber ſtelle ich Ihrem Urtheile anheim; es ſind dies Dinge, von denen Sie Gebrauch machen mögen, je nachdem ſich die Sachen dort geſtalten, und je nachdem man Ihnen dort mehr oder weniger entgegen kommt. Ich ſchließe mit folgender Betrachtung. Ich glaube, je weniger Mitwiſſer wir in dieſer Angelegenheit haben, um ſo beſſer wird ſie von Statten gehen, ſo daß ſie jedenfalls zu unſerer gegenſeitigen Zufriedenheit endigen muß, wie ſie immer ſich auch gaſtalten mag. Mit ausgezeichneter Hochachtung und feſtem Vertrauen zu Ihnen

Katharina."

Dem ruſſiſchen Uebermuthe gegenüber, der ſich in dieſem Briefe ausſpricht, thut es einem deutſchen Herzen einmal wohl, das Verfahren des kleinen Hofes von Gotha zu beobachten. Die Prinzeſſin wollte mit ihrer Mutter von keiner Ruſſification etwas wiſſen, und um nicht das Czaarenhaus unnützerweiſe gegen ſich aufzuregen, ſuchte man unter der Hand von vorn herein jede Annäherung zu verhindern. Sie konnte indeſſen nach den Inſtruktionen, welche Aſſeburg empfangen hatte, doch nicht ganz ausbleiben. Einen Brief, worin Katharina auf Aſſeburg's fernere Mittheilungen antwortet, theilen wir im Auszuge mit. Es heißt darin:

„Da die Prinzeſſin Louiſe von Sachſen-Gotha ſich ſo zu ihrem Nachtheile verändert hat, die Fürſtin Mutter ihrer Erhebung ſich abgeneigt zeigt und glaubt, daß das Gewiſſen ihrer Prinzeſſin Tochter durch einen Religionswechſel für immer beſchwert werden würde; da ferner die der Tochter an einem einſamen und abgelegenen Orte (zu Roda im Gothaiſchen) zu Theil gewordene Erziehung nicht im Stande iſt, den moraliſchen Vorzügen, welche Anſtand und Beſcheidenheit ihrem Weſen verleihen mögen, den rechten Werth zu geben, ſo iſt dieſe Prinzeſſin, zumal in Anbetracht ihrer ſtarken Beleibtheit, wenig geeignet, den Platz einzunehmen, auf den ihr paſſendes Alter und der Mangel an Konkurrentinnen nach Ihrem erſten, vor zwei Jahren über ſie eingeſandten Berichte ihr einigen Anſpruch zu geben ſchien. Unter dieſen Umſtänden kann ich, Alles wol erwogen, Ihren Entſchluß, erſt meine Antwort abzuwarten, bevor Sie in dieſer Angelegenheit das Aeußerſte thaten, nur billigen. Meine Antwort iſt: Denken Sie nicht mehr an die Gothaiſche Prinzeſſin Louiſe! Sie iſt gerade ſo, wie ſie ſein mußte, um uns zu mißfallen. Schwerlich würden ihre geiſtigen Vorzüge das Widerwärtige einer ſolchen Verbindung verdecken."

In demſelben Briefe heißt es: „Ich verzichte auf die Prinzeſſin von Naſſau aus den von Ihnen angeführten Gründen, und auf die Prinzeſſin von Zweibrücken aus drei anderen:

1) ſie iſt 18 Jahre alt, folglich 3 Jahre zu alt;
2) ſie iſt katholiſch;
3) das Betragen ihrer Frau Schweſter ſpricht nicht für ſie."

Auch auf ihre Lieblingsneigung, wie ſie ſagt — auf die Prinzeſſin v. Würtemberg, „welche nächſten Oktober 12 Jahre alt wird," kommt Katharina in dieſem Briefe zurück.

Während aller dieſer Verhandlungen hatten drei darmſtädtiſche Prinzeſſinen, von denen die eine bereits erwähnt iſt, ſich klüglich in einer gewiſſen Entfernung gehalten und waren in aller Stille gewachſen, ſo viel ſie konnten. So konnte denn jetzt das „Geſchäft" lebhafter und raſcher geführt werden, und es handelte ſich von ſelbſt nur vorzugsweiſe um die Prinzeſſin Wilhelmine von Heſſen-Darmſtadt. Inzwiſchen hatten ſich Dänemark, in deſſen Dienſten Aſſeburg früher geſtanden hatte und in gewiſſer Hinſicht noch ſtand, und Friedrich der Große, in deſſen Königreiche Aſſeburg's Herrſchaft Falkenſtein lag, in dieſe heimlich betriebene Vermälungs-Angelegenheit zu miſchen verſtanden.

Mit der Landgräfin von Darmſtadt trat Aſſeburg bald in einen noch vertrauteren Briefwechſel über dieſen Gegenſtand, als mit der Kaiſerin. In dieſer nur für Abſender und Empfänger verſtändlichen Correſpondenz figuriren: die Kaiſerin Katharina II. als libraire; König Friedrich II. als Associé du libraire; die Vermälungs-Angelegenheit wird als Souscription d'un ouvrage à publier bezeichnet, und die Töchter der Landgräfin treten auf als — les volumes de cet ouvrage!

Einen Brief Katharina's vom 16. bis 17. Januar 1772 laſſen wir, bis auf einige unbedeutendere Stellen, hier folgen. „Gern" — ſchreibt die Kaiſerin — „gebe ich Ihrem Wunſche nach, Ihre doppelten Nachforſchungen bis zum März fortſetzen zu dürfen, bevor ich mich für eine der beiden Bewerberinnen (!) entſcheide, das heißt entweder für die würtembergiſche Prinzeſſin, oder immerhin auch für Prinzeſſin Wilhelmine v. Heſſen-Darmſtadt. Das Porträt, das Sie uns von dieſer Letzteren geſchickt haben, ſteigt auf erfreuliche Weiſe in ſeiner (des Großfürſten Paul) Gunſt. Die Geſichtszüge ſind regelmäßig, ich habe das Bild mit dem erſten Porträt verglichen, das Sie uns früher von dieſer Prinzeſſin geſchickt haben, und die Aufführung der Punkte, in denen Ihrer Meinung nach der Maler gefehlt hat, wieder und wieder geleſen. Aus dieſen Nachforſchungen nun geht hervor, daß der Ausdruck des Frohſinns und der Anmuth (der gewöhnlichen Begleiterin des Frohſinns) auf dieſem Geſichte fehlen, und daß vielleicht die Langeweile einer ſtrengen Erziehung und einer einförmigen Lebensweiſe hier Spuren zurückgelaſſen hat. Das würde aber bald verſchwinden, wenn dieſe junge Perſon ſich weniger genirt fühlte. Käme ſie zu der Ueberzeugung, daß finſtere und gar zu ernſthafte Mienen nicht der rechte Weg ſind, um vor den Augen der Menſchen Gnade zu finden, ſo würde bald die weibliche Luſt, zu gefallen, auf ihrem Geſichte Alles in Ordnung bringen."

„Wenn Sie wieder nach Darmſtadt kommen, ſo rathe ich Ihnen, laſſen Sie gelegentlich ein Paar Worte darüber fallen, daß man am ruſſiſchen Hofe auf Fröhlichkeit und auf gefälliges und angenehmes Weſen ſehr viel gibt, daß ich von ſehr heiterem Temperament bin und mein Sohn auch. Wenn es wahr iſt, daß Ehrgeiz ihr hervorragendſter Charakterzug iſt, ſo wäre es ja möglich, daß wir es erlebten, wie ſie ſich von Abends ſpät bis zum andern Morgen einſtudirte, denn ſo ſind die jungen Leute; und ſo würde ſie ſich dann allmälig von den unangenehmen, vertrakten Bewegungen los machen, die Sie an ihr bemerkt haben. Die moraliſchen Eigenſchaften, welche Sie von ihr anführen, gereichen, im Ganzen genommen, nicht zu ihrem Nachtheile und könnten ein tüchtiges Weib abgeben, das ſich auch Verdienſt zu erwerben wiſſen würde. Aber horchen Sie doch hin, woher kommt das Gerücht von ihrer Unverträglichkeit? Führt man etwas Beſtimmtes an? Weiß ihre Tante, die Frau Landgräfin von Durlach, welche ſie deſſen anklagt, Beiſpiel und Beweis beizubringen? Urtheilt ſie auch wohl ruhig und unbefangen über ihre Nichte? Sie ſchließt doch wol nicht gar von ſich auf ihre Verwandte? Und was geben die anderen Leute für Gründe an, welche dergleichen G.rüchte verbreiten? Ich bitte Sie, ſuchen Sie der Sache auf den Grund zu kommen, und erforſchen Sie, ob wir Grund zu Verdacht und Argwohn haben, oder ob man mit Verachtung auf dieſes Geſchwätz herabſehen kann...." — „Sie wollen nicht, daß wir auf das Bild der Prinzeſſin v. Würtemberg achten, und haben es uns blos geſchickt, damit wir ſehen ſollen, wie groß ihre Taille iſt? Ei, ich muß Ihnen ſagen, wir finden ſie für ihr Alter ſchon ſehr weit gediehen."

Trotz der zuletzt angeführten Worte erging aber doch bald darauf an die Landgräfin v. Darmſtadt die Aufforderung, mit ihren drei Töchtern nach Rußland zu kommen. Die Mutter hielt nun zunächſt mit ihren drei Prinzeſſinen eifrige geheime Sitzungen über den Religionswechſel, der mit ſeiner ganzen Widerwärtigkeit auch diesmal nicht fehlen durfte. Dabei zeigte ſich nur die jüngſte, die ſpätere Großherzogin Louiſe von Weimar, als eifrige Proteſtantin und dem Glanze einer ruſſiſchen „Erhebung" abgeneigt.

Im Sommer 1773 trat die Landgräfin die Reiſe wirklich an. Bedingung war, daß man in Rußland nicht verpflichtet ſei, eine von ihren Töchtern zu wählen; und ſo mochte es für die Fürſtin ein ſchwerer Gang ſein, den ſie mit ruſſiſchem Gelde unternahm, um wo möglich das Glück ihrer Familie zu begründen und (ſo

ungefähr schrieb sie an Asseburg) dem russischen Reiche nützlich zu werden. Nach ihrer Rückkehr starb sie an den Anstrengungen der Reise, welche ihre Kräfte überstiegen hatte. Ihre Tochter Wilhelmine wurde unter dem Namen Natalie dem Großfürsten vermält. Nach Natalien's frühem Tode erwählte dieser jene württembergische Prinzessin zu seiner Gemalin, welche Asseburg's Aufmerksamkeit zu allererst erregt hatte und welche später Gelegenheit fand, sich als eine bedeutende Erscheinung zu zeigen. — Asseburg aber, der bei der ganzen Vermälungs-Angelegenheit viel Menschenkenntnis und die staatsmännische Klugheit seiner Zeit bewiesen hatte, wurde russischer Gesandter zu Regensburg und starb am 13. März 1797 zu Braunschweig. Er war mit Gleim und Klopstock befreundet, und stand jedenfalls auch mit Gottfried August Bürger, der in der ihm gehörigen Herrschaft (jetzt Grafschaft) Falkenstein geboren war, in Beziehung.

Scherz und Laune.

Ein Pröbchen von einem Pariser Placat. „Bürger Wien ist frei! Metternich hat die Flucht ergriffen! Ich würde glauben, alle meine Pflichten zu vernachlässigen, wenn ich Euch länger verschwiege, daß meine Fabrik socialer Stiefelwichse in der Rue Grenelat gelegen ist, und daß ich überdies einen trefflichen regenerirenden Lack verkaufe. Es lebe die Republik! Es lebe Frankreich! Weg mit der englischen Glanzwichse!"

Die Katzenmusik hat sich bereits als ein mächtiger Hebel zur Erreichung größerer und kleinerer Zwecke bewährt, sie ist daher so wichtig und unentbehrlich als die freie Presse, mit welcher sie Hand in Hand dem Zeitgeiste zur Seite steht. Ich schlage daher die Organisirung förmlicher stabiler Katzenmusikbanden vor, zu deren Erhaltung Jedermann monatlich nicht mehr als einen Groschen beisteuern, dafür aber auch das Recht haben soll, diese ausschließlich privilegirte Nationalbande zu beliebigen Ständchen in Anspruch zu nehmen. Bei einer Bevölkerung von 300.000 Seelen würde diese Steuer dem Katzenmusikfonde monatlich die Summe von 15.000 fl. tragen, woraus 1500 Proletarier à 10 fl. des Monats als Katzenmusik-Concertisten besoldet, und somit anständig versorgt werden könnten. Diese 1500 Virtuosen würden das Bedürfniß selbst einer Residenzstadt decken, und zur Erreichung der großartigsten Zwecke genügen. Dieses Projekt dürfte aber mit einer Katzenmusik-Serenade zu belohnen, und das Andenken der Erfindung desselben, so wie der Katzenmusik selbst, alljährlich am Gedächtnißtage zu feiern sein.

Ein junger Mann, der sich immer mit Kenntniß der lateinischen Sprache rühmte, wurde in einer Gesellschaft, wo Einiges vorgelesen war, und der bekannte Vers Virgilis: „Timeo Danaos et dona ferentes" vorkam, ersucht diesen Vers zu verdeutschen; ohne alle Verlegenheit sprach er: „Die Dänen fürchten die Dona Ferentes, aber Sie müssen wissen, daß unter der Dona Ferentes eigentlich die Lola Montez verstanden wird, da sie zu ihren vielen Namen auch noch dieses spanische Prädikat beigefügt hat."

Unlängst wurde ein Zeuge aufgefordert, eine Unterschrift zu beglaubigen, und da der Mann zögerte, fragte der Richter, was die Ursache dieses Zögerns sei. Sofort antwortete der Gerichtsdiener eifrig: „Der Mann ist so taub, daß er Geschriebenes nicht lesen kann."

Auf einem großen Pariser Ball forderte ein anscheinend sehr eleganter Herr die witzige (längst verstorbene) Schauspielerin Sophie Arnould zum Tanze. Sie gab ihm einen Korb mit den Worten: „Ach, mein Herr, Sie haben mir meine Schuhe so eng gemacht, daß es mir rein unmöglich ist, darin zu tanzen." Und der Schuhmacher zog sich mit einem sauren Gesichte zurück. (Heutzutage würde das keine Pariser Kunstsängerin zu ihrem „Lieferanten" zu sagen wagen.)

Ein Mitglied des Pesther Unterhauses besitzt eine so große Gabe langweilig zu sein, daß die übrigen Mitglieder des Hauses regelmäßig die Flucht ergreifen, wenn derselbe die Tribune besteigt.

Mehrere Pesther Nationalgardisten finden, daß eine Reise nach dem Kriegsschauplatze ihrer geschwächten Gesundheit schaden könnte, und ziehen es vor, einige Curplätze zu besuchen; indem sie mit Sicherheit darauf rechnen, daß das Bad ihrer Gesundheit mehr dienlich sein, und sie mit heiler Haut davon kommen werden.

Jemand hatte einen sehr unordentlichen Zimmerherrn; es war fast kein Abend, an dem dieser vor zwölf Uhr nach Hause gekommen wäre. Da er zudem nicht nur das Quartier, sondern auch den Hausmeister für's Oeffnen des Thores selten bezahlte, so wird man es sehr natürlich finden, daß eines Abends Quartiergeber und Hausmeister, wie die Herren am Rütli, sich verbanden, den Schwärmer nicht mehr einzulassen. Waldraf, der „Wandler um Mitternacht," läutete und fror, endlich öffnete sich ein Fenster und die melodische Stimme der Quartiergeberin kündigte ihm an, daß er sich eine andere Herberge suchen möge. Ein Pack fiel herab zu den Füßen des Bestürzten; es waren seine Habseligkeiten in ein — Schnupftuch gebunden. Nach kurzer Berücksichtigung seiner kritischen Lage beschloß er, in das Gasthaus, in dem er gewesen, zurückzukehren. „Wohin so spät?" fragte den sinnend Dahinschreitenden ein Nachtwächter. — „Ich ziehe aus, guter Freund!" war die Antwort.

In einer preußischen Provinzial-Zeitung kamen in einigen Nummern nachstehende recht bezeichnende Druckfehler vor: „Es ist eine Compagnie Minister (Minirer) zur Armirung der Festung in Neisse eingetroffen;" ferner: „wie die Theilnahme an den Lastern (Lasten) des Staates eine allgemeine" — dann „über die glückliche Zurückkunft des Prinzen von Preußen nach Berlin sind wir in der Provinz von der aufrichtigsten Freude unwandelbar beseelt" (beseelt), endlich: „Es verlautet, der König werde den Reichstag in Ehrsion (Person) schließen. Die Berichtigung dieser Druckfehler erschien getreulich in den nächsten Blättern.

Ein ungarischer Landmann, der auf der Galerie des Repräsentantenhauses eben anwesend war, als die Herren sich unten in die heftigsten Debatten über die Adresse einließen, sagte: „Zum T—l! diese Herren haben so viel Plaudereien mit der Adresse, wann werden sie einmal den Brief schreiben?"

Schlesische Blätter erzählen: Ein Lehrer, welcher den Unterricht in der Sprache nach Wurst-Becker ertheilte, mühte sich ab, einem Schulknaben den Begriff „denken" begreiflich zu machen. Unter den Fragen kam auch die vor: „Sage mir, was Du jetzt denkst?" — Die Antwort blieb aus. — „Denkst Du Dir jetzt Etwas?" — Der Knabe wollte mit der Sprache nicht heraus. — Der Lehrer ermunterte ihn, frei heraus zu sagen, was er denke. — „Ich denke," sagte der Knabe, „wenn Se doch uhlierten vum Denken und uns hehm gieh ließen." — Der Lehrer war ein vernünftiger Mann und erließ den Schülern das Denken über's Denken.

Man hat verschiedene Anekdoten über den Ursprung des Pfeifens im Theater. Die folgende ist, wenn auch vielleicht nicht ganz gegründet, doch gut erfunden. Man hatte die Gewohnheit, den Vorhang beim Ton einer Pfeife fallen zu lassen. Ein Zuschauer, der sich eines Tages beim Anhören eines Stückes langweilte, fiel auf den Gedanken, den Ton der Pfeife des Maschinisten nachzuahmen, worauf sogleich zum Schrecken der Schauspieler der Vorhang fiel. Das Publikum war damit so zufrieden, daß es das Pfeifen seitdem adoptirte.

Brodlose Arbeiter zum Einpacken der alten Gesetze finden jetzt allerorts dauernde Beschäftigung.

Zum Modebilde Nr. 9.

1. Rosakleid mit Rosaleibchen und Maschen-Spitzengarnitur. Handschuhe à la rococo, Fächer, Bänderauspuß.

2. Hut von Reisstroh mit Blumenauspuß; Kleid von carrirtem Barège mit hohem Leibchen und langen Aermeln, ohne Auspuß vorn; Mantille von Schillertaffet mit Auspuß von demselben Stoffe.

3. Zugdut von Krepp mit einem Büschelchen kleiner Federn tief unten an der Seite; Kleid von Seide ohne Auspuß auf dem Rocke, aber mit offenem Leibchen und halblangen Aermeln, die wie das Leibchen mit schmalen schwarzen Spitzen garnirt sind, unter denen weiße Unterärmel hervorkommen; Sonnenschirm ohne Fransen; schwarze Mantille mit Spitzenbesatz.

4. Anzug eines kleinen Knaben.

5. Weißer Hut, violetter Ouäcker, gelbe Glacéehandschuhe, trappfarbene Hosen, Halsbinde.

Bilder-Magazin.

„Kreuzmilliondonnerwetter, jetzt hab' ich ſicher darauf gerechnet, was Großes zu werden und die Stadt iſt in Belagerungszuſtand erklärt! Meine Hoffnung iſt hin!“

Einer, der für ſein Leben gern deutſcher Kaiſer werden möchte.
„Ludeken,“ ſagt der eine von den beiden jugendlichen Fußbekleidungskünſtlern, „weeſte, warum der da ſo 'ne finſt're Miene macht, wie 'ne ſaure Gurke?“
„Weil ihm der Kümmel nich anſchlagen hat!“
„Ne, ſondern dadrum, weil er nich kann aufſteh'n laſſen.“

„Herzensmann, ich bitt' Dich, laß mich zwei von dieſen bildhübſchen Nationalgardiſten umarmen.“
„Mein Schatz, das ſchickt ſich nicht. —“
„Alſo wenigſtens den Einen, er iſt gar zu ſauber.“
„Umarme doch mich, mein Kind, das paßt beſſer.“
„Ach was, der kann's beſſer!“

Hier ſehen unſere Leſer zwei Communiſten, ſie beten die Theorie des St. Simonismus an, welche auf unſerem Bilde in der Geſtalt des berühmten Communal-Narren Proudhon erſcheint.

1848 - Nº IX.

Digitized by Google

Digitized by Google

Tempo di Marcia

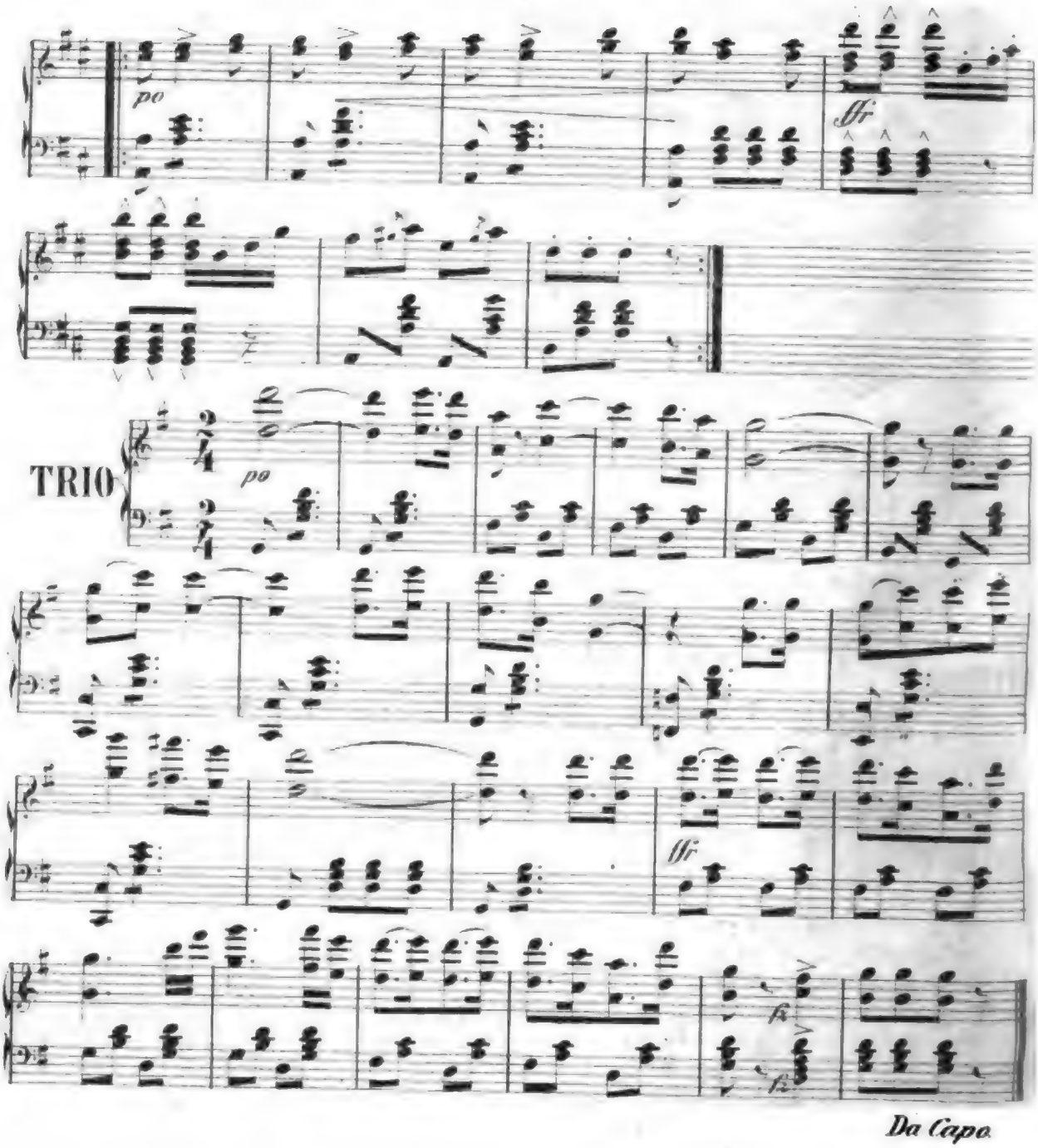
Nur langsam voran!

NTROD.

po

GALOPP

po


po
ffr
TRIO
po
ffr
fz
fz
Da Capo

Der Arme und ſeine Braut.

(Fortſetzung und Beſchluß.)

Veränderung und Begegnung.

In der Wohnung der Stäblein's Mutter und Tochter war es ſtill geworden. Selbſt Auguſt hatte nichts von ihrem Auszuge gemerkt, denn die wenigen Möbelſtücke, die ſie beſaßen, waren auf Simon's Rath ſtehen geblieben, ſie ſollten ſpäter abgeholt werden, nur die Wäſche und die Kleidungsſtücke hatte Lottchen mitgenommen. Simon hatte den Beſitzer des Hauſes bezahlt und da noch über anderthalb Monate bis zum Johannistermin blieben, wo der Logiswechſel eigentlich ſtattfindet, ſo konnten die wenigen Möbeln ſo lange in Ruhe ſtehen, die Zeit bis dahin war bezahlt, die Dachwohnung gehörte ſo lange den Stäblein's an. Franz ließ zwei Abende vergehen, ohne daß er an das Stubchen der Blinden und ihrer Tochter klopfte. Seine Aufregung hatte ſich in dieſer Zeit beſänftigt, ſeine Liebe zu Lottchen war zu wahr, zu tief in ſein Herz eingewurzelt, als daß ſie nicht der Groll überwogen hätte. Er hoffte, Lottchen würde ihm entgegenkommen, ſie war ja die Schuldige; aber dieſe Hoffnung verſchwand, Lottchen blieb ihm fern. Am dritten Abend klopfte er endlich an die Thüre. Kein „Herein!" drang in ſein Ohr — er klopfte mehrmals, Alles blieb ſtill. Jetzt erfaßte ihn Angſt, er beugte ſich nieder, um durch das Schlüſſelloch zu ſehen, in der Stube war es finſter, kein Geräuſch, nichts rührt ſich. Er eilte zu Auguſt.

„Da muß ein Unglück geſchehen ſein bei den Stäblein's," rief er, „es iſt Alles finſter, kein Menſch rührt ſich, Niemand antwortet auf mein Klopfen — Herr Gott, was kann ihnen geſchehen ſein?"

Der Geiger ſchien von einer Erſtarrung befallen zu ſein. „Ein Unglück?" ſtammelte er.

„Ja, ja, ein Unglück!" wiederholte Franz dringend, „ausgegangen können ſie doch nicht ſein, die Alte iſt ja blind — haſt Du vielleicht Lottchen kommen oder fortgehen gehört?"

„Nein," antwortete der Verkrüppelte tonlos, „ich habe heute und geſtern ſchon Niemand gehört."

Franz ſtand bewegungslos. „Was war da vorgefallen?" Dieſe Frage ſchnitt wie ein Meſſer durch ſeine Seele und an ſie kettete ſich der Vorwurf, den er ſich machte, daß er nicht geſtern Abend ſchon an die Thüre geklopft habe. Seine aufgeregte Phantaſie ſtellte ſich das Schrecklichſte vor. „Nimm die Lampe — leuchte!" rief er Auguſt zu. Dieſer folgte maſchinenmäßig. Sie klopften wiederholt an die Thüre, Alles blieb ſtill.

„Es muß geöffnet werden!" ſchrie Franz außer ſich und war ſchon im Begriff, mit Gewalt die Thüre zu ſprengen, ſie würde ſeiner Kraft bald gewichen ſein; aber Auguſt hielt ihn zurück von dieſem thörichten Beginnen.

„Wir müſſen erſt dem Hausherrn anzeigen," ſtellte er ihm vor.

Franz ohne zu antworten, ſprang wie toll die Treppe herunter. Der Hausbeſitzer, der die Parterre-Wohnung inne hatte, trat juſt aus derſelben heraus. Franz war ſo athemlos, daß er ihm kaum ſagen konnte, weshalb er jetzt zu ihm herunterkomme. — „Die Stäblein's?" entgegnete der Mann lachend, „wißt Ihr denn das nicht, 's iſt ja Eure Liebſte, Schönberg — die ſind geſtern Morgen ausgezogen." Franz taumelte an die Wand des Hausflurs zurück.

„Aus... ge..." er war ſo beſtürzt, daß ihm die Zunge den Dienſt verſagte, dieſes Wort auszuſprechen. Alles Andere hatte er erwartet, das Gräßlichſte ſelbſt würde ihn nicht ſo mit einem Schlage vernichtet haben, als eben dies einzige Wort.

„Nun, mit Eurer Liebſchaft muß es nicht weit her ſein," bemerkte der Hausbeſitzer; „denn ſonſt hätte Euch doch Lottchen wenigſtens ein Wort geſagt. Das iſt nicht hübſch von ihr. Ueberhaupt auch von mir haben ſie nicht einmal Adieu genommen und ſie wohnen doch ſchon an zwanzig Jahre im Hauſe, das hat mir nicht gefallen. Sie haben Alles durch Simon abmachen laſſen, der jetzt ungeheuer dicke thut, hab' auch nicht einmal erfahren, wohin ſie ziehen. Wie geſagt, das gefällt mir nicht von ihnen, die Alte hätte doch wenigſtens ſo vernünftig ſein und Adieu von mir nehmen können. Grämt Euch nicht, Schönberg, Ihr ſeid ein junger, hübſcher Menſch, Ihr kriegt zehn andere Liebſten, die's redlicher mit Euch meinen. Gute Nacht."

Der Mann ging mit dem Lichte, das er in der Hand trug, in ſeine Parterrewohnung, tiefes Dunkel umgab Franz und eben ſo tiefe Nacht war in ſeinem Innern, er war völlig betäubt, wie ſinnlos, nach langer Zeit erſt ſchien ſeine Geiſtesthätigkeit in ſo weit zurückzukehren, daß er die Treppe hinaufwankte. Wer ihn begegnet hätte, würde ihn ſicher für berauſcht gehalten haben, und die genaue, durch jahrelange feſt gewurzelte Kenntniß der Lokalität ſchirmte ihn in dieſem Zuſtande vor einem ſchweren Sturze auf der gewundenen Treppe.

Auguſt ſtand mit der Lampe ihn erwartend auf dem kurzen Gange, der beide Dachwohnungen verband. „Nun?" fragte er.

„Ausgezogen!" antwortete Franz und wankte in ſein Stübchen hinein, Auguſt war ſo erſchrocken, daß er ihm erſt nach einigen Sekunden folgte. Die Lampe ſtand nun auf dem Tiſch, beide Brüder ſaßen auf den Rändern ihrer Bettſtellen, eine tiefe ſchauerliche Stille waltete, Beide waren verſtört. Endlich erhob ſich Franz, ſein Geſicht war todtenbleich, ſein Blick ſtier, er ruhte ſo durchdringend auf Auguſt, daß dieſer zu zittern begann.

„Du haſt brüderlich an mir gehandelt, Gott hat Dich nicht umſonſt gezeichnet," ſagte er mit dumpfer Stimme, „Du biſt wie Kain, der ſeinen Bruder Abel erſchlagen."

„Franz!" ſchrie der Verkrüppelte außer ſich.

„Schweig!" ſprach der Vorige, „ich habe Dir nie Böſes gethan, nie; aber Du — oh, es war Deine Schuldigkeit, daß Du mir das erzählt hätteſt, was Lottchen und mich betraf, das war Deine Pflicht als Bruder und damals war Lottchen noch gut, es wär' Alles anders geworden, jetzt iſt's vorbei, Du haſt Alles auf dem Gewiſſen."

Der Mißgeſtaltete ſtieß winſelnde Töne heraus wie ein Thier, das ſich im Schmerze krümmt.

„Ich will Dir ſie ſuchen helfen," ſtöhnte er, „verwünſche mich nur nicht."

„Thor, glaubſt Du, daß es ſo leicht ſei, das Herz eines Menſchen, wenn es vom Roſt der Sünde angefreſſen iſt, ſo zu reinigen und glänzend zu machen, wie ein Stück geſchwärzten Stahl, das man blank poliren kann? Mit Lottchen iſt's vorbei; aber Simon — Simon! — meine Seele ſoll nicht ſelig werden, wenn Simon nicht daran ſtirbt, er hat Alles abgekartet. Ihn treffe ich dafür!"

Der letztere Gedanke ſchien in ſo weit von einer wohlthätigen Wirkung auf ihn zu ſein, als er ihn in einer ſeiner Jugendkraft angemeſſenen Spannung verſetzte und jene Betäubung, welche ihn bis jetzt gefeſſelt hielt, gewaltſam verſcheuchte. Alles war für ihn verloren, Lottchen, an der er ſo treu gehalten, hatte ihn betrogen. War es denn möglich, daß ſie ihn noch liebte, da ſie aus dieſem Hauſe, wo ſie mit einander die Leiden und Entbehrungen der Armuth getragen und ſich doch eben in ihrer Liebe glücklich gefühlt hatten, ſcheiden konnte, ohne nur ein Wort davon ihm zu ſagen? Mit dieſer Handlung hatte ſie jedes Band zwiſchen ihm und ſich zerriſſen. Franz wurde irre am Glauben an das Menſchenherz. Auch die Blinde war ſo heimlich geſchieden und er ſtand ganz allein wie ein Schiffbrüchiger, den ein Sturm plötzlich aller ſeiner Habe, ſeiner Hoffnung beraubt und auf ein ödes, mitten aus den tobenden Wellen hervorragendes Felſenriff geſchleudert hat. Zwiſchen den beiden Brüdern fiel kein Wort mehr, eine Scheidewand war zwiſchen ſie gefallen, welche Jeden abhielt, ſich einander zu nahen. Nie in ſeinem Leben fühlte ſich der verkrüppelte Geiger unglücklicher, als eben jetzt. In ſeinem Innern war er förmlich vernichtet, ſeines Bruders Worte drückten ihn eben ſo ſehr darnieder, als der Gedanke an Lottchen, das Bewußtſein, daß ſein Schweigen Alles dies herbeigeführt. Seine ſtumme Liebe zu ihr, die er als Ideal aller Tugend und Schönheit betrachtete, hatte den empfindlichſten Stoß erlitten — ſie war verloren, der Verführung zum Opfer gefallen; denn, wie wäre es ſonſt nur denkbar geweſen, daß ſie ſo ohne ein Wort zu ſagen, ihr Verlaſſen dieſer Wohnung in ein Geheimniß gehüllt hätte. Und die Schuld, daß es ſo weit gekommen, lag in ſeinem Schweigen gegen Franz, in ſeinem unnatürlichen Haſſe gegen dieſen. Dieſes Bewußtſein marterte ihn furchtbar, eine tiefe ſchmerzliche Reue ergriff ihn jetzt, wo er ſeinen Bruder ſo unglücklich ſah.

Dieſe Nacht war für Beide eine ſchlafloſe, noch vor Tagesanbruch verließ Franz die Wohnung, Auguſt blieb allein und als ob die Gegenwart ſeines Bruders, ſeine Gefühle wie in Schweigen ſo auch in unüberſpringbare Schranken gefeſſelt gehalten hätte, ſo brachen ſie jetzt mit einem Male los, als er ſich allein ſah. Sein Haß hatte ihn ſelbſt vernichtet, denn von nun an konnte er Lottchen nicht mehr als ein Ideal der Tugend betrachten. Jetzt ſtand er in der That ganz allein, ſonſt hatte ihn die Einbildung, Franz hätte ihm Lottchen's Liebe geſtohlen, wenn er in Stunden der Ueberlegung auch ſich ſagen mußte, daß dies ein thörichter Wahn ſei, und der aus demſelben entſpringende Haß gegen den Bruder beſchäftigt, zwei feindliche Gewalten, in deren Mitte er zum willenloſen Schilfrohre wurde, das der Wind hin- und herſchwenkt. Franz war nun unglücklich und deſſen Worte lagen wie ein Fluch auf der Seele des Mißgeſtalteten, der unter der Laſt derſelben ſchier erdrückt wurde. „Er will ſich rächen," ſagte er zu ſich, „nein, ich will ihm zuvorkommen, Kain erſpart ihm die Rache, er ſoll nicht ſagen können, ſein Bruder war Kain, den Gott gezeichnet hat — an mir liegt nichts. Ob ein Scheuſal mehr oder weniger in der Welt iſt, wer fragt darnach? — ja, das muß ich thun — das muß ich!" Seine Phantaſie loderte wie eine wilde Flamme auf, der Gedanke, den er gefaßt hatte, ergriff ihn mit außerordentlicher Leidenſchaft und er machte ihn ganz glücklich.

Dieſer kleine Verkrüppelte jubelte vor Freude, die Gewohnheit, alle ſeine Empfindungen und Gedanken gänzlich vor Aller Augen und Ohren zu entziehen, ſie nur in ſich ſelber zu beſchränken, ſie gleichſam zu der Achſe zu machen, um die er ſich bewegte, die ihm zur Richtſchnur für ſeine Handlungen diente, hatten jeder Idee, welche ihn überkam, eine wahrhaft furchtbare Gewalt eingeräumt, ſie überwucherte ſchnell jeden Vernunftgrund, der ſich dagegen erheben konnte, jeder andere Gedanke ſank gleichſam in den Staub nieder vor der einen, ihn faſt durchraſenden Idee. In wilder Freude ergriff der Verkrüppelte ſein Inſtrument — die Töne ſchwirrten durch einander, bald aufjubelnd, bald in leiſe verhallende Disharmonien ſich auflöſend — und ſo ſtand er dem Fenſter gegenüber, die Morgenröthe überſtrahlte in Purpur den ganzen Horizont, als flammte ein ungeheurer Brand im Oſten, alle Gegenſtände waren entweder in Glut oder in Nacht verſunken — der Geiger war von dieſem flammenden Glühlichte übergoſſen, er glich ſo einem Dämon, der ſich aus loderndem Schwefelpfuhle erheben will, ſeine häßliche kleine Geſtalt ſchien zu wachſen, noch unförmlicher zu werden und in dem roth beſchienenen Geſicht drückte ſich in den verzerrten Zügen eine Freude aus, die von einem ſtarken Anflug von Wahnſinn zeugte. Aber ſeine körperliche Schwäche duldete keine lang dauernde Ueberſpannung ſeiner Sinne, nach einer Weile erſtarben die Töne ſeiner Geige allmälig in winſelnden Klängen, die Hand mit dem Bogen ſank ſchlaff an ſeine Seite, während die Geige noch auf der höckrigen Bruſt ruhte. Ermattet, ſchwindelnd taumelte dieſer Unglückliche auf ſein Bett — die dämoniſche Kraft war gewichen, das wilde Geigenſpiel ſchwieg — tiefaufſchnaubend lag der Unglückliche auf ſeinem Lager.

Wir wenden uns zu Lottchen. Sie ſelbſt war eine Betrogene. Ihre jetzige Wohnung war ein kleines dicht an der Stadt gebautes Landhaus, das mitten in einem ziemlich großen Garten ſtehend, durch dieſen von der Straße getrennt wurde, welche hart an deſſen Mauer hinlief und gewöhnlich ſehr belebt war. Dieſer Aufenthalt beſaß alle Reize des Landlebens, eine friſche geſunde Luft und den Anblick des augerquickenden Blättergrüns. Selbſt die Alte, welche doch blind war und an der daher die Schönheiten dieſes Aufenthalts ſpurlos vorübergingen, ſchien ſich glücklich zu fühlen, der warme Sonnenſchein in dem Garten that ihr wohl, ſie hatte nur ſelten dieſen Genuß gehabt, der Athem der von den Wohlgerüchen des Gartens durchſchwängerten Luft erweiterte ihre Bruſt, welche von der Stubenluft beklommen war. Und Lottchen fühlte ſich hier ſehr wohl — ſie liebte alles Schöne und ihre jetzige Wohnung war es.

Das Landhaus, nur ein Stockwerk hoch, mit einem

platten italieniſchen Dache, gönnte, da es im Freien ſtand und nicht beherrſcht von irgend einem höher liegenden Gegenſtande war, die reizendſte Ausſicht auf die benachbarten, mit größeren und kleineren Villen beſetzten und in allen Abſtufungen des reichſten Farbenſchmelzes prangenden Berge. Die ganze Seite des Thales breitete ſich hier vor dem entzückten Auge aus. Und der Garten mit ſeinem Blumenflor und den lieblichen Schatten hoher vieläſtiger Lindenbäume, ſeinen vier Lauben und dem das hellſte Cryſtallwaſſer ſprudelnden Springbrunnen, auf deſſen Spitze ſich drei vergoldete Kugeln ſchaukelten und im loſen Spiele auf- und abſtiegen, getragen vom Strahl der aus drei Röhren aufſchießenden Waſſerſtrahlen. Dies Alles war ſo ſchön, ſo neu und reizend für ſie, daß ſie auf Franz im Taumel ihres Glückes vergaß.

„Was wird Franz ſich freuen, wenn er uns hier beſucht," ſagte die Blinde, „haſt Du ihm denn recht genau beſchrieben, wo wir wohnen?"

„Ja, Mütterchen, er weiß Alles," antwortete das Mädchen mit einem flüchtigen Roth auf den Wangen, die Blinde konnte es ja nicht ſehen, ſie würde die Lüge erkannt haben.

„Ich begreife gar nicht, warum er nicht kommt?" hob die Mutter wieder an, „es ſind ſchon drei Tage, daß wir hier ſind — iſt er denn etwa krank?"

„Ich glaube nicht; aber er iſt ein Trotzkopf, der lange nachträgt."

„So kenne ich ihn ja gar nicht, Kind — warum ſoll er denn trotzen, aus was für Urſache denn?"

„Ich weiß," ſagte Lottchen, „daß er und Simon keine guten Freunde. Der Simon iſt ſehr böſe auf ihn, weil er thut, als hätte er mir zu befehlen und beſäße mehr Recht, mir etwas zu ſagen, als mein Bruder."

„Davon höre ich das Erſtemal," redete die Blinde, „das iſt mir gar nicht lieb, daß eine Feindſchaft zwiſchen Simon und Franz. Ich habe den Franz gern, er war unſer einziger Freund in Noth, als ſich keine Seele, ſelbſt der Simon nicht, um uns bekümmerte, Franz iſt ein kindguter Menſch. Ich muß darüber mit Simon ſprechen, das drückt mich zu ſehr. Wenn Du ausgehſt, geh' doch zu den Schönberg's, der Auguſt iſt ja immer zu Hauſe und ſage ihnen, ſie ſollen uns beſuchen. Wie kann man denn glücklich ſein, wenn uns unſere alten Freunde verlaſſen?"

Lottchen verſprach hinzugehen, um die Alte zu beruhigen. — Zufällig kam Simon. Die Blinde ſprach mit ihm darüber.

„Das ſollt Ihr auch eher lieb, als unlieb ſein laſſen, daß dieſe Freundſchaft auf dieſe Art einen Riß bekommt," ſagte er, „haltet Ihr's denn für ein Glück, wenn Lottchen einen Mann bekommt, der mit Mühe vielleicht ſo viel zuſammenhämmert, daß ſie von einem Tag zum andern leben, wie die Vögel unter dem Himmel? Es iſt Schade, daß Ihr's nicht ſehen könnt, welch' ein hübſches Mädchen Lottchen iſt, zu hübſch für einen Schmied — ſie kann andere Partien machen und wird es auch, laßt das meine Sorge ſein."

Die Blinde war ſehr beſtürzt. „Ich habe dem Franz mein Wort darauf gegeben, daß Lottchen ſeine Frau werden ſoll," ſagte ſie.

Simon lachte. „Das wäre mehr als lächerlich, wenn Ihr Euch daran binden wolltet. Schlagt Euch das aus dem Kopfe, Mutter, Lottchen wird ſelber vernünftig genug ſein, um nicht mit Gewalt in's Elend ſich zu ſtürzen."

Dieſe kurze Andeutung ſagte der Blinden Alles, was nöthig war, um ſie mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß das freundſchaftliche Verhältniß zu Franz zerriſſen ſei, das betrübte ſie tief. Die gute alte Frau hielt ſo feſt an der Gewohnheit, die zu lieben, mit welchen ſie ſeit ſo vielen Jahren umgegangen war, daß es ihr jetzt wie eine Laſt auf's Herz fiel, ſich dieſes Gedankens entſchlagen zu müſſen. Blinde gewöhnen ſich überhaupt inniger an ihre Umgebungen, weil kein Licht von außen in die Werkſtätte ihrer Einbildungskraft fällt, die Mängel und Fehler der Perſonen, mit denen ſie umgehen, ihnen fern bleiben, nicht von ihnen bemerkt werden können und ihrer durch nichts geſtörten Phantaſie alſo eine unumſchränkte Macht bleibt, die Geſtalten ſich ganz nach ihrem Willen auszubilden und ſie mit Tugenden und Vorzügen auszuſchmücken, von denen ſie in Wirklichkeit vielleicht nicht einmal eine Ahnung beſitzen. Mutter Stäblein fühlte ſich daher in ihrem Ideengange außerordentlich und zwar auf die betrübendſte Weiſe geſtört; das Mutterherz wünſchte für Lottchen das höchſte Glück, Franz erſchien ihr in Bezug auf ſeinen Charakter, der doch von ſeiner Jugend an offen wie ein Buch vor ihr gelegen, als derjenige, an deſſen Seite ihre Tochter gewiß ganz glücklich werden würde; aber freilich, wenn die zeitlichen Güter in Anſchlag gebracht werden ſollten, dann mußte der arme Franz in den Hintergrund treten, er konnte Lottchen nichts bieten, als eine Zukunft voll Entbehrungen und Dürftigkeit, wenn ihn das Glück nicht ganz beſonders begünſtigte. In dieſer Beziehung hatte Simon Recht, ſie konnte ihm nicht widerſprechen. Jemehr ſie indeß über dieſen Gegenſtand nachſann, deſto mehr wurde es ihr auch klar, daß Lottchen's Neigung zu Franz entweder dem Erlöſchen nahe oder auch ſchon erloſchen war. Sonſt verging kein Tag, wo ſie nicht von ihm geſprochen hätte, ſie freute ſich ſtets auf den Abend, wenn er von der Arbeit nach Hauſe kam, Franz war der Gegenſtand, der ſie in Alles verflocht und in Beziehung zu bringen pflegte, wo es ſich nur thun ließ — jetzt ſprach ſie nicht von ihm, ſie mied es ſogar abſichtlich, ſeinen Namen zu nennen, eine Verwandlung dieſer früheren Zuneigung zu Franz war alſo unläugbar in ihrem Herzen vorgegangen und die Blinde bemerkte das mit Betrübniß. Indeß ſie ſchwieg — was konnte ſie auch dagegen thun? ſie fühlte, daß jeder Widerſpruch von ihrer Seite nur unnütz ſein würde — war es möglich, eine erſtorbene Neigung durch Worte und Zureden wieder zu erwecken? nein! Und bei dieſer Einſicht fühlte ſie auch recht ſchmerzlich die Abhängigkeit, in welcher ſie ſich durch ihre Blindheit befand; noch nie zwar hatte Lottchen, ihre einzige Stütze, bis jetzt Anlaß gegeben, ihr Unglück in all' der Bitterkeit zu empfinden, welche Blinde, die keine Verwandten haben, die für ſie ſorgen, empfinden müſſen, und der Gedanke, daß dieſe bis jetzt ihr ſo wohlthuende Kindesliebe ſich eben ſo in Abneigung bei Lottchen verwandeln könne, wie ihre Liebe zu dem armen Franz, war ihr außerordentlich ſchmerzlich.

Lottchen verließ jeden Morgen das Landhaus, um zu der Kommiſſionsräthin zu gehen, in ihrer Lebensweiſe

hatte ſich nichts geändert, nur in ihrem Aeußern, in ihrem Gemüthe war eine Umwandlung geſchehen. Simon kam jetzt faſt alle Abende nach dem Landhauſe, ſeine Unterhaltung taugte vollkommen dazu, Lottchen's Gefühle aufzuregen, ihre Eitelkeit höher zu ſpannen, das moraliſche Bewußtſein allmälig einzuſchläfern. Dieſer Abſcheuliche empfand einen beſondern Kitzel in dem Gedanken, ſeine Schweſter mit dem Laſter vertraut zu machen, er hatte dies zur Aufgabe ſeines Lebens gemacht, die Tugend ihrer Armuth hatte ihn beleidigt und er ſuchte auf dieſe ſchändliche Art ſich zu rächen. Dieſe Abendbeſuche waren Vorbereitungen zu dieſem Ziele und er freute ſich jedesmal, wenn er das Landhaus verließ, denn das Bewußtſein begleitete ihn, daß Lottchen bald ſeinen Lehren entſprechen werde.

Eines Abends, der Mond warf ſein bleiches Licht über die Gegenſtände, verließ er das Landhaus und warf deſſen Gartenthüre hinter ſich in's Schloß. Der nächſte Fußweg in die Stadt führte an einem Raine hin, man gelangte dann nicht erſt auf die Straße, die eines Gewäſſers wegen vor dem Thore eine bedeutende Ausbiegung machte, ſondern g'rade aus vermittelſt eines mit Geländer verſehenen ſchmalen Steges, der über das erwähnte Waſſer führte und nur von denen benutzt wurde, welche mit denen in den auf dieſer Seite von der Stadt zerſtreut gelegenen Häuſern Wohnenden Verkehr hatten, alſo war dieſer Fußpfad eben nicht beſonders belebt. An einer Seite desſelben zog ſich ein lange früher angelegter und im ſchlechten Stande gehaltener Heckenzaun hin, welcher an manchen Stellen ſo gelichtet war, daß man ganz bequem hindurch konnte. Jedenfalls hatte man dieſen Heckenzaun zum Schutze der dieſen Weg Gehenden gegen die Sonnenſtrahlen angelegt, oder auch um das Stück Wieſe zur Seite vor muthwilligem Niedertreten zu bewahren.

Als Simon dieſen Pfad hinſchritt, ganz in Gedanken vertieft, erhob ſich die auf dem ſanftgrünen Rain ruhende Geſtalt eines Mannes, der hier gelagert hatte. Das fahle Mondlicht, welches den Aufſtehenden beſchien, gab ſeinen Bewegungen etwas Unheimliches, Geſpenſtiges, es war nicht hell genug, um die Gegenſtände ganz klar zu ſehen. Simon war durch das Geräuſch aufmerkſam geworden, er ſtutzte, aber er hatte einen Stock bei ſich und mithin eine Waffe — und war es denn nicht auch lächerlich, ſo nahe bei der Stadt irgend eine Gefahr zu fürchten? Er ging vorwärts. Je näher er kam, deſto deutlicher erkannte er, daß der vor ihm Gehende ein Bettler ſei, der einen Querſack über die Schulter gehangen, gebückt und matt einher ſchlich, auf einen Knotenſtock geſtützt. Er lächelte über ſeine Anwandlung von Schreck.

„Ein armer Mann bittet um eine milde Gabe, der Himmel wird's tauſendfach vergelten!" ſo flehte der Arme mit hohlklingender Stimme, als Simon bei ihm vorüberſchreiten wollte.

„Bei Nacht habe ich keine Zeit zum Almoſengeben," war Simon's Antwort. Eine kurze Pauſe folgte.

„Ach! beſter Herr, nur einen Pfennig, ich bin ſehr arm."

„Beläſtigt mich nicht, ich gebe nichts."

„Nur einen Pfennig!"

„Hol' Euch der Teufel, unverſchämter Kerl!"

Der Bettler richtete ſich ein wenig auf aus ſeiner gekrümmten Stellung und indem er wie flehentlich mit beiden Händen den Arm Simon's faßte, wiederholte er ſeine Bitte um einen Pfennig.

„Verwünſchter Schurke, ſoll ich nach Polizei rufen, um Euch ..."

Ein halb unterdrücktes Gelächter kam aus des Bettlers Munde. „Simon, Du Höllenhund, das könnte Dir ſchlecht bekommen," ſagte er, ihn nun feſthaltend.

Simon ſchien in dieſem Moment kein Blut mehr in den Adern zu haben.

„Nun, Du willſt mich wol nicht kennen?" fragte der Andere, „oder gar thun, als wärſt Du's nicht und meine Augen wären Spitzbuben, die mich getäuſcht hätten. O, meine Augen ſind das Beſte an mir, ſie helfen mir ſtets, wenn irgendwo etwas liegt, das ich brauchen kann. Meine Ohren ſind nicht ſchlechter, Deine Stimme hab' ich gleich erkannt; aber ich mußte erſt gewiß ſein, man kann ſich leicht betrügen, Selbſtbetrug iſt der ſchlimmſte, was ich kenne. Aber 's war richtig, Du biſt's — das iſt heute ein glücklicher Abend, denn jetzt bleibe ich bei Dir."

Das Erſtaunen, welches Simon feſſelte, war eben kein freudiges; ein wahrhafter Todesſchreck hatte alle ſeine Glieder durchrüttelt. Der Andere ſah ſich genöthigt, ihn gleichſam zur Beſinnung zurückzurütteln.

„He, Simon, biſt Du verſteinert?" freut Dich unſer Wiederſehen nicht? Millionen Teufel! was ſoll ich davon denken?" Dieſe letzte einer Drohung höchſt ähnlich klingende Rede gab Simon die Lebensthätigkeit wieder.

„Du biſt's, Ralph!"

„Kein Anderer, ja!"

„Ich denke, Du biſt jenſeits?"

„Jenſeits? oho, in Amerika oder gar ein Paar Ellen tief unten?"

„Nein, in Amerika meine ich."

„Wie Du ſiehſt, nicht, ich treibe mich hier in Deutſchland herum."

„Was willſt Du hier?"

Der Bettler griff ihn mit kräftiger Fauſt an die Bruſt und ſchüttelte ihn unſanft. „Mir ſcheint's, Simon, Du biſt ein miſerabler Kerl geworden, der mich lieber unter dem Galgen ſähe, als hier," ſagte er. „Ich bin hier, das iſt genug für Dich und alle Urſache, daß Du mir hilfſt mit dem, was ich brauche, ſonſt — verdamm mich Gott! das Hundeleben iſt mir nicht ſo lieb, als Dich ..."

Simon hielt ihm den Mund zu. „Biſt Du verrückt, Menſch, ſo zu ſchreien?" rief er leiſe in Angſt. „Das verſteht ſich ja, daß ich Dir helfen muß. Ich war nur erſchrocken, Dich ſo plötzlich zu ſehen."

„Hm, nun, 's mag gelten, Du biſt überhaupt ein zartes Gewächs, das leicht erſchrickt."

„Komm' nur mit, Ralph, hier können wir nicht ſtehen bleiben."

„Freilich nicht, ich brauche Quartier für die Nacht und werde bei Dir ſchlafen, ich habe Hunger wie ein Löwe, Du wirſt zu eſſen ſchaffen und Geld brauche ich, die Geſchäfte gehen ſchlecht, die Polizei iſt Einem immer auf der Fährte, man kann nie einen ordentlichen Streich ausführen, der etwas einbringt, Du wirſt mir ſo viel geben, als Du kannſt, ich bin bis zum Ausputzen herunter, ein Bettler hat keinen Credit, wenn er nicht gute Freunde findet, die alle Urſache haben, ihm das Maul zu ſtopfen, daß es ſich

nicht im Aerger zu weit aufthut.“ Dies ſprach Ralph, indem er neben ihm herging.

„Haſt recht feines Tuch zum Rocke — 's geht Dir wol ſehr gut hier?“ fuhr er fort.

Simon hatte ſich jetzt von dieſem ihm höchſt unangenehmen Zuſammentreffen etwas erholt, es galt vorzüglich, dieſen eben nicht ſehr ſanftmüthigen und durch ſeinen verabſcheuungswürdigen Lebenswandel verwilderten Freund von ehedem bei guter Laune zu erhalten, denn deſſen ſchlechte Laune konnte für Simon von höchſt üblen Folgen ſein. Ein Menſch wie Ralph, der nichts ſcheute und welcher an Verbrechen eben ſo gewöhnt war wie an die zu ſeiner Exiſtenz nothwendige Luft, ließ Alles befürchten.

„Je nun, Ralph,“ antwortete Simon, „das feine Tuch iſt zum Credit nöthig, wer ſchlechtes trägt, wird auch ſchlechte Geſchäfte machen. Ich bin ganz mit meinem Schickſal zufrieden.“

„Gott verdamm' mich, Seelensbruder, das iſt mir lieb zu hören, alſo kann ich mich bei Dir reſtauriren — das iſt vortrefflich. Ich glaube ſchon, Du wärſt ein miſerabler Kerl geworden, der jetzt aus lauter Tugenden zuſammengeſetzt iſt. Mein' Seel, Simon, das wäre Dir ſchlecht bekommen.“

„Du biſt ein mißtrauiſcher Menſch, ich vergeſſe meine alten Freunde nicht und Du ſollſt ſehen, daß ich's rechtſchaffen meine, Ralph. Geh' jetzt ein Paar Schritte hinter mir, daß es nicht auffällt.“

Ralph lachte: „Weil ich zu ſchön ausſehe, nicht wahr?“ Sie betraten nun die Stadt.

Das Geheimniß.

Der kleine verkrüppelte Geiger, welcher ſonſt nie, außer wenn er Muſik machen ging, ſeine Wohnung verlaſſen hatte, weil ſo viele Urſachen vorhanden waren, die ihn davon abhielten, indem er die Anſtrengung des Treppenſteigens ſcheute, auf der Straße ſich nicht ſelten ſeiner unglücklichen Geſtalt wegen von Kindern, zuweilen auch von Erwachſenen verſpottet ſah und auch keinen Freund, keine Geſellſchaft beſaß, die ihn angezogen hätte, er lebte jetzt mehr auf der Straße, als zu Hauſe. Er hatte den Entſchluß gefaßt, Lottchen's Aufenthalt zu erſpähen. Wenn Jemand im Stande war, die Fenſter aller Häuſer ohne Aufſehen zu erregen, zu fixiren, ob irgendwo an einem ſich die Geſuchte zeige, ſo war dies der Mißgeſtaltete. Er ſchlich langſam wie von der Bürde ſeiner Verkrüppelung niedergedrückt, in den Straßen an einer Häuſerreihe hin, während er die gegenüberſtehende ſcharf beobachtete, dann wieder an den Letzteren herunter, das nämliche Manöver beobachtend. Er hatte ſchon mehrere Tage zugebracht mit vergeblichem Suchen, die Anſtrengung der Wanderungen mußte er auf ein Paar Tage ausſetzen, um ſich wieder zu erholen. Dann begann er ſie von Neuem. Zwiſchen ihm und ſeinem Bruder wurde kein Wort gewechſelt, Franz kam ſpät Abends zu Hauſe und verließ früh mit dem Anbruch des Morgens die Wohnung, er wußte alſo nichts von dem Beginnen Auguſt's. Derſelbe ſchien bei ſeinem erneuten Verſuche glücklicher zu ſein.

Es war in der ſiebenten Abendſtunde des Sonnabends, als er ermattet, von der Wanderung an einem Eckſtein der Straße lehnte, in welcher das Haus der Kommiſſionsräthin ſtand. Die Hinfälligkeit des Mißgeſtalteten erforderte Erholung, indeß dieſe ſollte ihm nicht lange zu Theil werden. Kaum waren einige Minuten verfloſſen, als er, kaum ſeinen Augen trauend, Lottchen aus einem der ſchönen großen Häuſer kommen, einige Sekunden an der Thüre ſtehen bleiben und ſich umblicken ſah, dann eilte ſie fort, in der entgegengeſetzten Richtung, wo er ruhte. So ermattet der kleine Geiger auch war, ſo trieb es ihn doch, dem Mädchen ſchnell nach. Er hatte nur eine Beſorgniß, das ſie ihm enteilen könne, indem ſeine Schwäche ihm nicht geſtattete, raſcher zu folgen. Indeß auch Lottchen ließ von ihrer Eile ab und ſo ward es ihm möglich, wenn auch mit großer Anſtrengung, ſie nicht aus den Augen zu verlieren, obſchon er ein beträchtliches Stück Weges ihr fern blieb. Dies war vielleicht ſogar gut, damit das Mädchen ihn nicht bemerken konnte, denn vor Allem mußte ſeine Geſtalt auffallen. Sie durchſchritt die lebhafteſten Straßen der Stadt, der kleine Geiger keuchte unter der Bemühung, ſeine Eile zu verdoppeln, er dampfte vor Schweiz, ſeine Bruſt ſtieß kurze Athemzüge aus mit halblautem Röcheln. „Wo eilt ſie nur hin?“ ſagte er halb in Verzweiflung zu ſich, denn er fühlte ſeine Kraft immermehr ſchwinden und die Furcht, daß er bald nicht im Stande ſein werde, dieſen eiligen Schritt, der ihn ſo erſchöpfte, auszuhalten und ihr zu folgen, überkam ihn wie Todesangſt. So kamen ſie an's äußere Thor der Vorſtadt. Der kleine Geiger erſtarrte faſt, als ſie auch das Thor paſſirte, der Gedanke, daß ſie gar nicht mehr in der Stadt wohne, wurde ihm jetzt klar, er wankte ihr nach, ſo weit es ihm möglich war, dann blieb er an der Ecke einer Mauer ſtehen und ſah ihr nach, er konnte nicht mehr fort. Sie wendete ſich rechts nach dem Stege über das Waſſer, überſchritt dieſen und er ſah ſie jenſeits des kleinen Bergſtromes den Weg gehen, bis ſie hinter der Hecke verſchwand. Er ſtrengte ſeine Augen an, um ſie irgendwo wieder vorkommen zu ſehen, endlich erblickte er ſie, wie ſie den neben dem Heckenzaun laufenden Weg, den er freilich nicht ſehen konnte, verließ und nach der Thüre in der das Landhaus umſchließenden Mauer zu ging, vor derſelben einige Sekunden ſtehen blieb, bis dieſe geöffnet wurde und ſie hinter derſelben, die ſich wiederſchloß, verſchwand.

Der Verkrüppelte war ganz betäubt, er wußte nicht, was er denken ſollte. Er blieb lange Zeit an der Ecke ſtehen, von wo aus er dieſe Beobachtung gemacht hatte, dann wollte er fort. Indem er ſchon den erſten Schritt that, um in die Stadt zurückzugehen, denn der Abendwind, der von der Seite herſtreifte, machte auf ſeinen, von Schweiß naſſen Körper einen höchſt unangenehmen Eindruck, hörte er Simon's Stimme, wie ihm dünkte. Sein Gehör hatte ihn nicht betrogen. Simon ſchritt an der Seite eines jungen ſchlanken Mannes denſelben Weg, den Lottchen genommen hatte, nach dem Stege hin — Beide lachten, er entging ihrer Aufmerkſamkeit. So ſehr Auguſt die durchkältende Empfindung als Folge des ſtreifenden Windes fühlte, ſo blieb er jetzt doch an dieſem Platze ſtehen. Es war ſchon ziemlich dämmerig, aber immer noch erkannte er Beide wie ſie jenſeits des Steges hinter dem Heckenzaun verſchwanden und dann nach einer Zeit am Ende desſelben wieder zum Vorſchein kamen, bis auch ſie in die Thüre der Gartenmauer eingelaſſen wurden. Der Geiger

ſchlich jetzt nach der Stadt zurück, der immer tiefer ſinkende Abend und ſeine körperliche Schwäche hielten ihn von jeder fernern Unterſuchung dieſes Geheimniſſes ab. Ja gewiß, jetzt war es noch Geheimniß für ihn. „Wem gehörte dieſes niedliche Landhaus? ſollte Lottchen dort wohnen? und wer war der junge ſchlanke Mann, mit dem Simon hinausging?“ Dieſe Fragen beſchäftigten ihn und verkürzten den langen Weg in etwas, den er bis zu ſeiner Wohnung zurückzulegen hatte, in welcher er erſt bei völligem Einbruch der Nacht anlangte mehr todt als lebendig.

Franz war ſchon da und hatte Licht gemacht. Er kniete vor ſeiner Truhe, in der er ſeine Habſeligkeiten liegen hatte. Beide ſprachen nicht. Der Geiger ſank erſchöpft auf ſein Bett, ohne ſich ſeiner Kleider zu entledigen, er war zu abgeſpannt. Sein tiefes Schnauben ſchien Franz jedenfalls in den Wahn zu verſetzen, er ſei eingeſchlafen; aber Auguſt war nur körperlich ermattet, ſein Geiſt war rege, thätig. Wie hätte er auch ſchlafen können, wo ſein Nachdenken ſo ſehr beſchäftigt war! Von ſeinem Lager aus konnte er ſehen, was Franz aus ſeinem Kaſten nahm oder in denſelben ſuchte. Er würde indeß wenig Aufmerkſamkeit darauf verwendet haben, wenn nicht ein Gegenſtand beſonders geeignet geweſen wäre, dieſe aufzuregen.

Im Scheine des Lämpchens ſah er, wie Franz eine kleine Piſtole aus der Truhe nahm, ſie ſinnend betrachtete und dann den Kopf in die Hand ſtützend, ſich offenbar einem Nachdenken überließ, welches den Verkrüppelten furchtbar ängſtete. „Was will er thun? er wird doch nicht ...“ der Gedanke lief wie ein Schauer fröſtelnd durch die Glieder des Mißgeſtalteten, ſchon war er entſchloſſen, dies furchtbare Schweigen zu brechen, als er ſah, daß Franz die todtbringende Waffe wieder in die Truhe zurücklegte, die herausgelegten Sachen darüber und die Truhe zumachte. Auguſt ſchwieg alſo; aber eine Furcht hatte ihn überkommen, welche ihn ſchrecklich quälte, ſeine lebhafte, zu Auswüchſen der Ueberreizung leicht geneigte Phantaſie ſtellte ſich das Furchtbarſte vor und bei dieſen Einbildungen marterte ihn vorzüglich das Bewußtſein, wenn Franz je dieſe Waffe gegen ſich ſelber richten könnte, fiel ein großer Theil der Urſache dieſes Selbſtmordes auf ihn zurück. Ha, welche Folter! der Verkrüppelte erlag faſt der gräßlichen Einwirkung desſelben. Franz trat dann an's Fenſter, er ſtand wol eine Stunde lang an demſelben, in die dunkle Nacht hinausſchauend und zuweilen tief aufathmend, als läge eine Centnerlaſt auf ſeiner Bruſt. Auguſt richtete ſich dann auf und kleidete ſich aus; Franz nahm keine Notiz von ihm, gegen Mitternacht erſt löſchte er das kleine Lämpchen und tiefes Dunkel beherrſchte nun das Stübchen. Geiſtige und körperliche Abſpannung rief den Schlaf bei Beiden herbei. Am nächſten Morgen kleidete ſich Franz an und verließ die Wohnung; Auguſt hatte mit Aufmerkſamkeit jede ſeiner Bewegungen begleitet, um zu erſpähen, ob Franz vielleicht die Piſtole mitnahm. Nein, dies geſchah nicht. Auguſt wurde ruhiger. Kaum war der Mittag vorüber, als er den weiten Weg nach dem Landhauſe antrat, es ließ ihm keine Ruhe, er mußte ergründen, ob Lottchen dort wohnte. Der Geiger, der ſonſt den Spott der Menſchen, fürchtete und wo möglich die belebteſten Straßen der großen Stadt mied, ſchlich jetzt zur Mittagszeit unbekümmert um die feſtlich geputzten Leute durch die Stadt.

Eine Stunde war vergangen, ehe er in die Nähe des Landhauſes kam. Was wollte er hier? die hohe umſchließende Gartenmauer hielt jeden ungeladenen Beſuch fern. Der Mißgeſtaltete empfand ein großes Behagen, er hatte mit Mühe den ganzen Umfang des Grundſtückes umgangen, überall umſchloſſen, nur ein einziger Eingang, der eben auch verſchloſſen war und Niemand jetzt in der Nähe, der ihm hätte ſagen können, wem dies Grundſtück gehöre? Aber er war einmal hier, er mußte wenigſtens abwarten, ob ihm nicht Gelegenheit würde, ſich darüber zu unterrichten. Jetzt in der Mittagshitze ging Niemand ſpazieren, der ihm hätte Beſcheid geben können, alſo einige Stunden ſpäter. Er zog ſich daher in ein kleines Gebüſch zurück und ſetzte ſich dort nieder. Was er noch gar nicht bemerkt hatte, ſah er jetzt. Ein kleines Zelt war auf dem platten Dache aufgeſpannt. Es dünkte ihm, als ob, da das Zelt ganz weiß war, Schatten an demſelben vorbeiſtreiften, wenigſtens ſah er zuweilen das glänzend weiße Linnen an einigen Stellen ſich verdunkeln, vorzüglich an den Seiten, welche von den Sonnenſtrahlen nicht ganz getroffen wurden und wie er vermuthete, der Oeffnung gegenüber geſpannt waren. Dieſer Umſtand beſchäftigte ihn ſehr. Plötzlich ſchien ein elektriſcher Schlag durch ſeinen mißgeſtalteten Körper zu fahren. Eine Geſtalt wurde ſichtbar, ſie führte eine zweite — es war Lottchen und ihre Mutter, er erkannte ſie, faſt hätte der kleine Geiger aufgeſchrien. Mit Mühe bezwang er ſich; aber ſein Blick ruhte ſcharf und durchdringend auf der des Mädchens, welches mit der Alten an das eiſerne Geländer des Daches hervortrat. Das ſcharfe Auge des Verkrüppelten ſog förmlich das Bild des Mädchens ein. Eine lange Weile ſtanden Beide an dem Geländer, der Stadt zugewendet. Plötzlich hob Lottchen ihre Hand, in der ſie ein weißes Tuch hielt, winkte Jemandem, der den Weg über den Steg daher kommen mußte. Auguſt fuhr zuſammen. Im erſten Moment täuſchte er ſich und glaubte, der Wink mit dem Tuche habe ihm gegolten, doch dieſe Illuſion verſchwand ſchnell, aus ſeinem Verſteck bemerkte er eine Mannesgeſtalt den Weg daher kommen und Lottchen führte die Blinde von dem Geländer weg. Der Herankommende konnte dem Auge Auguſt's nicht entgehen, in ihm erkannte er den nämlichen jungen, ſchlanken Mann, der geſtern mit Simon an ihm vorüberſtreifte. Ehe er noch an die Thüre des Gartens gelangt war, wurde dieſe auch ſchon geöffnet, Lottchen trat in dieſelbe. Der junge Mann that ſehr bekannt mit dem Mädchen, dem die Freude ihn zu ſehen aus den Augen ſtrahlte.

„Ich erwartete Sie ſchon lange,“ hörte der Geiger Lottchen ſagen.

„Es war mir nicht eher möglich, theures Lottchen.“

„Und mein Bruder?“

„Ich traf ihn nicht, aber er wird nachkommen, verſchließ die Thüre nicht.“

Die Thüre wurde zugemacht, ohne verſchloſſen zu werden.

Auguſt erkannte, daß dies der Geliebte Lottchen's ſei. So furchtſam und ſcheu ſonſt der kleine Geiger war, ſo drängte ſich doch der Entſchluß ihm auf, tiefer in das Geheimniß einzudringen. Ha, wenn er in den Garten kommen könnte! — Der Entſchluß ward ſo mächtig in ihm, daß er faſt mechaniſch die kurze Strecke bis zur Thüre desſelben

ging. Er horchte an derſelben. Alles war ruhig, er hörte Niemand ſprechen und dies verſtärkte ſeinen Muth, er öffnete leiſe die Thüre, kein Menſch war in der Nähe und ſo ſchlüpfte er hinter die hochaufgeſchoſſenen Gebüſche, welche die äußeren Partien des Gartens einrahmten. Seine kleine Geſtalt verſchwand hinter ihnen. Der Garten war leer, nur das entfernte Plätſchern des Springbrunnens und der Geſang, der ſich in den Aeſten und Sträuchern wiegenden Vögeln war zu hören; keine menſchliche Stimme verrieth die Anweſenheit ſich in dem Garten befindender Leute. Auguſt ging vorſichtig und ſo geräuſchlos als möglich, er kam bis an den Springbrunnen, der in ein weites Rund von üppig blühendem Strauchwerk eingefaßt war. Die vergoldeten Kugeln wiegten ſich auf den ſchaumperlenden Waſſerſtrahlen im blendendſten Glanze. Hier ſetzte ſich der Geiger nieder, unentſchloſſen, ob er es wagen ſollte ohne Umſtände als alter Bekannter der Stäblein's in das Haus zu gehen. „Wie mögen ſie nur hieher gekommen ſein? das iſt Alles ſo vornehm hier — wem mag es gehören?" Dieſe Fragen mußte ſich Auguſt natürlich unbeantwortet laſſen, jedes Nachdenken war fruchtlos. Nahende Schritte verſcheuchten ihn von der Ruhebank, er ſchlüpfte ſo raſch als möglich hinter die hohen und dichten Sträucher. Je näher die Schritte kamen, deſto deutlicher wurde es ihm, daß ſie von zwei Perſonen herrührten. Bald auch hörte er ſie ſprechen und erkannte Lottchen's Stimme. Sie durchzitterte ihn wie Fieber. Er kauerte ſich auf den Boden nieder, um nicht geſehen zu werden. Es war der junge, ſchlanke Mann, der mit Lottchen den Kiesgang daher kam, er hatte ſeinen Arm um des Mädchens Hüfte gelegt.

„Bleiben wir hier, das iſt mein liebſtes Plätzchen," ſagte Lottchen. Sie ſetzten ſich auf die Ruhebank. Der Geiger kauerte von Sträuchern verdeckt hinter derſelben, er wurde der Ohrenzeuge ihrer Reden. Dieſe Lage war deshalb für den Mißgeſtalteten eine außerordentliche Qual, als er deutlich erkannte, daß Lottchen eine unverkennbare Neigung zu dem jungen Mann fühlte, er hielt ſie umſchlungen, ſie duldete und erwiederte ſeine Küſſe. Sie lachten und ſcherzten.

„Morgen habe ich meinen Geburtstag, den will ich hier feiern, Lottchen," ſprach der junge Mann, „ein fröhliches Abendbrod unter uns vier Perſonen, wir wollen jubeln und luſtig ſein; aber freilich, es wird erſt ſpät ſein, ehe ich herauskommen kann, vor zehn Uhr nicht, Mama gibt eine langweilige Soirée, indeß ich werde Mittel finden, mich derſelben ſo bald als möglich zu entziehen."

„Dann ſchläft mein Mütterchen ſchon," ſagte Lottchen.

„Oh, ſie kann ein andermal dafür ſchlafen!" rief der junge Mann lachend, „Morgen wollen wir luſtig ſein."

„Wenn Ihre Mama, die Frau Kommiſſionsräthin Dallichan wüßte, daß Sie, Herr Emil..."

„Unterlaſſe das Herr, es iſt fremd, es paßt nicht zwiſchen zwei Herzen, die ſich lieben," unterbrach ſie Emil lebhaft.

„Lieben?" fragte Lottchen halb laut, „darf ich Sie denn auch lieben? iſt's denn nicht eine Thorheit? ein armes Schneidermädchen und der Sohn eines reichen Hauſes! eine Welt liegt zwiſchen uns."

„Keine Welt!" rief Emil, „das iſt eine Thorheit. Reißen wir die letzte Schranke nieder, nenne mich nicht mehr mit dem fremden Sie — Du, Du..." — „Aber mein Gott, wenn Jemand das hört!" erwiederte Lottchen leiſe.

„Was kümmern uns Fremde?" — Und Emil umſchlang ſie, er küßte ſie mit einer glühenden Leidenſchaft und Lottchen gab ſich ihren, ſie überwältigenden Empfindungen hin. Der Verkrüppelte biß vor Wuth die Zähne auf einander, er der Zeuge dieſer Scene, er mit ſeiner wilden ſtummen Leidenſchaft für Lottchen! Sein Blut ſiedete, ein Fieber ſchüttelte ihn; aber er ſchwieg, er zwang den wüthenden Groll hinunter, der ſeine verkrüppelte Bruſt faſt zu ſprengen drohte.

„Aber vor meinem Mütterchen dürfen wir das nicht hören laſſen," ſagte Lottchen, „ach, was würde ſie davon denken, ſie weiß ja nicht, wer Du biſt?"

„Nun, laſſen wir ſie alſo noch in dem Wahn, daß wir einander fremd ſind."

Man hörte die Gartenthüre ſtark zuſchlagen. „Das iſt gewiß Simon," bemerkte Lottchen.

„Jedenfalls!" ſtimmte Emil bei.

„Ich will nur den Kaffee bereit machen, wir trinken doch in der großen Laube?" fragte Lottchen aufſtehend. —

„Wo es Dir gefällt. Sage Simon, daß ich hier am Springbrunnen bin," — Lottchen eilte fort. Der junge Mann ging in dem Zirkelweg, der den Springbrunnen umgab, außerordentlich lebhaft hin und her. Simon kam. Der Erſtere eilte auf ihn zu. „Morgen, Morgen!" rief er halblaut, „ha, keine Eroberung hat mir ſo viel Täuſchungen nothwendig gemacht, als dieſe. Und ſie glüht vor Leidenſchaft; aber dieſe hartnäckige Tugend, dieſe Zurückhaltung — wahrhaftig, Simon, ſie zwingt mich zuweilen zu einer Bewunderung, zu einer Selbſtſcham, daß ich wie eine Schlange dieſe Roſe umſchleiche, um ſie zu brechen und zu vergiften."

Auguſt horchte hoch auf.

„Nun werden Sie nur nicht etwa ſentimental!" lachte Simon, „alſo Morgen? — ich übernehme das, die Alte einzuſchläfern, dazu bedarf es nicht viel, ein kleines Opiumpülverchen im Wein — Beides wird ſeine Wirkung thun. Lottchen, ungewohnt des feurigen ſpaniſchen Weines wird glühen, flammen, ihre Pulſe werden ſtürmen, fliegen und Sie — werden dieſe felſenfeſte Tugend beſiegen. Da haben Sie die ſimple Auflöſung einer Charade, die Ihnen ſo heiß macht."

„Sie ſind doch ein Teufel, Simon, wenn ich bedenke, daß es Ihre eigene Schweſter, die Sie..."

„Reden Sie nicht aus, Herr Dallichan, derlei Sentimentalität bringt mich zu Thränen," unterbrach ihn der Vorige, „Sie wiſſen, daß ich ein ausgemachter Feind aller Prüderie bin und was iſt dieſe weibliche Tugendſpielerei meiner Schweſter anders? Es iſt Schade, ich bin zu ſehr Kenner ſolcher Komödie, ſie endet wie ein langweiliges Stück mit einem Fiasco."

Emil ſchwieg. Sie gingen beide nebeneinander, dann ſagte der Erſtere: „Es iſt mir fatal, daß meine Mama Morgen Abend eine langweilige Soirée gibt. Vor halb zehn Uhr werde ich nicht kommen können.

„Soll ich Sie abholen?"

„Nein! es iſt unbeſtimmt, ich komme allein. Finden Sie ſich nur vorher hier ein und arrangiren Sie Alles."

„Werde, werde," bejahte Simon, „der Spaß trägt mir ja fünfzig Louisd'or ein."

„Seelenverkäufer!“ ſchalt der Andere.

„Nennen Sie mich Wildprethändler und Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen,“ lachte Simon mit der gemeinſten Frivolität. Lottchen's Stimme ließ ſich hören, ſie rief Simon, er ſollte ihr helfen die Mutter führen, da ſie das Kaffeegeſchirr nach der Laube trug.

Beide verließen den Springbrunnen, Auguſt blieb allein in ſeinem Verſteck. Welch' eine Niederträchtigkeit war ihm zu Ohren gekommen, er war ſo völlig conſternirt, daß er lange Zeit hinter den Sträuchern kauern blieb, wie gedankenlos. Lottchen, ein Opfer der größten Schändlichkeit! Der Gedanke durchbebte ihn, als er ſich wieder ſo weit von dem Eindrucke gefaßt hatte, daß er ſich Alles deſſen erinnern konnte, weſſen er Ohrenzeuge geworden war. Hier in ſeinem Verſteck hörte er die Stimme Simon's, Lottchen's und Emil's, welche in einer nicht zu weit entfernten Laube ſaßen. Was ſollte er beginnen? eine Ueberzeugung hatte er und ſie war ein Troſt, eine Freude für ihn. Lottchen war noch rein, noch fleckenlos, aus dem Geſpräche dieſer Beiden ging es klar hervor. Sie war nur verleckt, verführt durch die Schmeichelei dieſes jungen Mannes, in ein ſchändliches Gewebe verwickelt, das ihr eigener Bruder für ſie geſponnen. Aber ſie war ſchuldlos! O dieſer Gedanke gab dem kleinen verkrüppelten Geiger einen wunderbaren Muth — Lottchen mußte gerettet werden, dieſer ſie bedrohenden Gefahr mußte er ſie entreißen, das war ſicher die beſte That, die er nur je vollbringen konnte. Aber wie ſollte er ſie retten? Jetzt hintreten und ſie von Angeſicht zu Angeſicht dieſes ſchändlichen Verbrechens anklagen? An ſeiner eigenen Schwäche erlahmte der Gedanke. Die Unfähigkeit hinter einander fort zu ſprechen, die Mühe, welche es ihm, vorzüglich im Zuſtande eines Affektes, verurſachte, ſich der Reihenfolge ſeiner Ideen gemäß auszudrücken, ſeinen Empfindungen Worte zu leihen, die traurige Unbeholfenheit ſeines heiſeren mangelhaften Organs machten dieſen Entſchluß zu nichten, er ſah die Unmöglichkeit der Ausführung desſelben ein. Man würde ihn in Erwägung des früheren und nun zerriſſenen Verhältniſſes zwiſchen ſeinem Bruder und Lottchen, einen Lügner geſcholten haben. War denn ſolch' eine ſchändliche Bosheit, wie die Simon's, ſo tagtäglich, daß ihr Jeder wie einer öfters vorkommenden Sache unbedingten Glauben ſchenken konnte? Morgen ſollte dieſes fein angeſponnene ruchloſe Verbrechen gegen Lottchen's Tugend begangen werden. — Morgen Abend! Bis dahin blieben faſt dreißig Stunden Friſt, und in dieſer mußte er ein Mittel finden, es zu vereiteln, ſie von der Gefahr, die unter Blumen unſichtbar verſteckt lag, zu retten. Vorſichtig verließ er ſeinen Verſteck und es gelang ihm ungeſehen bis an die Thüre und nachdem er ſich überzeugt hatte, daß Niemand in der Nähe ſei und ihn bemerken könne, aus derſelben zu kommen. Der Angſtſchweiß ſtand ihm auf der Stirne bei dieſem Rückzug und er athmete tief auf, als er ſich im Freien ſah. Der vernünftigſte Gedanke, den er nur faſſen konnte in Bezug auf Vereitlung des Verbrechens, das Lottchen bedrohte, war der, Morgen früh ſich nach dem Landhauſe her zu begeben und der alten Stäblein Alles zu entdecken. Das beſchloß er feſt und die Ueberzeugung, daß dies der einzige und ſicherſte Weg ſei, die Schandthat zu verhindern und Lottchen dieſer Gefahr zu entreißen, machte ihn faſt freudig. Er mußte eilen, um ſeine Geige zu holen, das Publikum des Tanzſaales war gewöhnt, noch am hellen Tage die einladenden Melodien zu hören. Unter andern Umſtänden würde der Mißgeſtaltete unfähig geweſen ſein, nach einem ſolchen Wege, denn von dem Landhauſe bis zu ſeiner Wohnung brauchte er faſt anderthalb Stunden Zeit, noch der Anſtrengung einer in ſeinem Broderwerb faſt den größten Theil zu durchwachenden Nacht ſich zu unterziehen, indeß das Ereigniß am Nachmittage war in ſeinem ſtillen zurückgezogenen Leben ein zu ſehr hervorragendes und der Einfluß desſelben dehnte ſich nicht blos auf ſeinen Geiſt, ſondern auch auf ſeinen gebrechlichen Körper aus; dieſe elende Hülle ſchien eine Spannkraft erhalten zu haben, die ſie geſchickt und kräftig machte, jedem Eindruck von Ermattung zu widerſtreben, gleichſam gefühllos, unempfindlich dagegen zu machen. Als er am Morgen nach kurzem Schlummer erwachte, war Franz lange ſchon an die Arbeit gegangen. Auguſt kleidete ſich an und verließ eine Stunde ſpäter dieſelbe, um abermals den langen Weg nach dem Landhauſe zu wandern. Er zog an dem Ring, welcher vermittelſt einem von der Thüre des Gartens aus nach der des Hauſes geleiteten ſtarken Eiſendraht die Bewohner durch die Bewegung einer ziemlich großen Schelle in Kenntniß ſetzte, daß Jemand Einlaß verlange. Ein Gärtnerburſche öffnete, Auguſt fragte nach der blinden Stäblein.

„Hier wohnt kein Stab und kein Stäblein,“ ſagte der Menſch, „ſcheert Euch zum Henker, Buklinski!“

„Ja, ſie wohnt hier und ich muß mit ihr ſprechen, es iſt nothwendig.“

„Ich werde Euch zeigen, was nothwendig iſt — he Phylax, heran!“

Das furchtbare Gebell eines großen Hundes erſchreckte den Geiger ſo, daß er zurückwich, der unfreundliche Pförtner warf die Thüre mit einem Schimpfwort zu. Dies beugte den Mißgeſtalteten förmlich nieder, er ſtarrte die Mauer an, die für ihn undurchdringlich war. Himmel und Hölle! wie rette ich ſie?“ rief er in Verzweiflung und ſank bei den Sträuchern nieder. Es war faſt Mittag vorüber, als er ſo eilig als er konnte, dieſen Platz verließ, ein Gedanke ſchien ihn zu beleben, denn über ſein langes abgelebtes Geſicht zuckte es wie Wetterleuchten und ſein Schritt war für die Schwäche und Hinfälligkeit ſeines unglücklichen Körpers außerordentlich ſchnell zu nennen.

Der Bettler, in dem Simon Stäblein einen Freund von ehemals erkannt hatte, lebte in deſſen Wohnung, er hielt ſich hier verborgen in einem kleinen Zimmer. Simon hatte alle Urſache, dieſen zärtlichen Freund zu fürchten, das Wiederſehen desſelben, welches wir bereits geſchildert, ließ ein Verhältniß zwiſchen Beiden ahnen, das vor den Augen der Welt nicht entſchleiert werden durfte. Die Lumpen mit denen Ralph bedeckt geweſen, waren verbrannt, er trug jetzt eine anſtändige Kleidung, die Simon ihm aus ſeinem eigenen Kleidervorrath gegeben. Der Letztere ſuchte dem Anſchein nach alles Mögliche hervor, um dieſem gefährlichen Freund jeden Wunſch zu erfüllen. Ralph war ſehr zufrieden, er hatte lange Zeit ſchon keine ſättigende Mahlzeit gehabt und Simon ließ es an nichts fehlen. Der nächſte Tag war dazu beſtimmt, daß Ralph ausgerüſtet mit Geld und anſtändigen Kleidern die Stadt unter

dem Schutz Simon's verlaſſen ſollte, um ſein Glück weiter zu verſuchen. An dieſem Nachmittag gab ihm Simon eine Summe Geld zu dieſem Zwecke.

„Wir wollen unſern Abſchied feiern," redete Simon, „ich glaube ſchwerlich, daß Du ſeit einigen Wochen den Kork einer Champagnerflaſche haſt knallen hören."

„Nicht einmal geſehen hab' ich eine leere Flaſche ſeit einem Jahre," antwortete Ralph, ah, der Henker hole dies trock'ne Leben!"

„Nun, heute wollen wir noch einigen Flaſchen den Hals brechen," ſagte Simon.

Als Ralph allein war, ſchien er nachdenkend zu werden. „Hm," murmelte vor ſich hin, „er iſt ſo freundlich wie ein Ohrwürmchen — ſollte er einen ſchlechten Streich gegen mich im Schilde führen?... hm, er war jederzeit ſchlechter als ich... und ich glaube, es geſchähe ihm nur ein Dienſt, wenn mich der Teufel holte." Je länger Ralph ſich dieſen eben nicht ſehr erquickenden Grübeleien hingab, deſto unruhiger wurde er. Schlechte Subjekte ſind jederzeit Sklaven des Argwohns, das Mißtrauen, welches ſie gegen Die hegen, welche in Gemeinſchaft Böſes und Verbrechen begehen, entſpringt aus der Ueberzeugung, die in ihrer eigenen Schlechtigkeit wurzelt. Sie wiſſen, daß Gewiſſenhaftigkeit die ſchwächſte Tugend bei ihnen ſelber iſt und leben daher in der ſteten Furcht, daß dieſer unterwühlte Boden bei ihres Gleichen eben auch keine beſſeren Früchte tragen dürfte.

„Ich werde vorſichtig ſein," ſagte Ralph, „er iſt mir zu freundlich, ich liebe mehr die Hunde, welche jederzeit ihrem Feind die Zähne zeigen, als die Katzen, die ſich durch Liſt desſelben bemächtigen." — Freilich wußte Ralph, daß Simon alle Urſache habe, vor ihm in Furcht zu ſein und daß eine Feindſeligkeit, die er gegen ihn gezeigt hätte, die ſchlechteſte Spekulation ſei; aber die zu große Freundlichkeit Simon's ſtieß ihn noch weit mehr ab. Und doch hatte Simon über ſeine jetzige Lebensweiſe noch nichts gegen ihn verlautet, Ralph hatte das Geſpräch vergeblich darauf geführt, Simon ſchwieg darüber. — Es war in der ſiebenten Abendſtunde, als Simon in das Zimmer Ralph's trat und ihn einlud, in das ſeine zu kommen. Ralph begleitete ihn.

„Teufel, Du wohnſt brillant!" rief er, als er in ein ſogar reich möblirtes Zimmer trat. — Simon lachte.

„Die Geſchäfte gehen beſſer, je mehr man auf das Aeußere hält," antwortete er.

„Hm, was für Geſchäfte? Du thuſt ſehr geheimnißvoll damit, Simon."

„Ich bin Agent, der Käufe und Verkäufe abſchließt," warf Simon leicht hin, „ich glaubte, ich hatte Dir das ſchon geſagt."

„Bis jetzt noch nicht," antwortete Ralph. Vielleicht würde Ralph in der Antwort Simon's, welche ſo leicht und doch ſo abſchließend war, daß die Abſicht deutlich hervortrat, über dieſen Gegenſtand ſchnell hinwegzugehen, ihn nicht weiter zu berühren, einen Bewegungsgrund gefunden haben, denſelben feſtzuhalten, ob es nun Simon angenehm war oder nicht; indeß der Anblick dreier Champagnerflaſchen verwiſchte bei Ralph ſchnell alle Nebengedanken. Ha, er hatte ſo lange keinen Champagnerpfropf knallen hören und den Mouſſeur im Glaſe ſchäumen ſehen!

„Das war ſonſt Dein Geſchäft, Ralph," ſagte Simon lachend, „Du ließeſt es Dir nie nehmen, den Champagner aus ſeiner ſchmachvollen Feſſel zu befreien oder der Tugend den Hals zu brechen, wie Du ſagteſt."

„Gewiß, gewiß, es iſt eine Wonne für mich, das ſchäumende Geheimniß zu löſen!" rief Ralph, indem er ſich an die Arbeit machte, den Draht von dem Pfropf zu entfernen. Sie tranken, der flüchtige Geiſt ſchien bei Beiden bald ſeine Wirkung zu thun.

„Ich muß mich zurückhalten," ſagte Simon, „ich muß heute noch nach dem Landhaus hinaus, ein Geſchäft abmachen, — ſchenke mir nicht mehr ein, Ralph."

„Ei was! der Champagnerrauſch wirft Dich nicht um!" rief der Andere, „ich weiß von ehedem, das Du unverwüſtlich warſt im Trinken."

„Aber ich bin aus der Gewohnheit gekommen," antwortete Simon lachend.

„Thut nichts, wir kommen nicht wieder ſo jung zuſammen, es wäre eine Schande, wenn wir dieſe drei Flaſchen nicht ſpielend überwältigen wollten."

Simon ſchien ſchon auf der Stufe, welche die erſte zum Rauſche zu ſein pflegt, er lachte, er war heiter und Ralph, der dieſe Stimmung wo möglich zu erhöhen ſuchte, trank ihm zu. Simon fing ſogar zu ſingen an, Ralph ſtimmte ein. „He, das Lied Simon, das wir ſonſt ſangen:

Wir ſchlagen unſer eig'nes Geld,
Sind unſ're eig'nen Herren."

„Ja, das Lied!" ſchrie Simon ausgelaſſen! Beide ſangen dies Lied, deſſen Inhalt ihr früheres Verbrechen vollkommen ſchilderte. Als es zu Ende war, rief Simon „Wenn Du ein ehrlicher Kerl wärſt, wir könnten reich werden wie Millionäre!" — Ralph, weniger von dem Champagnergeiſt angeregt, als wie es Simon ſo ſichtbar war, erblickte in dieſem Ausbruch von Offenherzigkeit einen Haltpunkt, um in Simon's Geheimniß ſeiner Lebensweiſe einzudringen.

„Was! bin ich nicht ehrlich?" entgegnete Ralph, „habe ich unſer ſchönes Geſchäft verrathen? ſage mir, ich ſoll dem Satan ein Horn vom Kopfe ſtehlen und ich thue es, wenn es nur Geld bringt, das iſt mein Fleiſch und Blut. Gibt's Etwas, das wir in Compagnie treiben könnten? bei allen Teufeln, Simon, Du findeſt keinen ehrlicheren Kerl als mich, ich will reich werden um jeden Preis! heraus mit der Sprache, alter Freund, ich laſſe Dich nicht los — Du haſt zu viel geſagt, Du beſitzeſt ein Geheimniß, ich muß es wiſſen."

„Ja, ſollſt es auch," entgegnete Simon; „aber vorher einen Schwur, daß Du ſchweigen willſt unter allen Umſtänden."

„Pah! Kleinigkeit! bei was ſoll ich ſchwören?"

Simon ſagte ihm einen Eid vor.

„Nun, heraus mit der Farbe," rief Ralph.

Simon wankte nach der Thüre, um nachzuſehen, ob ſie feſt geſchloſſen ſei; Ralph erkannte mit innerem Vergnügen, daß Simon ſich in einem Zuſtande befand, der gewiß keine Lüge bei ihm aufkommen ließ, der Rauſch hebt jederzeit die Wahrheit zu Tage und die Verwandlung in Simon's Weſen war zu offenbar hervortretend — kein Augenblick ſchien Ralph günſtiger, um ganz in Simon's Geheimniß einzudringen, als der jetzige.

„Wir waren damals reich," hob Simon leiſe an, als fürchte er, daß Jemand trotz den verſchloſſenen Thüren ſeine Worte hören könne, „wir waren damals reich, als wir unſere eig'ne Münze hatten — 's war ein ſchöner Verdienſt — der Satan ſchlage den mit Blindheit, der uns damals verrathen hat."

„Ja, wir waren zu ſorglos, und mit dem nachgemachten Silbergeld und den falſchen Goldſtücken iſt's zu unſicher," ſtimmte Ralph bei.

Simon nickte. „Falſches Papiergeld iſt beſſer," ſagte er mit Beſtimmtheit.

Ralph ſah ihn an. Ha, er glaubte jetzt eine Spur gefunden zu haben, die er feſthalten mußte. „Du ſchmiedeſt falſche Staatsſcheine?" fragte er.

„Ja, rede nicht ſo laut," antwortete Simon, „ein beſſeres Geſchäft; aber ich muß Jemanden haben, der im Auslande ſie vertreibt."

„Sind ſie täuſchend ähnlich?" fragte Ralph begierig.

„Vollkommen, ich habe ſchon eine Partie abgeſetzt."

„Du ſchlauer Satan! daher alſo Deine Wohlhabenheit? Du brauchſt Jemanden, der im Auslande Geſchäfte macht — nun ich, Simon!"

„Ich ſtatte Dich mit dem nöthigen Reiſegeld aus, man muß es nobel geben, ſonſt verliert man den Credit."

„Laß mich Deine Kunſtprodukte ſehen," ſagte Ralph.

„Alles im Keller, auch die Preſſe."

„Ich möchte es ſehen."

„Hier oben, wo Verrath möglich iſt, laß ich nichts liegen, der Keller iſt ganz ſicher."

„Führe mich hinunter."

„Aber, wenn Du ſchlecht wär'ſt, Ralph, 's koſtete Dein Leben!"

Ralph beruhigte ihn. Simon nahm aus einem Schranke die Kellerſchlüſſel, ſie zündeten ein Laternenlicht an, dann verließen ſie das Zimmer. Da die Wohnung Simon's im Erdgeſchoße lag, hatten ſie nur einen kurzen Gang bis zur äußern Kellerthür zu gehen; Simon öffnete, Ralph trug die Laterne. Nachdem ſie die zwanzig Stufen hinuntergeſtiegen waren, zeigten ſich drei Thüren. Simon ſchloß eine derſelben auf und machte ſie wieder zu, nachdem er mit Ralph eingetreten war.

„Ich ſehe ja nichts," ſagte Ralph, die Laterne hochhaltend, daß ihr Licht ſeine Strahlen in den großen dunklen Raum warf, der völlig leer war.

„Narr!" antwortete Simon, „das hieße mich muthwillig an den Galgen bringen, wenn ich ſo unvorſichtig ſein und hier arbeiten wollte."

Ralph folgte ihm weiter, ſie durchſchritten ein zweites, jedoch weit kleineres Gewölbe und traten dann an eine Thüre, welche zu einem dritten führte.

„Teufel, Du haſt einen ſicheren Verſteck," ſagte Ralph.

„Das Haus hat früher einem Weinhändler gehört, der dieſe Keller gebrauchte — leuchte her." Simon ſchloß die dritte Thüre, ſie traten in ein noch engeres Gewölbe, in dem Dunkel desſelben vermochte das kleine Unſchlittlicht kaum einen erhellenden Schein zu werfen. „Putze das Licht, wir ſehen ja nichts."

Ralph öffnete die Laternenthüre, Simon ſtand neben ihm. Im nämlichen Augenblick, als Ralph mit Daumen und Zeigefinger die den Schein des Lichtes verdüſternden Räuber am Dochte abreißen wollte, fühlte er einen Luftzug, faſt gleichzeitig flog eine Schlinge über ſeinen Kopf, die ſich im Moment zuzog, ein heftiger Schlag auf den Kopf und Ralph fiel zu Boden, die Laterne flog ſeitwärts.

„Hund der Verdammniß!" brüllte Ralph, mit einem furchtbaren Rucke Simon den Strick der Schlinge aus der Hand reißend und in die Höhe ſpringend. Der Mord war mißlungen, Ralph zu ſtark, als daß Simon hätte Hoffnung haben können, ihn zu überwältigen; in wilder Flucht entſprang er dem Gewölbe, Ralph ihm nach; aber die Unkenntniß des Lokals, die dichte Finſterniß, welche im zweiten Gewölbe herrſchte, die Ungleichheit des Bodens, der an manchen Stellen eingeſunken war, hinderten den Verfolger, ſeinen verrätheriſchen Mörder zu erreichen. Ralph fiel; faſt im gleichen Moment flog die zweite Gewölbethür in's Schloß, der außenſteckende Schlüſſel drehte ſich im Schloſſe — ein von den Wänden zurückprallendes Geſchrei Ralph's, der ſich eingeſperrt und den Hungertod in dieſer unterirdiſchen Gruft vor ſich ſah, folgte Simon nach, der bald darauf die Thüre des erſten und größten Kellers auf- und zuſchloß, denn er hatte dieſe vorher feſt geſchloſſen. Ein wilder Fluch Ralph's durchdonnerte die Finſterniß, in der er ſich befand, er glich einem Raubthier, welches ſeiner Wuth freien Lauf läßt, wenn es ſich in der Uebermacht ſeines Feindes weiß. Ralph ſchlug mit den Fäuſten an die kalten Wände und mußte dieſen Wuthausdruck bald unterlaſſen, da er ſich nur ſelber Schmerzen zufügte. Er tappte an den Wänden hin, dieſe Nacht erfüllte ihn mit Entſetzen — in dieſer Nacht ſollte er ſein Grab finden, verhungern! Kein Gedanke iſt ſo ſchrecklich als dieſer, von der Vorſtellung des langſamſten qualvollſten Todes begleitet, ein verzögertes Abſterben. In dieſer entſetzlichen Lage fühlte Ralph durch eine Bewegung mit der Hand den Strick an ſeinem Rücken herabhängen, vermittelſt deſſen ihn Simon hatte erdroſſeln wollen. — Ha, dieſer Strick ſchien ihm jetzt ein Fingerzeig, ſich vor dem ſchrecklichen Hungertode zu ſichern, er verwahrte ihn in der Taſche. Aber dieſer Fund hatte in dem von Entſetzen verwirrten Sinnen Ralph's eine wohlthätige Unterbrechung bewirkt, der plötzlich geſunkene Muth kehrte zurück. Die Erinnerung tauchte in ihm auf, daß er ſich im zweiten Gewölbe befinde, daß er noch in den Augenblicken, als er Simon verfolgte, Licht geſehen habe. Er tappte wieder an den Wänden fort und fand die Thüre des dritten Gewölbes, die herumgeflogen war und hart anlehnte. Er hielt ſie anfänglich für die, welche zu dem erſten Keller führte, als er aber ſcharf andrückte öffnete ſie ſich und aus einem Winkel des letztern kleinen Gewölbes ſchimmerte ihm das auf dem Steinboden liegende Laternenlicht entgegen, das der glückliche Zufall brennend erhalten hatte. Dieſe Entdeckung ſteigerte ſeinen Muth um vieles höher, er hob das Licht auf, er betrachtete es, indem er berechnete, wie lange es wol noch brennen könne? Die längſte Friſt war höchſtens eine Stunde. In dieſer mußte er entweder ein Mittel finden, ſich dieſem Grabe zu entreißen, oder alle Hoffnungen waren verloren, der Hungertod ſein Loos.

Nächtlicher Kampf.

Simon hatte ſeine Wohnung erreicht, er war erſchöpft. Ha, das Gefühl, einen Feind vernichtet zu haben, iſt eine

Wollust, Simon empfand sie ganz — Ralph war sein gefährlichster Gegner und jetzt — war er ihn los, die Gewißheit, daß Ralph verhungern müsse, war die größte Beruhigung für einen so gewissenlosen Mann, wie Simon es war. „Er wird mich nun nicht verrathen," sagte er zu sich, „der Hunger schließt ihm den Mund auf ewig — ich bin sicher — ha, herrliches Gefühl!" — Simon wurde so heiter, wie nur Jemand werden kann, der sich einer guten That bewußt ist. Er lachte vergnügt vor sich hin, als er auf die leeren Champagnerflaschen blickte. „Die Posse war gut, sehr gut — er stirbt daran und muß mir das Zeugniß geben, daß ich klüger war, als er." Dies Bewußtsein erquickte Simon ungemein. Er vergaß fast auf das schändliche Geschäft, welches ihn heute noch nach dem Landhause rief. Es ging stark auf die neunte Stunde, er verließ seine Wohnung. Ehe er aber das Haus verließ, begab er sich nochmals an die äußere Kellerthür, er schloß sie auf, er horchte, Alles war still, nichts rührte sich, kein Laut ließ sich hören. Zufrieden mit diesem Resultate entfernte er sich, um einem niederträchtigen Verbrechen ein zweites anzureihen.

Draußen lag ein düsteres Halbdunkel, ein Gewitter thürmte sich am westlichen Himmel auf, der Mond hatte sich hinter schweren finstern Wolken verborgen. Simon eilte am Hause der Kommissionsräthin vorbei, die Fenster der Etage waren glänzend erleuchtet. „Ha, wenn er sich heute nicht losmachen könnte!" sagte er zu sich, den Blick hinaufwerfend, aber er durfte sich nicht lange diesem Gedanken hingeben, der Himmel schien zuweilen im Feuer zu stehen, blendende Blitze schoßen aus den schwarzen Wolkenmassen nieder und überglühten für Momente das Nachtgrau. Das Firmament stellte ein wunderbares Schauspiel dar, in Westen eine drohende Wolkenfinsterniß und im Osten breitete sich gleichsam ein fahles Licht über den Horizont, das sich grell und scharf gegen die ihm entgegenstehende Nacht abzeichnete. Kein Donner grollte hinter den Blitzen her, die ganze Natur schien unter einer gewaltigen Fessel zu schmachten, die ihr keinen Laut erlaubte — Alles schien zu sterben in der drückenden, von keinem Hauch bewegten Schwüle. Simon eilte fort, wüthend über den baldigen Ausbruch dieses Naturereignisses, welches vielleicht in Bezug Emil Dallichau's ein Hinderniß bei der Ausführung seines schändlichen Verbrechens werden konnte — die Nacht umhüllte den Schändlichen auf dem Wege zu der bösen That, der scheinbar zürnende Himmel durchriß mit furchtbaren Feuerstrahlen die Wolkendecke, den rothen glühenden Feuerschein zu seinen Füßen schleudernd, als wollte er ihn zurückschrecken — Simon achtete nicht darauf, er eilte fort, ein Wagen kam hinter ihm her, er fuhr so schnell, als nur die beiden vorgespannten kräftigen Pferde jagen konnten, die Straße hinaus. Ohne sich nur zu besinnen, schwang sich Simon auf den Tritt, er gewann dadurch bedeutend an Kürze des Weges, denn, obgleich der Pfad über den Steg außerhalb des Thores ein großes Stück näher brachte, da er geradeaus führte und die Biegungen der großen Straße gleichsam durchschnitt, so war es doch einleuchtend, daß dieser schnell dahinrollende Wagen ihn noch näher und rascher bis an den Weg bringen müsse, welcher unmittelbar von der Straße aus nach dem Landhause einbog und mit welchem der Pfad über den Steg sich am Ende des Heckenzaunes vereinigte. Das Stück Weg bis an die Gartenthüre war dann kurz und schnell zurückzulegen. Fast schien es, als wollte das dahin jagende Gespann den in immer geringeren Pausen die Gegend überglühenden Blitzen entfliehen, die Hufe der Rosse und die Räderschienen sprühten Funken auf dem harten Kies — Simon hatte Mühe, sich auf dem Tritt stehend zu halten.

Wir wenden uns zu Franz Schönberg zurück. Der Friede dieses armen, jungen Handwerkers war durch das Ereigniß, welches so feindselig in sein stilles Glück eingegriffen hatte, vollkommen zerstört. Auf wen sollte er noch vertrauen, da ihn Diejenige, welche er so herzlich liebte, betrogen und selbst sein Bruder, dem er doch ein Beistand war, so unbrüderlich gehandelt hatte? Das machte ihn sehr unglücklich, er verwünschte sein Dasein. Der Arme ist schnell zur Hoffnungslosigkeit, zur Verzweiflung geneigt, wenn ihm die Stützen entrissen werde, auf welchen sein Glaube an das Edle im Menschenherzen basirt ist. Die Jugend in Trostlosigkeit ist ein noch weit trauriger Anblick, als das sich der Verzweiflung hingebende Alter, dessen Lebensbrunnen schon durch viele Jahre erschöpft sind. Franz stand ohne Freund, einsam, mit der Welt und sich zerfallen. Und selbst die Rache schien ihm versagt. Nicht an Lottchen wollte er sich rächen, ihr Treubruch hatte wol seine Eifersucht erregt, aber seine Liebe zu ihr aus seinem Herzen zu rotten, war unmöglich. Dies Gefühl war gleichsam mit ihm aufgewachsen, Fleisch und Blut geworden, es konnte auf Augenblicke unterdrückt, zum Schweigen gebracht werden; aber zu vertilgen war es nicht, es hing so fest mit seinem innersten Wesen zusammen, daß es nur mit seinem Leben enden mußte. Deshalb entschuldigte er sie bei sich selbst. „Sie ist verführt worden," sagte er, „und der Betrug hat sie mir entrissen. Simon ist der Schändliche!" Seine Arbeit erlaubte ihm nicht, so viel Zeit anzuwenden, um Lottchen's Spur aufzusuchen, sie war für ihn verschwunden. Vergebens durchstrich er nach dem Feierabende die Straßen, Alles war vergeblich. Eben so ungünstig fiel seine Bemühung aus, Simon irgendwo zu begegnen, eine feindliche Macht schien Alles zu vereiteln. Der Name Dallichau, den August ihm genannt hatte, führte ihn zu dem Entschluße, in dem Hause der Kommissionsräthin nach Lottchen zu fragen, wußte er doch, daß sie dort gearbeitet hatte, ob jetzt noch, das freilich blieb ihm erst zu erforschen übrig. Diese Nachfrage führte ihn zu keiner weiteren Entdeckung. Der Bediente der Kommissionsräthin, ein übermüthiger Müssiggänger, der mehr des Staates, als der Nothwendigkeit wegen gehalten wurde, schien die Ehre des Hauses sehr verletzt zu finden, daß ein Schmiedegesell sich unterstand, nach Jemand sich zu erkundigen, der in einem mittelbaren Bezug zu seiner Herrschaft stand. Franz mußte die Demüthigung hinnehmen, daß ihm dieser Mensch sagte, „Leute seines Gleichen hätten in einem so noblen Hause nichts zu suchen." Also auch dieser Weg, über Lottchen sich zu unterrichten, war Franz verschlossen. Wilde, wüste Gedanken durchbrauſ'ten seinen Kopf. Indeß je mehr er verzweifelte, desto höher stieg auch der Drang nach Rache an dem, der die Ursache gewesen, daß Lottchen ihre Liebe zu ihm vergessen hatte. Simon — ha der Gedanke an Simon brachte sein Blut schon zum Rasen, es jagte eine wilde Glut durch seine Adern. In solch' einer Stimmung hatte ihn August gefunden als er die

Piſtole betrachtete, die er als Andenken an einen Freund, einen Büchſenſchäfter, gedankenvoll betrachtete, den Wunſch im Herzen, eine Kugel für Simon hineinzuladen. Der Wunſch war Thorheit, ſo lange er Simon nicht fand; aber er feuerte ihn an, ihn ohne Unterlaß zu ſuchen.

Der Montag brachte zeitiger Feierabend. Obwol ermüdet von dem harten Tagewerke durchſtrich er, wie er jeden Abend gethan, die Straßen — das war das einzige Mittel, Lottchen oder Simon zu finden. Dieſer Abend ſchien glücklicher für ihn zu ſein. Indem er in einer der nach der Vorſtadt führenden Straßen an einer Häuſerreihe hinwandelte, erblickte er Lottchen an der andern, ſie bemerkte ihn nicht und eilte ſehr nach dem Thore zu. Faſt war er im erſten Augenblick unfähig, weiter zu gehen, als ob dies Wiederſehen ihn erſchreckt hätte; aber dieſe Gelegenheit durfte er nicht entſchlüpfen laſſen. Er eilte ihr nach, ſie verließ die Stadt — Franz erſtaunte, er dachte nicht im entfernteſten daran, daß ſie außerhalb derſelben wohnen könne. Wo konnte ſie hier hingehen? Ueberall die kleinen niedlichen Gartenhäuſer, die nur vornehmen oder reichen Beſitzern gehörten. „Sie geht nach Arbeit, ſie iſt beſtellt worden," ſagte er zu ſich, „ich gehe ihr nach und vertrete ihr bei der Rückkehr den Weg — ich zwinge ſie mit mir zu ſprechen. Wenn nicht ihr Herz ſich ganz geändert hat, dann..." Er ſprach den Gedanken nicht aus; aber in ſeinen Zügen leuchtete Etwas wie Freude, wie eine ſchöne Erwartung. So folgte er ihr von Weitem, ſah, wie ihm die Gartenthür geöffnet wurde und ſie, in das Innere tretend, vor ihm verſchwand. Alſo hier war ſein Poſten, er verbarg ſich in das Gebüſch in der Nähe des Landhauſes und wartete auf ihre Rückkehr.

Zwei Stunden vergingen mit der peinlichſten Langſamkeit, der Himmel umzog ſich unterdeß, das furchtbare Wetter im Weſten thürmte ſeine finſteren Wolkenmaſſen immer höher hinauf bis zum Zenith. „Sie muß zurück," ſagte ſich Franz, „ich kann nicht von hier weichen, man läßt ſie wahrſcheinlich aus Beſorgniß vor dem Unwetter nicht fort!" An ſich ſelbſt, daß er ſich dem Ausbruch des Unwetters ausſetze, dachte er nicht. Sein Standpunkt, den er hier einnahm, war ſehr günſtig, er konnte nicht nur die Gartenthür ſcharf im Auge halten, ſondern auch ein ziemliches Stück des Weges, welcher nach dem Stege hinführte, lag vor ſeinem Blicke und ſomit auch die jenſeits führende Straße, auf welcher er die Wagen hin und wieder fahren ſah. Ein Umſtand erregte für einen Augenblick ſeine Aufmerkſamkeit. Von dem Stege her ſchien ſich eine Geſtalt zu nahen, indeß das Abendgrau vergönnte ihm nicht mehr zu erkennen, ob er recht ſehe oder ſich täuſche. Er nahm das Letztere für gewiß, als er dieſen nahenden Gegenſtand, den er für einen des Weges daher Kommenden gehalten hatte, plötzlich nicht mehr ſah. „Es wird einer von den Waidenſträuchern geweſen ſein, der ſich vielleicht im Luftſtrom bewegt hat," ſagte er zu ſich und da dieſer Gegenſtand aus ſeinen Augen verſchwunden war, ſo hatte er auch kein Intereſſe, weiter darüber nachzudenken. Das Schauſpiel, welches ſich vor ſeinem Blicke entwickelte, war zu großartig, um einer Täuſchung länger, als ſie währte, nachzudenken. Der Himmel ſchien ſich zu ſpalten und Brand und Verzehrung auf die Erde herabzuſchleudern, auf Momente hatte es das Ausſehen, als lodere die ganze Stadt in einer einzigen Flamme auf, die ihre Zunge in die Wolken hineinragen ließ. Ein Geräuſch wie vom Innern des Gartens herkommend, machte Franz aufmerkſam, er ging nach der Thüre, um, wenn es Lottchen ſei, gleich dieſelbe in Empfang zu nehmen. Es war abermals eine Täuſchung, ein feiner Luftzug mit einem plötzlich beginnenden und eben ſo ſchnell wieder aufhörenden Sprühregen bewegte das Laub der hohen Bäume innerhalb der Gartenmauer. Die Thüre war tief in der Mauer, ſo daß dieſe, da ſie ſehr dick war, eine Art Ueberdach über dieſelbe bildete. Jedenfalls fand Franz, indem er ſich hart an die Thüre lehnte, einen doppelten Vortheil, erſtens war es unmöglich, daß Lottchen ihm bei ihrer Rückkehr entgehen konnte, denn ſie mußte ja hier heraus; zweitens war er hier auch ſo ziemlich vor dem Regen geſchützt, da er ſich nur entweder an die rechte oder linke Ecke der Thüre lehnen durfte, um dem Luftſtrich, dem der Regen folgte, auszuweichen. Er hörte es neun Uhr von den Thürmen der Stadt ſchlagen, das Unwetter ſchien ſeinem Ausbruche nahe zu ſein, vor ihm nichts als Nacht, die immer ſchwärzer heraufzog und periodenweiſe von einem Feuerſtrahl zerriſſen wurde. Und von Ferne begann der Donner zu rollen, der bis jetzt geſchwiegen. Ein Wagen flog donnernd die Straße dahin, in dem düſtern Grau erkannte Franz in der Ferne keinen Gegenſtand mehr, aber er ſah, wie einzelne Funken auf der Straße aufhüpften, endlich verlor ſich das Geräuſch der rollenden Räder in der Ferne. Jemehr dasſelbe abnahm und ſchwächer wurde, deſto aufmerkſamer horchte Franz nach der Straße hinüber, es däuchte ihm, als höre er die Schritte eines Nahenden. In der That, er hatte ſich nicht geirrt, die Schritte kamen näher, aber der Nahende ſchien den Weg nicht mehr zu erkennen, ein furchtbarer Fluch entflog ſeinem Munde.

Franz zuckte unwillkürlich zuſammen.

Wie, hatte ſein Ohr ihn nicht getäuſcht? war das nicht Simon's Stimme geweſen? Ha, der Gedanke ſchon trieb alles Blut raſcher durch Franzen's Adern. Wenn er es wirklich war! hier mit ihm zuſammentraf! die Fäuſte ballten ſich an ſeinen Seiten — gewiß, die Nemeſis hatte den Schändlichen dann hergeführt, dieſe ſchwarze Nacht mit ihren Blitzen verhüllte in dieſem Falle die Rache eines Armen, dem die Bosheit ſein Lebensglück zerſtört hatte. Wo konnte er anders hin wollen, als hieher, in dies Haus? Dieſe Ueberzeugung ſtand feſt bei Franz, er rührte ſich nicht von der Thüre. Ha! abermals ein Fluch! und jetzt beleuchtete ein aus den berſtenden Wolken fahrender Feuerklumpen mit einem grell rothgelben Glanz Alles umher; Franz erkannte Simon unweit der Thüre, deſſen Geſtalt in der ſchnell darauf folgenden Nacht vor ſeinen Blicken wieder verſchwand. Einige Sekunden noch, dann ſtand Simon dicht bei ihm, ſeine Hand ſtreckte ſich nach der Thüre, ſie erfaßte einen menſchlichen Gegenſtand. „Sind Sie es, Dallichau?" fragte er.

Der letzte Zweifel, den Franz noch haben konnte, war jetzt gelöſ't. „Ich bin's, verfluchter Schurke! ich, der Franz Schönberg!" ſchrie Franz und ergriff ihn an der Bruſt.

Obgleich dieſe Stimme auf Simon mehr Eindruck machte, als die des Donners, der in dieſem Augenblicke mit einem furchtbaren Schlage einem grell leuchtenden Blitze folgte, ſo ermannte ſich doch Simon ſchnell vor dem außerordentlichen Schreck, der ſeine Glieder durchbebte, er wollte

ſich loßreißen, er hoffte entſpringen zu können; aber Franz beſaß eine eiſerne Fauſt, die ihren Feind nicht ſo leicht losließ, wenn ſie nicht vom Arme getrennt wurde. In wenig Sekunden fand zwiſchen Beiden ein Kampf ſtatt, wie ihn nur Wuth, Haß, Rache von der einen und Verzweiflung von der andern Seite zu führen im Stande ſind; die Blitze ſpendeten ihre Flammen, der Donner rief ſeinen Fluch herab. Simon hatte einen Vortheil für ſich, das von Weſten losbrechende Gewitter blendete mit ſeinen Feuerſtrahlen gerade in das Geſicht ſeines Gegners, der auf Sekunden ganz verblindete von dem plötzlichen glähenden Lichte, während Simon von dieſer Gefahr, die die Kraft ſeines Feindes auf Momente ſchwächte, bewahrt blieb, da er mit dem Rücken gegen die Gewitterſeite ſtand. Kein Wort wurde zwiſchen ihnen gewechſelt, Wuth und Verzweiflung haben in ſolchen Augenblicken keine Sprache, Beide waren ohne Waffen und der Ringkampf zwiſchen ihnen ein lang dauernder. Aber die rüſtige überlegene Körperkraft des Schmiedegeſellen errang bald das Uebergewicht, ein Fauſtſchlag, den er nach Simon's Bruſt geführt, machte dieſen auf ein Knie ſinken. Jetzt ſchien er verloren — in dieſem Moment, der ſein Leben durch einen Mord zu enden ſchien, fiel ein Schuß in der Nähe, ein Schrei folgte. Das erſchreckte Franz ſo, daß er Simon ein wenig Luft ließ. Dieſe Blöße, denn jede Unterbrechung eines Kampfes ſolcher Art macht die geringſte Schonung oder Nachlaſſen der Anſtrengung bezüglich der Kraftentwickelung gegen den Gegner zum Anlaß des eigenen Verderbens, benutzte Simon auf der Stelle, er entriß mit aller Gewalt eine ſeiner Hände der des über ihm knieenden Franz und riß auch faſt gleichzeitig aus ſeiner Bruſttaſche den Kellerſchlüſſel, den er in derſelben trug.

„Wie? Hund, Du willſt Dich noch..." Franz vermochte dieſen Ausdruck ſeines Grimmes nicht zu beenden, mit einer ungeheuren Kraftanſtrengung hob ſich Simon empor, daß Franz zur Seite fiel und jetzt begann der Kampf auf's Neue; aber Simon's Hand war eiſenbewaffnet, das Ende des Schlüſſels mit dem Barte war eine furchtbare Waffe, der Vortheil wendete ſich jetzt Simon zu und bald traf ein Streich mit dem Schlüſſel ſo hart an Franzen's Schläfe, daß er bewußtlos zu Boden ſank.

Simon glaubte ihn getödtet zu haben und entfloh, die Nacht ſicherte ſeine Flucht, wie das jetzt mit aller Wuth austobende Wetter ihm keinen Menſchen begegnen ließ, der vielleicht einen Verrath hätte begehen können, wenn nach dem Mörder Franz Schönberg's geforſcht wurde. Trotz des jetzt in Strömen niederſchießenden Regens brauchte Simon noch die Vorſicht, nicht zu dieſem, ſondern zu einem andern Stadtthore nach Hauſe zu eilen, obwol der Umweg ziemlich bedeutend war. Ha, dieſe Regenſtröme, die ſegenbringend auf die dürre Erde niederſanken, riefen auch Franz Schönberg aus der Bewußtloſigkeit zurück, in welche ihn der Fauſtſchlag Simon's verſetzt hatte; er fühlte ſich durchnäßt und dieſe unangenehm Mark und Bein durchkältende Empfindung war es, die ihn zur Beſinnung zurückrief. Die Betäubung, die er noch von dem Schlage fühlte, war ſo groß, daß er wie trunken den Weg nach der Stadt taumelte mitten in dem Regenguſſe, ſeine Schläfe ſchmerzte, er fühlte wie es warm am Ohre hinabrieſelte — das war Blut. Keine Menſchenſeele war auf den Straßen, nur am Thore ſtand der Soldat in ſeinem Schilderhaus. Mit Mühe kam Franz nach Hauſe — die Thüre war offen. Der Hausbeſitzer ängſtlichen Gemüthes im Augenblicke einer möglichen Gefahr war bei dem furchtbaren Gewitter nicht ſchlafen gegangen. Er kam mit Licht heraus, als er Jemand im Flur gehen hörte. Franz hatte ſchon die erſten Stufen der Treppe erreicht.

„Ach, Ihr ſeid's Franz? das Wetter hat Euch wol erwiſcht?" fragte der Mann, „das war ein fürchterliches Gewitter — übrigens Euch kann ſo ein Regenguß nicht viel ſchaden, ſpült' mal den Schmiederuß mehr ab. Na, gute Nacht und legt Euch trocken."

„Gute Nacht!" antwortete der Hinaufſteigende dumpf."

„Der iſt gut eingeweicht," ſagte der Hausherr vor ſich hinlachend, indem er mit dem Licht nach dem Boden leuchtete und die Fußſtapfen und die Spuren der triefenden Kleider betrachtete; „wer heißt dem einfältigen Menſchen ſich auch noch ſo ſpät auf der Straße herumtreiben!"

Der Geiger lag ſchon in ſeinem Bett und ſchlief; Franz ſank am Rande des ſeinen nieder — tiefe Nacht umſchleierte den Aermſten.

Ein Mord.

Der Morgen glühte herauf in feuriger Pracht, die erquickte Erde empfing ſeinen Kuß, die Blumen und Bäume perlten im Diamantſchmuck der jungen Sonne entgegen. Welche Schönheit dieſe Wiedergeburt der Natur im grünen buntfarbigen Schmucke! Aber dieſe Nacht hat ein blutiges Opfer gefordert! Auf dem halben Wege vom Stege bis zum Landhauſe umſtehen Hunderte von Menſchen den Leichnam eines jungen Mannes, der von der Seite durch den Kopf geſchoſſen iſt. Die feine Kleidung von Regen durchnäßt, von Blut und dem lehmigen Boden des Weges beſchmutzt, läßt einen jungen vornehmen Mann in dem Todten ahnen. Niemand kennt ihn, die Gerichte heben ihn auf — ein Mord iſt geſchehen, aber wer hat ihn begangen? zu welcher Zeit? Niemand weiß es, ein Schleier liegt auf dieſer That — wer löſ't ihn? — Am Mittag iſt dies Räthſel geloſ't. — Emil Dallichau, der Sohn der reichen Kommiſſionsräthin iſt es. Dieſe Frau iſt außer ſich, der Verzweiflung im höchſten Sinne des Wortes unterthan, ſie hat Alles verloren mit dieſem Sohne, den ſie abgöttiſch geliebt hat — ihr Reichthum — was iſt er jetzt? Man dringt in ſie zu ſagen, wie der Ermordete auf dieſen Weg gekommen ſein kann? ob ſie keine Vermuthung hat, wohin er gewollt habe? und von welcher Zeit an ſie ihn vermißt? Die beiden erſten Fragen kann ſie unmöglich beantworten, ſie weiß die Urſache beider nicht. Die dritte Frage iſt eher zu beantworten. Er hat geſtern Abend die Soirée verlaſſen, ohne daß Jemand wußte, wohin und warum er ſich entfernt habe, die Kommiſſionsräthin war darüber ſehr erzürnt, ſie hatte ſich feſt vorgenommen, ihm harte Vorwürfe über dieſe Nichtachtung ihrer Perſon ſowol als der geladenen Geſellſchaft zu machen, — aber Angſt trat an die Stelle der gerechten Entrüſtung über ein ſo aller Schicklichkeit Hohn ſprechendes Benehmen, als auch in der zehnten Morgenſtunde Emil noch nicht zu Hauſe gekommen iſt. Sollte ein Duell ſtattgefunden haben? aber die Art der Todeswunde ſpricht dagegen; Duellanten ſtehen ſich Aug' im Auge, es iſt kein Verbrechen, welches meuchlings geſchieht — Emil Dal-

lichau iſt meuchlings ermordet worden. Die Polizei iſt thätig, ſie ſucht Alles hervor, um die Urſache dieſes, die ganze Stadt in Erſtaunen ſetzenden Mordes zu entdecken. Sein Leichnam ſcheint die einzige Spur bleiben zu wollen.

Der erſte Tag vergeht, ohne ein anderes Reſultat herauszuſtellen. Simon hörte am Morgen mit Erſtaunen, daß man den Leichnam eines jungen reichen Mannes auf dem Wege nach dem Landhauſe gefunden habe. Wie? eines jungen reichen Mannes? nicht den des Schmiedgeſellen Franz Schönberg? er eilt nach dem Landhauſe, unterwegs erfährt er, daß der Ermordete Emil Dallichau ſei. Er bebt durch Mark und Bein; aber er muß fort nach dem Landhauſe. Dort weiß Niemand, daß Emil Dallichau der Beſitzer desſelben iſt, er hat es insgeheim von einem Fremden unter Simon's Vermittelung gekauft, ſein Name iſt nicht genannt worden, er hatte wegen ſeiner Mutter Rückſichten zu nehmen. Die blinde Stäblein kennt ihn nur als einen Freund Simon's unter anderem Namen; der alte Gärtner und der Hausmann wiſſen nichts von einem Dallichau, ſie haben Simon wol geſehen mit einem fremden jungen Mann kommen; aber was kümmerte ſie das? ſie hatten als Bedienſtete kein Recht, ſich um den Namen desſelben zu bekümmern, der Burſche des Gärtners iſt erſt vor einigen Tagen angenommen worden, er kennt nicht einmal den Namen der beiden Frauenzimmer, die hier wohnen. Nur Lottchen iſt in das Geheimniß eingeweiht; aber auch nur in ſofern dieſes die Perſon und den Namen Emil's betrifft, daß dies Landhaus ſein Eigenthum iſt, davon weiß ſie nichts, ſie wie Alle glauben, es ſei Simon von dem früheren Beſitzer, einem durch auffallende Sonderbarkeiten allgemein bekannten Engländer auf die Dauer ſeiner Abweſenheit zur Aufſicht übergeben worden. Lottchen fühlt ſich an dieſem Morgen ſo krank, daß ſie nicht im Stande iſt, auf die Arbeit zu gehen, — ſie arbeitet ſeit ungefähr einer Woche in dem Hauſe einer Freundin der Kommiſſionsräthin Dallichau. Obwol das Landhaus nahe der Stelle iſt, wo der Ermordete gefunden wurde, ſo iſt dieſe Kunde doch nicht in dasſelbe gedrungen, erſt nachher, als man den Leichnam Emil's ſchon nach der Stadt geſchafft hatte, bringt der Gärtnerburſche die Nachricht von dieſem Ereigniſſe mit nach Hauſe, er ſelbſt hat ihn nicht geſehen, er hat nur in der Stadt davon reden gehört. Aber es iſt der Mord an einem ganz Fremden, mithin die Theilnahme nur in ſo weit geſteigert, als es ein nicht alle Tage vorkommendes Ereigniß iſt, und da der Burſche ſelbſt über den Ort, wo dieſer Mord geſchehen, nicht in ganz klarer Kenntniß war, indem nur der tauſendſte Theil der Einwohner bei der Aufhebung des Leichnams zugegen geweſen und der Volksmund jedesmal die Wahrheit zur ungewiſſen Sage verwandelt, ſo erſchien es nur natürlich, daß man wol davon ſprach, ohne jedoch weitere Notiz zu nehmen. Bis zur blinden Stäblein und ihrer Tochter war die Kunde dieſes Mordes nicht gedrungen, weder die Alte noch Lottchen fanden es für auffallend, daß Simon und Emil am verwichenen Abend ausgeblieben waren, das furchtbare Unwetter war ein ſehr natürliches Hinderniß in ihren Augen. Simon erſchien im Landhauſe, er gab Lottchen einen Wink, ihm in den Garten zu folgen. Hier entdeckte er ihr, was vorgefallen war, dieſe Nachricht machte einen ſolchen Eindruck auf das Mädchen, daß es mit einem dumpfen Schrei zu Boden ſank. Simon mußte ſie hinwegtragen. Ihr ſchon vorher ſtattfindendes Unwohlſein machte dieſen Unfall nicht unnatürlich, die Blinde war außer ſich. Der Schreck ſchien die geiſtige Kraft Lottchen's mit einem Male zerſtört zu haben, in heftigen Krampfconvulſionen ſtieß ſie einzelne unverſtändliche Laute aus. Simon ſchickte nach einem Arzte ſeiner Bekanntſchaft und verließ dann am Nachmittag das Landhaus, nachdem der Arzt die Aeußerung von ſich gegeben, daß dieſer Zuſtand jedenfalls der Vorläufer eines ſehr gefährlichen Nervenfiebers ſei.

„Ha, wäre es ſo!“ redete Simon unterwegs zu ſich, „mir wäre es recht. Dieſe ſentimentale Närrin iſt mir ſonſt gefährlicher als Gift. Wenn ſie jetzt ſtürbe, ohne daß Jemand das Geheimniß ihrer Liebſchaft zu dem Ermordeten erführe, dann erfolgte keine Unterſuchung, mein Name bliebe ganz aus dem Spiele und — das Landhaus iſt mein, da ich glücklicherweiſe noch das Dokument des Kaufes, welches auf meinen Namen ausgeſtellt wurde, beſitze.“

Indem dieſer Gedanke, ſich bereichern zu können, in ſeiner Seele Wurzel ſchlug und ſelbſt die Furcht übertäubte, mit der ihn die Erinnerung an Franz Schönberg und den nächtlichen Kampf mit demſelben heimſuchte, gährte der ſchändliche Wunſch in ihm, das Lebensende ſeiner Schweſter auf irgend eine Weiſe herbeizuführen. Um die Wahl eines Mittels zu dieſem teufliſchen Zwecke war er nicht verlegen, jedes Mittel war in ſeinen Augen gut, wenn es nur zum Ziele führte. Der Zufall war ihm ja ſcheinbar günſtig. Ein außerordentlicher Vortheil ſtellte ſich ſchon dadurch heraus, daß der Kampf mit Franz dieſen nicht als Opfer hatte fallen laſſen. So dicht in der Nähe des Landhauſes würde ſich doch unwillkürlich die Frage herausgeſtellt haben, welche Urſache führte dieſen Menſchen in dieſe Gegend? — und das Reſultat hätte jedenfalls eine Entdeckung des Verhältniſſes zwiſchen ihm und Lottchen herbeigeführt.

„Es iſt Alles ſo gut, wie es gekommen iſt,“ ſagte er heiter zu ſich, „nur Muth, Klugheit, Ausdauer und ich habe, ohne es zu ahnen, das beſte Geſchäft gemacht, das man nur machen kann.“ Während er ſich in ſolche Phantaſien einwiegte, thürmte ſich unſichtbar ein Wetter über ihn, welches, gefährlicher als das in dieſer Nacht, ihn zerſchmettern mußte.

Wir wenden uns zu Ralph zurück.

Das brennende Stümpfchen Licht, welches der zerſchlagenen Laterne entfallen war, taugte nur dazu, ihn das ganze Schreckliche ſeiner Lage mit Augen ſehen zu laſſen. Vergebens durchſuchte er beide Kellergewölbe, um irgend ein Stück Eiſen aufzufinden, wodurch es ihm hätte gelingen können, das Schloß der zweiten und erſten Kellerthüre gewaltſam aufzubrechen. Nirgends fand ſich Etwas, kein Haken an dieſen Mauern, kein Nagel, der vielleicht ehedem benutzt worden war und jetzt ihm als Werkzeug hätte dienen können. Wie wahnſinnig rannte der zum Hungertode Verurtheilte an den Mauern hin... das Licht ging ſichtbar mit jeder Minute Verzug ſeinem Verlöſchen entgegen. Keine Hilfe, keine Rettung. Schon war das Unſchlitt von der Flamme ſo weit verzehrt, daß es nur wenige Minuten dauern konnte, bis es gänzlich zu Ende war, als ein Gedanke ihm noch eine mögliche Weiſe ſich zu retten, vorſpie-

gelte, die Pflastersteine des zweiten und verschlossenen Gewölbes schwankten unter seinem Fußtritt, manche waren schon um einige Zoll tiefer eingesunken. Ha, wenn es ihm gelang, mehre dieser Steine aus dem Boden zu lösen und mit ihnen die Thüre einzuschlagen! Sorgsam kratzte er die Unschlitttropfen, die, da er das Licht in der Hand trug, ihm über die Finger gelaufen waren, zusammen, setzte das Stümpfchen Licht auf den Boden, häufelte die abgekratzten Tropfen darum, damit sie dem bald abgebrannten Dochte noch einige Nahrung gewährten und begann nun mit Angst und Eifer diese Arbeit. Seine Finger bluteten — er achtete nicht darauf. Ha! ein Freudenschrei entfuhr seinem Munde, ein Stein war gelöst — in selbem Moment sank der Docht auf die Seite, einige Augenblicke noch und er verlosch — tiefe Nacht umgab ihn, dies Gefühl erstarrte ihn fast, lange Zeit kniete er auf dem Boden ohne sich zu bewegen. Nacht und Tod! diese beiden Gegensätze des Lichtes und des Lebens, so ganz Eins in ihrer Wesenheit, fesselten jeden Fluch, welcher unter andern Umständen über seine Lippen gegangen wäre.

Lebendig begraben! der Gedanke ist schon furchtbar; aber die Wahrheit, wie sie jetzt Ralph umschloß, ist es noch weit mehr — er lebte in seinem Grabe, in der Nacht des Todes, der ihm, wenn keine Rettung ihm wurde, werden mußte. Die Verzweiflung, die Zwittergeburt der höchsten Angst und eines an Wahnsinn streifenden Muthes, welcher Manchem scheinbar Unmögliches möglich machen läßt, durchras'te ihn endlich.

„Wie? soll ich sterben wie ein Hund, den man gebunden in's Wasser wirft, daß er ersaufen muß!" schrie er, — „habe ich nicht noch meine Arme voll Kraft? Ich versuche Alles! — Alles!" Und nun löst'e er einen Stein nach dem andern, es wurde ihm jetzt leichter, da der erste schon gelöst war. Dann begann er mit Gewalt gegen die Thüre zu schleudern, er schlug gegen das Schloß — Alles vergebens, die zurückprallenden Steine trafen ihn zuweilen hart, die Thüre hallte jeden Schlag zurück; aber sie wich nicht, sie schien für die Ewigkeit gemacht. Ermattet sank er zwischen den Steinen nieder, fast unfähig, seine Arme zu rühren, bedeckt von Schweiß. Diesen an Resultat so fruchtlosen Versuch wiederholte er, so oft seine Kräfte es erlaubten, bis er von der fast übermenschlichen Anstrengung zum Tod erschöpft niedersank und auf den Steinen einschlief.

Die Nacht war so vorübergegangen, der Morgen, dessen Licht er nicht sah, weckte ihn nicht aus dem Ermattungsschlummer, bis endlich zunehmender Frost seinen Körper durchschauerte und ihn in den wachen Zustand zurückrief. Er schlug die Augen auf — Nacht um ihn her — ein Schrei der Verzweiflung durchschallte den Keller — ha, er erkannte sich im Grabe, der Traum hatte ihn getäuscht, hatte ihn im Lichte wandeln lassen. Dies Erwachen war schrecklich: Mitten durch die Verzweiflung hindurch, drängte sich ein anderes Gefühl — Hunger. Die furchtbare Anstrengung hatte denselben schneller herbeigeführt, als es Unthätigkeit gethan haben würde. Seine Sinne schienen sich zu verwirren unter den schrecklichen Bildern seiner Phantasie. Diese tiefe Grabesstille nährte sie, dieses undurchdringliche Dunkel lieh ihnen einen Grundton, der ihn durchbebte. Hoch über seinem Haupte Leben, Licht, Thätigkeit, Freude, Hoffnung und um ihn das Grab — sein Grab! Kein Pulsschlag störte hier die Ruhe, er war das einzige lebende Wesen in diesem Dunkel, seine Athemzüge der einzige Laut, der zu seinem Ohre drang. Aber horch! Geräusch! durch die tiefe Stille, die ihn umgibt, schallt es wie Menschenstimmen, wie Schritte vom Weiten. Das spannte seinen, der Todesangst verfallenen Geist, er richtet sich auf, er horcht an der Thüre, die so eisern seinen Anstrengungen widerstanden hat. Ja, er hat sich nicht getäuscht. Es sind Menschen, die zu den Kellern herabsteigen, je tiefer sie herabkommen, desto deutlicher kann er ihre Schritte, den Schall ihrer Stimmen unterscheiden. Jetzt gilt es! jetzt — wenn diese Hoffnung auf Rettung zerstiebt, dann ist er verloren, dann bleibt ihm nur der Selbstmord durch Erdrosseln mit demselben Stricke, womit ihn Simon erdrosseln wollte. Er erhebt ein furchtbares Geschrei, er rafft ein Paar Steine auf und schlägt damit aus allen Kräften an die Thüre, dann horcht er wieder, er hört keine Stimme, keine Schritte mehr — Alles ist still. „Todt!" schreit er — „todt! — Simon, erbarmungsloser Mörder, ich verfluche Dich!" Lethargie bemächtigt sich seiner, er ist auf den Steinhaufen gesunken, er fürchtet sich vor dem Selbstmord. Ha! wieder Geräusch, Menschenstimmen, Schritte; nun wiederholt er den Versuch, er ras't förmlich an der Thüre und — er brüllt vor Freuden auf, wie ein Raubthier, dem der Wärter den lang entbehrten Fraß vorwirft — an der verschlossenen Thüre des ersten und größten Kellers erwiedert man seine Nothzeichen. Jetzt hört er noch die Stimmen, sie gehen nicht fort wie früher, obwol es eine Zeitlang dauert, ehe die erste Thüre geöffnet wird. Er jubelt, er ist außer sich — nicht verhungern, nicht in diesem Grabe sterben — das ist der einzige Gedanke, der ihn belebt — wie könnte er jetzt noch einem andern Raum geben? — Man öffnet nun die Thüre des Gewölbes, in dem er sich befindet, er sieht Licht, Menschen — dies Uebermaß von Freude tödtet ihn, wie es scheint, er stürzt bewußtlos zu ihren Füßen nieder.

Als er erwacht, sieht er Fremde um sich, er ist in einem Zimmer, Polizisten stehen bei ihm. Man fragt ihn, wie er in den Keller gekommen? Er will Alles gestehen, nur erst Etwas zu essen, der Hunger ist quallvoll, der Champagner hat die Speisen des letzten Mittagmahls schneller verzehrt. Man labt ihn und er bekennt, daß er ein Mitgenosse des früher der Falschmünzerei verdächtigen Simon Stäblein's ist. Alles, was er sagt, trägt den Stempel der Wahrheit und die Art und Weise, wie ihn Simon für immer schweigen machen wollte, ist nicht unwahrscheinlich. Fast zur selben Stunde, als Ralph dies Bekenntniß ablegt, kommt Simon aus dem Landhause in seine Wohnung zurück, er ahnt nicht im Entferntesten, was unterdeß vorgefallen. Man verhaftet ihn und bemächtigt sich zugleich seiner Papiere. Welch' ein Wechsel! Und unter seinen Papieren findet man den Kaufkontrakt für das Landhaus und noch ein zweites Papier, das Emil Dallichau's, des Ermordeten, Namen trägt; der Inhalt desselben besagt, daß Simon für den benannten Preis einstweilen auf seinen eigenen Namen den Kauf des Landhauses abschließen soll, bis Emil es als sein Eigenthum öffentlich bezeichnen würde. Welch' ein Licht! Emil Dallichau ist auf dem Wege nach dem Landhause in dieser Nacht ermordet worden, Simon wird dieses Mordes um so mehr

verdächtig, als er denſelben aus Habſucht, um das Landhaus an ſich zu bringen, begangen haben kann. Indem man ihn nach dem Gefängniß bringt, eilt auch ein Polizeicommiſſär in Begleitung einiger Polizeiſoldaten nach dem Landhauſe. Dieſe Kunde fliegt von Mund zu Mund, wie ein Lauffeuer durch die Stadt, eine Menge Volks begleitet begierig, ob aus dem Landhauſe ſich noch mehr Geheimniſſe entſpinnen werden, den Kommiſſär und die Poliziſten. Der ſchmale Fußpfad jenſeits des Weges kann nicht ſo viel Menſchen Raum geben, man zerſtreut ſich über die Wieſen. Plötzlich ſammelt ſich eine Menge Menſchen an einem ſchmalen Abzugsgraben, der die Wieſe durchſchneidet. Ein losgeſchoſſenes Piſtol liegt hier am Rande des Grabens, ja in der weichen Raſenerde ſieht man die Spur eines abgeglitſchten Fußes, deſſen Beſitzer hier ausgerutſcht und hingefallen iſt — der Boden iſt nur halb von den Regengüſſen dieſer Nacht getrocknet und hat den ihm gewordenen Eindruck bewahrt. Alſo ein Mord, denn wer ſollte als Einzelner für den der Fußpfad breit genug iſt, den Weg über die Wieſe nehmen? Aber der Kommiſſär iſt noch in dem Landhauſe, deſſen Gartenthüre er, um jeden Andrang abzuhalten, hinter ſich und ſeiner Begleitung hat verſchließen laſſen. Er macht keine weitere Entdeckung, als daß die blinde Mutter und Lottchen die Schweſter Simon's hier wohnen. Es wäre thöricht bei der Blinden an eine Theilnahme des Verbrechens zu denken und Lottchen phantaſirte in Fieberhitze. Der Kommiſſär findet den Arzt bei ihr. „Bis morgen Mittag muß es ſich zeigen, ob es ein vorübergehender Zuſtand oder ein Nervenfieber iſt," ſagt der Arzt; „iſt es vorübergehend, dann glaube ich, ſie in vier bis ſechs Tagen wieder herzuſtellen." Man horcht auf ihre Reden, ſie ſind ſo ſinnverwirrt, daß es unmöglich iſt, etwas darin zu finden, was eine Vermuthung beſtätigen könnte, daß ſie um den Mord wiſſe oder nur Emil Dallichau kenne, mit ihm in einer engern Berührung ſtehe. Und auch die Blinde und der Gärtner und Hausmann haben nichts von einem Emil Dallichau gehört, nur ein paarmal haben ſie einen jungen Mann mit Herrn Simon kommen ſehen; aber wer er iſt, wiſſen ſie nicht. Indeß ein Poliziſt bleibt zurück in der Nähe des Mädchens, um jedes Wort aufzufaſſen. Als der Kommiſſär das Landhaus verlaſſen hat, führt man ihn an den Ort, wo das Piſtol liegt, einer der Polizeien nimmt es mit. Der größte Verdacht laſtet auf Simon, das Verbrechen an Ralph beſchwert den Argwohn noch mehr, daß er der Mörder Emil's ſei. Sein erſtes Verhör ergibt wieder ein anderes Reſultat. Er läugnet ernſtlich, daß er Ralph im Keller habe wollen verhungern laſſen, ſondern nur die Abſicht gehabt habe, ihn durch Hunger zu dem Gelöbniß zu zwingen, über ſeine Bekanntſchaft mit ihm ein ewiges Schweigen zu beobachten. Den Verſuch, Ralph meuchlings erdroſſeln zu wollen, weiſ't er entſchieden zurück. Der Strick iſt unglücklicherweiſe abhanden gekommen, dieſer geringfügige Umſtand iſt die Urſache, daß die Ausſage Ralph's, Simon habe ihn auf dieſe Art um's Leben bringen wollen, keine Beſtätigung findet, obwol man eben deshalb die drei Kellergewölbe durchſuchen ließ, ob ſich dies corpus delicti etwa vorfinde. Indeß man iſt in der Hauptſache klar, Simon iſt Verbrecher, Falſchmünzer, auch erinnert ſich Ralph, daß ihm ſein Schuldgenoſſe einmal erzählte, er habe bei ſeinem Lehrprinzipal, dem Krämer, einen bedeutenden Diebſtahl begangen, das geſtohlene Geld ſo lange vergraben, bis er, der Lehrzeit entlaſſen, mit demſelben in die Welt gegangen, und es im lüderlichen Leben verpraßt habe. Dieſe Ausſage, die zwar nur auf einer Erinnerung Ralph's ruht, iſt nicht ſo gewichtlos, als es auf den erſten Augenblick ſcheint. Jener Raub bei dem Krämer iſt bis jetzt noch nicht aufgeklärt, nun fällt auf einmal ein ſo ganz unerwartetes Licht auf dieſe Sache, daß man darin einen Beweis entdeckt, welch' ein Verbrecher Simon iſt. Den Mord Emil's läugnet er feſt, man legte ihm die aufgefundene Piſtole vor. Er kennt ſie nicht; aber er betrachtet ſie. Am Kolben iſt folgende Inſchrift gravirt: „Meinem Freund Franz Schönberg, 1840." — Dies gibt ihm einen Rettungsweg, ſich von dem ihm zur Laſt gelegten Morde rein zu waſchen. Er enthüllt das Verhältniß Emil Dallichau's zu ſeiner Schweſter Lottchen, gedenkt dabei des nächtlichen Kampfes mit Franz Schönberg, den früheren Geliebten Lottchen's den er an der Thüre des Landhauſes getroffen. „Als ich ihn niedergeworfen und mit dem Schlüſſel einen Schlag nach dem Kopfe verſetzt hatte, entflob ich aus Furcht, daß es ihm abermals gelingen könne, ſich meiner wie erſt zu bemächtigen und mich dann zu ermorden. Dies Piſtol trägt ſeinen Namen, auch iſt er in dem Jahre 1840 auf der Wanderſchaft geweſen." — Dieſe Ausſage Simon's hat viel für ſich, ein Mord aus Rache, Eiferſucht iſt eben ſo denkbar, als einer aus Habſucht. Man findet Franz mit einer Kopfwunde im Bett, er iſt unfähig zu arbeiten, man ſchafft ihn in's Hoſpital. Der Hausbeſitzer ſagt aus, daß Franz mitten in dem Unwetter nach Hauſe gekommen ſei und ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit kaum auf ſeine Fragen geantwortet habe und immer die Treppe hinaufgeſtiegen wäre, als wenn er ſich ſeinem Anblick habe entziehen wollen. Franz erkennt die Piſtole als die ſeine, welche er zum Andenken von einem Wanderkameraden, einem Büchſenmacher erhalten hat; er läugnet aber, ſich je ihrer bedient zu haben und iſt nicht wenig betroffen, daß man ſie ihm, die er in ſeiner Truhe verborgen glaubt, vorlegt als einen Beweis eines durch ihn verübten Mordes. Ohne Schwierigkeit zu machen, erzählt er ſeine Liebe zu Lottchen, die er durch Simon, deren Bruder er als Denjenigen anklagt, der ihr Verhältniß geſtört, ſich entzogen geſehen hat.

Am Abend vor dem nächtlichen Unwetter ſei es das erſtemal geweſen, daß er ſie nach dem ſchnellen unvermutheten Verlaſſen ihrer Wohnung wieder geſehen, indem es ihm ganz unbekannt geblieben, wo ſie ſich mit der blinden Mutter ſeit der Zeit aufgehalten habe. Er ſei ihr von Weitem nach dem Landhauſe gefolgt in der Meinung, ſie gehe wegen einer Beſtellung hinaus, und er werde, wenn ſie zurückkehre, eine Gelegenheit finden, mit ihr zu ſprechen. In dem Glauben, daß man ſie im Landhauſe wegen des tobenden Unwetters zurückhalte bis nach deſſen Ende, habe auch er gewartet und ſich an die Thüre geſtellt, wo ihn die ziemlich weit vorragende Mauer gegen die Gewalt des Regens zu ſchützen vermochte. Bei der Erzählung des Kampfes mit Simon, den er als die Haupturſache des geſtörten Verhältniſſes zwiſchen Lottchen und ihm betrachte, erwähnte er des Umſtandes, wie er ſo aufgeregt

geweſen ſei, daß Simon jedenfalls unter ſeiner Fauſt geendet haben würde, wenn nicht der Knall eines Schußes, den er gehört, ihn auf einen Moment erſchreckt, daß Simon, dieſe Schwäche benutzend, durch eine heftige Bewegung ihn zur Seite geſchleudert und beim abermaligen Ringen dieſe Kopfwunde beigebracht, die ihn bewußtlos gemacht habe. Als er wieder zur Beſinnung gekommen, ſei er ganz durchnäßt, von Todtenkälte geſchüttelt und unter furchtbaren Schmerzen der Wunde nach Hauſe geeilt. In dieſer Ausſage lag eine ungeſuchte Wahrheit, das Renommée, in welchem Franz ſtand, war das günſtigſte — jedoch die Piſtole ein Beweis, der ſich nicht niederſchlagen ließ, ſie ſprach gegen ihn. Niemand als ſein Bruder konnte in ſeine Truhe und dieſer mißgeſtaltete Krüppel hätte nie, wie Franz ſelbſt ausſagte, ſeine ihm zugehörenden Sachen berührt, ja er wußte nicht einmal, daß Franz eine ſolche Waffe beſitze. Und wäre es denn nicht mehr als lächerlich geweſen, dieſen Unglücklichen, deſſen Daſein ſo einſam, ſo traurig war, der alle Gemeinſchaft mit Menſchen mied, einer That zeihen zu wollen, wo es ganz an Motiven fehlte, welche man ihm nur mit irgend einer Wahrſcheinlichkeit hätte unterſchieben können?

Auguſt wurde auch verhört; indeß als man ſeine unglückliche Geſtalt ſah, die Mühſeligkeit bemerkte, mit welcher er antwortete; die Anſtrengung, welche das Sprechen ſeiner verkrüppelten Bruſt verurſachte; die Erſchöpfung, den Mangel aller Kraft, die ſo unverkennbar in ſeinen mißgeſtalteten Formen ſich ausdrückten, entließ man ihn, ohne ihn der Nothwendigkeit zu unterwerfen, zu einem zweiten Verhöre zu kommen.

Die blinde Stäblein, die eher den Tod als eine Unterſuchung vor Gericht erwartet hätte, ſagte nur das aus, was die Wahrheit war. Die arme alte Frau ſtarb faſt vor Schreck, als ſie erfuhr, welche Verbrechen auf Simon laſteten. „Ich habe ihn mit Schmerzen geboren und er vergilt mir mit Schmerzen," ſagte ſie tief erſchüttert. — Wie war doch aller Anſchein von Glück, der ſie ſo erfreut hatte, in plötzliches Trübſal verſchwunden! Mit Lottchen war eine Veränderung bezüglich ihrer Krankheit erfolgt. Die unverdorbene geſunde Jugendkraft hat den Sieg davon getragen, die trefflich gewählten Mittel zur Bekämpfung der außerordentlichen Nervenaufregung unterdrückten ein gefürchtetes Nervenfieber; aber ſie bedurfte Schonung, der Eindruck der entſetzlichen Kunde des Mordes an Emil war noch zu neu, um nicht abermals einen Nachhall fürchten zu laſſen, wenn dieſe wohlthätige Ruhe geſtört wurde, mithin mußte Alles vermieden werden, was eine ſolche geiſtige und körperliche Ruhe unterbrechen konnte. Erſt nach mehreren Tagen war ſie ſo weit wieder hergeſtellt, daß der Arzt erklärte, jetzt könne ein Verhör mit ihr vorgenommen werden. Lottchen ſagte das Nämliche aus, was man bereits von ihrer blinden Mutter erfahren hatte, nur in Betreff ihres Verhältniſſes zu Emil Dallichau gab ſie einige Aufſchlüſſe, die allerdings nur ſie betrafen, durchaus aber kein Licht auf irgend eine Perſon warfen, welche dieſen Mord möglicherweiſe begangen haben konnte. Lottchen war ganz in Unkenntniß darüber gelaſſen worden, welcher Verdacht auf Franz Schönberg gefallen ſei — ſie ſelbſt hatte ihre frühere Liebe zu ihm mit keiner Sylbe erwähnt — jetzt erſt ſagte man ihr, daß Franz als der wahrſcheinliche Mörder Emil's bereits der Unterſuchung unterworfen ſei. Eine Todtenbläſſe überzog das ohnehin gebleichte Antlitz des Mädchens. „Franz!" ſtammelte ſie faſt zuſammenſinkend; aber dieſe Schwäche verging bald — ſie erhob ſich wieder. „Nein, er iſt kein Mörder! er nicht!" rief ſie mit Ueberzeugung.

Das enthüllte Räthſel.

Dieſer Mord bot den reichlichſten Stoff für die Tagesunterhaltungen. Die Kommiſſionsräthin war ſo ſchwer von ihrem Verluſte getroffen, daß ſie ganz unfähig war, ihre Wohnung zu verlaſſen, die leichte frivole Geſinnungsweiſe dieſer reichen Frau hatte einen ſo empfindlichen Stoß erlitten durch dies traurige Ereigniß, daß man für ihr Leben bangte. Sie verfiel in keine Krankheit, das Entſetzen ſchien vielmehr wie eine bleiſchwere Laſt auf ſie niederzudrücken, ſie ſprach nicht, ihre Blicke wurzelten am Boden, ſie blieb regungslos auf dem Platze ſitzen, wohin man ſie führte; für jede Frage ſchien ſie todt, keine Aufmerkſamkeit auf ihre Umgebung, keine Theilnahme für Etwas, das man ihr ſagte, nicht einmal eine Aeußerung des Schmerzes über den Mord an ihrem Sohne kam über ihre Lippen. Die furchtbare Verzweiflung, welcher ſie bei der Nachricht von dem Tode Emil's verfiel, iſt dieſer nicht minder furchtbaren Stumpfheit plötzlich gewichen; man fürchtet, daß die Harmonie ihrer Sinne geſtört iſt. Man hat ihr nicht geſtattet, bei dem Leichenzuge, der ihrem gemordeten Sohne zu Grabe folgt und bei dem ſich eine ungeheuere Menſchenmaſſe betheiligt, zugegen zu ſein, ſie ſcheint gar nicht einmal die Ahnung zu haben, daß er dem Mutterſchooße der Erde übergeben worden iſt — ihre Seele iſt gleichſam in einen undurchdringlichen Nebelſchleier gehüllt, der ſie wie ein Gefängniß einſchließt und gegen jede Einwirkung von Außen bewahrt.

Ein eben ſo undurchdringlicher Schleier, ein Geheimniß, welches, wie es den Anſchein hat, nicht ergründet werden kann, ruht auf dem Ereigniſſe dieſes Mordes. Simon hat alle ſeine Verbrechen geſtanden, ſelbſt den Diebſtahl vor Jahren bei ſeinem Lehrprinzipale von ihm verübt, aber er läugnet hartnäckig, den Mord an Emil verübt zu haben, es liegt kein Beweis in dieſem Bezug gegen ihn vor, ja er beruft ſich ſogar auf das Verhältniß des Ermordeten zu ſeiner Schweſter, welches ihm in Emil einen reichen Schwager gegeben haben würde, einen Vortheil, den Niemand ſich ſelber zerſtören wird. Darin liegt eine Wahrheit, der man nicht widerſprechen kann. Und Franz behauptet eben ſo feſt, an keinen Mord je in ſeinem Leben gedacht zu haben, obwol er zugeſteht, daß er Simon ermordet haben würde, wenn ihm nicht der Zufall ungünſtig geweſen wäre. Nach durch Simon's mit dem Schlüſſel bewaffneter Fauſt erhaltener Wunde iſt es undenkbar, daß er den Mord verübt habe, es muß alſo vor dem Kampfe mit Simon geſchehen ſein. Uber die Friſt, wo er vor dem Landhauſe bis zu dieſem Kampfe geweilt hat, kann er ſich nicht ausweiſen, keinen Zeugen ſtellen, ſeine eigene Ausſage kann nicht für ihn zeugen und das Piſtol iſt ein zu ſtarker Beweis gegen ihn, dieſen kann nichts entkräften. Seine Wunde iſt wieder geheilt und er befindet ſich, wie Simon, im Kriminalgefängniß. Die Richter haben noch keinen Fall zu entſcheiden gehabt, wo zwei gleich ſtarke Motive, Habſucht und Rache, auf zwei

Individuen gleich ſtarken Verdacht eines blutigen Verbrechens werfen, der Fall iſt verwickelt.

Und daheim im engen Dachſtübchen ſitzt der verkrüppelte Geiger im tiefen Sinnen, ſeine Geige haucht nicht mehr ſeine Leidenſchaften, ſeine wilde dämoniſche Bosheit, ſeinen Schmerz in würbelnden oder langgezogenen klagenden Tönen aus. Seit der Verhaftung ſeines Bruders hat Niemand mehr einen Geigenſtrich von ihm gehört, die kleine Wohnung iſt die Zelle eines ſchweigenden Einſiedlers geworden. August brütet nur vor ſich hin, ſein ohnehin abgelebtes Geſicht verfällt täglich mehr, ſelbſt der Blick ſeiner Augen wird matt, er gleicht einem verzweifelnden Dämon der Unterwelt, deſſen letzte Kraft erliſcht. Seine Nächte ſind ſchlaflos, der Morgen findet ihn, wenn die körperliche Abſpannung zu heftig geweſen, in einem abzehrenden Schweiß gebadet und er ſteht mühſam, ermattet vom Lager auf. Das ſind Nächte der Verzweiflung, Tage der Verdammniß, die dieſer Unglückliche durchlebt. Nur zuweilen ſcheint ein Ausbruch der in ihm raſenden Gefühle erfolgen zu wollen, dann dringt ein dumpfes Gebrüll aus ſeiner verkrüppelten Bruſt herauf, welches aber ſogleich wieder ſchweigt. Aber eines Tages ſcheint es, als wenn die Hölle ihn zum Organ ihres wilden Ausdrucks von Freude, Jubel, Wehgeſchrei der Verdammniß und jenem wüthenden Trotz, der alle Leidenſchaften in ſich vereint, gemacht habe. Dieſer Trotz iſt ein Aufjauchzen unter allen Qualen, die nur einer Seele aufgebürdet werden können, eine Wolluſt entſprungen aus dem Schooße der Rache, des Haſſes, die Hoffart einer empörenden, gegen alle Schranken kämpfenden Verzweiflung, ein Loblied den Verdammten auf ihre endloſe Pein. Seine Geige wird zum Dollmetſcher dieſes wüſten Jubels, er arbeitet ſo furchtbar mit dem Bogen darauf, daß die Saiten ſpringen, nie hat man ſchrecklichere Töne, Mark und Bein durchdringendere Diſſonanzen gehört, als dieſer Unglückliche aus den Saiten hervorruft — es iſt ein Sturm des Wahnſinnes, und dabei ſingt dieſer verkrüppelte Geiger durch alle Tonarten, wie nur ſein heiſeres krächzendes Organ es hergibt, die letzte Saite tönt noch, die andern hängen zerriſſen in Ringeln über die Finger ſeiner linken Hand herab — noch wenige Striche und auch dieſe letzte Saite zerſpringt, die Haare flattern an den Bogenenden — er ſtarrt ſein Inſtrument, ſeine einzige Freundin, die keinen einzigen Ton mehr für ihn hat, an und zertrümmert ſie — er bedarf ihrer nicht mehr in dieſem Leben, ſie iſt für ihn todt und ſoll zu und für keines andern Menſchen Ohr mehr ſprechen. Nachdem er dieſe Vernichtung des Einzigen, was er liebte, vollbracht hat, iſt er ſtill und ruhig, ſein Geſicht bewegungslos, als wäre nie der Hauch einer Leidenſchaft darüber hingezogen. Er verläßt ſeine Wohnung und begibt ſich nach dem Landhauſe. Diesmal wird er nicht abgewieſen, die Frau des Hausmannes öffnet und er wankt in das Zimmer, wo er die Blinde und Lottchen findet.

„August!“ ruft die Letztere erſtaunt und die Erſtere nennt ihn auch. „Ach, August, welch' ein Unglück, Dein Bruder hat einen Mord begangen!“ jammert die Blinde.

Der Geiger lacht. „Er? er? nein! — ich! ich!“ iſt ſeine Antwort, „ſeht Ihr, das iſt die höchſte Verdammniß, die einem Menſchen aufgebürdet ſein kann, wenn man ihn für zu elend hält, daß man ihn nicht einmal fähig glaubt, ein Verbrechen zu begehen, bei dem es blos eines einzigen Fingerdrucks bedarf.“

Ein tiefes Schweigen folgt, der Laut des ſchreckhafteſten Erſtaunens iſt im Munde der beiden Frauen gefeſſelt.

„Das begreift Ihr nicht,“ krächzt der Mißgeſtaltete, „ja, wenn Ihr ſehen könntet, Augen hättet, die durch meine verkrüppelte Bruſt hindurch und in's Herz dringen, dann wüßtet Ihr Alles — Alles — aber Ihr ſeid blind — 's iſt Schade um Eure Augen, Mutter Stäblein, recht Schade.“

„Um Gotteswillen, Auguſt, was redeſt Du? biſt Du wahnſinnig geworden?“ fragte die Blinde.

„Daß ich den Herzliebſten erſchoß?! oh, da war ich voller Vernunft, nie vernünftiger als gerade da, und die Blitze waren die dienſtfertigen Lichter, die mir ihn zeigten, als er vom Stege herkam,“ redete der Geiger mit einem Anflug von Humor, der in dieſem Moment gräßlicher Ueberraſchung wie vergiftender Hauch auf die Zuhörerinen wirkte. „'S ſollte Deine Hochzeitsnacht werden — ſchön Lottchen — bei! ich hab' ſie geſegnet mit einem Stück Blei — ein ganz kleines Stück Blei,“ fuhr er fort, „Simon wollte Deine Mutter ... 's iſt ja Dein Bruder ... mit einem Opiumpülverchen einſchläfern, daß ſie's nicht merken ſollte, wenn Du trunken vom Geburtstage dem Herzliebſten in die Arme fielſt und Deine Ehre, Deine Unſchuld ihm hingabſt im Rauſche. Oh, das war Alles fein angeſponnen — und ich hab's zerſchoſſen mit einem ganz kleinen Stück Blei ... kaum ſo groß! .... iſt's nicht zum Lachen? ... ſo 'ne große Freude .... und ſo 'n kleines Stück Blei!“

„Gerechter im Himmel, was iſt das?“ ſchrie die Blinde außer ſich.

„Du lügſt!“ rief Lottchen todtenbleich.

Der Geiger ließ eine Pauſe folgen, in ſeinem abgelebten Geſicht ſchien der Ausdruck einer Verachtung Platz nehmen zu wollen, es zuckte wie ein Blitz darüber hin. — „Iſt das auch Lüge, daß Du mit dem Herzliebſten den Tag vorher auf der Bank beim Springbrunnen ſaßeſt und er Dir ſagte, Du ſollteſt ihn „Du“ nennen und Du darauf antworteteſt, daß Deine Mutter das nicht hören dürfe, denn ſie wiſſe ja nicht, wer er ſei?“

Lottchen ſtieß einen Schrei aus. Vor ihren Blicken ſchien dieſer verkrüppelte Gnome rieſengroß zu wachſen. Ha, er war ihr nie ſo furchtbar erſchienen, als in dieſem Augenblick, wo er ein Geheimniß ihres Herzens, von dem nur ſie allein auf dieſer Welt wiſſen konnte, als Beweis ſeiner Wahrheit an den Tag brachte.

„Iſt das wahr, Lottchen?“ fragte die Blinde.

„Ja!“ hauchte Lottchen tonlos.

„Das war eine glückliche Stunde,“ redete Auguſt weiter, „ſehr glücklich! Du wärſt jetzt eine .... ich will's nicht ſagen, ich ſchäme mich ... Dein guter Bruder Simon ſollte für das große Kunſtſtück fünfzig Louisd'ors bekommen ... ich habe ihm den Spaß verdorben ... ja! ja! ich, den man für zu elend hält, ein Verbrechen begehen zu können.“

Unglücklicher! Du haſt gemordet!“ rief Lottchen durchſchauert von dem Grimme, den der Geiger in dieſen Worten gegen das Schickſal ausſprach, welches ihm eine ſo elende Geſtalt gegeben.

Der Verkrüppelte ſchwieg darauf, es ſchien, als müſſe

HEINRICH VON GAGERN.

Digitized by Google

Digitized by Google

er ſich von großer Erſchöpfung erholen, als gewänne dies Bedürfniß die Oberhand. Nach einer Pauſe aber richtete er ſeine kleine verwachſene Geſtalt auf, ſo viel ihm nur möglich war.

„Das war die einzige gute That meines elenden Lebens," antwortete er ... „Dich habe ich gerettet ... Dich .... Deine Ehre ... Deine Unſchuld ... ja, Deine Unſchuld," ſetzte er mit einem tiefen Tone hinzu und fuhr dann fort: „das mußte ich ... Du warſt mein Ideal ... meine Königin .... ich liebte Dich, wie nur ein Menſch lieben kann ... ich konnte Dich nicht verderben laſſen, denn .... ich liebte Dich!" — Eine Pauſe folgte. — „Du ſchauderſt?" fragt er dann ... „Du erſchrickſt, daß ein Ungeheuer, das die Natur wie ein Scheuſal ... aus den Reihen der Glücklichen ausgeſtoßen ... Dich lieben konnte?" — Ein dumpfes Gelächter grollte aus der verkrüppelten Bruſt herauf. — „Ja, lache mit ... lache mit ... ich liebte Dich .... oh, Du kennſt das nicht .... was das für ein Fluch iſt, zu lieben .... und zu wiſſen ... daß man ein Scheuſal iſt ... welches abſchreckt ... ich haßte Franz ... weil er glücklich war ... und ... von Dir geliebt wurde .... und ich kann haſſen! .... Niemand hat erfahren, daß der elendeſte Krüppel unter der Sonne ... die Spottgeburt des Schickſals .... liebte .... ich hab's tief verſchloſſen ... aber jetzt ... jetzt muß es offenbar werden ... ich habe gemordet, um ... Dich vom Falle zu retten ... nun verfluche mich, wenn Du kannſt." — Mit dieſen in großer Aufregung und faſt keuchend herausgeſtoßenen Worten wendete ſich der Unglückliche von beiden Frauen ab und verließ das Zimmer, ohne von ihnen, die von dieſer furchtbaren Entdeckung faſt zerſchmettert waren, zurückgehalten zu werden, er wankte, nachdem die Gartenthüre hinter ihm in's Schloß gefallen war, nach der Stadt.

Schon an demſelben Tage noch durchlief die Stadt die Kunde, daß der wahre Mörder ſich ſelber bei den Gerichten angezeigt habe. Und ſo war es auch, der verkrüppelte Geiger hatte durch ſeine Selbſtanklage das Geheimniß, welches über dem Morde Emil Dallichau's lag, gelöſ't. Gewiß hat kein Verbrecher ſo viel Schwierigkeit gefunden, ſeinem Geſtändniſſe Glauben zu verſchaffen, als eben Auguſt.

Die Kriminalbeamten betrachteten ihn anfangs als einen Ueberſpannten, ſeiner Sinne nicht Mächtigen; indeß ſie ſahen ſich gezwungen, dies Urtheil über den Selbſtankläger fallen zu laſſen, er ſtellte ſo viel Beweiſe, daß man nicht mehr zweifeln konnte; Simon und Lottchen mußten mit ihm confrontirt werden. Beide geſtanden zu, daß Auguſt die Wahrheit ſpreche, indem er das ihnen gegenüber ausſagte, weſſen er im Garten Ohrenzeuge geworden.

Auf Simon machte dieſe Löſung des Räthſels, in welchem Emil's Tod als Kern des Ganzen ſtand, einen wahrhaft zerſchmetternden Eindruck; er ſah ſich, obwol von dem Verdachte dieſes Mordes befreit, entlarvt in all' ſeiner Verworfenheit, und wenn auch nicht aus dem inbrünſtigen Gefühle der Reue, ſo doch aus jener völlig niederdrückenden Empfindung von Bewußtſein ſeiner Ohnmacht, ſeiner Nichtswürdigkeit leiſtete er in Gegenwart Lottchen's ein Bekenntniß, vor deſſen Schändlichkeit ſich ſelber die Herzen der Kriminalbeamten empörten und Lottchen erkannte die Tiefe des Abgrunds, von deſſen Rande der verkrüppelte Geiger ſie durch dieſen Mord bewahrt hatte. Ha, von ihren verblendeten Augen wichen jetzt die Schuppen, welche ſie in ihrer Eitelkeit geliebt und gepflegt hatte. War ſie denn auch einer ſolchen Liebe, wie Auguſt ſie für ſie in ſeinem Herzen genährt hatte, werth? Nein! dies Bewußtſein warf ſie zu ſeinen Füßen nieder, ſie küßte ſeine welke abgezehrte Hand und netzte ſie mit Thränenſtrömen.

„Du weinſt?" fragte der Mißgeſtaltete nach einer Pauſe tief ergriffen, „ich hätte nie geglaubt, daß ein Menſch vor mir, dem Scheuſal der Natur, weinen könnte ... und Du weinſt!! ... ich habe nichts mehr, was ich lieben kann und einſchließen in mein Herz vor dem Auge der Welt ... meine Geige iſt todt ... ich habe ſie zertrümmert ... aber ich will Deine Thränen lieben ... das iſt auch ein Glück!"

Man ließ Franz ſeinen Bruder vorführen, den man bereits von Allem unterrichtet hatte. Zwiſchen ihnen fiel wie früher kein Wort; aber der Geiger faßte Lottchen's Hand und führte ſie ihm zu, dann ſank er erſchöpft zuſammen.

Simon wurde auf lebenslang zum Zuchthaus verurtheilt, Ralph als Ausländer in ſeine Heimat abgeliefert. Auguſt ſtarb nach kurzer Zeit im Irrenhaus, ſein Geiſt hatte unter den Leidenſchaften, die ihn bewegten und welche er ſo feſt verſchloſſen in ſeiner Bruſt trug, ſein Grab gefunden.

Die reiche Kommiſſionsräthin Dallichau, dieſe Weltdame mit dem großen Vermögen, lebte einſam und zurückgezogen fern von der Hauptſtadt, ſie war von der ſie erdrückenden Schwermuth durch die Kunſt der Aerzte wieder hergeſtellt worden. Die Liebe zu ihrem Sohne war ihre einzige Tugend, ſie liebte ihn noch und um das Verbrechen, welches derſelbe unter Beihilfe Simon's an dem armen, aber redlichen Schneidermädchen begehen wollte — ſie war davon durch das Gericht ſelbſt unterrichtet worden — wieder gut zu machen, ſchenkte ſie Lottchen das Landhaus — ſie hatte keine andere Wohlthat für Arme als — Geld. — Eben ſo fern von der Hauptſtadt hatte ſich Franz Schönberg als Schmiedmeiſter niedergelaſſen, er war ein vermögender Mann geworden. Wenige Tage, nachdem er wieder in Freiheit ſich ſah, empfing er aus einer ausländiſchen Bank mehre Staatspapiere und einen beiliegenden geſiegelten Brief. Als er ihn öffnete, erkannte er Auguſt's Handſchrift. Nur wenige Zeilen enthielt dieſes Schreiben:

„Du biſt mein Erbe; aber ſchweig' darüber. Macht Dich dies Geld glücklich ... ich hab' es erſpart ... dann ſage nicht mehr, daß ich Kain ſei. Ich haßte Dich des Glückes wegen ... Du biſt unglücklich ... jetzt liebt Dich

Auguſt, Dein Bruder.

Als Franz zu ihm in's Gefängniß eilte, ſagte der verkrüppelte Geiger: „Schweig' darüber!" — Franz war noch reicher geworden, Lottchen ſein — Weib, das all' ihre Schuld gegen ihn durch treue, innige Liebe ſühnte, hatte ihm das Landhaus zugebracht, welches er verkaufte und durch dies anſehnliche Kapital einer der wohlhabendſten Profeſſioniſten wurde. Die Blinde lebt noch und wenn ſie ſo am Feierabend zuſammenſitzen und der kleine Enkel noch herumtollt in kindlicher Freude, dann ſagte ſie oft mit tiefſter Rührung vor ſich hin: „Gott hat geholfen! Gott hilft noch! Gott wird weiter helfen!" —

Heinrich von Gagern.

(Mit dessen lithographirtem Porträt.)

Die Familie Gagern ist ein heldenmüthiges Geschlecht. Während General Gagern unter meuchlerischen Kugeln erlag, steht sein Bruder in der Reichsversammlung der Pauluskirche zu Frankfurt am Main, wie ein Fels im Meere, an dem die Wogen leidenschaftlicher Rede branden.

Heinrich von Gagern vertritt eben so sehr die Freiheit des Volkes, als er die Ehre des Thrones aufrecht erhält, denn nur dann kann eine deutsche Einheit aus dem gegenwärtigen Zustande der Anarchie hervorgehen, wenn Fürsten und Völker sich verstehen. Heinr. von Gagern hat die Ehre der Fürsten gerettet der Freiheit des Volkes gegnüber. Man hat eingesehen, daß dem deutschen Reiche oder vielmehr den achtunddreißig deutschen Ländern, die ein einiges Deutschland vorstellen sollten, eine neue Verfassung Noth thue und glaubte damit am besten zu Rechte zu kommen, wenn man dem Reiche ein neues Oberhaupt in der Person eines Reichsverwesers verschaffte und so gewissermaßen einen Wahlkaiser besitze. Dieser Kaiser, ein Mann des Volkes, zugleich aber ein deutscher Fürst, muß eben so gut die Souveränität des Volkes wahren, als auch die Rechte der Fürsten in Ehren halten. Der Reichsverweser ist etwa so verantwortlich, wie der Präsident der nordamerikanischen Vereinsstaaten, dessen Macht für die Dauer seiner Regierung gilt, und durch Johann von Oesterreich ist diese Person für Deutschland gefunden.

Heinrich von Gagern's Thätigkeit ist am meisten aus der Wahl des Reichsverwesers sichtlich und seine ganze politische Bedeutsamkeit erklärt sich aus dem deutschen Reichstage. Gagern's Familie stammt aus Rheinhessen, sein Vater war ein offener Gegner Napoleon's. Er bestand während der Friedensverträge zu Paris auf der Herausgabe des Elsaß und sprach zuerst am Wiener Congresse für Freiheit und Rechte der Völker, für Oeffentlichkeit der Gerichte. Er war durch und durch ein deutscher Mann, wie sein Sohn Heinrich Freiherr von Gagern, der am 20. August 1799 geboren, später in der Militärschule zu München erzogen und als sechszehnjähriger Soldat im nassau'schen Heere bei Waterloo verwundet wurde. Hierauf studirte er in Heidelberg, Göttingen, Genf und Jena, wo er stets ein feuriger Anhänger der Burschenschaft war, bis er 1821 Assessor beim Landgericht zu Lorsch in Rheinhessen, 1829 Regierungsrath wurde. Sein glückliches eheliches Verhältniß trennte der Tod seines Weibes. Im Jahre 1830 wurde er von der politischen Bewegung, die sich schon damals bei allen Völkern kundgab, mit fortgerissen und hier begann auch seine Thätigkeit als politischer Schriftsteller. Seine Sprache war so freimüthig und seine Haltung so energisch, daß man sich allgemein verwunderte, wie ein Beamter so warm für das Volk und seine Interessen sprechen könnte. Er wurde in die Kammer gewählt und erhob in dem Verfahren gegen den Pfarrer Weidig Beschwerde wegen Mißbrauch der Amtsgewalt und Verletzung der Verfassung. Auch die Kammer pflichtete ihm bei und ward 1833 aufgelöst, worauf auch er in Ruhestand versetzt wurde.

Gagern lebte fortan als ein emsiger Landmann. Nichts destoweniger wirkte er fortwährend für's Volk und wurde abermals in die Kammer gewählt. Wegen seines heftigen Kampfes und seiner warmen Liebe für's Volk wurde die Kammer neuerdings und zu einem dritten Male abermals aufgelöst. Man wollte keine Wahrheit! Fern jeder Opposition zog er sich auf's Land bei Worms zurück und erst nach eilfjährigem Schweigen, im J. 1847 erschien er wieder als Vertreter auf dem Landtage zu Worms, um die rheinische Rechtspflege zu beschützen. Er wirkte energisch und gab eine neue Schrift über die Rechtsverfassung von Rheinhessen heraus, die, obwol sehr gemäßigt, doch zur Folge hatte, daß man eine Hochverrathsklage gegen den Ehrenmann erhob. — Indessen zogen andere Zeiten über Deutschland herauf, und Gagern ward im Sturme der Zeit als der rechte Mann erkannt, das Ruder des schwankenden Staates zu halten. Er wurde Minister in Rheinhessen, aber für Höheres glühend, legte er trotz der Liebe des Landesfürsten sein Amt nieder und wurde in Frankfurt Reichskanzler des künftigen Deutschland.

Die „Europa", aus der wir die interessante Detaillirung seiner Persönlichkeit entnehmen, gesteht ihm eine imponirende Kraft in seinem Wesen, so wie in seiner Erscheinung zu. In seiner Haltung liegt ein Adel der Gewohnheit und Sitte, aber mehr als das, ein Adel des Gemüthes. Seine Rede wirkt wohlthuend, indem er aufregt, er begeistert, indem er Beweise führt, er gewinnt selbst, wenn er widerlegt. Seine Rechtskunde eröffnet ihm die Bahn, wenn er im Parlamente spricht, die biedermännische Kraft und Fülle erwirbt ihm das Vertrauen, der Schwung seiner Begeisterung bei so viel Ehrlichkeit der Gesinnung führt zu Triumphen wie nur Gagern sie in der Paulskirche feiert.

Bukarest und Jassy.

(Mit zwei Lithographien.)

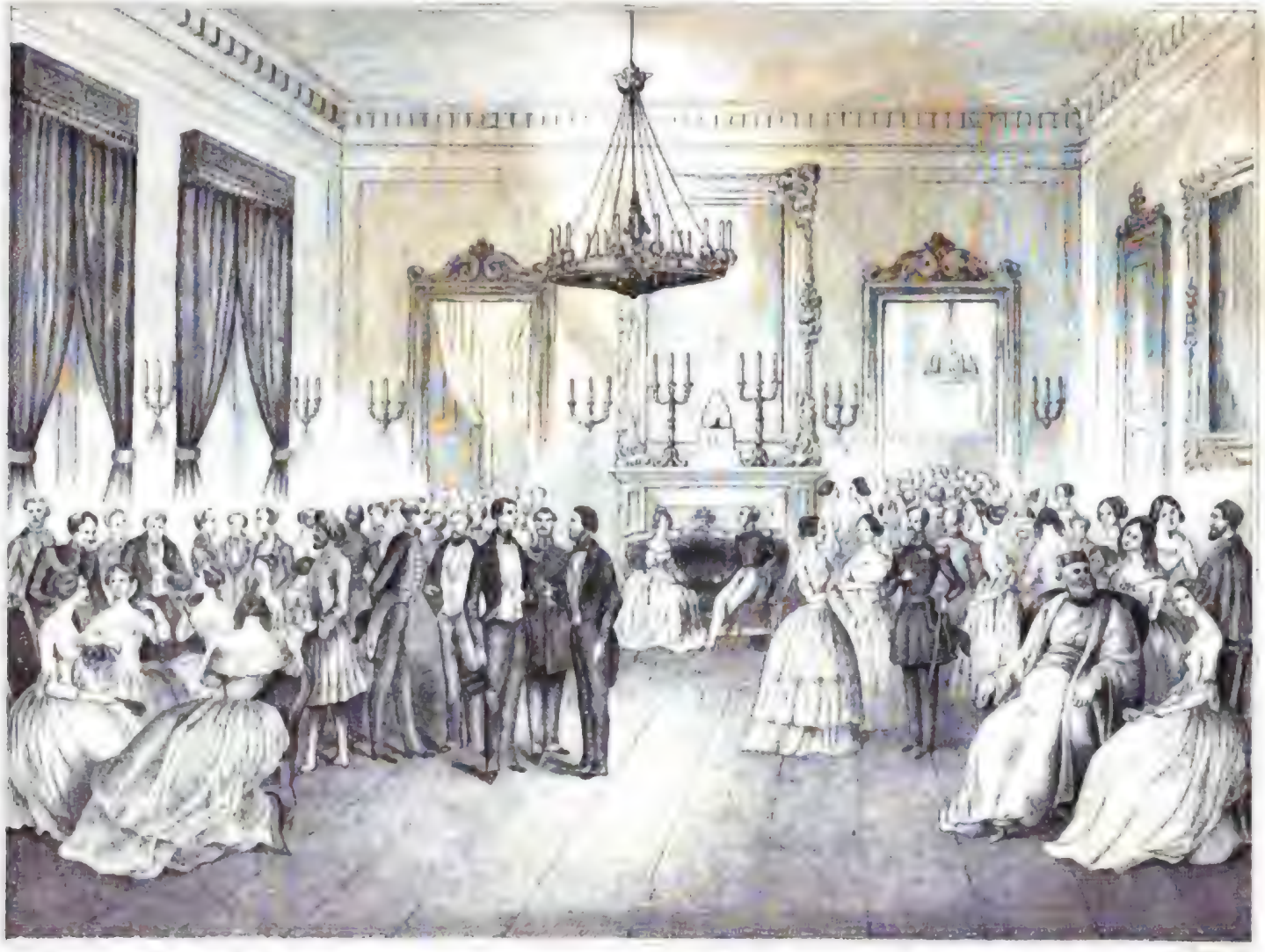
Die Moldau und die Wallachei sind zwei Fürstenthümer, die ursprünglich frei, sich unter den Schutz der Pforte begaben und durch Kapitulationsverträge neuerdings mit Beihilfe Rußlands im Frieden zu Adrianopel unter dieselbe gestellt wurden, während jedoch die Russen in beiden Donaufürstenthümern faktisch eine Suprematie ausüben. Beide Länder haben einen großen Wechsel von Schicksalen erlebt, und man sah zur Zeit der Belagerung Wiens von den Türken auch Moldo-Wallachen unter den Reihen der osmanischen Kämpfer. Obgleich beide Völker einer Abstammung sind, so herrscht doch eine starke Abneigung zwischen ihnen. Sie werden durch Hospodare oder Fürsten regiert und ihre Adeligen heißen Bojaren. Ein großer Theil der Moldau fiel an Rußland, ein anderer, die Bukowina, an Oesterreich; im Jahre 1828

Haupt-Ansicht von Bucharest. Hauptstadt der Wallachey.

Jassy, die Hauptstadt der Moldau, zur Zeit der Besetzung durch die Russen.

Digitized by Google

Digitized by Google



Eine Soirée beim regierenden Fürsten von Bucharest

Digitized by Google

wurden beide Fürstenthümer durch die Russen besetzt und blieben bis zum Jahre 1834 unter der Verwaltung des Generals Kiseleff.

Bei dem jetzigen Stande der Dinge ziehen beide Fürstenthümer die Augen von ganz Europa auf sich, ihre Lage an der Donau macht sie zu einem bedeutenden Etapenort, um so mehr als sie der Schlüssel, sowol zu Oesterreich, als auch in's Herz der Pforte sind. Leicht hätte Oesterreich hier neue Lebenskräfte sammeln können, wenn nicht der Verräther-Minister den Einfluß Wien's auf den Orient gebrochen und an Rußland verrathen hätte. Die Russen halten gegenwärtig bei der Rathlosigkeit der anderen Mächte die Donauländer eng cernirt und haben zum Schlusse des heurigen Sommers bereits Jassy besetzt, wo sie ein Kriegslager aufgeschlagen haben. Es wird nicht schwer, ihre Absichten zu errathen, denn sie rechtfertigen den alten Ausspruch Peter des Großen: „Wer über den Orient herrscht, herrscht über die ganze Welt!"

Leider haben die Großmächte, besonders Oesterreich den Augenblick vorübergehen lassen, wo sie ihre Interessen gegen Rußland hätten wahren können.

Wir finden es zeitgemäß, unsere Leser auf die Hauptstädte der beiden Länder aufmerksam zu machen, die jetzt auf dem Felde der Politik gewiß bald eine sehr bedeutsame Rolle spielen werden.

Bukarest oder (in der Landessprache) Bukuresť ist die Hauptstadt der Wallachei. Sie liegt am Abhange der südlichen Ebene, welche von hier bis zur Donau ganz steil ist, ist die Residenz des Fürsten und eines griechischen Erzbischofs, hat über 60.000 Einwohner, meist Juden, Griechen und Armenier. Die Stadt selbst hat noch wenig von der Eleganz anderer europäischen Städte, die Straßen sind meist schlecht gepflastert, sondern nur mit eichenen Bohlen bedeckt; die Häuser meist mit Schindeln gedeckt, durch Feuersbrünste verwüstet, doch findet man mitunter auch sehr schöne und interessante Gebäude, die aber alle meist in neuerer Zeit errichtet wurden. Die Kirchen sind wahrhaft schön und zeigen zuweilen einen wahrhaft orientalischen Luxus. Der Handelsgeist ist in Bukarest sehr lebhaft, zumal mit Wein, Häuten und andern Landesprodukten, die von hier nach Oesterreich und weiter hinab in die Türkei verführt werden.

Jassy, die Hauptstadt der Moldau, liegt nur wenige Meilen von Pruth, ist der Sitz des Hospodars und Metropoliten der Moldau. Ein offener, ziemlich schlecht gebauter Ort, der im J. 1822 von den Janitscharen größtentheils zerstört wurde und oft durch Pest und Cholera litt, so daß jetzt kaum mehr als 20.000 Einwohner da sind. Es wird hier vortreffliches Canevas gefertigt, auch ein starker Weinhandel nach Konstantinopel getrieben. Die Stadt ward 1828 von den Russen besetzt, die bis 1833 blieben, während welcher Zeit General Kiseleff die beiden Donaufürstenthümer verwaltete. Auch jetzt ist es wieder der Fall, daß eine russische Streitmacht Jassy besetzt hält.

Die Situation, in der sich Jassy jetzt befindet, ist sehr bedeutsam, eben so ist die Physiognomie ihrer Bewohner ausgezeichnet fein, aufgeweckt und intellektuell. Der Moldauer weiß, daß er auf einem Depot schläft, sein Leben ist gewissermaßen das einer immerwährenden Schildwache gegen den Orient. Sein National-Kostume ist halb polnisch, halb türkisch, die Frauenzimmer in der Moldau nähern sich eben so sehr durch die Grazie ihrer Physiognomie und die Eleganz ihres Benehmens sehr dem Typus polnischer Schönheit, als die wallachischen Frauen den Schönheiten des Orients gleichkommen. Die Beziehungen der beiden Fürstenthümer zum übrigen Europa nähern beide Nationalitäten einander und söhnen die kleinen Differenzen in Sprache und Gebräuchen aus. Im Allgemeinen ist das Temperament der Moldauer ernster als das der Wallachen; doch theilen Beide jetzt das Loos von den Schwertern und Lanzen der protegirenden Soldaten Rußlands bedroht zu sein.

Das diplomatische Leben der Fürstenthümer ist ein reges, und die Salons der Fürsten wie der Bojaren lassen nichts vermissen, was zur Eleganz und Würde gehört. Unsere Leser finden auf unserem zweiten Bilde eine Gesellschaft bei dem regierenden Fürsten der Wallachei, die bunten, reichen Trachten des Orients wechseln mit modernen französischen Costumes ab, die in dem diplomatischen Salons der Wallachei mehr die Oberhand gewannen, als in der Moldau. Jetzt ist das rege Leben freilich geschwunden, der Fürst ist geflohen und das Land der Willkür der Russenherrschaft preisgegeben. Das Gleichgewicht Europas ist im höchsten Grade bedroht, wenn zwei so reiche und schöne Provinzen, die größer sind als Baiern und Württemberg zusammen genommen, der Macht Rußlands anheimfallen!

Feuilleton.

Jakob Berzelius.

In kurzer Zeit verlor die Wissenschaft zwei Männer, Europa zwei Gelehrte, deren Ruf ein allgemeiner geworden war, deren Werke man bei Jung und Alt, in Hütten und Palästen fand, es war der Schwede Jakob Berzelius und der ehrliche, biedere Schweizer Heinrich Zschokke, der Patriarch der deutschen Novellisten.

Berzelius wurde im J. 1790 zu Linköping in Ostgothland geboren. Sein Talent für Chemie wurde sehr bald bemerkbar, er widmete sich ihr unter der Leitung seines berühmten Landsmannes Gahn, für den er stets eine ungeheuchelte Bewunderung empfand. Berzelius wurde Professor der Chemie und Pharmacie, Assessor am schwedischen Sanitätskollegium, Sekretär der königl. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm, ja König Karl Johann XIV. erhob ihn sogar in den Adelstand. Im Jahre 1819 machte der berühmte Schwede eine Reise nach Paris. Die Anmuth seines Benehmens, so wie die Bescheidenheit des großen Mannes verschaffte ihm viele Freunde während seines Aufenthaltes in Paris. Die Salons von Berthollet zu Arcueil waren der Sammelplatz der eleganten Welt und hier war es, wo er in gelehrte Beziehungen mit La Place, Gay Lussac, Arago, Ampern, Fresnel u. A. trat, Beziehungen, welche nur durch seinen Tod unterbrochen wurden. Als Berzelius von seinem Könige zu dem Range eines Senators erhoben wurde, blieb er nichts destoweniger ein Mann der Wissenschaft, und vernachlässigte sein Laboratorium niemals über seiner neuen Würde.

Seine Verdienste in der Chemie sind so zahlreich, daß es schwer ist, einen Ueberblick zu geben, gewiß ist er unter allen Chemikern der Neuzeit die größte Autorität und die Chemie hat blos seinen Strebnissen ihren jetzigen Standpunkt zu verdanken. Er

entwickelte zuerſt das elektro-chemiſche Syſtem auf eine fruchtbare Weiſe; entdeckte das Solenium und konſtatirte den Beſtand des Lithium in den Wäſſern von Karlsbad. Es iſt kein Zweig der Chemie, um den er ſich nicht die größten Verdienſte erworben hätte. Er ſchrieb viele bedeutende chemiſche Werke und legte ſeine intereſſanten Anſichten zumeiſt in den „Afhandlingar i Fysik, Chemie och Mineralogie" (1806—18) nieder, ſo wie in vielen anderen zahlreichen Schriften. Viele ſeine Werke ſind in's Engliſche, Franzöſiſche und Deutſche überſetzt worden. Immer zu früh für die Wiſſenſchaft ſtarb er den 7. Auguſt 1848 zu Stockholm.

Heinrich Zſchokke.

Den zweiten Verluſt beklagen wir an dem alten, biederen Zſchokke, der in den letzten Jahren ſeines Lebens auch Prag beſucht hatte.

Joſ. Heinr. Daniel Zſchokke war den 22. März 1771 zu Magdeburg geboren; wo er ſeine erſte Bildung erhielt. Durch Verhältniſſe gezwungen, entfloh er 1788 ſeiner Heimat und trieb ſich eine Zeit lang bei wandernden Schauſpieltruppen herum, wo er das ganze Grotteske, Geniale dieſes Standes kennen lernte und ſeine Erſtlingswerke vermuthlich dies Gepräge davon erhielten. Frühzeitig lernte er hier das praktiſche Leben kennen und wahrſcheinlich fällt auch in dieſe Zeit ſeine dramatiſche Jugendſünde „Abällino;" welche ſo wie „Julius von Saſſen" erſchien, als er mit ſeiner Familie ausgeſöhnt, in Frankfurt ſeine Studien wieder fortſetzte und ſpäter in der ärmlichen Rolle eines unbeſoldeten Privatdozenten auftrat. Seine Schriften gegen die Kirche hatten zur Folge, daß eine wirkliche Profeſſor-Stelle ihm abgeſchlagen wurde, worauf er eine Reiſe durch Deutſchland, Frankreich und die Schweiz machte. In Graubündten leitete er mit vielem Erfolge eine Erziehungs-Anſtalt und erhielt das Bürgerrecht. Hier ſchrieb er mehre geſchichtliche Werke, die ihn in die Reihe der erſten Hiſtoriker Deutſchlands ſtellen. Krieg, Fanatismus, falſche Anſchuldigungen, unter allen dieſen Uebelſtänden hatte der ehrliche Zſchokke ſtets zu leiden, trotzdem wurde er 1800 Regierungs-Kommiſſär von Bern und organiſirte zufolge eines ehrenvollen Auftrages die italieniſche Schweiz, wurde Regierungs-Statthalter des Kantons Baſel, und zog ſich, als man den abgeſchafften Föderalismus wieder herſtellen, wollte ſpäter von der politiſchen Bühne ganz zurück. Fortan lebte er auf dem Schloſſe Biberſtein in Aargau, bis der neue Umſchwung der Dinge durch Napoleon ihn nach Aarau führte, wo er eine Freimaurerloge begründete. In den ſchweren Zeiten von 1813 und 17 dämpfte er das Feuer der Zwietracht durch Wort und Schrift, blieb Mitglied des großen Rathes und der Schuldirektion, wurde zuletzt auch evangeliſcher Kirchenrath. Seine Thätigkeit als Schriftſteller war eine der glänzendſten, Zſchokke war eines jener Genies, die ihren Ruhm nicht überlebt haben. Er ſtand am Ende ſeines Lebens mehr als eine immergrüne Eiche, denn eine literariſche Ruine da. Sein größtes Verdienſt ſind ſeine hiſtoriſchen Arbeiten ſeine Schweizer Geſchichten, ſeine Volksbücher, wie das treffliche „Goldmacherdorf." Nicht minder haben ſeine vielen, echt deutſchen Romane und Novellen Anerkennung gefunden, unter denen wir namentlich ſeinen

„Addrich im Moos" den „Jonathan Frock" und „Alamontade" hervorheben. Selbſt ſeine kleineren Novellen haben, was ſo vielen, beinahe deutſchen Novelliſten fehlt, Tendenz und ein lebenswarmes Intereſſe. Alle ſind ſo geſchrieben, daß ſie in's Herz des Volkes übergehen mußten, die Grundſätze, die ſich darin ausſprechen, ſind ſo faßlich, daß ſie Jedermann auf den erſten Blick erfaßt.

Von Jahr zu Jahr unternahm der würdige Greis Reiſen in Bäder, doch ſah man in den letzten Jahren, daß ihn dieſe Erholungszeit ſichtlich ermüdete. Ein Unterleibsleiden zerſtörte ſeine Organiſation, und ſtill und ergeben ſah Zſchokke ſeiner mäligen Erlöſung entgegen, die auch endlich am 27. Juni d. J. Vormittags 10 Uhr erfolgte. „Ich freue mich in der Hoffnung," ſagte er in ſeinen letzten Tagen, „daß ich mit vollem klaren Bewußtſein meinem Tode entgegengehen werde." Sein Tod war der Tod eines wahren Menſchenfreundes.

Noch müſſen wir eine Aeußerung Zſchokke's beifügen: „Ruhm? ſchriftſtelleriſche Celebrität? Seifenblaſen! Ich kannte wol Höheres." So ſchrieb Vater Zſchokke einſt. Er hat dies Höhere jetzt gefunden.

Adreſſe an den Papſt wegen Aufhebung des Cölibats,

entworfen vom Frauen-Comité zu Schöntal, und mit 83.228 Mädchenunterſchriften bedeckt.

Heiliger Vater!

Vernehmen Sie das Jammern und Wehklagen, welches aus allen Theilen der Chriſtenheit emporſteigt! Wie einſt die unglücklichen Töchter Zion's Urſache hatten zum herzzerreißenden Wehruf, ſo haben jetzt wir ſie, wir unglückſeligen Enkelinen Herrmanns! Die Fackel des Krieges fiel in die goldene Saat, entzündend und verheerend! „Die ſauſende Waſſerhoſe der Revolution rückt aufgethürmt, innen voll Donner, mit Blitzen überzogen und Staatsſchiffe und Menſchen und Thränen aufſchlingend über die ganze Erde — und Niemand kann die ſteilrechte Gewitterwolke aufhalten!" Auf Grabhügeln, auf einem Sinai von Kartätſchen will man bekannt geben die Geſetze der Zukunft, von denen unſer ganzes Glück abhängen ſoll! Ach, heiliger Vater, wie ſchauerlich, wie entſetzlich! Und Sie, heiliger Vater, haben mitgeholfen loslö-

sen die Scholle, welche nun zur gräulichen Lawine angewachsen, unser ganzes Glück zu begraben droht! Die Blüte der Jugend wird fortgeführt in den Garten Europa's den man lieber den Leichenhof Europa's nennen sollte, um dort von Ihren groben Schweizern, oder von den grausamen Piemontesen durchlöchert und zerfäbelt zu werden, anstatt daheim, erfüllt von der himmlischen Flamme der Liebe, einer glücklichen Häuslichkeit entgegenzustreben! Die Wange so manchen schönen braven Jünglings muß für ewig erblassen, statt sich bei dem Gedanken an ein treues Lieb mit den Rosen der Freude zu schmücken! Und wir Armen, statt in züchtiger Liebe und in selighoffender Geduld unserer heiligen Bestimmung entgegenzuharren, wir müssen unbewundert, ungeliebt blühen und ach — verwelken! Wir müssen allein bleiben unser ganzes Leben lang, ungeachtet Gott selbst gesagt hat — es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei! Wir müssen statt glückliche Mütter und Hausfrauen — alte Jungfern werden! Ach heiliger Vater, fassen Sie die ganze Entsetzlichkeit dieser Zukunft! Um Ihr Herz zu rühren und zu erschüttern, senden wir Ihnen diese Adresse durch eine Deputation von zwölf alten Jungfern zu. Betrachten Sie diese armen Wesen, verkümmert und verdorrt an Körper und Seele, sorgsam nur um ihre Tabaksdosen, Möpse und Kater, mürrisch, unzufrieden, unglücklich! Sehen Sie selbst, heiliger Vater, und betrachten Sie eine solche Zukunft! Sie haben ein Mittel in den Händen, uns von diesem Elende zu erretten, die wir nicht im entferntesten nach der Ehre geizen, die Zahl der 10.000 heiligen Jungfrauen zu vermehren! Dieses Mittel ist Aufhebung des Cölibats! Unser Wunsch ist kühn, aber gerecht! Ja — heben Sie das Cölibat auf — geben Sie eine Unzahl braver, liebenswürdiger Männer uns zurück, denen sie von Natur- und Rechtswegen zugehören. Ach, welche Wonne wurde es für uns sein, so viele mit sich und der Welt zerfallene brave Männer zufrieden und glücklich zu machen, so viele durch ihr einseitiges, abgesondertes Leben zu Egoisten oder Geizhälsen gewordene der Wohlthätigkeit und der Menschenliebe zurückzugeben, so manchen Irrenden der Tugend wieder in die Arme zu führen! O heiliger Vater, wie groß und schön sind diese Gedanken! Heben Sie das Cölibat auf, damit wir sie verwirklichen können! Nochmals, heiliger Vater, wenn in Ihrem Herzen nur noch ein Fleckchen lebendig ist, erhören Sie unsere Bitte, und treiben Sie uns nicht zum Aeußersten! Denn wenn wir, wie wir es nicht erwarten wollen, bei Ihnen auf Hartherzigkeit oder Grausamkeit stoßen würden, so müßten wir allerdings etwas Außerordentliches wagen, und für dieses Wagniß selbst so viel Proselyten machen als möglich. Nun haben Sie es gehört, heiliger Vater, und dabei verbleibt es! Sie können ja unsere Bitte ganz leicht erfüllen — es kostet Sie ein Wort und es ist geschehen! Wir verlangen ja nicht, daß Sie selbst noch, etwa eine von den Unterzeichneten, heiraten sollen, wir verlangen ja nur, daß Sie Ihren Untergebenen erlauben mögen, uns in das Eden der süßen Häuslichkeit einzuführen!

In tiefster Ehrfurcht, aber auch in froher Erwartung küssen, heiliger Vater, Ihren Pantoffel die unterzeichneten Mädchen.

Folgen 83.228 Unterschriften.

Länder- und Völkerkunde.

Helgoland wie es wirklich ist. Nicht ohne Befremden lesen wir in mehreren Zeitungen, daß in diesem Jahre Helgoland das einzige Seebad sei, das seinen alten Zauber ausübe und von Fremden ungemein besucht sei. Der „wunderbar schöne Felsen," wie es in den Berichten heißt, sei ganz geschaffen, die Ruhe und den Frieden zu gewinnen, welche jetzt Deutschland fremd. — Ja! es ließe sich gar herrlich und gemüthlich auf dem öden Eiland leben, wenn unter den Badegästen Geselligkeit und Gemüthlichkeit herrschte, welche man aber vergeblich sucht, wenn sie nicht in einem ganz kleinen Kreise zu finden, der mehr einem Familienzirkel gleicht. Der Adel, er ist es, der immer noch im Oberland dominirt. „Jeder treibt sich an dem Andern rasch und fremd vorüber," und wer nicht zwei Dutzend Glacéhandschuhe mitbringt und einen patenten Frack, der kann unangefochten nach Tische gar nicht promeniren. Helgolands Untergang sind die Berliner. Das Ostfriesländische und Plattdeutsche wird verdrängt vom Spreedialekt. Irgend ein in die Höhe gekommener Berliner Seifensieder, Bäcker oder Branntweinbrenner spielt dort den Gentleman und gibt sich das Ansehen eines Regierungspräsidenten. Die Badekommission muß freilich Alles aufbieten, um das Bad zu erhalten, denn was bliebe sonst dem Inselvolke übrig, das sich vom Fischfang und Lootsengeschäft nährt? Die Bewohner sind ein biederes ehrliches Volk, doch schweige man von den „nordischen Königssöhnen," wie sie ein neuerer Schriftsteller nennt. Zeit und Umstände, der Anblick des grünen Tisches mit seinen Goldhaufen, der Verkehr mit Badegästen aus allen Landen, sie haben mächtig gewirkt. Der Geist des Schachers, der Gewinnsucht ist unter sie gefahren und jede kleine Handleistung muß über den Spahn bezahlt werden. Man besuche einen Ball im Conversationshause und frage sich dann, ob die hier Versammelten Deutsche sind. Wahrlich, auf einem Hofball der Königin von England geht es nicht so steif und trocken her, als hier, wo ein Berliner Referendar mit der kranken blassen Tochter seines Bureauchefs „leise wie Feentritt" ex officio den Saal durchsäuseln muß. Nimmer kann sich der bürgerliche Charakter auf Helgoland heimisch fühlen, so lange diese Geziertheit, dieses Vornehmthun herrscht. Früher, vor Jahren, da konnte man ungenirt im Schlafrock hinüber auf die Düne fahren; jetzt? man würde in die See geworfen, wo sie am tiefsten ist.

Der ewige Jude. Die Fabel von einem seit Christi Kreuzigung bis zum jüngsten Tage in der Welt herumlaufenden und niemals sterbenden Juden hat sich in vielen Ländern von Europa ausgebreitet, die Erzählung ist aber nicht vollkommen übereinstimmend, wie bei allen Legenden. Die eine ist diese: Als Christus zum Tode geführt wurde, so wollte er, von der Last des Kreuzes ermüdet, nahe bei dem Thore, vor dem Hause eines Schuhmachers, Namens Abasveros, ein wenig ausruhen; dieser aber sprang herbei, und stieß ihn fort, Christus wendete sich um, und sagte: „Ich will hier ruhen, Du aber sollst gehen, bis ich wieder komme" Und von dieser Zeit an hatte er keine Ruhe mehr, sondern mußte beständig herumwandern. Die andere Erzählung ist diese, wie sie Matthias Parisiensis, ein Mönch aus dem 13. Jahrhunderte vorträgt: Da Christus aus dem Richthause des Pilatus zum Tode geführt wurde, so stieß ihn der Thürhüter mit Namen Cartofilus mit der Faust von hinten zu und sagte: „Geh' Jesu geschwind, was säumest Du?" Christus sah ihn ernsthaft an, und sagte: „Ich gehe, Du aber sollst warten, bis ich komme." Und dieser Mensch lebt noch, gehet von einem Orte zum andern, und bringt seine Zeit in beständiger Furcht zu, bis Christus zum Weltgericht erscheinen wird. Eine dritte Erzählung setzt noch hinzu: Dieser herumwandernde Jude werde alle 100 Jahre tödtlich krank, werde aber doch wieder gesund, und bekomme seine vorige Gestalt wieder, und daher komme es, daß er nach so vielen hundert Jahren, nicht viel älter aussehe, als ein Mann von 70 Jahren. So viel ist aus verschiedenen Legenden bekannt. Kein einziger von den alten Schriftstellern gedenkt mit einer einzigen Sylbe einer solchen Geschichte; der erste, der etwas davon sagt, ist ein Mönch aus dem 13. Jahrhundert, wo man weiß, daß die Welt mit frommen Andichtungen bis zum Ekel angefüllt war. Indessen hat sich diese Geschichte so weit ausgebreitet, daß es sogar zum Sprichwort geworden ist — er läuft herum wie der ewige Jude. Es fehlte nicht an Personen, die diesen ewigen Juden wirklich wollten gesehen haben, allein wenn man ihr Zeugniß nach den Gesetzen der historischen Glaubwürdigkeit untersucht, so findet sich, daß ein und der andere Betrüger sich dieses Märchens möge bedient haben, um den guten und einfältigen Leuten aufzubinden, dieser oder jener sei der herumwandernde Jude. Völlig unwahr ist jedoch diese Legende auch nicht; es gibt einen ewigen Juden, der fast in ganz Europa mit Ausnahme Frankreichs, herumwandert, in jedem Säculum tödtlich krank, aber wieder gesund wird, und seine vorige Gestalt wieder bekömmt, dieser ewige Jude ist der — Judenhaß. (Morav.)

Gemeinnütziges.

Ein Fabrikant, der eine Dampfmaschine besitzt, welche viel Dampf nutzlos auslassen muß, kam auf den Einfall, mit diesem Dampfe — Ananas zu treiben. Der Dampf wird unter die Erde geleitet, in welcher diese Pflaazen wurzeln und die Wärme nebst der Feuchtigkeit wirkt so mächtig, daß die Ananas fast sichtbar wachsen und sehr bald reifen, auch, weil sie der freien Luft fortwährend ausgesetzt sind, ein sehr gesundes kräftiges Aussehen haben, so daß sie in jeder Hinsicht die in Treibhäusern gezogenen übertreffen. (Dem bekannten Gönner Degen in Köstrig soll es übrigens gelungen sein, vortreffliche Ananas im einfachen Laubbeete zu ziehen.)

Die neueste Luftreise des Ch. Green. Herr Ch. Green, bekannt durch seine vielen Luftreisen mittelst eines von ihm selbst

verfertigten Ballons, insbesonders aber durch die gewagte glückliche Reise aus England über den Meerarm nach Deutschland, hat vor Kurzen wieder eine Luftfahrt unternommen, die als seine letzte doch sehr gefährlich war und unglücklich ausfiel. Die Fahrt ging von Chelsea, einem großen Dorfe bei Westminster in England, bei Gelegenheit eines Festes vor sich. Herr Macdonell, der an der Fahrt Theil nahm, sagt davon Nachstehendes:

„Es war fünf Minuten nach sieben Uhr, als wir die letzten Bande, die unsern Ballon zur Erde hielten abschnitten. Wir stiegen sogleich in geschwinder und steter Bewegung, bis wir die Höhe von 1500 Fuß erreichten, in welcher wir dann mit bedeutender Schnelligkeit bis oberhalb der Hundeinsel fortgetrieben wurden. Hier warfen wir einigen Ballast aus, stiegen noch gegen 300 Fuß höher, und wurden dann in südöstlicher Richtung gegen die Mitte der Grafschaft Kent getragen. Aus dem Rauche der Dampfboote, die wir tief unter uns sahen, schlossen wir, daß die Windströmung unten südwestlich sei, und Herr Green beschloß, sich in die tiefere Luftschicht hinabzulassen, damit wir in der vom Gehölze und Bäumen freiern Grafschaft Esser sicher aussteigen könnten.

Wir ließen also mehr Gas ausströmen, näherten uns der Erde, und fanden wirklich einen Luftstrom, der uns nordöstlich und zwar in der Richtung auf die weite Ebene Salt Marshes hintrug, die uns alle Erfordernisse zu einem glücklichen Niedersinken darbot. Wir schwebten über die Temse und sanken dann bis gegen 200 Fuß von der Erde. Da ließ Herr Green von dem Reif über uns den Anker los, indem er mir zugleich zurief, das Seil festzuhalten, das durch den Schwebekorb ging, in welchem wir saßen. Ich befolgte seinen Zuruf auf das Pünktlichste, und zu unserm Glücke, denn in diesem Augenblicke erhielt der Ballon einen gewaltigen Stoß; der Anker machte sich in einem Damme fest, und bei der großen Schnelligkeit, mit welcher wir dahin flogen, in zwei Minuten eine halbe englische Meile, waren wir unfähig, den Ballon zu halten. Er riß entzwei, und schlug bei seinem Abschnappen vom Reife den Korb um, in welchem wir saßen, so daß wir nur mit den Händen am Stricke hingen. Unsere Hüte, der Ballast und Alles, was im Korbe war, fiel zur Erde herab. Gleich darauf drehte sich der Korb wieder um, indem der Ballon mit Heftigkeit schon zu Boden stieß, und wieder gleich einem geworfenen Spielballen knapp über der Erde sprungweise fortflog und uns mit unwiderstehlicher Gewalt durch Bach, Sumpf, und Gehäge fortschleppte, wobei Herr Green einige starke Verletzungen erhielt. Jenseits dieses Gehäges bot sich uns ein Schauspiel dar, das uns trotz der traurigen halsbrechenden Lage doch lachen machte. Einige Rinderheerden weideten nämlich hier in der Ebene; als diese den Ballon heranfliegen sahen, stellten sie sich mit vorgehaltenen Hörnern zusammen, um das kommende Unthier zu bekämpfen; allein von dem ungewohnten Anblick erschreckt, entliefen sie mit Gebrüll und emporgehobenen Schwänzen im tollen Galopp. Indessen ging der Ballon wegen Entweichung des Gases immer langsamer, so daß es mir gelang, aus dem Korbe heraus auf die Erde zu springen, zugleich hielt ich den Strick fest, um meinem halbohnmächtigen Begleiter, Herrn Green, Gelegenheit zu geben, sich zu retten. Ein herbeigelaufener Landmann unterstützte mich, und so gelang es, auch Herrn Green zu retten. Wir befanden uns nächst Rainham in der Grafschaft Esser. Die Zeit, die wir auf der Fahrt zubrachten, war dreißig Minuten. Herr Green sagte mir dann, daß unter den 275 Ausflügen dieser der Gefährlichste gewesen sei.

Schlüßlich liefere ich nachstehende Bemerkungen. Bis zu einer Höhe von 1800 Fuß hat man nur angenehme Empfindungen, vorausgesetzt, daß man schwindelfrei ist, man kann auf der Erde unten noch Alles erkennen, und schwebt schneller wie ein Vogel durch die Luft. Ueber diese Höhe hinaus wird es kalt, die Gegenstände auf der Erde fließen in einander, und das Sprechen und Verstehen wird in der dünnen Luft sehr schwer. Von 3000 bis 3600 Fuß stellt sich Brausen vor den Ohren ein. Bei einer Höhe von 12.000 Fuß wird die Kälte streng, und das Blaue des Himmels verliert sich in das Dunkle. Bei 18.000 Fuß gewahrt man nur noch große Massen auf der Erde, und wenn unten eine Kanone abgefeuert wird, zittert der Ballon heftig. Vögel können in dieser dünnen Luft nicht mehr fliegen. Bei 24.000 Fuß ist die vollste Einsamkeit um den Luftschiffer. Man kann der großen Kälte wegen nur wenige Minuten in dieser Höhe ausdauern, die Stimme des Begleiters hört man fast nicht mehr, über sich sieht man nur das tiefste Dunkel. Auf dieser unserer letzten Fahrt haben wir in den dreißig Minuten 12½ Meile zurückgelegt.

Miscellen.

Die deutschen Reichsminister. Die „Deutsche Zeitung" bringt folgende Charakteristik der Reichsminister und Staatssekretäre: Fürst Leiningen ist durch seine Denkschriften als freisinniger und unabhängiger Fürst bekannt. Seine Handlungsweise gegenüber dem Könige Ludwig von Bayern zeigte ihn großer Energie fähig. Seine nahe Verwandtschaft mit der Königin Viktoria, seine guten Verbindungen in Paris machen ihn zu dem Posten eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten sehr geeignet. Als Präsident der bayrischen Kammer der Reichsräthe hatte er Gelegenheit, parlamentarische Erfahrung zu sammeln. — Schmerling, vor dem Monate Mai Mitglied eines Gerichtshofes in Wien, der Erste, der den Gang in die Hofburg that, eine Constitution für Oesterreich zu erwirken, ein Staatsmann und Redner. Mitten in großen Schwierigkeiten zeigt ein heiterer Humor von der Ueberlegenheit eines Geistes, den nichts so leicht, am wenigsten der heftige Angriff eines Mitglieds der Linken aus der Fassung bringt. — Beckerath, Bankier in Crefeld, ist schon durch sein bisheriges Geschäft für die Finanzen sehr geeignet. Seine Wirksamkeit als Staatsmann und Redner entfaltete er gleich bei seinem ersten öffentlichen Auftreten unter den schwierigen Verhältnissen des ersten vereinigten Landtags zu Berlin. — Heckscher, bisheriger Advokat, in Hamburg, ist einer der scharfsinnigsten und unabhängigsten Köpfe der Nationalversammlung. Sein ganzes Wesen erinnert im Guten an Thiers; seine Rednergabe ist bekanntlich sehr bedeutend. — Duckwitz, Kaufmann in Bremen; seine Schiffe besorgen den Austausch südamerikanischer und europäischer Produkte. Ein ausgezeichneter Mann, dessen Einfluße die verhältnißmäßig günstige Stimmung Bremens für den Zollverein vorzugsweise zu danken ist. Seine Schriften sind bekannt und sein kürzlich für die Zollkonferenz in Hannover geschriebenes „Memorandum, die Zoll- und Handelsverfassung Deutschlands betreffend," ist das Praktischste und Bedeutendste, was man in diesem Fache lesen kann. Die große Aufgabe der Vereinigung von ganz Deutschland in Ein Zollgebiet konnte in eifrigere und bessere Hände nicht gelegt werden. — Von Peucker, ein wissenschaftlich gebildeter Militär, dem auch, wie er am 31. Juli bewies, die Gabe der Rede nicht mangelt. — Max von Gagern, Bruder des Vorsitzenden der Nationalversammlung, früher in nassauischen Diensten als Gesandter in Brüssel und im Haag, auch auf besondern Missionen in Petersburg und London diplomatisch thätig, muß für die Stelle eines Staatssekretärs der auswärtigen Angelegenheiten als besonders geeignet betrachtet werden. Mit großer Personenkenntniß in der diplomatischen Welt verbindet er die Gagern'sche Biederkeit und bietet in der Vereinigung solcher Eigenschaften eine höchst schätzbare Acquisition dar. Er war es bekanntlich, der am 7. oder 8. März, gleich nach der Zusammenkunft der bekannten einundfünfzig Männer in Heidelberg, mit Bewilligung seines Herzogs, die Rundreise über Darmstadt, Karlsruhe, Stuttgart, München und Dresden nach Berlin unternahm, welche die Unterzeichnung von sechs wichtigen Concessionspunkten durch die Cabinete dieser sämmtlichen Höfe zur Folge hatte. Concessionspunkte, deren man sich in Preußen, wie es scheint, jetzt nicht mehr vollständig erinnern will. — Mevissen, Kaufmann in Cöln, trat auf dem ersten vereinigten preußischen Landtage in das größere öffentliche Leben ein. Scharfsinn und gesundes praktisches Urtheil zeichnen diesen jungen, energischen Mann vor Vielen aus. — Von Würth, bisher bei einem obersten österreichischen Gerichtshofe thätig, ist ein Mann solider Kenntniße, ruhigen staatsmännischen Blicks und des zuverlässigsten Charakters. — Bassermann, früher im Kampfe gegen das Blittersdorf'sche Ministerium öfter genannt, in den letzten Monaten gegen die Anarchie kämpfend, ist besonders durch seinen Antrag auf ein deutsches Parlament bekannt geworden. — Mathy war in den dreißiger Jahren im badischen Staatsdienste; bald wegen demagogischer Umtriebe verfolgt, von welcher Anklage aber das Hofgericht in Rastatt ihn später völlig freigesprochen, lebte er bis 1840 in der Schweiz, sich dort als Schullehrer ernährend, was ihn aber nicht hinderte, einen von der Berner Regierung ausgeschriebenen Preis für die beste Abhandlung über die Zehentablösung zu erwerben. Schon in der Schweiz sollen ihn die dortigen Staatsmänner häufig um Rath gefragt haben. 1842 trat er in die badische Kammer und war darin sehr schnell als die größte Autorität in Finanzsachen anerkannt. Seine Rednergabe ist ungewöhnlich, seine Einfachheit, sein mehr auf Handlung als auf Worte gerichtetes Wesen, seine Uner-

schütterlichkeit in allen Lebenslagen, sein Verlaß auf sich selbst, mag auch die ganze Welt sich gegen ihn sträuben, dies Alles macht seinen Charakter zu einem der seltensten, ich möchte ihn einen antiken nennen, und weiß nur Einen Fehler an ihm: den Mangel alles Ehrgeizes.

Die traurigen Ereignisse im Juni in Paris werden, wie man erzählt, auch eine seltsame juridische Frage in Anregung bringen. Ein Nationalgardist hatte nämlich, ehe er gegen die Barrikaden zog, sein Testament gemacht und dasselbe zu sich gesteckt. Er fand wirklich seinen Tod durch eine Kugel, welche auch durch das Testament ging und in demselben die Zahlen von mehreren Vermächtnissen wegriß, die der Mann darin ausgesetzt hatte. Es fragt sich nun, wie sind die so entstandenen Lücken zu ergänzen? —

Franz Liszt, gegenwärtig in Weimar, vermält sich dort mit einer russischen Fürsten Wittgenstein.

Zu den verschiedenen Congressen ist in Berlin auch noch ein Lotterie-Collektur-Congreß gekommen, um bei der National-Versammlung Schritte gegen die Aufhebung der Lotterie zu thun. Die Lotterie-Collekteure wollen nachweisen, daß das Fortbestehen der Lotterie eine Wohlthat für den Staat, die Abschaffung derselben also ein Unglück sei.

In Irland haben sie jetzt die Hauptaufwiegler fast sämmtlich gefangen genommen und in Sicherheit gebracht. Nur Einer entwischt ihnen noch immer und gerade der allergrößte — der Hunger.

„Joinville soll den Herzog von Bordeaux als König in Frankreich einführen. Dieser aber dem Grafen von Paris die Nachfolge zusichern!" — So künstlich diese Combination erscheint, so liegt in dieser Ausgleichung und Tilgung aller Prätendentengelüste soviel Pfiffiges, daß wir den Franzosen, sobald sie die Republik satt haben, diesen Wandel der Dinge zutrauen. Der Franzose gibt sich damit sogar den „Schwung" zu einem großen patriotischen Verbrüderungsfest aller Parteien! Denn die Republik meint er, vielleicht als Demokratie der Gesinnung, zu der ihm aber nicht weniger als Alles fehlt, auch unter der neuen monarchischen Spitze festzuhalten! England ist mit seinem Königthume allerdings eine bessere Republik als Frankreich. — Cavaignac ist Ehrenmann genug, um zu wissen und auszuführen, was noth thut. Sein Ministerconseil, in welchem man sich über den Bestand der Republik berieth, beweis't uns das von Neuem. Jedenfalls steht Cavaignac's Entschluß fest, die rothe Republik, die Herrschaft der Alarmisten und Proletarier, mit allen Mitteln zu unterdrücken.

In den letzten Monaten, die so viele Schleier gelüftet und so manche Geheimnisse gelöset haben, ist auch die Geschichte eines Mannes bekannt geworden, der seit vielen Jahren in dem Inquisitionsgefängnisse in Rom neben dem Vatican eingekerkert gewesen ist, des Erzbischofs von Memphis nämlich. Unter der Regierung Leo's XII., vor etwa fünfundzwanzig Jahren, erhielt dieser Papst ein Schreiben von dem Pascha von Aegypten, in welchem derselbe meldete, er sei geneigt mit dem größten Theile seiner Unterthanen sich taufen und in den Schooß der katholischen Kirche aufnehmen zu lassen, wenn Se. Heiligkeit nur einen Erzbischof mit einer genügenden Zahl anderer Geistlichen senden wolle; am liebsten werde er es sehen, wenn man einen gewissen jungen Mann, den er nannte, zum ersten Erzbischofe v. Memphis erwähle und nach Aegypten sende. Man hatte durchaus keinen Grund an der Wahrheit dieser Mittheilung zu zweifeln und nur die Jugend des Mannes, den der Pascha als Erzbischof wünschte, war ein Hinderniß. Der Papst befragte das Collegium der Cardinäle, welche ihm den Rath ertheilten, das gefährliche Beispiel nicht zu geben, welches die Erhebung eines Novizen zu einem so hohen Kirchenrange sein würde; aber Se. Heiligkeit konnte dem Wunsche nicht widerstehen, das Reich der Kirche so ansehnlich zu erweitern, er entschloß, sich deshalb dem Wunsche des Paschas nachzukommen und weihete den Jüngling als Erzbischof v. Memphis. — Der neue Würdenträger trat mit einem zahlreichen Gefolge von Geistlichen seine Reise nach Aegypten an und meldete seine Ankunft dort den Behörden, welche indeß den Erzbischof zurückwiesen und die ganze Sache für einen Betrug erklärten. Nach einiger Zeit gestand der junge Erzbischof selbst den Betrug ein, worauf er verhaftet und nach Rom zurückgesandt wurde. Er selbst hatte den Brief an den Papst geschrieben und die Absicht gehabt, die Täuschung dem heiligen Vater im Beichtstuhle zu bekennen, sobald er die Weihe empfangen, weil das Beichtgeheimniß nicht verrathen werden darf und er gehofft hatte, später Absolution zu erhalten. Warum er seine Absicht nicht ausgeführt, ist unbekannt geblieben, genug man konnte da ihm die Weihe und der Rang als Erzbischof nicht wieder entzogen werden kann, weiter nichts thun, als den jungen Ehrgeizigen lebenslänglich einzukerkern. Seit fünfundzwanzig Jahren sitzt der Erzbischof v. Memphis nun in dem Gefängnisse und man kann bisweilen seinen Kopf an dem Kerkerfenster sehen, an welchem er frische Luft zu schöpfen sucht. —

Louis Blanc, über dessen früheren Lebensverhältnissen ein gewisses Dunkel lag, ist der uneheliche Sohn einer Schwester des bekannten Grafen Bozzo di Borgo und eines Franzosen Blanc aus der untersten Volksklasse. Im Jahre 1814 kam seine Mutter nach Paris, um ihren Bruder um Unterstützung anzugehen, die ihr auch reichlich gewährt wurde. Namentlich wirkte Bozzo di Borgo eine Freistelle in einer königlichen Schule aus, so daß Louis Blanc Erziehung, Bildung und Unterricht dem Wohlwollen eines Fürsten (Ludwig XVIII.) verdankt. —

Der berühmte Wagenseil, Professor in Altorf, ein guter Jurist und der größte Kenner der rabbinischen Literatur zu seiner Zeit, schnitt sich die Nägel an den Händen nicht ab. Man pflegte von ihm zu sagen, ehe er um die Ecke einer Straße ganz herumkäme, sähe man schon die Nägel und wisse, wer es sei.

Cardinal Quirini dies wegen seines unermüdlichen Eifers, Briefe zu schreiben, „Cardinalis epistolaris."

Aus dem Nachlasse des Herrn van de Crents, gewesenen Gouverneurs von Niederländisch-Indien, ist eine interessante Waffe in den Besitz des mit dem Handel von Alterthümern sich beschäftigenden Herrn J. Ph. Beyer dahier übergegangen. Es ist dies der Säbel des berühmten Franz Drake, mit der Inschrift: „Francis Drake of Darlstock, Devonshire 1585." Diese interessante Waffe ist schon von vielen Alterthumsfreunden in Augenschein genommen worden.

Nur keine Republik!

Gespräch eines Bauers mit seinem Pfarrherrn.

Bauer: Herr Pastor, Sie werden's nicht übel nehmen, wenn ich Sie um etliche Belehrung bitte. Wenn unser Eins sich in der Welt nicht nach Belehrung umthut, so lebt man wie das Rind vor dem Pfluge.

Pastor: Recht so, Nachbar, ich wünsche, daß Alle so denken möchten, dann würden andere Gesinnungen die Welt beherrschen. Aber die Belehrung muß am rechten Orte gesucht werden, nicht in gottlosen, heidnischen Zeitungen, sondern an den Quellen der heiligen Kirche, bei den Dienern des heiligen Worts!

Bauer: So denke ich auch, deswegen bin ich auch zu Ihnen gekommen. Also für's Erste: es wird jetzt sehr viel von Republik gesprochen und von Monarchie. Was versteht man nur darunter?

Pastor: Seh' Er, lieber Freund, — seh' Er, Republik ist die Herrschaft des Pöbels, der —

Bauer: Aber mit Erlaubniß, wer ist denn der Pöbel?

Pastor: Der Pöbel? das ist die gottlose, heidnische, schlechte, niedrige Brut, die nichts im Besitz hat und fortwährend nach dem Eigenthum Anderer schielt!

Bauer: So? — Also das ist Republik? Ja, aber da hab' ich neulich von meinem Bruder Jakob, der, wie Sie wissen, nach Amerika ausgewandert ist, einen Brief bekommen, der schreibt's anders. Der sagt: in Nordamerika, welches auch aus Republiken bestünde, gäbe es außerordentlich viel reiche und brave Leute, z. B. in der Stadt Boston lebe ein Mann, der 6 Millionen Dollar im Vermögen hätte, 3 Personen von 2 Mill. Dollar, 3 von 1½ Mill. Dollar, 9 von 1 Mill. ꝛc. und nachher ist ausgerechnet, daß 456 Personen zusammen 93 Mill. Dollar besitzen, das ist doch nicht schlecht, Herr Pastor!

Pastor: Nachbar, laß' Er sich um Gottes Willen so was nicht weiß machen. Amerika ist viele tausend Stunden weit von hier, da kann wol was Anderes hergelogen werden. Nein, Nachbar, glaubt das nicht. Laßt Euch nicht irre machen in Eurem einfältigen, alten christlichen Sinne! Die Republik ist ein Satanswerk! Es stehet geschrieben: gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!

Bauer: Es ist wol überhaupt am besten, man hält sich an die heilige Schrift?

Pastor: Der heilige Geist möge Ihn bei diesem Glauben bewahren. Amen.

Bauer: Aber Etwas wollte ich Sie noch fragen, Herr Paſtor. Iſt denn die Bibel durchgängig egal heilig?

Paſtor: Wie fragt Er ſo? die heiligen Männer Gottes, d. h. die theuern Männer, welche die Bibel geſchrieben haben, haben geredet, getrieben vom heiligen Geiſt. Ein Abſchnitt der Bibel iſt ſo hochheilig, als der andere.

Bauer: Die Offenbarung Johannis iſt da wol eben ſo wichtig, wie das 1. Buch Moſis?

Paſtor: Alles einerlei.

Bauer: Die Bücher der Makkabäer eben ſo, wie die Apoſtelgeſchichte?

Paſtor: Alles einerlei!

Bauer: Nun, das freut mich; denn neulich wollte Jemand im Bierhauſe behaupten, die Bücher der Makkabäer taugten nichts, weil ſie Kriegsgeſchichten enthielten.

Paſtor: O gottloſer, heidniſcher Gedanke! Herr vergib ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun!

Bauer: Aber noch Etwas, Herr Paſtor, was bedeutet doch in der Bibel das Wort Tugend?

Paſtor: Ei aber, Nachbar, das muß er ja längſt wiſſen! Iſt etwa eine Tugend, iſt etwa ein Lob, dem ſtrebet nach! Tugend und Gottſeligkeit und Frömmigkeit iſt Eins!

Bauer: Nu, da dächte ich, was die heilige Schrift eine Tugend nennt, darnach müßte man auch ſtreben?

Paſtor: Wohl Ihm, wenn Er es thut!

Bauer: Gewiß, Herr Paſtor, ſo viel in meinen Kräften liegt. Nun noch Etwas! Neulich ſagte der Barbier: die Republik Rom ſei von einem Rathe von dreihundert und zwanzig Mann regiert worden. Iſt denn das wahr?

Paſtor: Wahr iſt's, aber gottlos genug. Rom war eine Zeit lang eine Republik, konnte ſich aber als ſolche nicht halten.

Bauer: So ſo? hm — man thut am beſten, man hält ſich an die liebe gute heilige Schrift. Ach ſein Sie doch ſo gut und geben Sie mir einmal die Bibel, ich will Ihnen einmal eine Stelle vorleſen und Sie bitten, mir dieſelbe zu erklären.

Paſtor: Da guter Freund hat Er ſie.

Bauer: 1 Makk. 8; 13 — 16. da heißt es: „wem ſie (nämlich die Römer) halfen, der ward geſchützt und erhalten bei ſeinem Königreich, welchen ſie aber ſtrafen wollten, der ward von Land und Leuten verjagt und wurden ſehr mächtig. Und war ſolche Tugend bei ihnen, daß ſich keiner zum Könige machte, es war auch kein König da. Sondern der Rath, das waren dreihundert und zwanzig Mann, die regierten wohl. Und jährlich wählte man einen Hauptmann, der in allen ihren Landen zu gebieten hatte, dem mußten ſie Alle gehorſam ſein. Und war keine Hoffart, Neid noch Zwietracht bei ihnen."

Nun haben Sie geſagt, Herr Paſtor: erſtens, was in der Bibel ſtände, es möge ſtehen, in welchem Abſchnitt es immer ſei, wäre heilig. Folglich ſind auch die eben geleſenen Worte heilig und wahr!

Paſtor: Nun ja, nein, aber —

Bauer: Weiter haben Sie geſagt, was die Bibel als Tugend hinſtellte, dem müßte man nachſtreben, hier ſtellt die Bibel als Tugend hin, daß die Römer keinen König, ſondern einen Rath der Dreihundertundzwanzig hatten, dem muß man alſo nachſtreben!

Paſtor: Nachbar! was? wie? will Ihn der Satan in ſein Netz —

Bauer: Wo aber kein König, ſondern ein Rath der Dreihundert und zwanzig herrſcht, da iſt Republik, wie Sie ſelbſt geſagt haben! Nach ihr müſſen wir alſo ſtreben, es iſt bibliſch! Sehen Sie, Herr Paſtor, weiter wollt' ich Nichts wiſſen.

Paſtor: Menſch! Satan! Dem ewigen Feuer —

Bauer: Weiter wollt ich Nichts wiſſen, leben Sie wohl, Herr Paſtor!

Leuchtthurm.

Zahlengrößen und Verſuche, ſie begreiflich zu machen. Wie oft können zehn Perſonen auf einer Bank unter einander ihre Plätze ändern?

Antwort: 3,628.000 Mal.

Auf wie vielerlei Arten können die 52 Kartenblätter des ganzen Spiels unter die vier Whiſtſpieler vertheilt werden?

Antwort: 8565,126.197,851.151,787.861,440.000 Mal.

Wie oft können die vierundzwanzig Buchſtaben des Alphabets verſetzt werden?

Antwort: 620.448,401.733,239.439,360.000 Mal.

Alle Menſchen des ganzen Erdbodens zu 1000 Millionen angenommen, würden in 100 Millionen Jahren nicht alle Verſetzungen ſchreiben können, wenn auch jeder täglich 40 Seiten ſchriebe, deren jede 40 verſchiedene Verſetzungen der Buchſtaben enthielte. Wenn man 114 Buchſtaben auf einen Quadratzoll rechnet, ſo würden zum Niederſchreiben aller dieſer Veränderungen 138.525 Erdoberflächen nöthig ſein.

Die Staatsſchulden Europa's. (Der beſſern Beſtändlichkeit wegen im Thalerwerthe.) Die Geſammtmaſſe der europäiſchen Staatsſchulden beträgt ungefähr 10.500 Millionen. Von dieſer koloſſalen Summe kommt etwas über die Hälfte auf Großbritannien. Deutſchland nimmt den fünfzehnten Theil davon auf ſich. Nach den freien Städten iſt Oeſterreich am meiſten belaſtet, dann folgt Heſſen-Homburg mit einer halben Million, Sachſen-Meiningen mit drei Millionen — Anhalt-Köthen, Braunſchweig, Bayern, Sachſen-Weimar, Würtemberg. In Frankreich kommen von Staatsſchulden auf den Kopf 54 ½ Thlr., in Frankfurt a. M. 51, in Dänemark 44 ½, in Griechenland 44, in Portugal 38, in Spanien 36, in Oeſterreich 31 ½, in Belgien 30, im Kirchenſtaate 27, in Bayern 17, in Neapel 16, in Sachſen-Weimar 12 ½, in Preußen und Hannover 11, in Naſſau 10, in Rußland und Polen 9, in Würtemberg 9, in Sachſen 6 ½, in Norwegen 4, in Mecklenburg 3 ½, in Sachſen-Koburg 3 ½ Thaler auf jeden Kopf. Schweden hat keine Anleiheſchulden, dagegen unter dem Nennwerthe ſtehendes Papiergeld. Auch die Türkei iſt ſchuldenfrei.

Humoriſtiſche Bagatellen.

Pariſer Anſichten über die Republik. Ein geiſtreicher Publiciſt der Seineſtadt ſchrieb neulich: Die verſchiedenen Stände unſerer Bevölkerung betrachten unſere Republik von ganz verſchiedenen Standpunkten:

Der Philoſoph ſagt: Sie iſt ein Ideal im Kampfe mit der Wirklichkeit.

Der Muſiker: Ein gutes Piano, aber keine richtigen Noten.

Eine vornehme Frau: Ein Engel, aber ſie benimmt ſich wie eine Griſette.

Der Gourmand: Guter Kaffee, aber viel Cichorie dabei.

Der Krämer: Eine hübſche Waage, die noch nicht geſtellt iſt.

Der Finanzier: Eine Addition, aber die Probe iſt noch nicht gemacht.

Der Bühnendichter: Sie wollen Alle ſpielen, aber Keiner hat ſeine Rolle ſtudirt.

Der Bürgersmann: Eine hübſche Lampe, welche ausläuft.

Der Journaliſt: Der erſte Abdruck einer guten Zeitung, welcher die Korrektur noch nicht paſſirt hat.

Der Poet: Ein Pilger im irdiſchen Jammerthale.

Die Lorette: Ein Bouquet von Roſen und Lorbeeren, aber viel Unkraut dazwiſchen.

Der Arzt: Eine unſterbliche Göttin, leidet jedoch oft an Anfällen von Tollwuth und Kolik.

Der Soldat: Ein Degen, auf der einen Seite zu ſcharf, auf der andern zu ſtumpf.

Der Schullehrer: Eine Klaſſe von Schülern, die ſchlecht erzogen ſind.

Der Hauseigenthümer: Ein prachtvolles Haus, aber die Hausleute bezahlen unregelmäßig.

Der Bauer: Ein gutes Feld, aber ſchlecht beſtellt.

Der Reiſende: Ein göttlicher Weg, aber auf beiden Seiten Abgründe.

Der Architekt: Ein herrliches Gebäude, aber zu wenig Fenſter; es iſt zu dunkel im Hauſe.

Der Freund in der Noth.

A. O rette mich aus meiner Schuldennoth,
B. Nur Einen Groſchen hab' ich in der Fide...
A. So bleibt mir denn nichts übrig als der Tod?
B. Den letzten Groſchen nimm!
A. Wozu?
B. Zum Stricke.

Eines der witzigſten Plakate der jüngſten Zeit iſt jenes, das von dem „patriotiſchen Buddelmeier" ausgegangen, jenem „Daſeinſchriftſteller," der die Kunſt verſteht, ſeiner reaktionären und nach altem Preußenthume duftenden Geſinnung den dreifarbigen Mantel des Radikalismus umzuhängen. Sein Plakat ſchimpft auf gut Berliniſch auf die Frankfurter Verſammlung und auf Herrn

Brentano, welcher den Prinzen von Preußen angegriffen, da doch „jeder Mensch (plötzlich) weeß, daß der Prinz von Preußen nischt verschuldet hat, un daß wir ihm widder jut sind, weil er 'n ehrlichen Sinn und ein ehrliches Jemiithe hat und nach seinen Vater schlacht't." — „Aber," sagt Herr Buddelmeier, „des is die pure helle Angst. Ihr Jewissen in Frankfurt sagt es ihnen mit so ne stille Ahnung, daß sie über kurz oder lang doch Alle uns innen Rachen loofen un dadrum zappeln sie jetzt schon. So sieht et, Jevatter Süddeutsch, det hilft Dir Alles nischt, Du mußt preuß'sch werden. Weeste, wie 't jehen wird? Seeh' mal, die Weltjeschichte macht aus Deutschland eenen Kuchen. Württemberg un Hannover, des is der Deeg, der werd von nen Bäcker ordentlich zusammen jerührt; Oesterreich is de Bärme, die werd zujedahn, daß der Deeg ordentlich uffjeht un nen jehörigen Umfang kriegt; Bayern sind die Eier, die machen den Deeglumpen feste und halten das nord- und süddeutsche Mehl zusammen; Mecklenburg is de Butter, des verjteht sich von selbst, die macht den Deeg fett; Sachsen is der Zucker, denn des werd uns sehre süße schmecken; Kurhessen des sind de bittern Mandeln, die müssen ooch d'rin sind, alleene schmeckt es ekkich, aber mang Alles mang is et jut vor die Delikatesse. Die andern Fürschtendühmer sind de kleenen Rosinen, die werren jehörig abjewaschen von den Feudaldreck, der noch d'ran sitzt, un dann injekne't, un die freien Reichsstädte sind der Zuckerfuß, die jeben den Kuchen auswendig en schönet Ansehen. Is nu der Deeg jut, dann werd er inne Form jedahn, in den Kriegsbackofen jeschoben, nu wenn er jahr is, dann zieht sich Preußen den Kuchen zu Jemithe."

Scherz und Laune.

Der richtige Beweis. „Wie weit ist es von Eger bis Prag?" fragte Jemand. — „Einundzwanzig Meilen." — „Und wie weit ist es von Prag bis Eger?" — „Nun da wird es wol eben so weit sein." — „O ich bitte um Verzeihung, das kann nicht sein; denn sehen Sie z. B.: Wie lang ist es von Ostern bis Pfingsten? Sieben Wochen. — Und von Pfingsten bis Ostern? fünfundvierzig Wochen — also —"

Ein reicher Graf feierte seinen Geburtstag auf einem seiner Güter. Der mit zur Tafel geladene Pfarrer hatte den Schulgehilfen mit der Schuljugend im Vorsaale des Speisezimmers mit der Weisung aufgestellt, daß sie, sobald das Gesundheitstrinken bei der Tafel im Zimmer angehe, und er die Gläser klingen hören würde, mit seinen Zöglingen rufen solle: „Unser gnädige Herr auch! unsere gnädige Frau auch — und unser Gerichtsverwalter auch! Vivat!"

Die Tafel war zu Ende; der Bediente trat mit einem Korbe Champagnerflaschen gegen die dabei sitzenden Gäste, stolperte und drei aus dem Korbe gefallene Bouteillen zerschlugen sich klirrend am Boden.

Der hitzige Graf donnerte den ungeschickten Bedienten mit den Worten an: „Hol' Ihn der Teufel!"

Der Schulgehilfe, welcher im Saale die Gläser klingen hörte, hielt es für ein Signal des Gesundheitstrinkens, und rief mit seiner Schuljugend aus voller Kehle: „Und unsern gnädigen Herrn auch! und unsere gnädige Frau auch — und unsern Gerichtsverwalter auch!"

Ordensverweigerung. Einem von ihren Unterthanen verweigerte die Königin Christine von Schweden das Annehmen und Tragen eines fremdländigen Ordens mit den Worten: „Meine Schafe zeichne ich selbst."

Der reitende Aktuar. Herr N., der nach der Modethorheit auch Spornen trug, ohne ein Reitpferd zu besitzen, kam damit sogar in die Gerichtsstube. Der Direktor, den dieses verdroß, sagte ihm endlich: „Herr Aktuar, reiten Sie doch in die Registratur, und holen Sie mir die Akten Nr. 67.

Der Beistrich und das Punktum. Zwei langjährige Freunde entzweiten sich über die jetzigen politischen Ereignisse im Kaffeehause. Herr A. wurde endlich übergewöhnlich hitzig und unhöflich. — Herr B. darüber aufgebracht, sagte ihm daher: „Ich sehe, mit Ihnen ist nicht zu reden, denn Sie sind ein Grobian, und damit Punktum. — Herr A. „Nichts Punktum — Beistrich — Sie sind ein Flegel, und jetzt Punktum!"

Seit einigen Tagen hielt eine Equipage mehreren Stunden lang vor dem Portale des Hotels des Generals Cavaignac; zwei ansehnliche Herren saßen in derselben; kaum öffnete sich die Thür, so fuhren Beide empor und blickten eifrig hin. Dieses Benehmen wurde mehren zum Haushalte des Generals gehörenden Personen auffallend und man erkundigte sich nach ihrem Begehren; da erfuhr man denn, daß diese Herren im Wagen zwei Engländer wären, die eigens die Reise von London unternahmen, um den General Cavaignac, den sie hochschätzen, einmal zu sehen. Als derselbe daher eines Tages sein Haus verließ, um zu Fuß einen Besuch abzustatten, blickten die beiden Engländer scharf auf ihn, riefen dann sogleich ihrem Kutscher zu: „Nach der Eisenbahn!" und reis'ten sogleich wieder nach England ab. — Nur die Britten sind eines solchen Betragens fähig.

Lord S. befand sich in den Bädern von Baden (Kanton Aargau) seit vierzehn Tagen sehr vergnügt, sprach mit Niemand ein Wort, nahm seine regelmäßigen Mahlzeiten, ging spazieren und las das Siècle. Alles war zufrieden, der Lord, die Gäste und der Wirth. Da kommt ein anderer Engländer mit Familie angefahren. Die beiden Herren sprachen kurze Zeit mit einander, da befiehlt der Erstere, augenblicklich zu packen und einzuspannen, und in einer Stunde war er über alle Berge. Alles staunte, doch das Räthsel klärte sich auf. Lord S. war der Meinung, er befinde sich in Baden-Baden, im Großherzogthum Baden; als er durch seinen Landsmann erfuhr, daß er in Baden in der Schweiz sei, war alle Freude dahin.

Berichtigung. Ein Fabrikant prahlte jüngst in einer Gesellschaft, und sagte, daß er fünfhundert Menschen ernähre. Ein zweiter erwiederte: „Und Sie werden von fünfhundert Menschen ernährt."

Die wichtige Ursache. Weinend und ungestüm verlangte eine Bauerswitwe ihren zum Soldaten angenommenen Sohn von den Offizieren zurück, die sie mit dem trösteten, daß sie ja auch Soldaten wären, und es ihnen gut gehe. „Ihr Herren habt leicht reden," erwiederte die hilflose Witwe, „mein Franz kann meine Wirthschaft führen und ist auch ein Schuster, und kann mich und seine Geschwister ernähren; aber Ihr habt nichts gelernt, und müßt deswegen bleiben."

Zwei vornehme Engländer, die wahrscheinlich die Langeweile plagte, sind eine Wette um tausend Guineen eingegangen, daß der Eine von ihnen eine Million Päckchen Streichhölzer innerhalb zwei Jahren verkaufen wolle und zwar vier Päckchen für einen Silbergroschen und an eine Person für nicht mehr als fünf Silbergroschen. Seine Wanderung hat der vornehme Streichhölzchenverkäufer am 24. Juli in York angetreten und am 24. Juli 1850 wird er sie in Hull beschließen.

Die Mehlwürmer. Bekanntlich ist die Ausspeisung in den meisten öffentlichen Anstalten an Traiteure verpachtet. Einer derselben hatte die Verpflegung eines Erziehungshauses in Pacht genommen, und gab die Mehlspeisen vom solchen unreinen Mehl, daß sehr oft eine bedeutende Anzahl Mehlwürmer gefunden wurden. Der Vorstand des Hauses konnte bei ihm selbst keine Abänderung erlangen und machte an die Landesstelle die Anzeige, in welcher er zum Schluße sagte: „Wenn aber die hohe Landesstelle beabsichtigt, aus den 320 Erziehungsknaben Nachtigallen zu machen, dann habe ich pflichtschuldigst nichts einzuwenden."

Zum Modebilde Nr. 10.

1. Reitanzug: Frack, ohne Einschnitt vorn, mit Sammtkragen, engen Aermeln und einer Reihe Metallknöpfe; grauen Hut, bunte Cravatte, lange Piqueweste, enge einfarbige Beinkleider mit Borte an der Seite und lange Stiefeln mit goldenen Troddeln.

2. Gestreiftes Taffetkleid, den Leib anschließend in viereckiger Form, vorn bis zu den Füßen herab offen und verziert mit drei Reihen in Falten gelegter Bänder. Ein Mousselin-Chemisett auf das gestickte Mittelstück in Falten gelegt und garnirt mit zwei Reihen kleiner Spitzen.

3. Kleiner Reis-Strohhut, gefüttert mit weiß und rosa schottischem Taffet, der obere Theil des Hutes mit schottischen Bändern und zwei weißen Federn verziert, deren beide Enden rosa gefärbt sind. Schwarzer Spitzen-Shawl. Ein Seiden-Grenadin-Kleid, garnirt mit vier in Seide façonnirten Volants.

4. Kurzer Rock mit nur einer Reihe Knöpfe, Sammtkragen und engen Aermeln, bunte Cravatte, weiße Piqueweste und ziemlich enge gestreifte Beinkleider mit Borte an der Seite.

Bilder-Magazin.

Getreues Conterfei eines Heulers.

Hier ſehen unſere Leſer einen Wühler. Heuler und Wühler ſind in neueſter Zeit die heftigſten Gegner.

Ein Nationalgardiſt auf der Nachtſchildwache von zwölf bis ein Uhr.

Eine junge Ballet-Tänzerin, die ſich zu den ſchönſten Hoffnungen berechtiget fühlt.

Ein eifriger Verehrer der warmen Bäder, zugleich praktiſcher Oekonom. Er zählt an ſeiner Uhr die Minuten, bis die Eier gekocht ſind, die er zu verſpeiſen gedenkt.

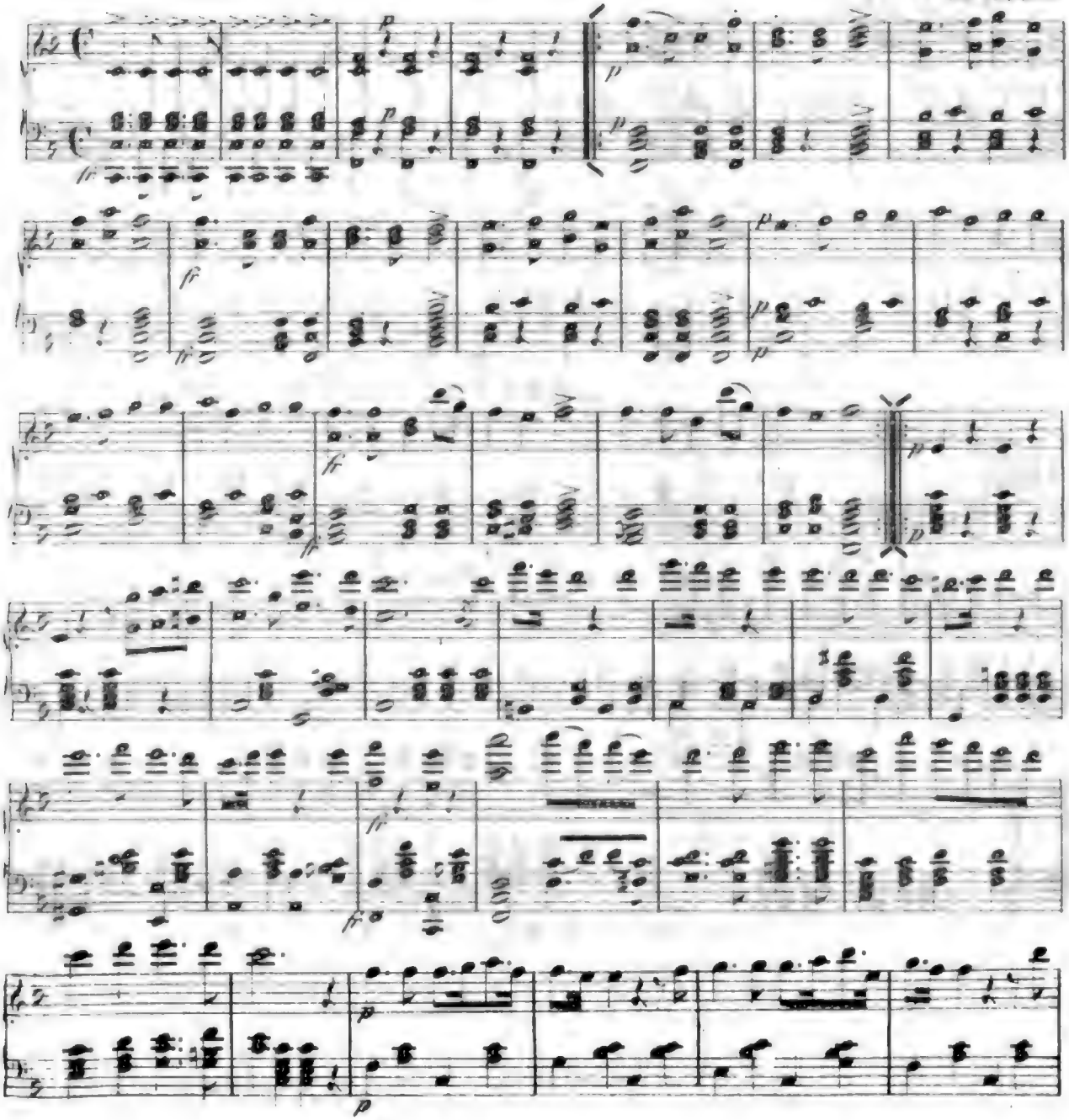
1848-№ X.

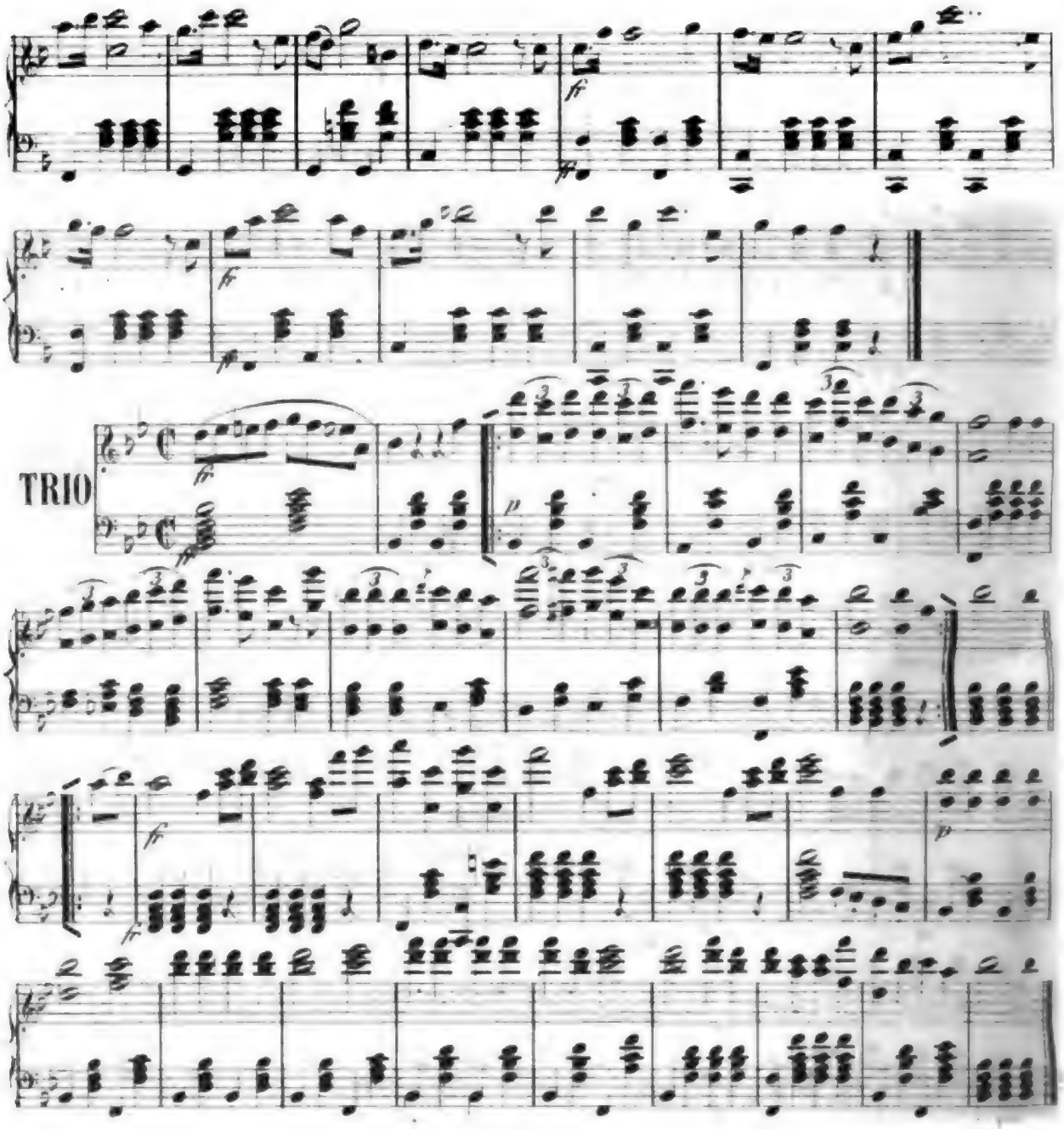
Digitized by Google

Digitized by Google

Studenten - Marsch

v. F. W. Svoboda





MDC

Der Spion.

Hiſtoriſche Novelle von Guido Volz.

Hoch im Norden Ungarns, begrenzt von den himmelhohen Karpathen und umſäumt von dunkeln, rauſchenden Wäldern erhebt unfern der königlichen Freiſtadt Eperies die ſtolze Burg Saros ihr dunkles Gemäuer. Weithin beherrſcht ſie die Gegend und ſieht von dem hohen Berge hinab in's Land, wie eine ſchweigſame Mauerkrone. Rechts liegen Berg an Berg die deutſchen Städte der Zips und ſüdwärts blicken Einen die freundlichſten Gegenden an; weit unten das graue Eperies mit ſeinem Kalvarienberge und armeniſchen Kloſter und weiter ſchweift der Blick bis in die geſegneten Fluren des Abauivarer Comitates. Lachende, grüne Weinberge; dunkle, rauſchende Wälder; ſilberklare Bäche wechſeln in bunten Rahmen ab und verleihen der Landſchaft einen unendlichen Reiz. Nordwärts blickt das Auge in undurchdringliche Wälder, die bis Polen und Schleſien reichen.

Es war ein ſchöner Herbſtabend in der Zeit, wo die gelben Blätter Vergänglichkeit alles Irdiſchen predigen und die Sänger der Luft ſüdwärts ziehen und die volle Rebe am Weinſtock reift; die Zeit, wo Natur den Schleier des Schlummers leiſ' und allmälig auf die Fluren ſenkt. Lautlos lag die Landſchaft, ſchwimmend in Wonneſchauer, beleuchtet von den wärmenden Goldſtrahlen der Sonne, die hinter den Bergen blutigroth verſank.

Den Waldweg herab, der gegen die Zips ſich breitet, kamen zwei Männer. Wie ſie um die letzte Waldecke bogen, lag das ſtolze Schloß umſäumt von Abendroth und Sonnenſtrahl vor ihnen. Schweſter Grille zirpte und der Waldvogel ſang in den duftigen, grünen Büſchen und Wipfeln des Waldes, daß das Herz wehmüthig und luſtig wurde in ſüßen Schauern. Entzückt blieb der jüngere der beiden Männer ſtehen, denn dieſer Anblick überbot wol alle die wildromantiſchen Schönheiten, die er bis jetzt auf ſeiner kurzen Wanderung durch die Zipſer Grafſchaft bewundert hatte.

Ein feines Lächeln ſpielte um die Lippen des Andern und dem Wunſche ſeines Begleiters zuvorkommend, begann er: „Seht dieſe Mauern und Thürme, ſonſt war's gar regſam d'rinnen, jetzt iſt es ſo todt, verſunken und vergeſſen ſind die Tapferen, die einſt hier oben hauſ'ten; das iſt die Burg Ragoczi's, die wehrhafte Veſte des tapfern, hochherzigen Ragoczi. O, daß er ſobald hinunter mußte zur kalten, feuchten Grube!"

„Ragoczi iſt enthauptet worden, weil er ſeinem Könige die Treue brach und ſein Vaterland verkaufte!" fiel Janoš feurig ein, „und möge Jeden, der es mit dem Feinde hält, gleiches Loos treffen!"

„Wie mögt Ihr Euch nur ſo ereifern, mein junger Freund?" entgegnete Stephan Doboczi, „ſeit der Ragoczi unten ſchläft in der kühlen Erde, baar des vom Rumpfe getrennten Hauptes, ſind geraume Jahre verfloſſen und doch iſt es beim Alten geblieben. Mir behagt es eben, wenn's recht toll und bunt zugeht und ich freue mich herzinniglich über den Grafen Emerich, der es mit dem Türken hält; es iſt doch ein eigener Mann der Tököly, jung iſt er noch und löwenmüthig und wer kann wiſſen, zu was er's noch bringen wird?!"

Janoš würdigte ſeinen Gefährten keiner Antwort. Schweigend gingen ſie neben einander. Schon war die Dämmerung der Nacht eingetreten und wie ein Nebelgeſpenſt ſah Burg Saros durch die zweifelhaften Schatten. Die Beiden erklommen mühſam den Berg und dicht vor ihnen lag die ſtolze Burg.

Mit einem derben Fluche ſchlug Stephan Doboczi an's Thor und erſt nach einer langen Weile wurde der Riegel der kleinen Ausfallpforte am Hauptthore von innen zurückgeſchoben und ein alter Kriegsknecht trat brummend heraus, mit der Blendlaterne den beiden Fremden in's Geſicht leuchtend.

„Melde uns dem Kommandanten!" ſprach Stephan in befehlendem Tone, „wir wünſchen Speiſe und Nachtlager, auch habe ich wichtige Nachrichten für den Major zu überbringen!"

Der Kriegsknecht, dem die barſche Art der Anrede imponirte, wich befremdet zurück und dem Recken noch einmal in's Geſicht leuchtend, ſprach er ihn erkennend: „Biſt Du's, Stephan Doboczi, wie zum Teufel kommſt Du denn in ſo ſpäter Nacht her und wo haſt Du den milchweißen Burſchen aufgekapert? Nu wart, ich will Dich dem Alten melden!"

Er ging voran über den Schloßhof. Hie und da ſtanden Wachen auf ihren Poſten, oder ſaßen einzelne Soldaten in den alten Wartthürmen bei Wein und Würfelſpiel. Der Soldat führte die Beiden zum Hauptkaſtell der Veſte, in dem der Kommandant wohnte.

Er ſaß bei der Lampe, die gar geſpenſtig das weite Gemach mit den hohen Bogenfenſtern beleuchtete; vor ihm lagen auf einem eichenen Tiſche Plane und Karten, Depeſchen, Briefe und Papiere, in denen der Befehlshaber ſorgfältig zu leſen ſchien. Stephan trat einen Schritt gegen den Kommandanten und überreichte ihm ein großes Packet.

„An den Herrn Kommandanten der Feſtung Saros, Freiherrn Niklas Brenner von Brandwald, Obriſtwachtmeiſter Sr. Majeſtät des Kaiſers!" ſprach Stephan ſich tief verneigend.

Der Major erhob ſich ſtolz, indem ein ſelbſtzufriedenes Lächeln über ſein von Türkenſäbeln arg zerfetztes Geſicht flog. Es war eine impoſante Geſtalt, ein dunkles Feuerauge widerlegte das ſtarre Eis des ſchneeweißen Haares; ein dichter, weißer Schnurbart, eine echte, gebogene Römernaſe; eine hohe, gewölbte Stirne geben das vollendete Bild eines greiſen Kriegers. Der Dolman hing reich verbrämt mit Gold und Pelzwerk herab; und der Major hielt den rechten Arm in die Seite geſtammt. Er hatte nur den Einen, der Andere lag bei Ofen begraben.

„Man ſchnalle mir den Säbel um, wie es der Dienſt erfordert und gebe dem Manne ein Glas Tokayer aus dem Schloßkeller."

Als der dienende Huſar ihn mit der Wehr umgürtet, rückte der Kommandant die Lampe näher und erbrach das Packet. Immer heftiger ſpielten ſeine Züge, immer finſterer zogen ſich ſeine Brauen zuſammen, während Stephan Doboczi ihm lächelnd zuſah.

Mit einem kräftigen Fluche warf der Major das Packet auf den Tisch. „Immer und ewig das alte Lied! Will denn dieser Tököly durchaus die Schuld des Verräthers auf sein Haupt laden? Genügt ihm nicht, daß er Elend genug angerichtet hat, muß er noch die Malkontenten zusammentreiben und Ungarn zwingen, Ungarn zu erwürgen?"

„Graf Emerich Tököly steht bei Rosenau," meinte Stephan, „es dürfte zu einem entscheidenden Treffen kommen. Der kaiserliche General, der bei Schmöllnitz steht, empfiehlt Euch die größte Vorsicht; denn, wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird Tököly bald sich der Zips und des nördlichen Ungarlandes zu bemächtigen trachten und sich dann ungehindert bis zum Banate ausbreiten, wo bereits der Türke gerüstet steht."

Der Kommandant ging nachdenkend auf und ab; plötzlich blieb er vor Janos stehen, den er bisher nicht bemerkt hatte. Halb überrascht, halb befremdet wich der Invalide einen Schritt zurück, indem ein seltsames Erstaunen sich in seinen Zügen malte. Schnell faßte er sich und sprach: „Wer ist der junge Mensch?"

„Ein Neuling unter der Fahne, Herr Major," nahm Doboczi das Wort, „und Eurer Obsorge dringend empfohlen." Er überreichte ein zweites Schreiben.

Hastig riß der Kommandant das Siegel auf und blickte verwundert bald auf den Inhalt des Schreibens, bald auf den Jüngling. Er richtete einige Fragen an ihn, die er genügend beantwortete. Er war vom General Heister anempfohlen worden, einem alten Freunde und Waffengefährten des Kommandanten. Er bat diesen, auf Janos, den er ihm dringend an's Herz legte, ein wachsames Auge zu haben und ihn zu einem tüchtigen Kriegsmann heranzubilden. Das war wol die liebste Mission für den alten Brenner, der jetzt, wo sein einziger Arm und die Unzahl Wunden, die er in den langwierigen Türkenkriegen davongetragen hatte, ihn zwangen, auf dem isolirten Bergschlosse einige Haufen Söldner zu befehligen, oft mit den Zähnen knirschte, wenn es ihm nicht vergönnt war, mit in's Land hinabzuziehen und den Malkontenten die Köpfe blutig zu schlagen.

Ueber Janos's nähere Familienverhältnisse schrieb ihm weder General Heister, noch sprach Stephan Doboczi, der im Heister'schen Regimente diente, etwas darüber. Der Kommandant blieb gedankenvoll vor dem Jüngling stehen und sah ihm fest in's Auge. Mit einem verwunderten Kopfschütteln murmelte er etwas in den Bart und entließ die Beiden.

In dem Gemache, in das Stephan und sein junger Gefährte gebracht wurden, befanden sich zwei Betten, eine Lampe und etwas Speise und Trank. — Die Ereignisse des heutigen Tages, so gering sie auch waren, so wie das sonderbare Benehmen des Kommandanten hatten in Janos verschiedenartige Gefühle erregt. Er stand in der Welt, so ganz allein, daß er bei Niemand einen besseren Freund und Rathgeber zu finden hoffte, als bei Stephan Doboczi, der welterfahren und gewandt genug war, um über einen Jüngeren eine Art geistiger Suprematie zu behaupten. Stephan war in der Welt weit und breit herumgekommen; er hatte früher einmal den Spaniern gedient, war dann in kaiserliche Dienste getreten; ging später zu den Türken über und war in jüngster Zeit wieder unter den Heister'schen Truppen in Oberungarn angeworben worden.

Solcher Potentaten-Wechsel war in jener Zeit und unter damaligen Umständen nichts Seltenes; übrigens war Doboczi's Aufführung unbescholten und seine Kenntnisse, so wie seine eigenthümliche Schlauheit und Gewandtheit machten ihn bei den Befehlshabern beliebt, so wie der Umstand, daß er der türkischen Sprache vollkommen mächtig, oft dazu benützt wurde, in mancherlei Verkleidungen die feindlichen Lager zu erspähen. Stephan war nicht mehr jung, vielleicht schon an die Fünfzig, aber das Gepräge seiner Physiognomie, seine Haltung, sein Aussehen, sein Gang, mit einem Worte seine ganze Erscheinung gehörte zu Denjenigen, die lange jung bleiben, so wie sein Gesicht eine immerwährende Ruhe abspiegelte, an der Zeit und Stürme machtlos vorübergingen. Seine Mienen waren ziemlich frei, ja man konnte beinahe sagen hübsch; nur bemmte ein immerwährendes, feines Lächeln, das um die Mundwinkel spielte, den gefälligen Eindruck des Ganzen. Lächelnd warf sich Stephan auf sein Lager und aß und trank, während sein Gefährte ihn um den Inhalt der überbrachten Depesche befragte.

„Ich habe zwar," nahm Stephan Doboczi das Wort, „die strengste Weisung, hierüber zu schweigen; doch hat das nichts auf sich, Du bleibst jetzt hier und man wird Dir die Exercitien und Manövers lehren und die Kunst, einen Ausfall aus einer belagerten Festung zu machen," fügte er lächelnd hinzu, „während ich wieder zurück muß und den Feind observiren soll. Der General will die Veste in Stand gesetzt wissen und ich soll mich erkundigen, ob sie stark genug ist, um einem Anfall zu widerstehen und wie viel Verstärkung der Kommandant braucht. Dann gehe ich heim, zuvor aber soll ich bei Rosenau spähen, wie stark der Tököly dort steht und was er für Absichten im Kopfe hat." — Stephan nahm einen tüchtigen Zug Wein und fuhr fort, indem sein Blick lächelnd auf Janos weilte: „Nun siehst Du wol ein, daß ein solcher Auftrag nicht leicht ist, denn wie soll ich an den Feind gelangen und wol gar auswittern, was in seiner Seele vorgeht?!"

Janos's Brust bestürmten mancherlei widerstreitende Gefühle — er befand sich in jener ganz eigenthümlichen Stimmung, die Neulinge befällt, wenn sie in eine fremde Sphäre versetzt werden. Er war bisher willenlos der Führung des Zufalls gefolgt, der mit ihm gespielt hatte. Sein Vater, Ladislaus Bornemißa, die Mutter hatte er nie gekannt, war ein Lehensmann des alten Grafen Stephan Tököly gewesen und kam diesem nie von der Seite. Als General Heister Tököli's festes Schloß Hußth belagerte, starb Tököly und Bornemißa fiel bei der Vertheidigung des Schlosses. Heister nahm den unmündigen Knaben zu sich und sorgte wie ein Vater für ihn; denn der junge Bornemißa sollte ein tüchtiger Kriegsmann werden. Der junge Emerich Tököli war entkommen, indem zwei Freunde des alten Grafen Petroczy und Barkotzy mit ihm nach Siebenbürgen flohen, wo Tököly den Schutz der Pforte anflehte, die sich schon früher für seinen Vater, der bei der Verschwörung der Grafen Zriny, Nadasdi und Frangipani betheiligt war, interessirte. In Emerich's Seele lebte ein glühender Ehrgeiz, während Janos, der die ersten Jahre seiner Jugend mit ihm als Gespiele verlebt hatte, die Milde und Sanftmuth selbst war, ohne dabei einen entschlossenen, tapferen

Sinn zu verläugnen, der doch ſonſt weicheren Charakteren nicht eigen zu ſein pflegt. — General Heiſter hatte den Jüngling dem Kommandanten zu Saros überwieſen, der ein alter, tüchtiger Haudegen für die Sache Ungarns glühte und den Türken haßte, wie die Sünde. Außerdem war er ein geſchworener Feind der Tököly's und aller Mißvergnügten. Bornemißa, dem der General in Allem vertraute, ſollte dem alten, mürben Kriegsmann die Schwere ſeines Poſtens erleichtern und der General ſchien ganz richtig berechnet zu haben, daß ein junger, kräftiger Arm wie Bornemißa's in Verbindung mit der geprüften Erfahrung des Kommandanten der guten Sache nur nützen könnte.

Janoš gedachte des rauhen und biederherzigen Kommandanten, zu dem er eine eigene Zuneigung fühlte, während auf der andern Seite eine ängſtliche Scheu ſich ſeiner Seele bemeiſtert hatte.

In dieſem Augenblicke trat der Kriegsknecht Ladislaus Czontosz ein, derſelbe, der gleich bei der Ankunft die beiden Männer empfangen und zu dem Kommandanten begleitet hatte. Er trug unter dem weiten Kepenek zwei Flaſchen voll des goldfarbenen, funkelnden Tokaiers und ſetzte ſich ohne Umſtände zu Stephan Doboczi.

Es war eine wilde Kriegernatur, das Haar hing ſtruppig um das ſtark geröthete Antlitz, die Stirnader war ſtark angeſchwollen, Kinn und Wangen umgab ein pechſchwarzer Bart und lauernd ſah das einzige Auge, das der wilde Kumanier noch hatte, im Gemache umher. Es blieb mit Wohlgefallen auf der edlen Geſtalt des Jünglings haften.

„Ein ſchmucker Burſch!“ meinte Czontosz, indem er ſeine kurze Tabakspfeife hervorzog und am Licht anbrannte, „ein tüchtiges Freſſen für die krummen Türkenſäbel — bassama christuschar, es thäte mir faſt leid, wenn ſo ein verfluchter Damascener einmal den hübſchen Blondkopf wie ein Mohnhaupt wegmähen würde. Sauf Bruder!“ rief er und reichte ihm das Glas, „denn Wein und Würfel, ſein Roß und ſeine Flaſche, die Pfeife und das Weib, ſind des Huſaren Zeitvertreib!“

Er hielt das Glas hin, während dicke Rauchwolken ſeiner Pfeife entſtiegen und die athletiſche Geſtalt des einäugigen Huſaren in ſchwarzen Qualm einhüllten. Janoš empfand eine gewiſſe Scheu von dem Huſaren, deren Beweggrund er durchaus nicht enträthſeln konnte. Er wies den Trunk zurück.

„Verfluchter Hund!“ rief Czontosz, „Du weigerſt Dich mit mir zu trinken und anzuſtoßen auf Brüderſchaft?! Dich ſoll ein heiliges Kreuzbonnerwetter — —“

Stephan fiel dem Flucher in's Wort und erhob ſich wie zum Schutze ſeines jungen Gefährten. Aergerlich warf ſich Janoš auf ſein Bette, unbekümmert um das Treiben der beiden Genoſſen. Sie ſaßen tief in die Nacht hinein und Czontosz holte Flaſche auf Flaſche aus dem Keller des Schloſſes. Janoš konnte nicht ſchlafen, es war als läge Blei auf ſeinen Augenliedern und doch konnte er ſie nicht ſchließen. Stephan und der einäugige Kriegsmann warfen bedeutſame Blicke auf den Jüngling und ſprachen leiſe, nur manchmal tönte ein derber Fluch des Huſaren durch, der wie Läſterung klang.

Janoš ſchloß die Augen und ſah nach dem Tiſche hinüber. Stephan zog eine Börſe heraus und zählte dem andern einen Haufen blanker Goldſtücke vor, die dieſer gierig einſtrich. Janoš machte ein leiſes Geräuſch und in einem Nu erhob ſich Czontosz.

„Er ſchläft nicht!“ rief er dem weinglühenden Stephan zu, „laß uns den Hund todtſchlagen!“

Doboczi beruhigte den Wilden.

„Es iſt nichts!“ ſprach er.

„Hölle und Türkenblut! Er ſchläft nicht, ſag' ich!“ brüllte Czontosz und wankte zu dem Bette. Er leuchtete mit der Lampe dem Jüngling in's Geſicht, dieſer ſchien feſt zu ſchlafen. Es lag auf ſeinem Antlitz der Heiligenſchein der Unſchuld, vor dem ſelbſt eine ſo wilde Soldatennatur, wie Czontosz, Scheu empfand. Mit einem verbiſſenen Fluch zog ſich der Huſar zurück und winkte Doboczi. Die beiden Männer gingen hinaus und verſchloßen ſorgfältig die Thüre. Janoš befand ſich allein, gefangen. Es ahnte ihm, daß die Beiden etwas Schlimmes vorhätten und doch konnte er ihnen nicht folgen. Es war dunkel in dem Gemache, Janoš ſprang von ſeinem Lager auf und trat an's Fenſter, das offen ſtand. Der Mond leuchtete nur ſchwach, aber deutlich ſah er, wie die beiden Männer in vertrautem Geſpräche auf den Wällen der Veſte herumgingen. Stephan war einigemale ſtehen geblieben und ſchien die Stärke der Thürme und Wälle zu prüfen. Die Wachen ſchliefen feſt und nirgends wurden die Männer angehalten.

Es ahnte dem jungen Bornemißa, daß hier irgend eine Schändlichkeit obwalten müſſe und doch wagte er es nicht, den Gedanken daran laut werden zu laſſen. Hie und da brannte ein Wachfeuer, die bärtigen Huſaren und Kumanier ſchliefen dabei, nur in einem Kaſtell der Veſte war es noch laut.

Die Thürme und Baſtionen ragten geſpenſtig in die Nacht hinaus und athemloſe Ruhe herrſchte in den anderen Theilen der Burg. Nur d'rüben im Gemache des Kommandanten brannte noch Licht. Janoš ſtand in Gedanken vertieft am Fenſter, und er mochte wol lange ſo geſtanden haben, denn er hörte es nicht, wie der Schlüſſel im Schloſſe knarrte, die Thüre aufging und mit einem Male Stephan mit der Lampe vor ihm ſtand.

„Was thuſt Du noch ſo ſpät am Fenſter?“ fragte dieſer.

„Ich?“ entgegnete Janoš und drehte ſich ſorglos um, „die ſchöne Nacht hat mich an's Fenſter gelockt, ich glaubte, Du ſchlieſeſt!“

Ueber Stephan's Geſicht zog ſein gewöhnliches, kaltes Lächeln.

„Ich habe nicht geſchlafen, ich habe nur meinen Freund nach ſeinem Kaſtell geleitet, aber jetzt wollen wir ſchlafen!“

Die Unterredung war zu Ende, Stephan blieb verſchloſſen, auch Janoš ſprach nichts weiter, doch kämpften mancherlei Gefühle in ſeiner Bruſt.

Es waren etwa acht Tage ſeit dem Erſcheinen Bornemißa's auf der Burg vergangen, ohne daß er den Kommandanten zu Geſichte bekommen hatte. Er war nicht aus dem Zimmer gekommen, es hieß, er wäre krank. Eines Morgens erhielt Janoš den Befehl, vor dem Major zu erſcheinen.

Dieſer ging in dem hohen Gemache auf und ab, die Hände auf dem Rücken gekreuzt; der Saal dröhnte unter ſeinen gewaltigen Tritten. Bornemißa nahm ſich in der

hübschen Husarentracht, die mit Gold und Pelzwerk verschwenderisch geziert war, sehr stattlich aus. Als er eintrat, wandte sich Brenner rasch um und stand dicht vor ihm.

„Du bist's?" sprach er. „Sage mir — Du heißt —"

„Johann Bornemißa!" antwortete der Jüngling.

„Bornemißa? Richtig! Hm, den Namen kenn' ich nicht, ich habe geglaubt, Du heißt anders," fügte er mit einem bittern Lächeln hinzu. „Du scheinst mir kein Ungar zu sein?"

„Ich bin wol einer, so sagte mir wenigstens mein Vater, aber ich weiß mich zu besinnen, daß ich in frühester Kinderzeit einmal bei Verwandten in Schlesien war, dann holte mich der Vater und brachte mich wieder nach Hußth zurück."

„Sonderbar!" sprach der Major und ging wieder auf und ab. Nach einer geraumen Weile blieb er vor Janos stehen und legte die Hand auf seine Schulter. „Du bist am Ende gar ein Deutscher! Ich mag dies Volk wol leiden, denn ich bin auch einer, obwol ich alt geworden bin auf den Pußten der Magyaren, ich diene treu und ergeben dem Kaiser und Reich seit fünfzig Jahren, so lange mag es sein, daß ich zum ersten Male den Säbel schwang für die gerechte Sache. Ich weiß es, daß diesen Ungarn nicht zu trauen ist, denn es gibt Verräther darunter, wie der Tököly, denen das Kriegsglück der Türken in's Auge sticht, und die wol für einen Haufen Gold und einen Damaszenersäbel Gott und Vaterland verkaufen. Ich traue auch meinen Leuten nicht; darum habe ich Dich erwählt zu einer Sendung, die Dir Ehre machen und mein Vertrauen bezeugen soll. Du nimmst Dir zwanzig erprobte Leute mit und reitest noch heute nach Kaschau hinüber. Du erkundigst Dich dort nach der Gräfin Raday, meiner Schwester, die einen ungarischen Magnaten geheiratet hat. Sie ist Witwe; ihr übergibst Du dieses Schreiben mit der Weisung, Dir alsbald mit ihrer Tochter zu folgen, denn es dürfte nicht mehr lange währen, so ist Kaschau in der Gewalt des Feindes; aber hier auf Saros hoffe ich, soll meine Schwester weit sicherer sein, hier sollen sich die Rebellen an den harten Mauern fruchtlos ihre Schädel zerschellen!"

Bornemißa verneigte sich vor dem Befehlshaber, dieser winkte freundlich und er verließ das Gemach. Draußen im Schloßhofe stampften schon zwanzig ungeduldige Rappen den Boden und ebenso viele Husaren waren bereit aufzusitzen und dem jugendlichen Cornett zu folgen. Dieser schwank sich auf den muthig wiehernden Hengst und ritt hinaus zur Veste. Aus dem Fenster seines Gemaches musterte der Major die kleine Truppe und nickte freundlich mit dem Kopfe.

Czontosz war unter den Zwanzig. Er blickte hämisch nach dem Cornett, der ihn keines Blickes würdigte. Sie ritten scharf d'rauf los gegen Eperies zu, das die Tököly'schen Soldknechte kurz vorher geplündert hatten, überall waren Brandstätten, verwüstete Weingärten und beraubte Kirchen zu sehen, mit einem Worte, alle Schrecken des Bürgerkrieges waren sichtbar. Czontosz fluchte unaufhörlich auf den schlechten Weg und den bösen Dienst und lästerte Gott und Menschen. Er war von Niemand gelitten, denn es hieß allgemein, daß er ein Gotteslästerer, ein Ungläubiger sei, und mit dem Bösen im Bunde stehe.

Er war in einer Schlacht niedergehauen worden und blieb für todt am Platze liegen, am nächsten Morgen rückte er aber wieder frisch und gesund bei seiner Truppe ein; ein anderes Mal traf ihn eine feindliche Kugel in die Brust, seine Kameraden sahen es, Czontosz aber nahm lachend die Kugel aus der Brust und schleuderte sie von sich. Es hieß, er sei stich- und kugelfest, und der Tod könne ihm nichts anhaben. Die ältesten Kriegsleute wußten sich seit fünfzig und mehr Jahren auf ihn zu besinnen und noch immer lebte der wilde Rottmeister; ja einige wollten sogar wissen er habe schon in der Schlacht bei Mohacs mitgefochten und dort das eine Auge verloren. — Das kleine Kommando war bald in der Nähe von Kaschau, als der Spätabend hereinbrach und die Gegend in finstere Schatten und Schleier hüllte. Der Mond sah aus den schwarzen Wolken heraus, blaß und gespenstig und beleuchtete mit grellem, falbem Lichte das Hochgericht. Eine Gestalt hing vom Galgen herab, von Raben zerfressen und mit leeren Augenhöhlen, Wind und Wetter hatten die Fetzen vom Kleide zerrissen. Es war einer vom Heere des Tököli, wahrscheinlich einer der Kundschafter, die gewöhnlich die Gegend durchstreiften, den die Heister'schen Truppen aufgegriffen, und da das Standrecht proklamirt war, auch ohne Umstände aufgeknüpft hatten.

Die Pferde schnoben unruhig, als sie dem Galgen näher kamen und eine Schaar hungrige Raben, die dort gelagert hatten, flog erschreckt auf und schwang sich kreischend durch die Lüfte. Czontosz sprengte voraus an den Galgen, die Andern bekreuzten sich.

„Hallob, lustiger Kamerad in Wind und Regen!" schrie er wild, „der Teufel soll — den — holen," murmelte er grimmig zwischen den Zähnen. Er ritt dicht an den Todten heran, aber mit einem gräßlichen Fluche, der wie Lästerung klang, riß er sein Pferd herum, eine entsetzliche Angst sträubte sein Haar empor, das Auge trat aus seiner Höhle und seine Lippen waren blau angelaufen. Das Pferd wollte nicht gehorchen, es bäumte sich und schlug aus; Czontosz saß hoch im Sattel und klammerte sich fest an die Mähnen. Das Pferd wurde scheu, es bäumte sich hoch und höher und Czontosz stürzte mit solcher Gewalt rücklings auf einen Steinhaufen, daß man meinte, das Haupt sei in Stücke zerschellt.

Wie Czontosz am Boden lag, blieb das Pferd sanft und fromm stehen, und zitterte wie Espenlaub. Die abergläubischen Kriegsleute deuteten das auf ihre eigene Weise. Jeder meinte, Czontosz müsse todt sein, als dieser sich aufrichtete. Er blutete aus einer breiten Wunde an der Stirn.

Er sah mit einem fürchterlich wilden Blick empor: „Verflucht sei! —" sprach er mit einer gräßlichen Verwünschung zwischen den Zähnen; — aber Bornemißa faßte den Lästerer an der Kehle und schnürte sie mit den Worten: „Schweig' Elender!" fest zusammen. Czontosz heulte vor Schmerz und bat um Gnade, Janos ließ ihn aus. „Das will ich Dir gedenken, Bursche!" sprach Czontosz zwischen den Zähnen und wollte sich auf sein Pferd schwingen. Aber wie mit einem Male schien es von Neuem wild geworden, es schlug aus und bäumte sich und gab sich nicht eher zur Ruhe, als bis einer der Husaren von seinem Pferde stieg und es Czontosz anbot, dagegen das seinige bestieg, das nun zu aller Verwunderung den fremden Rei-

ter aufsitzen ließ. Czontosz setzte sich auf dem Rosse des Gefährten zurecht, während die Anderen voransprengten. Er blickte noch einmal nach der Leiche am Galgen, und murmelte: „Gut' Nacht, Freund; auf Wiedersehen in der Hölle, alter Bekannter!" dann folgte er den Andern. Keiner sprach weiter ein Wort mit ihm und so blieb er der Letzte im Zuge sich und seinem Grimme allein überlassen. Es war späte Nacht, als die zwanzig Husaren in Kaschau anlangten. Die Rosse wurden bald untergebracht und im Wirthshause lagerten die Kriegsknechte um ein lustiges Feuer, das im Kamine braunte. Es waren Leute aus allen Nationen darunter: Kumanier, Dalmatiner, Ungarn und Kroaten. Bald schallte Becher und Würfelklang und die Fiedel der braunen Zigeuner, die Geldsucht nach der Schänke gezogen hatte, lockte zur Mazur. Es waren hübsche Mädchen, theils Töchter des Hauses, theils der benachbarten Häuser da und die Husaren überließen sich der ausgelassensten Freude, nur Czontosz saß in angelegentlichem Gespräche vertieft mit einem alten Zigeuner am Kamine.

Beide warfen bedeutsame Blicke nach dem jungen Anführer, der ihrer nicht achtete.

„Ich sage Dir," sprach der Zigeuner, „wir müssen die Gräfin in die Hände bekommen, es ist der herrlichste Schlüssel zur Festung, die verteufelt stark ist —"

„Das wäre recht gut!" meinte Czontosz, „aber wie?"

„Willst Du nicht eine Mazur mittanzen?" rief ihm ein junger Kriegsknecht zu.

„Daß Dich der Teufel verdammen möge, Du Milchbart!" brüllte Czontosz, „wer wird mit mir tanzen?"

„Sitzest Du doch da, wie ein Nachtvogel!" meinte der Andere, „als hättest Du ein böses Gewissen und Gott hätte Dich gestraft —"

Wüthend stand Czontosz auf: „Sprich mir nicht von dem — ich kann es nicht leiden, wenn mich Einer an ihn mahnt, ich brauche Euern Aberglauben nicht!"

Mit Abscheu wandten sich die Kriegsknechte ab und Verwünschungen tönten von allen Lippen. Nur mit Mühe hielt Bornemißa die Aufgeregten zurück; aber um so wüthender wurde Czontosz.

„Verfluchter Bube!" rief er, „ich brauche Deinen Schutz nicht, schütze Du Dich selber!"

Im selben Augenblicke erhoben sich aber zwanzig, dreißig Arme, um den Husaren zu entfernen.

„Laßt ihn!" rief Janos, „ich werde ihn dem Kommandanten anzeigen und es sollte mich wundern, wenn er nicht auch einen Galgen zieren sollte, wie sein Kamerad, der da draußen gehangen hat!"

„Hund!" rief Czontosz, „gib Acht, daß Du nicht selber hängst!" und mit einem fürchterlichen Fluche verließ er die Stube.

Nach einer Weile folgte ihm der alte Zigeuner.

„Schlagt ihn todt!" riefen die Husaren.

„Ei laßt!" sprach ein alter Kumanier, „den schlägt das böse Gewissen, ich kenne das. Es ist mir schon manchmal so vor gekommen; ich wollte wetten, er hat dem da draußen das Jawort gegeben, um Mitternacht beim Dreibein zu erscheinen und ihn abzuschneiden; es ist gewiß ein alter Freund von ihm.

„Es hat mich aber doch gewundert," meinte ein anderer Husar aus Zemplon, „daß dem Kerl der Kopf nicht in Stücke gegangen ist, wie er auf dem harten Steinlager gelegen hat. Hol' mich der Böse, ich hätte gemeint, er müsse auf's Aufstehen vergessen haben."

„Es hat sein eigenes nisi damit," meinte der Kumanier, und leerte seine Kanne, „der Kerl ist stich- und hiebund kugelfest, er hat Methusalems Alter; denn mein Wachtmeister, der vor dreißig Jahren starb, als ich noch Rekrut war, der hat mir nicht einmal erzählt, daß er in der Schlacht bei Belgrad drei Stiche durch's Herz erhielt und ganzer drei Tage beim Herrn vermißt wurde; am Morgen des vierten Tages kam er aber wieder ganz frisch und gesund zum Heere, nur soll er etwas blaß ausgesehen haben und auf der linken Hand hatte er einen breiten Streifen, wie von Blut. — Er konnte es nie leiden, wenn Einer ein gottgefälliges Werk übte, auch verhöhnte er uns Rekruten, wenn wir zur Feldmesse gingen oder Abends zum Gebete geblasen wurde, denn da stand er sicher immer hinter den letzten Zeltreihen und war nicht zu sehen. Er lästerte Gott und konnte seinen Namen nicht nennen hören. Gebt Acht, meine Kameraden, der wird gewiß einmal ein leidiges Ende nehmen."

Die Kriegsknechte erzählten mancherlei von Czontosz, bis die Geige und die Cimbel der Zigeuner von Neuem zum Tanze mit den schmucken Ungarmädchen aufforderte. Czontosz ging indeß mit dem Zigeuner am letzten Ende der Stadt der Ladislaus-Gasse zu und machte Pläne und sann auf Rache und Verrath. Er hatte einen tödtlichen Haß gegen Janos gefaßt, ohne eine eigentliche Ursache, denn er haßte alle Menschen, die besser waren als er.

Des Morgens bereitete sich Janos, sein Schreiben zu überreichen. Czontosz war noch nicht nach der Schänke zurückgekommen, man schrieb dies der Furcht vor Strafe zu, die, wie er wußte, ihm gewiß bei dem strengen Kommandanten geworden wäre, der Widersetzlichkeit und Ungehorsam der Untergebenen streng ahndete.

Bornemißa ging nach der Wohnung der Gräfin. Diese war in einiger Entfernung von der Stadt, in der Nähe des Calvarienberges. Es war ein einfaches, niedliches Gebäude, rings umsäumt von Blumen und Weinreben, zwischen denen es versteckt lag. Ein Säulengang ging rund um das Haus, und lief in eine Halle aus, die nach einem Garten führte, der Italien Ehre gemacht hätte und wie man ihn hoch im Norden Ungarns unter den himmelhohen Schneehäuptern der Karpathen nicht vermuthet hätte. Janos schritt durch die Baumgruppen und in ein Bosket einbiegend, gewahrte er einen Pavillon, gar zierlich aus Stein und Marmor erbaut, mit Säulen und Hallen. Ueber dem gewölbten Dache und seiner Kuppel stand der Halbmond des Morgenlandes reich vergoldet und trug auf seiner Spitze das siegende Christuskreuz der abendländischen Kirche. An dem Gesimse waren schöne Fresken angebracht, den König Ladislaus und den heiligen Stephan vorstellend, mit Kron' und Szepter, dann den alten Arpad und Alarich, den stolzen König der Hunnen, der da begraben liegt auf der felsenfesten Burg zu Wyssegrad, die ihre Zinnen tief unten abspiegelt in den schwarzgrünen Wellen der Donau.

Helden der Vorzeit waren gemalt auf dem kalten, fühllosen Stein, und lieblich, stolz und majestätisch sprach die Sage der Vorzeit aus den bärtigen Gesichtern. Schöner noch als die leblosen Gestalten der Vorzeit, war ein Mäd-

chen, das in der Halle saß und in einem Buche zu lesen schien. Sie war in schwarzen Sammt gekleidet und nur noch mehr hob die Trauer des Kleides die Elfenbläße ihres schönen Gesichtes, aus dem unter langen, seid'nen Wimpern ein dunkles, glühendes Feuerauge sah; in dichten Locken fiel das reiche, schwarze Haar, das die Schwärze des Sammts und eines Rabenflittigs beschämte, auf Hals und Nacken. Es schien der Engel der Trauer zu sein, der hier unter Blumen und Blüten seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Es war ein Mädchen von kaum achtzehn Jahren, vor dem Bornemißa stand, tief versunken im Anschauen so hoher, vollendeter Schönheit.

Sie sah mit einem Male auf und es war, als hätte ein schnelles Erröthen Rosenblätter gestreut auf die Lilien ihrer Wangen. Sie erhob sich von dem mit Löwenköpfen gezierten Lehnstuhle und trat dem Fremdling mit dem feinsten Anstand und jener Courtoisie entgegen, die dem ungarischen Adel jener Zeit eigen war und die man noch heutzutage in jenem Lande preis't. Mit sanfter Stimme hauchte sie die Worte: „Was führt Euch hieher?"

„Der Wunsch Euch zu dienen," nahm der Cornett das Wort, „und zugleich ein Auftrag des Kommandanten von Saros, Freiherrn von Brenner."

„Ach vom Vetter!" sprach das Mädchen, „ich bitte Euch, nur einen Augenblick zu verziehen; doch nein — folgt mir selbst zur Mutter."

Sie geleitete den Jüngling zur Gräfin. Es war eine hohe Matrone, schon an der Neige der Jahre; aber eine seltene Schönheit mußte diesem Antlitz einst eigen gewesen sein, das tiefen Ernst und erhabene Würde aussprach. Die Gräfin empfing den Jüngling mit großer Zuvorkommenheit, doch nicht ohne jenen Stolz, der dem Höhergestellten eigen ist und der sich nie verläugnet, wenn er dem Niederen gegenübersteht. Bornemißa überreichte das Schreiben des Kommandanten. Die Züge der Gräfin wurden immer ernster, als sie gelesen hatte, sprach sie mit einer unmerklichen Verneigung: „Ich bin meinem Bruder sehr für seine Aufmerksamkeit verbunden und es wird mich freuen, wenn ich einen so wackeren Begleiter in Euch finde, als mir der Major verspricht. Er schreibt mir das Beste von Euch und ich stehe nicht an, seinem Wunsche zu willfahren und mich unter den Schutz der tapferen Krieger unseres Vaterlandes zu stellen, obschon ich glaube, daß der Feind unser einsames Asyl hier schonen würde."

„Gnädige Frau!" versetzte der Cornett, „vertraut nicht der Laune des Krieges und überlaßt Euch meiner Führung, denn so unerfahren ich Euch auch im Kriegerhandwerk und Kriegsgetümmel scheinen mag, so dürfte doch gewiß mein Eifer für Euch das Aeußerste aufbieten," fügte er hocherröthend mit einem Blicke auf die junge Gräfin hinzu.

Die Gräfin schien sich einen Augenblick zu bedenken, dann antwortete sie mit verbindlichem Lächeln: „Wolan denn; doch vergönnt uns nur einige Tage, unsere nothwendigsten Angelegenheiten zu ordnen, bis dahin aber seid Ihr in unserem Hause zu jeder Stunde ein willkommener Gast, und ich, so wie meine Tochter Elisabeth wollen Alles aufbieten, Euch die Tage der Verzögerung so angenehm als möglich zu machen, um so mehr, da mein Bruder mir meldet, daß wir in Euch den Sohn einer achtungswerthen Familie erblicken."

Der Jüngling empfahl sich mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen und ging nach seiner Wohnung zurück.

Czontosz war noch immer nicht wiedergekehrt, aber er schien sich jetzt darum nicht zu bekümmern, denn sein ganzes Denken war nur auf die schöne, jungfräuliche Elisabeth gerichtet. Er überraschte sich zum erstenmale auf einem Gefühle, das ihm bisher fremd gewesen war und mit allen süßen Hoffnungen, die der ersten Liebe eigen sind, zog Elisabeth's Bild in sein Herz.

Er besuchte täglich das Haus der Gräfin und fand in der Gesellschaft der beiden Damen das ungetrübteste, reinste Vergnügen. Unmerkbar hatte seine Phantasie den Goldfaden ausgesponnen, der sein Herz umschlang, und er fand den Weg zum Gemüthe Elisabeth's; denn es schien, als ob ihr Auge mit Wohlgefallen auf dem schönen Jünglinge verweile, der so beredt zu erzählen wußte und die wenigen Erlebnisse seiner frühesten Jugendjahre so hübsch ausschmückte. Zwei reine, unverdorbene Herzen waren einander in einem gleichen Gefühle begegnet.

Es war ein kühler Herbstmorgen und der Wind blies schon über die Stoppeln, als zwanzig Husaren am Fuße des Kalvarienberges harrten. Eine Kutsche hielt vor dem Hause und die Gräfin Raday mit ihrer Tochter stieg geleitet von Bornemißa ein. Der Wagen bewegte sich rasch vorwärts und bald waren die Thürme von Kaschau entschwunden. Es ging der Grenze des Abaviarer Comitates zu, und nur noch wenige Stunden waren bis Eperies. Ein dichter Tannenwald umfing die kleine Konvoi, als plötzlich Hufschlag von Pferden hörbar wurde. Links und rechts brachen Bewaffnete aus dem Walde und umringten die kleine Truppe.

„Die Tököly'schen!" erschallte es plötzlich und klirrend flogen die Säbel aus der Scheide.

„Haltet zusammen!" rief Bornemißa und hieb in die feindlichen Streifer ein; aber ihre Zahl war bei weitem überlegen. Ein Pistolenschuß streifte seinen Arm und Blut färbte den Dolman.

„Kameraden, rettet die Gräfin!" rief Janoš und warf sich dem Feinde entgegen. Die Rosse am Wagen wurden scheu und rissen unaufhaltsam vorwärts, links und rechts flogen die Kugeln; ein Haufen der Kaiserlichen flüchtete in gerader Richtung dem Wagen nach, während der Cornett mit einigen Wenigen Wunder der Tapferkeit leistend, den Feind aufhielt. Schon blutete er aus mehren Wunden, als er plötzlich von hinten herumgerissen, vor Czontosz lag, der voll Tücke den Säbel schwang und den Fuß auf seine Brust setzte.

„Wirst Du mich nun Deinem Kommandanten anzeigen, verfluchter Hund!" brüllte Czontosz und wollte eben den Jüngling durchbohren, als ein kräftiges: „Haltet!" ertönte und aus dem Dunkel des Waldes eine hohe Gestalt hervorsprengte.

„Der General!" tönte es einstimmig.

Es war Graf Emerich Tököly, der Feldherr der Mißvergnügten. Eine hohe, imposante Gestalt, kaum noch in den dreißiger Jahren. Unter der hohen Stirne leuchtete das ernste, dunkle Feuerauge, um den schöngeformten Mund sprach ein eigener Zug von Stolz und Hohn und der rabenschwarze, schöne Bart hob die fast leichenhafte Bläße des Gesichtes. Der eng anliegende, prachtvolle Anzug

der Magnaten jener Zeit, hob die Schönheit seiner Gestalt und der dunkle Rappe schien stolz darauf, den ehrgeizigen Generalissimus zu tragen, der plötzlich unter den wüthenden Söldnern hielt. Sein prachtvoller Anzug, seine kostbaren Waffen, der in einer, mit Edelsteinen ausgelegten Saffianscheide ruhende Säbel, der herrliche Reiherbusch auf dem Kalpak, das Alles kontrastirte gar sehr mit der ärmlichen Bekleidung der gemeinen Soldaten, ihren zerrauften Gestalten und wilden Gesichtern. Es waren meist Kruzen oder Kreuzsoldaten, aufrührerisches Gesindel und abgedankte Kriegsknechte, die Tököly unter sein fliegendes Heer aufgenommen hatte. Schon zu König Wladislaw des Zweiten Zeiten waren die Kruzen ein furchtbares Heer, das sich zusammenrottete und sengte und mordete, ohne sich durch Strang und Befehl zügeln zu lassen; aber noch gefährlicher und mordsüchtiger waren die Kreuzsoldaten dieser Zeit.

Sie wichen zurück, nur Czontosz hielt den am Boden liegenden Cornett fest. „Willst Du loslassen, einäugiger Hund?! Ist es Sitte, den Feind im Rücken anzugreifen, oder meinst Du unter einem Mordbrenner zu dienen?!"

Czontosz ließ den Blutenden fahren und verlor sich unter den Soldaten. Bornemißa blutete aus mehren Wunden, sein Antlitz war entstellt und matt ruhte sein Auge auf der Gestalt des Helden, als er von einigen Männern aufgerichtet wurde. Tököli nahm ihn fest in's Auge, eine dunkle Röthe färbte mit einem Male sein geisterblasses Antlitz. Die Soldaten waren indeß ehrfurchtsvoll zurückgetreten.

„Kennst Du mich?" fragte der Generalissimus.

Der Cornett sah empor und wie ein Blitz durchzuckte es sein Inneres. Der Jugendfreund hatte den Gespielen seiner Jugend erkannt; aber eine schmerzliche Regung unterdrückte die Freude des Wiedersehens. Tief bewegt wandte sich Bornemißa ab und sprach: „Ich kenne Dich nicht!"

Das Auge des Generalen glühte.

„Das heißt, Du willst mich nicht kennen! Ich kenne Dich aber recht wohl, Du bist Johann Bornemißa, mein Vasall, mein Diener, der mir gehört, und den ich am ersten, besten Baume aufknüpfen lassen kann, als Feind und Treubrüchigen. Warum bist Du nicht meinem Aufruf gefolgt als Unterthan meines seligen Vaters und der Fahne der Freiheit?!"

„Weil ich nicht den Schwur der Treue brechen wollte, den mein Vater einst dem Könige geschworen; weil ich nicht angehören will einer Bande zügelloser Aufrührer und Rebellen, die das Land versengen und morden!" — versetzte der Cornett.

„Schweig', Elender!" donnerte Tököly, „oder ich vergesse —"

„Vergiß immerhin," fiel der Cornett ein, „daß wir als Knaben einst auf den Burgen zu Hußth und Arva spielten; vergiß, wie oft Du mir gelobtest, gut zu werden und nie Unrecht zu thun; vergiß es Emerich, wie Du in einer schönen Stunde einst gelobtest, nie vom rechten Pfade zu weichen und gut zu sein und edel. Du wolltest einst der Stolz des Ungarlandes sein, was bist Du jetzt, ein Räuber — ein —"

„Schweig'," gebot Tököly und biß sich grimmig in die Lippen, daß das Blut hervordrang. Er riß sein Pferd um nnd ritt unter die Kruzen hinein, die scheu zurückwichen.

„Wo ist der Kovatsch?" rief er.

Aus den Haufen, die sich an Bäumen und Büschen gelagert hatten, trat der Kundschafter, oder wie man diese Leute damals hieß, der Kovatsch Stephan Dobočzi hervor.

„Du hast uns guten Dienst erwiesen!" rief Tököly und warf ihm eine Börse mit Goldstücken zu, „nur Schade, daß die Hälfte unseres Siegs verloren ging. Wäre es gelungen, die Gräfin in die Hände zu bekommen, bevor sie Saros erreichte, so war dieser Schlüssel zum ganzen oberen Lande in unsern Händen. Der Tod der Gräfin und ihr blutiges Haupt würden den alten, deutschen Starrkopf gewiß zur Uebergabe bewogen haben. Verfluchtes Gesindel!" fuhr er zu den Kruzen fort, „das nicht einmal den Muth hat, einem Weibe nachzusetzen!"

Janos athmete leichter, denn Elisabeth und ihre Mutter waren gerettet.

„Du kannst wieder gehen!" sprach Tököly zu dem Verräther, „stelle Dich bei Deinem Regimente, unterlaß aber nicht, uns jederzeit von den Planen des Heister Kundschaft zu geben, Du wirst dafür bezahlt, besser, als er Dich bezahlen kann — wofern Dich aber einmal die Lust anwandeln sollte, uns zu verrathen, so kannst Du versichert sein, daß Dein Kopf an Eisen gespießt und Deine Glieder auf die Thurmspitzen geflochten werden."

„Nie werd' ich ermangeln," sprach Doboczi, „der guten Sache zu dienen und wie kann ich es mehr, als wenn ich wider Willen und gegen meine Ueberzeugung einem Herrn diene und scheinbar gegen eine Sache streite, die doch nur die meinige ist."

In diesem Augenblicke fiel sein Blick auf Bornemißa, der ihm verächtlich den Rücken zuwandte. Doboczi lächelte verschmitzt und verlor sich unter den feindlichen Truppen. Janos wurde auf ein Pferd gesetzt und ringsum saßen einige berittene Kruzen auf. Der Zug ging vorwärts und Tököly sprengte mit der Schnelligkeit des Windes fort. Die Todten und Verwundeten blieben hilflos am Platze liegen.

Vor Rosenau stand das Lager der Rebellen; das Land ächzte unter dem Fußtritt ihrer Pferde, die Felder hatten seit Jahr und Tag brach gelegen. Es herrschte unter den Truppen weder Ordnung, noch Mannszucht, nur die Allgewalt Tököly's und sein entschiedenes Wesen hielt sie im Zaume, so wie sein rasches Handeln und die Aussicht auf Gold und reiche Beute die aufrührerischen Kreuzsoldaten ihm förmlich leibeigen machte. Es war schon im Spätherbste, der Winter drohte hereinzubrechen und es war hohe Zeit, einen entscheidenden Streich gegen Saros zu wagen, um diesen Schlüssel zu Polen und Ober-Ungarn in die Hände zu bekommen.

Tököly hatte Kriegsrath gehalten und einige Husaren, die bei dem Ueberfalle gefangen wurden, über Lage und Zustand der Festung befragt. Aber so groß auch seine Drohungen und Versprechungen waren, falls Einer zum Verräther werden sollte; Keiner wollte das Blutgeld verdienen, für das er seine Kameraden an's Messer liefern sollte, noch wollte einer die schwachen Punkte der Festung verrathen.

Tököly wüthete über die Festigkeit der treuen Ungarn und ließ die drei vor den Lager aufknüpfen.

Janoš wurde vor den erzürnten Feldherrn gebracht. Mit anscheinender Ruhe schien dieser die Schmähworte seines einstigen Jugendgespielen zu ertragen, ohne diesen einer Antwort zu würdigen. Das Zelt des Grafen war reich, in orientalischem Geschmacke ausgestattet; die Wand entlang liefen kostbare Divans und hingen prachtvolle Waffen, Geschenke des Machthabers der Pforte und seiner Großen. Aber Alles überstrahlte die Gräfin Helena Zriny, Ragoczi's Witwe und jetzt die stolze, kriegesmuthige Gattin Tököly's.

Es war eine hohe, erhabene Gestalt, an der die Blüte der ersten Jugend vorübergegangen, und die zu vollendeter Frauenschönheit aufgeblüht war. Helena war das schönste Weib, das eine üppige, glühende Phantasie nur schaffen konnte; in reichem Schmucke und reizender Männertracht stand sie neben dem herrschsüchtigen Gemal. Unter dem leichten, ungarischen Hütchen quoll das rabenschwarze Haar in langen, seid'nen Locken auf den Hals von blendender Weiße und feurig wie ein Demant sah unter den schön gezogenen Wimpern das dunkle Auge, das die durchsichtige Blässe ihres edlen Gesichtes nur hob, welches in diesem Augenblicke mit einer leisen Röthe, wie von Purpur und Rosen überzogen schien. Fast zu sprengen drohte der volle, wogende Busen die knappe Männertracht und im reizendsten Ebenmaße, in vollendeter Fülle traten die schönen, schlanken Glieder hervor. Der reichverzierte Ungarsäbel hing an einem goldenen Gürtel um ihre vollen Hüften.

Es war ein schönes, stolzes, üppiges Weib!

Bornemißa von so viel Schönheit geblendet, sah zu Boden, während ein dunkles Roth seine Wangen färbte; man wußte nicht, ob aus Scham über die verletzende Rede Tököly's, oder aus Bewegung bei dem Anblicke Helenen's.

Helene oder Ilona, wie sie bei den Ungarn hieß, hatte den Eindruck schnell bemerkt, den sie auf den Jüngling gemacht hatte, und auch ihr Auge schien mit Wohlgefallen auf ihm zu ruhen.

„Liebe Helena!" nahm der Graf das Wort, „Du siehst hier meinen Jugendgefährten auf Arva — einst mein Vasall, jetzt ein Verräther!"

Helene sah bittend auf Tököly, dieser schien den inneren Grimm zu unterdrücken und sprach in milderem Tone: „Das Schicksal hat ihn von meiner Seite gerissen, als ich nach Siebenbürgen flüchten mußte, und auch jetzt will es ihn auf's Neue von meinem Herzen reißen, dem er doch sonst so theuer war, denn er dient jetzt unter meinen Feinden!" — Nach einer neuen Pause fuhr Tököly fort: „Laß uns noch einmal der Zeiten ohne Groll gedenken, wo wir Knaben waren und im grünen Hofraume spielten und unſ're Väter beim vollen Becher uns zusahen. Wir haben schon damals Freund und Feind gespielt, wer hätte damals gedacht, daß wir uns einst so gegenüber stehen würden?!"

Tököly fuhr mit der Hand über die blasse Stirn, als sänne er nach. Es schien in seiner Brust aufzugehen, wie süßer Schmerz und Sehnsucht nach vergangenen Jahren. Janoš benützte den Moment der sanfteren Gemüthsstimmung des Feldherrn.

„Emerich!" sprach er, „damals hab' ich Dich besiegt, obwol jünger an Jahren und ärmer an Kraft und Geist wie Du; ich setzte den Fuß auf Deinen Nacken, das trieb Dir das Blut in's Gesicht. Es war ein Scherz, und jetzt —"

„Jetzt bin ich Feldherr — Fürst — die Krone ist nicht zu hoch, daß meine Hand nicht an sie ragen sollte — ich werde mit Land und Volk belehnt und nicht lange währt es, so trage ich die Krone von Ungarn und den Woywodenhut von Siebenbürgen auf meinem Haupte und schmücke meine Ilona mit dem Purpur!"

Tököly's Auge glänzte in strahlendem Feuer, als seine Seele sich in den herrlichen Spiegelbildern einer großartigen, geträumten Zukunft verlor.

Janoš schüttelte traurig das Haupt.

„Es ist ein böser Geist, mein Emerich!" sprach er, „der Dein sonst so gutes Herz befangen hält; laß ab von einer Sache, die ungerecht, hör' auf zu morden Deine Brüder! Dein Weib willst Du mit dem Fürstenpurpur schmücken? Dich selbst wird einst die Nachwelt brandmarken und Deinem Angedenken fluchen! Sieh' rings um Dich, die Saaten sind zertreten, die Städte niedergebrannt; Du hast mit Deinen Rotten das Land verwüstet, Wehrlose getödtet; Du hast das Kind vom Mutterbusen gerissen, den Säugling in die Flammen gestürzt, Kirchen und Klöster beraubt, die Unschuld ward durch Deine Söldner geschändet, sie haben den Namen der Ungarn gebrandmarkt, sie haben gegen ihr eigenes Volk gewüthet, sie haben gerissen an den Pulsadern ihres Landes und gesprengt die innersten Nerven unserer alten Gesetze. Emerich, blick' um Dich, ein wüstes, entvölkertes, unglückliches Land jammert unter Deinem Fußtritt, — Sohn des Magyarenlandes, Du hast Fremde herbeigerufen, um Dein Vaterland zu verderben; Ungar, Du hast Ungarn verrathen!"

Emerich blickte ernst zu Boden, sein Gesicht war bleicher wie die Zeltwand, während Ilona mit glühenden, aber keineswegs feindseligen Blicken den begeisterten Redner maß.

Emerich faßte die Hand seines Jugendfreundes und riß ihn stürmisch an sein Herz.

„Bruder, Du hast in mein Herz gegriffen mit kühner Hand und bei dem ewigen Gott, es gibt Wenige, die das durften, so wie Du —" Er barg sein glühendes Haupt an der Brust des Jünglings, nach einer Weile fuhr er fort: „Aber Du bist jünger, wie ich, besser, sanfter, wie ich, Du kennst das Gespenst des Ehrgeizes nicht, es hat nicht die Krallen geschlagen in Dein Herz und hält nicht alle Deine Sinne gefesselt; ich aber muß vollenden, was ich begonnen habe, denn eh' soll mein Gebein in Wind und Wetter faulen, eh' sollen die Raben nach meinen Augen hacken, ehe die Mitwelt sagen mag, es war ein Knabenspiel, das ich versuchte, ehe die Nachwelt mich verhöhnen mag, daß ich auf halbem Wege stehen blieb."

„Und gilt es Dir für nichts," entgegnete der Jüngling muthig, wenn Du geliebt daheim, geliebt von Allen, die Dich kennen, Dich begnügst mit jenem Glück, das Liebe bietet? Was kümmert Dich der eitle Ehrgeiz und der Gedanke an Reich und Kronen, die schönste Krone reicht Dir Frauenschönheit und eines treuen Weibes Herz, das ist des Mannes schönstes Reich!"

Helene zerdrückte eine Thräne, die wie eine Thauperle in dem glühenden Schwarz ihres Auges emporstieg. Es war die süße Regung des Weibes, das stolz die Weiblichkeit verläugnete, das mit Männern kämpfte; wie glücklich, wer lieben konnte, lieben durfte!

Helene hatte noch nie geliebt!!!

Es war nicht Wahl des Herzens, die sie zu Tököly gezogen hatte; sie liebte nicht, aber sie achtete, sie bewunderte ihn, ihr Geist schmiegte sich willig und ergeben an den Mann an, der so kräftig aufgetreten war, der von Zeit und Umständen begünstigt, groß zu werden versprach; sie glaubte den Mann zu lieben, der einst eine Königskrone tragen sollte. Der gleiche Durst nach Ruhm und Glanz hatte zwei Herzen vereinigt, die sonst vielleicht kalt und theilnahmlos an einander vorübergegangen wären. Zudem begegneten sich Beide in einem Gefühle, in ihrem Hasse gegen das Gesetz, das sie und ihre Gesinnungen achtete und verfehmt hatte. Tököly's Vater war ein Mitglied jener Verschwörung gewesen, an dem Helenen's Vater Graf Zrinyi, so wie der unruhige, immer rastlose Ragoczi, ihr früherer Gatte theilgenommen hatte. Beide hatten unter dem Schwerte der Gerechtigkeit geblutet.

Haß und Rache bestürmten jetzt in gleichem Maße das Herz des jungen, schönen Weibes und verbannten jedes andere Gefühl aus ihrer Brust. Sie hatte noch nie geliebt, noch nie einer milderen Regung Raum gegeben, jetzt zum ersten Male empfand ihr Herz eine nie geahnte Wehmuth, einen nie geahnten Schmerz; sie fühlte, sie ahnte bei den kühnen, begeisterten Worten des Jünglings, daß es noch etwas Höheres, Schöneres gebe, als Ehrgeiz und Rachsucht, daß es ein Gefühl gibt in der schwachen, zitternden Brust des Menschen, dem alle anderen Gefühle weichen müssen.

Helene liebte!

Emerich's Seele sonst so düster, war ebenfalls milder gestimmt; Bornemißa hatte zu seinem Herzen gesprochen. Und doch vermochte nichts ihn aufzuhalten auf seinem Wege, er kam auf seine Träume, seine Aussichten zurück. Es galt die Eroberung Oberungarns, um zu seinem Ziele zu gelangen, und vor Allem mußte erst das feste Bergschloß in seine Hände gerathen, ehe an ein Weitergehen zu denken war. Vergebens bot er seinem Jugendfreunde eine höhere Stellung in seinem Heere an — vergebens drohte er; Bornemißa blieb standhaft und verweigerte es, Dienste im Tököly'schen Heere zu nehmen. Noch entschiedener wies er die Freiheit zurück, die ihm geboten wurde, wenn er Mittel an die Hand geben wollte, die Festung zu gewinnen, oder ihre schwachen Punkte zu verrathen.

Ilona wagte es nicht, ihrerseits in den Jüngling zu dringen, sie achtete zum erstenmale einen Mann.

Unwillig entließ Tököly den Widerspänstigen.

Saros wurde indessen nach allen Seiten noch mehr befestigt, denn mit Recht vermuthete der Kommandant eine langwierige Belagerung. So groß seine Freude auch war, die Schwester gerettet zu wissen, denn Kaschau war bereits in den Händen der Feinde; so mischte sich doch auch Trauer in dies Gefühl, denn Bornemißa war nicht mit zurückgekommen und man wußte nicht, ob er bei jenem Ueberfalle gefangen fortgeschleppt oder gefallen war. Elisabeth trauerte tief, denn sie gestand es sich selbst mit Erröthen, daß der Jüngling, der sein Leben für sie gewagt, ihrem Herzen nicht fremd gewesen sei.

Janos war indeß in leichterer Haft auf Tököly's Schloß zu Rosenau und wurde von dem Feldherrn sowol, wie von seiner Gattin mit Schonung, ja mit Auszeichnung behandelt. Helene machte jetzt seltener als je die Streifzüge mit, die sie in Männertracht mit ihren Truppen oder an der Seite ihres Gatten gemacht hatte. Ja, sie trug sogar öfter Frauenkleider, die ihre schöne Gestalt nur noch lieblicher kleideten. Tököly hatte Kaschau mit Sturm genommen und stand vor Schmöllnitz, um die kaiserlichen Truppen aus ihrer festen Stellung zu bringen. Helene war mit einer schwachen Besatzung auf dem Schlosse zu Rosenau zurückgeblieben.

Schon lag der erste Schnee wie ein weißer Filtig auf der Gegend und flackernd brannte in den Kaminen die Flamme. Janos stand in einem einsamen Gemache des Schlosses und dachte an die jungfräuliche, schöne Elisabeth, als Frauengewand durch die Thüre rauschte. Es war die Kammerfrau der Gräfin, die ihn zu ihrer Gebieterin beschied. Der Cornett folgte der Einladung und ging nach dem Gemache der Gräfin.

Die trauliche Dämmerung des Zimmers, das mit aller Pracht eines reichen Magnaten ausgestattet war; die dichten, seidenen Vorhänge an den hohen Fenstern; die weichen, wollüstigen Ottomanen, die um die Wand herumstanden, die feinen Parfüms und Specereien, mit denen die Atmosphäre des Gemaches geschwängert war, versetzten selbst die kälteste Phantasie in ein Feenreich. Auf einer überreichen Ottomane wiegte sich die Gräfin in reizender Frauentracht, auf Kissen von finsterm giftrothen Brokat, der die Schönheit des reizenden Weibes nur noch mehr hob. Sie trug ein Gewand von schneeiger Weiße, auf das die rabenschwarzen Locken, düster wie Ebenholz niederfielen, der volle Busen wogte unter dem lässig gegürteten Kleide. So herrschte die Königin der Feen im Zaubertempel! Bornemißa war fast bestochen durch so viele Schönheit und um eine Anrede verlegen. Mit einnehmender Freundlichkeit befragte die Gräfin den Jüngling um sein Befinden und ob die Wunden, die er davon getragen, nicht mehr gefährlich wären. Es waren meist nur leichte Verletzungen und die Gräfin äußerte darüber unverholen ihre Freude. Mit weicher, voller Stimme hieß sie ihn neben sich auf der Ottomane setzen. Sie lenkte das Gespräch auf die früheren Erlebnisse des jungen Mannes zurück und schien seinen Worten mit großem Interesse zu lauschen.

„Ich bedaure," nahm sie das Wort, „daß das Kriegsglück uns einander als Feinde gegenüberstellt, während wir in jeder andern Lage des Lebens gewiß nie feindselig einander gegenüber gestanden wären. Es hat mich gefreut, Euch damals so stolz sprechen zu hören und laßt es mich gestehen —" fuhr sie zögernd fort, „ich war stolz darauf, endlich einen Mann gefunden zu haben! O glaubt es mir, ich hasse den Krieg und doch muß es sein, — es thut so weh', gegen seine eigenen Brüder wüthen zu müssen, es schmerzt mich, nicht verstanden — allein —"

Eine Thräne netzte ihr großes, schönes Auge, sie hatte unwillkürlich Bornemißa's Hand ergriffen, er fühlte sie zittern in der Seinigen. „Um Gott, was ist Euch, Gräfin?" fragte der Cornett.

„Laßt, es wird vorübergehen!" — Aber ein leises Weinen brach ihre Stimme, sie schluchzte und lehnte das Haupt an Bornemißa's Schulter. Er fühlte sich berührt von ihrem Athem, ihre Locken kühlten seine Wange, ihr

Herz ſchlug an ſeiner Bruſt, ihr Athem umwehte ihn wie ſüßer Engelshauch. Sie zitterte heftig.

„Bornemißa!“ rief ſie mit tiefſinnigem Tone, „Du biſt der erſte Mann, den ich achte, den ich —“

Sie ſprach nicht weiter, aber ſie ſchlang ihre vollen, weichen Arme um ſeinen Nacken und Thränen entſtrömten ihren Augen.

„Ja, ich habe nie geliebt!“ rief Helene, „ich liebe mit aller Glut, die einem Herzen eigen ſein kann, ſpotte meines Geſtändniſſes, nenne mich thöricht, nenne mich wahnſinnig, daß ich den Frauenſtolz vergeſſe; Bornemißa ich liebe Dich, ich liebte Dich, wie ich das erſtemal Dich ſah!“

Ihre Arme hielten ihn feſt umſchlungen, ihre Lippen brannten auf den ſeinigen, ihr Herz ſchlug in raſchen Pulſen an ſeiner Bruſt. Ihre Locken glitten über ſein Antlitz und wehten um ſeine Stirne. Die dunkeln Schatten der Dämmerung, die durch die ſchweren Vorhänge das Gemach einhüllten, die trauliche Atmoſphäre, die lautloſe Stille, die holde Geſtalt der Gräfin, das Alles wirkte beſtechend auf den Jüngling. Glühend brannten ihre Küſſe auf ſeinem Munde, er gab ſie wieder, in ſüßem Selbſtvergeſſen drückte er das ſchöne Weib an ſich. „Mein geliebtes, ſüßes Leben!“ ſprach ſie mit ſüß flötender Stimme, und willig drückte der Jüngling glühende Küſſe auf den ſchönen' blendendweißen Nacken und den Purpur der Lippen. Er vergaß ſich und die Welt im Taumel des ſeligſten Entzückens, als plötzlich Eliſabeth's blaſſes Bild vor ſeiner glühenden Phantaſie auftauchte. Mit einem unterdrückten Ausrufe entwand er ſich den Armen der Gräfin.

„Was haſt Du, ſprich?“ rief dieſe und umſchlang ihn auf's Neue.

„Fragt nicht,“ antwortete der Jüngling und blickte ſcheu zur Erde, „forſcht nicht nach dem Geheimniß meiner Seele.“

Ilona fuhr raſch auf. „Du liebſt mich nicht, Du kannſt es nicht — ſprich — ſprich Du — von Dir ſelbſt will ich es hören!“

Der Jüngling ſchwieg.

„Du liebſt mich nicht, Du kannſt mich nicht lieben, denn Du liebſt — — liebſt eine Andere, o ſprich es aus das entſetzliche Wort, das mich vor Scham und Angſt zu Deinen Füßen niederſchmettern ſoll! Sprich damit ich meiner Liebe mich ſchäme, — der Regung, die ich das erſtemal empfand und nie geahnt, daß ich — hahaha!“ ſie weinte und lachte dann wild auf — „daß ich lieben könnte! O wie verachte ich jetzt meine Schwäche, o daß ich der ſtolzen Weiblichkeit vergeſſen könnte, daß ich liebe — o es iſt bitter, bitter, bitter!“

Sie verhüllte ihr Antlitz in die Kiſſen. Nach einer Pauſe begann ſie: „Du liebſt, Unglücklicher!“

„Ihr habt es geſprochen!“ verſetzte der Cornett.

Ilona hielt die gepreßte Hand auf's Herz, das ihr Kleid zu ſprengen drohte. Sie zitterte heftig, eine dunkle Röthe färbte ihr ſchönes, elfenblaſſes Antlitz, dann brach ſie auf's Neue in Thränen aus. „O, wie ich Dich haſſe — ich muß Dich haſſen, denn ich geſtand Dir ein Gefühl — nein, nein, es iſt nicht denkbar!“

Sie löſ'te ſich in Thränen auf, die ihre ſchönen, reichen Locken netzten. Bornemißa hatte ſich auf ein Knie von ihr niedergelaſſen und ihre Hand gefaßt. Sie hatte das Haupt abgewendet und auf den Arm geſtützt. Er hörte nichts, als ein leiſes Schluchzen, das die Bruſt zu ſprengen drohte. Draußen am Schloßhofe wurde Geräuſch hörbar, es kam über den Gang, die Thüre wurde geöffnet, und — Czontosz trat ein. Als er die Gruppe erblickte, blieb er befremdet ſtehen. Ein hämiſches Lächeln flog über ſeine verzerrten Züge, Die Gräfin war erſchreckt emporgefahren und ſtieß den Jüngling von ſich.

„Ei, ich wünſch' Euch Glück, mein junger ſchöner Fant!“ verſetzte der Huſar leiſe zum Cornett, „Ihr habt ja ein verteufeltes Glück bei den Frauen!“ — Und an die Gräfin tretend, fuhr er meldend fort: „Draußen, gnädige Frau, hat man ein verrücktes Weib eingebracht, die ſich in Wäldern und Bergen herumtreibt und allerlei verrücktes Zeug angibt. Die Soldaten haben ſie auf den Karren gebunden und wollen ſie peitſchen, weil ſie uns loſes Geſindel ſchimpfte! Es iſt gewiß eine feindliche Kundſchafterin, die uns ablauern ſoll.“

„Laßt ſie los!“ gebot Ilona und zu Janos gekehrt, ſprach ſie leiſe und dringend: „Ich bin verloren und Ihr ſeid es mit mir, wenn jener Schurke ſpricht! Flieht, ehe mein Gemal wieder zurückkehrt und vergeßt es, daß je Helena Zrinyi ſich herabließ, für einen Undankbaren ein Gefühl der Theilnahme zu hegen!“

Der Cornett wollte ſprechen, die Gräfin wies ihn mit einer ſtolzen Handbewegung zurück. Bornemißa verließ mit dem Huſaren das Gemach.

Im Schloßhofe ſchallte ein wüthender Tumult; die Kriegsknechte lachten und ſprangen, dazwiſchen aber tönte das verzweifelnde Jammern einer Frau, die unter den Peitſchenhieben der rohen Kriegsknechte blutete. Ein niedriger, vierrädriger Karren war hereingezogen worden. Er war mit einem breiten Brette bedeckt, an dem eiſerne Klammern angebracht waren, die feſtgeſchraubt wurden.

Das unglückliche Geſchöpf lag auf dem Brette, über jeden Fuß waren die Eiſenklammern gelegt und ein großer Ring vorne am Karren diente dazu, den Hals am Brette feſtzuhalten. Die Elende war in erbärmliche Lumpen gekleidet, ihr Rücken war entblößt und in breiten Strömen rann das Blut herab. Vergebens wollte ſie ſich den Klammern entringen, ſie hielten feſt und um ſo wüthender fielen die Peitſchenhiebe auf den zerfleiſchten Körper der Unglücklichen. Die Knechte brüllten vor Freude.

Bornemißa trat mit Czontosz in den Kreis und ſchleuderte zwei der ärgſten Peiniger nieder, während die andern durch das plötzliche Erſcheinen des Cornetts betroffen in ihrem ſchändlichen Vorhaben einhielten. „Nieder mit dem Hunde!“ riefen die Tollſten, aber Bornemißa ſchleuderte mit Jugendkraft die Wüthenden bei Seite und riß das Weib vom Blocke. Sie ächzte ſchwer auf und mit einem wahnſinnigen Gelächter, das von heftigem Weinen unterbrochen wurde, ſank ſie zu Bornemißa's Füßen. Ihr Rücken war gräßlich zerfleiſcht, ihr Haar hing wild über Bruſt und Nacken, kaum bedeckten ihre Blößen die elenden Lumpen, in die ſie gekleidet war. Ein großer Kummer ſprach aus ihren welken Zügen, die noch immer von ſeltener Schönheit zeugten, gewiß waren ſchwere Leiden und trübe Jahre über dieſe einſt ſo ſtolze Geſtalt gegangen. Noch lagen Spuren von Geiſt und Anmuth auf ihrem Antlitz, das von Thränen überſtrömt war. Bornemißa hob

das jammerbleiche Weib vom Boden; sie sah ihm mit dem starren Ausdruck eines tiefen, unheilbaren Wahnsinns in's Gesicht. — Die Knechte wollten über Bornemißa herfallen, als das Weib wie zum Schutze sich vor ihn stellte und mit unterdrückter Wuth rief: „Laßt mich los, Ihr Schurken, oder ich will Euch strafen — ich will es dem dort oben klagen —"

Die Krutzen standen betroffen, dann lachten sie wild auf und Czontocz faßte sie bei den Haaren. Bornemißa wollte ihm in den Arm fallen, aber in demselben Augenblicke wurde er zu Boden gerissen. Schon schwangen sie die Peitschen und wollten dem Weibe die Sporen in's blutige Gesicht drücken, als Tököly's Stimme erschallte. Er sprengte, umgeben von einigen seiner vornehmsten Unterfeldherren in den Schloßhof.

„Augenblicklich laßt los, ihr elendes Gelichter!" donnerte er das Volk an, „wer hat es zuerst gewagt, in meinem Schlosse, dies unter den Augen der Gräfin herbeizuführen? Hab' ich Euch gelehrt, mit Weibern Krieg zu führen, Ihr Lumpengesindel?"

Die Krutzen sahen bestürzt zu Boden; jeder kannte und fürchtete die Strenge des Feldherrn. Er war vom Pferde gestiegen und das Weib hielt flehend seine Knie umfaßt.

„Fort mit Euch!" befahl der General und hob das Weib auf. Sie wurde dem Schloßpförtner übergeben. Schweigend entfernten sich die Andern, während Bornemißa dem Weibe nach der Schloßpforte folgte. Tököly schritt die breiten Stufen hinan zu dem Gelasse seiner Frau.

Bei dem Pförtner wurden die Wunden des Weibes mit Wein gewaschen; sie war in einen wohlthätigen Schlummer gesunken, als sie erwachte, fiel ihr erster Blick auf Bornemißa, der neben ihrem Lager stand. Sie schien sich auf etwas zu besinnen und dankbar ihrem Befreier zuzulächeln; aber der Wahnsinn hielt ihre Seele gebunden und mit einem irren Gelächter sprach sie: „Bist Du da, mein Rettungsengel? Ich habe Dich gesucht in den Bergen und habe nach Dir gerufen in Wald und Thal, aber Feld und Hain sind stumm, sie haben mich ausgelacht, und der Quell hat im Wald geschlafen und die Thurmspitzen haben nicht gesprochen in den Städten, wenn ich hinaufstieg, sie zu fragen. Sprich, willst Du mich ganz frei machen, mein süßer Retter, Du kannst es, denn Du bist noch so jung und ich bin schon so erstaunlich alt, weil ich schon lange lebe und die Jungen werfen mit Steinen nach mir!"

„Wie alt bist Du denn?" fragte der Jüngling.

Das Weib sah ihn befremdet an, dann fuhr sie fort: „Frag' den Währwolf in den Bergen, der weiß es besser, als ich! Sie haben mich hinausgehetzt mit Hunden; da hat der Währwolf Bruder zu mir gesagt und die Natter Schwester, und ich habe mir ein Kleid gemacht aus Froschhaut und eine Mütze von Eichenrinde und ein Herz von Kieselstein. Ich habe lange darnach graben müssen, bis ich eins gefunden habe in den Felsen, denn Du kannst mir's glauben, in den Städten findet man keines!"

„Sie ist wahnsinnig!" sprach Bornemißa leise vor sich hin.

Das Weib horchte hoch auf: „Was meinst Du? Ich bin nicht wahnsinnig, o nein — nein — nein —"

Sie lächelte leise vor sich hin und ein unnennbarer Zug von Schwermuth spielte um ihre Lippen; dann fuhr sie mit gepreßter Stimme fort: „Aber ich bin es gewesen, als ich noch den Menschen glaubte — o er hat mir Alles vorhergesagt, der alte Prophet, aber 's ist halt nicht ganz eingetroffen! Sag' das nicht, daß ich närrisch bin, sie möchten mich schlagen!" — Sie schauderte zusammen. „Nur nicht mit Hunden hetzen," bat sie mit rührender Stimme, „nur nicht mit Peitschen schlagen, nicht wahr, alter Mann, Du wirst mich nicht schlagen?!"

Bornemißa schüttelte das Haupt. „Hältst Du mich für alt, Weib?" fragte er.

„O kein Mensch wird alt genug — siehst Du, ich habe geglaubt, ich werde nie alt und bin's doch geworden! — Sie sank zurück und schien zu schlafen, der Cornett war zurückgeblieben und unterhielt sich mit dem alten Pförtner; eben wollte er sich entfernen, als sechs Soldaten eintraten und ihm befahlen, ihnen zu folgen. Czontocz war unter ihnen und lachte höhnisch. Auf die Frage des Cornetts, hieß es, der Graf hätte es so befohlen. Eine Ahnung stieg in der Seele des Jünglings auf. Ccontocz band seine Hände mit Stricken. Jeder Widerstand war vergebens und scheiterte an der Uebermacht; Bornemißa wurde gebunden.

Das Weib richtete sich hoch auf, als die Krutzen eintraten und hielt ihre Knie umschlungen. Czontosz schleuderte sie höhnisch lachend weit von sich.

Es war eine ganz eigenthümliche Anhänglichkeit, die sich bei dem verrückten Weibe kund gab und die noch stärker war, als ihr Wahnsinn, denn sie betrachtete Bornemißa als ihren Engel, der sie vor den Blutschlägen der Barbaren gerettet; sie fühlte innige Dankbarkeit, das einzige Gefühl vielleicht, das stärker war, als ihr Wahnsinn. Als Bornemißa hinausgeführt wurde, warf sich die Wahnsinnige auf ihr Bett und verwünschte sich, die Welt und die Knechte, die ihren Lebensretter davon geschleppt hatten.

Der Winter war mit aller Macht hereingebrochen und die starren Felsenhäupter der himmelhohen Karpathen waren tief in Schnee begraben. Nichtsdestoweniger setzte Tököly hartnäckig die Belagerung der Feste Saros fort, Eperies war zum zweiten Male in seiner Gewalt und eng umzingelte er die Burg. Der Kommandant, von einer feindlichen Kugel getroffen, lag seit einigen Tagen an einem Wundfieber darnieder, das seine Kräfte zu verzehren drohte; die kleine Besatzung war durch Hunger und Krankheiten geschmolzen und täglich rafften die Kugeln der Tököly'schen Schützen neue Opfer hinweg. Schon fehlte es der Besatzung an Muth und Stärke, einem entschiedenen Angriffe zu widerstehen, als der Kommandant sich eines Tages auf den Schloßhof hinaustragen ließ und in begeisterter Rede den gesunkenen Muth der Besatzung entflammte. Die Gräfin und ihre Tochter waren ihm besorgt gefolgt und ihrer vereinigten Anstrengung war es gelungen, den greisen Helden wenigstens für eine Zeitlang dem Tode entrissen zu haben, wenn auch ein schleichender Gram und das hohe Alter an seinen Lebenskräften zu zehren schien. Vergebens hoffte er auf eine Auslieferung Bornemißa's, der, wie man jetzt durch einen Tököly'schen Ueberläufer erfahren hatte, auf Rosenau in festem Gewahrsam saß; vergebens hatte der Major zwanzig gefangene Krutzen für die Befreiung des

Cornetts angeboten; Tököly wies den Antrag entschieden zurück.

Mehre Wochen schon hatte Bornemißa in seinem Kerker zugebracht, ohne ein anderes lebendes Wesen zu Gesichte zu bekommen, als den Pförtner, der auf jede seiner Fragen ein starres Schweigen beibehielt. Schon begannen mildere Lüfte durch die Gitter seines Kerkers zu wehen, schon schmolz der Schnee auf den Bergen und Bornemißa wußte noch immer nicht, warum und wie lange er gefangen bleiben werde. — Ein einzigesmal war Econtocz mit dem Pförtner erschienen und ihm rauh und höhnend begegnet. In Bornemißa tauchte die Vermuthung auf, ob der verrätherische Ueberläufer vielleicht den Verdacht in Tököly's Seele angefacht hatte, war er doch ein unwillkommener Zeuge jener Scene bei Ilona gewesen.

Der Kerkermeister brachte jedesmal Speise und Trank, in der letzteren Zeit ließ er von seiner Strenge nach und das verrückte Weib erschien sogar öfter mit ihm im Kerker. Sie hatte den alten Pförtner, der im Herzen gut kaiserlich gesinnt war, so lange bestürmt, bis er ihr erlaubt hatte, ihren Engel einmal sehen zu dürfen, wie sie ihn immer nannte. Dann sang und sprang sie laut jubelnd herum, freute sich wie ein Kind und gelobte ganz artig und vernünftig zu sein. Als sie das erstemal in Bornemißa's Kerker trat, schien eine große Veränderung mit ihr vorgegangen, ihre Kleidung war gewählter, ihr Wesen, wenn auch ernst und kummervoll, trug nur eine leise Spur des Wahnsinns. Sie blieb an der Thüre stehen und legte den Finger auf den Mund, dann stürzte sie schnell auf den Gefangenen zu und bedeckte seine Hand mit Küssen. Als der Kerkermeister die Pforte schließen wollte, bat sie ihn, bleiben zu dürfen. Der Alte erlaubte es nach einigem Weigern und so kam sie fast jeden Tag und blieb, bis der Pförtner sie wieder holte.

Selten sprach sie ein Wort, sie lächelte nur still vor sich hin. Sie war dem Jüngling lieb geworden, war er doch nicht mehr ganz allein. Als sie eines Tages mit dem Pförtner den Kerker verließ, kehrte sie schnell zurück und flüsterte: „Ich werde Dich befreien heute Nacht!" der Pförtner sah sich um, ihre Miene war ganz gleichgiltig. Bornemißa hielt die Aeußerung für Wahnsinn und das Weib kam auch den Tag über nicht, am andern Tage schien sie absichtlich wegzubleiben, auch einige Tage nach einander kam der Pförtner allein. Bornemißa wagte es nicht zu fragen, warum das Weib ihn nicht begleite.

Es war etwa um Mitternacht, als es an der Thüre des Gefängnisses rasselte, sie ging auf und vor ihm stand das Weib. „Der Pförtner schläft!" sprach sie geheimnißvoll, „ich habe ihm die Schlüssel genommen, folge mir schnell, ich kenne den Weg!" — Sie faßte seine Hand und zog den Staunenden durch den Gang hinab in den Schloßhof, die Wache schlief und regte sich nicht. Sie gelangten an ein Pförtlein, das in's Freie führte. Bornemißa athmete nach monden langem Kerkerzwange endlich die freie, frische Nachtluft. Die Wahnsinnige zog ihn vorwärts, ohne daß er widerstrebte. Der Mond hing über der Gegend wie eine zauberische Ampel und seine Strahlen spiegelten sich in dem Bache, der sich durch Wald und Flur schlängelte.

Sie gingen unaufhaltsam vorwärts, die Luft war noch kalt und schneidend, und der Wind erhob sich, das Weib achtete es nicht. Der Morgen graute kaum, als sie aus der Zips waren und die Burg Saros, beleuchtet vom blässerwerdenden Frühmond stand vor ihnen. Sorgsam führte die Wahnsinnige den Jüngling durch dichtes Gesträppe und Büsche ungesehen an den Tököly'schen Soldaten vorüber, die das Bergschloß umzingelt hielten und es war, als ließe ein eigenthümlicher Instinkt das wahnsinnige Weib den rechten Pfad finden. Sie standen an einer kleinen Ausfallpforte, Bornemißa pochte an's Thor. Es regte sich d'rin und rief an, Bornemißa nannte seinen Namen. Der Wachposten rief die andern und nachdem man sich überzeugt hatte, daß kein verrätherischer Ausfall im Hintergrunde lauerte, wurden beide eingelassen. In dem steinernen Wachthause, das an der Ringmauer angebracht war, brannte hell das Feuer des Kamin's und mit Jubel wurde Bornemißa von den Soldaten empfangen. Der Kommandant, hieß es, war im Sterben.

Kalt schnitt der Morgenwind in's Land und die Sonne schien hell auf die kahlen Berge und blätterlosen Bäume, als wollte sie die Keime und Knospen schneller erschließen, denn sonst. Die Fenster im Gemache des Majors waren dicht verhängt, denn die Morgensonne, die eben die erstorbene Natur, die so lang im Winterschlafe gelegen hatte, wieder in's neue Leben rief, war dem kranken Kriegshelden lästig. An seinem Lager stand die Gräfin und ihre Tochter, als Bornemißa mit dem wahnsinnigen Weibe eintrat. Der Greis lag kraftlos auf seinem Lager; als der Jüngling eintrat, schien die Freude seine matten Züge zu beleben und sein glanzloses Auge wurde lebhafter. Nicht sobald aber hatte das Weib den Greis erblickt, als sie mit einem furchtbaren Schrei auf sein Lager zustürzte und ihr Antlitz in den Kissen verhüllte.

„Sidonia!" rief der Major mit größter Abspannung des Schmerzes und sank wie leblos auf sein Krankenlager zurück. Befremdet standen die Zeugen dieser Erkennungsscene, — zwei Bekannte aus längstvergangener Zeit hatten sich wiedergefunden, als Tod und Wahnsinn ihre Sinne schon verwirrt hatten. Man brachte den Major wieder zu sich. Er fuhr mit der Hand über die Stirne, während das Weib noch immer weinte und das Antlitz verhüllte. Der Major reichte Bornemißa die Hand und sprach: „Du bist's, bist es, es kann nicht anders sein, als ich Dich das erstemal erblickte, da ahnte ich es, zu deutlich standen die Züge auf Deinem Gesicht!"

Bornemißa blickte ihn verwundert an. Die Wahnsinnige hatte die Hand des Majors ergriffen, mit Küssen bedeckt und mit Thränen benetzt. Mit rührender Stimme sprach sie: „Kannst Du mir vergeben?"

Der Major lehnte sein Haupt an Bornemißa's Brust: „Bist Du es, Sidonia, die ich nach Jahren wiedersehe?" sprach er schmerzlich.

„Ich bin's!" rief diese, denn das Erkennen des einstigen Geliebten schien ihr das volle Bewußtsein ihrer Seele wiedergegeben zu haben. „Kannst Du mir vergeben, Niklas? O jetzt fällt es mit einem Male wie Schuppen von meinen Augen — mein Geist — o fürchterlich — er war in jahrelangem Wahnsinn gefesselt, weil ich Dich verließ, weil ich treulos an Dir wurde!"

Sie hielt inne und schien sich auf etwas zu besinnen. Dann fuhr sie in ihrer Erzählung fort.

Sidonia von Freiberg war die Tochter eines ſchleſiſchen Edelmanns, Niklas hatte ſie in Ungarn, wo ihr Vater einige Beſitzungen hatte, kennen gelernt und eine glühende Zuneigung zu dem Mädchen gefaßt, welche dieſe erwiederte. Zu ſelber Zeit ſah ſie den Grafen Stephan Tököly, und es gelang ihm, der damals in der Blüte der Jahre und allem Glanze eines ungariſchen Magnaten vor ihr ſtand, ihr Herz zu gewinnen und eine glühende Zuneigung in ihrer Seele zu erwecken. Der ſchlichte, biedere, einfache Niklas Brenner war in den Hintergrund getreten und vergeſſen. Tököly wußte Sidonia zur Flucht aus dem väterlichen Hauſe zu bereden, und ohne daß Jemand deſſen eine Ahnung hatte, hielt er ſie auf einer ſeiner Burgen, tief in den Wäldern Ungarns verborgen. Tököly war wild, rauh, herrſchſüchtig und unbeſtändig. In den erſten Monaten gelang es Sidonien, ſeinen Zorn oft zu beſchwichtigen und zu ſänftigen; jedesmal beſuchte er Sidonien's Schloß für einige Wochen und ließ ſich dann monatelang nicht ſehen. Wer ſchildert ihr Entſetzen, als ſie durch einen Zufall aus ihrer Sicherheit geweckt erfuhr, daß der Graf bereits ſeit mehren Jahren verheiratet war! Sie war grenzenlos unglücklich! Tököly war in der letzteren Zeit immer ſeltener gekommen; als er einsmals wieder kam, warf ihm Sidonia den ſchändlichen Verrath vor. Tököly lachte ihrer und als ſie flehend ſeine Knie umfaßte, ſtieß er ſie mit dem Fuße von ſich. Gewohnheit und Ueberſättigung war an die Stelle ſeiner Liebe getreten; er verließ ihr Schloß und kehrte nicht wieder zurück. Ein unſäglicher Schmerz bemächtigte ſich der Armen — ſie fühlte ſich Mutter! Tököly hatte ſie furchtbar betrogen — der Schmerz verwirrte ihre Sinne, der Knabe wußte es nicht, unter welchen Qualen er das Licht der Welt erblickte. — Sidonia war wahnſinnig! In einer ſtürmiſchen Nacht entfloh ſie mit ihrem Kinde und irrte durch Wälder und Berge, bis ſie Tököly's feſte Burg etwa auffand. Sie brachte ihm den Knaben und beſchwor ihn mit den ſüßeſten Namen, wieder zu ihr zurückzukehren. Ein Glück, daß Tököly's ſtolze Gemalin von Arva abweſend war, Tököly ließ der Armen das Kind nehmen und vertraute es einem Vaſallen. Wie eine Löwin, der man das Junge raubt, wehrte ſich Sidonia; Tökely ſtieß ſie mit dem Fuße von ſich und als ſie auf das harte Marmorgetäfel des Saales hinſank und Blut die weißen Quadern röthete, griffen ſeine Knechte nach ihr. Sidonia wurde mit Hunden aus Arva hinausgehetzt; Tököly ſtand ruhig am Fenſter und ſah die Jammernde, die den Schloßweg hinabſtürzte und ſich in den dunkeln, freien Wäldern verlor, während ein dichter Regen vom Himmel ſtrömte und der Himmel ſich donnernd in ſchweren Wolken entlud. Tököly lachte höhniſch und ſchlug das Fenſter zu. Ein unheilbarer Wahnſinn hielt Sidonia's Seele gefeſſelt, ſie war Jahrelang herumgeirrt, bis ſie jetzt durch eine wunderbare Schickſalsfügung wieder vor dem Jugendfreunde ſtand. — Mit größter Spannung hörte Janoš und der Major ihrer Erzählung zu. Als ſie geendet hatte, rief der Cornett mit einer von Furcht und Hoffnung gepreßten Stimme: „Der Name des Kindes, Weib — — wie war der Name?!"

Das Weib flüſterte kaum hörbar: „Janoš!" und mit einem unterdrückten Schrei preßte ſie der Cornett an ſeine Bruſt.

„Mutter!" rief er, „meine theure, geliebte Mutter, ſo finde ich Dich wieder!"

Mit Rieſenſtärke hielt das unglückliche Weib, die Aermſte aller Mütter, ihr wiedergefundenes Kind in den Armen, ſie küßte ſeine Stirne, ſeine Lippen und netzte ſeine Wangen mit ihren Thränen. Ihr ganzes Bewußtſein war zurückgekehrt, ſo ſtark iſt die Gewalt der Mutterliebe! Sie weinte zwar und lachte wie eine Wahnſinnige, aber es war der ſüße, ſelige Wahnſinn einer Mutter!"

Janoš erzählte nun, was er von ſeiner Jugend wußte. Er galt allgemein für den Sohn des alten Bornemißa, aber er wußte ſich zu entſinnen, daß Bornemißa kurz vor ſeinem Tode ihm manches aus dem Leben des alten Grafen Tököly vertraut hatte, ja ſelbſt Tököly's Liebe zu Sidonia von Freiberg war ihm kein Geheimniß, denn es ſchien, als hätte Bornemißa abſichtlich ſeinen Ziehſohn in die Geheimniſſe des Tököly'ſchen Hauſes einweihen wollen. Jetzt entſann er ſich auch ſeiner Kinderzeit, die er mit Bornemißa auf den Gütern einiger Verwandten desſelben in Schleſien zugebracht hatte, und auch dort hatte er von Sidonien's Schickſale gehört; ihr Vater war mit einem Fluche über ſeine Tochter geſtorben und was damals Ahnung, war jetzt Gewißheit.

So fanden ſich treu ergebene Herzen zuſammen; Herzen, die lange von einander getrennt waren und unter dem wohlthätigen Einfluſſe einer von innen ſo glücklichen Gemüthsſtimmung mußte ſich der alte Kommandant wohler befinden. Zwar hatte ſein Herz nie das ganze, volle Glück der Liebe rein und ungetrübt genoſſen, es waren böſe Jahre über ſein weißes Haupt dahingezogen, er ſtand allein in der Welt mit verwaiſtem, gebrochenen Herzen und jetzt erſt im Spätherbſte ſeines Lebens, am Rande ſeines nahen Grabes, jetzt erſt fand ſich ſeine Seele wieder, er empfand die ſüßen Regungen der Liebe, der Verſöhnung, der Freundſchaft. Leichter wurde ihm der Todeskampf, denn ſein Leben lag abgeſchloſſen hinter ihm und ein Keimen neuer Kräfte war nicht mehr denkbar, wo der Schmerz ſo tief an ſeinen Lebensblüten genagt hatte. Sidonia und ihr Sohn, ſo wie die Gräfin mit ihrer Tochter verſüßten jene wenigen Tage, die den Schlußſtein ſeines Lebens bilden ſollten. Brenner hatte keinen andern Wunſch mehr, als ſeine Nichte glücklich zu wiſſen, und wie konnte ſie glücklicher ſein, als in den Armen des Sohnes ſeiner Sidonia — zwar war es ein Tököly — aber ein treuer Mann, treu im tiefſten Grunde ſeines Herzens! Brenner ahnte die Liebe der Beiden und an ſeinem Sterbetage legte die Gräfin die Hände der beiden jungen Leute verlobend in einander. Der Donner der Kanonen der belagernden Truppen Tököly's ſchallte herauf und eine Büchſenkugel zerſchmetterte die Fenſterſcheiben des Gemaches, während der greiſe Held im Sterben lag. Und die Sonne, die gute, liebe, alte Sonne, die ſeit Jahren in dieſe Gemächer bei Freud' und Leid, in Krieg und Sieg, in Kampf und Frieden geleuchtet hatte, beſchien auch jetzt den Kampf und Frieden auf den bleichen Zügen des Sterbenden. Mit einem friedlichen Lächeln war er entſchlummert. Ernſt und Würde lag auf den kalten, ſtarren Zügen. So ſtarb ein Held des Krieges, während draußen der Donner der Karthaunen und Feldſchlangen einn würdige Leichenfeier des Tapferen war.

Der Kommandant war beerdigt. Ein dreitägiger Waffen-

ſtillſtand wurde abgeſchloſſen. Sidonia ſiechte, mit der zurückkehrenden Vernunft ſchwanden ihre Kräfte und in wenigen Tagen wurde eine zweite Leiche zu Grabe getragen. Sie ruhte in einem Grabe neben Brenner, zwei Eichen breiteten ihre rauſchenden, dichten tauſendjährigen Zweige über ein Grab, in dem ein Held und eine Mutter ſchlief.

Beim Abſchluß des Waffenſtillſtandes war der feindliche Bevollmächtigte auf der Burg erſchienen, es war der treuloſe Stephan Doboczi; er kam jetzt wieder, um die Beſatzung zur Uebergabe aufzufordern. Der Elende hatte jetzt die Maske gänzlich abgeworfen. Man war im Heiſter'ſchen Corps ſeiner Verrätherei auf die Spur gekommen und er floh zu Tököly, bei deſſen Heere er Dienſte nahm. Nach den Geſetzen jener Zeit war Doboczi als Botſchafter eines fremden Heeres eine geheiligte Perſon, obwol er ein Ueberläufer und Verräther war. Als er in das Gemach des Kommandanten trat, das jetzt der Cornett bewohnte, der mittlerweile vorgerückt war und die ſchwache Beſatzung befehligte, fand er dieſen und die junge Gräfin in vertrautem Geſpräche. Ein feines Lächeln überzog ſein Geſicht, Janoš wandte ihm den Rücken zu.

„Ich komme!" ſprach Doboczi, „im Namen des Grafen Tököly und ſeiner erhabenen Gemalin Euch noch einmal zur Uebergabe aufzufordern und es dürfte zum letzten-Male ſein, daß ich ſo vor Euch ſtehe — denn die Langmuth unſeres Herrn iſt erſchöpft."

Wüthend ſtand Bornemiſſa-Tököly auf und rief: „Sag' Deinem Herrn, Du elender Schuft, daß es der kaiſerliche Feldhauptmann Johann von Freiberg iſt, der vor Dir ſteht und daß ich nicht mit meineidigen Schurken und Verräthern unterhandle! Sage Deinem erlauchten Herrn, daß es nicht mehr Johann Bornemiſſa iſt, mit dem er ſpricht durch den Mund eines Elenden, wie Du einer biſt; ſage ihm, daß ich ſein Bruder bin, und die Schmach rächen werde, die ein unnatürlicher Vater über mich und meine Mutter verhängt hat; ſage ihm, daß es der Baſtard Johann Tököly iſt, der das Vaterland an ihm rächen wird! Und nun hinaus zu Deinen Mordknechten!"

Eliſabeth ſchmiegte ſich ängſtlich an den Geliebten, Doboczy ſprach ohne eine Miene zu verändern, mit einem hämiſchen Blicke auf die Gruppe: „Den Schuft will ich Euch gedenken, mein junger, milchbärtiger Kommandant!" und verließ das Gemach.

Die Belagerer fuhren fort, das Schloß zu berennen. Ein heißer Kampf hatte ſich um die Bollwerke entſponnen, Janoš war durch eine Kugel geſtreift worden und ſank an einem der Geſchütze nieder. Eliſabeth hatte den Unfall des Geliebten erfahren und war hinausgeeilt, aller Gefahr vergeſſend.

Links und rechts flogen die Kugeln, als ſie ſeine Wunde verband und mit rührender Sorgfalt um ihn beſchäftigt war.

Die Belagerer wurden mit bedeutendem Verluſte zurückgeſchlagen. Die Gräfin Tököly ſelbſt war in Männertracht mitgezogen und wüthete über den Widerſtand der kaiſerlichen Truppen. Da fiel ihr Blick nach der Mauer, ſie gewahrte Eliſabeth, die vor dem Geliebten kniete. Mit dem ſcharfen Auge der Eiferſucht hatte ſie den Feind erkannt, der ihr der gefährlichſte war. Bleich vor Wuth war ihr Antlitz verzerrt, wie Tigerauge funkelte ihr Blick und in raſender Heftigkeit entriß ſie dem neben ihr reitenden Huſaren Czontosz den Karabiner und zielte nach der Gräfin. Sie drückte los und Eliſabeth lag blutend am Boden. Wild jubelnd in raſender Freude ſprengte Ilona davon und ſchleuderte den mörderiſchen Karabiner weit von ſich, während Czontosz mit einer teufliſchen Lache ſein Pferd umlenkte und ihr folgte.

Eliſabeth war mit einem Ausruf des Schmerzes an Janoš niedergeſunken; das Blut rieſelte aus einer Wunde an der Schulter. Man brachte ſie nach ihrem Gemache. Als ſie ſich erholte und ihre Blicke zuerſt auf den Geliebten fielen, erheiterte ein freudiges Lächeln ihr Geſicht. Die Wunde war nicht gefährlich und Eliſabeth genas langſam, aber ſie genas. Um ſo inniger ſchloßen ſich die Herzen der beiden Liebenden an einander, hatte doch eines das Leben für's andere gewagt.

Mit der äußerſten Anſtrengung wurde der Kampf von beiden Seiten fortgeführt und wie Verzweifelte wehrten ſich die Kaiſerlichen auf Saroš. Wol wurde ihre Zahl von Tag zu Tag kleiner, Hunger und Noth riſſen ein und Breſche auf Breſche ſchoßen die Karthaunen der Belagerer in die Felſenfeſten Mauern; Trümmer auf Trümmer zerfielen in Schutt und Aſche die ſtarken Bollwerke und Schritt für Schritt floßen Ströme Blutes um eine kleine Spanne der Wälle. Bleich und erſchöpft ſchlichen die Belagerten wie Geſpenſter, unſcheinbar in abgeriſſenen Fetzen und Lumpen, leer ſtarrten die Augen aus ihren Höhlen. In drei Tagen hatte die Mannſchaft keinen Biſſen Brod geſehen, man hatte Hunde und Pferde geſchlachtet, und ſich von Kräutern genährt, die wild in dem großen Schloßgarten wucherten. Hie und da ſank einer der Tapferen entkräftet nieder oder ſchleppte ſich erſchöpft vom Kampfe des Tages, geſchwärzt von Rauch und Pulverdampf in den Schatten eines Eichenbaumes und verhauchte ſeine Seele beim Abendleuchten der Frühlingsſonne. So brachte die ſchöne Jahreszeit, die die Natur in's Leben ruft, ſo manchem Tapferen des Bergſchloſſes den Tod. Tököly war von der Lage der Dinge genau unterrichtet und ſchien die Beſatzung ſchonen zu wollen. Nur Wenige waren von 300 Männern übrig geblieben.

Eines Morgens erſchien ein neuer Unterhändler und forderte die Beſatzung zur Uebergabe auf Gnade und Ungnade auf. Hartnäckig verweigerte es Tököly, aber ein Blick auf die leidende Eliſabeth und die Jammergeſtalten ſeiner Gefährten milderte ſeine Geſinnung und ſtimmte ihn herab, er beſtand auf freiem Abzug mit Wehr und Waffen, ſchwor aber, ſich und die Beſatzung eher in die Luft zu ſprengen, bevor er ſich ſchimpflich übergeben würde. — Um die Mittagsſtunde kam der Bote zurück und brachte die Beſtätigung des Feldherrn. Der Beſatzung wurde freier Abzug mit Wehr und Waffen und den beiden Fahnen bewilligt; dagegen mußten ſie aber die Geſchütze zurücklaſſen. Am andern Morgen mußte die Veſte geräumt werden. Die Kapitulation wurde von beiden Seiten unterzeichnet und zum erſten Male verließen ſich die matten Kämpfer der Ruhe. Des Abends ſchickte Tököly mehre Soldaten mit Wein und Lebensmitteln hinauf, denn er wußte nur zu genau, wie großen Mangel die tapfere Beſatzung gelitten hatte. Zum letzten Male hauſ'ten die heldenmüthigen Vertheidiger auf der blutgetränkten Veſte, die ſo viele Menſchenleben gekoſtet hatte.

Noch lag der Nebel auf Berg und Thal und senkte sich allmälig nieder und schwand dahin, als Janoš den Rappen, des alten Kommandanten Erbstück, bestieg, und die Schaar seiner Treuen musterte! Dreihundert Männer waren in der Veste, als er sie betrat! Jetzt ritt er an vierundzwanzig bleichen, ausgehungerten Gestalten vorüber.

Die Zugbrücke fiel, das Thor wurde geöffnet und von unten schmetterten die Trompeten und Hörner der Feinde — sie hielten ihren Einzug. In seinem prachtvollen Costüme ritt der stolze Tököly, neben ihm die schöne, wollüstig üppige Helena in der reizenden Männertracht, nach folgten unabsehbare Reihen und Geschwader von Kruzen und Husaren. Tököly nahm mit einer Abtheilung seines Heeres von der Veste Besitz, während die andere Befehl hatte, sich bis Eperies und Kaschau auszubreiten. Die Truppen stellten sich in dem unabsehbar weiten Schloßraume auf, von dem alte Sagen rühmen, daß er eben so groß, ja noch umfangsreicher sei, als die nahe Stadt Zeben; Tököly gegenüber stand die frühere Besatzung. Ein verwundertes Staunen überflog die Züge des Feldherrn, als er die kleine Schaar musterte. „Sind das meine Feinde?" rief er in einem Tone, der Stolz und Scham aussprach, „mit tausend solchen Männern wollt' ich einen Thron umstürzen und die Welt erobern!"

Johann von Freiberg war aufgesessen und die Gräfin stieg mit ihrer Tochter in denselben Wagen, der sie nach Saroš gebracht hatte und verließ das Schloß mit keiner stärkeren Bedeckung, als sie es betreten hatte. Helene erröthete sichtlich, als sie der jungfräulich schönen Elisabeth ansichtig wurde und schlug beschämt den Blick zu Boden, als Johann's Auge dem ihren begegnete. Czoutosz war an Janoš hingesprengt und sprach höhnisch: „Ich wünsch' Euch glückliche Reise Herr Kamerad und bedaure nur, daß Gräfin Helena mit meinem Karabiner nicht besser getroffen hat, sonst wäre Euer süßes Bräutchen schon längst eine Braut des Todes!"

„Sie? Also — sie war es?!" sprach Janoš in furchtbarer Aufregung. Tököly ritt an die Schaar und faßte seinen Halbbruder fest in's Auge. Nach einer Pause, während der der Jüngling empört sein Antlitz abwandte, reichte er diesem die Hand und sprach ernst, ja fast gerührt. „Bastard bist Du zwar meines Vaters, aber mag Dich sein Fluch getroffen haben, ich nenne Dich ebenbürtig und erkläre Dich für meinen wahren Bruder; Du bist würdig ein Fürst zu sein! Mag es Dir als Sühnung dienen, denn ich habe einen gefunden, der tapferer und hochherziger ist, als ich und dies sagt Dir Emerich Tököly, Dein Freund, Dein Bruder!"

Eine Thräne glänzte in dem männlich schönen Auge des Feldherrn. Beide Anführer waren fast unwillkürlich von den Pferden gestiegen und hielten sich umfaßt.

„Bruder gegen Bruder! Ungar gegen Ungar!" rief Janoš, „Emerich, habe Dank, daß Du in Deinem Herzen mich einen Tököly nennst, und mag Dich Gott beschützen, wenn Du auf rechten Wegen gehst!"

„Mein Bruder!" rief der Fürst von Ober-Ungarn und drückte den kaiserlichen Anführer an's Herz.

„Eljen! Eljen!" riefen die Krieger Tököly's und „Eljen!" die letzten vierundzwanzig der tapferen Besatzung.

„Leb' wohl, mein Bruder!" riefen Beide und bestiegen das Roß. — Die Truppen Tököly's reichten denen des jungen Anführers achtungsvoll die Hand. Die Abziehenden nahmen den Wagen in die Mitte und voran sprengte Tököly Janoš, den Säbel schwingend und grüßend.

Die Morgensonne vergoldete mit ihren Strahlen die Waffen der Abziehenden und frisch wehte der Frühlingsodem, als die letzten vierundzwanzig Tapferen aus Saroš zogen. Helene hielt ihr Haupt an den Sattelknopf ihres Pferdes und weinte bitterlich. Eine donnernde Ehrensalve der Truppen Tököly's folgte dem tapferen Feinde, die von einem tausendstimmigen: „Eljen!" übertönt wurde. Die Truppen besetzten die Wachthäuser und Kastelle. Tököly besah die Thürme und Bollwerke und sah siegesmuthig in's Land hinab.

In unabsehbarer Weite dehnten sich Städte und Dörfer, die himmelhohen Karpathen mit ihren tiefen Seen und grünen Saatwogen, zwischen denen silberne Bäche sich durchschlängelten. Lautlos lag die Landschaft, unabsehbar, unendlich, darüber der große, blaue Himmel, durch den die Lerche schwirrend flog und Freiheitslieder sang — entzückt blitzte Tököly's Auge.

„Mein, das schöne Land!" sprach er, „mein bis an die Ufer der Donau und Temeš, mein die dunkeln, rauschenden Wälder bis an die Grenze der Türken und bis zum Balkan, mein die Berge voll goldener Adern, und zu meinen Füßen das Volk, anbetend, bewundernd, vor mir seinem König, seinem Gott!"

Am Abhange des Schlosses lag ein Wald; in diesem Augenblicke ritt die kleine Truppe hinaus, die Waffen blitzten herauf. Janoš ritt dicht an den Wagen und hatte sich hereingebogen, um auf Elisabeth's Stirne einen Kuß zu drücken. Noch einmal sah er nach der Veste hinauf und schwang wie zum Abschiede seinen Säbel. Helene war neben ihren Gemal getreten und sah den Feinden nach. — Thränen entströmten ihren Augen — Tököly sah es nicht — sie folgte lange dem jugendlichen Anführer, bis er und seine Schaar in weiter, blauer Ferne verschwand.

„Ein stolzer, schöner Mann!" rief Helene schmerzlich und lehnte das von Thränen überströmte Antlitz an die kalte, feuchte Wand des Wartthurms.

Der Halbmond glänzte von allen Kirchen Ungarns, das Kreuz war gesunken, Derwische bewohnten die reichen Klöster und türkische Paschen sogen das Land aus. Die Mißvergnügten in Ungarn hatten die Orientalen herbeigerufen und wurden nun von den Fremden ärger bedrängt, wie zuvor. Das Land war von Blut gedüngt und die Schätze der Großen, der Blutschweiß der Armen wurde gesammelt und an's schwarze Meer geschleppt. Es gab kein Ungarn mehr, nur einen Vasallenstaat der Pforte, die übermüthig Gesetze diktirte und mit eiserner Faust an die Thore des deutschen Reiches schlug. Deutschland war wie immer zu uneins, um deutsch zu sein und in Gesammtheit dem Feinde zu widerstehen; das Heer war schwach, entnervt, die Feldherren jung und unerfahren und keiner durfte einen entscheidenden Streich wagen, ohne seine Instruktionen erst eingeholt zu haben. Das war kein Krieg mehr, es war ein Kriechen mit den Waffen in der Hand! Sultan Mahmud hatte dem deutschen Kaiser von Neuem den Krieg erklärt, sein Großvezier und Oberfeldherr rückte sogar bis

Wien und ſetzte es, das damals als die Hauptſtadt der Welt galt, in Schrecken. Jetzt that es Noth um Männer, und hier war es, wo ein Mann ſich zuerſt hervorthat, ein Mann, der berufen war, das Scepter der Osmanlis zu zerſplittern und die Rieſengewalt des Halbmonds für alle Zeiten zu brechen. Und dieſer Mann war kein Deutſcher, kein Slave, kein Ungar, es war ein Fremder, der ſeinen Arm, ſeinen Degen, ſein Herz einer fremden Sache verkaufte und für fremdes Intereſſe focht, weil kein Deutſcher da war, für Deutſchland zu kämpfen, keine deutſche Fauſt, um türkiſchen Uebermuth zu bändigen! Und dieſer eine Mann war ein Franzoſe, Franz Eugen, Prinz von Savoyen, der früher dem chevalereſken Könige Ludwig XIV. ſeine Dienſte angeboten hatte. Ludwig lächelte ſpöttiſch über den kleinen Abbée, wie man ſcherzweiſe den Sohn des Grafen von Soiſſons bei Hofe zu nennen pflegte; aber wer hätte es damals geahnt, daß die kleine unanſehnliche Geſtalt einſt ſtatt dem Brevier den Kommandoſtab der deutſchen Armee führen würde! Der kleine Abbée war nicht für Orgelton und Weihrauchwolken geſchaffen, er ſollte groß werden unter Kanonendonner und Pulverdampf! Und der kleine, franzöſiſche Abbée ſiegte für Deutſchlands Sache und vertrieb die Türken weit weg von den Ufern der Donau.

Die Belagerung der Kaiſerſtadt war aufgehoben; Prinz Eugen erhielt vom Kaiſer das damals vakante Regiment Kufſtein, wurde ſpäter General-Feldmarſchall und ſein Anſehen ſtieg bei Hof und Heer. Kara Muſtapha wurde indeß nach mehren gewaltſamen Revolutionen Kaiſer der Osmanen. Er war in der Kriegskunſt völlig unerfahren; um ſo willkommener war ihm Tököly, der dieſen Mangel vollkommen erſetzte und in Geſellſchaft eines franzöſiſchen Ingenieurs alle Kriegspläne entwarf. Tököly war von nun an der gefährlichſte Feind des deutſchen Reiches, ſeine ehrgeizigen Pläne in Ungarn waren geſcheitert, er hatte ſich geweigert, auf dem Landtage zu einem gütlichen Vergleiche zu erſcheinen und nach der Türkei entflohen, während Helene ſich noch mit einem Theile der Mißvergnügten in Oberungarn hielt. Nach der fehlgeſchlagenen Belagerung Wiens wurde Tököly gefeſſelt nach Adrianopel geſendet, aber er deckte die groben Fehler des kriegsunkundigen Großveziers auf, der ſtrangulirt wurde. Tököly ſtand jetzt öfter ſeinem Halbbruder feindlich entgegen; Johann von Freiberg war indeſſen Obriſt eines kroatiſchen Regimentes geworden und war glücklich in Eliſabeth's Armen. Tököly verlor einen Platz nach dem andern gegen ſeinen Bruder und zog ſich bis Stuhlweißenburg zurück, während Johann von Freiberg, den ſeine junge, ſchöne Gattin immer im Feldzuge begleitete, bis gegen Ober-Ungarn vorrückte, wo die Gräfin Tököly in dem Marmaroſcher Comitate noch einige Haufen der ungariſchen Conföderirten zuſammenhielt.

Die Marmaroſch iſt ein kalter, ſumpfiger Strich Landes, rauh, unfreundlich, voll Moorgründe, von den hohen Gebirgen der Karpathen und undurchdringlichen Wäldern begrenzt. Die zahlloſen Sümpfe machten die Luft ungeſund und ſelbſt die feſteſten Soldaten gingen in dem rauhen Klima ſchnell zu Grunde. Eliſabeth achtete nicht der Beſchwerden des Feldzuges, ſeit dem Tode ihrer Mutter hing ſie mit doppelter Liebe an ihrem Manne und folgte ihm allenthalben.

Helene Tököly hatte ſich nach dem feſten Schloſſe von Munkats zurückgezogen; rieſenfeſt trotzten die dicken, ſtarren Mauern, die ernſt und ſchweigend in die finſtere Gegend hinausſehen, jedem feindlichen Angriff. Munkats war der Hauptpunkt zu Marmaroſch, aber auch ein Schlüſſel zu ganz Ober-Ungarn. Wohl kannten die Mißvergnügten die Wichtigkeit des Punktes, und fiel Munkats, ſo war die Sache der Ungarn gegen das deutſche Reich für immer verloren. Wie eine Löwin vertheidigte Helene die Veſte und der Obriſt wußte es recht wohl, wer die Belagerten bei Muthe erhielt. Mehre Wochen währte die Belagerung und Mauer auf Mauer ſank nieder, zerſchmettert von den Kugeln der ſchweren Geſchütze. Aber jeden Zollbreit Landes mußte der Obriſt mit zehnfachem Blute zahlen. Wüthend erneuerte er jeden Tag den Angriff, noch wüthender wurde er zurückgeſchlagen. Eliſabeth, des rauhen Klimas ungewohnt, begann zu kränkeln, eine feine, durchſichtige Bläſſe überzog ihr Geſicht, es war ein Vorbote des nahen Todes! Mit tiefer Trauer ſah Freiberg, wie ſein geliebtes Weib allmälig dahin ſchwand und doch konnte er nicht umhin, zu glauben, daß das Klima allein es war, das dieſe Veränderung hervorbrachte.

Ein altes Kumanierweib war eines Tages im Lager erſchienen und hatte Melonen feil; Eliſabeth kaufte die ſchönſte davon und wurde bald darauf von einem heftigen Kopfſchmerze befallen. Seit jener Zeit wurde ſie immer kränker und es war nicht der Obriſt allein, der dem furchtbaren Gedanken an eine Vergiftung Raum gab, die ganze Mannſchaft theilte dieſe Vermuthung. Das Weib war ſeitdem nie mehr in's Lager gekommen.

Der entſetzliche Verdacht wurde gar bald beſtätigt. Eliſabeth ſtarb unter den heftigſten Schmerzen und die Aerzte erkannten deutlich die Spuren der Vergiftung. Ein tiefer Schmerz bemächtigte ſich der Seele des Obriſten und jammernd küßte er die bleiche Stirn des theuern Weibes. Vergebens rief er ſie mit den ſüßeſten Worten in's Leben, ſie lag kalt und ſtarr auf den ſeidenen Kiſſen des Hauptzeltes — kein Ton — kein Blick — ſie war todt, todt! Ein lauter Lärm weckte den Trauernden aus ſeinen Träumen, es kam immer näher und deutlich hörte man den wüthenden Ruf der Huſaren: „Kovats! Kovats!“ — Nach einigen Augenblicken wurde die Zeltwand aufgeriſſen und ein Haufen Huſaren riß einen Mann herein, mit Blut und Staub bedeckt. Wüthend wand er ſich unter ihren Fäuſten, er wurde zu Boden geriſſen und ſchon waren die Huſaren bereit, ihm nach damaliger Sitte die ſcharfen Sporen in's Geſicht zu ſtoßen, als der Obriſt ſich erhob und rief: „Was iſt's mit dem Manne? Laßt ihn los!“

„Bassama kutya!“ rief ein alter Huſar mit ſchneeweißem Kopf und Schnurrbart, „es iſt ein Spion, ein Kovats, laßt uns dem verfluchten Hund die Sporen in's Geſicht ſtoßen, daß ihm das Hirn aus dem Schädel ſpritzt!“

„Gnade!“ wimmerte der Unglückliche und wand ſich am Boden, der von ſeinem Blute geröthet war.

„Czontosz!“ rief der Obriſt, „wo kommſt Du her?“

Der Huſar zuckte fürchterlich zuſammen und preßte ſeine Fauſt krampfhaft gegen den Boden. Er fühlte es, daß ſeine letzte Stunde bald ſchlagen werde.

„Schlagt ihn todt! ſchlagt ihn todt!“ riefen die Huſaren, „es iſt ein Kovats!“

„Ihr irrt!“ rief Czontosz, indem er sich aufrichtete, „ich bin kein Kundschafter, der Kovats, der Euch verderben will, sitzt ganz ruhig auf Munkats, es ist Stephan Doboczi, Herr Obrist, den Ihr wohl kennt — und was soll ich auch läugnen mehr, er hat auch vielleicht schon einen gar großen Possen gespielt — meint Ihr nicht, daß er Gift hereingebracht hat in Euer Lager?“

„Allmächtiger Gott!“ — rief der Obrist und verhüllte sein Gesicht. Die Soldaten standen lautlos, betreten; Czontosz wollte den Augenblick benützen und entwischen, aber ein junger, kräftiger Husar erfaßte und schleuderte ihn in den Kreis zurück. Der Obrist riß ihn vorwärts und zerrte ihn zu der Leiche. „Hier Elender, sieh das Werk Deiner Genossen!“

Der Husar zuckte furchtbar zusammen und wurde todtenbleich. „Hinaus mit ihm!“ donnerte der Obrist.

Der Kundschafter wurde fortgeschleppt.

Er war von den Vorposten gefangen genommen worden, als er sich ihnen spähend genähert hatte. Nach den damaligen Kriegsgebräuchen drohte den Spionen, die man in der Volkssprache gewöhnlich „Kovatsche“ oder „geheime Freunde“ nannte, weil sie oft beiden Parteien mit gleicher Verrätherei dienten, die furchtbarste Strafe. Sie wurden meist gleich gehängt und ihre Leiche blieb in Wind und Wetter hängen. Czontosz hatte sich wie ein Verzweifelnder gewehrt und wurde vor den Obrist geschleppt. Der Verdacht der Vergiftung war nun zur Gewißheit geworden und man hoffte von Czontosz nähere Auskunft. Gleich bei den ersten Fragen gestand er, daß Stephan Doboczi die Frau des Feldobersten vergiften ließ und daß er dazu bestimmt war, sich in's Lager zu schleichen, und falls sie nicht schon todt war, sie meuchlings zu ermorden. Weiter konnte man weder etwas aus ihm herausbringen, noch wollte er eingestehen, wer den Doboczi zu der That gedrungen hatte, oder ob sie aus freiem Antrieb geschehen war. Er verharrte in seinem hartnäckigen Schweigen und nur, als ihm verkündet wurde, daß er sterben müsse, zuckten seine Lippen fast unmerklich und es flog ein höhnisches Lächeln über seine verzerrten, blutigen Züge. Gleich darauf ergoß er sich in Verwünschungen Doboczi's und verfluchte sich und Gott, daß er sich hatte bethören lassen. In drei Tagen sollte Czontosz erschossen werden.

Von Neuem donnerten die Karthaunen und krachend bohrten sich die Kugeln in die morschen Mauern. Die Gräfin vertheidigte sich entschlossen und die Kaiserlichen verzweifelten an einem günstigen Erfolge. Aber so kampfesmuthig sie waren, so erschöpft waren sie durch das ungesunde Klima und den Mangel aller Lebensmittel, der bald sehr fühlbar wurde. Da bot Helena den Feinden die Räumung der Veste unter der Bedingung an, daß man ihr und der Mannschaft freien Abzug gewähre. Empört verweigerte der Obrist dieselbe und bestand auf Ergebung ohne alle Bedingnisse. Rings lagen die Mauern von Munkats in Schutt und Trümmern, die Geschütze auf den Wällen waren zerschmettert und unbrauchbar, und noch immer stand Gräfin Tököly muthig dem Andrange des Feindes entgegen. Siegreich erstürmten die Truppen die Außenwerke der Festung, aber noch immer vertheidigte die heldenmüthige Helene die innere Festung, fest entschlossen, sich und ihre Mannschaft mit Pulver in die Luft zu sprengen. Der Punkt war für die Kaiserlichen zu wichtig, als daß man ihn selbst mit der gänzlichen Vernichtung des Feindes erkaufen sollte, die Unterhändler gingen ab und die Uebergabe wurde unterzeichnet. Die Gräfin ergab sich mit ihren Truppen in Kriegsgefangenschaft. Ober-Ungarns größtes Bollwerk war in den Händen der Kaiserlichen. Die Sache der Malkontenten war mit diesem Schlage verloren. Als Tököly von der Uebergabe hörte, wurde er bläſſer, wie der Tod und begab sich ganz unter den Schutz der Pforte, die den ehrgeizigen Magnaten als Unterfeldherrn anstellte und zum Fürsten von Siebenbürgen proklamirte.

Helene Tököly war kriegsgefangen, furchtbare Wiedervergeltung des Schicksals.

Vor der Veste lagen die Truppen des Obristen, bunte Fahnen wehten von den Zelten; um die zehnte Stunde des Morgens ritt die Gräfin aus dem Thore in ihrer prachtvollen Männertracht. Sie war schöner als je, wenn auch Jahre vergangen waren, seit sie den Obrist zum ersten Male gesehen hatte; schöner denn je stand ihr die feine Bläſſe ihres ernsten Gesichtes und tiefer als je malte sich Entschlossenheit in den stolzen Zügen. So sieht ein Weib, das eine Heldin, schön, stolz, üppig, die aufgeregteste Einbildungskraft befriedigt! Dunkel flammte das Auge, wie Feuerstrahl auf sammt'nem Grunde und hohe Röthe der Scham färbte die Wangen und hoch schlug das Herz an den übervollen, üppigen Busen, der das ungewohnte Männerkleid zu sprengen drohte. Und wieder war der Magyarensäbel gegurtet um die volle, üppige Hüfte und weich und sanft hielt die blendendweiße Hand den goldenen Zügel des wiehernden, schäumenden Pferdes. So sah Helenen's gebeugte und doch so stolze, überschöne Gestalt! Ihr nach waffenlos die wenigen Männer, die von ihren Truppen übrig geblieben waren. Sie brachten die Schlüssel zum Thore der Festung und ritten in's Lager der Feinde, hinterd'rein das Fußvolk, ernst, schweigend, lautlos.

Als sie dem Lager der Kaiserlichen näher kamen, bot sich ihnen eine seltsame Scene dar. Ein Kreis von Husaren hatte sich um Czontosz gebildet.

Er kniete auf einem Sandhaufen.

Als er der Gräfin ansichtig wurde, sprach er nichts, aber blaß wurde er wie der Tod.

Neun Husaren standen mit Karabinern in einiger Entfernung und warteten auf das Kommandowort.

Der Obrist war weiter im Hintergrunde.

„Verflucht sei die Stunde, in der ich geboren bin!“ sprach Czontosz. —

Ein alter Soldat, schneeweiß den Kopf, schneeweiß den Schnurbart, trat hinzu und verband ihm die Augen.

Die neun Husaren traten einen Schritt zurück.

„Legt an!“ kommandirte der Obrist.

Der alte Soldat trat zu dem Verurtheilten und sprach: „Kamerad, es gibt doch einen Gott!“

Czontosz zuckte fürchterlich zusammen, er war bleicher als das Tuch um seine Augen.

„Legt an!“ kommandirte der Obrist zum zweiten Male.

Die Husaren setzten die Karabiner an.

„Feuer!“ kommandirte der Obrist und aus neun Feuerröhren flogen neun Kugeln und zerschmetterten Brust und Hirn und Herz des meineidigen Husaren Czontosz.

„Jesus Maria!“ rief die Gräfin und hoch schlug das

Herz an den vollen Buſen. Sie ritt ein in das Lager der Kaiſerlichen als Kriegsgefangene.

Tief in der finſteren Marmaroſch war das Grab Eliſabeth's von Freiberg, unter den Mauern von Munkats, und Trauerweiden wiegten ihre grünen Zweige darüber. Der Obriſt war ſeitdem von einem furchtbaren Ernſte befangen und brütete oft tagelang in dumpfem Schweigen. In einzelnen Transporten wurden die Kriegsgefangenen nach Preßburg gebracht, Stephan Doboczy war nirgends zu finden.

Drei Monate waren ſeit der Uebergabe der Feſtung vergangen und die Gräfin bewohnte in anſtändiger Haft ein Zimmer des feſten Schloſſes zu Munkats bis die Entſcheidung des Befehlshabers eintraf, wohin ſie ſich zu verfügen habe. Der Obriſt hatte ſie bis jetzt noch keiner Nachfrage gewürdigt. So ſaß ſie ernſt und ſchweigſam auf der reichen Ottomane ihres Zimmers und ſah hinaus in die weiten, dunkeln Wälder der Marmaroſch. Der freie Abendwind hauchte durch die Fenſter und ſpielte mit den Blumen; es war ein ſüßer, trauter Abend wie damals, wo Johann Bornemiſza vor ihr ſtand. Wie ganz anders war es jetzt, ſie war gefangen, elend, namenlos unglücklich! Heiße Thränen entſtrömten ihrem ſchönen Auge, galten ſie dem Mißlingen ihrer Sache, oder einem anderen Umſtand? Die reichen, ſchwarzen Locken waren aufgelöſ't und küßten den blendendweißen Nacken; gewaltſam hielt ſie die Hand auf den ſtürmiſch wogenden Buſen gepreßt, der das Kriegerkleid gelüftet hatte. So lag ſie reizend hingegoſſen, als der Obriſt eintrat und ſinnend vor ihr ſtehen blieb.

Sie wurde aufmerkſam und fuhr raſch auf, als ſie ihren Feind erblickte. Eine hohe Röthe färbte ihre Wangen und übergoß mit dem Dunkel des Purpurs ihre Stirne.

„Wo iſt Stephan Doboczi?“ fragte der Obriſt. Er ſtand vor ihr, ſtolz und männlich wie der Engel der Rache.

„Ich weiß es nicht!“ ſprach die Gräfin.

„Iſt es wahr, daß Ihr mein Weib ermordet habt!“ herrſcht der Obriſt.

Das Weib weinte laut.

„Antwort will ich, keine Thränen!“

Sie ſchüttelte das Haupt, Zähren rollten wie Thauperlen über ihre Wangen und treuherzig blickte ihn das große, ſchöne Auge an.

„Ihr ſeid in meine Hand gegeben!“ ſprach Freiberg, „aber fern ſei es von mir, Euch zur Rechenſchaft zu ziehen; denn es iſt mir nicht denkbar, daß eine Frau, wie Ihr, eine Frau, die ſtets ſo männlich gehandelt, je unmännlich geworden wäre.“

Helene ſank zu ſeinen Füßen und hielt ſie feſt umſchlungen.

Der Obriſt wurde milder geſtimmt und hob die Weinende, auf, ſie lag an ſeiner Bruſt wie damals, und wie damals berührte ihr Athem ſeine Wange. Er fühlte ihr Herz an dem ſeinen ſchlagen und ihre Locken fielen auf ſeine ſeine Schultern nieder. Feſt ſchloß das unglückliche Weib den ernſten Mann an das hochpochende Herz und rief: „Janos, mein Geliebter, mein einziges Leben, konnteſt Du jemals böſe von mir denken?!“

„Nein, das konnt' ich nie!“ ſprach der Obriſt und verſuchte, ſich ihren umſchlingenden Armen zu entziehen, aber ſie hielten ihn feſt; träumeriſch ſah ſie zu ihm empor und flüſterte leiſe: „Höre es, Stolzer, ich liebe Dich noch und werde Dich ewig lieben! Lache meines Wahnes, verhöhne mich, verlache mich, daß ich es Dir geſtand, was ich ſonſt Keinem geſtanden hätte, Du warſt der einzige Mann, der erſte, den ich liebe, anbete, vergöttere!“

Glühend wie Feuer brannte ihr Kuß auf ſeinen Lippen, ſchwellend bebte ihr Herz dem ſeinen entgegen, ihr Auge flammte in ſeines, ihr Mund hing an dem ſeinen und wollüſtig umſpielte das rabenſchwarze Lockenhaar, den vollen, üppigen Buſen; der Obriſt konnte nicht widerſtreben der überirdiſchen Schönheit des herrlichen Weibes, er gab ihr ihre Feuerküſſe wieder, Kuß auf Kuß und Herz ſchlug an Herz.

Sie war wie eine Roſe, aufgeblüht in herrlicher Schöne; ſie war wie eine Göttin, aufgelöſ't in Reizen, ſie war wie die Nachtigall ſüßflötend und betäubend, wie die ſternenvolle Pracht einer ſüßen, ſchwärmeriſchen, perſiſchen Mondnacht. Der Abend wehte herein und koſ'te mit den Blumen am Fenſter; Helene ſank auf die ſchwellenden, ſeidenen Kiſſen, — verführend und verführt! Ein ſüßer Taumel ſchloß ihr Auge — der Obriſt ruhte an ihrer Bruſt und trank ſüßes Vergeſſen und ſeliges Entzücken aus ihren heißen, glühenden Küſſen. In ſeinen Armen ruhte das ſchönſte Weib der Erde in ganzer, ſeliger, ſelbſtvergeſſener Hingebung. Sie ſah es nicht, wie Freiberg ſtürmiſche Küſſe auf den blühenden Mund und den ſchwellenden Buſen drückte und fühlte den erſten, ſchönſten, ſeligſten Taumel glühender Liebe. Es war ein Moment der höchſten Seligkeit, und als der Obriſt in ihren Armen erwachte, war die Nacht zauberiſch herangekommen; der Mond ſpielte mit den Kronen der Blumen, und Eliſabeth trauernde Geſtalt ſtand vor ſeiner glühenden Phantaſie im ſtarren Leichenkleide; ſie winkte bleich und thränenvoll, und verſchwand.

Vergebens hoffte man auf die Segnungen des Friedens; die Politik der Franzoſen ließ es nicht dazu kommen, denn Ludwig der XIV. wollte den Moment benützen, um Stücke des deutſchen Reiches an ſich zu reißen und erklärte dem Kaiſer den Krieg, während Tököly fortwährend den Muth der Türken anſpornte. Seine Frau war nach Preßburg abgeführt worden und diente dem Kaiſer als Geißel, Nichtsdeſtoweniger fuhr Tököly fort, fremde Mächte gegen ſein Vaterland aufzubieten, und es war in dem letzten Jahrzehend des ſiebenzehnten Jahrhunderts, als die Pforte ihn zum Fürſten von Siebenbürgen proklamirte. Jetzt war das Ziel ſeines Strebens erreicht, war er doch Fürſt, wie ſein Kaiſer und nannte Thron und Völker ſein. Schon ſah der ehrſüchtige Magnat den Fürſtenhut des waldreichen, ſchönen Landes ſein Haupt ſchmücken, ſchon hoffte er, daß der Kaiſer von Franzoſen und Türken gleich bedrängt, in die Ernennung willigen werde, als dieſer den älteſten Sohn des verſtorbenen Großfürſten Abafi zum Woywoden ernannte. Tököly erſchien in Siebenbürgen und ſpielte die Schrecken des Krieges in die bisher friedliche Gegend, aber der größte Theil der Nation hing an Abafi, der den Fürſtenhut erhielt, während Tököly vom Kaiſer geächtet und ſeiner Erbgüter in Ungarn verluſtig, vergebens den Schutz der Pforte anflehte. Dieſe war es müde, ſich eines Verwie-

senen noch länger anzunehmen, der ihrer Sache eher geschadet, als genützt hatte und dessen Pläne, so kühn und treffend sie auch waren, doch viel Gold und Menschenleben gekostet hatten, ohne daß etwas dabei gewonnen wurde. Aber auch undankbar wurde die Pforte gegen ihn, denn die Feldherren sahen eifersüchtig auf seine Kenntnisse und seinen Kriegsruhm, er wurde in den Hintergrund gestellt und ließ ihn nur als Unterfeldherr wirken. Man achtete jetzt nicht mehr des stolzen Magnaten, dem man früher so sehr geschmeichelt hatte. Er sah sich dafür hintangesetzt, daß er den Dämonen das Herz seines Vaterlandes geöffnet hatte und der Wurm der Ehrsucht nagte vergebens an seiner tiefgekränkten Seele.

Freiberg war bereits General in kaiserlichen Diensten und stand Tököly, der das türkische Heer im Banate befehligte, feindlich gegenüber. Bei Titel kam es zu einem hartnäckigen Gefechte, wüthend vertheidigte Tököly den Platz und verübte Wunder der Tapferkeit. Furchtbar lichteten die Janitscharen unter Anführung eines Renegaten die kaiserlichen Reihen, und wenn sie hie und da, bewältigt vom Kugelfeuer weichen wollten, hielt sie Deli Redschib zusammen. Er war überall voran, überall der erste im Kampfe und blieb mitten im Kugelregen unversehrt. Es war eine gedrungene, nicht allzugroße Gestalt, die auf einem falben Pferde saß und die Reihen gegen das kaiserliche Corps anführte.

Tököly brachte das Geschütz der Kaiserlichen zum Schweigen, während der furchtbare Renegat ein heftiges Kugelfeuer unterhielt. Sein feuerrother Turban war zu auffällig, als daß die Kaiserlichen ihn nicht wahrgenommen hätten; aber jeder Angriff wurde zurückgeschlagen. Wüthend führte er die Truppen vor, die bis jetzt noch nicht in's Feuer gekommen waren. Auch diese wichen und sanken im Kugelfeuer der Janitscharen. Es kam zu einem furchtbaren Handgemenge, Mann stritt an Mann, und Brust an Brust. General Freiberg ritt immer durch die Reihen, da riß eine Kanonenkugel die Hinterbeine seines Pferdes weg. Es war das alte Streitroß des Commandanten von Saroš, ein theures Erbstück und Vermächtniß.

Seit langer Zeit trat die erste Thräne in Freiberg's Auge. Das Pferd lag am Boden, während das Sattelzeug abgeschnallt wurde; die Kanonen donnerten, die Trompeten schmetterten, Freiberg griff zu Fuße mit dem Degen in der Faust an. Das Pferd wieherte schmerzlich und folgte seinem Herrn mit den Augen und schleppte sich mühsam nach. Es war ein furchtbarer Anblick — die beiden Hinterbeine, getrennt von der Kanonenkugel, während das Blut aus den Weichen des edlen Thieres strömte. Freiberg vermochte es nicht vorwärts zu dringen, der treue Rappe kroch ihm mühsam nach und wieherte todesmuthig unter den furchtbaren Schmerzen. Der General konnte seine Qualen nicht länger sehen, er stieß dem treuen Thiere den Degen durch's Herz, es brach zusammen, wieherte noch einmal muthig auf; sah wie dankend mit seinen großen, klugen Augen seinen Herrn an, dann zuckte es schmerzlich zusammen, röchelte noch einmal schwer auf und verschied.

Der Tod seines treuen Pferdes hatte den General mehr ergriffen, als der eines Waffenbruders. Er drang auf Deli Redschib ein, der sich wüthend vertheidigte. Eine Kugel traf den rechten Arm des Generals; das Schwert entsank seiner Faust, er ergriff es mit der linken, aber die Uebermacht war zu groß, er wurde umringt und niedergerissen. Mit fürchterlichem Hohne rief Deli Redschib: „Kamerad, jetzt bist Du mein!"

Der Turban war von seinem Haupte gefallen und sein dichtes, krauses Haar wurde sichtbar, es war grau — wie seine Züge, die alt und welk waren und die nur ein feines Lächeln überflog, hämisch leuchtete das Auge.

„Stephan Doboczy!" rief der General.

„Deli Redschib, heiß' ich, Hund!" rief der Renegat und ehemalige Spion, und führte mit der Klinge einen Streich nach dem General, der zum Glücke fehlging.

„Elender Verräther! Gotteslängner!" sprach der General, „mit Dir habe ich nichts zu schaffen, führt mich zum Grafen Tököly, ich verlange ehrliche Kriegsgefangenschaft!"

„Die soll Dir werden, elender Christenhund!" sprach Deli Redschib, „wir wollen Dich lebendig an den Galgen nageln, zuvor aber sollst Du das Kreuz abschwören!"

Verächtlich wandte der General dem Renegaten den Rücken.

Die Janitscharen rißen ihn vorwärts.

„Halt, was geht hier vor?" donnerte Tököly's Stimme und hoch zu Pferde sprengte er heran, sein Gesicht war von Rauch und Pulverdampf geschwärzt.

„Wir haben den General!" brüllte der Renegat.

Ein Zug von Freude flog über das ernste Gesicht des Feldherrn, er stieg vom Pferde und trat an den Gefangenen.

„Er ist es!" sprach er und freudig funkelte sein Auge, „Du bist jetzt in meiner Gewalt, Feind und Bruder und die in Wien sollen mir Deinen Kopf theuer bezahlen! Wer hat nun Recht, ich oder Du?"

Der General würdigte ihn keiner Antwort. Er befand sich in strenger Kriegsgefangenschaft, das Treffen war verloren, die Kaiserlichen wichen nach allen Seiten.

Tököly's Kriegsglück schien sich wieder ganz zu seinen Gunsten gewendet zu haben, er gewann einen festen Platz nach dem andern und die Türken breiteten sich weit in's Land hinein aus. Aber siegreich widerstand ihnen Prinz Eugen und schickte sie mit blutigen Köpfen zurück. Kara Mustapha hatte Belgrad erobert und war von Siegesglück berauscht vorwärts gerückt. Eugen trieb ihn wieder zurück bis unter die Mauern Belgrads.

Spottweise hieß der Prinz bei den Türken der „kleine General!" aber wo er sich blicken ließ, verstummten ihre Kanonen und wichen ihre Reihen.

General Freiberg saß in fester Haft zu Belgrad und harrte seines Looses. Schon waren einige Wochen vergangen, als die Thüre seines Kerkers sich öffnete und Deli Redschib eintrat. Mit einem schadenfroben Lachen betrachtete er seinen Feind, der sich verächtlich von ihm abwandte. Der Renegat begann nach einer Pause: „Du verschmähst mich, Christenhund, es mag sein; doch will ich Dir zuvor eines sagen, das Deinen Muth vielleicht etwas brechen wird. Du sollst Deinen Kopf verlieren und er wird auf blutigem Pfahle nach Wien geschickt werden, damit denen dort unten die Lust vergeht, uns weiter zu molestiren!"

„Elender!" antwortete der General, „der Verlust des Lebens mag Dir schrecklich erscheinen; Männern, wie mir ist er erwünscht!"

„Ruhig, Kamerad!“ ſprach Deli Redſchib. „Prahle nicht mit Männerſtärke, haſt Du doch geweint — wie ein Bube — als ich Dir Dein Weib vergiften ließ —“

„Nichtswürdiger!“ rief der General und wollte auf ihn los, aber ſeine Hände waren gefeſſelt.

„Ruhig, Hund!“ ſprach der Renegat, „ich will gnädig mit Dir ſein, obwol ich die Chriſten haſſe, ich habe mit dem Tode Deines Weibes eigentlich nichts zu ſchaffen gehabt. Es war nur ſo eine Weiberlaune — Du weißt ja ehedoch, daß Weiber eiferſüchtig ſind und nicht ertragen können, wenn die Nebenbuhlerin glücklich iſt.“

„O, ſo ſprächſt Du doch wahr!“ rief Freiberg ſchmerzlich.

„Wahr?“ betonte der Renegat, „ich habe in meinem Leben nicht gelogen, als damals, wie ich den Koran annahm, denn es liegt mir am Propheten der Türken eben ſo wenig, als an Eurem Chriſtus — aber wäre die ſchöne Gräfin nicht geweſen, dann lebte wol noch Dein ſüßes Weibchen —“

Der General verhüllte ſein Antlitz, über das ein tiefer Schmerz und bittere Reue zog. Höhniſch fuhr der Renegat fort: „Doch Du wirſt Dich wol getröſtet haben, Kamerad — biſt ja ein kluger Kerl — Du haſt die Gräfin ja auch gefangen gehalten und wirſt Dich wol auf eine ſüße Weiſe gerächt haben —“

„Alſo es iſt doch ſo — und ich bin betrogen — habe mein Weib im Grabe verrathen!“ rief der Gefangene im höchſten Schmerze.

„Du kannſt es leichter haben,“ begann der Renegat nach einer Weile, „wofern Du zwei Bedingungen eingehſt. Wir brauchen die Gräfin, es iſt ein entſchloſſenes Weib, und unſere Türken ſind Memmen; wir brauchen ſolch' ein heldenmüthiges Weib für uns; aber die zu Wien wollen ſie nicht herausgeben — und wir halten Dich feſt! Willige in den Tauſch — dann ſchwöre Deinen Glauben ab, denn wir brauchen heiße Köpfe, wo nicht, ſo ſtirbſt Du!“

Der General ſchwieg verächtlich.

„Willſt Du zum Koran ſchwören, Hund!“ rief der Renegat.

„Nimmermehr!“ verſetzte der General und wendete ſich empört ab.

Deli Redſchib winkte und ein Haufe Janitſcharen trat ein mit Peitſchen und Stöcken, um an dem Gefangenen jenen Akt der Grauſamkeit zu verüben, der in jener Zeit nichts Seltenes bei einem rohen Barbarenvolke war, das ſich dummdreiſt genug vermaß, Europa, ja die ganze gebildete Welt zu unterjochen. Der Gefangene wurde niedergeriſſen und das Auge des Renegaten funkelte in wilder Freude, als Tököly ſelbſt eintrat. Scheu wich Alles vor ihm zur Seite, ſelbſt die Türken hatten Ehrfurcht vor der impoſanten Geſtalt des Feldherrn. Er war um Vieles älter geworden, männlicher und ernſter, und ſo ſtolz und herausfordernd ſein Blick, ſo entſchieden ſeine Mienen waren, ſo trug doch ſein Antlitz Spuren eines tiefen, geheimen Kummers. War es der Schmerz um den Verluſt Helenen's, oder Kummer um das Mißlingen ſeiner Pläne? Er betrachtete ſeinen Halbbruder mit inniger Rührung und winkte den Janitſcharen, ſich zu entfernen; Deli Redſchib blieb höhniſch an der Thüre ſtehen, Tököly winkte zornig und mit einem grimmigen Fluche verließ er das Gemach. Tököly reichte dem Gefangenen die Hand, die dieſer anfangs zögernd, dann freundlicher annahm.

„Wir haben uns lange nicht geſehen!“ nahm Tököly das Wort.

„Geſehen wol, doch nicht als Freunde!“ verſetzte Freiberg.

„Das iſt es eben,“ fuhr Tököly fort, „ich weiß es wohl, daß ich die Schuld trage, daß wir uns feindlich gegenüberſtehen, trage ich doch die Schuld des Bürgerkrieges, den ich in Ungarn entflammte, brachte ich doch Feinde in's Land und verrieth es; aber ich wollte die Fremden nur benützen, bis meine Pläne gelungen waren — es iſt vorüber, mein Weib iſt gefangen und durch ſie bin ich in allen meinen Unternehmungen gehemmt; ich kann nicht vor- noch rückwärts, meine Partei iſt im Sinken, denn Helene iſt der Zaum und Zügel, durch den man unſere ſiegreichen Fortſchritte aufhält. Die zu Wien, das weiß ich ſicher, werden ſie nicht ausliefern, als wenn ich einen ſchmählichen, ſchimpflichen Vertrag unterzeichne, wenn ich willig mein Haupt der Schande und Verachtung und meinen Namen dem Spotte der Nachwelt preisgebe. Es iſt ein hoher Preis, den ich für Helene geben ſoll; ich ſoll die Sache Ungarns aufgeben, meine Sache ſoll verzichten auf eine Krone, die mir nicht mehr allzuferne ſtand; ſoll feig und furchtſam zurückkriechen in das Joch eines Magnaten der Krone, oder als Schützling der treuloſen Pforte leben, die mich um ein Stück Landes, oder um den Beſitz einiger Feſtungen an den Kaiſer verräth und ausliefert. So weit ſoll es nicht kommen, daß Buben mir in's Geſicht ſpeien und alte Weiber und Memmen lachen, wenn ſie den Namen Tököly hören. Eher will ich unter den Trümmern meines Vaterlandes mich begraben!“

Er ſchwieg, ſein Auge glühte, ſeine Pulſe fieberten, er war in furchtbarer Aufregung. Nach einer Weile fuhr er fort: „Du kannſt mich retten, nur Du — ich will Dir nicht den feigen Vorſchlag thun, zum Glauben Mahomed's zu ſchwören, wie jener Schurke; ich will Dich nicht für unſer Intereſſe gewinnen, denn in Deiner Seele kocht nicht der heiße, glühende Ehrgeiz eines Tököly; ich will Dir nicht Gold und Schätze verſprechen; aber ich will nur, daß Du ein, ein einziges Mal den Feind in mir vergißt und mir Bruder ſein willſt!“

„Was ſoll, was kann ich thun?“ ſprach der General.

„Alles!“ fuhr Tököly ſchnell fort, „Alles für mich und auch für Dich; denn nicht eine Stunde länger ſollen dieſe Ketten Dich belaſten — frei ſollſt Du gehen wie ein freier Mann wohin Du willſt; willige nur darein, daß man Dich gegen die Gräfin, austauſcht!“

„Das werd' ich nimmermehr!“ rief der Gefangene.

„Johann, ich bitte, ich beſchwöre Dich, bei dem Geiſte Deines, unſers Vaters, ſo Du ein Tököly biſt, wie ich — laß mich nicht verzweifeln, Bruder, hab' Erbarmen!“

Der ſtolze Magnat ſank zu den Füßen ſeines Gefangenen und hielt ſie umfaßt.

„Wie? Ich ſoll es zugeben, daß eine Feindin unſeres Reiches, die Truppen gegen uns warb und gegen uns anführte, daß eine Verrätherin, ein Weib auf freien Fuß geſetzt werde, die uns gefährlicher iſt, als Männer?!“

Bittend ſah Tököly zu dem Baſtard ſeines Vaters empor, alle Herrſchſucht war und aller Stolz aus ſeinem

Gesicht verschwunden und Thränen netzten sein feuriges, männlich schönes Auge. „Laß mich nicht vergebens bitten!“ rief er, „noch nie hat ein Tököly vor einem Menschen gekniet und war es ein König oder Kaiser — hab' Erbarmen mit meiner Angst, mit meiner Verzweiflung! Ich weiß, daß Prinz Eugen Deine Auslieferung zur Bedingung von Helenen's Befreiung gemacht hat; sage nur nicht nein, thue nur einen Schritt für die Sache und willige ein, dann ist Alles, Alles gut!“

„Das werd' ich nicht! Nie, niemals!“ rief der Gefangene.

„Wild erhob sich Tököly, sein Auge flammte in furchtbarem Zorn: „Elender, Du bist ein Wurm in meiner Hand, den ich verderben kann; Du weigertst Dich; Du höhnst mich; Du lachst wol, daß Tököly sich so tief vor Dir erniedrigt — nun denn, so sei's, ich will den Kampf mit Dir bestehen, auf Tod und Leben und wo ich Dich treffe — sei's auf offenem Feld in Schlacht und Pulverdampf; sei's in der öden, einsamen Pußzta des Ungarlandes, so treffe Dich der Tod — denn Du bist fortan mein Bruder nicht mehr — kein Tököly, bist mein Erb- und Todfeind!“

„Amen!“ sprach der General.

In diesem Augenblicke schmetterten Trompeten vor der Festung und ein Janitschare trat ein und meldete eine Deputation des Prinzen Eugen von Savoyen. Ein Offizier mit zwei Gefreiten kam aus dem kaiserlichen Hauptlager um mit Tököly wegen der Auslieferung des Generals Freiberg zu unterhandeln. Zu wichtig war die Person des tapferen Mannes für Eugen, als daß er nicht Alles bei Hofe hätte aufbieten sollen, um ihn wieder zu gewinnen. Der Offizier hatte unbedingte Vollmacht, Tököly triumphirte; er bestand auf Auslieferung seiner Gemalin und diese wurde bewilligt. Vergebens bat Freiberg den Bevollmächtigten, den Prinzen zu beschwören, ihn zurücklassen und aufzuopfern; vergebens schlug er sein eigenes Leben an die Schanze; der Offizier bewunderte die seltene, stolze Aufopferung seines Generals, aber er dürfte seiner Vollmacht nicht zuwiderhandeln und diese befahl ihm, die Ranzionirung Freiberg's um jeden Preis zu erwirken. Der Vertrag wurde unterzeichnet und der General in leichtere Haft gebracht und freundlicher behandelt. Tököly suchte sich ihm zu nähern, aber sorgfältig vermied Freiberg jede nähere Berührung mit dem Erbfeinde Ungarns.

Es waren etwa vierzehn Tage vergangen, als neuerdings Trompeten vor Belgrad schmetterten.

Die Gräfin Helena Tököly kam mit einigen andern Gefangenen und derselbe Bevollmächtigte führte sie dem Grafen zu, er hatte vom Marschall den Auftrag, den ranzionirten General nach dem kaiserlichen Lager zu geleiten. Zugleich brachte er ein Geschenk von tausend Dukaten für Tököly, das der Marschall selbst gesandt hatte. Stolz schlug Tököly das Geld aus.

Als Helene vom Pferde stieg, färbte eine freudige Röthe ihre lilienblassen Wangen, denn Freiberg stand vor ihr. Sie bot ihm die Hand.

„Ich habe mit Euch nichts mehr zu schaffen,“ versetzte er, „denkt an Munkats — denkt an mein armes Weib —“ fügte er leise hinzu.

Deli Redschib stand im Hintergrunde und lachte hämisch, die Gräfin erblickte ihn, eine Ahnung stieg in ihrer Seele auf, sie wurde bleicher wie der Tod.

„Bruder, leb wohl!“ rief Emerich Tököly und bot dem General die Hand.

Dieser schwang sich auf das prachtvoll gezäumte Pferd, das der Prinz ihm gesandt und der Bevollmächtigte mitgebracht hatte und rief: „Du hast mich Deinen Todfeind genannt, Emerich Tököly, und ich sage mich los von Dir, für alle und ewige Zeiten! Munkats ist das Losungswort meiner Rache, Munkats hinfür mein Feldgeschrei! Denk' an mich, Tököly — wo ich Dich treffe in Schlacht und Pulverdampf, oder auf einsamer, öder Pußzta, Du bist mein Todfeind und ich will Dich verderben!“

Er sprengte zum Thore hinaus, die kaiserliche Begleitung hinter ihm — Helene war leichenbleich und keine Thräne entströmte ihrem starren Auge.

Kara Mustapha verheerte das Banat, so weit seine siegestrunkenen Rotten reichten — Tököly begleitete ihn allenthalben — er kannte das Land und seine schwachen Punkte, entwarf Pläne, ordnete die Schlachten und besserte, was der plumpe Sultan der Osmanlis mit roher Willkür verdarb. — Tököly war die Seele des Heeres, der Padischah nur ein Werkzeug seiner Hand. Es war, als sollte der Halbmond auf den Thürmen der Christenheit glänzen und als würde der Munzzin den ehrwürdigen Donnerton der Glocken verdrängen, aber im Buche des Schicksals stand es anders geschrieben; die Macht der Osmanen sollte langsam, aber sicher brechen und der Hohn der Zeit, der Fluch der Nachwelt ein übermüthiges Volk treffen, das seit Jahrhunderten der Civilisation Europa's Hohn sprach. Prinz Eugen war der Schrecken der Türken, sie flohen seinen Anblick und muthvoll stand ihm General Freiberg zur Seite, der mit kalter Todesverachtung die Reihen des Feindes sprengte. Kara Mustapha war nur da der Held des Tages, wo es Mord und Brod galt und floh, wenn ihn Eugen mit seinen geregelten Truppen angriff. Er pochte in seinem Uebermuth auf seinen Gott und seinen Propheten. Das Alles brach den Degen eines unternehmenden Helden. Er brachte den Allahruf der Türken und ihre Kanonen zum Schweigen. Schon längst würde Eugen den Sultan vernichtet haben, wenn nicht die Befehle, die stündlich von Wien kamen, ihm Mäßigung und jeden ernsten Kampf zu meiden, befohlen hätten. So zähe ging man in Wien daran, den Feind zu verderben, denn um jeden Preis wollte man Frieden, selbst da, wo der Vortheil in den Händen war.

Ein schöner Morgen in den letzten Tagen des Julimonats brach an und laue Lüfte wehten über die Berge und durchstrichen die dunkeln Urwälder des Banats.

Der 26. Julius des Jahres 1697 sollte das alte Jahrhundert um einen glorreichen Tag bereichern und den Kampf zweier Mächte sehen, ihr Loos entscheiden — wer sollte Europa's Schicksal lenken, wer war der Sieger; wer war berufen der Welt Gesetze vorzuschreiben? Sollte sich das Blatt wenden für den römisch-deutschen Kaiser, oder sollte die rohe Gewalt des Muselmanns obsiegen und des Sultans Heer Europa's Länder zertreten?

Kara Mustapha kam mit seinem Heere etwa eine Meile vor Zenta. Es ist ein kleiner Flecken am Ufer der fischreichen Theiß, die sich unterhalb Titel in die Donau ergießt. Prinz Eugen erfuhr durch einen türkischen Pascha,

den sein Vorposten gefangen hatten, daß der Sultan schon mit tausend Reitern über den Fluß gesetzt hatte, während seine Armee noch in einem verschanzten Lager bei Zenta unter den Befehlen des Großveziers stand. Rasch entschloß sich Eugen, einen entscheidenden Streich zu wagen, der, wenn er gelang, von glänzenden Folgen war, wenn er mißlang, ihn in wenigen Stunden um allen Kriegsruhm brachte, den er in langen Jahren siegreich erworben hatte. Wie ein Blitz zuckte der Gedanke durch Eugen's Seele, daß der Feind vielleicht gänzlich vernichtet werden könnte, wenn man ihn zu einem Angriffe zwänge, ehe er über den Fluß setzte.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Eugen den Befehl zum schnellen Aufbruch gab und es lag Alles daran, noch vor Einbruch der Nacht zum Treffen zu kommen. Schon war Mittag vorüber, und Eugen stand nur noch eine Meile von friedlichem Lager entfernt. Da kam ein Courier des Kaisers, der sorgfältig jedes Treffen zu vermeiden befahl. Mit diesem Schlage war alle Aussicht vernichtet, das Machtwort hemmte den Feldherrn und doch könnte er nicht mehr zurück. Hier, der gemessene Befehl, dort die Gefahr des Rückzuges, der ohne großen Verlust für die kaiserliche Armee nicht auszuführen war. Sollte er weichen, und seine Truppen preisgeben? Sein Ruhm, seine Ehre, der Erfolg einer ganzen Zukunft lag auf dem Spiele; Eugen beschloß für sich zu handeln. Er hielt den Befehl geheim und beschloß anzugreifen. General Freiberg war damit einverstanden und suchte nur eine Gelegenheit, seinen Racheschwur an Tököly zu lösen; die Truppen brannten vor Begierde, eine entscheidende Schlacht zu wagen.

Ehrsüchtig auf den möglichen Erfolg und Alles wagend, beschloß Eugen dem Geschick des Tages entgegen zu gehen und ein lautes „Hurrah" ertönte, als der ritterliche Prinz mit dem Rufe: „für Gott, Kaiser und Vaterland!" an den Reihen seiner tapferen Truppen herabsprengte, die er in Schlachtordnung aufgestellt hatte.

Fünfzigtausend Mann standen den Türken entgegen, deren Anzahl bei weitem überwiegend war; aber es waren fünfzigtausend Männer, die für die gerechte Sache gegen Rohheit und Uebermuth kämpften. Eugen ließ die einzelnen Corps allmälig vorrücken und als die kaiserliche Armee nur noch einen Kanonenschuß weit von der türkischen Verschanzung entfernt war, ritt er an der Spitze einiger Dragoner-Regimenter voraus, um die Stellung der Feinde zu beobachten. Diese waren eben im Begriffe, die Teiß zu passiren, und sorglos zogen die ersten Schwadronen über die Brücke. In seiner Sicherheit hatte der Sultan an keinen Ueberfall gedacht, und der Zug fand mit aller Pracht und Nachlässigkeit des Orients statt.

Der gewandte, kriegskundige Tököly, der die Hauptmasse des kaiserlichen Heeres kommandirte, erkannte augenblicklich das Hochgefährliche seiner Lage, und rieth dem Sultan, die Brücke abbrechen zu lassen, um so den Truppen jede Hoffnung zu benehmen, sich durch eine Flucht retten zu können. Er wollte sie einschließen lassen, damit sie kämpften wie Verzweifelte, denn nur zu gut kannte er die richtige Berechnung seines Gegners, da Eugen der erste war, der eine richtige, geregelte Kriegskunst eingeführt hatte; aber der feige Kara Mustapha hatte weder Herz, noch Muth genug, den trefflichen Rath des erfahrenen Magnaten zu befolgen denn er mißtraute ihm und war wie immer eifersüchtig auf jeden fremden Kriegsruhm. Erschreckt über den stürmischen Angriff der Cavallerie, die der Prinz von Savoyen anführte, zog er sich in größter Hast und Eile zurück.

Schon war der Nachmittag hereingebrochen, und nur zwei Stunden blieben noch übrig, um eine Schlacht zu wagen, ehe die Dämmerung einbrach. Eugen war rasch entschlossen. Er beschloß vorzudringen, während Freiberg die Passage zur Brücke okkupiren sollte. Tököly gewahrte bald den Plan und zog zweitausend Reiter aus der Verschanzung heraus, die gegen das kaiserliche Heer anrückten.

Wüthend sprengte Eugen auf die Reiter ein und warf sie zurück. Da gab Tököly Befehl und tausendfach sprühten die Kanonen der Türken Tod und Verderben und hüllten Mannschaft und Schanzwerke in dichten, undurchdringlichen Rauch. Die kaiserlichen Reihen wurden furchtbar gelichtet und links und rechts lagen gräßlich verstümmelte Leichname — da rief Eugen das Freiberg'sche Corps zur Verstärkung herbei und ein neuer, mörderischer Kampf entbrannte. Die furchtbaren Janitscharen unter der Leitung des „Blutmannes," wie der Renegat Deli Redschib bei den Türken hieß, brachen in die Reihen und lichteten und mordeten zügellos. Sein feuerrother Turban machte Deli Redschib von Weitem kenntlich. Mehre Male hatte Freiberg gesucht, an den furchtbaren Renegaten zu kommen; jedesmal trennte sie die Menge. Schon war es um die sechste Stunde, als ein allgemeines Treffen begann, die Kanonen krachten, als wollten sie den Erdball zersplittern und schwer rasselten die dichtgeschlossenen, gepanzerten Reihen der Cavallerie.

Der Prinz selbst führte das Hauptcorps in's Feuer und wo „der kleine General" erschien, sprengten die Feinde auseinander. — Die Nacht breitete ihren dunkeln Fittig mälig über die Gegend und noch tobte der Kampf fort. Wüthend stürmten die Kaiserlichen die Verschanzung der Türken. Der furchtbare Allahruf der Janitscharen ertönte und hoch zu Roß führte sie Deli Redschib in's Feuer; Freiberg suchte ihn unter dem Gewühl herauszuspähen und ein wüthender Kampf entspann sich zwischen Beiden. Freiberg war sein Pferd unter dem Leibe erschossen und er drang zu Fuße mit dem Schwerte in der Faust auf den blutdürstigen Janitscharenhäuptling ein. Durch eine geschickte Wendung wollte dieser sein Pferd umlenken, aber Freiberg riß es am Zügel vor und bohrte das Schwert tief in seine breite Brust, daß das Pferd überstürzte. Mit einem Satze war Freiberg bei dem Renegaten, der am Boden lag.

„Allah! Allah!" tönte rings der Kriegsschrei der Türken.

Deli Redschib's Säbel lag weit von ihm, er feuerte sein Pistol nach dem General ab; es traf ihn nur leicht an der Schulter. Freiberg riß ihn an der Brust vor und bohrte sein Schwert in das Herz des verrätherischen Renegaten. Mit einem gräßlichen Fluche sank dieser zurück, während sein Blut aus einer breiten Wunde hervorströmte, er röchelte und verschied! Der furchtbare Janitscharenhäuptling war gefallen und seine Schaaren wichen. — Freiberg suchte den Grafen Tököly, er suchte den Tod, ohne ihn finden zu können. Seit Redschib's Falle war die Verwirrung allgemein, Tököly verzweifelte an einem gün-

ſtigen Erbfolge und auf allen Seiten flohen die Türken. Nach einer vierſtündigen Schlacht erſtürmte Eugen die Schanzen.

In der entſetzlichſten Angſt drängte ſich nun Alles zur Flucht nach der Brücke. Der Raum war zu enge, Tauſende ſtürzten herab und fanden ihren Tod in den Fluten. Pferde, Menſchen, Kanonen, zerbrochene Waffen und lagen am Schlachtfelde und ſchwammen auf den Wellen der Theiß — die Finſterniß der einbrechenden Nacht hüllte Alles in ihren grauenvollen Mantel. Fürchterlich war das Würgen; da galt kein Bitten, kein Flehen, kein Löſegeld mehr; umſonſt ließ Eugen zum Rückzuge blaſen, die Soldaten waren entzügelt und gaben keine Schonung. Bis zehn Uhr des Nachts währte das Morden.

Schmählich war die Niederlage des Sultans — er war feige entflohen.

Als die Sonne des neuen Tages über die Gegend von Zenta hereinbrach, beleuchtete ſie zehntauſend Leichen der Türken, darunter lag der Großvezier blutbedeckt und unkenntlich; ebenſo Viele waren in den Fluten der Theiß ertrunken. Hundert Kanonen, ſechszig Feldſtücke, Wagen, Pferde und das ganze prachtvolle Geräthe des Sultans war in den Händen des Siegers. Der Sultan war unaufhaltſam bis Temesvar geflohen, dann weiter bis Belgrad. Der Prinz verfolgte ihn bis dicht unter die Mauern der Feſtung.

Freiberg war nirgends zu finden!

Es war etwa drei Tage nach der Schlacht bei Zenta, als ein Wagen in dem ärmlichen Flecken hielt. Es war die Gräfin Tököly, die ihrem Manne gefolgt war und keine Ahnung von der furchtbaren Niederlage des türkiſchen Heeres hatte.

Das Schlachtfeld war noch voll Leichen und die Gruben reichten nicht aus, um Alle zu begraben.

Helene Tököly beſuchte die Wahlſtatt. Sie trug ſeit dem Falle vor Munkats keine Mannskleidung mehr, es war, als kehrte die ſtille Sanftmuth des Weibes in ihre Bruſt zurück und ihr ganzes Weſen war auffallend, trüb und ernſt. — Die Sonne beſchien die Leichname der Gefallenen, Helene konnte eine Rührung tiefen Schmerzes nicht bewältigen. Unter den Mauern der Verſchanzung lagen zwei Leichname faſt dicht neben einander. Das Geſicht am Boden lag Deli Redſchib, der ehemalige Spion und Renegat, ſeine Hand hatte ſich im Todesſchmerz krampfhaft in die lockere Erde hingewühlt. Neben ihm lag — der General Johann von Freiberg.

Waren ſie im Gefechte mit einander gefallen, oder hatte ſie der Kampf getrennt, oder war der General wieder auf dieſelbe Stelle zurückgekommen, wo er den Renegaten erſchlagen hatte? Gewiß war es das Letztere und Freiberg hatte zufällig den Tod dort gefunden, wo er ihn dem Verräther gegeben hatte. Tiefbewegt war Helene an der Leiche des Generals niedergeſunken und hielt ſeine kalte, ſtarre Hand in der ihren. Eine Kugel hatte ſeinen Kopf zerſchmettert. Sie war lange, ſehr lange neben ihm gekniet, denn es war ſchon ſpät am Abende, als ſie ſich erhob. Ihr Antlitz war leichenblaß und ihre Augen ſchwammen in Thränen. Sie drückte einen Kuß auf ſeine bleiche Stirn und ſprach: „Leb' wohl, Du tapferer Held, ich werde Deiner ewig gedenken in treuer Liebe!"

Thränen erſtickten ihre Stimme, ſie drückte noch einmal das blutige Haupt des Geſchiedenen an die Bruſt und ging dann langſam nach Zenta zurück.

Die Schlacht bei Zenta hatte den Siegeslauf der Türken für lange, wo nicht für alle Zeit, gebrochen. Kara Muſtapha, der feige den Rath Tököly's verſchmäht hatte, ſchob nun alle Schuld auf dieſen, und Tököly ſah ſich zurückgeſetzt, vergeſſen. Ein tiefer Schmerz nagte an ſeiner Seele, denn er war bitter enttäuſcht worden; auch Ilona konnte den Gedanken nicht ertragen, in ſolcher Abhängigkeit von einer Macht zu leben, die ſie im Grunde des Herzens haßte, und der das heldenmüthige Paar die Pforten, das Herz Ungarns geöffnet hatte. Wol fand ſie zuweilen einen Troſt darin, wenn Emerich's glühender Ehrgeiz ihr noch immer eine glänzende Zukunft vorſpiegelte; aber es war damit vorbei, denn die Pforte ſchlug alle ſeine Pläne zu Boden. Auch ſein Vaterland hatte ſich von ihm gewendet und als im letzten Jahre des ſiebenzehnten Jahrhunderts der Friede zu Carlowitz zu Stande kam, der die Türken in die Schranken ihres hohlen Dunkels zurückwies, da wurde es ausgemacht, daß alle mißvergnügten Ungarn, die ſich nach der Türkei geflüchtet hatten, dort bleiben ſollten, um nicht das Vaterland wieder neuen Unruhen preiszugeben. Die Rückkehr nach Ungarn war Tököly für immer verſperrt.

Noch einmal nahm ſich die Pforte ſeiner an, in dem ſie ihm ein Aſyl zu Ismed in Nikomedien anwies, wo er in fürſtlicher Pracht, aber fern dem Schauplatze der großen Welt, in tiefer Zurückgezogenheit ein ödes einſames Leben führte. Nicht lange ertrug der Verworfene, deſſen Leben ſo reich an Thaten war; dieſe abgeſchiedene Grabesſtille, der Wurm des Ehrgeizes nagte an ſeiner Seele. Wie ſehnte er ſich nach der Heimat, nach ſeinem Ungarlande, das er in übergroßem Ehrgeize den Feind der Chriſtenheit verrathen hatte; wie ſehnſüchtig erklangen die lieblichen Lieder ſeiner Pußzten und Wälder, und die Cymbel der Zigeuner! Hier tönte nur der fremdartige Muezzin und der monotone Ruf des Koranbeters! Wo waren die frohen Tage ſeiner Kindheit auf Hußth und Arva und der Geſpiele ſeiner Jugend Johann Bornemißa?

Tiefer Gram warf ihn auf's Krankenlager und kurz vor ſeinem Scheiden brach er voll tiefer Wehmuth in die Worte aus: „O hätt' ich doch gedacht, wie mein Bruder! Dann tönten mir der Heimat ſüße Laute noch und Ungarn trügen mich zu Grabe!"

Dem ſollte nicht ſo ſein.

In weiter, ferner Ferne ruht Graf Tököly, der nirgends Ruhe fand in ungeweihter Erde, und Ilona, das Heldenweib allein, weinte ihm eine Thräne nach.

Doch auch nicht allzulange gedieh das ſtolze, kühne Weib in ſtiller Oede. War es eine Sage nur, daß ſie am gebrochenen Herzen ſtarb?

Jellachich, Ban von Kroatien *).

(Mit deſſen lithographirtem Porträt.)

Joſeph Freiherr Jellachich von Buszin, der älteſte Sohn des k. k. Feldmarſchall-Lieutenants Baron Franz, iſt zu Peterwardein am 16. Oktober 1801 geboren. Im Jahre 1809 kam er in die Thereſianiſche Militär-Akademie, wo er unter dem beſonderen Schutze des Kaiſers Franz volle zehn Jahre zubrachte. Schon in der früheſten Jugend zeigte der kaiſerliche Liebling große Anlagen und ſeltene Fähigkeiten. Sein Sprachtalent entwickelte ſich raſch, eine lebhafte Auffaſſungskraft gab ſich beſonders kund und die Art und Weiſe, wie er ſeine Gedanken in ein funkelndes Kleid einzuhüllen verſtand, zeichnete ihn vor allen ſeinen Kameraden der Art aus, daß der Kaiſer einem jeden ausgezeichneten Fremden, der ſich in Wien aufhielt, empfahl, ſeinen kleinen Jellachich zu beſuchen.

Am 11. März 1819 kam er als Supernumerär-Lieutenant zum Baron Knesevich Dragoner-Regiment, deſſen Inhaber ſein Großohm war. In kurzer Zeit wurde der junge Offizier, welcher eben ſo genial, als heiter war, von allen ſeinen Kameraden geſchätzt, ja angebetet, von ſeinen Chefs geachtet und geliebt, und ſein Name bekam ſehr bald einen ausgezeichneten Klang in der ganzen Armee. Seit dem 1. Mai 1825 Oberlieutenant, war er nahe an zwei Jahre Adjutant bei Leopold Geramb in Wien, und rückte am 28. Dezember in's Regiment wieder ein.

Zum Kapitän-Lieutenant am 1. September 1830 im Ogulíner Grenzregiment befördert, befehligte Baron Joſeph die ſiebente (Dresniker genannte) Kompagnie am Cordon, wo er unter den damaligen unruhigen Verhältniſſen öfters ausrücken mußte, und jedesmal Ehre einlegte. Im März 1831 marſchirte er nach Italien mit dem erſten Bataillon, deſſen Hälfte er bei größern Manövern kommandirte. Dort zog er ſich die Aufmerkſamkeit der Art auf ſich, daß der Feldmarſchall Radetzky ihn öfters belobte und ſtets auf die ehrenvollſte Weiſe behandelte. Im Jahre 1835 kehrte, der unterdeſſen wirklicher Hauptmann Gewordene, mit dem oben erwähnten Bataillon wieder in's Land zurück. Am 17. Oktober rückte er an der Spitze desſelben Bataillons gegen Bosnien, that ſich beſonders in dem Treffen bei Kladuſch hervor, und wurde in Folge deſſen für ſeine glänzende Führung öffentlich belobt. Im Februar 1837 wurde er Major bei Gollner, jetzt Erzherzog Ernſt Infanterie-Regiment und zugleich Adjutant bei dem Feldzeugmeiſter und Gouverneur von Dalmatien, Grafen von Lilienberg. Für den Baron Jellachich wurde dieſe Zeit eine Epoche großer Thätigkeit. Bei dieſem Militär-Gouvernement hatte er tauſend Gelegenheiten, unter ſeinem geiſtreichen Chef, die ſchon früher erworbenen, großen Talente in Anwendung zu bringen und dieſelben noch weiter auszubilden. Damals floßen mehre wichtige Ausarbeitungen aus ſeiner gewandten Feder, beſonders in den Angelegenheiten über die Verhältniſſe von Montenegro. General Graf von Lilienberg forderte viel von ſeinem Adjutanten; allein dieſer leiſtete noch mehr, als von ihm verlangt und erwartet wurde, und erwarb ſich auf dieſe Weiſe die vollſtändigſte Zufriedenheit und Anerkennung ſeines ausgezeichneten Chefs. Im Jahre 1841 verließ er den Grafen von Lilienberg, und ging als Obriſtlieutenant zum erſten Banal-Grenz-Regiment, mit welchem er 1842 als Obriſt mehren Conflicten mit den türkiſchen Unterthanen ſtets ehrenvoll beiwohnte. Während der Friedenszeit füllte der Obriſt ſeine freien Augenblicke mit poetiſchen Verſuchen aus, die den längſt verrathenen Dichter noch mehr in ihm beſtätigten.

Im März 1848 ernannte der Kaiſer den Baron Joſeph zum General-Major, zum Banus von Kroatien, Slavonien und Dalmatien, zum wirklichen Geheimrath, und einige Tage darauf, auch zum Feldmarſchall-Lieutenant und kommandirenden General in Agram. Der Tag war gekommen, wo der biedere Mann, der treue Unterthan, der echte Sohn Croatiens, eine gewaltige Aufgabe muthig ſich aufbürdete. Feldmarſchall-Lieutenant Baron Jellachich, hat, trotz der ungünſtigen Verhältniſſe, Unglaubliches geleiſtet. Das Land hat ihm die Ruhe und Ordnung zu verdanken, der Monarchie hat er dadurch eine ihrer gewaltigſten Stützen erhalten, und dies Alles iſt die natürliche Wirkung ſeiner höchſt ſeltenen Gaben, wie auch der allgemeinen Liebe und Verehrung, welche er von jeher mit vollem Recht genießt. Wie natürlich iſt auch dieſe Hingebung zu ihm. Man ſehe nur einmal den General vor der Fronte reiten, man höre ihn die Soldaten anreden, ſo überzeugt man ſich augenblicklich und für immer, daß er zum Befehlen geſchaffen iſt. Es gibt aber auch ſelten eine einnehmendere Reitererſcheinung, man findet nirgends einen ſolchen Redner, deſſen kurzen Worte das Innerſte des Menſchen beſſer zu bewegen vermöchten. Die meiſten bewundern ihn und beten ihn an. Dringen Sie in das Cabinet des Banus, ſo ſehen Sie den fleißigen, ordnungsliebenden Mann zwiſchen zwei Haufen von Akten, die in Militäriſches und Nichtmilitäriſches eingetheilt ſind, mit einer ſeltenen Leichtigkeit gediegen arbeiten. Wenige Menſchen wiſſen ihre Zeit ſo gut einzutheilen und zu nützen, wie er. Seine Thüre ſteht einem Jeden offen. Stört man ihn in den anſtrengenſten Arbeiten, ſo wird er doch ſelten böſer Laune. Sein milder, wohlwollender Charakter bleibt ſich faſt immer gleich, obwol er ſonſt von einem reizbaren Temperament iſt. Bei Tafel iſt er munter und unterhält fröhlich ſeine Gäſte, für welche immer einige Plätze bereit ſind. Nach Tiſch wird Cigarre geraucht und eine trauliche Converſation geführt. Aber bald geht es von Neuem an die Arbeit und ein Jeder entfernt ſich, den Mann bewundernd und verehrend. Die Abendſtunden verlebt er am liebſten im Kreiſe ſeiner Freunde, wenn ihn keine Geſchäfte rufen, was aber ziemlich ſelten iſt. Er ſchläft wenig, wie alle Männer, die viel denken. Seine hohe Stirn verräth Geiſt,

*) Mit dem Intereſſe, welches augenblicklich die Wirren in Ungarn überall erregen, dürfte es unſern Leſern angenehm ſein, die Biographie jenes tüchtigen Mannes zu erhalten, der die Ungarn nun ſchon ſeit einigen Wochen in Angſt und Schrecken geſetzt hat. Jellachich hat jedenfalls noch eine große Zukunft vor ſich, und ſchon die nächſte Zeit wird ſeinen Namen oft und mit Auszeichnung nennen.

[illegible],

Ban von Croatien.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DER ZEITUNGS - MARKT.

Die Unannehmlichkeit ein Journal zu kaufen, welches alle Neuigkeiten 12 Stunden früher, als die andern veröffentlichet

„Was Teufel ich kaufe Ihr Journal und finde nicht einmal die Neuigkeiten von heute darin"
„Mein Herr, die heutigen Neuigkeiten standen schon im gestrigen Blatte"

Energie, Tiefe. Einige früh darin gegrabene Furchen bekunden einen seltsamen Fleiß, als lebhaftes Temperament. Die schwarzen, dichtbeschatteten Augen sind freundlich, doch zugleich durchdringend und entschlossen. Leben, Muth, Ausdauer, Milde sind deutlich darin zu lesen. Die Gesichtszüge, scharf gemeißelt und edel, arabisch braun gefärbt, tragen das Gepräge einer gallig-nervösen Natur. In seinem Gang, in allen seinen Geberden liegt etwas Freies und Kühnes, wie es einem echten Sohn des Südens, einem wahren Soldaten geziemt. Spricht er, so überzeugt man sich augenblicklich, daß seine Worte eine große Macht ausüben müssen.

Viel trägt dazu bei, daß er sich niemals vorbereitet, es sprudelt vielmehr die Rede rein und rasch, doch ungleich lebhaft und betont, bald still, bald wie ein Alpenquell schäumend, aus seinem Munde hervor, und Jeder, der ihm zugehört, fühlt sich unwillkürlich erschüttert und überzeugt. Es werden besonders die Meisten durch dieses außerordentliche Talent elektrisirt, und Niemand ist heute mehr, als er, im Stande, eine große Wirkung auf das Volk hervorzubringen. Liberal im tiefsten Sinne des Wortes, aber treu seinem Kaiser, ist der Banus der Mann aller Volksklassen und des Hofes zugleich, und seine tiefgefühlte Vaterlandsliebe glüht eben so vernünftig und edel, als rein und warm in seiner Brust. Was will, was wünscht er? Nichts, als seine geliebte Heimat frei und glücklich zu sehen und dafür gebe er gerne tausend Mal sein Leben hin. Jede Pulsader schlägt in ihm für Hingebung und Treue, jeder Moment seines Daseins wird ohne Bedenken dem großen Zweck geopfert, den der Tag und die Nacht verfolgt.

Der Zeitungsmarkt.

(Mit einer lithographirten Abbildung.)

Außergewöhnliche Zeiten bringen außergewöhnliche Erscheinungen, sie haben ihr Gutes und Böses. Wer die Welt und das Leben noch im März des heurigen Jahres betrachtete und wer sie heute betrachtet, der wird eine große Veränderung im geselligen Leben, wie in den Physiognomien wahrnehmen.

Die Menschen sind, in acht kurzen Monaten ganz anders geworden, als sie sonst in achtmal acht Jahren geworden wären. Der arme Teufel, den man gewöhnlich Proletarier nennt, der Arbeiter, der Bauer, der Handwerker gehen stolzer, aufrechter und ihre Physiognomie ist zuversichtlicher, denn sie fühlen, daß sie Menschen geworden sind. Ein regeres Leben gibt sich im Leben kund, rascher fliegen die Pulse und rascher kreis't das Schwungrad der Zeit. Und was ist die Ursache dieser Metamorphose?

Die Constitution! Jene Verfassung nämlich, welche vor Allem den Völkern das Recht gibt, ihre Meinung frei und offen aussprechen zu können! Mit dem früheren System sind alle Bollwerke des alten, finsteren Pfaffenthums gefallen, der Wortzwang, die schmachvolle Polizei des Geistes, die Censur! Wer das Unglück hatte, durch das Wort zu den Völkern sprechen zu müssen, so lange die Censur noch als ein schwarzes Nachtgespenst sich mit dem Schriftsteller zum Schreibtisch setzte, der nur kann es wahrhaft empfinden, was es heißt, Wort, Schreibe- und Gedanken-Freiheit!

Es ist ein schöner Gedanke, wenn man frei und offen zu seinem Volke sprechen darf aus voller überquellender Seele; wenn man vom Herzen zum Herzen spricht! Tausendfach kann das Wort in die Herzen des Volkes dringen, das zahllose Heer der kleinen bleiernen Buchstaben, gefügt von der geschäftigen Hand des Setzers, befehligt von dem Auge des Schriftstellers ist siegreicher, als Kanonen und Bayonnete. Diese zerstören, Jene richten auf, sie trösten, sie erheben. Des Schriftstellers Mission ist eine heilige! Tausendfach dringt die Literatur in Büchern, in großen Zeitungen und kleinen Flug- und Kreuzerblättern in's Volk und so schnell schreitet die freie Presse vorwärts, daß wir bereits eine größere Volksliteratur haben, als im Anfange zu erwarten stand.

Es gibt keine einigermaßen bedeutende Stadt, die nicht ihr Blatt oder Blättchen besitzt, keine Hauptstadt, die nicht mit 30 bis 40 Zeitungen gesegnet ist.

Paris thut es hierin allen Städten zuvor. Bei einer so großen Bevölkerung hat sich das Bedürfniß, zu lesen, seit jeher geltend gemacht und so wie wir früher auf den Boulevards und an jeder Straßenecke Verkäuferinen von Veilchensträußchen fanden, werden jetzt und überall die Früchte der Journalistik zu einem oder zwei Sous feilgeboten. Paris hat wie Wien seine wandernden Bureaux, seine Journalwägen, sein marche aux journeaux.

Berlin bildet einen Uebergangspunkt zwischen Wien und Paris. Der Berliner Humor gefällt sich besonders in humoristischen, witzigen Plakaten und Flugblättern, die mitunter auf eine höchst ergötzliche Weise die Zeit- und Tageszustände persiflliren. Eine bedeutende Rolle spielt in der Kreuzerliteratur Berlins „Buddelmeier, der Schriftsteller mit'm jroßen Barte," unter welcher Maske Niemand anderer steckt, als der königl. Hofschauspieler und Landwehrmann Louis Schneider. „Der König und seine Jetreuen," — „der Prinz von Preußen muß fort," — „Nanu j'rade en Hurrah vor den Prinzen von Preußen," — „Pieſecke und Reneboom," — „der Papst un seine Jeliebte" u. s. w., sind Artikel, die gern gelesen, und weil sie im lokalen Dialekte geschrieben sind, auch gern gekauft werden. Nebenbei zirkulirt eine Masse Zeitungen.

Es scheint, als wolle ein Jeder, der dort die Feder führt, sich selbstständig etabliren und ein Blatt oder Blättchen herausgeben. Auch Wien hat seine wandernden Bureaux, seinen Straßenverkauf, seine Karrikatur-Blätter. Unter manchem Guten wurde auch Manches Seichte zu Markte gebracht.

Besucht man die öffentlichen Plätze, die Märkte, die Kaffeehäuser, wird man augenblicklich von einem Trosse alter, häßlicher Weiber oder barocker Knaben umringt, die Einem im Wiener Dialekt die neuesten Nummern der Tagesblätter anrühmen und zum Verkaufe anbieten. „Kaufen's den heutigen Freimüthigen, die Wiener Katzenmusik mit die sechs Minister-Porträts; den Radikalen." Dort läuft ein zerlumpter Bub' und schreit aus voller Kehle: „Das

Reichstagsblatt von heute;" hier ſchreit ein altes Weib wie beſeſſen: „Die Geißel, die Geißel!" Dort bietet Eine das konſervative Blatt „die Preſſe!" hier Eine die republikaniſche „Conſtitution" aus. Und alle dieſe Blätter werden über die Köpfe weggelangt, verkauft, vergriffen, verriſſen, ja förmlich verſchlungen.

Schon trottirt der Nachtwächter durch die Straßen und noch bieten die Weiber den Stammgäſten der Wirthshäuſer die neueſten Blätter an. Es iſt ein wirres Chaos.

Am nächſten Morgen geht der Tanz von Neuem los. „Kaufen Sie, kaufen Sie die neueſten Nachrichten! Miniſter Schwarzer hat der Schwarze geholt, neue Katzenmuſik, Latour an der Laterne, Jellachich vor Wien, Frau Sophie in Pillnitz, und wie der Plunder aller heißt. Kaufen Sie die neueſten Nachrichten."

„Aber," ſagt Einer, „die neueſten Nachrichten ſtehen ja nicht im heutigen Blatte."

„Thut nichts, Sie finden ſie im geſtrigen."

Es iſt nur ein Schritt vom Erhabenen bis zum Lächerlichen, vom Großen zum Kleinlichen! Aber eben dieſer kleine Blätterhandel hat manch' Gutes in's Volk gebracht, er hat wenigſtens die Theilnahme für die geiſtige Mittheilung erregt. Es mag Vieles vom Uebel an manchen Blättern kleben, die Mehrzahl aber meint es ehrlich mit dem Volk und ſeinen Rechten und das iſt nachgerade die Hauptſache.

G. P.

Cromwell vor der Schlacht bei Dunbar.

(Mit einer lithographirten Abbildung.)

Es hat wenig große Männer gegeben, die nicht auch große Heuchler waren, zumal wenn ſie ſich eine politiſche Laufbahn vorgezeichnet hatten. Ehrlich haben es Wenige gemeint, eine ehrliche Politik iſt der Vogel Phönix der Geſchichte. Napoleon hat es eben ſo gut verſtanden, wie Papſt Pius IX. den Völkern eine politiſche Naſe zu drehen, und Metternich war ein eben ſo niederträchtiger Charakter, als Machiavell oder Richelieu. Mancher wahrhaft große Mann hat große Erinnerungen zurückgelaſſen, aber ſie waren nicht ſo ſehr freiwillige Werke, als durch Nothwendigkeit geboten.

Betrachten wir Cromwell, den großen Land-Protektor Englands in ſeinem Wirken als Staatsmann, Krieger und Religionsſchwärmer. 1599 zu Huntington geboren, konnte es ihm im Anfange nicht gelingen, eine politiſche Bedeutſamkeit zu erringen, obwol ſein düſterer Geiſt zu großen Unternehmungen geſchaffen ſchien. Er hielt es ſtets mit jener Partei, die den unglücklichen König Karl I. bis zum Tode verfolgte. Eben ſo gut, als er ſeine Herrſchaft zu verbergen wußte, verſtand er es auch, den blinden, fanatiſchen Eifer der Independenten, Presbyterianer und anderer Schwärmer zu benützen. Noch als Protektor befolgte er dieſe Politik. Seine Sitten waren ſtets ſtreng, er war ernſt, düſter, beſonnen, mäßig und ſparſam, in ſeinen Staats-Geſchäften äußerſt thätig, aber unbeugſam ſtreng. Er trug die meiſte Schuld an dem Tode des unglücklichen Karl, der als Hochverräther erklärt wurde. Um ſeinen Mord zu rechtfertigen, berief man ſich von Seiten Cromwell's und ſeiner Anhänger auf göttliche Eingebungen und ſo fiel der unglückliche Fürſt zu Whitehall durch die Hand des Scharfrichters. Im Jahre 1650 hatten die Königlich-Geſinnten zweimal die Parlaments-Truppen in Schottland geſchlagen. Cromwell griff die Royaliſten bei Dunbar an. Er erließ einen Aufruf: „An alle Heilig-Geſinnten und Mitgenoſſen des Glaubens der von Gott Erwählten in Schottland." Ehe er zur Schlacht ging, unterhielt er ſich nach ſeiner Lieblingsweiſe gewöhnlich über einen Bibelpſalm. Wir ſehen ihn auf unſerem Bilde, umgeben von ſeinem Gefährten Sir Ludlow und ſeinen vorzüglichſten Generälen. Er unterhielt ſich vor der Schlacht mit Ludlow über die zukünftige Regierungsform Englands. „Der Herr wolle, daß ſein Volk nach den Grundſätzen der Freiheit und Gleichheit regiert werde, ſo verkündige es der 110. Pſalm."

Ueber eine Stunde erklärte er ſeinen Freunden dieſen Pſalm. Es lag eine eigene Kraft und impoſante Haltung in der Art und Weiſe, wie er ſeinen kriegeriſchen Genoſſen vor der Schlacht bei Dunbar die Bibel interpretirte. Er würde ſich bei Dunbar unbedingt haben ergeben müſſen, wenn die Schotten eine Schlacht vermieden hätten. Als er ſie vorrücken ſah, rief er: „Der Herr hat ſie mir in die Hand gegeben!" Der Sieg bei Dunbar, am 3. September 1650 befreite ihn auf immer von ſeinen wüthendſten Feinden, den Presbyterianern.

So gelangte er durch Heuchelei und religiöſe Koketterie bis zur Würde eines Protektors mit faſt königlicher Gewalt, ohne daß jedoch ſeine durch Täuſchung und Betrug errungene Größe ihm jene Zufriedenheit und Seelenruhe verſchaffte, welche das höchſte Glück eines Menſchen ausmacht. Scheu, ängſtlich und mißtrauiſch wie jeder Tyrann konnte er nie ruhig ſein ohne Wachen und Waffen. Seine ſtete Unruhe untergrub ſeine Geſundheit. Im 58. Jahre ſeines Alters ſtarb er an einem auszehrenden Fieber.

Kurz vor ſeinem Tode ſprach er zu ſeinen Aerzten: „Ihr könnt in Eurer Wiſſenſchaft ſehr gelehrt ſein, aber die Natur iſt über alle Aerzte in der Welt, und Gott iſt über die Natur."

Feuilleton.

Länder- und Völkerkunde.

Die Brücke über den Niagarafluß. Dieſe Hängebrücke iſt eines der großartigſten Kunſtwerke auf dem amerikaniſchen Continente, man ſchwindelt, wenn man ſie anſieht, und doch ſchreitet man mit ſo viel Sicherheit über dieſe Brücke hinüber, wie über jede andere von gleicher Breite. Wir waren (ſo erzählt das Journal) anweſend, als man die Planken über dem furchtbaren Schlunde befeſtigte, es ſah höchſt gefährlich aus, geſchah aber mit aller Sicherheit. Kein Unfall iſt eingetreten, ſeit man den erſten Strick am Schweife eines Papierdrachen über den Fluß zog. Man ſtelle ſich eine Brücke für Fußgänger vor, die in einer Höhe von 230

CROMWELL VOR DER SCHLACHT BEI DUNBAR.

Digitized by Google

Fuß über einer ungeheuren Wassermasse hängt, welche mit einer Schnelligkeit von 30 (engl.) Meilen in der Stunde durch eine enge Schlucht sich hinstürzt. Von unten auf betrachtet, sieht sie wie ein Streifen Papier aus, der an einem Spinnengewebe hängt. Bei starkem Winde schwingt der schwache sommerfädengleiche Bau hin und her, als wolle er sich aus seinem Halte losreißen, und unter dem festen Tritte des Fußgängers zittert er von einem Ende zum andern. Dennoch ist keine Gefahr dabei und man geht ganz sicher hinüber, während der Kopf des furchtsamen Zuschauers vor Besorgniß schwindelt. Wir sahen den Ersten hinübergehen, Herr Ellet, den Erbauer, seine furchtlose Frau folgte ihm bald, und zwei Tage lang legten Hunderte, durch die Neugier angezogen, den furchtbaren Weg zurück. Doch wird von Zwanzig kaum Einer den Muth dazu haben.

Gemeinnütziges.

Das Weinen als eine gesunde, körperliche Uebung. Bisher hielt man die Thränen für den Ausbruch des Schmerzes oder für Perlen, welche das Gemüth des hartherzigen Mannes erweichen sollen; eine andere Ansicht offenbart Hendrington in seinen satyrischen, diätischen Abhandlungen. Das Weinen, meint dieser Arzt, ist eine gesunde und wohlthätige körperliche Uebung, es reinigt die Lungen, wäscht das Gesicht, stärkt die Augen und mäßigt das Feuer eines allzuhitzigen Temperaments.

Bienenzucht. Ein denkender und praktisch erfahrener Landwirth theilt uns eben mit, wie Bienenstöcke leichter zu überwintern sind.

Denjenigen Stöcken, sagt er, welche über Sommer nicht ausgebaut wurden, und welche am gefährlichsten zu überwintern sind, gebe ich im Spätjahre einige hölzerne Sprieße in den Korb und stopfe den leeren Theil mit alter, reiner Leinwand aus, wodurch der Stock mehr Wärme erhält. Auf diese Art habe ich Stöcke überwintert, die nicht einmal halb ausgebaut waren.

Sobald aber im Frühjahre der Flug beginnt, muß man die Leinwand herausnehmen, denn sonst verkriechen sich die Bienen darein, finden den gehörigen Rückweg nicht und sterben alsdann Hungers; auch wird dadurch der Stock gereinigt und ausgelüftet.

Um in jeder Jahreszeit männliches und weibliches Federvieh zum Brüten zu veranlassen. Man setze die Bruthenne über ihre Eier in einem mit Heu angefüllten Kasten, der ihrer Größe angemessen ist, so, daß sie sich darin nicht umdrehen kann; den Rücken aber bedeckt man mit einem schweren Bret, daß nicht das Federvieh sich dessen leicht entledigen könnte, wenn es will, und hierauf trägt man es in eine dunkle Kammer. Sehr oft kann das Bret, besonders von Truthühnern und Enten schon am folgenden Tage abgenommen werden, ohne daß der Vogel die Eier verläßt. Die Männchen sind ein wenig widerspenstiger als die Weibchen, aber sie unterwerfen sich doch.

Den Raupenfraß an Obstbäumen zu verhüten, wendet man in England folgendes Mittel mit ausgezeichnetem Erfolge an: Man bereitet ein starkes Decoct von getrockneten Wallnußschalen oder Blättern und setzt Urin zu, der nicht länger als drei Tage gestanden ist. Nach 24 Stunden läßt man diese Mischung durch grobe Leinwand laufen, versetzt sie mit gelöschtem Kalk, den man in breiartiger Masse zugibt, löst Ofenruß in warmem Wasser auf, wozu man frische Ochsengalle und gepulverten Schwefel gibt und rührt Alles durcheinander. Auf die bestimmten Verhältnisse der einzelnen Species kommt es nicht an. Im Herbst nach dem Blätterfall und im Frühjahre nach dem Austreiben streicht man damit die Stämme und Aeste der Obstbäume an. Man sichert sich dadurch nicht nur vor dem Raupenfraß, sondern es erhalten auch die Bäume ein frisches Aussehen und wenn dieses Verfahren mehrmals wiederholt wird, bekommen sie eine neue glatte Rinde.

Album für Damen.

Gesetzvorschläge. 1) Ein Ehemann, der über ein kaltes Mittagessen brummt, wird für strafbar erklärt. 2) Wenn sich ein Ehemann über das Fehlen von Hemdknöpfen beklagt, oder beim Anziehen seiner Frau ungeduldig wird, soll er nach verschiedenen Graden Gefängnißstrafe erhalten. 3) Ein jeder Ehemann begeht ehelichen Verrath, der im Besitz eines Hausschlüssels gefunden wird, ohne eine schriftliche Erlaubniß seiner Frau aufweisen zu können. 4) Wer einen Freund zu Gast geladen, und es nicht 24 Stunden vorher seiner Frau angezeigt hat, bekömmt 3 Tage Hausarrest. 5) Wer in Gegenwart seiner Frau, einer Andern eine liebevolle Aufmerksamkeit bezeigt, muß sich eine Gardinepredigt gefallen lassen. 6) Wenn der Mann einen Judenbart tragen will, muß er der Frau einen schönen Kamm kaufen, damit sie ihm den Bart kämmen kann.

Die Rechte der Frauen. 1) Die Frau ist das natürliche Oberhaupt des Mannes. Die Herrschaft der Frau ist Naturgesetz. 2) Das Weib ist der natürliche Hüter der Geheimnisse des Mannes. 3) Der Frau allein gebührt die Kontrolle der Putzmacherinrechnung. 4) Das äußerste Alter der Frau ist dreißig Jahre. Sie kann wol jünger, aber nie älter sein. Mit dem 30. Jahre hat jede Frau das Recht, ihren Taufschein zu verbrennen. 5) Die Frau hat das Recht, auf ihrer Meinung zu beharren und es als eine Tyrannei anzusehen, wenn man ihr dieses Recht versagen will.

Die Pflichten der Frauen. 1) Es ist die Pflicht einer jeden Frau, ihren eigenen Weg zu gehen; sie ist oberherrlich, und der Zweck heiliget die Mittel. 2) Es ist Pflicht der Frau, ihren Mann zu ehren. Das Wort „Gehorchen," kann nur auf die Männer angewendet werden. 3) Es ist Pflicht einer jeden Frau, ihre natürlichen Vorzüge auf die bestmöglichste Weise geltend zu machen. Dem Anzug gebührt deshalb die achtungsvollste Ehrerbietung. 4) Der Mensch ist das einzige Geschöpf, welches sich selbst kleidet, sich selbst belustiget und sich selbst seine Nahrung bereitet. Da nun das Weib den ersten Rang im Menschengeschlechte einnimmt, hat es auch die unumschränkteste Souveränität in Betreff der Tafel, der Toilette und der Gesellschaft.

In Frankfurt erzählt man sich eine artige Anekdote von der patriarchalischen Einfachheit der Gemalin des Erzherzog-Reichsverwesers. Die „erste Frau Deutschlands" miethete sich neulich selbst ein Paar Mägde und sagte ihnen: „Ihr bekommt jährlich 50 Gulden Lohn und wenn Ihr gut thut, auch einen „Joppen" (Rock,) ein Paar Strümpfe und ein Paar Schuhe." So ist's nämlich Landesbrauch in der Steiermark, der Heimat der Frau Reichsverweserin.

In Irland ist die Noth so groß wie der Leichtsinn, das beweist folgender Fall, der neulich in Monygall vorkam. Da ließ sich Mittags ein glückliches Paar trauen und Abends ergriff man es, als es eben Heu stahl, um sich davon ein Nachtlager zu bereiten.

Das fürchterliche Elend, namentlich unter den weiblichen Armen, hatte bekanntlich eine weibliche Nationalwerkstätte in der Rivolistraße in Paris unter dem speciellen Schutze der Väter der Gesellschaft Jesu in's Leben gerufen. Diesem jesuitischen Eifer gegenüber konnte die tricolore Republik unmöglich müßig zuschauen. Die Gemalinen Cavaignac's, Marie's, Trouvé-Chauvels, Lechevaliers, Goudchaux, Lamartine's, de Luynes, de Lamoricière's, Recurts, Senards und Tourets haben daher einen Verein gebildet, dessen Zweck ist, armen Arbeiterinen Arbeit zu geben.

Thermometer einer alten Jungfrau. 15. Jahr. Aengstlichkeit beim Eintritt in die Welt und für die Welt und für die Aufmerksamkeit der Männer.

16. J. Sie fängt an, eine Idee von zärtlicher Meinung zu bekommen.

17. J. Sie spricht von Liebe in einer Hütte und uneigennütziger Zuneigung.

18. J. Bildet sich ein, ein Liebesverhältniß mit einem schönen jungen Manne zu haben, der ihr schmeichelte.

19. J. Ist etwas zurückhaltender, um mehr bemerkt zu werden.

20. J. Kommt in die Mode und weiß das recht wohl.

21. J. Stärkeres Vertrauen in ihre Reize, und Hoffnungen auf eine glänzende Verbindung.

22. J. Schlägt ein wackeres Anerbieten aus, weil es kein Mann von Welt ist.

23. J. Flattert mit jedem jungen Manne, der in ihre Nähe kommt.

24. J. Wundert sich, daß sie noch nicht verheiratet ist.

25. J. Wird besonnener in ihrem Benehmen.

26. J. Fängt an ein großes Vermögen nicht eben für unumgänglich nothwendig zu halten.

27. J. Zieht die Gesellschaft verständiger Männer der von Gecken vor.

28. J. Wünscht auf gute Art an einen Mann, der sein Auskommen hat, verheiratet zu werden.
29. J. Verzweifelt daran, je unter die Haube zu kommen.
30. J. Wird immer ängstlicher, eine alte Jungfrau zu heißen.
31. J. Fängt sich gewaltig an zu putzen.
32. J. Sagt, sie liebe das Tanzen nicht mehr, weil es ihr schwer fällt, einen guten Tänzer aufzutreiben.
33. J. Wundert sich, wie die Männer gefühlvolle Frauen im Stiche lassen können, um mit bloßen Kindern zu spaßen.
34. J. Affektirt gute Laune, wenn sie mit Männern spricht.
35. J. Wird eifersüchtig, wenn man andere Frauen lobt.
36. J. Zankt sich mit ihrer jüngst verheirateten Freundin.
37. J. Fühlt sich in Gesellschaft vernachläßigt.
38. J. Spricht gern von ihren Bekanntinen, die unglücklich verheiratet sind, und findet Trost in deren Elende.
39. J. Die üble Laune wächst.
40. J. Mischt sich gern in Alles und ist beirätig.
NB. Eine Inclination überfällt sie.
41. J. Läßt, wenn sie reich ist, als letzte Anstrengung einem jungen, aber armen Manne merken, daß sie verliebt in ihn ist.
42. J. Da dies nichts hilft, so schimpft sie auf alle Männer.
43. J. Liebe zu Karten und Klatscherei beginnt.
44. J. Große Strenge gegen junge Männer.
45. J. Heftige Vorliebe für einen pietistischen Geistlichen.
46. J. Wuth, weil er sie verläßt.
47. J. Sie fängt an zu verzweifeln und gewöhnt sich den Schnupftabak an.
48. J. Wendet all' ihre Zärtlichkeit auf Katzen und Hunde.
49. J. Nimmt ein armes Mädchen zu sich, um jene zu pflegen.
50. J. Zerfällt ganz mit der Welt und läßt ihre volle üble Laune den armen Anverwandten fühlen.

Miscellen.

Die Celebritäten der ersten und zweiten französischen Revolution. Die französische Revolution von 1848, die ihrer Vorgängerin von 1789 in so manchen Stücken ähnelt, unterscheidet sich doch wieder von ihr in vielen Punkten, die sich hoffentlich auf ihren allgemeinen Charakter und ihren Erfolg erstrecken werden. Ein merkwürdiger Umstand ist der, daß, während in der ersten Umwälzung die Hauptrollen der Staatsaktion meistens von jungen, feurigen Leuten gespielt wurden, die Koryphäen der zweiten, so viel man weiß, beinahe ausschließlich aus Männern gesetzteren Alters bestehen. Die Führer der Bergpartei, wie der Gironde, waren fast alle in der Blüthe ihres Lebens; Robespierre hatte bei seiner Hinrichtung erst sein 35., Danton sein 36. Jahr erreicht. Tallien war zur Zeit des 9. Thermidor erst 30 Jahr alt, St. Just und Payan waren noch jünger. Camille Desmoulins befand sich, wie er bei seinem Verhör sagte, „in demselben Alter, wie der Sansculotte Jesus Christus!" Vergniaud, Brissot waren junge Leute, Barbaroux fast noch ein Jüngling. Von den Feldherren des Revolutionskrieges waren Jourdan, Pichegru, Moreau mit 32 Jahren Obergenerale, Joubert mit 30, Bonaparte mit 27. Hoche stand schon im 25. Jahre an der Spitze einer Armee, und schloß mit 29 Jahren sein durch glänzende Siege verherrlichtes Kriegerleben. Dagegen finden wir, daß von den Mitgliedern der provisorischen Regierung vom Februar 1848 Dupont de l'Eure sein 81. Jahr zurückgelegt hatte; Arago stand im 62., Lamartine im 58., Cremieux im 52., Ledru-Rollin im 41. Nur Louis Blanc kann noch ein junger Mann genannt werden; er ist 36 Jahre alt. Der neue Präsident der Republik, Cavaignac, beginnt seine Laufbahn im 46. Jahre — genau in demselben Alter, wo Napoleon die seinige mit der Einschiffung auf den „Bellerophon" schloß.

Geschwind, was gibt's Altes? Schon im Jahre 1674 erschien vom Schwarzburgischen Kanzler Abasver Fritsch eine juridische Abhandlung, in welcher unter dem Titel „Minister peccans, s. tractatus de peccatis ministrorum," nicht weniger als fünfzig Ministerial-Sünden aufgedeckt und gebührendermaßen gegeißelt wurden. Im achtzehnten Jahrhundert hatten diese Ministerial-Sünden sich eines reichen Zuwachses zu erfreuen gehabt, denn der berühmte Rechtsgelehrte Augustin von Leyser zählt in seinem „Tractatus de veris delictis ministrorum principis" (Helmst. 1719. 4.) schon siebenundsiebenzig Rubriken von Minister-Sünden auf. Seit jener Zeit hat die Zahl der Minister-Sünden dergestalt zugenommen, daß es Kinderspiel wäre, mindestens eben so viel Sünden als Tage im Jahre aufzuzählen.

In Philadelphia ist ein elektro-magnetischer Apparat erfunden worden, mittelst welchem man ganz sicher auffinden kann, wo sich Metalle unter der Erde befinden. Die Vorrichtung soll sehr einfach und so beschaffen sein, daß man damit in ein bis zwei Tagen eine Quadrat-Meile (wahrscheinlich englische) absuchen kann.

Die Leuchtkugeln lassen die Fürsten von Lippe-Bückeburg, Lippe-Detmold, von Reuß-Greiz-Schleiz-Lobenstein-Ebersdorf und noch ein ganzes halbes Dutzend Andere folgendes Liedchen singen:

„Ade nun mein Krönchen, mein Thrönchen Ade!
Wir kleinen Souveränchen, es thut uns so weh,
Und war unser Ländchen auch noch so klein,
Es ist doch so schön, eine Durchlaucht zu sein.

Wir können uns nicht am Regieren mehr letzen,
Nicht mehr den Herrn Amtmann zur Strafe versetzen,
Und war unser Ländchen auch noch so klein,
Es ist doch so schön, ein Tyrannchen zu sein!"

Friedrich Bodenstedt schildert im Morgenblatte eine Frühlingsfahrt auf dem schwarzen Meere. Dem schönen Bilde entnehmen wir folgenden Zug: „Die Häuptlinge der Tscherkessen ergehen sich in ihren Reden gewöhnlich in blumigen und bilderreichen Ausdrücken und ihre Antworten sind oft voll Schärfe und Witz. — Ergebt Euch! lautete einst General Rosen's Aufruf an Hamsad-Bey, den Vorgänger von Schampl, ergebt Euch! Aller Widerstand ist vergeblich; die Heere, welche ich gegen Euch führe, sind zahllos wie der Sand am Meere! — Meine Heere aber, entgegnete Hamsad-Bey, sind wie die Wellen des Meeres, die den Sand wegspülen werden. — Eine ähnliche Antwort gibt Schampl, der Prophet von Hinri, als ihn der russische Oberbefehlshaber zur Unterwerfung auffordern läßt und ihm droht, im Falle der Weigerung seinen Sohn zu tödten, welcher sich in den Händen der Russen befindet. — Tödtet meinen Sohn, erwiderte Schampl; ich habe Weiber genug, einen andern zu zeugen. — Liegt Dir, fragten die Russen, das Schicksal Deines Sohnes so wenig am Herzen? — Weniger, antwortete Schampl, als das Schicksal meines Volkes."

Der regierende Kaiser von China widmet seine Mußestunden literarischen Zwecken und leitet den Druck einer Encyklopädie in chinesischer Sprache, welche auf einen Umfang von nicht weniger als 165.000 Bänden berechnet ist. 2700 Personen sind dabei beschäftigt. Eine ältere chinesische Encyklopädie ist schon vorhanden. Sie zählt 6000 Bände, von denen 68 blos von Musik handeln.

Jährlich, am Geburtstage Mubameds, kämpften die Dichter zu Fez um den Preis des besten Liedes. Dieser Preis bestand aus einem edlen Pferde, einer schönen Sklavin und einem Feierkleide.

Im sechszehnten Jahrhundert lebte zu Bologna Bettina (eine Tochter des berühmten Rechtsgelehrten Johann Andreä), verehlicht mit dem Professor J. St. Gregorio. Besagte Bettina war so unterrichtet, daß sie, wenn ihr Mann krank oder sonst verhindert war, Vorlesungen zu halten, das Katheder betrat und an seiner Stelle Vorlesungen hielt, und die Studenten spürten keinen Unterschied; Einigen unter ihnen war sogar die Frau Professorin lieber als der Herr Professor. (Letzteres mag auch wol anderwärts häufig vorkommen!)

Zu den sonderbaren Erscheinungen in der Menschenwelt gehört auch der im Jahre 1506 geborene König Ludwig II. von Ungarn. Er ward ohne Haut geboren; im Jahre 1508, also zwei Jahre alt, gekrönt und succedirte im zehnten Jahre. Im vierzehnten Jahre wuchs ihm der Bart, im fünfzehnten Jahre ward er vermält, im achtzehnten Jahre bekam er eisgraue Haare und im zwanzigsten Jahre blieb er (1526) in der Schlacht bei Mohacz. Das Jahr seiner Geburt stellen die Worte dar: ante DIeM natVs.

Madrid, Sevilla, Lucerna, Toledo, Esquivias, Alacazar de San Juan und Consuegra streiten sich um die Ehre, der Geburtsort von Cervantes gewesen zu sein. Es ist jetzt entschieden, daß er aus einer adeligen Familie von Alcala de Henarez abstammt, und am 9. Otober 1547 geboren worden ist. Diesen Anspruch von

sieben Städten hat er mit Homer gemein, dagegen aber denselben Todestag mit Shakespeare.

Archimimus hieß bei den Römern ein Histrione, der hinter der Leiche ging und die Geberden derselben im Leben nachäffte.

Eine der merkwürdigsten Quittungen, die wol jemals geschrieben worden, ist folgende: „Ich Unterzeichneter, französischer Journalist und Herausgeber des Journals „Mercure universel" zu Regensburg, bekenne fünfzig Stockstreiche wohlverdienter Maßen erhalten zu haben, weil ich in den Nummern meines Journals vom 1. und 17. Dezember 1800 die Franzosen belogen und verläumdet habe. Dessen zum Zeugniß habe ich mich unterschrieben. Passau, am 22. Juni 1801. Paoli." Dem Originale gleichlautend: Der Escadrons-Chef und Adjutant Lefebre. Der Stadt-Commandant Chancel.

Herr Edward Edwards hat kürzlich in der statistischen Gesellschaft zu London einen Vortrag über die öffentlichen Bibliotheken gehalten, aus dem wir hier Einiges mittheilen wollen.

Die Zahl der öffentlichen Bibliotheken in Europa beträgt 383. Von diesen befindet sich in Frankreich 107; in den österreichischen Staaten, die Lombardei und Venedig eingeschlossen, 41; in den preußischen Staaten 30; in Großbritannien und Irland (Malta eingeschlossen) 28; in Spanien 17; in den päpstlichen Staaten 15; in Belgien 14; in der Schweiz 13; im russischen Reiche 12; in Bayern 11; in Toskana 9; in Schweden 8; in Neapel 7; in Portugal 7; in Holland 5; in Dänemark 5; in Sachsen 5; in Baden 4; in Hessen 4; in Würtemberg 3; in Hannover 3. Eine eigenthümliche statistische Berechnung ist die des Verhältnisses der Bücher zu den Einwohnern der respectiven Staaten. So berechnet Herr Edwards, daß z. B. in Weimar auf jedes Hundert Einwohner 803 Bücher (Bände) kommen, in München 750, in Berlin 162, in Paris 143, in Lissabon 39 und in London 20. Die Stadt Weimar ist also in dieser Hinsicht um vierzig Mal besser bedacht, als das große London. — Hinsichtlich der Fonds gibt Herr Edwards folgende Summen an: In Paris hat die königliche Bibliothek 16.575 Guineen jährlich, die Bibliothek des Arsenals 1790 Guineen, die der Sainte-Geneviève 3400 Guineen, die des Instituts 1790 Guineen. Die königliche Bibliothek in Brüssel hat 1700 Guineen, die in München ungefähr 2000 Guineen, die in Wien 1900 Guineen, die in Berlin 1460 Guineen, die in Kopenhagen 1250 Guineen, die in Dresden 500 Guineen, die großherzogliche Bibliothek in Darmstadt 2000 Guineen, die des britischen Museums 30.000 Guineen. Den Zuwachs an Büchern berechnet der Verfasser für die Pariser Bibliothek zu 12.000 Bänden, für die Münchener zu 10.000, für die Berliner zu 5000, für die Wiener zu 5000, für die St. Petersburger zu 2000, für die Kopenhagener zu 1000, für das britische Museum zu 30.000 Bänden. — In den Vereinigten Staaten von Nordamerika gibt es, nach Herrn Edwards, wenigstens 81 Bibliotheken von 5000 Bänden und mehr, zu denen das Publikum, mit größern oder geringern Einschränkungen, freien Zutritt hat, und von diesen stehen 49 in unmittelbarer Verbindung mit Gymnasien oder öffentlichen Schulen. Die Gesammtzahl der Bände in jenen Bibliotheken beträgt ungefähr 955.000.

Humoristische Bagatellen.

Reaktionärer Brief des Kammerjunkers von Flick an den Secondelieutenant Ralf von Rube. Berlin. Seitdem die Nationalversammlung in Frankfurt am Main für Beibehaltung der Grafen, Barone und Ordensbänder gestimmt hat, fange ich an, einiges Vertrauen zu derselben zu fassen. Die Kammerherren werden bleiben, ihre wichtige Stellung wird von Unparteiischen richtig gewürdigt werden und die Hofzuckerbäcker bestehen so gut wie Hofbürstenbinder in alle Zukunft fort. Die Staatsmaschine wird den Ruck überwinden, den sie erlitt, weil einige Demagogen Steine in das Geleise gewälzt. Die Tage von Aranjuez werden wiederkehren und wir werden noch die fashionabelsten Bälle in der Singakademie feiern, sobald nur erst die Bauern aus Westphalen und Ostpreußen in ihre Provinzen heimgeschickt sind. Ich habe es freilich gleich gedacht! Als die Gott, König und Vaterland vergessenden Frösche der Spree an das Schloß des Prinzen von Preußen, „Nationaleigenthum" schrieben, sagte ich zu unserm Freunde Stulp von Stulpenstein aus Pommern, daß das Blatt sich drehen würde und daß die Berliner in einem halben Jahre um die allerhöchste Erlaubniß einkommen würden, sich „Eigenthum des Prinzen von Preußen" nennen zu dürfen. Wir wetteten um zwölf Flaschen Champagner, weil wir blos wegen des Zeitpunkts uneinig waren; ich habe die Wette unstreitig gewonnen, und wir trinken, sobald Du herüberkommst.

Die Todtenfeier um die aus Mißverständniß im März Gefallenen (um mich so auszudrücken, als wenn der Brief in unrechte Hände fiel) wollte schon nicht recht mehr ziehen. Den Versammlungen unter den Zelten haben der starke Regen und die neuen prächtigen Constabler ziemlich ein Ende gemacht. Es wirkte sehr, daß sich der Kriegsminister von Schreckenstein plötzlich „Roth von Schreckenstein" nannte, und ich habe nicht leicht eine schönere Gegendemonstration gegen die rothe Republik gesehen, als diese. Das ist ein Name, um den ich den Mann beneide! Drohend wie der Mond, wenn er in einer Winternacht blutig über die Berge schaut, steht er da! — Die splendiden Feste von Cöln, die geistreichen Reden Seiner preußischen Majestät, die zaubervolle Mystik des Weihrauchdufts und des Gebets, des Glockengeläutes und der Staatsuniformen hat die Deutschen vom Rheine bis an den Pregel in die Stimmung zurückversetzt, ihre Gesuche wieder mit „Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster" anzufangen, Domino zu spielen, sehr lange Romane zu lesen und den Fürsten Metternich in die Staatskanzlei zurückzuberufen. Das Blatt hat sich gewendet! Es kostet noch einige Dukaten, die ärgsten Schreier zu beschwichtigen; noch einige Drehungen, daß wir bei unserm Schuster nie wieder einen Stiefel machen lassen, dann sind wir wieder obenauf! Es wird Alles noch schön enden. Herzenskerl! Ich lese keine Zeitung mehr, was eine Zeitlang nothwendig war. Auf der Parade, auf der ich im Jagdfrack herumtändle, erfährt man schon alles Wissenswerthe wieder.

Leb' wohl, trink', wo ein Stöpsel den Hals der Flasche nur irgend verlassen will, und sing': „Ich bin ein Preuße;" das hilft!

Reaktionärer Brief des Secondelieutenants Ralf von Rube an den Kammerjunker von Flick. Potsdam. Brüderchen, ich bin sehr verdrießlich gewesen: ich habe die Faust geballt, nach fünf Monaten zum ersten Male wieder an meine Schwester geschrieben und bin mit meinem Ajax wie närrisch im Felde herumgejagt; denn ich vermisse Berlin. Verwünschte Märznacht, wo wir räumen mußten! Ich vermisse die Oper, die Berliner Pfannkuchen, die Abendgesellschaften bei Frau von Flüchtig, den Lockenkopf Laura's am Fenster, wenn ich Morgens vorüberjagte, die Schelmereien Lucindens, die kleinsten Hände, die ich jemals gesehen und die der Engel Sidonie besitzt.

Aber Dein Brief hat mich getröstet. Die Zeit, wo der Gardelieutenant in all' seine Ehren und Rechte wieder eingesetzt wird, kann nicht mehr fern sein. Schreib' mir ja bald wieder und in dem Tone des letzten Briefes. Füg' nur eine kleine Bemerkung im Norden hinzu, um mich auch da zu orientiren. Denn, unter uns gesagt, hier mag ich nicht darnach fragen: die Herren bei der Artillerie und ich sehnen uns wirklich ganz und gar nicht nach dem Speck und der Feldküche von Schleswig-Holstein meerumschlungen. Donner und Doria! Da wollen wir die Unteroffiziere hinschicken und die Narren, die sich gern todtschießen lassen. Unsereins hat höhere Aufgaben und eine bedeutendere Zukunft. Irgend Jemand muß doch auch zu Haus bleiben, um die Damen zu unterhalten. Auch in Sparta galt diese Rücksicht. Irgend wer muß den Lords vom Mühlendamme durch seinen Blick imponiren. Irgend wer muß Deinen Rath befolgen: zu trinken, wo ein Stöpsel springt.

Kleine Erzählungen.

Die Republik und die Türkei. Der Sultan will durchaus die französische Republik nicht anerkennen. Zuerst verlangt er, daß man ihm erkläre, was eigentlich eine Republik sei. Sogleich ließ der Großvezier in Stambul bei Trompetenklang ausrufen, daß der Kaiser aller Gläubigen einen Professor der Republik begehre.

Ein Derwisch stellte sich vor.

„Licht aller Lichter," sagte er zum Sultan, „die Republik ist wie eine Sultanin, die zweiunddreißig Millionen Ehrenmänner hätte."

Diese Erklärung befriedigte den Sultan nicht; er schickte den Derwisch fort, und ließ ihm die Nase abschneiden.

Ihm folgte ein drehender oder tanzender Derwisch.

„Abgrund der Gerechtigkeit, Prachtmeer, die Republik gleicht der Palme in der Wüste, die unter ihrem Schatten den Löwen und die Milde schützet.“

Abdul-Medjid befahl den Derwisch fortzujagen und ihm ein Ohr abzuschneiden.

Nun ward ein Heuler-Derwisch vorgerufen.

„Himmel der Erfahrung, Allwelt der Majestät, die Republik ist nichts anderes, als die geheimnißvolle Frucht des Baumes Odjid, welche in seinem Keim alle andern Früchte hat.“

Der Sultan gab ein Zeichen, man ergriff den Heuler-Derwisch und schnitt ihm beide Ohren ab als Lohn seiner erbärmlichen Definition.

Während dessen wurde der Sohn Mahomeds zusehend magerer durch die Anstrengung, daß er seine Odalisken zu oft um die Definition der Republik fragte.

Als der Gesandte Rußlands und Englands dies erfuhren, so gingen sie zum Großvesier.

„Durch unsere Spione wissen wir,“ sagten sie ihm, „daß der Sultan um jeden Preis zu wissen wünscht, was eine Republik ist, und da er Sie früh oder spät um einen Kopf kürzer machen lassen wird, wenn Sie es ihm nicht sagen, so kommen wir, Ihnen aus der Noth zu helfen.“

„Allah segne Euch, wir wußten nicht mehr, welchen Heiligen uns zu geloben. Was muß ich machen?“

„Führen Sie uns gleich zum Sultan.“

„Sogleich.“

Die beiden Gesandten zogen ihre Stiefel aus, gemäß orientalischer Etiquette, und traten in das Gemach Abdul-Medjid, sagen wir lieber gleich Kiosque, um die Lokalfarbe genau zu bestimmen.

„Hoheit,“ begann der englische Gesandte, „ich komme Ihnen zu erklären, was eine Republik ist.“

„Und auch ich,“ fügte der russische Gesandte hinzu.

„Da sind zwei Derwische,“ dachte der Sultan, „denen ich weder die Nase, noch die Ohren, noch was Anderes abschneiden lassen kann. Gleichviel, hören wir sie Höflichkeits halber an, die Schelme scheinen mir unterhaltend zu sein.“

„Die Republik,“ fing der englische Diplomat an, „ist ein schwarzes Thier, welches einen rothen Schweif hat, und dessen Körper ganz mit Schuppen bedeckt ist.“

„Sie speit Flammen,“ fuhr der russische Diplomat weiter, „und verschlingt Alles, was ihr entgegenkommt.“

„Sie bezeugt den größten Abscheu für den mahomedanischen Glauben.“

„Und man nährt sie mit wahren Gläubigen, welche man von Algier kommen läßt. Aus diesem Grunde wollen die Franzosen dieses Land behalten.“

„Seit die Franzosen dieses Thier anbeten, sind sie Alle schwarz geworden und haben einen rothen Schweif.“

„Und den Leib voller Schuppen.“

„Sie speien Flammen“

„Und nähren sich von wahren Gläubigen.“

„Großvesier!“ schrie der Sultan ganz erschrocken, „Der Gesandte des schwarzen Thiers — kommt er manchmal in meinen Palast?“

„Jeden Tag, Hoheit, er verlangt, daß Sie die Republik anerkennen.“

„Nimmermehr, wenn dieser feuerspeiende Schuppen-Mensch wieder käme, so sage ihm, daß ich nicht da bin — er würde mich verschlingen.“

„Hoheit!“ versetzten die Gesandten, „sind wir nicht da?“

„Zu meinem großen Glücke und in Eure Arme werfe ich mich.“

Dies sind die geheimen Intriguen, durch welche Rußland und England Frankreichs Einfluß bei der Pforte gestört haben.

Scherz und Laune.

Ein Schütz bin ich — mit dem Zeigefinger. Vor einigen Jahren bezog eine solide reisende Schauspielergesellschaft auch ein kleines Hoftheater, wo sie gewöhnlich drei bis vier Monate verweilte. Der Herr und Gebieter an diesem Hofe ist einer von den deutschen Duodezfürsten, der bekannt ist durch — seine Dummheit. Als einer von denen, die nichts gelernt und nichts vergessen, findet er eines Abends, als die Gesellschaft Kreutzer's „Nachtlager“ aufführt, ungemeines Wohlgefallen an dem Lied: „Ein Schütz bin ich, in des Regenten Sold“ u. s. w. Andern Tages wird der Musikdirektor der Gesellschaft auf das Schloß bestellt, wo der Herzog an dem geöffneten Klavier steht und dem Dirigenten der Oper bedeutet: ihm das: „Ein Schütz bin ich“ spielen zu lehren, aber mit einem Finger, mehr nicht, und noch dazu mit dem Zeigefinger. Der Musikdirektor muß sich fügen. Hoheit nehmen Platz, der Direktor ergreift mit aller möglichen Subtilität den durchlauchtigen steifen Zeigefinger und nun geht das Tippen los. Herr der Gerechtel kein Bischen Gehör, keinen Begriff von einer Note und Anschlag; der kleine Kapellmeister schwitzte bei diesem Einfingerwerk, als wenn er eine Balge Hollundersaft hätte. Als der Herr und Gebieter baldigst kapirte, daß Klavierspielen doch etwas schwerer sei als Regieren, verabschiedete er seinen Lehrer, der im Vorzimmer seinen Hut ergriff und — „es wird mir hier zu eng im Schloß, ich muß hinaus in's Weite“ — sich mit Doublirschritten entfernte. Die Sache klingt fabelhaft, ist aber reine Wahrheit.

Die Kunst zu dingen. „Wie viel kostet dieses Tuch?“ fragte eine taube, alte Dame. „Sieben Gulden,“ antwortete der Kaufmann. „O, siebenzehn Gulden!“ rief die Alte; „dreizehn geb' ich.“ — „Sieben Gulden,“ wiederholt der ehrliche Handelsmann. „O, sieben Gulden!“ erwiedert sie; „mit fünf Gulden ist das Tuch reichlich bezahlt.“

Als der Bischof von Bangor, Dr. Majendie, sich vor einigen Jahren auf der Garth-Fähre übersetzen ließ, sagte er zu dem Fährmanne: „Ich sehe dich nie in der Kirche, John.“ — „Nein,“ antwortete John Jones, „und wenn Ihr nicht so verteufelt gut dafür bezahlt würdet, würde man Euch auch dort vergebens suchen.“ Der Bischof lachte, unterhielt sich aber nie wieder mit John Jones.

Unter den vielen hundert Lehrerversammlungen, die in den letzten Zeiten in Deutschland gehalten wurden, zeichnete sich die zu Siegen dadurch aus, daß sie nicht blos einen Präsidenten und Vicepräsidenten, sondern zugleich auch einen Festbeschreiber erwählte, wie man sonst Festpoeten hatte.

Scene in einem Atelier. Vor einiger Zeit fand sich ein Mann von martialischem Aussehen jeden Morgen regelmäßig in dem Atelier des berühmten Bildhauers Pradier in Paris ein, wo er die Cravate abnahm und dann unbeweglich auf einem Stuhle saß, während der Künstler die scharfen Züge desselben modellirte. Niemand wurde in dieser Zeit in das Atelier eingelassen. Eines Tages aber hörte Pradier vor der Thüre die Stimme eines Freundes, den er lange nicht gesehen hatte, erbat sich von dem Sitzenden die Erlaubniß und ließ den berühmten Pianisten Zimmermann eintreten. Dieser kannte den Sitzenden nicht, sprach einige Worte mit seinem Freunde und setzte sich dann an das Piano. „Lieber Zimmermann,“ sagte Pradier, der fortarbeitete, „im anstoßenden Zimmer befindet sich ein junges Mädchen, die mir bisweilen sitzt und eine sehr hübsche Stimme hat. Wenn Sie dieselbe etwas singen lassen wollten, würde es den Herrn da bei der ermüdenden Unbeweglichkeit unterhalten.“ Zimmermann holte das etwa sechszehnjährige hübsche Mädchen herein und als sie ein Liedchen gesungen hatte, sagte er entzückt: „Sie haben vortreffliche Anlagen und eine ausgezeichnete Stimme. Wollen Sie nicht in das Conservatorium gehen?“ — „Das ist mein höchster Wunsch,“ antwortete das Mädchen, „aber meine Eltern sind krank und alt. Um sie zu ernähren, sitze ich in den Ateliers und singe in den Kaffehäusern. Wenn ich mich in dem Conservatorium aufnehmen ließe, würden meine Eltern hungern müssen.“ — „Lassen Sie sich das nicht kümmern,“ fiel die tiefe Stimme des Mannes ein, welcher Pradier saß; „treten Sie immer in das Conservatorium; ich werde für ihre Eltern sorgen.“ Das Mädchen sah den Mann verwundert und ungläubig an, Pradier lächelte, und Zimmermann, der sich des Glückes seines Schützlings freute, sprach warm seinen Dank aus und schloß: „darf ich mir erlauben zu fragen, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen?“ — „Mit dem General Cavaignac,“ antwortete der Angeredete kurz, ohne eine Miene zu verziehen. Zimmermann aber sah ein, daß der Mann, der mit einem Worte eine Armee von fünfmalhunderttausend Mann in Bewegung zu setzen vermag, sich wol auch die Freude machen kann, im Stillen wohlthätig zu sein.

Theater in Frankfurt. Das Karrikaturenwesen, dies ganz eigenthümliche und zum Theil nationale Genre der darstellenden

Poesie, steht wahrscheinlich in England am höchsten. Doch leistet auch Frankfurt das Seine.

Unter obigem Titel erschien in diesen Tagen ein in Stein zierlich gravirtes Blatt, welches eine Auswahl von 22 Abgeordneten der Nationalversammlung in verschiedenen, sogleich zu erwähnenden Rollen darstellt. Die unten gedruckte Erläuterung besagt Folgendes:

„Durch die aufeinander folgenden Todesfälle der Hrn. Maß und Güyr schien das Fortbestehen der Frankfurter städtischen Bühne in Frage gestellt. Es soll deshalb im Werke gewesen sein, daß die Nationalversammlung selbst das Theater übernehme. Das hier mitgetheilte Verzeichniß liefert wenigstens den Nachweis reicher und mannichfacher dramatischer Kräfte, die sich inmitten der Versammlung befinden. Der Entwurf zur Besetzung der verschiedenen Rollen und Fächer lautet also:

Fig. 1.	Director und Dramaturg	Herr Heinrich v. Gagern.
„ 2.	Erste Helden und Liebhaber .	„ v. Boddien.
„ 3.	Keine Helden, aber zweite Liebhaber	„ Moritz Hartmann.
„ 4.	Edle Väter, heroische Greise .	„ v. Radowitz.
„ 5.	Polternde Alte	„ Welcker.
„ 6.	Naturburschen	„ Voigt von Gießen.
„ 7.)	Intriguanten	(„ Blum.
„ 8.)		(„ v. Ypstein.
„ 9.	Zärtliche Mütter	„ Mittermaier.
„ 10.)	Komische Gestalten, Pro-	(„ v. Vincke.
„ 11.)	vinzial- und Dialektrollen	(„ Roßmäßler.
„ 12.)		(„ Zimmermann v. Stuttg.
„ 13.	Gelehrte Hanswürste . . .	„ Ruge.
„ 14.	Anstandsdamen	„ Biedermann.
„ 15.	Pächter	„ Graf Schwerin.
„ 16.	Stimmen aus dem Grabe, Gespenster-Erscheinungen . .	„ Nauwerk.
„ 17.	Hausknechte	„ Schlöffel.
„ 18.	Balletmeister	„ Wurm.
„ 19.)	Logenschließer	(„ v. Möhrig.
„ 20.)		(„ Jucho.
„ 21.	Die Besorgung des Büffets hat übernommen . . .	„ v. Soiron.

Daß alle Figuren porträtähnlich in entsprechendem Costüme höchst ergötzlich gezeichnet sind, bedarf nach dem vorher Gesagten keiner Erwähnung, und es wäre zu wünschen, daß die Verfasser hiesiger Machwerke daraus lernten, worauf es in diesem Genre eigentlich ankommt.

Die Malaien auf der Insel Java sind ausnehmend höflich; tritt ein Fremder in ihr Haus, so empfängt er ihn mit ritterlicher Anmuth, mit aller Verbindlichkeit in Miene und Haltung, und die Arme über die Brust kreuzend, spricht er gesenkten Hauptes: „Gesegnet sei Dein Kommen, Herr; gepriesen sei Allah, der Dich zu Deinem Diener geleitet hat.

Kardinal Mazarin hatte ein bedeutendes Geschäft vor. Man empfahl ihm einen gewandten Mann dazu. „Aber hat der Mann auch eine glückliche Hand?" fragte er. — Und dieser Köhlerglaube an das Glück beherrscht die ganze Welt. Daher mag auch das Sprichwort kommen: Er hat mehr Glück als Verstand.

Freiheit und Gleichheit. Ein Herr trat in ein Kaffeehaus; er mußte zu wiederholten Malen eine Tasse Kaffee fordern, ehe er sie erhielt. „Garçon!" rief er endlich ärgerlich, „bereits seit einer Stunde warte ich! das ist unerträglich!" — Der Garçon brachte den Kaffee, doch in so ungeschickter Weise, daß ein Theil von dem Inhalt der Tasse über die Kleider des Fremden sich ergoß. — „Dummkopf, was machen Sie denn! Geben Sie doch Acht!" — „Höflicher, mein Herr, wenn ich bitten darf, wir sind jetzt alle gleich," entgegnete der Garçon. — Der Fremde trank ruhig seinen Kaffee aus, bezahlte, nahm die zurückbezahlte Münze, steckte sie ein und erhob sich, um fortzugehen. — „Mein Herr, Sie vergessen den Garçon." — „Lieber Freund," erwiederte dieser, „mein Schicklichkeitsgefühl verbietet mir, meines Gleichen ein Douceur anzubieten."

Berlin im Belagerungs-Zustand. In Berlin zirkulirt eine sehr witzige politische Carrikatur (Folioblatt) unter dem Titel: „Der Traum eines Reactionärs." An der Spitze des Blattes sieht man den Kreuzberg, mit Kanonen wie gespickt. Ein welker, alter Knasterbart, in Generalsuniform, liegt schlafend am Fuße des Berges. Seine reactionären Traum-Visionen sieht man unten bildlich dargestellt, nämlich Scenen aus dem in Belagerungszustand versetzten Berlin. Die Stadt wird von allen Seiten beschossen, die Spandauer, als „Zimmtbrezeln," die Teltower in „Rübenform" ziehen bis an die Zähne bewaffnet, gegen die unglückliche Stadt. Auf den Zinnen des neuen Thurmes der Schloßkapelle ist ein Galgen aufgerichtet, an dem eine Anzahl Wühler hängen; die beiden Thürme auf dem Gensd'arm-Markt sind mit kolossalen Pickelhauben verziert und ein riesiger Säbel an einem Bandelier ist ihnen übergehängt. Die Thürme des Domes zeigen die sehr kenntlichen Physiognomien von Kanzelrednern; das Gebäude der Zeitungshalle steht in Flammen; in den Weißbierschänken tanzen die Bomben; die politische Ecke bei Kranzler ist zusammengeschossen und auf dem Balkon des Königstädtischen Theaters sieht man Garde-Offiziere behaglich Eis schlürfen, während die Reyberger vor ihren Augen füsilirt werden, und die Constabler die mißliebigen Journale durch eine Auto da fé vernichten. Der Friedrichshain, der Beerdigungsplatz der Märzkämpfer, ist mit unzähligen Galgen ausgestattet, an denen gehängte Demokraten baumeln. Die Unterschrift lautet:

Den Friedrichshain kein Monument mehr ziert,
Ein großer Galgen wird dort aufgeführt,
D'ran hängt die Freiheitshelden man sofort,
Und Friedrichshain nennt man nun diesen Ort.

Eine andere Skizze zeigt einen Mann, der sich an einer Bombe die Cigarre anbrennt. Die Unterschrift heißt:

Ein kühner Demokrate ohne Schrecken,
Thut sein Cigarr' an Bomben sich anstecken.

Ueber einer Mauerkrone steht ein französischer General, den Säbel schwingend, mit dem Motto:

O, Du heil'ger, heil'ger Cavaignac,
Schieße nieder alles Lumpenpack.

Unter einem Ballsaal lies't man:

Es tanzen beim Kanonenknall,
Die Denuncianten auf dem Ball.

Ein Bürger, zu dessen Füßen eine Bombe fällt, ruft aus:

Ach liebster Shrapnel, thun se mir nischt;
Ick thue ihnen ja ooch nischt!

Das Ganze ist höchst witzig gehalten; schade, daß gerade die pikantesten Scenen nur lokale Bedeutung haben und hier nicht erläutert werden können.

In Wien waren wegen dem Deutschkatholicismus zwei Plakate angeschlagen. Das Erste verkündete eine neue Religion, das Zweite lautete: Es ist nicht wahr: Eine uralte.

Pl. Na, sagen Se mal, Bohnhammel, sind Se für die absolute Monarchie? Bohnhammel. Ne. Pl. Na, da sind Se wol Konstitutioneller? B. Ne. Pl. Oder Demokrat uf breite Jrundlagen? B. Ne. Pl. Na, sind Se Republikaner? B. Ne. Pl. Na, wat Deibel, wat sind Se denn? B. Ick bin Satiriker!

Freiheit ist gut, aber Freiheit ohne Ruhe, das ist Kalk ohne Wasser.

Die vornehme Versammlung.

A. Sieh', wie so blendend sich die weiten Hallen schmücken,
Dem Himmelszelte gleich sind sie von Sternen voll.
B. Vom Himmel, bester Freund, kann ich zwar nichts erblicken,
Den Thierkreis aber seh' ich wohl.

Zum Modebilde Nr. 11.

1. Hut von Krepp mit einer langen Feder in derselben Farbe; Kleid von italienischem Taffet mit mehren breiten, ausgezackten Volants und einer Mantille von dem Kleidstoffe, ebenfalls mit ausgezackten Volants garnirt.

2. Spitzen-Häubchen à la Fanchon. Redingote von Taffet, vorne garnirt mit einem Band, das durch Schnallen von Stahl oder Markasit zusammengehalten wird.

3. Seidener Hut mit einem Spitzenschleier am Nacken und Ausputz von Atlasband; Kleid von Seide mit ausgeschnittenem Schneppenleibchen, an welchem sich eine mit Börtchen und offenen Fransen garnirte Berthe befindet; auf dem Rocke mehre Volants, die ebenfalls mit Börtchen und Fransen garnirt sind; Chemisette von gesticktem Mousselin mit langen Aermeln; Shawl von Barège.

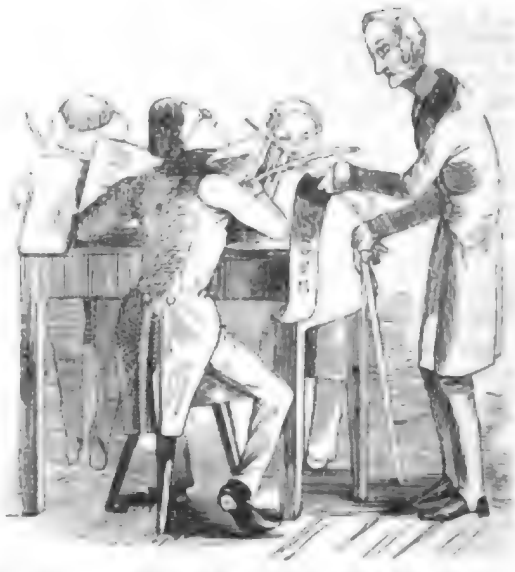
4. Anzug eines modischen Jägers.

Bilder-Magazin.

Aerztliche Zeugniſſe.

Dem bürgerlichen Melber Herrn Joſeph Faulberger bezeuge ich hiemit, als deſſen Hausarzt, daß bei ſeiner ſchwächlichen Geſundheit der Dienſt als Landwehrmann zu anſtrengend für ihn iſt, und es daher nöthig wird, ihn davon zu ſuspendiren.

Dr. Giftzuber,
pr. Arzt.



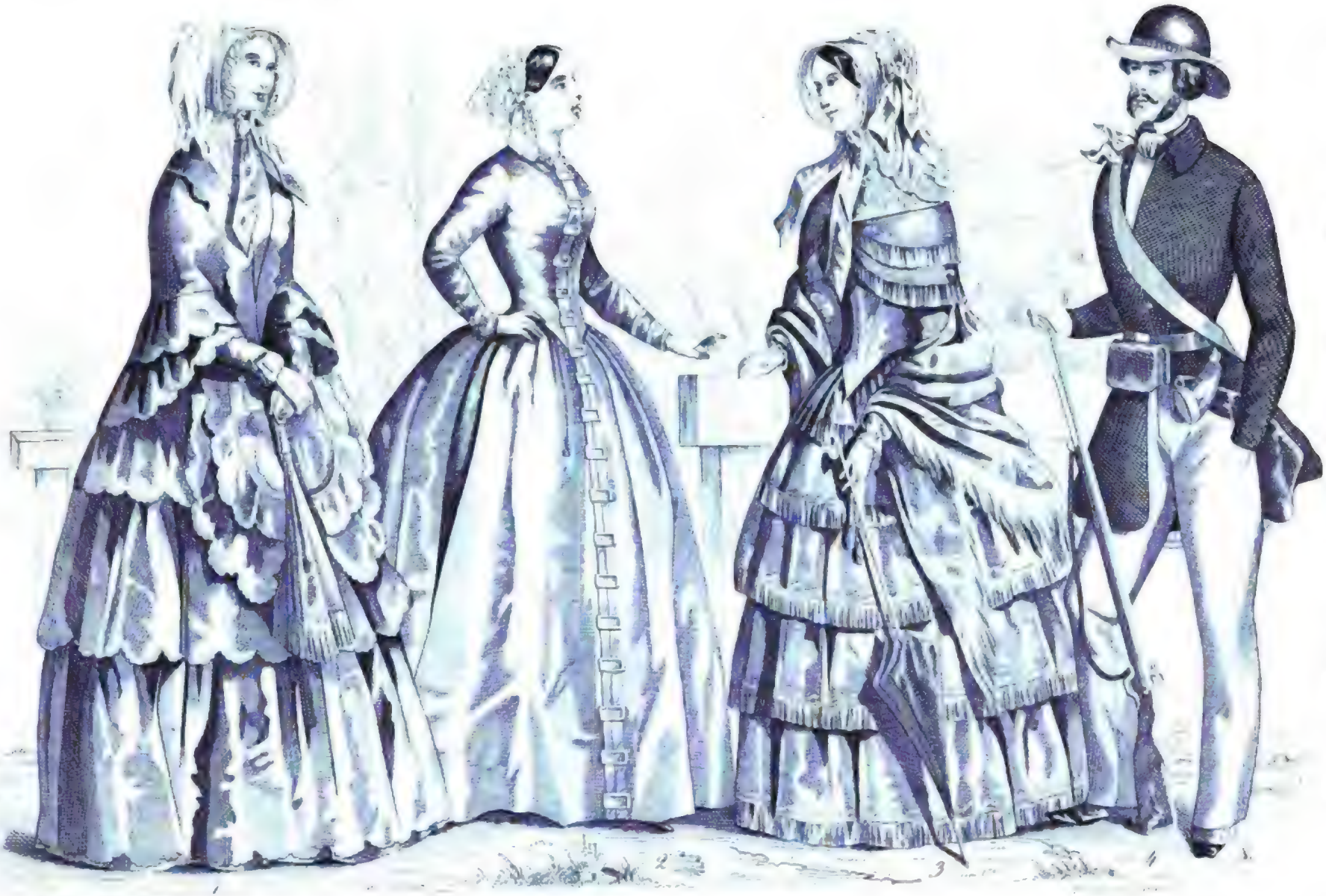
Herrn Lorenz Spieß bezeuge ich, als deſſen Hausarzt, daß er von geſunder und kräftiger Conſtitution iſt, mithin ohne Bedenken in jede Lebensverſicherungs-Geſellſchaft aufgenommen werden kann.

Dr. Giftzuber,
pr. Arzt.

Bilder aus dem Jahre 1849.

„Wie zum Teufel ſoll ich mich anziehen, um auszugehen? — Bürgerlich? — Ich habe nichts mehr. — Militäriſch? — Iſt auch nichts mehr da. — Ich will mich wieder ſchlafen legen, bis eine neue Regierung eingeführt wird.“

Ein praktiſcher Oekonom hat der patriotiſch-ökonomiſchen Geſellſchaft das Modell eines befeſtigten Pachthofes überſandt. Wir empfehlen unſern lieben Leſern am Lande auf's Dringendſte ihre Maierhöfe und Häuſer ſo zu befeſtigen, indem wir anno 1849 einen allgemeinen Krawall vorausſetzen können.



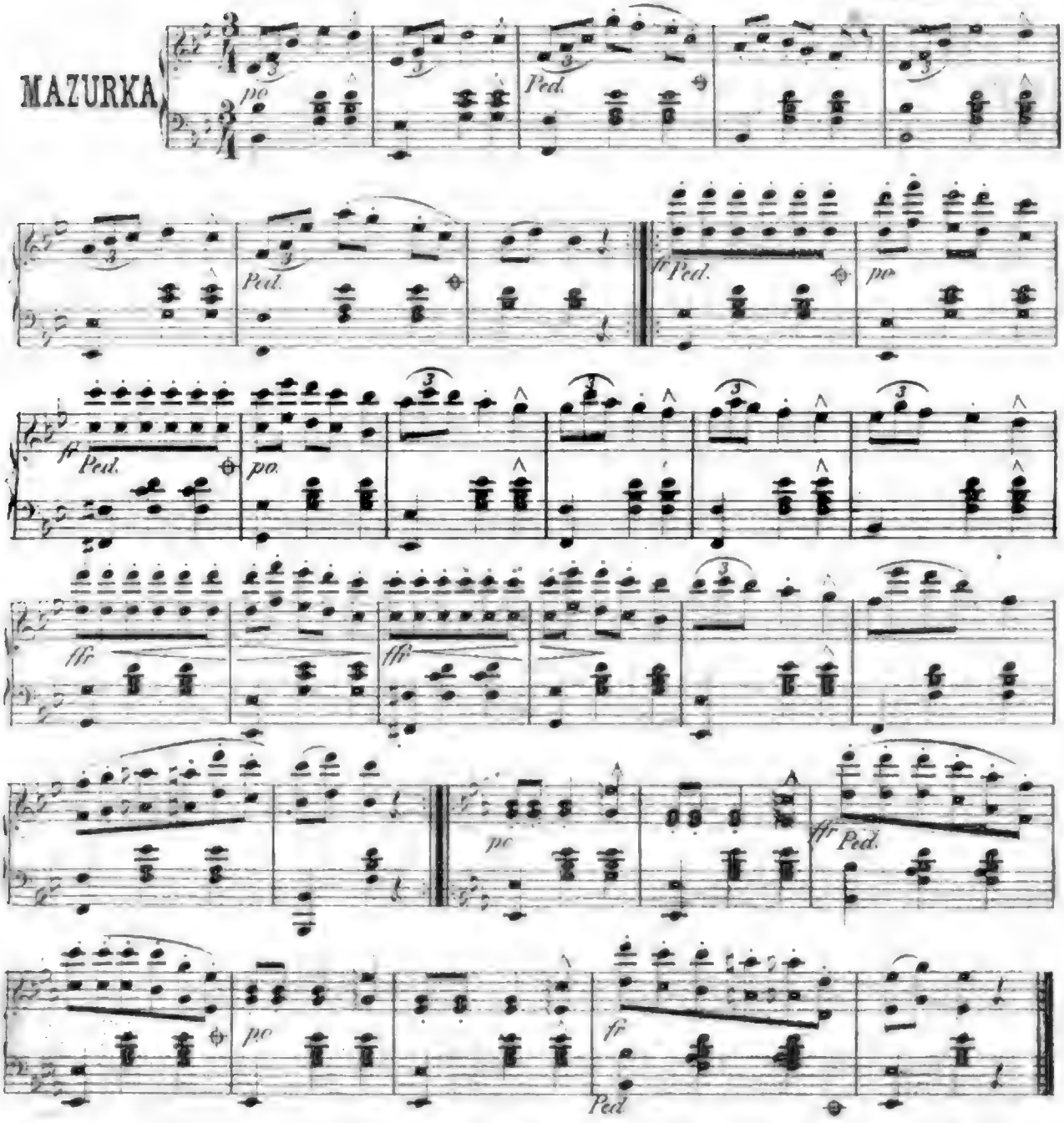
1848 - № XI.

Digitized by Google

Digitized by Google

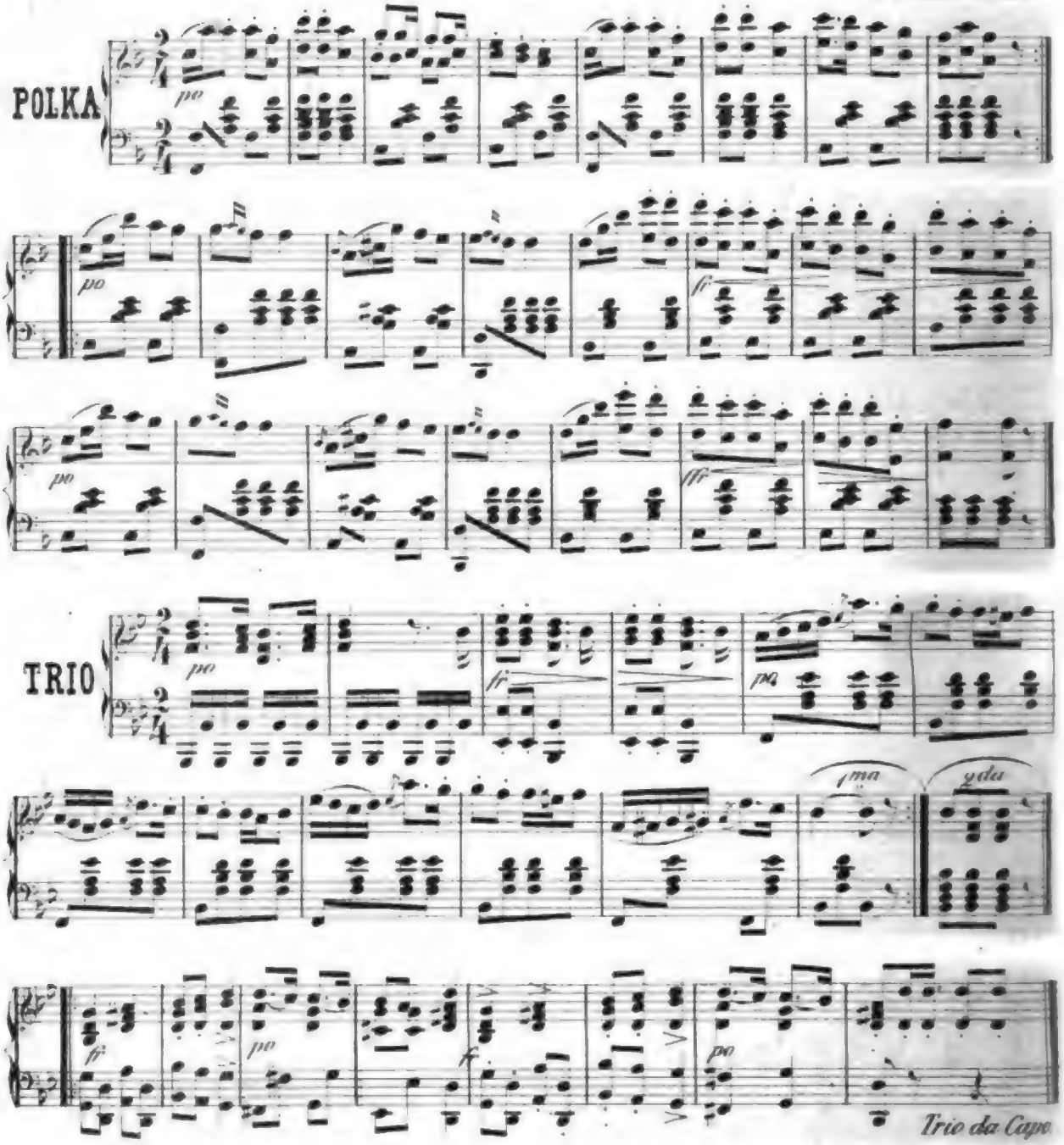
Margarethen-Mazurka für's Pianoforte

v. Franz Gröbl.



Proletarier-Polka für's Pianoforte

v. Franz Gröbl



Digitized by Google

Des Meisters Johannes Wacht Hochzeitstag.

Aus dem Volke für das Volk von J. C. Hickel.

Der Meister Johannes Wacht war auf der Herberge der bürgerlichen Tischler-Innung zu Prag und eben so auch unter den Gesellen als strenger Mann und arger Frömmler bekannt. Wenn er, was freilich nicht oft geschah, dahin kam, um einen Gesellen aufzudingen, so zogen sich die Meisten, besonders die als lockere Finken verschrien waren, zurück und sagten dann hintendrein: wenn Meister Sauertopf sie auch für gutes Geld in Lohn und Brod nehmen wollte, so würden sie es vorziehen fechten zu gehen, oder Hanns Schmalkoch Küchenmeister sein zu lassen, als sich ihm zu verdingen mit Leib und Seele. Anders sei es auch nicht, wenn ein Geselle bei ihm in Arbeit trete; denn nicht nur daß von einem blauen Montage nie die Rede sein dürfe, so maße er sich auch das Recht an, seine Leute, wie ein Schulmeister seine Kinder, unter der Ruthe zu halten. Sei der Feierabend gekommen, so müsse Jeder zu Hause bleiben beim gemeinschaftlichen Abendbrod, sich erst waschen, anziehen und nach Tisch in die große Stube kommen, wo der Meister recht langweilig vorlese und vorpredige. Selbst an Sonn- und Feiertagen sehe er es nicht gerne, wenn sie Schankhäuser und Tanzböden besuchten; sondern habe es am Liebsten, wenn sie unter seiner Aufsicht einen Spaziergang vor's Thor hinaus machten und sich Abends dann wieder bei ihm einfänden.

Es mußte etwas Wahres daran sein; denn man sah Meister Wacht's Gesellen selten oder nie öffentlich, und erschienen sie wo, so zeichneten sie sich durch nette, saubere Kleidung, ein gesetztes, ordentliches Betragen und kluge Reden aus, wodurch sie sich freilich manche Spottnamen von ihren Kameraden zuzogen. Viele, welche als gute Arbeiter, aber sonst als lustige Zeisige bekannt waren, konnten es bei ihm nicht aushalten; denn der Meister gestattete Keinem, eine Ausnahme von der Hausregel zu machen und blieb strenge dabei.

„Es ist ein wahres Klosterleben dort," sagten diese dann achselzuckend; „lieber weniger Geld, aber Freiheit!"

Wer aber einmal in Meister Wacht's Hause eingebürgert war, der schied nicht so leicht daraus und hatte sich bald daran gewöhnt, den Alten als einen Vater zu ehren und zu lieben; er dagegen betrachtete seine Gesellen als seine Kinder und behandelte sie eben so. Nie kam Einer, wenn er krank wurde, in's Spital; sondern erhielt daheim Arzt, Pflege, Arznei, umsonst. Keiner klagte über Kost und Wohnung und hatte Einer Lust, sich endlich selber als Meister ansässig zu machen, so ging ihm Johannes mit Rath und That an die Hand und streckte ihm gerne ein Paar hundert Gulden ohne alles Interesse vor.

Meister Johannes Wacht war in ganz Prag bekannt und geachtet; zuverlässig und ordentlich in seinen Geschäften, redlich in Handel und Wandel, hatte er sich längst eine Menge Kunden erworben und seinen Wohlstand von Tag zu Tag vermehrt. Sein Vater war ebenfalls Tischler gewesen, doch hatte er ihn, seinen einzigen Sohn für's Studieren bestimmt; denn da er ein ziemliches Vermögen besaß, so glaubte er den Sohn der ihm gering scheinenden Laufbahn eines Handwerkers entziehen und ihn zum Beamten oder Geistlichen heranbilden lassen zu müssen. — Es ist dies eine Verkehrtheit, welche leider im Bürger- so wie im Bauernstande immer mehr zunimmt. Jeder, der es nur halbwegs erschwingen kann, läßt seine Buben studieren, oft, ohne zu prüfen, ob sie Talent und Beruf dazu haben und indem er dem Ackerbau, der Industrie die nöthigen Hände entzieht; überfüllt er andere Stände mit Leuten, welche erst spät dazu gelangen, selbstständig zu werden. Während der gebildete Handwerker, der Tüchtiges leistet, als Geselle überall gern aufgenommen wird und erwerbend in der Welt dasteht, ist der Studierende lange Jahre von seinen Eltern oder Anverwandten abhängig und selbst im glücklichsten Falle nach geraumer Zeit erst äußerst dürftig gestellt und noch immer einer Zubuße vom Hause bedürftig.

Dem Handwerker steht die ganze Welt offen und Deutsche, Böhmen, Ungarn haben in Paris, London, ja selbst in der neuen Welt ihr Glück gemacht; Studierende, wenn sie sich nicht gerade der Medizin oder Chirurgie widmen, sind selbst nach geendigten Studien an die Scholle gebunden und müssen warten und ausharren, bis sich ein Plätzchen für sie findet.

Johannes, obgleich ein heller, offener Kopf, hatte wenig Lust zum Latein und Griechischen, stahl sich die Zeit ab von den Erholungsstunden, um in der Werkstatt zu schnitzeln und zu hobeln und lag seinen Vater Tag für Tag an, ihn doch lieber in eine Zeichenschule zu schicken, als Sprachen lernen zu lassen. Das stimmte nun freilich nicht zu des Alten hochfahrenden Plänen und es gab manchen Auftritt; endlich aber siegte des Knaben Beharrlichkeit. Johannes trat aus der vierten Grammatikalklasse und ward Tischlerlehrjunge.

Der alte Wacht starb wenige Wochen, nachdem Johannes frei gesprochen worden; dieser bekam einen Vormund und ging auf Wanderschaft. Acht Jahre blieb er fern von der Heimat; er durchzog Deutschland, Frankreich, Italien, kam nach London und ging von dort aus nach Philadelphia.

Bei der Theilung des väterlichen Vermögens war ihm das Haus auf der Kleinseite, in welchem sich die Werkstatt befand, nebst einigen Tausend Gulden geblieben; das Geschäft wurde von einem Altgesellen auf seine Rechnung fortgeführt, die Zinsen seines Kapitals ließ er stehen und verdiente sich selbst seinen Lebensunterhalt, seine Reisekosten. Von Zeit zu Zeit gab er seinem Vormunde von seinem Aufenthalte Nachricht und bat ihn, obgleich er längst mündig geworden, sein Vermögen bis zu seiner Rückkehr zu verwalten.

Endlich kam er als erfahrener Mann, der viel gesehen, aber auch viel gelernt hatte, nach seiner Vaterstadt zurück und begann das Geschäft seines Vaters. Kopfschüttelnd sah er daheim so manchen alten, eingewurzelten Mißbrauch, er sah manches schöne Stück Geld für Erzeugnisse in's Ausland wandern, welche im Inlande eben so gut, vielleicht besser hätten geliefert werden können, hätten die Leute nur gewußt, wie es anzufangen. Er mühte sich ab, seinen Zunftgenossen dies begreiflich zu machen und ihnen zu beweisen, daß der Mensch stets vorwärts gehen, nicht

oder ſtehen bleiben müſſe, daß ſo Vieles im Zunftweſen, das vor der Zeit heilſam und nothwendig war, nun gerade zum Hemmſchuh werde; daß die Meiſter in London, Paris auch nur gewöhnliche Menſchen ſeien, aber gebildeter, erfinderiſcher. Man ſchalt ihn einen Unzufriedenen und Neuerer und die Aelteſten meinten: wer an den alten Formen rüttle und rühre, mit dem könne es kein gutes Ende nehmen; ein Vernünftiger zünde nicht ſelbſt ſein Haus über dem Kopfe an.

Meiſter Wacht ließ es ſich nicht verdrießen, ihnen hundertmal das Nämliche zu wiederholen; aber er richtete nichts aus und mußte nur Vorwürfe, Verketzerungen und Verfolgungen dafür erfahren. Man ſchwärzte ihn allenthalben beim Zunftmeiſter, wie bei der Obrigkeit an, nannte ihn einen unzufriedenen, widerſpänſtigen, gegen die beſtehende Ordnung der Dinge anſtrebenden Mann. Johannes lächelte zu all' den Beſchuldigungen und zuckte mitleidig die Achſel, wenn ihm Gevattersleute oder ſogenannte Freunde Gerüchte hinterbrachten, welche über ihn im Umlaufe waren; er zahlte ſeine Bedürfniſſe, ſein Materiale, baar, behandelte ſeine Geſellen und Lehrlinge gut und bedienten ſeine Kunden rechtlich; um das Andere kümmerte er ſich nicht.

„Gut," ſagte er zu ſich ſelber nach den vielen fruchtloſen Verſuchen, „geht's nicht mit den Alten, ſo ſollen die Jungen d'ran. Altes Holz iſt dürr und bricht leicht, eher, als es ſich biegt; junges Holz gibt nach!"

Hatten die Leute früher über Meiſter Wacht viel zu reden gehabt, ſo ſollte es bald noch beſſer kommen.

Zehn Jahre hatte er tüchtig und redlich gearbeitet; aber dafür auch ſein Schäflein in's Trockene gebracht, denn redlich Mühen und Streben findet immer ſeinen Lohn. Das kleine, von ſeinem Vater ererbte Haus hatte er niederreißen und vom Grund auf neu, geſchmackvoll, drei Stockwerke hoch aufbauen laſſen; er behielt dort ſeine Werkſtätten, Niederlagen, Geſellenwohnungen und nahm noch manchen ſchönen Gulden für Zinſungen ein; er war ein reicher Mann geworden.

Da gab es denn wieder in Freundſchaft wie das ſchon zu gehen pflegt, alte Muhmen und Baſen, welche ſich eifrig damit beſchäftigten, dem Meiſter eine Braut zu verſchaffen, ohne daß er ſelbſt noch die geringſte Luſt zum Heiraten ſpürte.

„Nur ein Hanns Narr," ſagte er früher, wenn die Rede darauf kam, „heiratet ſo mir nichts, Dir nichts in's Blaue hinein, ehe er mit ſeinem Geſchäft noch im Reinen iſt und ladet ſich zu dem Bündel Geſchäftsſorgen noch eine Hufe voll häuslicher auf den Rücken. Wer das „Jung gefreit hat ſelten gereut" ausgedacht, ſei ein Schalksnarr geweſen, ein Thor; zu einer guten Ehe gehöre nicht blos ein Bischen warm werden im Herzen, wenn Einen ein Paar ſchöne Augen anſehen; es gehöre dazu Erfahrung, Verſtand und die haben die heißblütigen Burſchen nicht. Gebe ihnen dann das Geringſte in die Quere, ſo gäbe es Verdruß, Jammer und am Ende Vorwürfe und Püffe; der Eheſtand wird zum Wehеſtande, das Wirthshaus zum Erholungsorte und wo der Unfriede herrſcht, da fliegt der Wohlſtand zum Fenſter hinaus. Wo Nahrungsſorgen herrſchen, verſchwindet bald die Liebe; Vorwürfe kommen an die Reihe, wie Eines ſich ohne dem Andern beſſer fortgebracht oder wol gar ſein Glück hätte machen können und die Ehe wird zu einer wahren Hölle. — Meiſter Johannes war an vierzig Jahre alt geworden und ein reicher Mann, indem er Hageſtolz geblieben; als ihn aber die Freundſchaft fortwährend damit aufzog und mit Projekten quälte; da lachte er recht pfiffig dazu und blinzelte mit den Augen, wie das ſo ſeine Gewohnheit war.

„Nun, jetzt iſt es freilich Zeit," ſagte er, „daß ich mich zum Heiraten bequeme und eine Meiſterin wird nicht lange mehr auf ſich warten laſſen."

Dieſe Worte waren ein neugefundener Grund auf welchem viele Luftſchlöſſer gebaut wurden. Daß Meiſter Wacht nur ein reiches Mädchen, die Tochter eines angeſehenen Bürgers heimführen würde. Dies ſchien ſich von ſelbſt zu verſtehen und ſchmeichelte ſich denn manches Elternpaar, das einen wahren Gottesſegen an erwachſenen Töchtern beſaß mit der Hoffnung, daß der reiche Tiſchlermeiſter eines Tages hintreten und die Eine oder die Andere zur Frau begehren werde. Wo es nun in der Freundſchaft oder unter den Bekannten eine Taufe, Hochzeit, einen Familienſchmaus oder Faſtnachtsſcherz gab; da konnte der Meiſter ſicher ſein geladen zu werden und wenn er kam, eine wahre Muſterkarte von hübſchen Evastöchtern zu finden, von denen Jede für ihn ein bräutliches „Ja" auf den Lippen hatte. Die Alten behandelten ihn mit ganz beſonderer Auszeichnung und wenn bei einem Glaſe Wein Herz und Zunge aufthaute, gab es manches Witzwort, manche Anſpielung, manchen Fingerzeig, bei dem alten Trinkſpruche: was wir lieben! — der den Töchtern alles Blut in die Wangen jagte; daß ſie ausſahen wie Pfingſtroſen. Meiſter Wacht hatte aber den Schalk im Nacken ſitzen und ſagte: „Nun Jedem ſchlägt ſeine Stunde; warum denn nicht auch mir! Eben werden im Himmel geſchloſſen!" und dergleichen Redensarten mehr.

Etwas Näheres brachte aber Niemand aus ihm heraus und wenn die alten Muhmen und Baſen es gar zu toll trieben und ihn quälten mit Fragen und guten Rathſchlägen, antwortete er ernſt: „Gut Ding braucht Weile! Wir ſind jetzt im Advent, am Chriſtabend, wo überall beſcheert wird, will ich mir ſelbſt eine Meiſterin beſcheeren und Ihr Alle ſollt Zeugen ſein; bis dahin aber geduldet Euch und ſcheert mich nicht weiter!"

Da gab es nun freilich ein Rathen und Kopfzerbrechen; aber dem Meiſter war nicht auf die Sprünge zu kommen und er ſpann ſein Fädchen ganz im Stillen weiter. Johannes wußte es nun freilich am Beſten, wie es kommen mußte und warum er faſt alle Abende in ſeinen Mantel gehüllt nach dem Dorfe W., eine gute Stunde von Prag entfernt, ging, ob es ſchneien oder frieren mochte; aber Niemand erfuhr es.

So kam nun der h. Chriſtabend.

Den ganzen Tag über ward in der Werkſtätte nicht gearbeitet, der Vormittag dazu benützt worden überall zu ſcheuern und das ganze Haus war von der Hausthüre bis zum Giebel recht feſttäglich. In der Küche wurde geſotten und gebraten, der Meiſter ging ſtillvergnügt und ſich die Hände reibend, dies und jenes anordnend ab und zu in Küche und Zimmer.

So kam der Abend heran.

Eine recht behagliche Wärme herrſchte in den Gemächern des erſten Stockwerkes, welche der Meiſter bewohnte und die er ſich ſchön und geſchmackvoll eingerichtet hatte,

die Flügelthüren waren überall geöffnet und im Speisezimmer prangte eine in Hufeisenform aufgestellte Tafel von dreißig Gedecken. Ueberall standen blühende Gewächse und natürliche Blumen, gute Kupferstiche in breiten Goldrahmen hingen an den Wänden, die Schränke waren voll der feinsten Linnen und die künftige Hausfrau konnte sich bequem hineinsetzen in die vollkommen eingerichtete Wirthschaft.

Der Meister hatte seine Feiertagskleider angezogen und sah recht stattlich und ehrbar aus mit dem offen, freundlichen Gesichte den klugen Augen und der hohen Stirne, auf der sich schon hie und da manches Fältlein zeigte, so wie sich manches graue Haar eingeschlichen unter die schlichtgekämmten Braunen.

Zur bestimmten Stunde ließen die Gäste nicht lange auf sich warten; denn sie trieb sowol die Neugierde als die Hoffnung auf ein leckeres Abendbrod. Schon waren Alle beisammen, die Männer standen umher und sprachen von Geschäften und Zeitläufen, die Frauen musterten die Wirthschaft des Junggesellen und ließen ihren Zünglein freien Lauf. Sie wunderten sich, daß gar kein junges Mädchen eingeladen war; obgleich manche Mutter im Stillen dem Zartgefühle des Meisters alle Ehre widerfahren ließ, für den Fall ihr Töchterlein nicht die Auserwählte sei. Da traten mit dem Meister sämmtliche Gesellen in Feiertagskleidern ein und hielten sich in bescheidener Entfernung von den Herren welche größtentheils Bürger und Meister waren und mißvergnügt schienen, daß sie mit Dienenden an einem Tische sitzen sollten.

Meister Johannes gab das Zeichen, sich zu Tische zu setzen und ersuchte die Anwesenden ohne Unterschied bunte Reihe zu machen. Da gab es denn nun eben wieder saure Gesichter und manche eingebildete Bürgersfrau rümpfte hochmüthig die Nase, wenn sie neben einen Gesellen kam, Meister Wacht bemerkte es still lächelnd.

„Meine lieben Freunde und Verwandte," sagte er nach einer kleinen Pause, nachdem Alle Platz genommen hatten, „Ihr seid heute meine Gäste und da müßt Ihr Euch denn schon der Hausordnung fügen. Es dünkt Euch vielleicht nicht recht, daß ich Euch ohne Unterschied setzen ließ und meine braven Gesellen mit uns; aber es sind lauter ordentliche, tüchtige Menschen, keine andern würde ich dulden in meinem Hause, in meinen Werkstätten. Da sei aber Gott davor, daß ich mich zu vornehm dünken möchte mit ihnen an Einem Tische zu sitzen! Meine Gesellen gehorchen mir, weil sie mich achten und lieben und ich denke, ein engeres Zusammenleben muß diese Gefühle eher erhöhen, als vermindern. Sind wir bei der Arbeit beisammen, so können wir es auch da sein, wo wir die Früchte derselben genießen. Würde jeder Meister so denken, wie ich, es gäbe vielleicht bald weniger Lüderliche unter dem Gesellenstande, als so, wo der Einzelne nach des Tages Mühe und Last auf's Wirthshaus angewiesen ist, wo er nur allzuleicht rohe und böse Sitten annimmt. Meine Gesellen sind meine stillschweigenden Kompagnons; nebst ihrem Wochenlohne bekommen sie von jedem Stücke einen kleinen Gewinn — aber darum arbeiten sie auch mit Lust und Fleiß. Ich bedarf keines Aufsehers, der sie zur Arbeit anhält; denn je mehr sie arbeiten, desto größer ist ihr Gewinn — aber ihre Arbeit ist auch sorgfältiger, da kein Stück Arbeit aus den Werkstätten abgegeben werden darf, das nicht alle Gesellen geprüft haben; zwanzig Augen sehen mehr, als vier und so manchem kleinen Fehler läßt sich leicht abhelfen; Jeder nimmt sich zusammen, da er weiß, daß, wie er den Andern ein strenger Richter gewesen, diese es ihm auch wieder sein werden. Abends kommen wir hier zusammen und plaudern, besprechen uns über die Arbeiten des vergangenen Tages und über die des künftigen, berathen uns über Einkäufe des Materials, über neue Façons; hat Einer eine Idee, so sagt er sie ohne Scheu und Rückhalt, die Andern prüfen und so ist schon manches Tüchtige herausgekommen. Der Eine ist erfinderisch und hat immer neue Ideen, aber er hat nicht die Gabe sie recht praktisch zu machen; der Andere hat gar keine Erfindungsgabe, aber er ist ein tüchtiger Arbeiter und praktischer Mensch: wirken nun Alle zusammen, so muß etwas Gutes heraus kommen. Auch bei den Einkäufen werden Alle um Rath gefragt; denn es ist bei dem Gewinnantheile, der für sie entfällt, in ihrem Interesse, daß sie so billig als möglich kaufen. Da ist nun Einer oder der Andere aus einer holzreichen Gegend, kennt die Verhältnisse und weiß um den dritten Theil billiger das rohe Materiale herzuschaffen, das wir hier um theures Geld erst aus der dritten, vierten Hand bekommen. Finden wir es vortheilhaft, so wird der Betreffende hingeschickt und schließt Kontrakte über große Partien ab, wobei wir oft bedeutend gewinnen. Sind die Geschäfte abgethan, dann plaudern wir von diesem und jenem, Abenteuer und Geschichten aus dem Leben werden erzählt, ein gutes Buch vorgelesen; gibt es Sänger unter uns, wird gesungen: so vergehen die Abende schnell und nützlich und Meister wie Gesellen haben den Profit davon. So habe ich's gehalten als Junggeselle und denke, es soll sich auch nichts ändern, wenn eine brave Meisterin in's Haus kommt!"

Er schenkte sein Glas voll echten Melniker und hob es in der Rechten empor, indem er ausrief: „Und so laßt uns denn anstossen Alle mit einander Bürger, Meister, Gesellen auf freundliches und brüderliches Einvernehmen, auf das Wohl unseres schönen und reichen Vaterlandes und auf den Wohlstand, das Gedeihen des Bürgerthums! Weg mit Stolz und Hochmuth, weg mit Vorurtheilen und: Vorwärts!"

Seine Wangen glühten, seine Augen leuchteten von edlem Stolze, als er dies gesprochen und ruhten auf seinen Gesellen, welche mit Liebe und Ehrfurcht zu ihm aufblickten; ein hohes, herrliches Gefühl schwellte seine Brust bei dem Gedanken, wie reichen Samen er gestreut in empfängliche Herzen und wie der fortkeimen und Früchte tragen müsse in Zukunft, wenn alle diese jungen Leute erst selbst Meister geworden und handeln würden, wie er sie gelehrt! — Die Gläser klangen zusammen; wenn es auch Manchem, der sich nicht sogleich vom alten Adame losmachen konnte, nicht recht vom Herzen gehen wollte.

Die Tafel begann und selbst der Verwöhnteste mußte gestehen, Meister Johannes führe eine gute Küche; dem Weine wurde wacker zugesprochen und in den goldenen Fluten ertrank so manche Bedenklichkeit, so manches Vorurtheil, sahen erst die Aelteren, wie so bescheiden sich die Gesellen betrugen, wie vernünftig sie über Alles Rede stehen und Antwort geben konnten. Der Meister machte den liebenswürdigen Hausherrn; aber er schien doch zuweilen recht unruhig und eilte öfters erwartungsvoll zum Fenster. Die

Muhmen und Baſen ziſchelten ſich gegenſeitig in die Ohren und neckten wol auch ganz laut über den Tiſch weg den Bräutigam ohne Braut; aber der antwortete recht verſchmitzt lächelnd: „Geduld, meine Lieben, das Beſte kömmt immer zuletzt!“ Da tönte von draußen das Rollen eines Wagens durch die ſtille Gaſſe herauf; er hielt vor dem Hauſe und der Meiſter eilte mit dem Rufe: „Da ſind ſie hinaus!“

Eine lautloſe Stille herrſchte im Zimmer und manches Herz pochte erwartungsvoll; da öffnete ſich nach einer Weile die Thüre und Meiſter Wacht erſchien mit zwei Frauen am Arme, welche von dem gähen Wechſel der Finſterniß mit dem Lichte geblendet, von der großen Geſellſchaft überraſcht, ſich faſt ängſtlich an ihn ſchmiegten. Sie waren einfach und ländlich gekleidet. Die Eine mochte gegen fünfzig Jahre alt ſein, war von recht ſtattlichem Ausſehen und mit einem klugen Geſichte; die Andere, ein Mädchen von kaum neunzehn Jahren ſchien ihre Tochter. Sie war ſchlank und zierlich gebaut, und ein einfacher anliegender Spenſer von ſchwarzem Mancheſter hob die vollen, jugendlichen Formen noch mehr, ein Rock von dunkelbraunem Merinos reichte bis an die Knöchel herab und ließ einen kleinen Fuß in Stiefelchen von ſchwarzem Korduan ſehen. Das Geſicht war hübſch, die Wangen geröthet, die Lippen, wie friſche Kirſchen, hinter denen kleine weiße Zähne blitzten, die Augen waren groß und feurig, reiches nußbraunes Haar legte ſich in breiten glatten Streifen an Schläfe und Wangen, während es rückwärts mit einem Kamme von Schildplatt aufgeſteckt war.

Ein allgemeiner Ausruf der Verwunderung und des Wohlgefallens tönte von den Lippen der Anweſenden; denn ſelbſt die Frauen, ſonſt ſtrenge Richterinen ihres Geſchlechtes, waren von der Schönheit des Mädchens überraſcht.

„Hier, meine lieben Freunde und Verwandte,“ ſagte der Meiſter, „meine künftige Schwiegermutter und hier meine liebe Braut Marie.“

Glückwünſchend drängte ſich Alles um die Fremde, welche ihrer Verlegenheit kaum Meiſterin werden konnte, bis ihnen Johannes die Plätze neben ſich an der Tafel anwies. Lange dauerte es, bis das Geſpräch wieder in Gang gebracht wurde und manche prüfenden Blicke ruhten auf der Braut.

„Aber, Meiſter Johannes,“ rief in fröhlicher Weinlaune ein naher Anverwandte, „Ihr ſeid mir ein wahres Neuſonntagskind. Ihr habt Euch ein Bräutchen heimgebracht, an dem auch der Neid nichts ausſetzen kann, während wir hier für Euch herumſuchten. Sagt nur, wo habt Ihr den Engel da gefunden?“

„Wer's Glück hat, führt die Braut noch Haus!“ entgegnete der Meiſter mit einem Anfluge von Verlegenheit.

„Nein, ſo entkommt Ihr uns nicht,“ fuhr der Sprecher fort, „nachdem Ihr uns ſo lange zum Beſten gehabt mit Eurem Räthſelweſen, müßt Ihr uns zur Entſchädigung die Geſchichte Eurer Brautfahrt erzählen.“

Meiſter Johannes ſah gar ernſt vor ſich hin, während die Wangen der Braut glühten wie zwei Pfingſtröslein, und zögerte mit der Antwort; da faßte ſich die Mutter ein Herz und Wacht ſcharf anblickend, ſagte ſie: „Nein, Herr Johannes, ſchämt Euch nicht, Eure edle Handlungsweiſe kundzugeben und wie Ihr zwei Seelen gerettet vom Verderben und zwei Glückliche geſchaffen, die es noch immer nicht begreifen können, wie Alles ſo gekommen. Oder ſoll ich erzählen für Euch, mein Wohlthäter; denn nicht verſchließen kann ich in meiner Bruſt mein Lob für Euch!“

Da reichte Wacht der Alten die Hand hin, die ſie mit Begeiſterung an ihre Bruſt drückte und indem er ſeine Braut umſchlang, ſagte er leiſe: „Und darf ich, Marie?“

Erröthend nickte die mit dem Kopfe; da ſagte der Meiſter: „Nun in Gottes Namen, ſo erzählt denn Mutter, wie ſich Alles ſo gefügt hat mit der Hilfe des Allmächtigen; ich werde ſchon darein fahren zur rechten Zeit, wenn Euch Eure Liebe zur Schönrednerin machen ſollte und Ihr ein Weniges über die Schnur haut.“

„Sie fragten,“ begann die Frau nach kurzem Bedenken mit Anfangs unſicherer Stimme und ſichtbarer Verlegenheit, „wo Herr Wacht ſeine Braut gefunden, und klar und einfach muß ich Ihnen antworten: an der Heerſtraße. Ja,“ wiederholte ſie nach einer Weile, als ſie das ungläubige Staunen ſah, das ſich auf allen Geſichtern ſpiegelte, als ein Weſen, das vielleicht einer recht traurigen, einer verworfenen Zukunft entgegenging. „Gott hat uns einen Retter geſchickt in höchſter Noth in dieſem edlen Manne!

Es mögen ſechs Jahre ſein; als zwiſchen Prag und dem Dorfe Krč an der Landſtraße auf einem Stoppelfelde eine Bettlerfamilie kampirte; ſie beſtand aus einem alten Manne, einem Weibe und einem jungen Mädchen, Alle in Lumpen gehüllt, abgemagert, bleich. Es war im Spätherbſte und der Wind pfiff recht ſchneidend über die Stoppeln, daß wir zitterten unter unſeren Fetzen und uns das Mark faſt in den Adern erſtarrte. Mein Alter lag in einem Graben und ſchlief; er hatte in der Dorfſchänke den letzten erbettelten Sechſer in Schnapps verthan, während wir den ganzen Tag über nichts genoſſen hatten, außer ein kleines Stück trockenes Brod, das uns eine mitleidige Seele in einem Bauernhauſe gegeben.

Mein Mann war ein alter Soldat, der noch die Feldzüge mitgemacht und dann ſeinen Abſchied genommen hatte; er war ſeines Gewerbes ein Korbflechter und ich ſein angetrautes Weib, aus einem Dorfe mit ihm geboren. Anfangs ging es mit der Arbeit, wir beſuchten die Märkte mit den Erzeugniſſen unſeres Fleißes und lebten kümmerlich aber rechtlich. Ich gebar ihm eine Tochter und arbeitete redlich mit, um meinen und des Kindes Lebensunterhalt zu gewinnen. So lebten wir, bis beiläufig zwei Jahre vor dem Tage, an welchem dieſe Geſchichte beginnt. Eine Krankheit hatte meinen Alten niedergeworfen, er konnte nichts verdienen, unſere wenigen Habſeligkeiten wurden ſtückweiſe verkauft, unſer Leben kümmerlich zu friſten, und als mein Mann wieder auf den Beinen war, hatten wir nichts, als das Nothwendigſte, was wir auf dem Leibe trugen. Hat die Armuth, das Unglück ſich erſt wo eingeniſtet; dann iſt ſie ein Gaſt, den man nicht ſo leicht los wird. Was wir beginnen mochten, nichts wollte mehr gehen; wir legten uns hungernd nieder und ſtanden hungernd wieder auf, ein Stück harten Brodes mit unſern Thränen befeuchtend.

Da führte der böſe Feind, der zuweilen recht Macht hat über den beſten Menſchen, meinen Mann an einem Sonntagabende in die Schänke, welche ein Jude hielt; er hatte gerade ein Paar Groſchen mit einem Botengange verdient und wollte ſich ſtärken. Bier kam zu theuer und ſo ließ er ſich denn ein Glas Branntwein geben, dem bald ein zweites folgte; er war zwar als Soldat in den Feld-

zügen an den Schnapps gewöhnt geweſen; jetzt konnte er ihn nicht mehr vertragen. Er kam ſpät und taumelnd nach Hauſe und geſtand mir am andern Morgen, daß ſein Kopf zwar jetzt wüſt ſei, daß er aber geſtern ſo ſelig geweſen und alles Elend vergeſſen habe. Er hatte keine rechte Luſt mehr zur Arbeit und brütete den ganzen Tag über ſeinen Träumereien! als aber der Abend kam, litt es ihn nicht länger daheim, er ging wieder in die Schänke und kam wieder betrunken nach Haus. Von nun an ging es alle Tage ſo; war kein Geld da, ſo nahm er, was er nur fand, um dafür ſein Gelüſte zu befriedigen. Wagte ich es ihn zu bitten, ihm Vorwürfe zu machen, ſo ließ er mich rauh an und zuletzt mißhandelte er mich und mein armes Kind, das weinte, wenn es mich ſchreien hörte. Die Noth wurde immer heftiger und um ſo ſchrecklicher, da ſie nun größtentheils verſchuldet war; unſere Nachbarn, welche, obgleich ſelbſt nicht reich, uns doch hin und wiedrr unterſtützt hatten, zeigten ſich nun hart und rauh und ſchalten meinen Mann einen alten Säufer. Mit dem war nun gar nichts anzufangen; er brachte faſt den ganzen Tag in der Schänke zu, wo er manchesmal ein Glas umſonſt bekam, und kam nur nach Hauſe, um nachzuſehen, ob wir kein Geld verdient hätten, uns zu prügeln, wenn keines da war, oder ſeinen Rauſch auszuſchlafen. Eines Morgens kam er mit einem Juden, der mit einem Blicke unſere wenigen Habſeligkeiten und Geräthſchaften muſterte, eine Weile hinter der Thüre mit ihm leiſe verhandelte und ihm dann einige Zwanziger in die Hand drückte; mein Mann ſchon halb betrunken kam in die Stube zurück.

He, holla, Weib! ſchrie er, nimm Deinen Balg und aufgebrochen, wir müſſen auf der Stelle fort. Dem Herrn da habe ich Alles verſchachert, was nicht niet- und nagelfeſt iſt, und da wir keine Kutſche haben, ſo müſſen wir Schuſters Rappen nehmen zum Reiſen. Ich ſchneide mir einen tüchtigen Stock vom nächſten Baume, Du führſt den Balg und ſo geht's in Gottes weite Welt hinaus.

Aber Mann, um Gottes Willen, was haſt Du gethan, was haſt Du vor? Wohin willſt Du? rief ich entſetzt und drückte mein Kind feſt an mich.

Wir können nicht länger hier bleiben in dem verfluchten Neſte, wo uns Niemand etwas borgt oder gibt; alſo gute Miene zum böſen Spiel. Wir ſind Bettler, ſo wollen wir denn unſere Geſchäfte gleich beginnen.

Ich brach in ein lautes Weinen aus.

Heule nicht ſo, oder ich ſchlage Dir Arm und Bein entzwei, ſchrie mein Alter; mach', daß Du fortkommſt. Ich ſage Dir, wir betteln und damit Baſta; finden wir nur zwei mitleidige Seelen alle Tage, ſo hält es vor.

Aber unſer armes Kind, unſere Marie?!

Sie helfe mit im Geſchäfte; die Leute ſind in der Regel mitleidig gegen Kinder. Hat ſie erſt ein Paar Redensarten herplappern gelernt und iſt erſt ihr Kleidchen recht in Fetzen, ſo wird's ſchon gehen; wird's älter und hat's ein hübſches Lärvchen, ſo kann ſie noch ihr Glück machen.

Der Branntwein hatte meinem Mann den Kopf verrückt, er war ſo tief geſunken, daß er ſchon jetzt auf die Schande ſeiner Tochter ſpekulirte. O der verfluchte Schnapps, das iſt der Höllenhund, der dem Teufel die armen Seelen in den Rachen hetzt. Ich ſchrie laut auf, ich warf mich vor mein Kind, das der Vater anfaſſen wollte; er kam mir wie ein Wolf vor, der nach einem Lamme jagt; ich wollte mich wieder ſetzen, aber ein ſchwerer Schlag traf mich, daß mich faſt die Sinne verließen und Blut aus Naſe und Mund rann. Ich war nur ein ſchwaches, ohnmächtiges Weib und mußte gehorchen!"

Wie eine Gewitterſchwüle lag es auf der Geſellſchaft, als die Frau hier eine Pauſe machte; die Anweſenden wagten es kaum aufzublicken. Sie griff mit zitternder Hand nach dem Glaſe das ſie an den Mund führte, um die trokkenen Lippen anzufeuchten; während große Thränentropfen über die gefurchten Wangen rannen; Meiſter Johannes ſah ernſt und trübe vor ſich hin, Marien's Hand in der ſeinigen haltend, dieſe aber hatte ihr Taſchentuch vor's Geſicht gepreßt und weinte ſtille vor ſich hin.

„Nun, begann erſt unſer Elend," fuhr die Frau wieder fort; „wir zogen unſtät bald dahin, bald dorthin und bettelten. Oft rauh und hart zurückgewieſen, von der Obrigkeit verfolgt, da man Vagabunden nirgends duldet, lebten wir von einem Tage auf den andern; wir kampirten im Sommer unter freiem Himmel, im Winter in verdächtigen Schänken, wo wir mit allerlei Geſindel halbverfaultes Stroh theilten. O ich litt fürchterlich; nicht um meinetwillen, ſondern wegen meinem Kinde, daß die arme Seele nicht frühe verpeſtet werde und für immer zu Grunde gerichtet. Ich lehrte es beten und alle Abend lagen wir auf den Knien, ehe wir unſer ärmliches, oft ekelhaftes Lager ſuchten, unbekümmert um den Spott der Uebrigen, welche meinten, wir ſollten unſer Geplärr für die Landſtraßen aufſparen, um den Leuten das Geld aus der Taſche zu locken, und beteten, Gott wolle uns zu ſich nehmen; denn an eine andere Rettung aus den Klauen des Elendes und der Verworfenheit war ja nicht zu denken. Oft, wenn wir an einem Fluſſe vorüberkamen und in dem klaren Waſſerſpiegel unſere Ekel erregenden, mit Lumpen bedeckten Geſtalten ſahen, wollte ich hineinſpringen und allem Elende ein Ende machen mit einem Male; aber der Gedanke an mein Kind und an das Jenſeits hielt mich zurück. Oft verfluchte ich mich und mein Schickſal und zweifelte an Gott; während er uns ſchon ſeinen rettenden Engel entgegen ſandte und der war: Meiſter Johannes Wacht!"

Sie faßte die rauhe Hand des Meiſters und zog ſie mit der Inbrunſt der heiligſten Dankbarkeit an ihre Lippen, noch ehe er es hindern konnte.

„Wie ich ſagte, kampirten wir auf einem Stoppelfelde; mein Mann ſchnarchte im Graben und wir mußten betteln, wollten wir nicht Schläge, wenn er erwachte und uns mit leeren Händen fand. Die Straße windet ſich hier einen ziemlich ſteilen Berg hinan, ſo daß die Fuhrwerke langſam fahren müſſen und wir hatten Zeit, bettelnd nebenan zu gehen, zum Laufen hatten wir keine Kräfte mehr. Es dunkelte ſchon, als wir einen Einſpänner die Straße herfahren ſahen; er hielt am Fuße des Berges und ein ſchlichtgekleideter Mann ſtieg aus um zu Fuß zu gehen und dem Thiere das Fuhrwerk zu erleichtern. Dies ſchien mir eine gute Vorbedeutung für das mitleidige Herz des Reiſenden; es war eine geheime Stimme, eine Stimme, welche ich früher nie in meinem Innern vernommen hatte, und welche mir die Worte des Heilands zuflüſterte: „Bitte, ſo wird Dir gegeben werden, klopfe an, ſo wird Dir aufgethan!" Es war die Stimme meines guten Engels.

Ich nahm meine Tochter an die Hand, wir ſtellten uns an die Straße und baten um eine Gabe. Der Fußgeher blieb einen Augenblick ſtehen und ſah uns mit einem ſcharfen Blicke an, der mich zwang die Augen nieder zu ſchlagen; dann ſagte er: „Und Ihr ſchämt Euch nicht zu betteln; Ihr ſeid noch jung? Könnt Ihr nicht arbeiten?

Ich hatte dieſen Vorwurf oft hören müſſen, aber er hatte ſtets rauh und hart geklungen; es lag etwas in der Stimme, in dem Tone, das mir wohl that: es war Mitleid. Ich wollte antworten, aber ich konnte nicht, es ſchnürte mir die Kehle zuſammen. Der Mann griff in die Taſche und gab mir einen Silbergroſchen. O, ich habe ihn noch und meine Tochter trägt ihn an einer Schnur um den Hals, als ihren einzigen Schmuck, ſie wird ihn tragen bis an ihr ſeliges Ende als Erinnerung, daß ſie nicht hochmüthig werde im unverdienten Glücke und nicht verzweifle im unverſchuldeten Elende, denn es kommt ja alles von Gott und was der thut, das iſt recht gethan!

Gott helfe! ſagte der Mann und wollte weiter.

Ja, Gott helfe und nehme uns bald zu ſich! rief ich unter Thränen, welche mein Herz erleichterten.

Der Mann blieb wieder ſtehen und ſah uns lange an; es war, als wollte er in unſerer Seele leſen.

Ihr ſcheint ſehr unglücklich zu ſein, ſagte er nach einer Pauſe mit ſeiner ſanften, wohlklingenden Stimme; Ihr ſeid keine Profeſſionsbettler?

Wie es kam, ich weiß es ſelbſt nicht mehr, in jedem Falle aber muß es Gottes Eingebung geweſen ſein, die mir die Zunge zur rechten Zeit löſte; ich klagte ihm unſere Noth, ich erzählte, wie Alles ſo gekommen ſei. Er hörte mir aufmerkſam zu; dann nahm er einen Zwanziger aus der Taſche und gab ihn mir.

Findeſt Du wo auf Deinen Wegen Gelegenheit wohl zu thun, ſo weiſe ſie nicht von Dir; was Du dem Unglücklichen thuſt, haſt Du ihm gethan! ſagte er halblaut vor ſich hin und ſah recht ernſt und feierlich dabei aus. Ja, ſetzte er dann laut hinzu, mit einem Zwanziger iſt da nichts gethan; Euer Mann nimmt ihn Euch weg und ſchlägt Euch noch obendrein und ihr ſteht morgen da, wo ihr heute ſteht. Da müßte vom Grund aus geholfen werden; aber wie? Ich bin ein armer Mann und muß die Meinigen ſauer ernähren; unnütze Koſtgänger kann ich nicht brauchen. Wollte Euer Mann wol arbeiten? Und dabei ſah er mich wieder ſo ſcharf, ſo ernſt an, daß ich nicht den Muth hatte ihm auch nur die kleinſte Lüge zu ſagen. Ich zuckte mit den Achſeln, Thränen im Auge; denn ich wußte, mein Alter würde es nirgends mehr aushalten.

Nun, ſagte er begütigend, die Frage galt mehr Euch; Euer Alte iſt ein Branntweinſäufer und da ſchlägt in den Jahren ſelten mehr was an. Aber Ihr, Euer Kind; wollt Ihr arbeiten, viel arbeiten, ſchwer arbeiten, wenn Ihr Euch damit Euer Brod verdienen könnt?

Mit tauſend Freuden, Herr, rief ich, und lebte bei der bloſen Hoffnung, ehrlich und ordentlich leben zu können, wieder auf.

Dann müßt Ihr Euren Mann verlaſſen.

Nimmermehr; ich habe ihm Treue am Altare geſchworen und will aushalten bei ihm bis zum Ende!

Ein mildes Lächeln glitt über die Züge des Fremden und er ſagte: Ihr ſcheint eine ehrliche Frau zu ſein; Ihr habt Aehnlichkeit mit meiner lieben Mutter, die ſchon längſt in Gott ruht und ihretwillen werde ich ſehen, wie zu helfen. Da, fuhr er fort, indem er auf ein einzelnes Wirthshaus an der Straße zeigte, erwartet mich morgen Abends; das Geld wird ſchon ausreichen bis dahin und Euer Mann leicht zu bewegen ſein zu warten — ich komme gewiß. Prüft Euch und damit Gott befohlen!

Er ließ mich ſtehen und eilte dem Fuhrwerke nach, das ſchon oben auf dem Berge angelangt war: ich wußte Anfangs nicht, wie mir geſchah und meinte, es müſſe ein Engel vom Himmel geweſen ſein. Dann kniete ich mit meinem Kinde nieder an der Straße und wir beteten; ſo brünſtig hatten wir noch nie gebetet.

Mein Alter erwachte und als ich ihm das Silberſtück zeigte, als ich ihm ſagte, daß der Geber wiederkommen wollte; da machte er einen Rundſprung und meinte, das müſſe ein Millionär oder ein Narr ſein, daß er ſein Geld ſo wegwerfe. Aber den Groſchen, den gab ich ihm nicht, den wollte ich mir aufheben, ſo gelobte ich es mir im Stillen und mich von ihm nicht trennen auch in der allergrößten Noth. Am andern Abend, es war ſchon ſpät, kam der Fremde richtig; er war noch einfacher gekleidet, als das erſte Mal, ja er ſchien ſogar recht ärmlich. Er befahl uns kurz, ſitzen zu bleiben, als wir aufſtehen und ihm die Hände küſſen wollten; er ließ Bier und warmes Eſſen geben und ſetzte ſich zu uns wo er den Alten bald in ein Geſpräch verwickelte. Anfangs war der recht luſtig; als er aber auf jedes Glas Bier ſeinen Schnapps geſetzt und ihm der Dunſt in den Kopf ſtieg, als der Fremde ſo allerlei gute Lehren gab und von Arbeit zu reden anfing; da wurde er grob und meinte, Jeder könne für ſein Geld reden, was ihm beliebe, er aber wolle thun was ihm recht ſei. Frei ſein wäre Hauptſache, frei ſei er und wolle es bleiben und nicht arbeiten, wenn ihm Gold dafür geboten werde; er ſei zu alt um ſich zu placken, wie's liebe Vieh!

Ich hörte dem Geſpräche mit wahrer Herzensangſt zu und die Thränen ſtanden mir in den Augen, da ich ſah, wie ſich das Geſicht unſeres Wohlthäters immer mehr verfinſterte und er einige Male unwillig den Kopf ſchüttelte. Er brach kurz ab, und ſchwieg eine Weile, mein Mann ſtemmte den Ellenbogen auf den Tiſch, ſtützte den ſchweren Kopf auf die Hand und es dauerte nicht lange, ſo war er eingeſchlafen. Nun wandte ſich der Fremde gegen mich.

Euer Mann taugt nichts, er iſt unverbeſſerlich; der gehört in ein Arbeitshaus, wo man ihn mit Gewalt zum ordentlichen Leben zwingt. Wie ſteht es mit Euch; habt Ihr überlegt, was ich Euch ſagte?

Ja, Herr, mit tauſend Freuden will ich arbeiten; aber meinen Mann verlaſſen?

Zu ſeinem, Eurem und Eures Kindes Beſten! fiel er mir raſch in's Wort. Euer Mann ſoll nicht zu Grunde gehen, dafür ſtehe ich Euch; aber er ſoll gebeſſert werden. Ihr geht mit mir; das heißt dahin, wohin ich Euch ſchicken werde. Entſcheidet Euch kurz; das aber bedenket, daß Ihr, wenn Ihr meinen Antrag nicht annehmet, einmal dadrüben eine unſchuldige Kinderſeele zu vertreten haben werdet, die durch Euch in den Pfuhl des Laſters und des Verderbens geworfen wurde.

Aber mein Mann?

Für ihn ſoll geſorgt werden, mein Wort darauf; aber

Ihr müßt seiner Gewalt entzogen werden. Ich will Euch von Zeit zu Zeit Nachricht von ihm bringen; aber ehe er nicht ein ordentlicher Mensch geworden, darf er Euch nicht wiedersehen. Entscheidet Euch schnell!

Ich schwankte noch unentschlossen, es schien mir ein großes Verbrechen, meinen Mann so zu verlassen; aber der Herr, der es so gut mit uns meinte, hatte mir sein Wort gegeben, auch ihm sollte geholfen werden und dann der Gedanke an mein Kind; was sollte bei dieser Lebensweise aus ihm werden?

Ich reichte dem Fremden die Hand über den Tisch hin zum Zeichen des Einverständnisses; denn sprechen konnte ich nicht.

Gut, sagte er freundlich; jetzt hört aber meine, oder vielmehr der Person in deren Auftrag ich handle, Bedingungen an. Ich bin nicht reich, doch genieße ich das unbedingte Vertrauen einer reichen Person, welche ihre Wohlthaten durch mich im Stillen spenden läßt; Ihr habe ich Euch empfohlen und sie will helfen. Ich habe Euch Kleider mitgebracht; sie sind freilich grob und bäuerisch, aber besser, als die, die Ihr jetzt trägt. Kleidet Euch um im Nebenzimmer und dann folgt mir, ehe Euer Mann erwacht; ich werde Euch zu einfachen aber rechtlichen Bauersleuten bringen, denen geht an die Hand und lernt arbeiten. In die Stadt dürft Ihr nicht; hört Ihr, unter keiner Bedingung; Ihr müßt es mir heilig geloben, bis die Person, in deren Auftrag ich handle, Euch Eures Versprechens entbindet. Eben so wenig dürft Ihr ein Wort über Eure Vergangenheit verlieren. Ihr heißt, wie Eure Tochter Marie; das genügt. Für Eure Bedürfnisse ist so weit nothdürftig gesorgt, bis Ihr Euch Etwas verdienen könnt; denn Eure Arbeit, ob groß oder gering, soll Euch stets pünktlich bezahlt werden; davon müßt Ihr wieder Kost, Kleidung und andere Bedürfnisse bestreiten. Man schenkt Euch nichts, hört Ihr; denn jedes Almosen erniedrigt den, der es empfängt, so lange er nicht durch eine gänzliche Arbeitsunfähigkeit auf die Mildthätigkeit seiner Mitmenschen angewiesen ist, ein Recht darauf hat. Fragt nicht nach der Person, welche Euch diese Wohlthaten erzeugen wird, nicht nach mir; es würde Euch nichts nützen. Ihr habt sechs Wochen Probezeit; gefällt es Euch nicht, so sagt es offen und ehrlich, man wird Euch dann eine Wegzehrung geben und Euch nicht halten. Ich werde Euch von Zeit zu Zeit besuchen und will's Gott, bald gute Nachrichten von Eurem Mann geben; der braucht eine andere Kur. Wollt Ihr meine Bedingungen halten? Ich versprach Alles.

Der Fremde klopfte auf den Tisch, der Wirth kam und führte uns auf einen Wink unseres Retters in eine Kammer, wo er uns allein ließ; dort fanden wie ein Pack mit Kleidungsstücken, wie sie die Bauersleute in der Umgegend Prags tragen; sie waren von grobem Stoffe aber reinlich und warm. Als wir wieder in die Wirthsstube traten, hatte der Fremde schon seinen Mantel umgenommen und den Hut aufgesetzt, er winkte uns; ich trat zu meinem Manne, der noch immer mit dem Kopfe auf dem Tische lag und fest schlief; ich legte ihm die Hand auf die Schultern und betete für ihn; mein Kind küßte ihn weinend; denn wenn er es auch oft hart geschlagen, so liebte es ihn doch. Unser Retter drängte, wir folgten ihm auf die Straße. Wie auf einen Zauberruf kam der Einspänner, den wir Tags zuvor gesehen hatten, der Fremde half uns einsteigen und sagte dem Kutscher einige Worte. Er gab mir die Hand zum Abschiede.

Vergeßt nicht, sagte er, was Ihr versprochen; der Kutscher weiß, wohin er Euch zu bringen hat; kommt Ihr dort an, so sagt nichts weiter, als: Meister Johannes schicke Euch. Ihr werdet erwartet. Jetzt Gott befohlen!

Der Kutscher knallte mit der Peitsche und der Wagen rollte dahin auf der Straße; der Fremde aber ging in die Schänke zurück.

Wie uns zu Muthe war, dies kann ich nicht beschreiben; das Glück war zu groß, es kam zu plötzlich — wir waren wie in wachen Träumen. An zwei Stunden mochten wir gefahren sein, da kamen wir in ein Dorf. Alles schlief schon und nur das Hundegebell unterbrach die Stille der Nacht und der Wächter, der eben die zwölfte Stunde ausrief: der Kutscher hielt vor einem kleinen Hause am entgegengesetzten Ende still, dessen Fenster erleuchtet waren. Sogleich öffnete sich die Hausthüre und eine Bauersfrau kam an den Wagen.

Seid Ihr's Martin, fragte sie den Kutscher, und bringt Ihr sie?

Ja! antwortete der, vom Bock steigend und ich setzte hinzu: Meister Johannes schickt uns!

So seid herzlich willkommen. Kommt nur hinein, die Stube ist warm und ich habe mit einer Suppe auf Euch gewartet.

Wir traten in die geräumige nette Stube und betrachteten die Wirthin und ihren Mann, der auf der Ofenbank geschlafen hatte und nun zu uns trat, neugierig und verlegen, es waren ein Paar ehrlich aussehende Leute, schon ziemlich hoch betagt. Wir sehnten uns nach Ruhe und die Wirthin führte uns in ein anstoßendes Zimmer, wo wir ein Paar reinliche Betten fanden. Wir schliefen nach so langer Zeit warm und bequem. Als wir erwachten war es schon heller lichter Tag; der Alte war mit dem Knechte auf's Feld gegangen, die Frau besorgte das Hauswesen.

Nun, Ihr habt lange geschlafen, sagte sie mit freundlichem Vorwurfe; unsere Tagesordnung hier ist früh auf und früh zu Bette. Nun es wird sich Alles finden. Wollt Ihr mir einmal helfen und Eure Kleine da auch; in einer Wirthschaft gibt's vollauf zu thun und je mehr Hände, desto besser!

Ich will die Geschichte nicht lange machen.

Anfangs ging mir und besonders meiner Kleinen da, die Arbeit nicht recht von statten, denn wir waren nicht mehr daran gewöhnt; aber es fand sich Alles. Wir dachten an unsern Wohlthäter und schämten uns vor ihm etwa nicht zu bestehen; ja wir hatten heimliche Angst, er möchte mit uns unzufrieden sein und seine Hand von uns abziehen. Wir gewannen die Arbeit immer lieber und — nun was man gern thut, wird einem leicht. Unser Wohlthäter schien sich nicht um uns zu bekümmern, denn er ließ sich nicht sehen; doch habe ich später erfahren, daß er sich fleißig nach uns erkundigt. Die sechs Wochen waren vorüber und an einem Sonntagsnachmittage fand sich Herr Johannes bei uns ein. Es gab großen Jubel, denn unsere Wirthsleute verehrten ihn, wie einen Heiligen, sie hatten aber auch, wie sie mir sagten, alle Ursache dazu; uns klopfte

das Herz nicht wenig, denn unsere Zukunft sollte sich nun entscheiden. Auf einen Wink von ihm ließen uns die Wirthsleute allein.

Nun, sagte er freundlich, wie ist es, meine Kinder? Bleiben wir länger beisammen oder wollt Ihr wieder fort?

Nein, nein! verstoßen Sie uns nicht! rief ich zagend. Wenn Sie auch jetzt noch nicht recht mit uns zufrieden sind; wir wollen uns mühen früh und spät, stoßen Sie uns nur nicht wieder in's Elend.

Nein! antwortete er sichtbar ergriffen; da sei Gott davor. Ihr bleibt hier und fahrt fort, so, wie Ihr begonnen.

Wir blieben.

Drei Jahre waren vergangen; da starb die gute alte Bauersfrau und ihr Mann überlebte sie nicht lange. Uns traf dieser Schlag schwer, denn wir hatten sie wie unsere Eltern geehrt und geliebt. Herr Johannes wohnte mit uns dem Begräbnisse bei; nach demselben kehrte er in das Haus zurück, in dem es recht traurig und stille aussah. Er setzte sich mit uns an den Tisch.

Meine Kinder, sagte er ernst, ich bin mit Euch zufrieden, noch mehr die Person, in deren Namen ich handle — denn noch immer verschwieg der edle Mann, daß er selbst der Retter und Wohlthäter der Armen sei; Ihr seid unter der Leitung der guten Seeligen tüchtige Landwirthe geworden. Diese Wirthschaft ist um ein Billiges zu verpachten, wie sie liegt und steht: wollt Ihr sie übernehmen? Ihr habt Euch, wie ich weiß, einige Gulden erspart, diese genügen für's Erste; der Pacht wird vierteljährig rückständig gezahlt.

Ich war unschlüssig, was ich antworten sollte.

Seht, fuhr er fort, die guten, ehrlichen Leute, welche wir heute begraben, haben mich Beide auf ihrem Todtenbette gebeten, Euch den Pacht zu lassen und Euch Ihre kleine Hinterlassenschaft zu übergeben; Ihr seid reicher, als Ihr denkt. Auch die Seeligen haben mit nichts begonnen, als ihnen jene Person vor einigen Jahren das Häuschen, das Schulden halber um einen Spottpreis lizitirt ward, zurückkaufte und ihnen die Wirthschaft in Pacht gab. Der Knecht ist brav, Ihr könnt Euch auf ihn verlassen und in der Hauswirthschaft wißt Ihr vollkommen Bescheid. Schlagt ein, ich rathe Euch dazu.

Ich unterzeichnete den Vertrag und war Pächterin; daß ich schon seit sechs Monaten Witwe, dies eröffnete mir jetzt unser Wohlthäter. Mein Mann war im Arbeitshause, wohin er ihn mußte bringen lassen, weil gar nichts bei ihm anschlagen wollte, plötzlich an einem Schlagflusse gestorben. Ich lebte nun nur der Wirthschaft und meiner Tochter, welche vom Schullehrer und dem würdigen Ortsseelsorger Unterricht erhalten und das Versäumte fleißig nachgeholt hatte.

So verging Jahr um Jahr; ich konnte den Pacht ordentlich zahlen und nebstbei eine hübsche Summe für mein Kind auf die Seite legen, Herr Johannes kam von dem Tage, wo wir den Pacht übernommen hatten, oft zu uns und war Sonntags unser Gast. Meine Marie betrachtete und liebte ihn, wie einen Vater; sie wuchs heran und trat in ihr achtzehntes Jahr.

Eines Abends hätte Herr Johannes kommen sollen und kam nicht; wol hundertmal war sie vor die Thüre gelaufen um nach ihm auszusehen, sie zerfloß in Thränen und ich that, wir Mütter verstehen das, einen tiefen Blick in ihr junges Herz. Aus jener kindlichen Liebe war eine ganz andere geworden, wenn sich das thörichte Mädchen auch noch selbst keine deutliche Rechenschaft von ihrem Gefühle geben konnte; ich erschrack, denn wohin sollte das führen, als zum Unglücke meines Kindes? Ich beschloß offen mit Herrn Johannes zu sprechen; er wußte ja stets für Alles Rath und wir durften kein Geheimniß vor ihm haben. Anfangs fand ich nicht recht das Herz dazu, als er wieder kam; denn er war so kalt, so zurückhaltend und betrachte Marie, wenn er sich unbemerkt glaubte, mit so sonderbaren Blicken, daß ich meinte er habe Alles errathen und zürne nun dem thörichten Mädchen. Aber es mußte denn doch heraus so schwer es mir ankam. Erst sah er mich lange starr an, als habe er mich nicht verstanden und ward über und überroth im Gesichte; dann rief er fast erschrocken: Und wißt Ihr das gewiß, Mutter?

Leider antwortete ich zaghaft und kleinlaut; ach, wie soll ich nun dem Mädel die Grillen aus dem Kopfe bringen.

Da leuchtete es wie Freudenschein über sein Gesicht und er gab mir die Hand.

Ist auch gar nicht nothwendig, Mutter; ist es so, wie Ihr sagt, so hat Gott Alles wohl gefügt. Macht meine Freiwerberin bei Eurer Tochter und wenn sie den ehrlichen Tischlermeister Johannes Wacht will, so soll Hochzeit sein!

Ich dachte in die Erde zu sinken vor Erstaunen, aber der Meister ließ mich nicht zu Worten kommen, ich mußte mit Marien reden, die mir hochglühend und mit Freudenthränen in die Arme sank und ihrem Wohlthäter das Jawort gab und den Brautkuß. Und als ich ihn fragte, wie Alles so gekommen; da faßte er unsere Hände und sagte: Und hat nicht Gott Alles wohlgethan und geführt zum seligen Ende, daß er mich Euch finden ließ, um zwei gute Menschen zu retten und Himmelslohn dafür schon auf Erden zu finden? Ja, Kinder, weg mit der Verstellung; ich bin es, der Tischlermeister Johannes Wacht der Euch Gutes gethan, wie denen Beiden, die nun da unten ruhen in kühler Erde und gewiß vom Himmel segnend auf uns niederschauen. Ihr seid mein Werk und ich habe ein heiliges Recht an Euch; daß es so kam, dafür lobe ich den Herrn. Ja, das Gute lohnt sich zuweilen recht herrlich und überschwänglich schon auf dieser Welt. Wem der Herr gegeben, der säe einen Theil davon aus auf fruchtreiches Land und es wird Zinsen tragen; wer glücklich ist, suche Glückliche zu machen! So wollen wir es halten und mein gutes Weib wird helfen, Gutes zu thun. Es braucht ja dazu nicht Reichthümer, nicht das hingeworfene Almosen, suche dem Armen Selbstvertrauen zugeben und Selbstachtung, so wie die Mittel zum Erwerbe. Verdient er, so gibt er ja wieder ab, für seine Mitbrüder. Hätte ich Euch gleich gegeben, viel gegeben, ein sorgenfreies Leben; wer weiß, ob Alles so gekommen wäre; so aber habt Ihr selbst gearbeitet, erworben, erspart und Marie bringt nebst ihren guten Eigenschaften einen kleinen Schatz mit. Ich bin nicht reich, meine Lieben; darum wollen wir Euer kleines, erwirthschaftetes Kapital auf gleiche Zinsen anlegen, wie ich bei Euch und in der Wirthschaft wird sich schon ein würdiger Nachfolger finden.

Und doch hast Du ein Almosen gegeben, mein Herr und Wohlthäter, sagte Marie, indem sie den Silber-

Digitized by Google

ELEONOR LOUIS CAVAIGNAC,

Ministerpräsident von Frankreich.

groschen an einer Schnur aus dem Busen zog, den uns Meister Johannes an jenem verhängnißvollen Abende gegeben; und nicht wegkommen soll er von dieser Stelle.

Und so," schloß die Frau ihre Erzählung, kommt es, „daß ich und meine Tochter heute hier sitzen und Euch bitten: seht uns d'rob nicht scheel an, weil wir Bettler gewesen und Meister Johannes sich die Braut aufgelesen an der Heerstraße.

„Da sei Gott davor," rief der Meister lebhaft; „daß man den schönen Schmetterling verachten sollte, weil er einmal eine häßliche Raupe gewesen, oder das reine Gold minder werth wäre, weil es erst durch's Feuer von den Schlacken gereinigt werden mußte. Gott sieht in's Herz, nicht auf's Kleid; der tugendhafte Bettler ist so viel werth, als der reiche Bürger. Wer sich durch eigene Kraft aufarbeitet aus dem Schlamme in den er versunken war, der verdient Achtung allerwegen!"

Er hob das Glas und trank auf die Gesundheit der beiden Frauen; mit Jubel thaten die Gesellen dem verehrten Meister Bescheid und ihre Augen funkelten vor Freude und Stolz bei einem solchen Manne in Arbeit zu stehen; die Uebrigen folgten ihrem Beispiele.

Es ist schwer, die Gefühle der Einzelnen zu beschreiben, welche bei der einfachen, schmucklosen Erzählung der Alten in ihnen rege geworden; die meisten gaben dem Meister Unrecht, daß er solch' eine Bettlerbrut in's warme Nest setze und vor Allem waren es die Frauen, welche es ihm nicht verzeihen konnten, daß er so gegen alles Schick- und Herkommen ihre Töchter und nächsten Anverwandten übergangen und daß nun eine Wildfremde, eine Bettlerin obendrein, Frau Meisterin werden sollte. Mancher sagte es sich wol im Stillen, daß Herr Wacht recht und vernünftig gehandelt habe; aber wenn er sich fragte, ob er selbst Muth und Kraft besessen hätte ein Gleiches zu thun, so mußte er sich wol beschämt mit „Nein!" antworten. Die Gesellschaft ging bald auseinander; denn die rechte Herzlichkeit wollte sich jetzt doch nicht finden und während Einige Ihr wahres Gefühl unter der Maske der Höflichkeit verbargen, konnten es sich andere doch nicht versagen durch ein recht kaltes, abstoßendes Benehmen den Fremden den großen Abstand zwischen sich und ihnen fühlen zu lassen.

Als die Drei allein waren, denn auch die Gesellen entfernten sich mit den Uebrigen, sank Marie weinend an die Brust des Bräutigams und sagte: „Sieh mein Johannes, nun zürnen sie Dir Alle, weil Du Dein Herz und Deine Hand verschenkt an ein armes Mädchen, das ja nichts dafür kann, daß es als Kind zum Betteln gezwungen wurde und werden Dich anfeinden überall!"

Da antwortete er ihr: „Laß sie gehen! Wer nicht kommen will, an dem haben wir nichts verloren. Meine Kunden fragen wenig darnach, wenn sie gut und billig bedient werden, wer des Meisters Frau sei; achten wir uns selbst, so werden uns die Andern schon auch achten!"

Nach drei Wochen war Hochzeit. Freilich hatten viele von den Geladenen absagen lassen unter dem oder jenem Vorwande; aber dafür war der kleine Kreis der Hochzeitsgäste desto vergnügter und herzlicher. Meister Johannes hat es noch nie bereut, und ist jetzt längst ein glücklicher Vater. In seiner Hausordnung wurde nichts geändert und er bildete mit seinen Gesellen nach wie vor eine Familie; allabendlich wurde berathen, geplaudert und wenn die Gesellen in ihn drangen, so hatte er immer ein hübsches Buch vorräthig oder eine lehrreiche Geschichte, meist Erlebnisse aus der Heimat oder der Fremde.

Eleonor Louis Cavaignac.

(Mit dessen lithographirtem Porträt.)

Cavaignac, der Diktator Frankreichs, wurde im Jahre 1801 zu Paris geboren. Er war einer der thätigsten Theilnehmer an der Juni-Revolution 1830 und kämpfte damals in den ersten Reihen des Volkes; erklärte sich jedoch unzufrieden mit der Erhebung des Hauses Orleans auf den Thron. Die Dynastie Orleans fand fortan einen erbitterten Gegner an ihm.

In die Aufstände des Oktober und Dezember 1830 verwickelt, ward Cavaignac verhaftet, jedoch von den Geschworenen freigesprochen; entging auch als Haupt des Vereins der Volksfreunde 1832 der Verurtheilung. Dieser Verein löst'te sich auf und an seine Stelle trat die Gesellschaft der Menschenrechte, deren Vorsteher ebenfalls Cavaignac wurde. Von dieser Verbindung ging der Aufstand in Lyon am 9. April 1834 aus, dem bald ein ähnlicher zu Paris am Thore Saint-Martin und in der Straße Transnonain folgte. Unter den hierbei gefangenen Häuptern befand sich auch Cavaignac, welcher, als der deshalb vor dem Pairshof eingeleitete Prozeß verhandelt wurde, einer der beredtesten Wortführer der Seinen war. Er widersprach dem ganzen Verfahren so lange, als den Angeklagten nicht die freie Wahl ihrer Vertheidiger gestattet würde, und war unter der Zahl der achtundzwanzig Gefangenen, welche am 13. Juli 1835 aus dem Gefängniß von Saint Pelagie entkamen. Durch den Urtheilsspruch des Gerichtshofes der Pairskammer vom 23. Januar 1836 ward Cavaignac zugleich mit Berryer-Fontaine, Vignerte, Lebon, Guinard, Delente, v. Ludre und Armand-Marrast zur Verbannung verurtheilt, befand sich aber zu dieser Zeit bereits längst in England, wo er so lange blieb, bis ihm der Straferlaß vom 6. September 1837 die Rückkehr nach Frankreich gestattete. Nunmehr trat er in die Dienste Ludwig Philipp's stieg bis zum Grade eines Obristen und ward 1846 General und Commandant der Truppen in Algier. Nach den Februartagen sahen wir ihn zum Statthalter von Algier, nach dem Zusammentritt der Nationalversammlung und der Bildung des ausführenden Ausschusses aber zum Kriegsminister ernannt. Die Gefahr des Augenblicks erwägend, legte die Nationalversammlung am 24. Juni die alleinige ausführende Gewalt in Cavaignac's Hände, dem es mit ungeheuren Opfern an Eigenthum und Menschenleben — man rechnet auf fünfzehntausend Todte, mehr als jemals die Behauptung eines Thrones gekostet hat — gelang, nach viertägigem blutigem Kampf den Aufstand zu besiegen. Am 28. legte er die ihm anvertraute unbeschränkte Gewalt in die Hände der Nationalversammlung

nieder, wurde aber sofort durch Zuruf unter dem Titel Präsident des Ministerrathes mit der Befugniß, sämmtliche Minister frei zu wählen, von Neuem mit einer außerordentlichen Gewalt bekleidet, so daß die republikanische Selbstregierung Frankreichs mit dem Tage vier Monate gedauert hat. Als Napoleon die Kaiserwürde annahm, erklärte Paul Ludwig Courrier, daß er schon deshalb kleiner als Cäsar sei, weil dieser seinen Namen dem Machthaber Roms hinterlassen, Napoleon von Cäsar den Titel geborgt habe. Cavaignac wird klüger sein; er wird nicht nach einem aufreizenden Titel geizen, wird aber die ihm einmal übertragene Macht zu behaupten wissen, und Frankreich wird zu der Ueberzeugung gelangen, vielleicht doch mit drei Tausend Millionen den Wechsel der Herrscher nicht zu theuer bezahlt zu haben. Nehmen wir uns ein Beispiel!

Noch glauben wir unsern Lesern schuldig zu sein, einiges über Cavaignac's Vater erwähnen zu müssen, für den der Sohn so auffallend in jüngster Zeit Partei genommen hat.

Die Meisten wußten bis jetzt nichts von dem Vater des Generals Cavaignac, als daß er Mitglied des Convents gewesen war und als solches für den Tod Ludwig's XVI. gestimmt hatte. Seitdem aber der General Cavaignac auf der Rednerbühne Gelegenheit zu der feierlichen Erklärung nahm, „er sei stolz und glücklich, der Sohn eines solchen Mannes zu sein," hat sich die Neugier aufgemacht, um in den uns überkommenen Zeugnissen der Zeitgenossen nachzuforschen, ob und wiefern der Chef des französischen Gouvernements berechtigt sei, unaufgefordert den Namen seines Vaters vor ganz Frankreich mit „Glück und Stolz" auszusprechen. Und da hat man denn mit Ueberraschung erfahren, daß es der Volksrepräsentant Cavaignac gewesen war, der die Schande des schauderhaften Verbrechens trägt, welches an der Mademoiselle de Labarrère verübt wurde. Cavaignac, der zur Zeit der Schreckensherrschaft als Kommissär das Departement des Landes, von einer Guillotine begleitet, durchzog, hatte in Dax den Vater der Mademoiselle de Labarrère, welcher aristokratischer Grundsätze verdächtig war, einkerkern lassen. Die Tochter, ein junges Mädchen von seltener Schönheit, warf sich dem Conventsmitgliede Cavaignac zu Füßen, ihn um Schonung ihres Vaters anflehend. Cavaignac setzt die Ehre der Tochter zum Preise. Diese opfert sich, um den Vater zu retten; aber vergebens, der Vater wurde dennoch hingerichtet, und Niemand hat erfahren, was aus dem Mädchen, das wenige Tage nach der an ihr verübten Schandthat aus Dax verschwand, geworden ist. — Letzterer hat sich übrigens während seiner ganzen politischen Laufbahn durch seine Grausamkeit bemerklich gemacht, selbst in einer Zeit, in der die Unthaten an der Tagesordnung waren. So ersieht man unter Anderm aus dem „Moniteur" vom 11. Februar 1793, daß Cavaignac es ebenfalls war, auf dessen Antrag die achtzehn Mädchen aus Verdun, welche auf einem den preußischen Offizieren gegebenen Balle getanzt hatten, auf's Blutgerüst geführt wurden. — Von Verdun eilte Cavaignac nach der Bretagne und der Vendée. Wie er in diesen Provinzen gehauf't, lebt noch in der Erinnerung der dortigen Bevölkerung. In seinen eigenen Berichten an den Convent zeichnet er sich übrigens am besten selbst. So schreibt er am 6. Germinal des Jahres II, von einer ambulirenden Kommission sprechend, die ihn auf seinen Rundreisen begleitete: „Der Patriotismus dieses Tribunals ist uns die sicherste Garantie, daß die Köpfe aller hiesigen Aristokraten nach und nach auf dem Schaffot fallen werden."

Diese schweren Anklagen haben seinen Sohn veranlaßt, im „Moniteur" eine Reihe von Dokumenten zu veröffentlichen, die den Verstorbenen im Auge der Nachwelt reinigen sollen. Alle diese Aktenstückvorläge vermögen — leider! — den tiefen moralischen Eindruck jener Anklage nicht ganz zu verwischen. Der Sohn büßt jetzt die Schuld des Vaters; jetzt zumal, wo die Junitage in Paris seinem Namen eine bisher nie geahnte Bedeutsamkeit gaben. Der Belagerungszustand in Paris, die Suspension einiger Journale und ähnliche Machtanwendungen, so wie die Uebersendung von Orden und schmeichelhaften Belobungsschreiben von Seite des russischen Despoten, haben seiner Popularität großen Eintrag gethan. Cavaignac ist einer der Drei, welche zur Oberherrschaft über Frankreich bestimmt waren; Louis Bonaparte und Thiers sind die beiden Anderen. Wenn Cavaignac nur auf seinem bisher errungenen Juste-milieu stehen bleibt, so ist er doch positiv der Beherrscher des Loses von Frankreich, der momentane Gewaltbaber und wie es in vielen Ländern jetzt der Fall ist, der Mann der militärischen Gewalt.

Ein Intermezzo.

Novelle von Dr. R. Wurm.

„Hier ist Geld! nun besorge Deine Geschäfte und richte, was ich Dir aufgetragen habe, nach meinem Wunsche aus! Im Gasthofe zur goldenen Sonne bestelle das Zimmer und für den Fall, daß die Uebrigen mit meinem Plane einverstanden sind und der Gimpel kommt, bestelle Frauenzimmerkleider, die für mich passen! Was Du nicht geborgt bekommen kannst, das bestelle neu, es geht Alles auf meine Kosten! Das vergiß im Gasthofe nicht zu erwähnen, damit sie ja das Zimmer so elegant, wie nur möglich einrichten!" So sprach der Provisor der Bärenapotheke zu Ferbenfeld zu seinem Factotum, Namens Schwendler und gab ihm fünf Thaler.

Schwendler machte ein listiges Gesicht, als er das Geld einstrich, was ungefähr sagte: „Komm nur, Mützchen! in den Bauer, woraus Du eben entwischt bist, kommst Du nimmermehr!" Er versprach Alles pünktlich auszurichten, und empfahl sich mit zufriedener Miene, denn er hatte im Augenblicke bei sich den Ueberschlag in's Reine, wie viel ihm von den fünf Thalern bleibe, und was er außerdem bei dem ganzen Witze nach profitiren könnte. Das Resultat mußte ein befriedigendes sein, denn als er aus der Apotheke ging, machte er ein freundliches Gesicht, lachte herzlich und schlug ein Schnippchen mit den Fingern.

„Schwendler! Schwendler!" rief ihm der Pro-

visor, „komm noch einmal zurück, ich habe mich noch auf etwas besonnen! — Wenn es Dir möglich ist, so besorge Dir eine mit Gold- oder Silberborten besetzte Livrée, Du mußt heute Abend um acht Uhr auf der Post warten und wenn Voigt mit der Diligenze ankommt, Dich für einen Bedienten der Gräfin ausgeben, und in ihrem Auftrage denselben in den Gasthof bringen. Vor der Hand suche nur alle hier in den Ferien anwesenden Studenten auf, um sie auf heute Abend präcis sechs Uhr in der goldenen Sonne einzuladen!"

„Die Polizei übernehmen Sie selbst, oder soll ich die auch besorgen?

Der Provisor stutzte, überlegte einen Augenblick und meinte dann: „Das werde ich selbst besorgen, es wird keinen Anstand haben, da es ja keinen Gassenlärm verursacht, sondern nur ein unschuldiger Witz ist! Jetzt gehe nur!"

Der Provisor war ein reicher Kauz, der sein Geld gern auf eine fidele Weise durchbrachte — scheute dabei keine Kosten, wenn es nur lustig und einig zuging. Außer einem ausgezeichneten Kopfe hatte er auch viel äußere Bildung und war stets in Gesellschaft von Studenten, wenn selbige zu der Ferienzeit in ihrer Vaterstadt anwesend waren. Diese waren ebenfalls gern in Hübner's Gesellschaft weil er ihnen stets die Zeche erleichterte und zu allerhand Lustbarkeiten seine Hand bot.

Schwendler war ein verabschiedeter Soldat, der sich von der Bedienung lediger Herren und vom Haarschneiden erhielt, und zu Allem zu gebrauchen. Er stiftete momentane und bleibende Liebesverhältnisse, wie es die jungen Leute von ihm verlangten, wußte in Allem Rath und war mit einem Worte ein ausgefeimter Pfiffikus.

Ein Mensch von so entschiedenem Takt wußte auch hier, wo der Aufträge so verschiedene auszurichten waren, mit einem Gange wegzukommen; denn obgleich er Studenten nur von ihrem Aufenthalte in Farbenfeld kannte, hatte er doch in dieser kurzen Zeit ihre Naturgeschichte so exakt studirt, daß er ohne großes Nachdenken ihre Fundorte aus der Tageszeit errathen konnte. Er sah an die Rathhausuhr, und da der Stundenzeiger dort beinahe auf der Vier stand, segelte er ohne Bedenken nach dem Gasthofe zur goldenen Sonne, und hatte sich nicht verrechnet, denn sämmtlicher, hier in den Ferien befindlicher Studiosus saß dort am sogenannten Jugendtische hinter dem Bierkruge verschanzt und schwatzte unter sich von wissenschaftlichen und mit den Töchtern der Wirthin von unwissenschaftlichen Gegenständen. Diese Töchter der Wirthin waren zwei recht artige Mädchen, welche einen besondern Gefallen an den Unterhaltungen der muntern Musensöhne fanden, sich dieselben aber mit einer ganz eigenthümlichen Manier drei Schritte vom Leibe zu halten wußten, was vielen andern ihres Geschlechts nicht so unbedingt glücken wollte. — Während einer ziemlich langen Unterhaltung trat Schwendler in's Gastzimmer und näherte sich mit der ihm geläufigen Katzenhöflichkeit dem Jugendtische. Die daran Sitzenden hatten ihn nicht so bald bemerkt, als sie aus seiner verschmitzten Physiognomie den Grund seines Erscheinens zu errathen glaubten, und waren stillschweigend ein und derselben Vermuthung, daß Schwendler entweder die Einladung zu einer Tanz- oder andern Unterhaltung bringe, wobei sie, als allzeit fertige Theilnehmer beschäftigt werden sollten.

Wenn auch in der Sache selbst, hatten sie sich doch in dem Grunde nicht geirrt, denn Schwendler begann mit der ihm eigenthümlichen Geschmeidigkeit, nachdem er höflich gegrüßt hatte.

„Es ist mir lieb, daß ich Sie sämmtlich hier antreffe, und mich daher meines Auftrages desto schneller entledigen kann, denn die Herren haben manchmal auswärtige Geschäfte und können nicht jeden Fall voraussehen, wenn sie nothwendig gebraucht werden; mich treibt manchmal auch das Schicksal im Lande umher, daß ich manche Tage gar nicht zu Hause komme; heute trifft aber Alles zusammen."

„Was wollen Sie denn eigentlich?" fragte Wurm.

„Es ist eine lange Geschichte und Bier dürfte zu den vielen Reden recht dienlich sein!" erwiederte Schwendler.

„Hier können Sie Bier bekommen, Sie dürfen es nur bestellen!"

„Ja so, das weiß ich nicht! wenn ich nur auch wüßte, wo ich Geld dazu bekäme. Wissen Sie einen Ort? oder dürfte ich mich an Sie wenden?"

„Das hatte gewirkt; lachend bestellte der Studiosus ein Glas Bier für Schwendler, der es mit höflichem Danke annahm und berichtete: „Der Herr Provisor Hübner läßt sich Ihnen empfehlen und Sie auf heute Abend zum Beschluß über ein lustiges Unternehmen hierher einladen; er wird Ihnen das Nähere mittheilen, wenn Sie sich zusammengefunden haben; aber Sie sollten gefälligst nicht später kommen, als um sechs Uhr, weil um acht Uhr die Deligence kommt, die einen Gast mitbringt, in dessen Nutzen die heutige Zusammenkunft veranstaltet werden soll."

Er wendet sich zu den beiden gegenwärtigen Mädchen: „Desselben empfiehlt sich Herr Hübner auch Ihrer Frau Mutter, und läßt Ihnen durch mich sagen: „Sie möchten so gefällig sein und für heute Abend ein Gastzimmer, welches Sie so reich als möglich ausdekoriren und so elegant wie es in Ihren Kräften steht einrichten sollen, in Bereitschaft halten, damit es der Ihnen bekannte Voigt aus Kützenhofen, welcher heute Abend mit der Post ankommt, beziehen könnte; Herr Hübner steht für alle Kosten und Auslagen und wenn sie ihm nicht trauen, verbürge ich mich für ihn."

„Alles soll nach Herrn Hübner's Wunsche ausgerichtet werden!" antwortete Emilie, die älteste Tochter der Sonnenwirthin. „Kommt er denn allein, oder müssen zwei Betten aufgeschlagen werden?"

„Sie meinen wahrscheinlich das Eine für die Gräfin," rieth Schwendler, „so weit ist aber der Handel wol noch nicht, sonst müßte ich auch etwas davon wissen; denn ohne mich kann solch' ein Streich nicht ausgeführt werden."

„Die Studenten fragten jetzt neugierig, wovon denn eigentlich die Rede sei?" konnten aber nichts erfahren; denn Schwendler entschuldigte sich, daß seine Erlaubniß zu sprechen nicht weiter reiche, als er bisher gesagt, und die Mädchen wußten nichts Ausführliches, und trösteten die Studenten auf den Abend, wo Herr Hübner davon offenkundig machen möchte, was ihm beliebte.

Schwendler empfahl sich eben so höflich, wie er gekommen war, und ließ die Musensohne in Spannung über das zu Erwartende.

An demselben Abende, an dessen Nachmittage Schwendler sich seines Auftrages entledigt hatte, saß am Jugend-

tische des Gasthofes zur goldenen Sonne in Farbenfeld eine ziemlich gemischte Gesellschaft von Gästen, die aus Abrointen, Studenten und jungen Bürgern der Stadt bestand. Die Thurmuhr verkündete die sechste Abendstunde und die Spannung der Anwesenden mehrte sich mit jeder Minute, denn es verging eine Viertelstunde und der erwartete Hübner erschien nicht. Schon stiegen allerhand Vermuthungen auf und begonnen einzeln schon laut zu werden, als der Genannte die Thüre hastig aufriß und ohne Verweilen an der Mitte des Tisches Platz nahm. Hübner war ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren, aber mit jugendlichem Ansehen; sein Gesicht hatte etwas Mädchenhaftes und seine Sprache stimmte damit überein.

Er hatte kaum Platz genommen, als er folgendermaßen zu reden begann: „Da wir keine Zeit zu verlieren haben, beeile ich mich Ihnen Allen den Grund meiner heutigen Einladung mitzutheilen, und erbitte mir hierauf Ihr unmaßgebliches Urtheil und den überlegtesten Rath; alle Nachtheile nehme ich auf mich, sie mögen sich auf finanzielle oder anderweitige Verantwortungen beziehen."

„Es wird vielleicht den Meisten unter den Versammelten bekannt sein, daß vor längerer Zeit ein gewisser Adolph Voigt aus Kützenhofen das Unglück hatte, in unsere Hände zu gerathen, der einen starken Appetit verrieth; für Diejenigen aber, welche wie die Leipziger Studenten, von dem Hergange der Sache noch gar nichts wissen, diene meine jetzige ausführliche Erörterung: Genannter Adolph Voigt, von Natur ein Tuchmachergeselle, dem aber, weil er ein ziemliches Vermögen und viel Einbildungskraft hat, der Stand eines Professionisten zu gering ist, kam eines Abends hierher, um da zu übernachten und freute sich, bei dieser Gelegenheit durch mich und jene der untensitzenden drei Herren Auskunft über alle heiratsfähigen, reichen Mädchen der Stadt bestimmte Nachricht zu erhalten. Ich hielt Anfangs diese Fragen für eine gewöhnliche Neugierde, die beim Besuche einer andern Stadt, ohne alle Absicht, besonders von einem jungen Manne gethan werden. Im Laufe des Gespräches aber merkten wir, daß der Patron ein reisender Heiratskandidat sei, der sich überall erkundigte, um sich das Beste herauszulesen, denn er kannte von fast allen benachbarten Städten die heiratsfähige Flora. „Warte! dachte ich: hier sollst Du aber anlaufen!" und dachte über einen Witz nach, den ich mit ihm ausführen konnte. Nachdem ich ihn ausgehorcht und erfahren hatte, daß nicht eigentlich Arbeitsscheu, sondern mehr ein Ueberdruß am bürgerlichen Stande ihn bestimmte, wie weiland die fahrenden Ritter auf Beute auszuziehen. Gerne hätte ich ihn auf eine der beiden hier anwesenden Fräuleins gehetzt, aber gleich nach den ersten Anläufen auf ihr Herz wurde er gewahr, daß dasselbe gegen solche Werbungen, wie er unternahm, stark verpallisadirt sei, und zog sich muthlos zurück.

Seinen nachherigen Aeußerungen nach waren Beide aber weder nach seinem Geschmacke, noch konnten sie die Erwartungen befriedigen, die er von einer einzugehenden Ehe hatte, denn er sucht nichts Geringeres, als ein Mädchen, die ihm ein Rittergut oder doch wenigstens so viel zubringen sollte, als er zum Ankauf eines solchen bedurfte. Jetzt war mein Plan fertig; mit einer wichtigen Miene und einem geheimnißvollen Tone eröffnete ich ihm, daß ich eine Gräfin könne, die allerdings bereits das fünfundzwanzigste Jahr hinter sich hatte, aber dabei noch recht hübsch und enorm heiratslustig sei. Sie sei eine junge Witwe, wenn es ihm ernst sei mit seiner Spekulation, so offerire ich ihm meine Vermittlung in dieser Angelegenheit, da ich sehr viel Einfluß auf die Gräfin habe, sie aber selbst nicht heiraten könne, weil ich bereits eine Frau habe. Mit offenem Munde saß er mir gegenüber, seine Augen glänzten und er ließ mich den ganzen Abend nicht mehr aus dem Garne, sondern that eine Frage um die andere in der angeregten Angelegenheit. Als ich bemerkte, daß er Feuer gefangen hatte, suchte ich mich durch Geheimnißthuerei ihm unentbehrlich zu machen und reusirte mit meinem Plane; um ihn nur los zu werden, versprach ich ihm mit Hand und Mund bei der Gräfin alles Mögliche anzuwenden und allen meinen Einfluß auf sie aufzubieten, um sie zur Liebe für ihn aufzuregen. Schon damals dachte ich, daß das etwas Gefundenes für die Studenten sein würde, wenn sie in die Ferien kämen, und versprach dem Herrn Voigt, ihm, sobald ich mit der Gräfin würde Rücksprache genommen haben, das Resultat meiner Bemühungen schriftlich zu melden und ließ mir auf Ehre und Gewissen das unverbrüchlichste Stillschweigen angeloben.

Vor vierzehn Tagen habe ich nun an ihn geschrieben, daß meine Bemühungen die besten Früchte getragen hätten, denn die Gräfin sei, von mir aufmerksam gemacht, gleich nach Kützenhofen gereis't, um ihn unerkannt und unvermerkt zu beobachten, und er habe einen so vortheilhaften Eindruck auf ihr Herz gemacht, daß sie sich fest zu einer Zusammenkunft mit ihm entschlossen habe! Von dieser Zeit werde er immer im Stillen von ihr beobachtet und erhalte von ihm diesen Wink, um sich hinsichtlich seines Anzugs und anderweiten Benehmens darnach richten könne. Nach dieser Nachricht habe ich mich so von fern erkundigt, ob man im Allgemeinen eine Veränderung an dem Adolph Voigt bemerke, und darüber nur eine Auskunft erhalten, nämlich die, daß sich Voigt seit einiger Zeit über alle Gebühr putze und so hochmüthig werde, daß man schon manchmal seine gesunden fünf Sinne in Zweifel gezogen habe; oft spreche er ganz räthselhaft von gnädiger Herablassung und gräflicher Belohnung, von Aufnahme in seine Dienste, daß man Ursache hat, an ihm irre zu werden; jedoch beobachte er ein hartnäckiges Stillschweigen über seine sonderbaren Aeußerungen.

Dadurch ermuthigt, habe ich meine Absicht weiter durchgeführt und vor einigen Tagen als die Musen einrückten, an Voigt geschrieben, er solle heute in Farbenfeld und zwar im hiesigen Gasthofe eintreffen, um Morgen eine Zusammenkunft mit der Gräfin zu haben, wozu er sich etwas früher einfinden könnte, um sich auf ihren Empfang vorzubereiten; er solle mit der Diligence kommen, weil auf der Post ein Bedienter der Gräfin auf ihn warten und zu seiner Bedienung bei ihm bleiben sollte. Zu diesem Zwecke habe ich Schwendlern in Livrée gesteckt und auf die Post geschickt, er soll die Rolle des gräflichen Bedienten spielen, und wird sie hoffentlich nicht verderben. Es ist nun in aller Eile zu beschließen, was nun, wenn der Gimpel ankommt, mit ihm geschehen und wie ich mich wegen der Gräfin aus der Schlinge ziehen werde; wollen daher die Herren gefälligst ihre Meinungen abgeben, was sie zu thun rathen, vorausgesagt, daß Niemand dabei polizeilich compromittirt wird, denn ich habe bereits die Meldung des

Witzes gethan, und ich werde selbst die Rolle der Gräfin übernehmen."

Es schlug acht Uhr, mithin die Stunde, wo die Diligence von Kützenhofen ankommt und den ersehnten Besuch bringen sollte. Das Gespräch, erst so lebhaft, wird nun sparsamer, weil Jeder auf die Ankunft des Opfers wartet und in dem geringsten Geräusch auf der Straße seinen Fußtritt zu hören glaubt.

Da schmettert der Ton eines Posthorns von der Gasse herein. Der Wagen hält am Gasthofe, das Posthorn gilt dem Hausknecht, der so schnell als möglich das Thor öffnen soll, und in's Zimmer tritt Schwendler, angethan mit einem blauen Rock, welcher von Silbertressen strotzt und einem mit Silber verbrämten Hute: „Licht für den gnädigen Herrn!" ruft er laut. Beide Töchter der Wirthin und eine Stallmagd müssen jede mit zwei Lichtern versehen dem verlegen, aber höflich grüßenden Voigt voran leuchten, der sich in seine Lage noch gar nicht finden kann; die einstudirten Redensarten bringt er vor Verlegenheit nicht heraus und beim Bestreben, sich einen möglichst vornehmen Anstrich zu geben, äußert er sich in lächerlicher Unbeholfenheit.

Im hellerleuchteten Zimmer des ersten Stockwerkes im Gasthofe zur goldenen Sonne in dem Städtchen Farbenfeld, saß nachlässig in einer Ecke in das mit Damast überzogene Sopha gelehnt der Tuchmachergeselle Adolph Voigt und dachte, so weit es ihm möglich war, über das menschliche Geben nach; weit konnte er sich in dieser Philosophie freilich nicht versteigen, denn seine Geisteskräfte waren für das ihm Zunächstliegende zu schwach. Die Fenster seines Zimmers waren elegant mit Vorhängen geschmückt, die aus grünem und weißem Seidenstoffe bestanden und das Meublement des Zimmers war entsprechend mobel. Er erwog sinnend sein bevorstehendes Glück und die Ueberraschung seines Vaters und aller Bekannten, die ihn bisher nicht mit der gehörigen Artigkeit behandelt und sogar Stichwörter auf ihn hatten fallen lassen, und beschloß, sich durch Verachtung derselben an ihnen zu rächen.

Da klopft es leise an die Stubenthür; auf sein barsches „Herein!" kriecht Schwendler in tiefster Unterthänigkeit herbei und eröffnet: daß auf der Straße, wie er an dem Spektakel hören werde, sich eine Menge Menschen versammelt hätten, um den gnädigen Herrn zu sehen; er komme daher, denselben höflichst zu ersuchen, sich bei der ersten besten Gelegenheit dem Volke zu zeigen!

Wirklich war auch eine dunkle Nachricht von einer hohen Person im Städtchen Farbenfeld im Umlaufe. Daher hatte sich eine Menge Neugieriger an den Schauplatz selbst begeben, um mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören.

„Unter diesen Leuten," begann Schwendler wieder, „sind aber auch viele Arme, die aus meiner Livrée schließen, daß die so wohlthätige Gräfin Höllenstein hier sei, und bestürmen mich mit Bitten! Darf ich es wol wagen, Euer Gnaden darauf aufmerksam zu machen, daß die Frau Gräfin eine solche Wohlthat an Armen von ihrem Bräutigam sehr wohl aufnehmen würde."

Schwendler's Gesicht nahm einen verschmitzten Ausdruck an, den es bei Ausführung eines Schelmstreiches stets zeigte, und wartete auf Antwort.

„Sind es ihrer Viele? — Wie viel gibt die Gräfin immer?" fragte Voigt.

Schwendler: „Das richtet sich nach der Anzahl! wenn mir Euer Gnaden erlauben, will ich darüber genaue Kunde bringen."

Schwendler geht. Voigt wiegt seinen Geldbeutel in der Hand und ist äußerst besorgt um seinen Inhalt, denn er besaß neben seiner Geistesbeschränktheit noch einen unüberwindlichen Geiz, den er, wie er selbst einsah, hier bei Seite setzen mußte, denn dieser konnte ihm bei der wohlthätigen Dame am nachtheiligsten sein.

Schwendler kehrt zurück und seine Miene, der er den Anstrich von Bedenklichkeit geben will, verzerrt sich in ein freundliches Grinsen, als er die Geldbörse schon in Voigt's Händen bemerkt.

„Es sind ihrer Viele, gnädiger Herr! Es ist diese Stadt überhaupt mit Armen angefüllt."

„Also wie viel glauben Sie, daß ich geben soll?"

„Wenn ich also so frei sein darf, einen Rath dabei zu geben," versetzte Schwendler, „so bitte ich um drei Thaler, die ich vertheilen werde."

Voigt langte die drei Thaler hin, und Schwendler strich sie etwa mit demselben Gedanken ein, der ihm bei Uebernahme der fünf Thaler in der Apotheke überkam. Er ging, kehrte aber in einigen Minuten zurück: „Ein Herr wünscht Ew. Gnaden zu sprechen!"

„Soll kommen!" versetzte Voigt.

Er setzte sich mit plumper Gravität in eine Ecke des Sopha's, und empfing so den eintretenden Hübner, der ihm sein Compliment als Heiratsstifter zu machen kam und sich erkundigte, ob er seine Sache so recht gemacht habe? — Ohne ihm einen Platz anzubieten, äußerte sich Voigt: er sei mit seinen Bemühungen zufrieden und fragte, was er ihm dafür zu leisten habe?

„Ew. Gnaden sind ein glücklicher Mann," nahm Hübner das Wort, „die Frau Gräfin liebt sie! Könnte ich doch Morgen zugegen sein, wenn sie ankommt, wie wird sie sich freuen, ihren Adolph schon hier zu finden, nach dem sie sich, wie ich bestimmt weiß, so herzlich sehnt.

Ich bin gekommen, Ew. Gnaden zu vermelden, daß Morgen früh der Sekretär der Gräfin voraus hier eintreffen wird, dem ich die Vorstellung und Zusicherung der Gräfin übergeben werde, da ich eine schnelle unverschiebbare Reise vorhabe."

Schwendler tritt leise ein und meldet: „Der Herr Bürgermeister ist im Vorzimmer und bittet um die Gnade eintreten zu dürfen."

„Der Bürgermeister? was will denn der?"

„Jedenfalls die Stadt auf Ihre Gnade empfehlen."

Der Bürgermeister, ein verkleideter Sattler aus der Stadt, tritt ehrerbietig ein. Bei Hübner's Anblick aber stockt er im Beginn seiner Rede, Letzterer, der ebenfalls fürchtet, durch Lachen etwas zu verrathen, empfiehlt sich.

„Die hohe Ehre," beginnt der verkappte Bürgermeister, „die unserer guten Stadt von Neuem zu Theil wird, verdient, daß sich Rath und Bürgerschaft durch mich bei Euer Gnaden bedanken und die Empfindungen zu erkennen geben, wie wir uns Alle mit Stolz des Vorzuges vor allen andern Nachbarstädten erfreuen, diese Euer Gnaden Feier Ihrer solennen Verlobung gerade Farbenfeld ausersehen haben.

Die vielen Wohlthaten, welche die Stadt schon von der Gnade der Gräfin empfangen, fordern mich auf, dieselbe auch Euer Gnaden Wohlgewogenheit zu empfehlen."

Voigt, der nun antworten mußte, stotterte einen unverständlichen Mischmasch hervor, der aus unzusammenhängenden Worten bestand, und der Pseudobürgermeister, der in Unterdrückung mancher Gefühle keine Heldenstärke besaß, zog vor, sich so schnell als möglich zu entfernen, um sich draußen mit Schwendlern gehörig auszulachen.

Voigt der sich bei seiner Verlegenheit ganz possirlich ausnahm, wollte nun von der Reise ausruhen und sich's bequem machen. Schon hatte er den Rock gepackt, um ihn auszuziehen, da trat der Bediente wieder ein und meldete: „Der Herr Amtmann bittet um die Gnade!"

Halb ärgerlich, halb verlegen versetzte Voigt: „Ganz gut," dachte aber bei sich: „Das ist ja eine verdammte Schererei, wenn das so fort geht, wollte ich lieber Tuchmacher bleiben."

Der Amtmann, ein Advokat aus der Mitte der lustigen Gesellschaft trat ein, verneigte sich tief und begann: „Das königliche Amtspersonal, so wie die demselben einverleibten Ortschaften und Dominien entbieten Ew. Gnaden ihren unterthänigsten Dank für die Herablassung und das Verweilen in den Mauern dieser Stadt, und erkühnen sich zu fragen, ob die schon in der Gewißheit frohe Kunde wahr sei, daß dieselben Ihr hohes Verlobungsfest daselbst zu feiern geruhen wollen? und sollte das der Fall sein, neben den herrlichsten Glückwünschen auch die Bitte gnädigst genehmigen zu wollen, bei dem den ganzen Amtsbezirk ehrenden Feste durch eine Gratulations-Deputation lästig zu fallen."

Voigt's Verlegenheit war grenzenlos, er drehte sich, rieb die Hände, lächelte freundlich durch die höchste Verlegenheit, weshalb der Ausdruck seiner Mienen die größte Dummheit annahm. Seine Antwort war eben so schwankend; und der Advokat Falb, der so viel Gewalt über sich hatte, das Lachen nach Willkür zu unterdrücken, peinigte den Armen auf eine so entsetzliche Weise, daß demselben der kalte Schweiß auf die Stirne trat und er froh war, den fatalen Amtmann los zu werden.

„Bald," sagte Voigt zu sich selbst, „hätte ich mir den Respekt vergeben! denn der hat's heraus, Jemanden zu verhören, wer unter dessen Scheere kommt, ist gewiß verloren! Ein wahrer Inquisitor! Gut, daß er noch nichts bemerkt hat, daß ich nicht studirt habe! Darum ist er bei alledem roh, denn er ließ sich dennoch einreden, und war mir an Feinheit bei Weitem nicht gewachsen! Ja, wer Voigten anführen will, muß früher aufstehen, als der gute Amtmann!"

Da ertönt vor dem Gasthofe auf der Straße ein vierstimmiger Männergesang, vermischt mit dem Geschrei des um den Chor versammelten Janhagels und herein in Voigt's Zimmer tritt mit bescheidener Entschuldigung Hübner mit der Bitte, an jedes Fenster seines Zimmers zwei Lichter zu stellen, das mittelste zu öffnen und sich dem harrenden Publikum zu zeigen, während dieser Zeit könne er sich ja, was unerläßlich nothwendig sei, zu einer Dankrede vorbereiten, denn die Frau Gräfin habe dadurch, daß sie es stets thut, das Volk schon daran gewöhnt.

Nach längerem Sträuben entschloß sich Voigt endlich an jedes Fenster wurden zwei Lichter gestellt, der Gefeierte an das mittlere und an eine Seite trat Hübner, an die andere Schwendler, jeder mit zwei Lichtern.

Unten auf der Straße verstummte der Gesang, denn kein Sänger war mehr im Stande, das Lachen zu unterdrücken.

„Ew. Gnaden machen einen großen Einfluß auf das Publikum!" schmeichelte Hübner: „Der Gesang stockt bei dem freudigen Erscheinen Ihro hochgefeierten Person!"

Nach längerem Erholen beginnt der Gesang von Neuem und beschwichtigt auch die vorlauten Bemerkungen der neugierigen Menge. — Besser als das erste Mal wird die Arie durchgeführt, und Hübner verbessert durch entschuldigende Bemerkungen stets den Fehler, welchen das Publikum unten machten, denn es wollten Stimmen laut werden, die „Schwendler! der Herr Provisor," und ähnliche verrätherische Namen nach dem geöffneten Fenster emporschrien.

Endlich verstummte der Gesang, Grabesstille trat ein, und der arme Voigt ist gezwungen, das erste Mal in seinem Leben vor einem Publikum zu sprechen. Er zitterte am ganzen Leibe, seine Knie schlotterten, mit unsicherer Stimme begann er auf vielfaches Bitten Hübner's endlich: „Nämlich ich habe mir diese Ehre nicht erwartet, denn sie betrifft nicht mich allein, sondern die Gräfin mit mir, sie hat den Dank über mich geschüttet, welcher ihr gebührt. Gute Bürger, nochmals meinen herzlichsten Dank!"

Länger war der Ausbruch der allgemeinen Lust nicht mehr aufzuhalten und nur Holzmiller's glücklicher Einfall, dem Sprecher ein „Vivat!" zu bringen, rettete den ganzen Witz, der sicherlich mißglückt wäre, wenn man das tosende Gelächter nicht zu übertäuben gestrebt hätte.

Nach vielen Verbeugungen gegen das jubelnde Volk trat Voigt endlich auf Hübner's Veranlassung vom Fenster hinweg, schloß dasselbe und trocknete sich den Angstschweiß von der Stirn. Hübner belobte den Ausdruck seiner Rede und machte die Bemerkung, daß ihm die Natur in der Feinheit seiner Züge, in der vornehmen Haltung, in dem Sprechtalente, was er eben bewiesen, zu etwas Hohem gebildet habe.

Nachdem noch der Ortspfarrer, der im Namen der gesammten Geistlichkeit seine Devotion zu Dero Gnaden Füßen niederlegte, abgefertigt worden war, gab Voigt nicht undeutlich zu erkennen, daß er nun endlich in Ruhe sein Nachtmahl zu verzehren wünsche und Schwendler flog, seinen Befehl auszurichten, brachte auch, nachdem der Tisch elegant servirt worden war, das Geforderte, Schweinbraten und Erdäpfel, und statt des Weines zum herzhaften Trunke ein Glas Braunbier; Schwendler wußte auch aus dieser Bescheidenheit seinen Vortheil zu ziehen, denn, da es einmal auf Regiments-Unkosten war, bestellte er sich etwa ein Paar gebratene Tauben und einiges Gebäck, wovon Voigt aber nichts zu sehen bekam.

Im Gastzimmer ging's bunt durcheinander. Alle Anwesenden waren mehr oder minder aufgeregt, doch war es Vielen unmöglich, auf den Stühlen zu sitzen, Manche lagen auf der Erde, Alle aber lachten, selbst ein alter, stets ruhiger und ernster Gast hielt sich den Bauch und konnte sich nicht zur Ruhe geben. — In der ganzen Stadt hatte sich die Nachricht von der Ankunft eines großen Fremden, der hier auf seine Braut wartete verbreitet.

In seinem Prunkzimmer, von Wohlgerüchen und Leckerbissen umgeben, saß Adolph Voigt, angethan mit dem Bortenrocke, aus dessen Aermeln blendendweiße Manchetten hervorragten. Seine voluminösen Fäuste staken in weißen Glacéehandschuhen; auch der übrige Anzug war sehr fein und dazu eingerichtet, den jungen Mann so viel als möglich liebenswürdig zu machen. Obgleich seine ganzen Manieren nicht für den Putz, noch weniger für die Sphäre paßten, in welcher er sich bewegen sollte, milderten doch die Kleider einigermaßen das Ungelenke seines Benehmens in etwas. Er ließ abermals alle Erinnerungen aus seinem Leben an sich vorüber gehen, und war so ziemlich auf die Gegend gekommen als ein Wagen am Gasthofe vorfuhr, aus welchem ein Herr stieg, der nach ihm fragte.

„Hier ist gleich sein Kammerdiener!" antwortete die älteste Tochter der Wirthin und bemerkte, daß Voigt aus dem Fenster sehe.

„Spitzbube kleiner!" sagte leise der Fremde zu dem Mädchen und eilte in's Haus und Schwendler meldete in kurzer Zeit: „Der Sekretär Ihrer Hochgräflichen Gnaden bittet um die Ehre, aufwarten zu dürfen!"

Mit gnädigem Kopfnicken erlaubte Voigt dem Sekretär einzutreten.

Mit unausgesetzten Bücklingen trat im feierlichen schwarzen Anzuge als Sekretär der Gräfin der Student Holzmiller ein, und bat um die Gnade als der Erste seine unterthänigste Gratulation zu Füßen legen zu dürfen; denn er sei von seiner Gebieterin voraus gesendet worden, um deren Ankunft zu melden, und die Vorbereitungen zur Verlobung zu treffen. Er meldete die liebathmendsten Grüße und konnte die Freude nicht genug schildern, die die Gräfin bei der Erinnerung an ihn stets empfand, die sie trieb, die Erlangung des höchsten Zieles so eifrig zu verfolgen. „Euer Gnaden," fuhr er fort, „werden gebeten, um vier Uhr am heutigen Nachmittage die Ankunft derselben zu erwarten, und mich bis dahin mit den gehörigen Befehlen für ihren Empfang zu beehren.

Voigt stand mit entzückter Miene dem klugen Jüngling gegenüber, der die Wirkung seiner Rede nicht so bald bemerkte, als er um so fließender log und den armen Getäuschten in das höchste Entzücken versetzte.

Voigt aber ließ dem Sekretär die Einrichtung alles Nöthigen so unumschränkt über, daß Jener nicht umhin konnte, sich dafür zu bedanken und nach seinem Befehl zu handeln.

Der Morgen verstrich; am Mittag speis'te Voigt auf's Delikateste mit seinem Sekretär und mußte auf dessen Veranlassung ein Glas Wein trinken, was ihm bald zu Kopfe stieg. Das war Holzmiller's Absicht, denn er nöthigte ihn dadurch, daß er auf die Gräfin, auf glückliche Liebe, auf zukünftiges Glück und andere nicht zu vereinigende Dinge mit ihm anstieß, immer mehr zu trinken und den Rausch zu vermehren.

Die vierte Stunde des Nachmittags war herbeigekommen und das Herz des sehnlich harrenden Bräutigams begann immer heftiger zu klopfen; eine unnennbare Angst erfaßte ihn, die der Sekretär dem ungewohnten Genusse des Weines zuschrieb. Da erscholl das Blasen eines Posthorns in weiter Ferne von der Katzenhofer Straße herüber.

„Das ist die Frau Gräfin!" bemerkte Holzmiller: „Wollen Sie sich bereit halten auf ihren Empfang, sie wird nach meiner Einrichtung Ihnen gegenüber wohnen und auch dort das Fest der Verlobung feiern!"

Um die Ecke bog eine vierspännige Kutsche, auf dem hintern Sattelpferd saß der fahrende Postillon, auf dem Bock ein reichbetreßter Bediente und ein Mädchen; Ersterer war ein beurlaubter Soldat und Letztere ein zu Allem brauchbares Mädchen, die der Arbeit ihrer Hände entwöhnt war. Auf dem Hintertheile der Kutsche stand ein betreßter und befederstutzter Leibjäger, ein Privatkopist und Freund Hübner's, in dem Wagen selbst saß auf's Eleganteste und Nobelste zur Gräfin herausgeputzt, Hübner, welcher sich wirklich ganz allerliebst ausnahm. Wer ihn sah und die Mummerei nicht kannte, wurde wirklich getäuscht.

Der Wagen fuhr am Gasthofe vor, der am Thorwege harrende Sekretär hob die Gebieterin aus dem Wagen, und begleitete sie bis in das für Voigten gegenüber bereitete Zimmer. Ein zweiter Vierspänner brachte vier Herren, welche einen Onkel, einen Bruder der Gräfin und dessen Freund, so wie einen Vater vorstellten und sich zur Gräfin begaben.

Endlich erschien der Vater, bat den an allen Gliedern zitternden Voigt sich nach dem Willen der Gräfin in das gegenüber liegende Zimmer zu begeben.

Zögernd aber ermuntert von seinem Führer, betrat er das Zimmer und verlor beim Ansichtigwerden dieser Menge von Versammelten alle Fassung, bis der Sekretär endlich in freundlichem Tone begann: „Ich bin so glücklich, Ew. Gnaden hier in den Kreis einzuführen, dem Dieselben von nun an ganz angehören werden; um nun aber durch eine Bekanntschaft mit den hier anwesenden Personen die Annäherung zu erleichtern, mache ich Ew. Gnaden aufmerksam, daß Sie in jener Dame Ihre gegenwärtige Braut, die Gräfin Hildegardis, Kunigunde, Hermenegildis von Höllenstein, ihr zur Rechten deren Onkel, zur Linken ihren Bruder, neben ihm dessen Freund und in dem Herrn, der Sie geholt, den Herrn Vater der Frau Gräfin kennen zu lernen die Ehre haben.

„Kommen Sie näher," lispelte die Gräfin, „entziehen Sie mir nicht länger Ihre süße Nähe; ich habe die Standesvorurtheile endlich überwunden, die Liebe hat gesiegt!"

Der angebliche Onkel stand auf, nahm den zitternden Voigt bei der Hand und führte ihn zur Gräfin. Hier stand er ganz verdutzt und unschlüssig, was zu thun sei; die Gräfin reichte ihm die Hand und zog ihn mit sehnsüchtigem Blicke an sich. „Ich kann," sprach sie, „meine Gefühle nicht mehr zurückdrängen, die mich unaufhaltsam nach Dir hinziehen; mein theurer Adolph, hier stelle ich Ihnen," fuhr sie zur Versammlung gewendet fort, „meinen künftigen Gemal und Erben vor! zugleich lade ich sämmtliche Herren zu meiner heute noch zu vollziehenden Verlobung ein!"

Eine lange Tafel im größeren Zimmer des Gasthauses zur goldenen Sonne in Farbenfeld vereinigte eine bedeutende Anzahl Gäste, die ein fröhliches Mahl hielten und sich die Speisen trefflich munden ließen. Die Gräfin Höllenstein feierte das Verlobungsfest mit ihrem vielgeliebten Adolph. Die gewöhnlichen Gratulationen und Festsetzungen des Notars waren vorüber, man hörte nur Gläserklang und Toastrufen und Alles war in guter Laune. Nur Voigt

konnte die drei Thaler nicht verſchmerzen, die er Schwendlern gegeben hatte. Dieſer war um ſo geſchmeidiger, je barſcher Voigt wurde und freute ſich, daß er die Täuſchung nicht erkannte. Die Gräfin wurde immer zudringlicher und entblödete ſich am Ende nicht, den bis an die Ohren erröthenden Voigt vor der ganzen Geſellſchaft zu umarmen. Von dieſem Schreck konnte er ſich nicht ſo bald erholen; doch das fortwährende Zutrinken von Seiten ſeiner neuen Verwandten verſetzte ihn bald in die fröhlichſte Stimmung. Der Rauſch des Bräutigams ging bald in eine ungeheure Abſpannung über, er konnte ſich aller Liebkoſungen und Ermahnungen der Gräfin ungeachtet des Schlafes nicht erwähren.

Das war der erwartete Moment, den die luſtigen Brüder herbeigewünſcht hatten, denn der ſchadenfrohe Proviſor Hübner hatte den Wein mit einem herzhaften Schlaftrunke vermengt, um das Weitere mit der Zielſcheibe ſeines Witzes zu vollführen.

Jetzt warfen Hübner, Schwendler und alle Betheiligten ihre Verkleidung ab, und Schwendler ſo wie der als Bedienter verwendete junge Soldat luden den ſchlafenden Voigt auf eine Trage, verpackten ihn mit Betten, legten neben ihn ſeine mitgebrachten Kleider dazu, und trugen ihn bis in ein, eine Viertelſtunde weit von Farbenfeld entferntes Dorfwirthshaus, deſſen Beſitzer eben zugegen war und der ſeiner jungen Frau einen kleinen Spuck ſpielen wollte.

An dem Gaſthofe angekommen, öffnete der Wirth leiſe und behutſam, daß Niemand etwas gewahr wurde, die beiden dienſtbaren Geiſter trugen den ſchlafenden Voigt in ein niedliches Gaſtzimmer, legten ihn in's Bett, ſeine Habſeligkeiten auf einen, dem Bett gegenüberſtehenden Tiſch und entfernten ſich.

„Johanna! Johanna!" rief Voigt beim Erwachen, welches ungefähr in der eilften Vormittagsſtunde erfolgte: „Johanna!" und rieb ſich verwundert die Augen. Das Mädchen öffnete die Thüre, ſchlug ſie aber gleich wieder zu und eilte zu der verdutzten Wirthin, die ihr verwundert folgte.

„Wie ſind Sie denn eigentlich in dieſes Zimmer gekommen und was iſt denn geſchehen?" fragte die Wirthin.

„Wo bin ich denn?" fragte Voigt ſeinerſeits.

„In Wieſa," antwortete die Wirthin.

„In Wieſa, bei Farbenfeld?"

„Ja! nun das werden Sie doch wiſſen?"

„Ich bin alſo nicht in Farbenfeld? Das iſt nicht der Gaſthof zur goldenen Sonne?" fragte Voigt.

„Nein, dahin haben Sie noch eine Viertelſtunde.

„Und die Gräfin, wo iſt die Gräfin?"

„Ich weiß von Ihnen noch nichts, am wenigſten von einer Gräfin," antwortete die Wirthin.

„Die Gräfin, meine Braut! Rufen Sie mir nur den Johann ich muß Licht haben in dieſer Sache!" jammerte Voigt.

„Es kann nun Alles nichts helfen, Sie ſind nun einmal hier und müſſen Rechenſchaft geben; wenn der Gensd'arm kommt, muß ich Sie fragen, wer Sie ſind," verſetzte die Wirthin.

„Ja, das weiß ich eigentlich ſelbſt nicht; denn ſo gut über mein Daſein ein gewiſſer Zweifel waltet bin ich über mich und meine Perſon ebenfalls uneinig geworden," verſetzte Voigt. „Ich möchte Sie eigentlich fragen, wie ich hierher gekommen bin, denn ich kann es Ihnen beim ſtrengſten Nachdenken nicht ſagen."

„Nun, wer ſind Sie denn eigentlich?" fragte die Wirthin.

„Eigentlich bin ich der Tuchmacher Voigt aus Kützenhofen," entgegnete Voigt.

Kopfſchüttelnd ging die Wirthin hinab, und fragte ihren Mann, der den ganzen Vorfall beichtete.

„Welcher Satan," ſprach indeß Voigt auf ſeinem Zimmer, „mag mir nur dieſes Blendwerk vorgemacht haben? Ich habe doch die Gräfin geſehen, fühle noch ihren Händedruck, ich habe den Heiratskontrakt doch unterſchrieben, habe doch in der goldenen Sonne logirt. Es iſt aber Alles nur ein Traum geweſen! Was man doch lebhaft träumen kann!"

Er ging in's Gaſtzimmer, genoß ſein Frühſtück, bezahlte ſeine Zeche und ging nach Farbenfeld. Sein erſter Gang war in die goldene Sonne, wo man ſich freute, ihn einmal zu ſehen, bemerkte, daß die ganze Abendgeſellſchaft immer nach ihm gefragt habe, und ſich beſonders geſtern ſehr gewundert hat, daß er nicht gekommen wäre, da eine fremde Gräfin nach ihm gefragt und den Herrn, der an ihn geſchrieben, ſehr in Verlegenheit gebracht hätte.

Das ging denn doch unſerm Voigt zu weit; mit einer bedeutenswerthen Miene, im Tone der bitterſten Klage fragte er die Wirthin: „Glauben Sie denn wirklich, daß man ſo lebhaft träumen kann? Denken Sie ſich, was mit mir paſſirt iſt. Gott im Himmel! wenn's nun auch wirklich ein Traum geweſen iſt und nicht eine Vorſtellung meines zerrütteten Verſtandes!" Darauf erzählte er das bereits Berichtete.

„Nun, iſt die Gräfin wieder fort? Und Sie hat wirklich nach mir gefragt? Wo wohnt denn der Herr, welcher mich an ſie empfohlen hat?"

Dieſe Fragen brachten die alte, redliche Frau wirklich in die größte Verlegenheit, und um ſich nicht zu verrathen, entlief ſie, und überließ ihrer älteſten Tochter die Ausführung des Schwankes. Dieſe war nicht in Verlegenheit, ſondern erzählte, daß die Gräfin, als ſie ihn hier nicht vorgefunden, nach Kützenhofen gereiſ't, um ihn dort aufzuſuchen; der Herr, welchen er eben erwähnt habe, ſei bei ihr.

Nun war kein Halten mehr, ohne etwas genoſſen zu haben, eilte er fort, und jagte mehr die Straße nach Küzzenhofen entlang, als er ging. Bekannte, die ihm begegneten und grüßten, beobachtete er gar nicht, dies drang ihnen die längſt verbreitete Meinung auf, daß Adolph Voigt verrückt ſei.

Eines Tages kam ein alter Mann in die Apotheke zu Farbenfeld und fragte nach dem Proviſor. Er machte ein ziemlich ernſtes, man möchte ſagen böſes Geſicht und fragte, als der Proviſor erſchien mit barſchem Tone: „Sind Sie Herr Hübner?"

„Ja, was wünſchen Sie?" fragte dieſer.

„Daß Sie ſeit vier Wochen mehr Verſtand gekriegt haben möchten, als Sie damals gezeigt, wo Sie mit einem geiſteskranken Menſchen einen unſchicklichen Spaß getrieben haben;" verſetzte der Alte.

Die Ermordung des Fürsten Lichnowsky und des Generals v. Auerswald zu Frankfurt a. M. am 18. Sept.

Digitized by Google

Digitized by Google

Tod des Generallieutenants von Gagern bei Kandern im badischen Seekreise d. 20. April 1848.

Digitized by Google

„Was meinen Sie damit?“ fragte Hübner.

„Ich meine damit,“ sprach der Andere, „daß Sie ein ungezogener Menschenfeind, ein Taugenichts! ein Windbeutel! Sie wollen Leute zum Narren haben? Sie Kindergesicht! Sie — — —“

Die Leute auf dem Markte blieben stehen; der Prinzipal der Apotheke kam herbei und gebot Ruhe; aber der Alte war nicht dazu zu bewegen, bis endlich der Rathswachtmeister sich zu den vor der Apotheke Stehenden fand und dem Lärmen ein Ende machte, indem er den ihm unbekannten Mann mit sich auf die Polizei nahm, dort sagte er dann nun Folgendes aus: „Ich bin der Tuchmachermeister Voigt aus Kützenhofen und bin gekommen, mich nach dem Hergange des Schurkenstreiches zu erkundigen, den man mit meinem Sohne hier vorgenommen hat!“

Nach Erzählung dessen, was er wußte, wurde er auf die Klage verwiesen, die er anbringen müsse, ohne aber einen solchen Lärm zu schlagen.

Der Provisor bediente sich jedoch zur Abwendung der Klage einiger Freunde, die den alten Voigt zum Bessern stimmen mußten, was nach nicht geringer Ruhe endlich gelang.

Tod des General-Lieutenants von Gagern bei Kandern im Badischen Seekreise, den 20. April 1848.

(Mit einer lithographirten Beilage.)

Wir haben bereits das Leben und Wirken des deutschen Volksvertreters Heinrich von Gagern beleuchtet und dabei seines unglücklichen Bruders des General-Lieutenants von Gagern erwähnt, der in der Schlacht bei Kandern fiel.

Er fiel als Opfer seiner Pflicht in einem Kampfe gegen die Freischaaren, welche Deutschlands Ruhe durch republikanische Propagandren stören wollten. In der Nacht des 20. April rückte von Schliengen aus ein Bataillon Hessen, zwei Bataillone Badener mit Artillerie und ein Regiment Cavallerie unter Anführung des Generals von Gagern auf Kandern zu, wo die Hecker'sche Freischaar aufgestellt war. Regierungsrath Stephani forderte dieselbe zur Niederlegung der Waffen auf. Es wurde verweigert. Kandern wurde genommen. Auf der Scheideck, einem Engpasse, sammelten sich die Freischaaren wieder. Die Truppen rückten nach, General von Gagern an der Spitze. Nochmals forderte er die Aufständischen zur Unterwerfung auf — vergebens. Er wendete sich zurück, und der Kampf begann von Seite der Freischaaren mit einer Gewehrsalve. General Gagern fiel von drei Kugeln getroffen. Nach halbstündigem heißen Kampfe drangen die Truppen vor, anhaltend dauerte das Feuer noch eine Stunde und die Aufständischen zogen sich in die Wälder zurück.

Die Ermordung des Fürsten Lichnowsky und des Generals von Auerswald.

(Mit einer lithographirten Beilage, die Ermordungsscene vorstellend.)

Zu den vielen deutschen Städten, welche in diesem Jahre von gewaltigen Stürmen getroffen wurden, gehört auch Frankfurt am Main. Die dort am 17. September ausgebrochene Revolution ist unsern Lesern genügend bekannt, wir wollen daher durch diese Zeilen einige Details von der Ermordung der beiden Abgeordneten beim Frankfurter Parlamente bringen.

Als nach dem Kampfe des 17. Septembers nach Verabredung der Aufrührer am 18. September Waffenruhe eintrat, ritt Fürst Lichnowsky in Begleitung des Generals von Auerswald nach der Gegend von Bornheim. Als diese beiden Unglücklichen erst eine kurze Strecke von Frankfurt entfernt waren, wurden sie von einem großen Haufen Bewaffneter umringt, und sie sprengten mit großer Schnelligkeit wieder zurück gegen Frankfurt, da sie aber von allen Seiten mit Kugeln empfangen wurden, fanden sie es für besser, sich in den Garten des Kunstgärtners Schmid zu verbergen. Auerswald verbarg sich auf dem Boden, Lichnowsky im Keller. Nach längerem Suchen fanden die Aufständler zuerst den General von Auerswald, dieser wurde nach verschiedenen, jedes menschliche Herz empörenden Mißhandlungen, mit Knitteln und Kolben todt geschlagen. Dann suchte man den Fürsten; als man auch diesen gefunden hatte, wurde er unter den schändlichsten Mißhandlungen bis auf die Bornheimer Heide geschleppt, und die Bösewichter schoßen nach ihm, als er schon halbtodt auf der Erde lag, wurden ihm noch mehre Sensenhiebe nach dem rechten Arm beigebracht. Endlich kam die bewaffnete Bürgerwehr und trieb das ruchlose Gesindel in die Flucht. Der Fürst wurde noch lebend gefunden und sogleich in das Haus des Gärtners Schmid gebracht. Wir können hier nicht unerwähnt lassen, daß die Frau dieses Gärtners den Muth hatte, als die Rotte den unglücklichen Fürsten aufgefunden hatte und wegschleppte, auf die Knie zu fallen und zu bitten, sein Leben zu schonen, da antwortete ihr einer dieser Bösewichter mit Hohngelächter: „Er wolle, wenn er wieder zurückkomme, ihr ein Stück Fleisch von diesem Kerl auf seiner Pike präsentiren; das möge sie sich dann braten.“

Später wurde Lichnowsky in die Wohnung eines Frankfurter Bürgers und hernach in das Hospital zum heil. Geist in der Stadt gebracht. Von den vielen Wunden, die ihm beigebracht wurden, war nur Eine als absolut tödtlich anzunehmen, dies war eine Schußwunde. Ungeachtet der unnennbaren Schmerzen blieb er bis zum letzten Augenblicke bei klarem Bewußtsein, er machte noch seine letztwilligen Anordnungen über sein Vermögen, und verschied nach einem vierstündigen schrecklichen Leiden gegen Mitternacht.

Fürst Felix Lichnowsky, Graf zu Werdenberg, edler Herr von Woschütz, Herr der vier bevorrechteten Fideikommißherrschaften Kuchelna u. s. w., wie auch der Herrschaft Grätz bei Troppau in Schlesien, k. k. Kämmerer,

ehemaliger Brigadegeneral und General-Adjutant des Infanten Don Carlos von Spanien, wurde am 15. April 1814 geboren. Seine Studien machte er in Wien. Im Jahre 1837 ging er nach Spanien und nahm Dienst im Heere Don Carlos. Erst dreiundzwanzig Jahre alt, zeichnete er sich durch Tapferkeit derart aus, daß ihn Don Carlos zum Brigadegeneral erhob.

Im Jahre 1840 kam er wieder in sein Geburtsland zurück, lebte später abwechselnd in Berlin, Paris und London. Zu dieser Zeit fand die Herausgabe seiner „Erinnerungen aus den Jahren 1837, 1838 und 1839" statt. Im Jahre 1841 trat er in portugiesische Dienste. Seit 1842 lebte er auf seinen Gütern in Schlesien. Im Jahre 1847 begann er seine parlamentarische Laufbahn, als Mitglied der Herrencurie des vereinigten Landtages in Preußen. Er hatte so große Popularität gewonnen, daß er bei der Wahl zur deutschen Reichsversammlung von mehren Kreisen zum Abgeordneten gewählt wurde.

General Graf von Auerswald ist der Sohn einer der angesehensten Familien in Preußen. Vor drei Wochen ist die Gemalin des Ermordeten gestorben und es stehen heute ihre fünf Kinder, im Alter zwischen vier bis vierzehn Jahren als Waisen an den Gräbern ihrer Eltern.

1848!

Politische Reflexionen von Guido Volz.

Es hat eine Zeit in Oesterreich gegeben und sie ist noch nicht so lange vorüber, wo wir uns nach einer Bewegung sehnten; die Zeit schlich dreiunddreißig Jahre matt und einförmig hin und am Stephansdome zu Wien brummte die Glocke tagaus, tagein dieselbe Weise. Mehr als einmal wünschten wir zu erleben, was unsere Voreltern uns in Buch und Geschichte hinterlassen hatten; wir selbst hatten uns schöne Bilder ausgemalt von einer Zeit, wo der Arme, der Beitler, der Bauer, der Handwerker, der Arbeiter mit seinem braunen, aber grundehrlichen Gesichte eben so viel gelten würde, als der vornehme Graf und der reiche Wechselherr. Es war kein Communismus, den unsere Jugend wünschte, aber ein Recht auf die Regierung, das den Völkern gebührte. Nie hätten sich die Fürsten diese so sehr verpflichten können, als in den Jahren 1813 und 1815, wo die Völker ihnen geholfen hatten, den Terrorismus des französischen Kaiserreiches zu vernichten und sie auf ihren Thronen zu erhalten. Die Fürsten haben damals ihren Völkern viel versprochen, doch und theuer garantirten sie ihnen Recht und Freiheit!

Dagegen opponirten nun der Adel und die höhere Geistlichkeit am meisten, zum Theile auch die reichere Klasse selbst, die eine große Beeinträchtigung ihrer nur auf Vorzügen beruhenden Rechte voraussah, wenn das Volk ein Recht bekäme, sich bei der Regierung zu betheiligen. Unter dem ergrauten Bösewicht Metternich, der Oesterreich faktisch über dreißig Jahre beherrschte, war es der Adels-, Beamten- und Clerus-Partei gelungen, das Volk so ganz zu bezwingen, daß es nicht wagte, zu murren und nur sich allein geltend zu machen. Es war abzusehen, daß ein solcher Zustand nicht lange dauern könne; doch war er lange genug der Alp, der auf der Brust der Völker lag! Die Bedrückung der Großen gegen das Volk war so groß, daß es uns nicht befremden darf, wenn die Wuth, die Entrüstung der Nationen sich Bahn brach.

Wir haben den Zeitpunkt erlebt, wir stehen am Eingangsthore einer Zukunft, wie sie alle Politiker voraussagten, und läge es in unserer Absicht Geschichte zu schreiben, wir wären stolz darauf eine Zeit erlebt zu haben, wo das Volk den Giftkopf der Despotie zertreten dürfte. Manch' ein trauriges Ereigniß hat diese Zeit begleitet; aber eine Uebergangsperiode, wie die jetzige, bedingt ihre Opfer. Wir wollen uns darauf beschränken, unsere Leser auf das Feld der Politik zu führen, jener Politik, die zeither ganz Europa in's Elend geführt hatte, zugleich aber eine Rundschau in den europäischen Verhältnissen und Begebenheiten zu machen.

Louis Philipp, der König der Franzosen; Fürst Metternich und Kaiser Nikolaus von Rußland lenkten seit Jahren das Schicksal der Völker; wol nur zum Bösen. Sie waren die Träger des nun zur Hölle gefahrenen absolutistischen Systems, die Gründer der Polizeistaaten. Im Norden hatte man lange das Drückende dieser Einrichtungen gefühlt, aber man wagte kein freies Wort zu sprechen, denn der Polizeiminister und Obercensor Graf Sedlnitzky kontrollirte die Bücher der Schriftsteller durch Censur und Verbote.

Leichter war eine Reform in dem freisinnigen, südlich glühenden Frankreich möglich geworden, wo die Gemüther schon längst durch den geistigen Einfluß der Schriftsteller vorbereitet und die Zustände offener da lagen. Louis Philipp und der Minister Guizot hatten den Staat auf eine ärgere und unverschämtere Weise geplündert, als alle zeitherigen Dynasten.

Am 22. brach die Revolution aus Anlaß des Reformbanketts in Paris aus, die den Bürgerkönig Louis Philipp seine Krone kostete. Die Februar-Revolution des Jahres 1848 gestaltete die Verhältnisse aller Staaten Europa's anders. Frankreich und Italien wurden zuerst von der Revolution ergriffen. Der Bürgerkönig floh, beladen mit den Schätzen des Landes. Der Graf von Paris wurde zum Regenten proklamirt, unter Vormundschaft der Herzogin von Berry. Aber schon die nächste Stunde rief die Republik hervor. Es war am 25. Februar, als Frankreich die Republik proklamirte, der König floh. Ganz Deutschland erschrack über die Bewegung, den kleinen gekrönten Zöpfen und Zöpfchen in den Rheinstaaten wurde bange zu Muthe, denn sie sahen im Geiste schon die französischen Armeen zum zweiten Male über den Rhein ziehen, die kleinen Krönchen der Raubstaaten in Thüringen und die Prinzipienreiter zu Reuß-Greiz-Schleiz steckten ängstlich die Köpfchen untereinander und die Souverainchen von Anhalt, Zeiz und Zippelzerbig rückten ganz beklommen ihre Thrönchen aneinander; denn ihnen bangte vor der Zeit, an der sie sich versündigt hatten. Aber die neue Republik Frankreich bedrohte keinen Fremdstaat; sie konsolidirte zuerst sich selbst und darin dürfte eben die neue französische Politik liegen, die ich wenigstens für ehrlicher halte, als jede andere. Italien zündete an der neuen Idee; der Papst zu Rom, zwar durch und durch ein Heuchler, hatte doch wenigstens für sein Volk eine Constitution gegeben. Wir lassen seinen Willen dahingestellt sein, denn er wußte recht gut, daß er und seine weltliche Macht ohne eine neue Volksverfassung verloren wäre und ging in die Zeit ein; aber er war und bleibt ein Heuchler, was er auch in dem Kriege gegen Oesterreich bewies.

Die ganze Halbinsel wurde von der Bewegung erfaßt, „Tod der Tyrannei" riefen die unglückseligen Sizillaner, „Tod den Deutschen" ganz Ober-Italien und dumpf rollte finsterer Groll in Mailand. Nur mit Mühe gelang es der Uebermacht der österreichischen Bajonnete den Aufstand in Mailand zu unterdrücken.

In Oesterreich hatte man einzelne Anzeichen eines nahen Ausbruches; Meister Metternich, der diplomatische Spürhund, der Beelzebub der Aristokratie gab sich alle Mühe beim Alten zu bleiben und dessen glaubte er um so sicherer zu sein; weil er auf einen großen Anhang zählen konnte. Unser gute Kaiser hatte keine Ahnung von dem, was das Volk wünschte; denn man hatte ihm zeither immer gefabelt, seine Völker wären glücklich, zufrieden und verlangten sich nichts mehr. Bei der Gerechtigkeitsliebe, welche den meisten Fürsten Oesterreichs gegen ihre Völker eigen war, zweifeln wir keinen Augenblick, daß der Kaiser längst in des Volkes Wünsche gewilligt hätte, wenn er davon unterrichtet gewesen wäre. Seine tiefe Entrüstung bezeichnet am besten, das Abdankungsbillet an Sedlnitzky; worin er den Minister bitter tadelte, daß er ihm die Volkswünsche so lange verhehlte und ihm auftrug, die Residenz binnen 24 Stunden zu verlassen.

Wien bekam seinen ewig denkwürdigen März. Stürmisch verlangte das Volk Gerechtigkeit; begeisterte Redner haranguirten dasselbe aber Metternich lächelte an den Fenstern des Ständehauses — es war sein letztes hündisches Lächeln! Man hatte Ka-

nonen auffahren lassen und Windischgrätz sich angeboten, die Ruhe in sechs Stunden herzustellen. Erzherzog Albrecht beorderte bereits die Kanonen, um Kartätschen in's wehrlose Volk zu schleudern; und nur der brave Böhme, Oberfeuerwerker Pollet hielt ihn zurück; an einem Faden hing vielleicht das Geschick Oesterreichs, die Aufregung wuchs stündlich; strenge militärische Maßregeln hätten vielleicht momentan die Ruhe hergestellt, ganz sicher aber ein entsetzliches Blutbad angerichtet — da gewährte der Kaiser freiwillig die Constitution — er gab dem Volke Preßfreiheit, Volkswehr, Versammlungsrecht. Wien jubelte!

Es war der erste Kaiser in Oesterreich, der das Gute entschieden wollte. Der dreizehnte März gab allen Ländern des Kaiserstaates eine Constitution! Die Finsterlinge des Kabinets flohen. Man faßte Vertrauen zur Regierung; nur in Mailand war es zu spät geworden. Das Militär mußte weichen und ein furchtbarer Freiheitskampf von Seite der Lombarden begann, der um so nachdrücklicher geführt wurde, da Karl Albert von Sardinien dem Drängen der italienischen Freiheitspartei und dem eigenen Interesse nachgebend Treu und Frieden brach und über den Po rückend, den Lombarden zu Hilfe eilte. So sehr der radikale Kosmopolitismus den Italienern die Freiheit wünschen mußte, so sah man doch mit Besorgniß, dem Waffenglücke Oesterreichs am Po und Mincio zu. Man hat Sympathien für die Sache der Freiheit, die man jedem Volke gönnte; man wollte nur einen ehrenvollen Frieden; aber man hatte auch Sympathien für die Dynastie.

Der Kampf wurde im Anfang mit entschiedenem Unglück für Oesterreich geführt.

In Deutschland glühte und flammte es nicht minder. Berlin war die nächste Stadt; auf Barrikaden erkämpfte sich das Volk seine Freiheit von einem Könige, dem die Champagne lieber war, als sein eigenes Land. Mit unnennbarer Wuth kämpften Volk und Soldaten gegen einander; und erst nachdem manch' ein Preuße von Kartätschenkugeln zerrissen, mancher Schädel zerfetzt war, weinte der König eine Thräne, so groß, wie die größte Lüge und gab dem Volke nach. Er wollte sich selbst an die Spitze der Bewegung stellen! Das Volk, immer besser, als manche Fürsten, glaubte und wenige Wochen darauf hatte man es wieder dahin gebracht, daß der Erzfeind des Volkes, der Prinz von Preußen in's Land zurückkehrte.

Der 18. März emanzipirte Preußen von seinem alten System. Mittlerweile hatte man den Plan gefaßt, ein einiges Deutschland wieder herzustellen; denn man merkte allmälig, daß man an Rußland den gefährlichsten Feind zu erwarten habe. Man wünschte auch Oesterreich von Neuem für den deutschen Staatenverband zu gewinnen; aber hier stieß man auf mächtige Hindernisse; hier war der Erisapfel der Zeit. Das slavische Element hatte sich seither Gewicht und Geltung in Oesterreich verschafft und es vereinbarte sich weder mit den Interessen des Slawenthums, noch mit Oesterreich, das einen deutsch-slavischen Conföderativ-Staat bilden muß, sich der Frankfurter Sache anzuschließen. Die Wahlen zum Parlamente gaben besonders in Böhmen großen Anlaß zu Zwistigkeiten. Faktisch unterblieb die Beschickung des Frankfurter Parlaments von den meisten Distrikten und man nahm den Reichstag zu Wien und die Landtäge der einzelnen Provinzen als maßgebend an.

Der gesunde Sinn des böhmischen Volkes siegte; es schloß sich eng an Oesterreich und erkannte Wien als Centralpunkt.

Mittlerweile brachen die Feindseligkeiten in Italien immer heftiger los. Am 18. März brach die Revolution in Mailand von Neuem aus, Radetzky bombardirte die Stadt, die Truppen mußten jedoch weichen. Zur selber Zeit revoltirten Parma, Monaco und Modena. Am 22. konstituirte sich Venedig als Republik, wo Graf Zichy schimpflich kapitulirte. Am 23. März erklärte der König von Sardinien Oesterreich den Krieg, während in seinem eigenen Lande zu Chambery die Republik proklamirt wurde. Italien war in der heftigsten Bewegung; das Waffenglück ganz mit den Italienern, die österreichischen Provinzen am Po und Mincio schienen rettungslos verloren. Nugent überschritt den Isonzo, um sich mit Radetzky zu vereinigen; die Piemontesen suchten ihn lange daran zu verhindern. Es fanden Gefechte bei Pastrengo und Bussolengo, so wie bei Goito statt, die für unsere Truppen ungünstig ausfielen; bis Radetzky am 6. Mai die Piemontesen bei Santa Lucia entschieden schlug. Von hier an wandte sich das Kriegsglück zu Gunsten der Oesterreicher.

Auch die Donaufürstenthümer begannen sich zu erheben, der Tyrann Fürst Bibesko wurde aus Bukarest verjagt und die Treulosigkeit der Bojaren gab einige Wochen später den Russen Gelegenheit, die Fürstenthümer zu besetzen. In Deutschland hatten die Sachen eine andere Gestaltung angenommen, König Ludwig von Bayern hatte die Krone zu Gunsten seines Sohnes abgelegt und die unter dem schmählichen Joche Dänemarks seufzenden Herzogthümer Schleswig und Holstein, die schon am 24. März sich von Dänemark losgesagt, zu Kiel eine provisorische Regierung gebildet. Von allen Seiten, selbst aus Böhmen strömten Freiwillige hin und der preußische General Wrangel, auf Verlangen des deutschen Bundes nebst einem Corps von Preußen requirirt, kämpfte mit entschiedenem Glücke für Holsteins Sache. Die Dänen wurden gedemüthigt und über die Königsau bis Jütland zurückgedrängt; aber Rußland trieb seine Unverschämtheit so weit, daß es jede Verfolgung der Dänen als casus belli erklärte und so mußten sich deutsche Söhne umsonst zu Krüppeln hauen lassen. Gerade einige Wochen vor dem Beginne des Winters, wo es so leicht gewesen wäre, über den gefrorenen Belt zu setzen und Koppenhagen selbst anzugreifen, wurde ein siebenmonatlicher Waffenstillstand unter Bedingungen geschlossen, welche für die deutsche Ehre höchst schmählich waren. — Erzherzog Johann war mittlerweile zum Reichsverweser in Deutschland ernannt worden, der einzige deutsche Fürst, der wahrhaft für deutsche Sache und deutsche Einheit glühte; aber seine Wünsche dürften bei der Herrschsucht Preußens, bei der Zerfahrenheit der kleinen Fürsten und der republikanischen Wirren noch lange ungelöst bleiben. Schon am 13. April war Hecker mit einer republikanischen Freischaar von Constanz abgereist, um in Baden Propaganda zu machen; aber sein Unternehmen mißrieth. Nichtsdestoweniger organisirte Struve einen neuen Freischarenzug im Baden'schen, der aber in wenig Tagen mit seiner Gefangennehmung endete. Ganz Deutschland war von republikanischen Wühlereien unterminirt; Köln, Mainz, Posen wurden nach einander in Belagerungszustand versetzt, bis endlich selbst in Frankfurt am Main, dem Sitze der Centralgewalt am 18. September ein furchtbarer Volkskampf begann, der nur durch das Eingreifen der Reichstruppen beigelegt wurde.

Auf einer andern Seite hatte Sicilien seinen Befreiungskampf wieder aufgeben müssen, es erlag neapolitanischer Tyrannei. Posen machte ebenfalls Versuche, aber Deutschland begann sich von der Sache der Polen zurückzuziehen, deren nimmer rastender Geist die Welt stets neuem Aufruhr preisgab. Auch in Krakau fand am 22. April ein Aufstand statt, in Folge dessen die Stadt bombardirt wurde. Man gab den Schaden auf eine halbe Million polnischer Gulden an.

Am 15. Mai fand jene bekannte, stürmische Petition statt, welche der Camarilla die erwünschte Gelegenheit gab, den Kaiser von Wien nach Innsbruck zu entführen, wo die saubere Wirthschaft eines Grafen Bombelles, eines Brandis u. s. w. jedes ehrliche Gemüth empörte. Zahlreiche Deputationen aus allen Städten verfügten sich zum Kaiser und baten ihn dringend, nach Wien zurückzukehren. Der Kaiser, dessen ehrenhaftes Gemüth selbst unter dem Einfluße böser Rathgeber immer dem Volke geneigt war und der fest an den von ihm verliehenen konstitutionellen Rechten hielt, kehrte am 12. August wieder nach Wien zurück. Der Reichstag hatte indeß energisch für Ruhe und Staatswohl gehandelt; er war am 22. Juli unter Erzherzog Johann's Vorsitz eröffnet worden. Obzwar im Anfange der Interpellationen wegen lange kein Resultat erzielt werden konnte, wurde endlich doch das Unterthansverhältniß und die Robot auf Ablösung durch den Reichstag aufgehoben, durch den Kaiser sanktionirt. Ein neues Ministerium war in's Leben getreten, mit Wessenberg, Latour, Schwarzer, Bach, Kraus und Hornbostl, von welchen nur die beiden Letzteren sich auf populärer Höhe halten könnten.

Auch die slavische Völker Oesterreichs entfalteten rasche Thätigkeit. Müde des jahrelangen, unverdienten Druckes beriethen sie sich über die Mittel, eine freie Berechtigung aller Völker, Gewährleistung ihrer Nationalität zu erlangen, und dies war der Grund, daß Repräsentanten aller slavischen Nationen in Prag am 2. Juni zu einem Slaven-Kongresse zusammen kamen. Dieser Slavenkongreß war vielen ein Dorn im Auge und gab zu den grundlosesten Verdächtigungen Anlaß. Lange schon schien man eine Demonstration zu fürchten, die nur als Hirngespinnst in den Köpfen einer Partei hauste, die man späterhin die „Siebenundsechsziger" nannte und die sich in der Geschichte Böhmens einen ganz eigenthümlichen, unsterblichen Namen gemacht haben. Als am 12. Juni jene bekannte Slavenmesse am Prager Roßmarkte gehalten wurde

kam es zu jenen blutigen Junitagen, über die wir unsere Leser nicht erst zu unterrichten brauchten und die mit Verhaftungen, Mißhandlungen, Proskriptionen endigten. Fürst Windischgrätz und Graf Leo Thun spielten in diesen Tagen eine gewichtige Rolle und mußten alle Verdächtigungen aufgeben, ohne daß die Nation dafür eine Satisfaktion bekommen hätte.

Nur einige Tage später am 24. Juni brach in Paris jener furchtbare Aufstand los, der zahllose Opfer kostete und die Diktatur Cavaignac's hervorführte, eine Diktatur, die auch in spätern Monaten nichts Seltenes geworden ist.

In Ober-Italien hatten Radetzky's entschiedene Siege am Curtatone, bei Vicenza und Palmanuova, Custozza und Goito zur Folge, daß den Marschall schon am 6. August in Mailand wieder einrückte und der König von Sardinien zwang, über den Po zurückzugehen. Ein Waffenstillstand von sechs Wochen wurde ratifizirt und alle acht Tage erneuert. Englands und Frankreichs Vermittlung wurde abgelehnt; den neuesten Berichten jedoch zufolge haben bereits neue Aufstände und Feindseligkeiten begonnen.

Die Slaven in Ungarn insurgirten im Juli und August gegen ihre rohen ungarischen Bedrücker. Jellačić stellte sich an ihre Spitze. Ungarn furchtbar in die Enge getrieben, rüstete sich mit letzter Kraft zum Verzweiflungskampfe. Graf Lamberg, der kaiserliche Vermittler, wurde in Pesth auf eine noch schändlichere Weise ermordet, als Lichnowsky und Auerswald in Frankfurt.

Nun war kein Halt mehr. Da brach am 6. Oktober die dritte Revolution los. Die böhmischen Deputirten, ihres Lebens nicht sicher, verließen Wien, der Kriegsminister Latour wurde auf eine kannibalische Weise ermordet; doch wich die Anarchie bald den energischen Maßregeln des Reichstages und des Gemeinderathes. Der Aufstand erhielt eine demokratische Färbung. Von allen Seiten kamen Truppen herbei, welche die Stadt eng einschlossen, bis sie am 31. Oktober kapitulirte. Windischgrätz zog mit seinen Truppen ein, der Kaiser reis'te nach Olmütz und berief den Reichstag nach Kremsier. Auf Windischgrätz's Befehl wurden die Einwohner entwaffnet. Es ist jetzt sehr zu vermuthen, daß Wien aus einem Terrorismus in einen noch ärgern verfallen wird.

In Berlin brach am 2. November eine neue Revolution, ähnlich der der Märztage, aus. Der König gelobte ein neues Ministerium; aber wir wissen, was wir von seinen Gelübden zu halten haben. Und Rußland? — — — Rußland, zieht ungeheure Heere an seinen Grenzen zusammen, lauernd auf die günstige Gelegenheit d'reinzuschlagen und den Absolutismus mit der Knute zu stützen.

Es ist ein großes Jahr, das wir erlebten, das vor unsern Augen abrollte; sorgsam weilt der prüfende Blick auf den Blättern der Geschichte des Tages, die wir mit durchmachen; aber sie wird noch ernster werden, noch bedeutsamer — wenn nicht blutiger!

Feuilleton.

Der Magnetismus zu Paris im Jahre 1784.

Im Jahre 1781 nahm die Ausübung des thierischen Magnetismus so überhand in Paris, daß der König ein aus vier Aerzten und vier Mitgliedern der königlichen Akademie bestehendes Comité ernannte, die Sache zu untersuchen. Unter den Letzteren befanden sich die beiden berühmten Philosophen Lavoisier und Franklin, welcher Letztere zu jener Zeit die Stelle eines amerikanischen Ministers zu Paris bekleidete. Deslon, ein Zögling Mesmers, unternahm es, den Beweis vor der Kommission zu führen und begann seine Vertheidigung des Magnetismus mit der Vorlesung eines Memoirs, worin er den Satz zu beweisen suchte: „Es gibt nur eine Natur, nur eine Krankheit und nur ein Mittel dagegen, den thierischen Magnetismus."

Die ersten Schritte der Kommission bestanden darin, die Instrumente und die Art und Weise der Operation zu untersuchen; es zeigte sich, daß Deslon auf viele Individuen zu gleicher Zeit zu wirken suchte. In der Mitte des Saales war eine cirkelförmige Kiste von Eichenholz angebracht, ungefähr einen Schuh hoch über dem Fußboden, mit zahlreichen Löchern, in denen kleine, bewegliche und gekrümmte Eisenstäbe steckten; die Kranken faßen in Kreisen um den Behälter; ein jeder einen der Eisenstäbe in der Hand, den er nach Willkür zu dem leidenden Theile seines Körpers bringen konnte. Ein Strick, der sich um ihre Körper wand, verband den einen mit dem anderen und oft fand unter ihnen noch eine Verbindungskette statt, indem jeder mit der rechten Hand den Daumen der linken Hand seines Nachbars festhielt. An einer Wand des Saales stand ein Pianoforte, auf dem Lieder vorgetragen wurden, weil nach Mesmers Grundsatz jeder Ton ein Konduktor des Magnetismus sei. Die Kranken wurden auch noch mit den Händen Deslons und mit einem Eisenstabe magnetisirt, den er über die kranken Theile hielt und dabei den Patienten starr in die Augen schaute.

Die Personen, welche sich dieser Behandlung unterwarfen, boten bald den verschiedenartigsten Anblick dar; einige waren ruhig und hatten auch nicht die leiseste Empfindung, andere gähnten fortwährend, wieder andere schienen Schmerzen zu empfinden, geriethen in Schweiß, oder fielen wol gar in Convulsionen.

Die Mitglieder der beorderten Kommission äußerten: „Es kann nichts überraschender sein, als diese Convulsionen, zwischen denen sich oft ein Schreien oder Lachen einstellt. Alle Kranken schienen sich in der Gewalt des Magnetiseurs zu befinden; ein von ihm gegebenes Zeichen, ja sein Blick nur, wirkte mit großer Macht; man müsse darin einen gewaltigen Einfluß des Arztes auf die Kranken erkennen." Die Herren verlangten, nachdem sie den Operationen mehrmals beigewohnt hatten, sich selbst der Behandlung zu unterwerfen und von Herrn Deslon allein, ohne Beisein Fremder magnetisirt zu werden. Es geschah, keiner von den Herren verspürte aber die geringste Wirkung, die Ruhe der acht Herren bildeten den grellsten Kontrast zu der lärmvollen Scene des allgemeinen Magnetisirens. Sie erklärten, daß die Verfahrungsart bei völlig Gesunden unwirksam sei und beschloßen, noch einen Versuch mit wirklich Kranken zu machen. Von vierzehn invaliden Soldaten hatten nur fünf einige Empfindung, neun aber fühlten durchaus nichts. Die Mitglieder der Kommission richteten ihre Aufmerksamkeit auf einen neuen Punkt, sie wollten erforschen, in wie weit die Einbildungskraft das Gefühl rege zu machen im Stande sei. Zu dem Ende fanden Experimente bei Menschen von den verschiedensten Ständen statt; zuerst wurden sie der Operation mit offenen Augen unterworfen, dann mußten sie solche schließen, und es wurde ihnen gesagt, daß sie fortwährend magnetisirt würden, welches jedoch nicht der Fall war, das Resultat hievon war, daß die Meisten derselben auch dann dieselben Empfindungen hatten, als vorher mit offenen Augen. Mehrere Thatsachen, den Mitgliedern der Kommission von Herrn Signault, einem der berühmtesten Aerzte von Paris, mitgetheilt, liefern den Beweis von der ungeheuren Wirkung der Einbildungskraft. „Nachdem ich mich" berichtet er, „in einem unserer angesehensten Häuser, als einen Anhänger Mesmers angekündigt hatte, brachte ich schon eine Wirkung bei einer anwesenden Dame hervor; meine feierliche Stimme und das ernste Wesen, welches ich annahm, machten einen Eindruck auf sie, den sie Anfangs zu verbergen bemüht war. Bald darauf zeigten sich einige Vorboten von Konvulsionen, ihre Gesichtsmuskeln zuckten, ihre Augen rollten und sie sank fast ohnmächtig nieder."

„Einer unserer berühmtesten Künstler," fügte Herr Signault hinzu, „der den Söhnen unserer Prinzen im Zeichnen Unterricht ertheilt, klagte, als wir uns einst auf den Pontroyal befanden, über heftiges Kopfweh, welches schon einige Tage anhalte. Ich begleitete ihn in seine Wohnung, gab vor, ich sei in Mesmers Geheimniß eingeweiht, machte einige Bewegungen mit der Hand und mit großer Freude versicherte er, daß seine Schmerzen ungleich gelinder geworden wären. Mir kommt es vor, daß es wahrscheinlich ein ähnlicher Eindruck auf die Seele sei, wenn beim Anblick des Zahnarztes die Schmerzen desjenigen verschwinden, der sich eben anschickte, sich den kranken Zahn ausziehen zu lassen.

Alexander Dumas und seine Frau.

Lassen wir die Politik jetzt bei Seite, um uns mit andern Leuten zu beschäftigen, mit Dichtern, welche keine Regenten gewesen sind, wie Lamartine, und keine Volksrepräsentanten, wie Victor Hugo, z. B. mit Alexander Dumas. Dieser Mann

ist ungleich geistreicher als Victor Hugo, wenn auch nicht so genial; auch fehlt es ihm nicht an Freunden, und besonders an Lesern; dies Alles aber hat ihn nicht in die National-Versammlung gebracht, und er mußte seine politische Thätigkeit auf die Redaktion einer periodischen Schrift, „Le Mois" und allerlei Journalartikel beschränken. Zum Zeitvertreib ist ihm nun noch ein Prozeß angehängt worden, ein Prozeß von seiner Frau. Vor mehren Jahren heiratete der Dichter, vermuthlich nur aus Dankbarkeit, eine Schauspielerin, welche in seinen Stücken immer die Hauptrolle gespielt hatte und in der Theaterwelt „Ida" genannt wurde. Das Band scheint kein festes gewesen, denn es währte nicht lange, so hatten Dichter und Schauspielerin besondere Wohnungen; auch war Dame „Ida" von der Bühne abgetreten, seit sie Madame Dumas hieß. Da aber nach dem französischen Gesetze der Mann seiner Frau Schutz und Unterhalt schuldig ist, und Madame Dumas befürchten mochte, es möchte ihr einst an Letzterm fehlen, obgleich des Gemals Romane von den Verlegern mit Gold aufgewogen werden, wandte sie sich an's Gericht, um gewisse Vorsichtsmaßregeln treffen zu lassen, wie sie das Gesetz gegen sogenannte

Verschwender gutheißt. Zur Rechtfertigung dieses Schrittes mußte sie dem Gerichte Thatsachen in's Ohr sagen, welche, da hier Alles öffentlich verhandelt wird, bald in alle Zeitungen übergingen. Es erhellt aus denselben, daß die großen Honorare, welche Alexander Dumas von seinen Romanen und Schauspielen bezieht, nicht lange in seinem Hause oder in seiner Kasse bleiben, und daß er eine echt philosophische Gleichgiltigkeit gegen das Geld hat. So kommt es denn, daß trotz der hunderttausend Francs, die er alljährlich einnimmt oder vor der Revolution einzunehmen pflegte, weder Geld noch Geldeswerth bei ihm zu finden ist, daß er vielmehr viel, sehr viel Schulden hat. Ida Dumas verlangte nun, ihr Mann solle dazu verurtheilt werden, zu ihrem Unterhalt eine jährliche Summe auszusetzen. Diesem Verlangen hat das Gericht entsprochen und die Summe zu sechstausend Francs angeschlagen. Herr Dumas war galant genug, sich dem Willen und Antrage seiner Frau nicht zu widersetzen, ja er erschien nicht einmal vor Gericht, noch ließ er einen Anwalt für sich erscheinen. Hoffentlich wird er nun auch so galant sein, dem Urtheilsspruche zu gehorchen und die arme Ida nicht auf ihr Jahrgeld warten lassen; denn ein Mann, der gegen Jedermann so freigebig ist, wie der Verfasser des „Monte Christo", wird eine Freundin, die seinen Namen führt, gewiß nicht darben lassen.

Kapitän Frederick Marryat.

Eine der glänzendsten Zierden der neuern englischen Literatur, Kapitän Marryat, der Smollett des neunzehnten Jahrhunderts, starb am 9. August zu Langham in Norfolk im 56. Jahre seines thaten- und ruhmreichen Lebens nach längerem Unwohlsein. Es waren ihm mehre Blutgefäße zersprungen und auch der Tod seines ältesten Sohnes, der beim Schiffbruche des „Avenger" umgekommen war, mag sein Ende beschleunigt haben.

Kapitän Marryat war der Sohn eines Londoner Bankiers und trat schon in früher Jugend in den königlichen Flottendienst. Als Midshipman der Impercieuse diente er bei den Unternehmungen des Lord Cochrane an der katalonischen Küste und war bei dem Angriff auf die französische Escadre auf der Rhede von Aix

im Jahre 1809. Später nahm er an der Expedition gegen Walcheren Theil und als Lieutenant des „Newcastle" hatte er im Jahre 1814 auf seiner Barke vier Schiffe aus der Bay von Boston heraus. Im Kriege gegen die Birmanen befehligte er die „Ariadne" und war eine Zeitlang der älteste Offizier der Station. In Anerkennung seiner Verdienste erhielt er den Bathorden.

Sein literarischer Name, der auch in Deutschland einen guten Klang hat, gründet sich auf seinen Peter Simple, Jakob Ehrlich und Midshipman Easy — Seeromane von unerreichter Volksthümlichkeit, die an Geist und Humor den Vergleich mit den bewundernswürdigen Werken des Verfassers von Peregrin Pickle nicht zu scheuen und die nicht nur in England, sondern auch in Deutschland und Frankreich viele Nachahmer gefunden haben.

Caussidière.

Der Ex-Polizeipräfekt Caussidière, welchen sein böses Gewissen zur Flucht aus Paris bestimmt hat, um sich den Folgen der über ihn verfügten gerichtlichen Untersuchung zu entziehen, ist ein Mann von riesenhafter Größe und Stärke mit einem kleinen Kopfe; ein Journal bezeichnet ihn als den urwüchsigen, massiven Sohn der Barrikaden mit einem Gemisch von Bonhommie und Durchtriebenheit, als ein echtes Kind der boue de Paris. Er spricht gewöhnlich argot (die Gaunersprache), gespickt mit Flüchen und Schwüren, woraus man auf seine frühere Bildung schließen kann; auch trägt er keineswegs das Gepräge des Genies an seiner Stirn und besitzt überhaupt kein hervorragendes Talent, keine hervorragende Eigenschaft, außer, daß er der wahre Typus einer Klasse ist, deren Verwegenheit, Querköpfigkeit und Wühlerei sie zu einer

eben so sehr gefürchteten, als gehaßten Sippschaft, zum Abscheu aller Regierungen, sowol republikanischer, als monarchischer, zur Führerin der kommunistisch gesinnten Arbeiter und der Anhänger der rothen Republik gemacht haben. Sein ganzes früheres Leben bezeichnet ihn als einen Feind der gesetzlichen Ordnung; seit 1830 war er Anstifter und Theilnehmer jedes Aufruhrs, jeder Emeute, und sowol dieser Umstand, als sein kecker Muth, sein Haß gegen Louis Philipp, seine Liederlichkeit, Verschwendungssucht und vor allem seine Vorliebe für Anarchie erwarben ihm die Herzen aller Ultra-Demokraten unter der arbeitenden Klasse. 1834 leitete er den Aufstand zu Etienne, tödtete bei dieser Gelegenheit einen Polizei-Agenten, wurde ergriffen und zu zwanzigjähriger Einkerkerung verurtheilt. Zufolge eines allgemeinen Amnestie-Dekrets erhielt er indeß seine Freiheit wieder und lebte von da an bis zum Ausbruch der Februar-Revolution von einem Salär, das er für Verbreitung der Zeitschrift „Réforme" in den Provinzen bezog. Nach dem Sturz Louis Philipp's zum Polizei-Präfekt von Paris erhoben, konnte er doch sein wühlerisches Treiben nicht lassen und bereitete so, namentlich durch sein Verhalten gegen die National-Versammlung am 15. Mai, seinen eigenen Sturz vor.

Infernalische Constitutionen.

Aus der Teufelszeitung erfährt man, daß der diabolische Beherrscher des infernalischen Reiches Belzebubiano der Einzige den Entschluß gefaßt habe, auf unbestimmte Zeit sein Reich zu verlassen und sich auch auf die Oberwelt zu begeben. Als Ursache dieses Entschlusses gibt man Folgendes an:

Schon längere Zeit hindurch wurden in den verschiedenen Abtheilungen des Höllenreiches Unzufriedenheit und Mißvergnügen bemerkbar, welche Erscheinungen man einigen Ankömmlingen von der Oberwelt zuschrieb, indem selbe durch Erzählung der bei ihnen vorgefallenen Scenen und Einführung der Constitution die höllischen Gemüther aufregten. Es begann in der Hölle der Wunsch, nach einer Constitution laut zu werden und Petitionen wurden mit feurigen Fingern unterschrieben.

Der Höllenfürst erschrack nicht wenig, als ihm sein Vertrauter und Günstling Fouchée dieses meldete. Nach einigen geheimen Berathungen mit seinen Vertrauten that Belzebubiano's Großmutter, welche ebenfalls bei der Berathung zugegen war, den Vorschlag: ihr königlicher Enkel möge sich zu einer Reise auf die Oberwelt bequemen, um allda nach der besten Constitution zu forschen, welche er dann nach reiflicher Ueberlegung seinen infernalischen Unterthanen geben könne. Zulebaba geborne Chaos, die diabolische Großmutter, wollte auch durch eine solche ihren geliebten Enkel zerstreuen, da derselbe oft Stunden hatte, in welchen er nicht wußte, was er wolle und ihm selbst die höllischen Freuden zuwider wurden. Vergeblich warf man Fett aus dem Wamste reicher Pächter in das Feuer, das unter dem Höllenthrone brannte; vergeblich thaten Pariser Affen die possierlichsten Sprünge und Diabolina, des Höllenreichs erste Tänzerin, bot vergeblich all' ihren Liebreiz in künstlichen Stellungen auf, um die Wolkenstirne des infernalischen Großherrn zu erheitern; selbst der höllische Charivari konnte kein Beifallslächeln sich erwerben.

Die Reise auf die Oberwelt wurde beschlossen und auch unternommen. Die schlaue Großmutter hatte durch die geheimen Vertrauten des Reichs bereits die rechte Schmiede erfahren und auf ihren Rath ging die Reise nach England, wo der verschmitzteste Diplomat unserer Zeit auf seinen goldenen Lorbern ausruht und sich gemüthlich mit dem Fischfange unterhält. Der fürstliche Fischer sollte die infernalische Majestät über die beste Constitution belehren und that dies auch in seiner Art, denn der Höllenfürst soll höchst vergnügt England verlassen und aus Dankbarkeit dem ergrauten Rathgeber die nächste Stelle bei seinem Throne versprochen haben. Was für eine Constitution der infernalischen Majestät angerathen worden, wird bald offenbar, denn auch auf der Oberwelt soll man den Diplomaten an der Themse zu Rathe gezogen haben und derselbe gleich einem Geiste in einem Bollwerke aufgetaucht mit Schrecken wahrgenommen worden!!

Hil. Jocosus.

Länder- und Völkerkunde.

Man hat immer den Niagarawasserfall für den größten in der Welt ausgegeben, er ist es aber nicht, wie wir hören, denn der Shirawati, der in den arabischen Meerbusen fällt, bildet noch einen weit ansehnlicheren. Das Wasser stürzt da zuerst dreihundert Fuß weit in einem Winkel von fünfundvierzig Grad in seiner weißen Schaummasse herab und dann noch 850 Fuß tief mit donnerähnlichem Getöse in einen finstern Abgrund hinunter. Der ganze Fall hat eine Tiefe von 1150 Fuß. In der Regenzeit ist der Fluß, bei einer Breite von einer Viertelmeile (englisch,) in der Nähe des Falles gegen dreißig Fuß tief, in der trockenen Jahreszeit dagegen seichter und in drei Fälle von mannigfaltiger Größe und Schönheit getheilt. Ein amerikanisches Blatt selbst sagt: Erst wenn wir unsern Genesee- und St. Lorenzfall vereinigen und diese Vereinigung verdreifachen, erhalten wir den Fall des Shirawati. Zwar ist die Wassermasse in dem Niagara größer, in Rücksicht auf die Tiefe des Falles aber verhält er sich zu diesem Nebenbuhler wie ein Bächlein zu einem Riesenstrome.

Die deutsche Flotte. Haben alle unsere Leser und Leserinen bereits ihre Gabe dargebracht zum Baue der deutschen Flotte? Mit so großem Eifer auch die Sammlungen dafür von manchen Seiten betrieben werden und welche verhältnißmäßig große Gaben hier und da eingehen, so ist die Summe, die bisher im Ganzen eingegangen, doch kaum nennenswerth, wenn wir bedenken, daß wir ein Volk von vierzig Millionen sind. Nur einige Seestädte haben sich in dieser allgemeinen Flauheit durch großen Eifer ehrenvoll ausgezeichnet; durch sie und durch Staatsmittel ist es gelungen, wirklich eine kleine, deutsche Kriegsflotte aufzustellen, welche, die österreichischen Schiffe im Mittelmeere abgerechnet, zwanzig bewaffnete Fahrzeuge mit 121 Geschützen zählt, nämlich die Fregatte „Deutschland" mit 34 Kanonen, die Corvette „Amazone" mit 12 Kanonen, die Corvette „Franklin" ebenfalls mit 12 Kanonen und den Schooner „Elbe" mit 12 Geschützen, ferner 6 Dampfboote mit zusammen 31 Geschützen, und dann 10 Kanonenboote, jedes mit zwei Geschützen, also doch wenigstens ein Anfang. Auch erzählt man mit Bestimmtheit, daß die Flotte nächstens einen Admiral in dem Prinzen Adalbert von Preußen erhalten werde, der sich lange schon mit Vorliebe dem Seewesen gewidmet und auch neuerdings eine Schrift über die deutsche Flotte herausgegeben hat.

Wenn's wahr ist. Große Sensation machen die neuesten Berichte aus Californien. Wenn sie nicht — wie stark zu vermuthen — große Uebertreibungen enthalten, so müßte man endlich, wo das wahre Goldland — El Dorado — liegt. In dem Ufersande einiger Arme des Sacramento, namentlich des sogenannten „Feather und Fork" soll nämlich Gold in unglaublicher Menge gefunden werden — Körner von der Größe eines Senfkornes bis zu einer Unze Gewicht! Die Erzählungen klingen märchenhaft. Die ganze amerikanische Bevölkerung, heißt es, befindet sich gegenwärtig an den Ufern dieser Flüsse, auch die Weiber und Kinder haben ihre Wohnungen verlassen und sammeln Gold. Ihr Gewinn beträgt täglich drei bis vierhundert Dollars! Alle anderen Geschäfte in Californien sind vor der Hand aufgegeben. Soldaten, Matrosen, Handwerker Beamte, ja der Gouverneur selbst, sind an Ort und Stelle abgegangen. Für Gefäß und Siede werden die ungeheuersten Preise bezahlt. Amtliche Berichte fehlen noch; inzwischen hat sich die Spekulation der Sache bemächtigt; es werden Maschinen zur Erleichterung der Goldwäschen abgeschickt und Lebensmittel und Kleider für die, welche ihre früheren Beschäftigungen für die neue, gewinnreichere aufgegeben haben.

Album für Damen.

Die Zeitungen erzählen eine hübsche Anekdote von dem allverehrten Papst Pius IX. Als Fanny Elßler in Rom tanzte und die ganze „ewige Stadt" entzückte, wollten ihr ihre wärmsten Bewunderer einen Beweis ihrer Verehrung geben, veranlaßten eine Unterzeichnung und brachten in sehr kurzer Zeit die Summe von 3000 Thalern zusammen, welche ein geschickter Juwelier für einen goldenen Kranz verlangt hatte, den man der Tänzerin überreichen wollte. Als Alles bereit war, fiel es den Leuten ein ob wol eine solche Demonstration auch Pius IX. gefalle. „Wir wollen sogleich zu ihm gehen," und sie schlugen sofort den Weg nach dem Quirinal ein. Pius IX. nahm sie leutselig auf, aber der Gedanke, wie viel Arme mit der Summe von 3000 Thaler unterstützt werden könnten, verhinderte ihn zu lächeln. „Sie bedürfen meiner Einwilligung zu dem nicht, was sie thun wollen." — „Wir entsagen unserem Plane sofort, wenn Ew. Heiligkeit ihn nicht bil-

ligen, denn wenn wir auch die Kunst lieben, und sie als den Ausdruck des Schönen feiern, so lieben wir doch Pius IX. über Alles." — „Geben Sie den Kranz der Tänzerin, wenn es Ihnen Freude macht, aber erlauben Sie mir die Bemerkung, daß Sie in der Wahl des Andenkens, für das Sie sich entschieden haben, nicht glücklich gewesen zu sein scheinen. Ich würde eine Guirlande, einen Strauß oder dergleichen vorgezogen haben, denn ich glaubte bisher, Kränze seien für den Kopf, nicht für die Füße bestimmt." — In dem Augenblicke übrigens, als Fanny Elßler den goldenen Kranz erhielt, ließ Pius der IX. Tausend Thaler an die Armen zahlen.

Adresse der Frauen an ihre Männer. Die jetzt überall herrschende und Alles durchdringende Gährung und Aufregung der Gemüther, bedroht die Frauen in ihrem Höchsten und Heiligsten in dem Schooße ihre Familien. Diese Befürchtungen betreffen die Entfremdung sämmtlicher Eheherren vor Allem, was Haus, Familie und Kinderzucht betrifft, ja selbst die Lockerung der Bande der ehrlichen Liebe. Hier muß eine schleunige, gründliche Abhilfe geschehen, wenn nicht der Staat in seinen Grundfesten erschüttert werden soll.

Wir lebten still und harmlos und in süßester Eintracht mit unsern Männern bis die unglückseligen neuesten Revolutionen ihrer frommen Denkungsart, ihrer liebevollen Häuslichkeit das heftigste Drachengift eingeflößt hatten. Wir kennen unsere Männer nicht mehr! Auf unsere süßen Schmeicheleien, unsere zärtlichsten Liebkosungen erfolgt keine Erwiederung, keine Antwort! Finster, die Stirne in Falten gezogen, brüten sie über den ellenlangen Zeitungsblättern den größten Theil des Tages, und die unheilvolle Politik hat die Liebe zu uns aus ihren Herzen verscheucht.

Sprechen wir vom nothwendigen Kinderzeuge, so sprechen sie von Herstellung Polens; sprechen wir von der Ungeschicklichkeit der Dienstboten, so reden sie von der verkehrten Politik der Regierungen; verlangen wir ihre Begleitung zum Spaziergange, so müssen sie auf das Rathhaus oder in die Clubs, oder zum Exerzieren. Beim Erwachen ist das erste Wort die Zeitung, beim Schlafengehen — wieder die Zeitung, und die Erzählung des Inhalts verscheucht uns den Schlaf. Beim Frühstück wird uns kein Blick gegönnt, die Zeitung aber verschlungen; beim Mittagsessen kein anderes Wort gesprochen, als was das Abendblatt noch Neues bringen wird — und beim Abendessen bereiten sie sich auf die Reden vor, welche sie in den politischen Versammlungen halten wollen. Ja, wir haben sogar schon das Gräßliche hören müssen: „Wenn ich nur nicht verheiratet wäre, so schlüge ich mit den Andern wacker darein."

So weit sind die Männer also in ihrer politischen Wuth gekommen, daß sie das, was ihnen vor Allem und einzig und allein am Herzen liegen sollte, — Weib und Kind — als eine Last, als ein gehässiges Hinderniß betrachten. Wehe uns, Hausfrauen! Wie soll das enden? Muß nicht der Staat hier einschreiten; der in seinem Fortbestand am meisten bedroht ist? — Durch die Preßfreiheit ist der böse Geist in unsere Männer gefahren, und da sie nicht mehr über die Censur schimpfen können, suchen sie andere Gegenstände an denen sie ihren Grimm auslassen. Aber wehe den Zeitungsschreibern und Journalisten! Keine liebende Gattin soll ihnen den Dornenpfad des Lebens mit Rosen bestreuen und kein weibliches Auge auf ihr einsames Grab eine Thräne träufeln lassen.

An Euch aber, Verblendete und Unselige an Euch, Ihr Ehemänner insgesammt, ergeht hiermit eine laute Ermahnung, das Angstgeschrei Eurer Frauen. Kehrt um auf dem schlimmen Wege, den Ihr betretet; lasset Euch nicht verlocken von den Wühlern; kehrt wieder in die Arme Eurer liebevollen, leicht zu versöhnenden Gattinen, und wir versprechen Euch, eine leichte Last und eine süße Bürde zu sein. Wir sind Alle auch fest entschlossen, kein erlaubtes Mittel unangewendet zu lassen, Euch auf die Bahn des Rechts, auf den stillen Weg der ruhigen Häuslichkeit, der alten Liebe zurückzuführen. Hört! hört! J. J. P.

Militärisch-Statistisches.

Der Caikisten-Distrikt und die römischen Schanzen. Der Bezirk des Caikisten-Bataillons ist an der südlichen Seite des Bacser Komitats und faßt in sich jene ein Dreieck formirende Fläche, welche durch die Einmündung der Theiß in die Donau gebildet, gegen Nordwest großentheils durch die römischen Schanzen abgegrenzt wird. Der Flächeninhalt des Caikisten-Bataillons beträgt 137.367 Morgen Landes, von welchem 97,746 Morgen bebaut, das Uebrige ist theils durch zeitweise Ueberfluthungen unfruchtbar. Die Bevölkerung ist 30.315 Seelen, wovon 28.000 Slaven, 186 Walachen, 528 Magyaren, 758 Deutsche und 177 Zigeuner; hinsichtlich der Religion 28.275 gr. n. Unirte, 63 gr. Unirte, 1527 Katholiken und 350 Protestanten; der Bezirk hat 14 Ortschaften, als: Titel, (der Stabsort an der Theißmündung,) Lok, Mosorin, Bilovo, Gardinovac, Josefsdorf, Carag, Gospodince, St. Ivan, Unter- und Ober-Kovil, Kaacs, Georgiewa und Nadak; diese Orte sind in 6 Kompagnien eingetheilt. — Das Caikistenbataillon hat seine jetzige Form unter Maria Theresia 1764 erhalten und der bis dahin unter Civilverwaltung gestandene Bezirk wurde mit Einwilligung des ungarischen Reichstages aus dem Bacser Komitate mit dem Bemerken geschieden, daß es, wenn die Zeitumstände das Bestehen des Bataillons nicht mehr erheischen, dasselbe dem Komitat wieder einverleibt werde. Der Zweck des Caikistenbataillons war, die Mannschaft zu der gegen die Türken zur Beschützung der Grenze errichteten Donau-Kriegsflottille zu liefern. Diese Kriegsflottille bestand jedoch schon im Jahre 1527, hatte aber ihre Kantonirungsstation in Komorn. Die Donau-Kriegsflottille hatte im Jahre 1692 46 große Schiffe mit je 40—50 Kanonen; im Jahre 1789 stand diese Kriegsflottille bei Semlin und hatte 1 Admiralschiff mit 24 17pfündern, 4 Schaluppen mit 12 18pfündern, 4 Galeeren mit je 3 Stück 3pfündern, 32 Caiken, jede mit 6 Stück 3pfündern, 4 schwimmenden Batterien mit je 4 6pfündern; im Ganzen mit 328 Kanonen. Gegenwärtig besteht die Donau-Kriegsflottille aus 2 Kanonenbooten mit je einem 18pfünder, 6 Stück 3pfünder und einer 10pfündigen Haubitze; 2 Kanonierbarken, jede mit einem 12pfünder, 6 Stück 3pfünder und 1 10pfündigen Haubitze; 4 ganz Caiken, jede mit 1 6pfünder, 6 St. 3pfünder und 1 7pfündigen Haubitze; 14 Halbcaiken, jede mit 2 3pfünder und 8 1pfünder; 8 Viertelcaiken, jede mit einem 1pfünder. (Gegenwärtig sind die Caikisten wie bekannt gegen das ungarische Ministerium im Aufstande und stellen mit den ihnen sich angeschlossenen Serbiern 8000 Mann, die sich hinter den Römerschanzen festhalten.) — Die Römerschanzen, welche den Bezirk des Caikistenbataillons abgrenzt, ist ein 3 Klafter breiter und 2 Klafter hoher Damm, und erstreckt sich, bei den Neusatzer Weinbergen beginnend, auf eine Strecke von 3 Meilen, von der Donau bis zur Theiß bei Curuk. Die andere Römerschanze erstreckt sich von der Donau bei Apathin südwärts gegen die Orte Novoselo, Parabuti, Jareck und vereint sich bei Curuk mit der früheren. Nach einigen Geschichtsforschern stammen diese Schanzen aus der Zeit als im J. 295 die Jazigier nach Dacien eingebrochen und dort vom Kaiser Diocletian geschlagen wurden. Andere Geschichtsforscher nennen als Erbauer der ersten Schanzen die Avaren und Markomanen, die sich daselbst gegen die Römer verschanzt hätten, welch' Letztere, um ihre Schiffahrt zu sichern, später die letztere noch erbauten, und zwar um die Zeit Mark Aurel's, der von Syrmien aus mehrere Kriege mit den Avaren und Markomanen hatte. Die erstere Schanze ist heutzutage noch wohl erhalten, nie wieder ausgebessert und mit Außenwerken und Pallisaden versehen worden, und kann bei gehöriger Vertheidigung, und wenn die Kommunikation mit Slavonien und Syrmien erhalten wird, wegen der unübersteiglichen Moräste und durch die verschanzten, mit den 200 Fuß hohen hängenden Theißufer gedeckten Höhen bei Titel geschützt, auch einer bedeutenden Kriegsmacht zu thun geben. — Erwähnenswerth sind noch die von Tag zu Tag mehr verschwindenden Schanzen, welche in einer ungleichen Entfernung von 300—1600 Schritten von Peterwardein sich in einem Halbkreise an die Donau ziehen; und um welche zahlreiche Vertiefungen sich zeigen, die wahrscheinlich zu einem Lager dienten. Diese sind im J. 1688 durch Caraffa begonnen und durch General Caprara beendet worden. Als im J. 1716 Prinz Eugen hier das Heer gegen die Türken in Schlachtordnung stellte, waren diese Schanzen bereits verfallen, und heutzutage sind kaum noch die Spuren davon sichtbar.

Gemeinnütziges.

Die Heilung der bösartigen Klauenseuche. Das Mittel ist äußerst wohlfeil, schnell wirkend, greift die Thiere viel weniger an, als andere vorgeschlagene Mittel, und wird folgendermaßen zubereitet: Ein Weinglas kaltes oder warmes Wasser wird in einen Napf geschüttet, 2 Kupferkreuzer und 2 Zinkplatten von der Größe der Kreuzer hineingelegt und darauf so viel Schwefel-

Digitized by Google

säure gegossen, bis das Wasser anfängt zu brausen. Hört das Brausen auf, so wird das Ganze bis auf die Kupferkreuzer, welche sich nicht auflösen, erneuert. Dies Mittel wirkt aber nur dann mit Erfolg, wenn Nachstehendes streng dabei beobachtet wird:

1. Ist es unbedingt nothwendig, vor Anwendung dieser Flüssigkeit die Klauen gehörig auszuschneiden, oder wenigstens von allem Schmutze zu reinigen und dann erst die wunden Stellen mit einem Schwamme, welcher mit dieser elektro-chemischen Flüssigkeit getränkt ist, zu bestreichen;

2. müssen die operirten Thiere vier bis fünf Tage vor Feuchtigkeit und Nässe geschützt werden; selbst der Thau hindert einen glücklichen Erfolg der Kur. Bei einer gehörigen Operation ist ein einmaliges Bestreichen mit dieser elektro-chemischen Flüssigkeit schon hinreichend, die Krankheit zu vertilgen; auch wird durch Anwendung dieses Mittels das Ansteckungsvermögen vernichtet.

Weinbau. Das Pfropfen der Weinstöcke ist in Frankreich in der Umgegend von Dijon zuerst von einigen Landwirthen mit sehr günstigem Erfolge versucht, und dann allgemein eingeführt worden. Durch dieses Verfahren wird ein doppelter Vortheil erzielt; anstatt daß nämlich die gepflanzten Weinstöcke in mehren Jahren Trauben tragen, ist dies bei den gepfropften Weinstöcken gleich im ersten Jahre der Fall, und außerdem kann auf einen Stock von schlechterer Qualität eine edlere Sorte gepfropft werden. Wie leicht sich auf diese Weise bessere Rebensorten statt der geringen einführen lassen, ist leicht begreiflich.

Wer hätte geglaubt, als die Schießbaumwolle erfunden war, und die Erde fürchten mußte, durch dieses furchtbare Mittel in die Luft gesprengt zu werden, daß man nach wenigen Monaten in eben dieser Schießbaumwolle das beste Heilmittel für alle Wunden finden würde! Und doch ist es so. Diese Baumwolle bildet, in Aether aufgelöset und auf die ärgste Schnittwunde gelegt, eine dicht anhängende, wohlthätige Bedeckung, welche nicht nur die Wunde besser schützt als irgend ein Verband, sondern auch die Heilung auf das Wunderbarste beschleunigt. Nach der Heilung läßt sie sich ganz leicht abnehmen. Der Entdecker der Betäubungskraft des Chloroforms, Dr. Simpson in Edinburg, benützt in ähnlicher Weise Chloroform und Gutta-Percha, den bekannten Stoff, der zu Allem gebraucht werden kann, wie es scheint. Die Mischung hat etwa die Dicke flüssigen Honigs, wird in einer Flasche aufbewahrt und daraus auf die Wunde gegossen. Der Chloroform verflüchtiget sich sofort, die Gutta-Percha aber bleibt als eine schmiegsame zweite Haut über dem verletzten Theile zurück, Wochen lang, wenn es nöthig ist, ohne daß ein neuer Verband angelegt zu werden braucht, bis man sie ganz abnehmen kann. Wenn wir bedenken, wie vielen Menschen dadurch Schmerz erspart werden wird, wie sehr viele chirurgische Operationen vereinfacht werden können, so dürfen wir diese beiden neuen Erfindungen gewiß zu den wohlthätigsten rechnen, die in der neuesten Zeit gemacht worden sind.

Miscellen.

Verordnung der Kaiserin Katharina. Zu jener Zeit, als die geistreiche Monarchin in Rußland zur Regierung gelangte, lebten die russischen Frauen noch im tiefsten Sklavenstande. Die Czarin beschloß die Kultur, die in der Behandlung des schwächeren Geschlechts in den anderen Ländern Europa's herrschte, auch in ihrem ausgebreiteten Reiche bekannt und einheimisch zu machen. Sie begann damit, die englischen Moden statt der russischen Trachten einzuführen; leichte, geschmackvolle Zeuge ersetzten die schweren Tücher, und die Pelzwerke, in welche die Weiber bisher eingehüllt waren. Sie kamen etwas mehr an das Tageslicht und hörten auf, sich in ihren Schlupfwinkeln zu verkriechen. Sie gaben und empfingen Gesellschaften, sie machten sich gegenseitig Besuche und bildeten Zusammenkünfte.

Allein es hielt recht schwer, diese Sitten und Gebräuche bei einem fast noch halbwilden Volke einzuführen, und die Monarchin sah wohl ein, daß es kein leichtes Unternehmen sei, Civilisation und einen gewissen Grad von Höflichkeit unter Frauen zu verbreiten, die bisher keinen Begriff davon gehabt hatten. Sie griff zu einem sichern Mittel; sie hielt es für gerathen, Rußlands Weiber durch einen Ukas über ihre künftige Lebensweise zu belehren. Sie erließ zu diesem Zwecke folgende Verordnung:

Wir, Katharina, Selbstherrscherin aller Reussen u. s. w. befehlen hiermit:

1. Die Frauen, welche Vereine ihrer Bekannten bei sich sehen wollen, sollen dieselben entweder mündlich oder schriftlich dazu einladen lassen.

2. Diese Gesellschaften sollen um vier oder fünf Uhr anfangen und dürfen nur bis Abends zehn Uhr dauern.

3. Der Herr des Hauses ist nicht verpflichtet den eingeladenen Personen entgegenzugehen, oder sie beim Weggehen außerhalb seiner Wohnung zu begleiten. Er hat aber dafür zu sorgen, daß die Gesellschaftszimmer mit Stühlen versehen und daß Lichter, Liqueurs und andere den Gästen etwa erwünschte Dinge vorhanden sind. Auch an Karten, Würfeln und anderem Spielgeräth darf es nicht fehlen.

4. Es bleibt jedem Mitgliede der Gesellschaft unbenommen, herum zu gehen, sich zu setzen, zu spielen oder nicht, und es ist niemand erlaubt, einen Gast in seinem Vorhaben zu stören. Wer sich einer solchen Unart schuldig macht, soll zur Strafe gezwungen sein, das große mit Branntwein gefüllte Adlerglas austrinken zu müssen. Die Eintretenden und Weggehenden haben stets die Gesellschaft zu begrüßen.

5. Alle Personen von Rang, die Adelichen, die oberen Offiziere, die Kauf- und Handelsleute von Bedeutung, die vorzüglichsten Handwerker, hauptsächlich die Zimmerleute und die Kanzleibeamten sollen mit ihren Frauen Zutritt in die Gesellschaften haben.

6. Für die Diener und Knechte der Gäste, muß ein besonderer Raum angewiesen werden, damit sie nie in den Zimmern der Herrschaft erscheinen.

7. Den Weibern ist strenge verboten, unter welchem Vorwande es auch sei, sich zu betrinken; auch die Männer dürfen es vor neun Uhr Abends nicht.

8. Wenn die Frauen sich mit Pfänder-Frag- und Antwort- oder mit anderen Spielen dieser Art die Zeit vertreiben und sich belustigen, sollen sie sorgfältig alles zu vermeiden suchen, was der Sittsamkeit zuwider ist. Niemand soll sie zum Küssen zwingen können, und wenn sich jemand eine Thätlichkeit erlauben sollte, der wird ohne Weiteres aus der Gesellschaft gewiesen.

Gegeben in unserem kaiserlichen Palast u. s. w.

Der Ex-König von Frankreich und seine Gattin in Lebensgefahr. Louis Philipp nebst Gattin wurden im Parke zu Claremont vor zwei Wochen durch einen wüthenden Stier dermaßen erschreckt, daß die Ex-Königin seitdem bedenklich unwohl ist. Die Gewandtheit eines muthigen Dieners rettete sie.

Man versichert in Paris, Niemand in der Welt vermöge die Marseillaise so zu singen, wie die Rachel. Ein Berichterstatter des Morgenblattes besuchte deshalb vor Kurzem das Theater in Straßburg, weil angekündigt war, die Rachel werde nach der Vorstellung der Horatier singen. Ich war sehr neugierig, schreibt er darüber, und es ging allen Anwesenden so. Man hätte ein Blatt fallen hören können. Die Rachel erschien in demselben Costüm, in dem gewöhnlich die Republik von 1848 abgebildet wird. Die dreifarbige Fahne lehnte seitwärts. Ihre Wangen waren ohne Schminke und geisterhaft blaß; die Gluth der schwarzen Augen vermehrte noch diese Bläße. Sie begann auf ganz eigenthümliche, merkwürdige Weise. Es war keine Rede, es war kein Gesang, sondern ein Flüstern, schauerlich wie das Säuseln des Windes in den Wipfeln der Bäume vor dem Ausbruch eines Gewitters. Allmälig wurde die Stimme stärker und schwoll so mächtig an, wie es der schwachen Brust der Schauspielerin kaum zuzutrauen war. Bei der letzten Strophe ergriff sie die Fahne, mit welcher sie niederkniend sich malerisch drappirte, und schloß unter unerhörtem Beifallssturm und unter einem Regen von Kränzen. Ob sie mit oder ohne Begleitung sang, weiß ich nicht zu sagen, denn ich hörte nichts als die Stimme der Rachel. Ich hatte ein eigenthümliches Gefühl an den Wurzeln der Haare, als wollten diese sich sträuben, und es traten mir Thränen in die Augen. Das begegnet mir jedesmal, wenn ich etwas vollkommen Schönes sehe oder höre, und eben deshalb begegnet es mir selten.

Kleine Erzählungen.

Der Advokat und die Waise. Gegen das Ende des Jahres 1794 erfuhr Herr J**, Advokat am Parlament und Aeltester des Standes, daß Fräulein von Saint-Haigle, kaum sechszehn Jahre alt, in größter Dürftigkeit mit einer alten Nonne in einem Hause der Vorstadt Saint-Marceau wohne. Herr J** war An-

walt, Rathgeber und Freund des Marquis von Saint-Paigle, eines Kürassier-Majors unter Ludwig XV. gewesen, und da dessen Sohn und Enkel ebenfalls Klienten des achtbaren Advokaten waren, so konnte man letzteren als den Führer und Beschützer dieser drei Geschlechter betrachten. Herr J** erfuhr nun, daß von dieser einst so blühenden und reichen Familie nur dieses arme Kind, wie durch ein Wunder dem Revolutionsbeile entgangen, allein noch übrig sei. Die ausgebreiteten Güter waren confiscirt worden; das Schaffot hatte die Familienglieder dieses glänzenden Hauses eins nach dem andern hingerafft. — Von so vielem Unglück war das Herz des Advokaten auf's Tiefste gerührt; er erinnerte sich der langen Zuneigung, welche diese Familie mit ihm verbunden, und beschloß, der vater- und mutterlosen Waise zu Hilfe zu kommen.

Herr J** begab sich in die ärmliche Wohnung, welche dem Fräulein von Saint-Paigle zur Zuflucht diente; er sah daselbst ein junges, schönes, bescheidenes, in ihr Schicksal ergebenes Mädchen, unablässig mühsamen Arbeiten sich widmend, um ihr kümmerliches Dasein und dasjenige der frommen Frau zu fristen, die Mutterstelle bei ihr vertrat.

Der Advokat und das junge Mädchen sprachen lange miteinander. Es machte dem Greise Vergnügen, die verborgensten Falten dieses natürlichen Herzens zu erforschen, indem er Julie über ihre Unglücksfälle ausführlich befragte; und sie fand einen unbeschreiblichen Reiz darin, diesem weisen Führer, welcher während sechzig Jahren das Orakel der Familie gewesen, und nun das ihrige zu werden im Begriff stand, ihre trübseligen Begebenheiten darzustellen.

„Mein Fräulein," sagte der Advokat gegen das Ende der Erzählung, „Ihren Unglücksfällen muß ein Ziel gesetzt werden, und Sie sind an diesem Ziele. Ich bin reich an Gold und — Jahren, denn ich habe 40.000 Livre's Renten und bin siebenundachtzig Jahre alt. Nehmen Sie die Hand des Greises mit dem Vermögen des Advokaten. Einen glänzenden Namen führe ich nicht; weder Wappenschild noch Krone kann ich Ihnen anbieten; mein Ruf ist aber ohne Makel, und Rechtschaffenheit gilt, nach meiner Meinung, wie gewiß auch nach der Ihrigen, als der schönste und achtungswertheste Titel, den nur Pergamente verleihen können. Durch das Unglück, mein Fräulein, ist Ihre Vernunft zur Reife gekommen, und Sie sind zur größern Einsicht gelangt, darum spreche ich zu dem Mädchen von sechszehn Jahren, wie ich zu einem Mädchen von fünfundzwanzig würde sprechen können. Eine Annahme an Kindesstatt würde weder Ihrer noch meiner würdig sein und dereinst vielleicht Ihre Ruhe stören, indem sie Veranlassung zu Prozessen und unerschöpflichen Stoff zu öffentlicher Bosheit geben könnte. Die Ehe gleicht Alles aus; indem ich mein Vermögen Ihnen zusichere, gründe ich Ihr künftiges Glück auf festere Grundlagen; es ist die letzte Ergebenheit, welche ich den Freunden bezeuge, die ich beweine, Ihren dahingeschiedenen Verwandten."

Das junge Mädchen schlug die Augen nieder, sie erröthete nicht, denn ihre engelgleiche Vernunft sah die Ehe nur für ein frommes Bündniß an; sie weinte jedoch, und diese Thränen, welche ihre Wangen überströmten, verschönerten sie noch. — „Sie wollen also mein Wohlthäter werden?" rief sie aus. — „Ihr Vater und ihr Freund will ich sein, mein Fräulein," erwiederte der Greis. Sodann durchkreuzte ein edler und biederer Gedanke das Herz des jungen Mädchens; sie sagte zu Herrn J**: „Wenn Sie Erben haben, würd' ich denselben Unrecht thun; o nein! ich nehme ihre Wohlthaten nicht an, wenn sie Jemanden nachtheilig werden könnten."

Als der Advokat dieses jedem Mangel hingegebene Mädchen, dessen Kindheit einst von Pracht und Gold umgeben war, bei dem bloßen Gedanken erschrecken sah, den Ansprüchen Anderer zu schaden, füllten Thränen seine Augen. „Fürchten Sie nichts," antwortete er, „ich habe nur sehr entfernte Seitenverwandte; hunderttausend Franken werden hinreichen, sie glücklich zu machen, und Ihr Gewissen, mein Fräulein, soll nicht beunruhigt werden." —

Sehr erstaunt war man, einige Tage nach Wiedereröffnung der Kirchen, unter dem Direktorium, als der alte Advokat das bescheidene Zimmer aufgab, welches er seit dreißig Jahren, Straße Hauteville, bewohnte, um ein prachtvolles Hotel, Straße Saint-Louis im Marais, zu beziehen, welches er gekauft und mit großem Luxus hatte möbliren lassen. Bedeutend vermehrte sich noch das Erstaunen, als man endlich erfuhr, der Nestor des ehemaligen Advokatenstandes stünde im Begriff, sich mit einem jungen Mädchen von sechszehn Jahren, letztem Abkömmling des edlen Hauses von Saint-Paigle, zuvermälen. Die Scherze, die Quodlibets sprudelten von allen Seiten, besonders vom Gerichtshofe aus; aber bei seinem gesunden Verstande lachte Herr J** darüber zuerst.

Ich wohnte seinem Vermälungsfeste bei, das mit einem gewissen Prachtaufwande begangen wurde, und vielleicht zum ersten Male Männer wieder zusammenführte, welche die politischen Stürme lange Zeit getrennt hatten. — Als nach einem prächtigen Gastmahle, an welchem über hundert Gäste Theil genommen, der Abend gekommen war, führte Herr J**, dem die vertrautesten seiner Freunde vorangingen und folgten, seine junge Gattin feierlich nach dem Zimmer, welches für sie bestimmt war; hier angelangt, blieb er stehen, küßte ehrerbietig Julien's Stirn, machte den jungfräulichen Kranz los, der sich auf den braunen Wogen ihres Haupthaares wiegte, und sagte: „Meine liebe Frau, dies ist die einzige Trophäe, deren ich mich bemächtige. Ihr Glück habe ich gesichert; die Freundschaft hat ihren Prozeß gewonnen, das genügt mir; das Alter muß den seinigen nicht verlieren."

Der Herzog und der Handlungsreisende. Am 18. Juni 1815 erzitterte die Luft vom Tosen der Schlacht. Napoleon und Wellington spielten die entscheidende Partie, und Jeder von ihnen verfolgte mit der größten Aufmerksamkeit die Züge des Gegners auf dem blutigen Schachbrette.

Wenige Schritte hinter dem Herzoge von Wellington hielt auf einem flamländischen Klepper ein junger Mann von anspruchslosem Aeußern, mit einem großen Oberrocke angethan, und verfolgte mit seinen Blicken den Gang der Schlacht, an der er keinen thätigen Antheil nahm, auch sonst nicht besonders lebhaft von ihr aufgeregt zu werden schien. Dann und wann erhob er sich in den Steigbügeln, wenn der Schlachtenruf lauter zu ihm herübertönte, oder wenn plötzlich von einer neuen Seite her der Donner der Kanonen brüllte. Hatte er sich orientirt, so setzte er sich wieder bequem im Sattel zurecht und schaute kaltblütig dem Kampfe zu, aus dem eine Kugel zu ihm herüberflog und wenige Schritte neben ihm in die Erde schlug.

Plötzlich wandte sich der Herzog rasch um, als wenn er Jemand suchte, dem er eine Ordre ertheilen wollte, und erblickte die von uns beschriebene Civilperson hinter sich. Sein Blick schweifte von ihm weiter, kehrte aber wieder zu dem passiven und unerschrockenen Zuschauer zurück.

„Wer und was sind Sie, mein Herr?" fragte er rasch und befehlend.

„Ich?" fragte der unbewaffnete Reiter und schlug mit der Hand die Flanken seines Gauls. „Ich heiße Jones und bin Reisender für das Eisenwaaren-Geschäft der Herren Smith und Jenkins in Holborn."

Hier entstand eine kleine Pause, dann fuhr der Handlungsreisende fort: „Ich befand mich in Geschäften in Brüssel, und da ich hörte, daß es hier zur Schlacht kommen werde, so ritt ich her. Mir ist nur bange, daß ich dieses Pferd zu bezahlen haben werde, wenn mehrere solche Schüsse wie der da kommen;" dabei zeigte er auf die Stelle, wo die Kugel eingeschlagen hatte. „Ich habe dieses Pferd nur geliehen."

„Herr Jones," sagte der Herzog, „ich möchte nach jener Stellung dort eine Ordre absenden; würden Sie wol Ihrem Vaterlande den Dienst erzeigen und mich durch Ueberbringung derselben verpflichten?"

„O, gewiß," entgegnete der Reisende für Smith und Jenkins, „nur her damit, Ew. Durchlaucht."

Der Herzog zeigte nach einer Stelle hin, und ersuchte ihn, dorthin zu reiten und dem General einen gewissen Befehl zu überbringen.

„Er wird mir aber schwerlich Glauben schenken," meinte der vorsichtige Geschäftsmann.

„Nehmen Sie diesen Ring," sagte Wellington, indem er ihm seinen Siegelring gab; und in der nächsten Minute war Herr Jones im Pulverdampfe verschwunden, um eine Ordre zu besorgen, bei welcher seine Prinzipale, die Herren Smith und Jenkins in Holborn, gar nicht betheiligt waren. Von Kugeln umsaust, über Verwundete und Leichen ritt der Bote mit seiner Ordre zum bezeichneten General hin, der sie sogleich ausführte.

Der Handlungsreisende verschwand. Der Herzog erkundigte sich nach der Schlacht überall nach Herrn Jones, aber vergebens, und so kam er denn endlich zu dem Schlusse, er sei mit andern Braven gefallen.

Viele Jahre waren vergangen, als eines Tages der Diener in Apsley-Haus einen Hrn. Jones anmeldete. Der Herzog, der

nicht beſchäftigt war, ließ den Fremden hereinführen, der kein Anderer als der merkantiliſche Held von Waterloo war, und faſt denſelben Anzug wie damals trug.

„Ich heiße Jones, vielleicht erinnern ſich Ew. Durchlaucht noch eines kleinen Dienſtes, den ich Ihnen leiſtete?“

„Gewiß, gewiß, eines großen Dienſtes,“ unterbrach ihn der Herzog und ergriff ſeine Hand. „Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ich bin vom Hauſe Smith und Jenkins, Ew. Durchlaucht, und möchte unſer Eiſenwaaren-Geſchäft Ihrem und der Regierung Patronat empfohlen haben.“

„Verlaſſen Sie ſich darauf, ich werde für Sie thun, was ich kann. Doch, wie erging es Ihnen damals bei Waterloo?“

„Das weiß ich ſelber kaum,“ antwortete Jones. „Zuerſt kam ich auf ein Kornfeld mitten in ein Regiment hinein, dann über einen Zaun hinüber in ein anderes, dann war ich wieder bei den Franzoſen; endlich wurde mein Pferd erſchoſſen und nun ſtand ich demontirt zwiſchen Ihren Dragonern und der franzöſiſchen Reiterei; von dort glücklich fort, wurde ich in ein anderes Scharmützel verwickelt, und ſo ging es fort, bald hier, bald dort, obgleich mich die ganze Sache eigentlich gar nichts anging.“

Der Herzog hielt ſein Wort. Wer in den Regierungsgebäuden die Feuerſchaufeln, Zangen und Kohlenkocher näher betrachtet, wird überall die Firma: „Smith, Jenkins und Jones“ darauf finden.

Humoriſtiſche Bagatellen.

Ein falſcher Spion. Es mögen ungefähr 3 Wochen ſein, als der ſich ſo nennende Ahasver der komiſchen Muſe, Herr Louis Schätzl, Buda-Peſth den Rücken kehrte, hoffend, vielleicht in Oeſterreichs Gauen ein Engagement zu finden. — Müde und matt erreichte er zu Fuße gegen Abend Groß-Maros; gaſtlich winkt das Gemeindewirthshaus, er tritt ein, um ſich durch ein Glas Achter zu neuen Fahrten zu ſtärken. In der Gaſtſtube ging es luſtig her; mehrere politiſirende Kannegießer ſchrien hin und her, und kaum erblickten ſie unſern beſtaubten Pilger, der in einem Winkel ſeinen Vierkreuzer-Nektar ſchlürfte, als ſie mit den Fragen: „Woher? Von Peſth? Na, was gibts? Was iſt Neues?“ auf ihn losſtürmen. Unglückſeliger Weiſe war am Abend zuvor unſer Held noch in Peſth anweſend, als das bekannte Unglück an der Kettenbrücke ſich dort ereignete; der Sturmpetition genügend erzählt er: ein großes Unglück ſei geſchehen, viele hundert Menſchen hätten das Leben eingebüßt, malt nebenbei, um als Volkskomiker ſich ſeinem Publikum populär zu machen, den Vorfall mit grelleren Farben und improviſirt mitunter: unter den Ertrunkenen ſollen auch Bathyany und Koſſuth ſein. Kaum iſt des Letztern Name ſeinen Lippen entſchwunden, als einer der anweſenden Bauern von hinnen eilt, um bald darauf mit 8 Nationalgardiſten wieder zu erſcheinen. „Da iſt der Hallunk, der Spitzbub, der Spion, packt ihn,“ ruft der Eintretende, indem er den verdutzten Komiker mit eigener Hand vom Sitze reißt, der anfangs von dem Richter glaubt: Einen Jux will er ſich machen! und die Scene belächelt. „Fort mit dir, Hallunk! Morgen ſollſt du baumeln!“ herrſcht ihn der Maroſcher Alkade wieder an, „lach' nur!“ Der früher Unbedeutende, jetzt als Aufwiegler ereirt, wird mit Kolbenſtößen und Püffen durch das Dorf getrieben, kaum widerſteht der morſche Rock den derben Antaſtungen der ihn fortzerrenden Menge. Der peinliche Gerichtshof iſt erreicht und der Zerriſſene wird wieder mit den Worten: „Wart' Spitzbub, morgen baumelſt du! Wir haben Standrecht!“ in den Hofraum geſtoßen. Da lag auf dem Boden, der arme Agitator, der Reaktionär wider Willen, zerſtört, vernichtet. — Eine Nacht des Entſetzens und der namenloſen Martern geht zu Ende, es bricht der Morgen an — der Galgen winkt — da erſcheint unverhofft ein Deus ex machina in der Geſtalt einer höhern Gerichtsperſon, der die Sache inſpicirt, den Komiker Schätzl in dem Delinquenten erkennt und das Mißverſtändniß löſet. Des Fremden Wort wird dem Hartbedrängten zum Talisman der Rettung. Der Schützling, ſeiner Bande los, doch noch immer ſchwach und matt von der ausgeſtandenen Todesangſt, wankte von hinnen — und ſtrich zur Erinnerung an die Freiheit in Krähwinkel, den Tratſchmirl für immer von ſeinem Repertoir.

Eine Kunſtreiter-Geſellſchaft gab kürzlich in einer kleinen italieniſchen Landſtadt Vorſtellungen: „Zum erſten Male mit neuen Coſtümen: Flucht Radetzky's aus Mailand.“ Alles war natürlich auf's Höchſte geſpannt. Endlich erſcheint Radetzky, angethan mit einer alten öſterreichiſchen Generals-Uniform, und einer weißen Perrücke. Auf einem dicken Schimmel reitet er im ſpaniſchen Tritt durch die Bahn. Rings einſtimmiges patriotiſches Pfeifen; hie und da ſetzt ſich eine Orangenſchale nach dem Helden in Bewegung, man ballt die Fäuſte und die italieniſche Jugend ruft ihm zu „Scelerato;“ ſo weit geht die Sache gut. Radetzky reitet ruhig und unbekümmert umher. Plötzlich erſcheinen am Rande des Circus 4 Amazonen. Radetzky erſchrickt, ſpringt auf's Pferd, und reitet ſtehend vor den Amazonen umher, die Italiener welche den Radetzky endlich einmal ſtehen ſehen, erheben ein Jubelgeſchrei. Immer toller wird die Jagd. Radetzky tanzt einen Tyroler Paß, dann werden Barrieren gemacht und Radetzky überſpringt ſie alle, beſtändig ſtehend vor den Amazonen. Es tritt eine Pauſe ein; die Muſik bricht ab, Radetzky läßt ſeine Stiefel mit neuer Kreide ſchmieren, denn er muß weiter ſtehen. Es kommt der Schlußeffekt des Ganzen. Da erſcheint der unvermeidliche, mit Papier beſpannte Reif, auf welchem das öſterreichiſche Wappen gemalt iſt. Der unglückliche Feldmarſchall muß, gejagt von den Amazonen, ſein Landeswappen zertrümmern und durch den Reif ſpringen. Jetzt aber iſt ſeine Kraft am Ende. Er gleitet erſchöpft aber maleriſch hin vom Pferde. Die Amazonen bilden um ihn eine Schlußgruppe, bengaliſches Feuer, unermeßliches Bravo. Die guten Italiener geben vergnügt nach Hauſe, da ſie hier für einen Viertelslire den tapfern Feldmarſchall Radetzky fliehen geſehen.

Rante als Miniſter. Rante iſt Premier geworden, und hat Brenneke zu ſeinem Staatsſekretär erhoben. Er liegt im Staatsrocke, die Cigarre im Munde, im Armſeſſel vor uns. Des Tages Laſt und Sorge hat ihn hingeſtreckt; entſtöpſelte Champagnerflaſchen bezeugen ſeine morgendliche Frühſtücksthätigkeiten. Einige Mitglieder der Linken ſtehen im Hintergrunde, Lakaien hinter ſeinem Seſſel, Brenneke, die Feder hinter'm Ohr, vor ihm.

Rante. Nachdem wir alſo gefrühſtückt haben, nehmen wir unſere Geſchäfte wieder uf. Staatsſekretär Brenneke, an Deinen Poſten! — Brenneke. Ich kann mir bei Lachen nich uhalten, wenn ick dran denke, deß ick auffen Conſtabler een Staatsſekretär gewor'n bin. — R. (mit Würde). Des Lachen in meiner Gegenwart muß ick Dir als unziemlich verweiſen. Uebrigens is der Unterſchied nich ſo groß, wie Du denkſt. — Jetzt ſchreibſt Du an die hohe Nationalverſammlung, daß ick Endesunterſchriebener mir der ſchwierigen Uſgabe unterzogen habe, een neues Cabinet zu bilden; ick kann aber die Portefolgen nich los wer'n. — So iſſet richtig. Contraſingirt: Rante. — B. Wenn ick mir erlauben darf zu bemerken, daß man uf's Muſikantenchor in die Zeiten gewiß die nöthigen Mannſchaften zur Ergänzung des Miniſt — — R. (unterbricht ihn:) Uf die Frage näher einzugehen, halte ick nich vor zweckmäßig. Ick fühle mir ſtark genug, alle Miniſter ſelbſt zu erſetzen, un werde mir blos acht Commiſſarien miethen, die mir bei die Nationalverſammlung verwejen. Die Conſumtion der Gehalter von alle Miniſter behalte ick mir ſelber vor. Geh'n wir jetzt an die Petitionen. Wo ſind wir'n ſtehn geblieben, Staatsſekretär? — B. Bei die Petition um die Freilaſſung von die politiſche Gefangene un von die Preßvergeher. — R. Wird hierdurch ſeinen ganzen Umfang genehmigt. Zugleich beſtimme ick hierdurch, deß Preßvergehen künftig blos durch Geſchworne abgeurtheilt werden dürfen, welche Geſchworne der Präſident des demokratiſchen Klubbes zu ernennen hat. — Jean! — Bedienter (vorſpringend) Zu Befehl, Excellenz! — R. Plump mal Eenen in! Da ick alle acht Miniſterien übernommen habe, werde ick ooch für Alle achte trinken. — Bed. Befehlen Excellenz vielleicht Rierenſteiner? — R. Nee, Schreckenſteiner, in's Kriegsminiſterial-Glas. Ick nehme jetzt ſeinen Reſſort vor. Staatsſekretär! die Flottenangelegenheit. Drage mal vor! — B. (lieſ't) Beiträge zu die deitſche Flotte: Aus Stettin fünf Silbergroſchen, aus Danzig ſieben eenen halben Silbergroſchen, „wenig aber gern“ drei Silbergroſchen, „mit Gott für König un Vaterland“ ſechs Dreier. — R. Is die Rubrik noch lang? — B. Drei Bogen. — R. Der Herr Staatsſekretär wird erſucht, die ganze Summe anzugeben. — B. Macht Summa Summarum: ſieben Dhaler, acht Silbergroſchen, neun Pfennge. Zugleich is'ne beſcheid'ne Anfrage aus de Oſtprovinzen angehängt: wenn ebe die Flotte fertig wird, da et doch bei den reichlichen Zuflüſſen von allen Seiten an Mitteln dazu nich mehr fehlen kann. — R. Schreibe mal an die Frageſteller: daß der Saame bereits gelegt is zu die Flotte, aus deren Holz die Flotte gezimmert wer'n ſoll. Um jedoch die Seeſtädte nich ganz ſchutzlos zu laſſen, werde ick, mit Genehmigung der Paulskirche in Frankfurt, een Regiment ausrüſten.

Digitized by Google

laſſen, zum Waſſerkrieg. Jeder Soldat von des Regiment kriegt Proppenſtiebeln zum Waſſertreten und eenen ſchweinsblaſernen Anzug zum Schwemmen. Desgleichen ſollen een Paar Batterien Kanonen mit Floßfedern verſehen wer'n, un vor den commandirenden General iſſen Luftballon zu beſchaffen. — B. (in hoher Bewunderung) Du haſt doch eenen erzellenten Kopp, Erzellenz Nante! — Nu freu Dir Dänemark! — Wenn ick mir noch eenen Vorſchlag erlauben dürfte vor de Kavallerie — N. (nickt gnädig) Is erlaubt. — B. Man könnte ja die Pferde Bretter unter die Beene nageln, wie des zum Beiſpiel bei die Bleiſoldaten gemacht is. — N. Da muß ick erſt die Paulskirche in Frankfurt fragen. — Damit wären wir alſo fertig. — Jean! Een Glas Waſſer! Die kirchliche Angelegenheiten kommen jetzt. — Jean. Eine Deputation aus der National-Verſammlung bittet um Audienz bei Ew. Erzellenz. — N. Laß ſie man noch een Bisken warten in's Vorzimmer. Ick muß mir in Reſpeckt ſetzen. Un Du Brenneke, nimm eine Deiner Würde angemeſſene Haltung an, un gib Dir'ne pfiffige Miene, ſo ungefähr wie ick. Du ſiehſt als Staatsſekretär doch beinah zu dumm aus. Jean! die Herren können eintreten. (Drei Deputirte treten ein. Gegenſeitige Verbeugungen. Brenneke tritt hinter Nante und macht Alles nach, was er von dieſem ſieht.) Erſter Deputirter. Herr Miniſter, wir kommen Ihnen Glück zu wünſchen zu der hohen Stellung, zu welcher Sie durch das Vertrauen des Volkes berufen wurden. — N. Sehr obligirt! Bitte, nehmen Se Plap! — Da ick Ihnen ſeh, fällt mir'n großer Stein vom Herzen. — Zweiter Dep. Wir hoffen, Ew. Excellenz werden ſich ſtets bereit finden laſſen, die Beſchlüſſe der hohen Nationalverſammlung ohne Weiteres auszuführen. — N. Gewiß, gewiß! Alle Offiziere, die nich uf de Republik ſchwören, ſind Reaktionärs un müſſen abdanken. (Die Deputirten ſehen ſich erſtaunt an.) — Dritter Dep. Der Herr Miniſter ſcheinen den Antrag vom 7. Auguſt falſch verſtanden zu haben. Nur diejenigen Offiziere, die dem Geiſte der Zeit nicht huldigen können — N. Laſſen Se mir man machen. Der Geiſt der Zeit, det is die Republik. Wenn wir det ooch in die Singakademie nich geradezu ausſprechen; unter uns brauchen wir keene Umſtände zu machen. — Alle Dep. (reichen ihm die Hände) Wir haben uns verſtanden. — N. (ſchlau) O! ick kenne meine Reichenbacher — Wittelsbacher wolln' ick ſagen. Jean! Jean! drei Gläſer. — Sie drinken doch? — Erſter Dep. Wenn Sie was Gut's haben? — N. Et is Ihre Sorte, von Hippeln. — Apropos, da Sie grade hier ſind, möcht' ick mir Ihren unmaßgeblichen Rath ausbitten über eene gewiſſe Angelegenheit. In Dänemark haben ſich unſre Truppen, wie Sie wiſſen, eenen unvergänglichen Ruhm geholt. Wegen Limburg ſteht ähnlicher Ruhm noch in Ausſicht. Nu is da noch een Dorf in China, wo blos Deutſche wohnen, un die möchten ſich gerne ooch frei machen laſſen. Wäre et nicht zweckmäßig, wenn wir da 'ne kleene Armee hinſchickten? — Die Paulskirche is gewiß damit einverſtanden. — Die Deputirten (ſehen ſich wieder groß an). — B. Ick erlaube mir ooch, een Wort mitzureden, wenn et erlaubt is. — Nämlich da Herr Held doch auswandern will, ſo könnte er ja die Expedition leiten. Vielleicht gelingt et ihm da, die Ariſtokratie mit'n Pulletariat zu verbinden, um die Bargeroſie zu ſtürzen! — Erſter Dep. Wir können hierzu nichts weiter ſagen, als daß der Herr Miniſter dieſe Anträge einer beſondern Commiſſion der Nationalverſammlung zur Begutachtung übergebe. Unſre Zeit erlaubt uns nicht, länger hier zu weilen, da das Volk vor der Thür eines Berichtes von unſrer Seite harrt. — Wir empfehlen uns! (Alle drei verbeugen ſich und gehen). — N. (bedenklich) Ick gloobe, Staatsſekretär, wir haben uns 'ne ölliche Suppe ingebrockt. Du hädeſt Dein Maul ooch woll halten können; denn Deine Rede zeigte von Unkenntniß der ſtaatsrechtlichen Elemente. — Ick wollte blos mit Dir vereinbaren. — Wat iſſen det vor'n Spittakel auf die Straße? — Stimmen (von der Straße:) Abtreten! Abtreten! (Ein großer Stein fliegt in's Zimmer). — N. (hebt den Stein auf und zeigt ihn Brenneken:) Du es geht uns, wie des vor'ge Miniſterium; wir fallen durchen Stein. — Wat ſteht denn da druf? — (Er lieſ't:) „Das Miniſterium Nante hat das Vertrauen des Volkes verloren. Der Präſident des ſouveränen Lindenklubbs, Herr Müller, wird ſeine Stelle erſetzen.“ — Och jut! Ick wer wieder Konſtabler. — Ick zöge mir ganz zurück von det politiſche Metier, aber ick kann die drei Dhaler däglich nich miſſen. — Ick werde wieder Depentirter! — Erſt laß uns aber die Neegen ausdrinken. — Proſt, Ex-Staatsſekretär! — Schön Dank, Ex-Miniſter!

(Europa.)

Scherz und Laune.

Eine der merkwürdigſten Quittungen, die wohl jemals geſchrieben worden, iſt folgende: Ich Unterzeichneter, franzöſiſcher Journaliſt und Herausgeber des Journals „Mercure univerſel“ zu Regensburg, bekenne fünfzig Stockſtreiche, wohlverdientermaßen erhalten zu haben, weil ich in den Nummern meines Journals vom 1. und 17. Dezember 1800 die Franzoſen belogen und verleumdet habe. Deſſen zum Zeugniß habe ich mich unterſchrieben. Paſſau, am 22. Juni 1801. Paoli.“ Dem Originale gleichlautend: Der Eskadrons-Chef und Adjutant Lefebre. Der Stadt-Commandant Chancel.

Ein Berliner Blatt enthält folgende eingeſandte Anfrage: „Wenn in einer großen Stadt zur Unterſtützung der Verwundeten, Witwen und Waiſen der an einem gewiſſen Tage Gefallenen mehr wie 100,000 Thlr. Pr. Cour. eingehen, von dieſer Summe nur circa 40,000 Thaler zu dem gedachten Zwecke verwendet, über die übrigen 60,000 Thaler aber, trotz täglicher Aufforderungen von allen Seiten, nicht Rechnung gelegt werden kann, — was iſt da zu vermuthen? Die vereinigten Berliner Taſchendiebe, nächtlichen Einbrecher und Kirchenräuber.

Eine ſüddeutſche Zeitung verbürgt die Wahrheit folgender Anekdote: Ein Hauseigenthümer begab ſich dieſer Tage zu ſeinem Miether mit der Bitte, derſelbe möge ihm für den verfallenen Termin die Hausmiethe auszahlen. „Mein Herr,“ entgegnete der Miether, „ich werde Sie bezahlen, wenn die Verfaſſung durchgegangen iſt.“ Der Eigenthümer ſtutzte anfänglich faßte ſich jedoch als vernünftiger Mann bald wieder und zog ſich mit den Worten zurück: „Der Mann iſt bedächtig, er hätte mich ſogar nach der Abſtimmung über die Grundrechte nach Hauſe ſchicken können.“

Als Friedrich eines Morgens aus dem Thore zum Exercieren reitt, begegnete ihm eine Extrapoſt, in welcher der General von B., welcher ungeheure Schulden hatte, ſaß. Der König, der ihn ſeiner Bravour wegen ſehr ſchätzte, erkannte ihn, ritt näher und befahl zu halten. „Guten Morgen, lieber General v. B., Er hat ſich ja früh auf die Beine gemacht!“ redete er ihn an. — „Ja, Ew. Majeſtät, ich muß nol!“ — „Weshalb?“ — „Ich will mich heute mit meinen Gläubigern ſetzen.“ — „Da hätt' Er immer in Berlin bleiben ſollen; in Potsdam findet Er ſchwerlich ſo viel Stühle!“ erwiederte der König und ritt weiter.

Verſchiedenes Blei. Auf einer Reiſe nach Schleſien fiel dem „alten Fritz“ ein Gedanke ein, den er gern aufzeichnen wollte. Er fragte nach Bleiſtift. Sein Leibkutſcher Pfund hörte von Blei, griff in die Taſche und präſentirte dem Könige eine Flintenkugel. — „Narr, Bleiſtift will ich haben!“ ſagte der König. — „Ja, den habe ich nicht,“ entgegnete Pfund; „das iſt aber auch Blei; Ew. Majeſtät haben es manchmal gebraucht.“ — Der König lachte herzlich, und verſprach Pfund, ſeiner beſtens zu gedenken, wenn er einen Sekretär brauchen würde.

Aus dem Schloßfenſter zu Berlin hörte Friedrich eines Tages die Schüler des grauen Kloſters in der Burgſtraße Gellert's ſchönes Lied ſingen: „Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte ꝛc.“ — „Sie muß freilich groß und grenzenlos ſein — ſagte er — weil ſie es duldet, daß die Jungen ſo elend ſingen!“

Der König forderte ein Glas Waſſer. Der Page, der es ihm reichen wollte, glitt auf dem Boden aus und fiel mit dem Glaſe vor dem Monarchen hin. „Ach Gott!“ ſeufzte der Gefallene: „nun bin ich um Ew. Majeſtät Gnade gekommen!“ —

Friedrich der Einzige ſagte: „Wie könnte Waſſer ſo große Dinge thun!“

Die Buchhändler werden jetzt ungeheuer freigebig. (Vermuthlich weil ſie jetzt ſo glänzende Geſchäfte machen!) Die Herren Hahn in Hannover, Veit in Berlin und Schwetſchke in Halle haben dem deutſchen Parlamente ihre Verlagskataloge überreicht, das Reichsminiſterium ſoll ſich Bücher zur Gründung einer Reichsbibliothek gratis ausſuchen.

Einer der Bedienten des Königs erregte eines Tages ſeinen Unwillen ſo ſehr, daß er ihm eine Ohrfeige gab. Mit großer Unbefangenheit ſtellte ſich der Getroffene in der Gegenwart Friedrich's vor den Spiegel und fing an, die durch des Königs Hand in Unordnung gebrachte Friſur wieder herzuſtellen. „Schurke, was

unterſtehſt Du Dich?" fragte der König. — Ganz ruhig erwiederte der Gefragte: „Ew. Majeſtät, die draußen im Vorzimmer brauchen eben nicht zu wiſſen, was zwiſchen uns Beiden vorgefallen iſt." Der König lachte und ging in ein anderes Zimmer.

In einer der Berliner Bezirksverſammlungen behufs der Wahl von Wahlmännern für das Berliner und Frankfurter Parlament, ſchrieb einer der Anweſenden, ein Arbeitsmann, auf jeden Stimmzettel, den er abgab, den Namen Lehmann. Da dies auch bei den engern Wahlausſchüſſen geſchah, wandte ſich der Einſammler der Stimmzettel mit der Frage an ihn: „Wer iſt denn dieſer Lehmann, den Sie ſo hartnäckig protegiren, obwol er beim Vorleſen immer nur Eine Stimme hat, die Übrige?" — Der Gefragte erwiederte mit großer Seelenruhe: „Der Lehmann, dat bin ick!" — „Ach ſo!" erwiederte überraſcht der Einſammler, „Sie wünſchen alſo Deputirter für Berlin zu werden!" — Worauf der Urwähler mit großer Ernſthaftigkeit entgegnete: „Deportirter vor Berlin, ſo nicht, aberſt vor Frankfurt. Ick habe ja dort drei Jahre in Condition geſtanden und kenne jeden Keller!"

Ein Engländer, der ſeit zwei Jahren in dem politiſch-todten Oriente umhergereiſ't war und von den Ereigniſſen in Europa wenig oder nichts erfahren hatte, kam auf dem Rückwege im Mai nach Wien, über das er ſeinen ganzen Zorn in der „Times" ausſchüttet. „Das Volk ſchien die Saturnalien der Freiheit zu feiern. Ueberall ſtanden Barrikaden; man ſprach von nichts als Konſtitution, Abſetzen, Schießen ꝛc." Außer ſich gerieth der Engländer aber, wie er erzählt, in der Nacht, denn als er zu Bett gegangen, ſei etwa gegen 12 Uhr ein Mädchen in ſein Zimmer getreten, das eine Schürze voll Steine getragen und ganz unbefangen zu ihm geſagt habe, er möge ſich nicht ſtören laſſen, aber ſofort angefangen habe, die Steine aus dem Fenſter hinunter nach dem Militär zu werfen. Mit fürchterlichem „Goddam!" trieb er das Mädchen hinaus und nachdem es Tag geworden, verließ er die Stadt.

Warum hat man in Paris, fragt der „Corſaire Satan," ſo viele Freiheitsbäume gepflanzt? Antwort: Um wenigſtens den Schatten davon zu haben.

Man ſtreitet ſich über das Ein- und Zweikammerſyſtem, und vielen aus der Zahl der Streitenden wäre indeß ſo viel Licht zu wünſchen, um zu ſehen, wie finſter es in ihren eigenen Dachſtübchen ausſieht.

In das Amtshaus auf einer Herrſchaft rückte eine Bauern-Deputation ein. Sie wurde ſehr höflich empfangen und zum Sitzen eingeladen. Der Amtmann fragte hierauf, ob ſie Preßfreiheit wolle, oder Schwurgerichte, oder Steuerermäßigung oder Abſchaffung der Robot. — Nein, nein!" riefen Alle. — „Nun, was denn?" — „Wir wollen nicht länger wie Hunde behandelt werden." — „Gut, das ſoll geſchehen." — „Geben Sie es uns ſchriftlich." — Der Amtmann that es, und als er die Conceſſion der Deputation überreichte, meinte dieſe kopfſchüttelnd: „Dieſelbe habe keine Giltigkeit, da ſolche nicht auf Stempelpapier geſchrieben ſei." Der Amtmann fügte ſich auch dieſem Verlangen, und die Deputation zog vollkommen befriediget mit der geſtempelten Freiheit von dannen!!

Der größte Magnet in der Welt, der Metall anzieht, war in den Oktobertagen die Stadt Wien; denn alle Kanonen bewegten ſich dahin, ſelbſt der Kroatenführer Jelačić verließ ſeine bisherige Kriegsbahn und ſprach: „Die Kanonen zeichnen mir meinen Weg vor."

In Katzengrund, zwei Gehſtunden von Altkrähwinkel, hatte die dortige Nationalgarde bei einer Exerzierübung ein Malheur, indem mit einem Male mitten in der Bewegung die ſämmtliche Fronte unbeweglich ſtehen blieb. Wie verzaubert vermochte ſie nicht vom Flecke zu kommen. Was war die Urſache? Einer war dem Andern auf die langen Schöße der Röcke getreten und ſo einen unvermutheten Stillſtand hervorgebracht.

Der Krieg ward endlich auch heiratsluſtig, und um das Verſäumte nachzuholen, nahm er zwei Weiber auf einmal; die Eine hieß Revolution und die Zweite — Cholera. Dafür jagte er ſeine Tante, die Todesſtrafe, aus dem Hauſe, indem ſie nun völlig überflüſſig war.

Ueber die Conſtitution äußerte ſich der Kaiſer von Rußland nach den Märztagen folgends: „Nur in abſoluten Monarchien und Republiken iſt Wahrheit, in konſtitutionellen Monarchien aber Fiktion!!

Zum Modebilde Nr. 12.

1. Kopfputz von ſchwarzen Spitzen mit einer Bandſchleife an der Seite; Kleid von ſchillerndem Taffet mit einem neuen Leibchen, welches an der Taille von dem Rocke nicht getrennt iſt, ſondern jackenartig und faltenlos über die Hüften herabgeht und ſich in einem ausgezackten Volant endigt, dem ſich drei ähnliche auf dem Rocke anſchließen; die Aermel ſind ebenfalls dicht anliegend, faltenlos und reichen bis an den Ellenbogen, wo ſie ſich in zwei volantähnlichen Beſetzungen endigen. Der Arm darunter bleibt blos und iſt mit einem Armband geſchmückt.

2. Zughut von Krepp mit ſchmalen Streifen ungeriſſenen Sammts und einem Bouquet von Sammtblumen an der Seite; Ueberrock von geſtreifter Levantine mit hohem Leibchen und halblangen unten weiten Aermeln, welche einen doppelten Aufputz haben, gleich dem auf dem Rocke vorn, der mit Seide eingefaßt iſt.

3. Zughut von Seide mit ausgezackten Ruchen von gleichem Stoffe und einem Halbſchleier garnirt; Kleid von Barege mit hohem Faltenleibchen und ziemlich weiten Aermeln, auf dem Rocke mit ſechs Querſtreifen beſetzt.

4. Hut mit ſchmalen Krempen; kurzer Ueberziehrock mit Längentaſchen in den Schößen und einem Täſchchen auf der Bruſt; darunter ſchwarzer Frack, weiße Kravate und weiße Weſte; ziemlich enge ſchwarze Beinkleider.

Bilder-Magazin.

„Laſſen Sie mir doch Ihre Zunge ſehen?"

„Da!"

„Herr Gott, die ſieht ja aus wie ein Reibeiſen, ich würde Ihnen rathen, ein Emplastrum aufzulegen."

„Herr Steuer-Einnehmer, die Kubſchnappler Gemeinde ſendet ihren Reſt per 899 fl., bitte um 101 fl. heraus."

„Amtsmusketier, ein Glas Waſſer! Mich trifft der Schlag, in der ganzen Kaſſe ſind keine zwei Kreuzer!"

Wahrhaftiges und naturgetreues Conterfei eines Defensors der ruſſiſchen Knute. Er ſchlägt auf den Erſten Coup jede andere Nationalität todt.

Neueſtes Mittel, wie bei den gegenwärtigen ſchlechten politiſchen Zeitumſtänden der Direktor Longinus Wetzlauer die Leute in's Theater zieht.

Der Bürger Wetzlauer verliest in die Lektüre der ſchrecklichen Zeitungs-Nachrichten aus Wien.

Ein preußiſcher Invalide, der über die Folgen des ſchleswig-holſtein'ſchen Friedens nachdenkt.

Berührung zwiſchen einem volksfeindlichen und einem volksfreundlichen Soldaten.

Wie ein reicher Gutsherr, der ſeine einflußreichen Hände gern überall im Spiele hat, ſich ſeinen Bauern als Kandidat zur Deputirtenwahl empfiehlt.

Schlußwort.

Mit dieſem Hefte iſt der achtundzwanzigſte Jahrgang der „Erinnerungen" geſchloſſen. Es bedarf weniger Worte, um jenen herzlichen Dank auszuſprechen, welchen ich gegen unſere Leſer ausſprechen zu müſſen glaube. Dieſe Blätter ſind ſeit achtundzwanzig Jahren dem Publikum immer lieb und werth geweſen, dem Redacteur nicht minder, der ihnen ſeine Thätigkeit mit Luſt und Liebe weiht, und deſſen Sorgfalt ſtets dahin gerichtet ſein wird, den Inhalt immer intereſſanter herauszuſtellen. Indem wir die P. T. Herren Abnehmer dieſer Monatſchrift zur Pränumeration auf den künftigen Jahrgang höflichſt einladen, erlauben wir uns, Folgendes zu bemerken:

Die Wahl der Erzählungen und Novellen wird ſtets die ſorgfältigſte ſein, wir werden uns beſtreben, meiſtentheils ſolche zu geben, welche auf einer geſchichtlichen Baſis ruhen, und unter dieſen jenen den Vorzug geben, die ein vaterländiſches Intereſſe haben.

Nebſt einer längeren Novelle ſoll jedes Heft einen oder mehre kürzere Aufſätze bringen, welche entweder dem Gebiete der Sage, der Humoreske, des Genrebildes, oder der vaterländiſchen Topographie angehörend, größtentheils mit einer Bilderbeilage verſehen ſein ſollen.

Das Feuilleton wird ſich in „Ernſt und Scherz" theilen. Es wird ferner bringen: Biographien mit Porträts, illuſtrirte Genrebilder und Skizzen, humoriſtiſche Bagatellen, Komiſches aus der Zeit und endlich ein kleines Bilder-Magazin in der Art und Weiſe, wie wir es bereits in den früheren Heften gebracht haben. Außerdem wollen wir es nicht verſäumen, alle wichtigen Erfindungen und Erſcheinungen der Zeit zu erwähnen, um auf dieſe Art eine Revue des Wiſſenswertheſten zu bringen.

Bei dem Stande der politiſchen Begebenheiten der Gegenwart, wird es unſeren Leſern gewiß ſehr intereſſant ſein, wenn wir zuweilen auch kleine politiſche Artikel in der populärſten Auffaſſung bringen. Wir haben bereits in dieſem Hefte begonnen und werden in jedem Hefte eine politiſche Monats-Ueberſicht bringen.

In Bezug auf die Bilderbeilagen erwähnen wir, daß jedes Heft außer der ſeit vielen Jahren feſtgeſetzten Anzahl Lithographien noch ein Modebild und mehre Holzſchnitte als Text-Illuſtrationen enthalten wird. Außerdem werden auch noch Muſikbeilagen, wie in früheren Jahren erſcheinen. Jedes Heft der „Erinnerungen" wird alſo enthalten: „drei lithographirte Bilder, ein Modebild, ein Quartblatt Muſikbeilage und mehre Holzſchnitte.

Das erſte Heft des neuen Jahrganges bringt eine intereſſante Zeitgeſchichte „1848," oder „die Geheimniſſe von Prag," von Guido Polz, welche reich an zeitgemäßen Anſpielungen iſt und unſere Leſer gewiß ſehr intereſſiren wird.

Wir benützen dieſe Gelegenheit, alle P. T. Herren Schriftſteller des Vaterlandes zur Mitwirkung bei den „Erinnerungen" höflichſt einzuladen und erſuchen Sie, uns mit ihren Beiträgen zu unterſtützen und zu erwägen, daß es im Inlande nicht leicht ein Inſtitut gibt, welches ſich einer ſolchen Ausbreitung und eines ſo zahlreichen Leſekreiſes erfreut, als die „Erinnerungen." Beiträge erbitten wir uns in Quartformat, in leicht leſerlicher Handſchrift abgeſchrieben, und erſuchen, uns bei der erſten Einſendung alſogleich Ihre Honorars-Bedingungen bekannt zu geben. Manuſkript-Sendungen erbitten wir uns auf portofreiem Wege.

Somit ſchließen wir dieſen Jahrgang und wünſchen, daß der nächſtfolgende unſern Leſern eben ſo willkommen ſein möge, als es die früheren waren.

C. W. Medau,
Verleger.

Guido Polz,
Redakteur.

Inhalts-Verzeichniß.

Erzählungen und Novellen.

Seite.

Zacharias Amselpfiff's Abenteuer, oder Reminiscenzen aus dem Leben eines Lumpensammlers. Novelle von Franz Lubojatzky 5
Der Rabbi von Prag. Historische Novelle von Guido Polz 69
Demetrius Sofian. Historische Novelle von Eduard Breier 109
Räuber und Kind. Novelle von J. Alexander Medis 137
Schloß Kamin. Historische Novelle von Julius Krebs 165
Ein Kreuzzug in Preußen. Romantisches Gemälde aus heben Zeiten Přemysl's Otakar's II. von J. C. Hickel 197
Aus den Annalen von Capowce. Von Mephisto . . 229
Der Arme und seine Braut. Erzählung aus dem Leben. Von Franz Lubojatzky 261
Der Spion. Historische Novelle von Guido Polz . . 325
Des Meisters Johannes Wacht Hochzeitstag. Aus dem Volke für das Volk von J. C. Hickel 357
Ein Intermezzo. Novelle von Dr. Wurm 365

Verschiedene Aufsätze.

Der Löwe von Luzern. (Mit einer Lithographie.) 28
Der Thurm des Ezzelin in Padua. (Mit einer Lithographie.) . 28
Das Denkmal des Generals Washington. (Mit 2 Xylographien.) 32
Andreas Eberhard Rauber. (Historische Skizze mit einer Xylographie.) 59
Der Ruinentempel bei Spoleto. (Mit einer Lithographie.) . . 60
Maria von Marra. (Mit lithographirtem Porträt.) 61
Die Brücke von Campo Dolcino am Fuße Splügen. (Mit einer lithographirten Abbildung.) 101
Adrianopel. (Mit einer Lithographie.) 101
Die frierenden Kinder. (Mit einer Lithographie.) 102
Das äußere Pantheon zu Kleinthal, von Karl Brantl. (Mit einer Lithographie.) 121
Die Niederlassung auf der Mosquitoküste 123
Alexander von Humboldt. (Mit lithographirtem Porträt.) . . . 127
Die Grablapelle in Dreux. (Mit Lithographie.) 127
Die Ruinen der Burg Lebenitz in Ober-Ungarn. Von Karl Brantl. (Mit einer Lithographie.) 153
Tyrrhel, der Königsmörder. Historische Skizze von Viktor Bednár 155
Die Gräfin von Landsfeld. (Mit lithographirtem Porträt.) . . 158
Palermo. (Mit einer Lithographie.) 159
Männer der Zeit. (Mit drei lithographirten Porträts.) 177
Das Bandl. Genrebildchen aus Mozart's Leben, von J. P. Lyser. (Mit einer Lithographie.) 181
Feargus O'Connor und die Kundgebung der Chartisten von Kenningsten-Common. (Mit einem xylographirten Porträt.) . . 190
Der Buckingham-Palast. (Mit einer lithographirten Abbildung.) . 217
Die Wohlthäterin in der Hütte der Armuth. (Mit einer Lithogr.) 218
Bittere Erinnerungen aus meiner Studienzeit, oder: Eine Erziehungs-Anstalt unter der Leitung eines Ex-Jesuiten. Von Franz Hirsch 241
Das Kloster Dragomirna und Sutschawitza. (Mit einer Lithogr.) 247
Meyer's Kinder beim Blindekuhspiel. (Mit einer Lithographie.) . 247
Georg Huebmer. (Mit einer Lithographie.) 248
Erzherzog Johann von Oesterreich. (Mit einem lithographirten Porträt.) 286
Der Tod des Generals Brea. (Mit einer Lithographie.) . . . 287
Heinrich von Gagern. (Mit einer Lithographie.) 316
Bukarest und Jassy. (Mit zwei Lithographien.) 316
Jellachich, Ban von Croatien. (Mit einer Lithographie.) . . . 348
Der Zeitungsmarkt. Von Guido Polz. (Mit einer Lithogr.) 350
Cromwell vor der Schlacht Dunbar. (Mit einer Lithographie.) 350
Cavaignac, Diktator von Frankreich. (Mit einem lithogr. Porträt.) 365
Tod des Generals von Gagern. (Mit einer Lithographie.) . . 373

Seite.

Die Ermordung des Fürsten Lichnowsky und des Generals von Auerswald 373
1848! Politische Reflexionen von Guido Polz 374

Zeithistorisches Feuilleton.

Die Erstürmung Merkko's. (Mit einer xylographirten Abbildung.) 29
Einige Histörchen vom alten Blücher. Von Friedrich Beck 31
Ciceronachio. (Mit einer xylographirten Abbildung.) 31
Andreas Eberhard Rauber. Historische Skizze. (Mit einer Xylographie.) 59
J. N. Vogl. (Mit dessen xylographirtem Porträt.) 61
Hunyad. Ballade von J. N. Vogl. (Mit einer Xylographie.) . 62
Die Schlacht bei St. Gotthard nächst Horitz im Bidschower Kreise. Von Dr. Hadwich 63
Alexander Dumas erstes Auftreten als Dramatiker . . . 102
Der Bettler-Orden. Von C. M. Oettinger 127
Testament Sr. Wohlgeboren des deutschen Michels . . . 159
Fürst Metternich und seine Werkzeuge 161
Constitutionelle Briefe des alten Rübezahl. Von G. Polz . 183, 244, 288
Oesterreich und Europa Von Guido Polz 186
Eine neue Land- und Wasserstraße nach China 219
Aus der Bourbonenzeit 221
Friedrich Hecker 221
Brief des Fürsten Metternich an Guizot in London . . . 248
Militärische Beredsamkeit 251
Joseph Graf Radetzky und seine Soldaten 292
Die demokratischen Bestrebungen Wien's 292
Russische Brautschau in Deutschland 293
Adresse an den Papst wegen Aufhebung des Cölibats . . 318
Der Magnetismus zu Paris im Jahre 1784 376
Alexander Dumas und seine Frau. (Mit einer Xylographie.) . 376
Kapitän Frederick Marryat. (Mit einer Xylographie.) . . . 377
Canstadter 377
Infernalische Constitution. Von Phil. Jocosus 378

Miscellen aus den Artikeln:

Erfindungen 32, 64, 105, 256
Humoristische Bagatellen 32, 226, 322, 382
Jagdzeitung 32
Länder- und Völkerkunde 33, 64, 160, 225, 253, 318, 350, 378
Scherz und Laune 34, 66, 106, 134, 163, 194, 227, 258, 295, 323, 354, 383
Album für Damen 63, 103, 128, 161, 223, 351, 378
Industrie 64
Historische Miscellen 65, 104, 130, 162, 191, 256
Miscellen 224, 320, 352, 380
Humoristische Bagatellen 66, 105, 131, 162, 353, 382
Modeblüthen 66
Gemeinnütziges 105, 130, 224, 318, 351, 379
Kleine Erzählungen 103, 104, 132, 251, 353, 380
Badeleben 191
Russische Charakterzüge und Anekdoten 133, 192, 256
Statistisches 130
Militärisch-Statistisches 379
Funken 134
Landwirthschaftliches 254
Allgemeines politisches Bürger-ABC 248

Lithographien.

Der Löwe von Luzern 28
Der Thurm des Ezzelin in Padua 28
Der Ruinentempel bei Spoleto 60

Digitized by Google

Seite.

Maria von Marra 81
Die Brücke von Campo Dolcino am Fuße des Splügen . . 101
Adrianopel 101
Die frierenden Kinder 102
Das äußere Pantheon zu Kleinstal 121
Alexander von Humboldt 127
Die Grabkapelle in Dreux 127
Die Ruinen der Burg Lebenitz in Ober-Ungarn 153
Die Gräfin von Landsfeld 158
Palermo 159
Männer der Zeit 177
Das Bandl, Genrebild 188
Bewegte Zeiten 197
Der Buckingham-Palast 217
Wohlthäterin der Armuth 218
Meyer's Kinder beim Blindekuhspiel 247
Das Kloster Dragomirna 247
Georg Buchner 248
Einer, der sich herablassen will, deutscher Kaiser zu werden . 252
Erzherzog Johann von Oesterreich 256
Der Tod des Generals Brea 261
Heinrich von Gagern 316
Bukarest und Jassy 316
Das Lever des Fürsten von Bukarest 316
Jellachich, Ban von Croatien 348
Der Zeitungsmarkt 350
Cromwell vor der Schlacht bei Dunbar 350
Cavaignac, Diktator von Frankreich 365
Tod des Generals von Gagern in der Schlacht bei Kandern 373
Die Ermordung der Deputirten Lichnowsky und Auerswald in Frankfurt 373
Modebilder zu Seite 36, 68, 108, 136, 164, 196, 228, 260, 296, 324, 356, 384

Xylographien.

Seite.

Cicerouachio 29
Erstürmung Mexiko's 31
Das Denkmal des Generals Washington 32, 33
Andreas Eberhard Rauber 59
Joh. N. Vogl 61
Punpad 62
Großvater und Enkel 104
Feargus O'Connor 190
Der Palast Vendramin Calergbi in Venedig 222
Jakob Berzelius 318
Heinrich Zschokke 318
Alexander Dumas 377
Kapitän Marryat 377
Bilder-Magazin zu Seite 35, 67, 107, 136, 164, 195, 228, 260, 296, 324, 356, 384

Musikalien.

1. Heft: Neujahrsspende-Walzer für's Pianoforte von A. J. Gruß. 3. Heft: Erinnerungs-Polka von Fr. Prinke. — In's stille Land, Gedicht von Salis, Musik von J. Kruch. 4. Heft: Die Sternlein, Gedicht von A. Riedl, in Musik gesetzt für vier Männerstimmen, von A. Emil Titl. 5. Heft: Ave Maria, in Musik gesetzt für eine Singstimme mit Pianoforte- oder Guitarre-Begleitung von Jos. Egerer, Kantor in Kaaden. 6. Heft: Das Bild des Geliebten, Lied für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte, von Jos. Aug. Heller. 8. Heft: Constitutionsfabel-Polka von Joh. Kruch. 9. Heft: Siebenundsechziger-Polka für's Pianoforte von Fritz Sechsundsiebenziger. 10. Heft: Studenten-Marsch von F. W. Swoboda. 11. Heft: Margarethen-Mazurka für's Pianoforte von Franz Gröbl. 12. Heft: Sylvester-Abend-Polka von A. J. Gruß. — Trinklied von Ludwig Storch.

1848-№ XII.

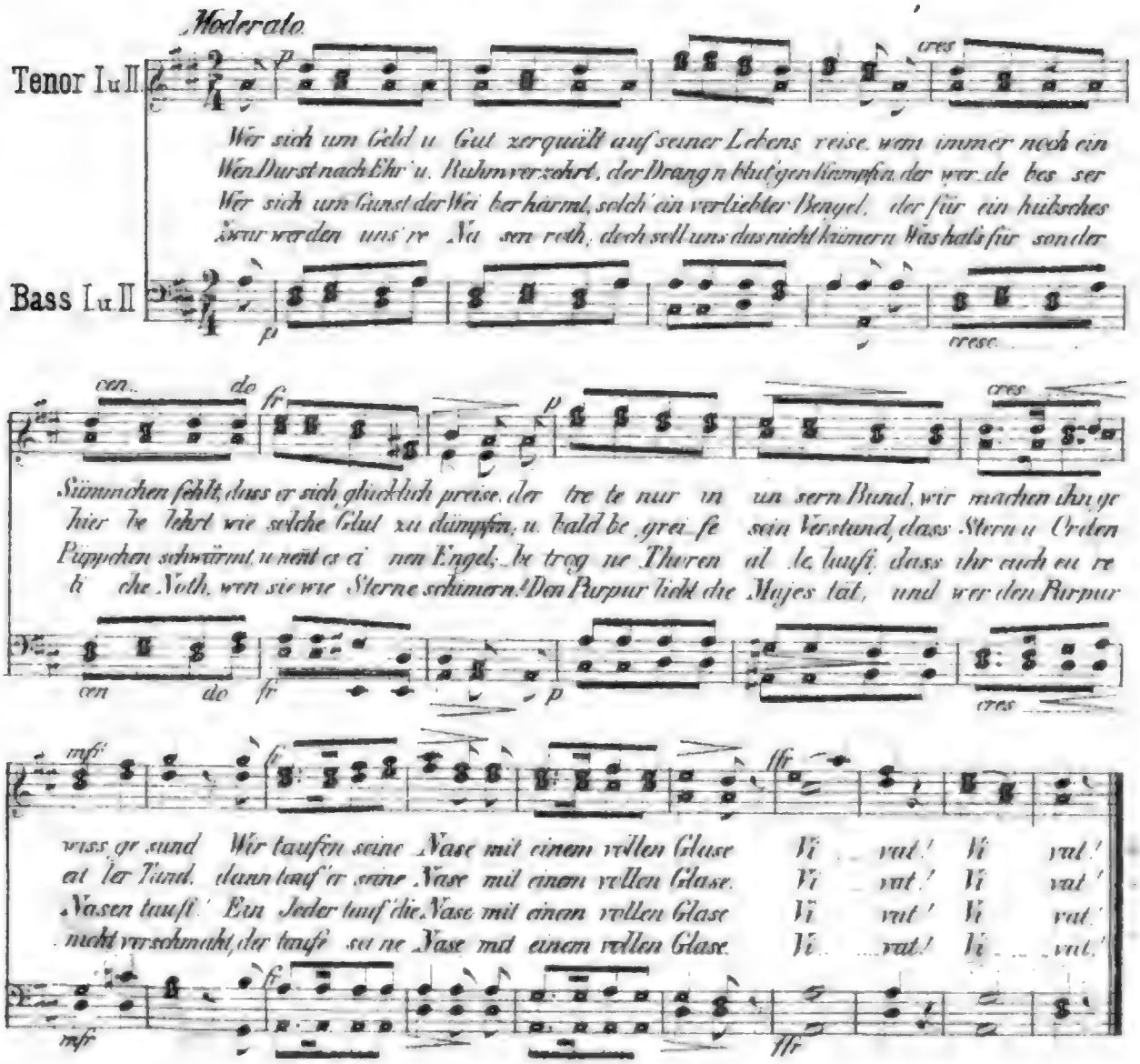
Digitized by Google

Trinklied von Ludw. Storch.

Als Männer-Quartett, für 2 Tenore & 2 Bässe bearbeitet

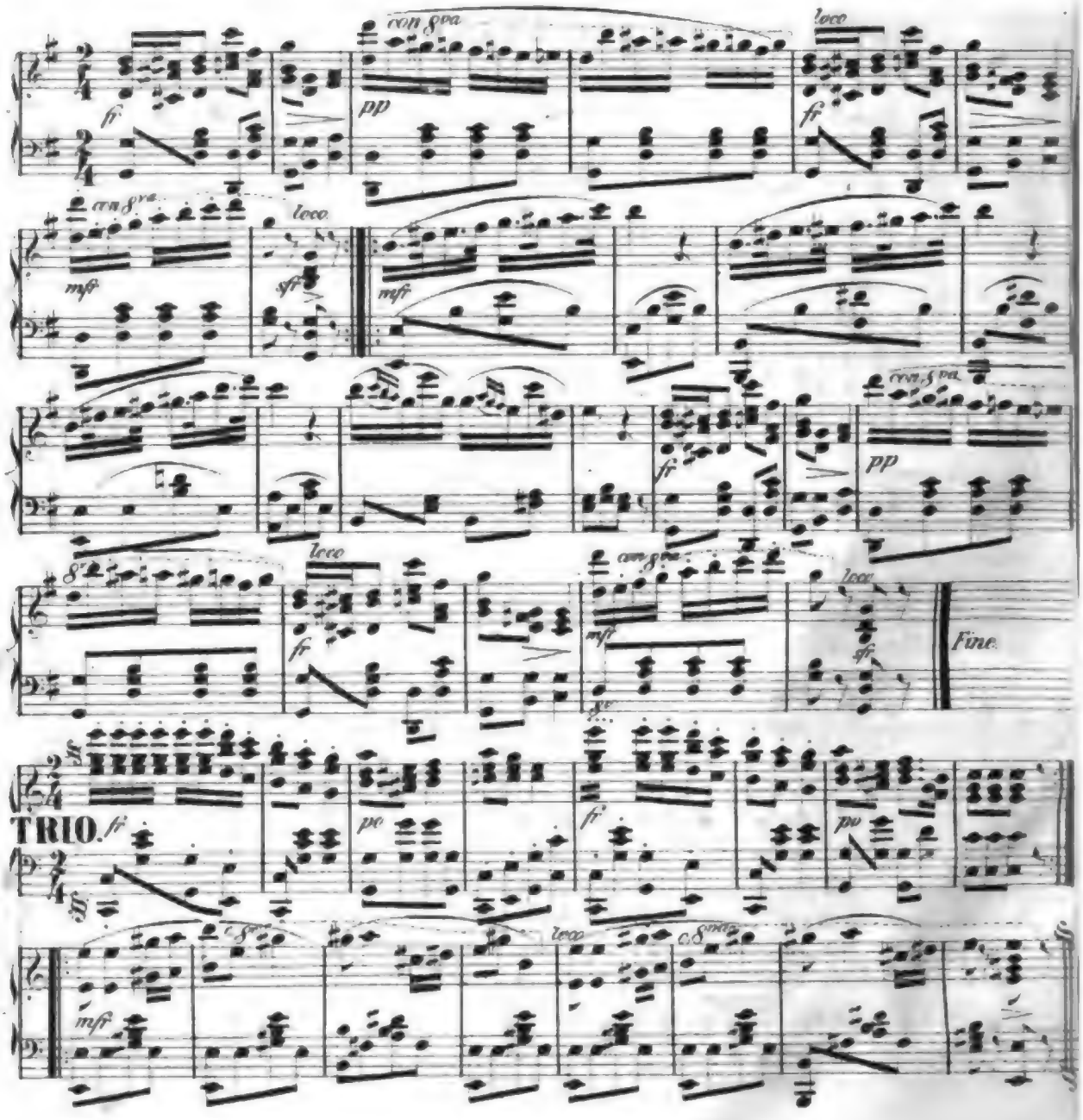
von

A. J. Gruss.



Sylvester-Abend-Polka

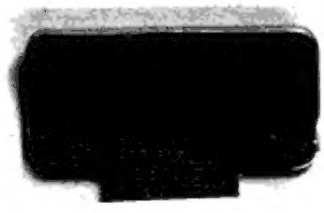
v. A. J. Gruss.



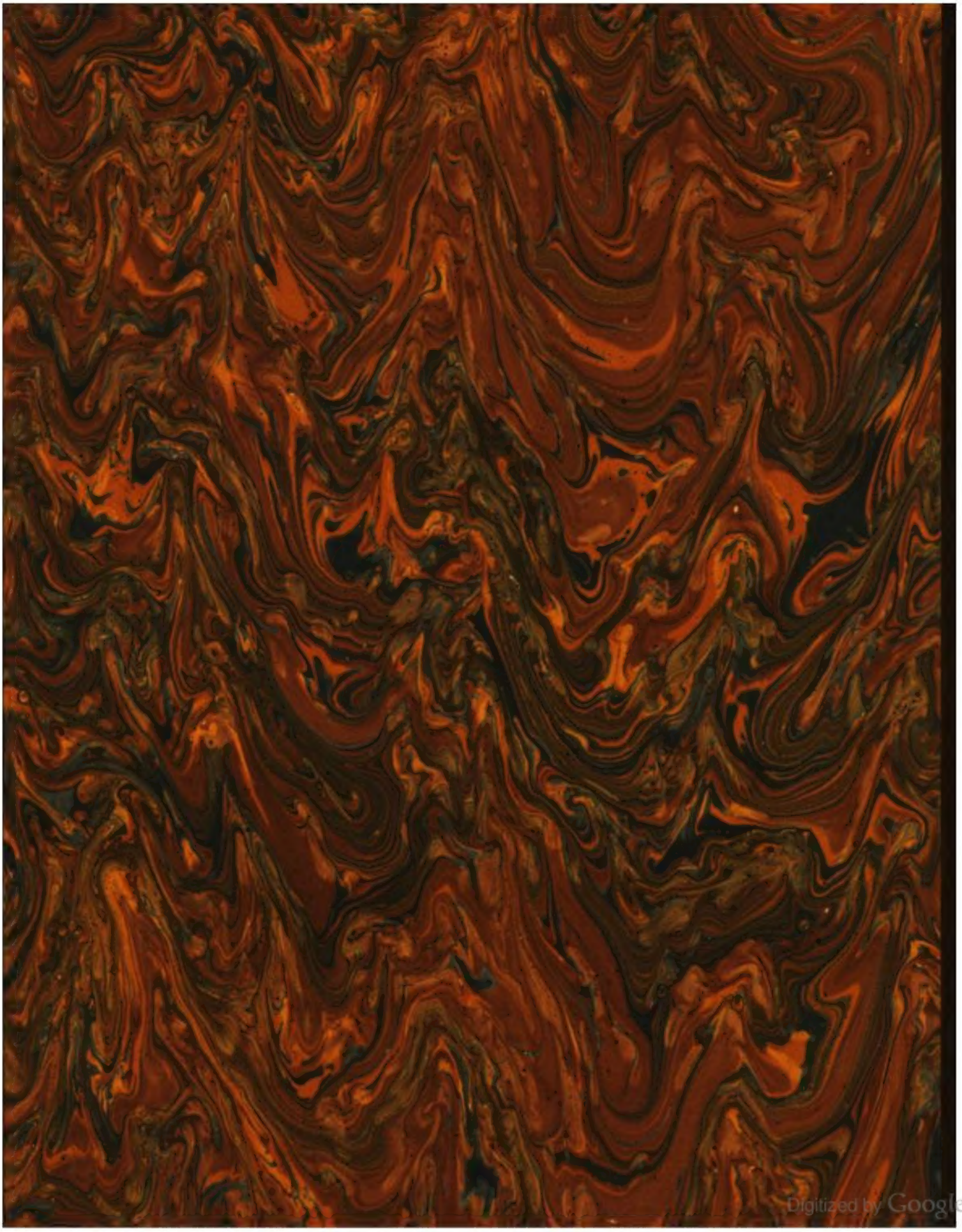
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google